LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF CALIFORNIA.

Class

Die Grenzboten

67. Jahrgang

Jährlich 52 Hefte

Zeitschrift für Politik, Literatur und Kunst

Nr. 14 Erschienen am 2. April 1908

Inhalt

	Seite
Die großen Flotten der Welt im Jahre 1908	1
Ähnliche Probleme	12
Das Gerichtswesen bei den Negern in Britisch-Zentralafrika. Von Karl Fricke	25
Neue Kunstbücher. Von Rudolf Wustmann	30
Über Schriftstellerei. Von George Gissing	36
Valeno, der Jagdfalk. Eine Geschichte aus der Krähenhütte von Julius R. Haarhaus	42
Maßgebliches und Unmaßgebliches	49

Reichsspiegel (Zur Beendigung des Streits zwischen Reichstag und Presse. Der Reichskanzler über die auswärtige Politik. Fürst Bülow über das Wahlrecht. Die Monarchenbegegnung in Venedig. Fürst Bülow in Wien). — Neues von Rehke. — Deutsche Malerei des neunzehnten Jahrhunderts. — Der Religionsunterricht in den italienischen Schulen.

50 Pf. das Heft.

Fr. Wilh. Grunow Leipzig.

6 Mark. das Vierteljahr.

Germania

Lebens-Versicherungs-Aktien-Gesellschaft zu Stettin.

Versicherungsbestand Ende 1907: 780.1 Millionen Mark Kapital | Sicherheitsfonds Ende 1907: 341.2 Millionen Mark

Unverfallbarkeit. Weltpolice. Unanfechtbarkeit.

Dividende nach Plan B bis zu 79 % der einzelnen Prämie.

Unfall-Versicherung. Haftpflicht-Versicherung.

Vergnügungsfahrten

mit großem Extradampfer

9. bis 22. Mai: Tunis — Algier — Catania — Tunis — Palermo — Taormina — Capri — Neapel — Rom 3 Tage — Marseille, 450 bis 600 Mk. 27. Mai bis 15. Juni: Marseille — Madeira — Teneriffa — Kanarien — Madeira — Lissabon — Hamburg, 500 bis 800 Mk.

Landausflüge, Gebirgsfahrten usw., sowie Rheinwein an Bord und Land einbegriffen. Dampfer 108 m lang, 5000 T. Wasserverdrängung. Betten in den Kabinen nicht übereinander.

Ausführliche Prospekte vom Reisepaß, Berlin W., Bülowstr

M. 78,- p. Mille mit ca. 20% Nachlass M 63,- p. Mille

Sumatra-Fehlfarben

Probekiste von 50 Stück M. 3,15 4 Viertelkisten von 250 Stück M. 15,75 4

Hervorragende Qualitätsmarke ohne Ausstattung.

Allen Rauchern, welche nicht auf Farben u. andere Äusserlichkeiten, sondern auf Wohlgeschmack sehen, angelegentlichst empfohlen. Preisisten über sämtliche Cigarren- u. Rauchtabak-Fabrikate postwendend.

Ziel 2 Monat oder länger nach Vereinbarung

Klever & Werres, Holl. Cigarrenfabrik GELDERN NIEDER-RHEIN 158

Ermahnung

Gebt Euren Mädeln und den Buben nur Poetko's Apfelsaft aus Guben.

Poetko's Apfelsaft ist flüssiges, frisches Obst. Alkoholfrei. Naturrein. Unbegrenzt haltbar. **Ideales Gesundheitsgetränk für Kinder, Nervöse, Genesende.** Versand in Kästen à 30 Fl. zu 40 Pf., Auslese zu 50 Pf. pro Fl. exkl. Glas ab Guben. — Den Herren Aerzten Probeflaschen umsonst.

Wer Abstinenzler nicht mag sein
Der trinke Poetko's Apfelwein.

Hervorragendes Erzeugnis höchster Vollkommenheit. Von 35 L. aufwärts à 30 Pfg. Auslese à 50 Pf. pro L. exkl. Gebd. ab Guben. **Poetko's Apfelsekt und Poetko's Beerenweine** marschieren überall voran. Preisliste postfrei.

Ferd. Poetko, Guben 56 Größte Apfelsaftkelterei Deutschlands.

Die

Grenzboten

Zeitschrift

für

Politik, Literatur und Kunst

---

67. Jahrgang

Zweites Vierteljahr

Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow
1908

AP30
G7
v.67:2

Inhaltsverzeichnis

Jahrgang 1908. Zweites Vierteljahr

Politik, Geschichte, Kolonialwesen, Militär, Marine

Die großen Flotten der Welt im Jahre 1908. S. 1.
Asiatische Probleme. S. 12.
Die Tätigkeit der ungarischen Koalition. S. 57.
Geheime oder öffentliche Wahl. Von Georg W. Schiele. S. 66.
Ein neuer Gibbon. Von Carl Jentsch. S. 71.
Die asiatische Einwandrung. Von W. Paschen. 1. S. 109. 2. S. 165.
Die preußische Artillerie im Dienste des Küstenrettungswesens. Von Ludwig Kemmer. 1. S. 115. 2. S. 402. 456. 3. S. 552. 612.
Die modernen chinesischen Truppen in Petschili. S. 157.
Amerika und die Dauerhaftigkeit seiner politischen Verhältnisse. 1. S. 205. 2. S. 258.
Brauchen wir die Ausländer in unsern Kolonien? Von Rud. Wagner. S. 253.
Der Abschluß der großen englischen Heeresreformen. S. 301.
Das Tagebuch des Grafen Blumenthal von 1870/71. S. 310.
Was hat uns der Krieg in Ostasien gelehrt? S. 349.
Zur mazedonischen Frage. Von Martin Hartmann. S. 397.
Russische Briefe. Von George Cleinow. 12. Rußland, Deutschland und die Polen. S. 449.
Die Zukunft Australiens. S. 497.
Blücher und Gneisenau. S. 508.
Chinesische Parteien und Zeitungen. S. 545.
Die sozialdemokratische Bewegung in England. Von Brix Förster. S. 548.
Die Grenzvölker im Nordwesten Indiens und die Zakka Khels. S. 593.
Die Schlacht bei Pavia. S. 600.

Volkswirtschaft, Verkehr, Verwaltung, Rechtswesen, Unterricht, Kirchenwesen

Das Gerichtswesen bei den Negern in Britisch-Zentralafrika. Von Karl Fricke. S. 23.
Die neue Baugesinnung. Von Eugen Kalkschmidt. 1. S. 84. 2. S. 136.
Der Prozeß gegen Unholde und Zauberische Personen. S. 126.
Politik in der Schule. Von Adolf Stamm. S. 170.
Die Stadterweiterung. Von Carl Jentsch. S. 180.
Paul Gerhardt und der Große Kurfürst. Von Hermann Jacoby, Geh. Kirchenrat in Königsberg i. P. 1. S. 183. 2. S. 280.
Reform unsrer Kreditorganisation. S. 212.
Der Baubureaukratismus und seine kunstfeindliche Tendenz. Von Jos. Aug. Lux. S. 221.
Fürsorgeerziehung. Von Carl Jentsch. S. 266.
Arbeitskammern. Von Otto Brandt. S. 358.
Volksrichtertum und Selbstverwaltung. Von R. Krieg. S. 504.
Probleme der Kunstindustrie. Von Jos. Aug. Lux. S. 563.

Literatur und Kunst

Neue Kunstbücher. Von Rudolf Wustmann. S. 30.
Über Schriftstellerei. Von George Gissing. S. 36.
Das Leben eines Glücklichen. Von Heinrich Spiero. S. 141.
Kaiser Karls Geisel. Von Professor Dr. J. Röhr. S. 276.
Das vorgoethische Weimar. Von Julius R. Haarhaus. S. 409.
Die Kulturgrundlagen der russischen und der japanischen Literatur. Von Karl Dieterich. S. 415.
Neue Lyrik. Von Heinrich Spiero. S. 479.
Studien über die Romantik. Von Carl Jentsch. S. 515.
David Friedrich Strauß. Von Carl Jentsch. S. 621.

Verschiednes

Die Stadt, in der ich wohne. Von Charlotte Niese. S. 39.
Fürstin Pauline zur Lippe. Von Siegfried Fitte. 1. S. 226. 2. S. 317.
Skizzen und Bilder aus dem westfälischen Industriegebiete. S. 287.
Aus dem griechischen Erzgebirge. Von Karl Dieterich. S. 323.
Der Orient in unsrer historischen Bildung. Von Rudolf Stübe. S. 362.
Teresa de Jesus. Von Carl Jentsch. S. 369.
Von englischen Gartenbüchern. Von Beda Prilipp. S. 381.
Studienfahrten in der römischen Campagna. Von H. Bachmann. S. 422.
Das gesellige Leben bei den Griechen. Von Arthur Preuß. S. 463.
Johann vom Kreuz. Von Carl Jentsch. S. 470.
Siena. Eine Reiseerinnerung von Mathilde Fleischer. 1. S. 524. 2. S. 628.
Sozialpsychologische Eindrücke aus deutschen Großstädten. Von K. Dieterich. München. 1. S. 569.

Baleno, der Jagdfalk. Eine Geschichte aus der Krähenhütte. Von Julius R. Haarhaus. S. 42. 96.
Die Bingersdorfer Brücke. Von Ilse Lesken. S. 145.
Skizzen aus unserm heutigen Volksleben. Von Fritz Anders. Vierte Reihe. 1. S. 193. 2. S. 236.
Maienfest. Von Kostas Paroritis. S. 289.
Das Modell der Schmerzen. Von Israel Zangwill. S. 333. 385. 430. 485.
Der alte Burckhardt. Eine Skizze aus dem Erzgebirge von Otto Eduard Schmidt. S. 529.
Reifezeit. Roman v. Charlotte Niese. S. 576. 632.

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Reichsspiegel: S. 49. 103. 150. 199. 244. 292. 340. 390. 438. 491. 537. 583. 638.
Koloniale Rundschau: S. 154. 392. 583.

Neues von Reinke. S. 54. — Deutsche Malerei des neunzehnten Jahrhunderts. S. 55. — Der Religionsunterricht in den italienischen Schulen. S. 55. — Der kleine Meyer. S. 107. — Reinke gegen Haeckel. S. 203. — Zur Tabaksteuerfrage. S. 247. — Vom Flottenverein. S. 248. — Die Weltwirtschaft. S. 250. — Goethe im Gespräch. S. 251. — Die drei großen Zweifler. S. 295. — Neue Zeitschriften der Volks- und Heimatkunde. S. 297. — Kultur- und Kunstgeschichtliches. S. 298. — Aus den Papieren eines Wiener Verlegers. S. 299. — Politische Sitten in England. S. 343. — Fürst Bülows Tischgespräche in Venedig. S. 345. — Reinke und die Vossische Zeitung. S. 345. — Neuscholastik. S. 347. — Eigenarten des politischen Urteils in Deutschland. S. 441. — Polnische Vordereitungen auf den großen Kladderadatsch. S. 443. — Bosnisches Tagebuch. S. 447. — Uhde. S. 448. — Höchste Güter. S. 494. — Das Geschlecht Bismarck. S. 495. — Leute von ehedem und was ihnen passiert ist. S. 496. — Vom Zeitunglesen. S. 541. — Zur Seelenkunde. S. 542. — Die Lande Lauenburg und Bütow. S. 591. — Wippermanns Deutscher Geschichtskalender. S. 592. — Eine Warnung an Bruder Jonathan. S. 642. — Hygiene der geistigen Arbeit. S. 643. — Taschenbuch für Südwestafrika. S. 644. — Ein Theaterabend in Lauchstedt. S. 645.

Literatur

Die mit einem * bezeichneten Bücher sind in einem größern Artikel behandelt oder erwähnt worden.

Aall, Anathon. Henrik Ibsen. S. 296.
Adams, Brooks. Das Gesetz der Zivilisation und des Verfalls. S. 642.
*Arnim, Gräfin. Elizabeth and her German Garden. S. 381.
*Austin, Alfred. Missing Chapters in the Gardan that I love. S. 381.
*Bettelheim, Anton. Berthold Auerbach. S. 141.
*Blumenthal, Graf. Tagebuch. S. 310.
*Bode, W. Amalie, Herzogin von Weimar. S. 410.
*Böttiger-Flathe. Geschichte von Sachsen. S. 189.
*Brückner, Al. Geschichte der russ. Literatur. S. 415.
*Busch, Das große Hauptquartier. S. 315.
Doms, Wilhelm. Die Odyssee der Seele. S. 544.
Dornblüth, O. Hygiene der geistigen Arbeit. S. 643.
Dreßler, W. O. Kunstjahrbuch 1908. S. 299.
Drews, Arthur. Plotin. S. 348.
*Ende, Fritz. Der Hausgarten. S. 88.
Fechner, G. Th. Über die Seelenfrage. S. 542.
*Ferrero, G. Größe und Niedergang Roms. S. 71.
*Fischer, Theobald. Beiträge zur physischen Geographie der Mittelmeerländer. S. 428.
*Florenz, K. Geschichte der japan. Literatur. S. 415.
*Frey, Karl. Michelangelo Buonarroti. S. 33.
*Friedjung. Der Kampf um die Vorherrschaft in Deutschland. I. S. 510.
*Friedländer. Sittengeschichte Roms. S. 73.
Geschichte der Neuzeit. S. 299.
Goethe im Gespräch. S. 251.
*Göhausen, Hermann. Processus juridicus contra sagas et veneficos. S. 126.
Goldfriedrich, Johann. Geschichte des deutschen Buchhandels. S. 299.
Gomperz, Heinrich. Das Problem der Willensfreiheit. S. 543.
*Haendcke. Kunstanalysen aus neunzehn Jahrhunderten. S. 31.
*Haenel, E., und H. Tscharmann. Das Einzelwohnhaus der Neuzeit. S. 86.
*Hanstein, A. v. Das Jüngste Deutschland. S. 480.
*Harder, Agnes. Vom Rain des Lebens. S. 484.
*Hartmann, M. Questions diplomatiques et coloniales. S. 20.
*Hassel. Aus dem Leben des Königs Albert von Sachsen. S. 816.
*Hauptmann, Gerhart. Kaiser Karls Geisel. S. 277.
*Henrici, Karl. Abhandlungen aus dem Gebiete der Architektur. S. 138.
*— Beiträge zur praktischen Ästhetik im Städtebau. S. 139.
*Hering. Geschichte d. kirchl. Unionsversuche. S. 280.
*— Historische Nachricht von dem ersten Anfang der evang.-reform. Kirche in den Preußisch-brandenburgischen Ländern. S. 281.
*Hohenlohe, Prinz. Aus meinem Leben. Bd. IV. S. 315.
*Huch, Ricarda. Gedichte. S. 481. — Neue Gedichte. S. 481.
*Humboldt, Wilhelm van. Universalität. S. 522.
*Jekull, Gertrude. Wald und Garten. S. 382.
*Johann vom Kreuz. Schriften. S. 471.
*Jung, Frieda. Neue Gedichte. S. 484.
*Jung-Wien. S. 140.
Kende-Ehrenstein. Das Miniaturporträt. S. 299.
*Kennedy, Howard Angus. New Canada and the new Canadians. S. 109.
Kiesselbach, Arnold. Die wirtschaftlichen Grundlagen der deutschen Hansa. S. 299.
*Kiewning. Die auswärtige Politik der Grafschaft Lippe. S. 317.
*Kirchner, Erwin. Philosophie der Romantik. S. 523.
*Kisa, Anton. Die Kunst der Jahrhunderte. S. 31.
Klassiker der Malerei: Uhde. S. 448.
Klingebeil, Hermann. Höchste Güter. S. 494.
*Knodt, Karl Ernst. Von Sehnsucht, Schönheit, Wahrheit. S. 483.
Kuhn, Ph., und Kurd Schwabe. Taschenbuch für Südwestafrika 1908. S. 644.
Lambeck, Karl. Zur Harmonie der Seele. S. 348.
*Landsberg, J. F. Das Recht der Zwangs- und Fürsorgeerziehung. S. 266.
*Landwehr. Die Kirchenpolitik Friedrich Wilhelms, des Großen Kurfürsten. S. 286.
*Lange, Willy, und Otto Stahn. Die Gartengestaltung der Neuzeit. S. 88.
*Langbecker. Leben und Lieder von Paul Gerhardt. S. 192. 281.
*Langheinrich, Franz. An das Leben. S. 485.
Leben, Deutsches, der Vergangenheit in Bildern. S. 299.
*Lexikon, Allgem., der bildenden Künstler von der Antike bis zur Gegenwart. S. 30.
*Lichtenberger, Franz. Meine Verse. S. 484.
*Lux, Joseph August. Geschmack im Alltag. S. 35.
*— Wenn du vom Kahlenberg ... S. 140.
Malerei, Deutsche, des neunzehnten Jahrh. S. 55.
*Mangoldt, K. v. Die städtische Bodenfrage. S. 180.
Marcus, Hugo. Philosophie des Monopluralismus. S. 544.
Mayer, Friedr. Arnold. Aus den Papieren eines Wiener Verlegers. S. 299.
Mercier, Désiré. Psychologie. S. 348. 543.
Meyers kleines Konversationslexikon. S. 107.
*Miegel, Agnes. Gedichte. S. 480.
*Müller. Geschichte des Festungskrieges. S. 310.
Münch, Wilhelm. Leute von ehedem und was ihnen passiert ist. S. 496.
*Muthesius, H. Kunstgewerbe u. Architektur. S. 136.
*Reame, L. E. The Asiatic Danger in the Colonies. S. 109.
*Nowak, Karl Friedrich. Romantische Fahrt. S. 484.
*Petrich. Paul Gerhardt. S. 189.
*Prion. Das deutsche Wechseldiskontgeschäft. S. 216.
*Rachel, P. Fürstin Pauline zur Lippe und Friedrich Christian von Augustenburg. S. 231.
Reinle, J. Neues vom Haeckelismus. S. 204.
*Rilke, Rainer Maria. Neue Gedichte. S. 482.
*— Mir zur Feier. S. 482.
*Runge, Philipp Otto. Gedanken u. Gedichte. S. 34.
*Schelling, Fr. Wilh. Schöpferisches Handeln. S. 522.
*Schmidt, Erich. Charakteristiken. S. 144.
Schmidt, G. Das Geschlecht von Bismarck. S. 495.
*Schultze-Naumburg. Kulturarbeiten. Bd. 2. S. 87. 139.
*Schumacher, Fritz. Streifzüge eines Architekten. S. 138.
*Seilliére, Ernest. Philosophie des Imperialismus. IV. Bd. S. 516.
*Spahn, Martin. Die Sixtinische Kapelle. S. 32.
*Stern, Maurice Reinhold v. Donner und Lerche. S. 483.
*Struck, Adolf. Makedonische Fahrten. I. S. 329.
*Sutcliffe, Halliwell. A Bachelor in Aready. S. 381.
*Suvematiu. The risen Sun. S. 109.
*Swettenham, Frank. British Malaya. S. 109.
*Teresa de Jesus. Leben — Schriften — Briefe. S. 370.
Troels-Lund. Himmelsbild und Weltanschauung. S. 298.
Uhdemappe (E. A. Seemann). S. 448.
*Unger, von. Blücher. II. Bd. S. 508.
*Vosberg-Rekow. Nation und Welt. S. 21.
*Weale, Putnam. The truce in the East and its aftermath. S. 109.
Weinel, Heinrich. Ibsen, Bjärnson, Nietzsche. S. 295.
Weltwirtschaft, Die. 2. Jahrg. 1907. 2. Teil. S. 250.
*Wernle. Paulus Gerhardt. S. 285.
Wieman, Bernhard. Bosnisches Tagebuch. S. 447.
Wippermanns Deutscher Geschichtskalender 1907. 2. Bd. S. 592.
*Wirth, A. Geschichte Asiens u. Osteuropas. S. 13.
*Ziegler, Theobald. David Friedrich Strauß. Erster Teil. S. 621.
*Zobel, Viktor. Bürgerliche Hausbaukunst. S. 87.
*— Gärten und Gartengestaltung. S. 87.

Die großen Flotten der Welt im Jahre 1908

Es sind in unsrer heutigen mit Riesenschritten vorwärtstreibenden Zeit nicht mehr die großen Heere allein, die unser Interesse in Anspruch nehmen, wenn es sich um Fragen der Landesverteidigung handelt, sondern es ist nicht minder die fortschreitende Entwicklung der Flotten, die uns beschäftigt und unsre volle Aufmerksamkeit verlangt, wenn wir uns ein Bild machen wollen von den Machtmitteln, über die die Staaten verfügen zur Wahrung und zum Schutze ihrer Grenzen und Rechte. Während aber auch in Laienkreisen häufig sehr gute Kenntnisse über das eigne und manches fremde Heer verbreitet sind, fehlen solche, zuweilen selbst in militärischen Kreisen, über die Marinen der Welt. Ein kurzer Rückblick und Ausblick auf diesem Gebiete mögen darum die etwa vorhandnen Lücken ausfüllen und das allgemeine Interesse für die schwimmenden Wehrkräfte der Nationen stärken.

Die Fortschritte, die die deutsche Flotte in ihrem Ausbau während des Jahres 1907 gemacht hat, sind fast auf allen Gebieten zahlreich gewesen, sodaß sie mit einem nicht unwesentlichen Zuwachs und vielfachen Verbesserungen in das neue Jahr treten konnte. Was zunächst die im Laufe des vorigen Jahres in Dienst gestellten Schiffe anlangt, so rechnen dazu das Linienschiff Pommern, der große Kreuzer Scharnhorst, die kleinen Kreuzer Danzig und Königsberg, außerdem drei Hilfsschiffe. Dazu sind bis jetzt in diesem Jahre das Linienschiff Hannover, das Mitte Februar aus dem Probefahrtsverhältnis entlassen wurde, der große Kreuzer Gneisenau, der am 20. Februar mit den Probefahrten begonnen hat, und der Bergungsdampfer Vulkan hinzugekommen. Unsre Kriegsflotte hat danach im Zeitraum eines Jahres eine Vermehrung von zehn Schiffen erhalten. Die Zahl der Stapelläufe war im vorigen Jahre nicht groß, denn außer den erwähnten drei Hilfsschiffen wurden nur die beiden kleinen Kreuzer Stettin und Dresden zu Wasser gelassen. Von diesen Fahrzeugen konnte Stettin schon im Oktober v. J. mit seinen Probefahrten beginnen. Für die

nächsten Stapelläufe kommen in Frage, nachdem erst am 7. März die Nassau, das erste der 18000-Tonnen-Schiffe unsrer Flotte, zu Wasser gelassen worden ist, das Linienschiff Ersatz Sachsen, der große Kreuzer E (voraussichtlich am 11. April d. J.) und der kleine Kreuzer Ersatz Pfeil, und behufs baldiger Dienstbereitschaft handelt es sich um die Linienschiffe Schleswig-Holstein und Schlesien sowie um die kleinen Kreuzer Stuttgart und Nürnberg. Außer diesen Schiffen sind auf Grund der im vorigen Jahre vom Reichstag bewilligten Mittel noch im ersten Baustadium die Linienschiffe Ersatz Württemberg und Ersatz Baden, der große Kreuzer F, die kleinen Kreuzer Ersatz Greif und Ersatz Jagd sowie eine Torpedobootsflottille.

Diesen Wegen des Fortschritts in der Entwicklung der deutschen Kriegsflotte schließt sich das für das Jahr 1908 vom Reichstag angenommne Flottenbudget und die mit ihm verbundne neue Marinevorlage an. In dem Etat sind die ersten Raten für drei Linienschiffe, Ersatzbauten für Oldenburg, Siegfried und Beowulf, für einen großen und zwei kleine Kreuzer sowie für ein Flußkanonenboot und zwölf Hochseetorpedoboote gefordert worden; außerdem wurden 7 Millionen zur Beschaffung von Unterseebooten und zu Versuchen damit bewilligt, nachdem das von der Germaniawerft hergestellte erste deutsche Unterseeboot U 1 zu so befriedigenden Ergebnissen geführt hat. Nach der neuen Marinevorlage sollen wir bis zum Jahre 1914 in den Besitz eines Doppelgeschwaders von zusammen sechzehn Linienschiffen des sogenannten Dreadnoughttyps kommen. Die Erhöhung des Geldbedarfs durch diese neue Vorlage entspricht ungefähr den durch die Vorlage von 1906 geschaffnen Verhältnissen, die die Leistungsfähigkeit der Marine um etwa 35 Prozent gegen früher zu steigern bestimmt war. Auch der Personalbestand der Flotte wird nach dem diesjährigen Etat wieder erhöht werden, indem er auf 50323 Köpfe gebracht worden ist, was einem Mehr von 3576 Mann gegen das Jahr 1907 gleichkommt. Die größten Mehreinstellungen werden bei den Matrosendivisionen stattfinden; diese werden sich allein auf 3043 Köpfe stellen; es werden dann folgen die Matrosenartillerie mit 182 Mann, die Marineinfanterie mit 136 Köpfen, während die Mannschaften der Bekleidungsämter um 48 Mann verringert werden.

Die im vergangnen Jahre in Hochseeflotte umbenannte aktive Schlachtflotte hat nunmehr die beiden letzten Linienschiffe der Brandenburgklasse gegen Pommern und Hannover umgetauscht. Hierdurch gewinnt sie nicht allein an Kampfkraft und Homogenität, sondern es wird auch die Höchstgeschwindigkeit des Flottenverbandes um 1,5 Seemeilen erhöht. Die Zusammensetzung der Hochseeflotte für 1908 ist folgende: außer dem Flottenflaggschiff Deutschland enthält das erste und das zweite Geschwader acht und sieben Linienschiffe und je einen kleinen Kreuzer und die Aufklärungsschiffe, die in zwei Gruppen gegliedert sind, von denen eine jede fünf Kreuzer zählt.

Einen weitern Fortschritt in organisatorischer Hinsicht hat die deutsche Marine durch die Erweiterung des Minenwesens gemacht, das durch die Lehren

des russisch-japanischen Kriegs außerordentlich an Bedeutung gewonnen hat. Die ersten Anfänge nach dieser Richtung bildeten im Jahre 1905 die Aufstellung einer Minenkompagnie und bald darauf die Formation einer Minensuchdivision. Die Erfahrungen ergaben, daß bei den hohen Anforderungen, die an diese neuen Einheiten gestellt werden mußten, mit den vorhandnen Kräften nicht auszukommen sei. Infolgedessen wurden im vorjährigen Etat die Erweiterung der Minenkompagnie durch Aufstellung einer zweiten Kompagnie zur Minenabteilung und die Bildung einer zweiten Minensuchdivision vom Reichstag genehmigt. Die Minenabteilung, für den Dienst an Land bestimmt, hat, abgesehn von den Offizieren, eine etatsmäßige Stärke von 11 Oberdeckoffizieren, 21 Deckoffizieren, 2 Feldwebeln, 4 Vizefeldwebeln und 609 Unteroffizieren und Gemeinen. Jede Minensuchdivision setzt sich aus zwölf Torpedobooten, einschließlich eines Führerbootes, zusammen, alle drei Minenformationen sind in Cuxhaven stationiert. Nachdem demnächst der zweite Minendampfer Albatroß in Dienst gestellt sein wird, wird voraussichtlich noch in diesem Jahre jede der beiden Minensuchdivisionen mit einem Dampfer versehen werden.

Als wesentliche Neuerung in der deutschen Marine, deren Vorteile sich erst in diesem und in den folgenden Jahren bemerkbar machen werden, sind endlich noch die neuen Bestimmungen über Einstellung und Ausbildung der Schiffsjungen zu nennen. Die Hauptquelle für den seemännischen Unteroffizier- und Deckoffizierersatz bildet bekanntlich die Schiffsjungendivision in Friedrichsort. Bisher dauerte die Ausbildung der Schiffsjungen anderthalb Jahre; doch hat diese Zeit nicht immer genügt, die wünschenswerte seemännische und moralische Durchbildung zu erreichen. Es ist deshalb für die Zukunft eine Gesamtausbildungszeit von zwei Jahren in Aussicht genommen, und mit dieser Ausbildungsverlängerung soll zugleich der Übergang zu einer grundsätzlichen Ausbildungsänderung eingeleitet werden. Der Anfang damit ist schon im vorigen Frühjahr mit der Einstellung der Freya als modernes Schulschiff an Stelle der bisherigen Schiffe der Stoschklasse gemacht worden. In diesem Jahre sollen zu denselben Zwecken noch die Viktoria Luise und Hertha hinzukommen, und 1909 sollen die Hansa und die Vineta als weiterer Bestand zum Schulschiffmaterial übertreten. Der veränderte Ausbildungsplan hat außerdem eine Verlegung des Einstellungstermins der Schiffsjungen vom Frühjahr auf den Herbst notwendig gemacht.

An der Spitze der Hauptseemächte steht der Zahl der Schiffe nach immer noch die englische Flotte. Trotz aller Abrüstungs- und Friedensbeteuerungen wird der Grundsatz des „Zweimächteverhältnisses“ nicht nur nicht aus der Hand gegeben, sondern im Gegenteil noch weiter ausgedehnt. Das ist in unzweideutigster Form nach dem Ergebnis der Haager Friedenskonferenz im Herbst v. J. in die Erscheinung getreten. Denn kaum hatten diese Beratungen ihr Ende gefunden, da trat die englische Admiralität mit dem Beschluß hervor, noch das dritte der im Marinehaushalt von 1907/08 neugeforderten drei

Linienschiffe in Bau zu geben. Bei den Beratungen im Parlament über diesen Etat war ausgesprochen worden, daß das Schicksal dieses dritten Linienschiffes von dem britischen Abrüstungsvorschlag, der im Haag gemacht werden sollte, abhängig zu machen sei. In Wirklichkeit aber hatten Regierung und Volksvertreter wohl von vornherein auch mit diesem Schiff gerechnet. Denn nur so erklärt es sich, daß der Baubeginn der beiden im vorigen Frühjahr fest bewilligten Schiffe bis jetzt hinausgeschoben worden ist. Man will die drei Schiffe zusammen bauen, um einheitlich bauen zu können und bei allen dreien die jüngsten Erfahrungen auszunutzen. Die Schiffe sollen einen verbesserten Dreadnought-Typ darstellen und deren Maße nicht unwesentlich übertreffen. Über die schwere Armierung gehen die Angaben noch auseinander. Während die einen wissen wollen, daß, trotz aller Dementis, die Aufstellung neuer Geschütze von 34,3 Zentimeter Kaliber beabsichtigt sei, melden andre Nachrichten, daß für die schweren Geschütze der neuen Schiffe das bisherige Kaliber von 30,5 Zentimeter beibehalten und nur ihre Rohrlänge von 45 auf 50 Kaliber erhöht werde. St. Vincent, Collingwood und Vanguard, von denen die erste am 30. Dezember v. J. in Portsmouth begonnen wurde, die zweite am 3. Februar d. J. in Devonport in Angriff genommen ist und Vanguard auf einer Privatwerft bald folgen wird, sollen danach ein Deplacement von 20900 Tonnen (Dreadnought 19500 Tonnen) erhalten, eine Länge von 152,4 Metern und eine Breite von 25,6 Metern haben und mit 10 30,5-Zentimeter-L/50-Geschützen und 20 10,2-Zentimeter-Geschützen bestückt werden. Außer diesen drei Linienschiffen sind im vorjährigen Marineetat noch ein schneller ungepanzerter Kreuzer, fünf Hochseetorpedobootszerstörer, zwölf Torpedoboote erster Klasse und zwölf Unterseeboote gefordert worden; es ist also nahezu das gleiche Programm aufgestellt gewesen, wie es im Jahre 1906 vorlag.

Die Zahl der im Jahre 1907 zur Ablieferung gelangten Schiffe ist nicht groß und steht in dieser Hinsicht hinter dem vorhergehenden Jahre zurück. Erstmalig in Dienst gestellt wurden das Linienschiff Dreadnought, die Panzerkreuzer Warrior, Achilles, Natal und Cochrane, acht Unterseeboote vom C-Typ und das Werkstattschiff Cyclops. Zahlreich sind dagegen die Stapelläufe großer Schiffe gewesen, denn die drei Linienschiffe der Temeraire-Klasse und vier Panzerkreuzer, darunter drei von der vielbesprochnen Invincible-Klasse (17527 Tonnen), wurden zu Wasser gelassen. Es wird von Interesse sein, ob sich die Erwartungen der Admiralität bestätigen, daß diese sieben Schiffe, dazu noch die Schlachtschiffe Lord Nelson und Agamemnon, die 1906 vom Stapel gelaufen sind, und die Panzerkreuzer Shannon und Defence schon in diesem Jahre in die Front treten können. Dadurch würde die englische Flotte im Jahre 1908 einen Zuwachs von fünf Linienschiffen und sechs Panzerkreuzern erhalten.

Von einer Einschränkung der englischen Flottenrüstungen ist nach dem jetzt vorliegenden Marinebudget für das Etatsjahr 1908/09 vorläufig noch keine

Rede; weist es doch eine Steigerung von 31419000 Pfund Sterling auf 32319500 Pfund auf. Verhältnismäßig klein ist allerdings die Zahl der Schiffe, die im neuen Rechnungsjahr auf Stapel gelegt werden sollen; nämlich an großen Schiffen nur zwei (ein Schlachtschiff vom verbesserten Dreadnoughttyp und ein Panzerkreuzer). Diese geringe Zahl hat aber sehr wohl ihre Begründung, da die Werften noch reichlich von den vorigen Jahren her mit Bauaufträgen versehen sind, und die fortgesetzten Streiks der Arbeiter auf den Werften die Fertigstellung dieser Schiffe nicht gerade begünstigen. Außerdem ist von amtlicher englischer Seite schon erklärt worden, daß im Etatsjahr 1909/10 wieder verstärkte Flottenneubauaufträge in Frage stehn. Angeblich sollen allein sechs Linienschiffe gefordert werden. Auch wird man in der Annahme nicht fehlgehn, daß weitere Konstruktionsneuerungen bei den Schiffen, über die gegenwärtig noch nicht endgiltig entschieden ist, mit ein Grund für die diesmaligen verhältnismäßig bescheidnen Forderungen waren.

Groß dagegen ist die Zahl der neugeforderten schnellen und geschützten kleinen Kreuzer, nämlich sechs. Die englische Flottenleitung holt jetzt in dieser Frage nach, was sie in den letzten Jahren zugunsten des Baues der großen Schiffe verabsäumt hat. Interessant ist es, daß man die kleinen Kreuzer heute wieder mehr zur Geltung kommen läßt, die für den Aufklärungsdienst so unerläßlich sind, und die immerhin ein wichtiges Glied in der gesamten Schlachtflotte bilden. Auf den weitern Ausbau der Torpedobootsflottillen wird nach wie vor das größte Gewicht gelegt; es sollen nicht weniger als sechzehn Zerstörer auf Stapel gelegt werden, obgleich die englischen Flottenlisten gerade von diesen Schiffen eine recht bedeutende Menge aufweisen. Wie sehr man in der englischen Flottenleitung gerade dem Unterseebootswesen das größte Interesse widmet, beweist die Bereitstellung von einer halben Million Pfund für diese Zwecke.

Die wesentlichste Neuerung, die die englische Flotte neuerdings durchgeführt hat, ist die Neuverteilung der Geschwader. Ihre Zweckmäßigkeit wird sich in vollem Umfang erst im Laufe dieses Jahres zeigen können, da im vorigen Jahre an den ersten Bestimmungen häufig Änderungen vorgenommen werden mußten, die teils durch die Einstellung inzwischen fertig gewordner Schiffe, teils durch die im Verlaufe von Übungen gesammelten Erfahrungen veranlaßt worden sind. Gegenwärtig werden unterschieden: die Kanalflotte, die sich aus vierzehn Linienschiffen und dem ersten Kreuzergeschwader mit vier Panzerkreuzern zusammensetzt, dann die Atlantische Flotte mit sechs Linienschiffen und dem zweiten Kreuzergeschwader mit vier Panzerkreuzern, ferner die Mittelmeerflotte mit sechs Linienschiffen und dem dritten und vierten Kreuzergeschwader mit vier und drei Panzerkreuzern und drei geschützten Kreuzern und endlich die Heimatflotte. Sie bildet den wesentlichsten Teil der ganzen Neuorganisation und setzt sich zusammen aus drei Divisionen (die Nore-, Portsmouth- und Devonportdivision) von Linienschiffen mit zusammen achtzehn

Schiffen und dem fünften Panzerkreuzergeschwader, ferner aus den drei Reservetorpedobootsflottillen der drei großen Kriegshäfen sowie aus den in den Häfen von Portsmouth und Devonport gebildeten Special Service Vessels Divisions; dazu gehören heute dreizehn ältere Linienschiffe mit vermindertem Mannschaftsstande, die im Kriegsfall schon vier Tage nach erfolgtem Mobilmachungsbefehl verwendungsbereit sein sollen.

Bei der französischen Flotte hat sich im vorigen Jahre Minister Thomson weiter bemüht, die vielen Fehler und Versäumnisse seines Vorgängers Pelletan allmählich wieder gut zu machen. Seine Bemühungen, die natürlich noch nicht am Ziele sein können, sind von allen Parteien und von der Presse anerkannt worden. Erreicht hat der Minister bis jetzt, daß sämtliche Neubauten aus dem Flottengesetz des Jahres 1900, deren Fertigstellung M. Pelletan solange verzögert hatte, endlich abgeliefert und zum wesentlichen Teil schon in den Frontdienst übernommen worden sind. Das gilt insbesondre von den Linienschiffen République, Patrie und Démocratie, die schon dem Mittelmeergeschwader angehören, während die drei übrigen Justice, Liberté und Vérité nach den schon vollendeten Probefahrten noch im Laufe dieses Frühjahrs den Frontdienst aufnehmen sollen. Von den fünf Panzerkreuzern des Bauprogramms von 1900 stehn drei, Léon Gambetta, Jules Ferry und Victor Hugo, schon in Dienst, und Jules Michelet und Ernest Renan haben ihre Probefahrten nahezu beendet. Die nächsten Neubauten großer Schiffe, die jetzt an die Reihe kommen, sind die sechs Linienschiffe der Dantonklasse; von ihnen konnten die letzten vier erst im vorigen Jahre vergeben werden, da die Entwürfe immerfort geändert wurden. Auf diese Weise wird die französische Flotte nicht vor dem Jahre 1910 mit einem Zuwachs an Linienschiffen rechnen können. Über die Neubauten für dieses Jahr hat sich der Minister im Parlament dahin ausgesprochen, daß Forderungen für große Schiffe schon deshalb nicht gestellt werden können, weil sämtliche Staats- und Privatwerften durch die ihnen zu Ende des Jahres 1906 zugeteilten Aufträge derart für das Jahr 1908 in Anspruch genommen seien, daß sie keine neuen Bestellungen annehmen könnten. Auf der andern Seite sei es aber nötig, in der Herstellung kleiner Schiffseinheiten, namentlich der Torpedo- und Unterseebootsflottillen, fortzuschreiten, um allmählich den Stand zu erreichen, der im Interesse der Landesverteidigung unerläßlich sei. Nach diesen Grundsätzen forderte M. Thomson alles in allem für dieses Jahr nur die Mittel zur Herstellung von zehn Torpedobootszerstörern und fünf Unterseebooten.

In der deutschen Presse ist nun vielfach die Ansicht verbreitet worden, die französische Regierung beabsichtigte, zu dem Marineetat für 1908 noch mit einem sehr bedeutenden Nachtragskredit hervorzutreten. Das ist ein Irrtum. Der oberste Marinerat hat dagegen schon jetzt ein neues Flottenprogramm, das mit dem Jahre 1909 in Kraft treten soll, aufgestellt, über das auch schon Einzelheiten in die Öffentlichkeit gedrungen sind. In der Hauptsache handelt

es sich dabei um den Bau von sechs Schlachtschiffen, die eine Wasserverdrängung von 20000 bis 21000 Tonnen erhalten und, mit Turbinenmaschinen versehen, eine Geschwindigkeit von 20 Knoten erreichen sollen. Auch die Armierung dieser Schiffe scheint schon festzustehn. Es ist darüber in den Sitzungen des obersten Marinerats zu heftigen Auseinandersetzungen gekommen zwischen den Gegnern und den Anhängern einer nur einkalibrigen Bestückung für die schwere Artillerie und über den Wegfall der mittlern Artillerie. Das Ergebnis ist, daß die zu beantragenden sechs Schlachtschiffe mit je sechs 30,5 Zentimeter-, acht 24 Zentimeter- und achtzehn 10 Zentimeter-Geschützen ausgerüstet werden sollen.

Unter den organisatorischen Maßnahmen bei der französischen Flotte ist die Neuverteilung der Geschwader hervorzuheben. Danach setzt sich das Mittelmeergeschwader aus zwölf modernen Schlachtschiffen und sechs Panzerkreuzern zusammen, von denen jedoch nur je die Hälfte das ganze Jahr mit voller Bemannung, die andre Hälfte mit verringertem Stande in Dienst gehalten wird. Das Geschwader des Atlantischen Ozeans wird aus zwei Divisionen von je zwei Panzerkreuzern gebildet, außerdem sind in den Häfen der Nordküste noch drei ältere Linienschiffe und neun Küstenpanzer als Reserve stationiert. Zum asiatischen Geschwader endlich zählen nur ein Panzerkreuzer und drei geschützte Kreuzer.

Die Flotte der Vereinigten Staaten von Nordamerika stand gegen Ende des vorigen Jahres und steht erst recht heute unter dem Zeichen der Fahrt des atlantischen Geschwaders von Hampton Roads nach San Franzisko, einer Entfernung von 15772 Seemeilen, die in der Zeit vom 16. Dezember v. J. bis zum 10. April d. J. zurückgelegt werden soll. Durch dieses schwierige Unternehmen, an dem allein sechzehn Linienschiffe beteiligt sind, und das zur Vereinigung fast des gesamten Bestandes der amerikanischen Flotte in den Gewässern des Stillen Ozeans führen wird, hat die Union am besten bewiesen, daß alle Gerüchte über die Rückständigkeit und Minderwertigkeit ihres Kriegsschiffmaterials aus schlecht unterrichteten Quellen verbreitet worden sind. Allerdings hat es ja Zeiten gegeben, wo der Kriegsschiffbau in Amerika ins Stocken geraten war, und wo auch die Wertschätzung einer starken Flotte an den maßgebenden Stellen nicht klar genug erkannt schien. Aber seitdem Präsident Roosevelt am Staatsruder steht, sind diese trüben Bilder vom Horizont verschwunden, und alle Hände sind an der Arbeit, dem Sternenbanner auch auf dem Meere seinen hohen Rang zu erhalten. Nur ein Vorwurf ist erhoben worden, daß wenn nämlich Admiral Evans demnächst an der kalifornischen Küste eine so starke Macht von neunzehn Schlachtschiffen, zehn Panzerkreuzern und sieben geschützten Kreuzern unter seinem Befehl vereinigen werde, die Ostküste der Vereinigten Staaten auf lange Zeit ohne hinreichenden Schutz sei. Dieser Einwand trifft jedoch nicht zu, wie aus den letzten amtlichen Veröffentlichungen hervorgeht. Hiernach steht an dieser Küste, ganz abgesehen von den vierundzwanzig befestigten Häfen, die gegen jeden Angriff gut armiert

sind, zunächst der nicht unbeträchtliche Restbestand des atlantischen Geschwaders aus vier Linienschiffen, zwei Panzerkreuzern, drei geschützten Kreuzern und zwölf Unterseebooten zu sofortiger Verwendung bereit. Und dann ist doch noch die stattliche Anzahl von neun großen und vielen kleinen Neubauten vorhanden, die sehr wohl den Kern eines ganz neuen atlantischen Geschwaders bilden können. Von den neun großen Schiffen sind die Linienschiffe Mississippi, Idaho und New Hampshire (die beiden ersten von je 13200 Tonnen, das letzte von 16250 Tonnen) sowie die beiden Panzerkreuzer North Carolina und Montana von je 16000 Tonnen in diesem Augenblick schon so gut wie verwendungsbereit. Die Linienschiffe South Carolina und Michigan von je 12620 Tonnen sollen im Laufe des nächsten Jahres abgeliefert werden, und die beiden jüngsten Neubauten aus dem letzten Etat New York (früher Delaware) und North Dakota von 20000 Tonnen sind schon ziemlich weit vorgeschritten.

Trotzdem also die amerikanische Flotte, wie aus dieser kurzen Übersicht hervorgehn dürfte, zahlreich und mächtig ist, halten Präsident Roosevelt und mit ihm die Regierung dafür, daß auf dem Wege der Schiffsvermehrung weiter gegangen und angestrebt werden müsse, daß die amerikanische Flotte allmählich den zweiten Platz unter den Seemächten erreiche. In Ausführung dieser Gedankenrichtung hatte der Staatssekretär für die Flotte, Metcalf, dem Kongreß einen Voranschlag für das Etatsjahr 1908/09 vorgelegt, der allein für den Bau neuer Schiffe die hohe Forderung von mehr als 69 Millionen Dollar enthielt. Es sollten dafür u. a. nicht weniger als vier Schlachtschiffe gebaut werden, und Mr. Metcalf hatte dazu erklärt, daß sich seine Forderungen im wesentlichen auf den Bericht des General Board of the Navy und des Board of Construction stützten, die übereinstimmend die Dringlichkeit der beantragten Neubauten befürwortet hätten. Der Ausschuß des Repräsentantenhauses, der sich zunächst mit dem Programm des Ministers zu beschäftigen und es zu prüfen hatte, scheint aber von der Notwendigkeit so hoher Bewilligungen nicht in gleichem Maße überzeugt zu sein wie die Antragsteller. Denn er hat unter Betonung der allgemein friedlichen politischen Lage und mit dem Hinweis auf das Wünschenswerte einer Einschränkung der Rüstungen bei allen Nationen nur zwei Schlachtschiffe vom Delawaretyp und außerdem noch zehn Zerstörer und acht Unterseeboote für das nächste Etatsjahr bewilligt.

Die italienische Flotte hat dank der Energie und Tüchtigkeit des Marineministers Mirabello im Jahre 1907 mancherlei bemerkenswerte Fortschritte gemacht. Die Früchte dieser Rührigkeit sowohl auf organisatorischem wie auf schiffbautechnischem Gebiet werden sich allerdings wohl erst im Laufe der Jahre bemerkbar machen, denn ein solcher Stillstand wie der, in den das gesamte Marinewesen Italiens aus vielen, schon oft besprochnen Gründen geraten war, läßt sich nicht mit einem Male überwinden. So wird also auch der Zuwachs an großen Schiffen, den die Flotte Italiens erhalten soll, erst in

dieſem Jahre einen etwas nennenswertern Umfang annehmen und die beiden Schlachtſchiffe Vittorio Emanuele und Napoli vom Regina Elena-Typ umfaſſen; außerdem werden die Panzerkreuzer San Marco, Amalfi und San Giorgio ſchon im Frühjahr zu Waſſer gelaſſen, um zuſammen mit dem Kreuzer Piſa desſelben Typs Ende 1909 in den Flottenbeſtand eingereiht zu werden. Zu demſelben Zeitpunkt ſoll das vierte Schiff der Regina Elena-Klaſſe, die Roma, dienſtbereit ſein. Im Gegenſatz zu dieſen zuverſichtlich erwarteten Vermehrungen des Schiffsbeſtandes der italieniſchen Flotte in den Jahren 1908 und 1909, iſt im Jahre 1907 nur das Schlachtſchiff Regina Elena nach mehr als ſechsjähriger Bauzeit hinzugekommen, außerdem noch an kleinern Schiffen fünfzehn Torpedoboote und ſieben Unterſeeboote. Was weitere Neubauten anlangt, ſo ſtehen dafür die in den Etats von 1907/08 und 1908/09 bewilligten Mittel zur Verfügung. Sie ſollen zunächſt für das im November v. J. auf Stapel gelegte Linienſchiff A von 19000 Tonnen verwandt werden, denn allein in dieſem Jahre wurden dafür 6 Millionen Lire bewilligt. Mit dieſem Tonnengehalt eines Schiffes tut die italieniſche Marine einen gewaltigen Sprung nach vorwärts, erreichen doch die vier erwähnten Schiffe vom Regina Elena-Typ nur ein Deplacement von 12630 Tonnen. Auch die Beſtückung des neuen Schlachtſchiffes, das im Jahre 1910 zur Ablieferung gelangen ſoll, iſt ſehr ſtark vorgeſehen und ſoll mit zwölf 30,5-Zentimeter-Geſchützen ſelbſt die engliſchen Schlachtſchiffneubauten übertreffen; daneben ſollen 30000 P. S. dem Schiff eine Schnelligkeit von 23 Knoten geben. Aber Miniſter Mirabello hat noch umfangreichere Pläne vor. Als im vorigen Jahre von den öſterreichiſchen Delegationen der Bau von drei Panzerſchiffen mit einem Deplacement von je 14500 Tonnen beſchloſſen wurde, hieß es im italieniſchen Parlament, daß gegenüber dieſen Verſtärkungen der benachbarten Macht die eignen Flottenrüſtungen viel zu geringfügig ſeien und dringend einer Verſtärkung bedürften. Der Miniſter hat daraufhin ein neues Flottengeſetz bearbeitet, das der Volksvertretung ſchon längſt vorgelegen hätte, wenn Herr Mirabello nicht durch Krankheit daran verhindert geweſen wäre. Immerhin iſt aus der Vorlage ſchon bekannt geworden, daß ſie drei Linienſchiffe vom A-Typ, ſechs Kreuzer von 3000 Tonnen und 28 Knoten Fahrgeſchwindigkeit und eine Anzahl von Torpedobooten fordert. Es fragt ſich nur, wann dieſe neuen Schlachtſchiffe, wenn ſie erſt bewilligt ſind, in Angriff genommen werden, und zu welchem Zeitpunkt auf ihre Fertigſtellung beſtimmt zu rechnen iſt. Dieſe Frage gilt übrigens auch für die ſich noch in Bau befindenden Schiffe. Hier wird Miniſter Mirabello zeigen müſſen, daß er ein ganzer Mann iſt, denn um die Schnelligkeit im Schiffbau iſt es in Italien, wie wir ja ſchon bei der Regina Elena geſehen haben, bis jetzt nicht beſonders günſtig beſtellt, trotzdem daß es die Behörden nicht an Eifer fehlen laſſen und von allen Seiten auf Beſchleunigung gedrängt wird. Ein Hindernis iſt, daß die Herſtellung der Panzerplatten nicht gleichmäßig ſichergeſtellt iſt und ihre Qualität oft zu Beanſtandungen Veranlaſſung

gibt. Auch die jährlich zunehmende Verminderung des Arbeitspersonals in den Arsenalen, das am 1. Juli 1900 noch 17186 Köpfe betrug, seitdem allmählich herabgesetzt worden ist und gegenwärtig nur noch 14165 Mann beträgt, ist natürlich einer schnellen Fertigstellung der Schiffe nicht günstig und zieht die Lieferfristen in die Länge. Es erscheint deshalb unter den obwaltenden Umständen wenig glaubwürdig, daß im Parlament ein Antrag eingebracht werden soll, der die Arbeiterzahl in den Arsenalen noch weiter vermindert und bis auf 12000 Köpfe herabdrückt.

Die japanische Marine hat seit dem siegreichen Kriege mit Rußland nicht stillgestanden. Im Gegenteil ist sie fortgesetzt tätig, durch Bestellungen im Auslande und bei der eignen Industrie ihren Schiffsbestand zu vermehren. Die Fortschritte auf den Werften im Lande durch den Bau großer Schiffe würden dazu voraussichtlich noch umfangreicher sein, wenn die Einrichtungen, namentlich zur Herstellung des Panzermaterials, ausreichten, und wenn nicht die Ausbesserungen der den Russen abgenommnen Schiffe und des während des Krieges beschädigten eignen Schiffsmaterials so viel Zeit und Arbeitskräfte in Anspruch nehmen würden. Trotz allen Fleißes und emsiger Tätigkeit auch während des vergangnen Jahres sind die vierzehn russischen Schiffe auch heute noch nicht alle ausgebessert, und bei einzelnen von ihnen soll es noch dazu zweifelhaft sein, ob sie sich nach beendeter Arbeit im aktiven Flottendienst werden verwenden lassen. Es kann also sein, daß hier Mühe und Kosten teilweise ohne Nutzen verbraucht worden sind. Sehr zufriedenstellend äußert sich dagegen die japanische Presse, daß es der Kunst und den Mitteln der heimischen Industrie gelungen ist, das durch einen Unglücksfall nach dem Kriege schwer beschädigte Schlachtschiff Mikasa von 15400 Tonnen, nachdem es längere Zeit für verloren angesehen wurde, wieder vollkommen dienstbereit herzustellen. Rechnet man dazu die sechs ehemaligen russischen Schlachtschiffe, die einrangiert worden sind, dann verfügt die japanische Flotte heute über vierzehn Linienschiffe mit einem Deplacement von zusammen 191400 Tonnen.

Sehr schwer ist es, sich ein zuverlässiges Bild von der Weiterentwicklung der japanischen Marine, das heißt von den Bauprogramms zu machen, die entweder vom Parlament schon angenommen sind oder erst in den Entwürfen vorliegen. Der Grund für diese Unsicherheit in den Nachrichten liegt erstens darin, daß die Japaner nach wie vor alle militärischen Mitteilungen so geheim wie nur irgend denkbar halten und es ganz gern sehen, wenn möglichst viel widersprechende Angaben verbreitet werden. Auf der andern Seite macht aber auch die Finanzlage des Landes manchen Strich durch die Regierungsvoranschläge, und daher kommt es wohl auch, daß die Verwirklichung mancher Pläne des Marineministers, deren Annahme so gut wie sicher schien, und die auch schon bekannt gegeben wurden, hinausgeschoben werden muß. Dadurch wird natürlich die Genauigkeit der Berichterstattung erschwert. So liegen auch die Dinge in diesem Augenblick. Im Jahre 1903 wurde vom Parlament ein

Flottengesetz angenommen, nach dem bis zum Jahre 1913/14 drei Linienschiffe, zwei Panzerkreuzer und zwei kleine Kreuzer gebaut werden sollten. Aber schon im vorigen Jahre kam die Regierung zu der Auffassung, daß dies Programm lange nicht ausreiche, die Flotte auf den Stand zu bringen, den sie andern großen Seemächten gegenüber unbedingt einnehmen müsse. Es wurde deshalb 1907 ein neues Flottengesetz eingebracht und von der Volksvertretung genehmigt. Darin wurden die hohen Beträge von 367,5 Millionen Mark zum Ersatz für im Kriege gegen Rußland verloren gegangnen Schiffe und weitere 160,8 Millionen für den Ersatz veralteter Schiffe gefordert. Diese Mittel sollten sich auf die Jahre bis 1913/14 verteilen und dafür, außer den im Programm von 1903 bewilligten und nahezu vollendeten Schiffen, noch zwei Linienschiffe, zwei Panzerkreuzer, zwei Kreuzer zweiter Klasse, fünf Torpedobootszerstörer und zwei Unterseeboote gebaut werden. Zugleich wurde der Baubeginn für diese Linienschiffe und Panzerkreuzer auf den Beginn dieses Jahres festgesetzt und die Bestellung auf die beiden Unterseeboote an die englische Firma Vickers vergeben. Wo die vier großen Schiffe gebaut werden sollen, ist nicht bekannt. Nur soviel verlautete bisher, daß die Linienschiffe ein Deplacement von 20500 Tonnen erhalten und mit zehn 30,5-, zehn 15,2- und zwölf 12-Zentimeter-Geschützen bestückt werden sollten; für die beiden Panzerkreuzer wurde ein Deplacement von 18650 Tonnen und eine Bestückung mit vier 30,5-, acht 25,4-, acht 15- und zehn 12-Zentimeter-Geschützen genannt. Auch das ist bekannt, daß die beiden Unterseeboote schon fertig und auf dem Wege nach Japan sind. Inzwischen hat sich aber herausgestellt, daß Japan die ihm durch das Staatsbudget auferlegten hohen Lasten nicht tragen kann, und daß eine Verminderung eintreten muß, wenn das Land nicht in eine ernste Notlage gebracht werden soll. Es ist deshalb von der Regierung ein jährlicher Abschlag von 85 Millionen Mark beschlossen worden, wovon zwölf Millionen auf das Marinebudget von 1908/09 entfallen. Dieses bleibt dann immer noch in der Höhe von 105 Millionen Mark bestehn. Damit ist auch das neue Flottengesetz, das wir vorhin erwähnt haben, nicht etwa aufgegeben, sondern nur der Endtermin wird auf mehrere Jahre hinausgeschoben. Was aber auffallend an diesen Nachrichten ist, das ist, daß zugleich verbreitet wird, das Flottengesetz von 1907 sei wesentlich erweitert worden, denn es sollten vier Linienschiffe von 20800 Tonnen und 20 Knoten Fahrgeschwindigkeit, fünf Panzerkreuzer von 18500 Tonnen und 25 Knoten, zwei Aufklärungsschiffe von 4800 Tonnen und 26 Knoten und vier Zerstörer von 890 Tonnen und 26 Knoten gebaut werden. Die neun großen Schiffe sollten Turbinenantrieb erhalten. Bestätigen sich diese Angaben aus guter Quelle, dann rückt Japan mit einem neuen Zuwachs an sieben Linienschiffen und sieben Panzerkreuzern schon an die dritte Stelle unter den Hauptseemächten.

Von einer großen russischen Flotte kann man eigentlich nur in der Vergangenheit sprechen. Denn nachdem Rußland im Kriege gegen Japan

sechsundfünfzig seiner besten Schiffe verloren hat, setzt sich sein heutiger Bestand an großen Schiffen, die fertig sind, nur noch aus 6 Linienschiffen und 4 Panzerkreuzern zusammen. Und an Zuwachs stehen demnächst nur vier Linienschiffe und drei Panzerkreuzer in Aussicht. Nun geht ja allerdings schon lange das Gerücht, Rußland wolle sich eine neue große Flotte schaffen. Aber die Pläne haben viele Gegner und zurzeit noch keine greifbare Gestalt angenommen. Das Programm, das der Reichsduma gegenwärtig vorliegt, beschränkt sich auch nur auf die Summe von 457 Millionen Rubel, die, auf vier Jahre verteilt, nur für die notwendigsten Ersatzschiffe, darunter in erster Linie vier Schlachtschiffe, bestimmt sein sollen. Es werden deshalb im besten Fall wohl noch Jahre vergehn, ehe die russische Flotte ihren frühern Platz unter den Hauptseemächten wiedererlangt haben kann.

Asiatische Probleme

Ein Gleichgewicht der Staaten, das dauern könne, hat Friedrich der Große gesagt, lasse sich gar nicht denken. Wie wahr dieser Satz ist, zeigt sich so recht erst in unsrer Zeit, wo in immer kürzer werdenden Intervallen die Machtverhältnisse der souveränen Staaten zueinander verschoben werden. Neben dem Dreibund ist der Zweibund Rußland-Frankreich entstanden, dann die französisch-britische Entente, das britisch-japanische Bündnis, die britisch-russische Abmachung über Asien, und neuerdings wird über eine internationale Festlegung des status quo der Nordsee- und Ostseegebiete verhandelt. Alles ist im Fluß. Während des russisch-japanischen Kriegs stand die öffentliche Meinung Amerikas ganz auf seiten Japans, dessen Siege wie die eignen gefeiert wurden. They are fighting our battle, hieß es in den Yankeeblättern. Und jetzt scheint eine blutige Abrechnung zwischen der amerikanischen Union und Japan nur eine Frage der Zeit zu sein. Wer will sagen, welche Entwicklung Japan noch nehmen, und ob sich insbesondre China in ähnlich schnellem Tempo die technischen Hilfsmittel der europäischen Kultur samt den Waffen aneignen wird. Immer mehr werden sich die prophetischen Worte Goethes verwirklichen:

Wer sich selbst und andre kennt,
Wird auch hier erkennen:
Orient und Occident
Sind nicht mehr zu trennen.

Sinnig zwischen beiden Welten
Sich zu wiegen, laß ich gelten;
Also zwischen Ost und Westen
Sich bewegen, sei's zum besten!

Es ist mit Freuden zu begrüßen, daß der durch seine großen Forschungsreisen und seine politischen Aufsätze bekannte Münchner Privatdozent Dr. Wirth

eine Geschichte Asiens*) veröffentlicht hat, die nicht nur interessante Aufschlüsse über die Geschichte der einzelnen asiatischen Länder, über den Kampf der Weltreligionen, die Entwicklung Chinas und den Rassenaufbau Asiens gibt, sondern in meisterhafter Weise die Wechselwirkungen der einzelnen Länder und Kulturen und ihre Verknüpfung mit Europa zur Darstellung bringt. Wirth wendet sich einerseits gegen die Überschätzung des Orients, an der so viele modern sein wollende Politiker kranken, warnt aber andrerseits davor, Asien zu verachten, weil wir ihm gegenwärtig in Krieg, Wissenschaft und Handel überlegen sind.

Das Wirthsche Werk besteht aus zwei Bänden. Der erste Band behandelt die Zeit von den Anfängen bis 1790, der zweite die Europäerherrschaft. Die Urkultur stammt nach Wirths Ansicht vom untern Euphrat und Tigris. Von dort habe sich die Kultur nach allen Himmelsrichtungen in Wellenbewegung verbreitet, zunächst nach Arabien, dem Mittelländischen Meer und nach dem ältesten Ägypten, sodann nach Südarabien und Indien, weiter, doch stehe hier weder das Ob noch das Wann fest, nach China und endlich, in späterer Zeit, möglicherweise bis Amerika.

Diese Hypothese hat gegenwärtig wenige Anhänger, ist aber für jeden, der sowohl die altägyptischen als auch die altmexikanischen Altertümer an Ort und Stelle gesehn hat, wahrscheinlich, denn die Ähnlichkeit zwischen diesen Denkmälern einer längst entschwundnen Zeit ist in der Tat ganz erstaunlich. Alexander von Humboldt erwähnt in seinem politischen Essay über Neuspanien die alte Überlieferung, wonach die im mexikanischen Staate Morelos gelegne, mit Hieroglyphen bedeckte Pyramide von Xochicalco ein Denkmal bilden solle zur Erinnerung an den Untergang des Kontinents Atlantis, der sich einst zwischen Afrika und Amerika erstreckt habe und durch die große Sintflut bis auf die übrig gebliebnen Inseln untergegangen sei. Außerdem ist nicht zu verkennen, daß die Rassenähnlichkeit der Japaner und Mexikaner sehr groß ist, und daß sich Wechselwirkungen zwischen ihren Kunsthandwerken auch jetzt noch feststellen lassen. Jedenfalls ist aber hier noch ein weites Feld der Tätigkeit für die Geschichtforscher, die sich bis jetzt nur wenig mit diesen Fragen beschäftigt haben.

Goethe hat in den Noten und Abhandlungen zum bessern Verständnis des Westöstlichen Divans in genialer Weise ein teils philosophisches teils historisches Mosaikgemälde von der orientalischen Kultur, soweit sie damals erforscht war, geschaffen, um, wie er sagt, die Aufmerksamkeit dorthin zu lenken, woher so manches Große, Schöne und Gute seit Jahrtausenden zu uns gelangte, woher täglich mehr zu erhoffen ist. Assyrien, Babylonien und Ägypten blieben, da die Keilschriften- und Hieroglyphenforschung damals eben erst ihren Anfang

*) Geschichte Asiens und Osteuropas. Von Privatdozent Dr. Albrecht Wirth. Verlag Gebauer-Schwetschke, Halle.

genommen hatte, außerhalb der Goethischen Betrachtung, aber die naive Dichtkunst des Alten Testaments, der Einfluß Alexanders des Großen und der Diadochen, das Prophetentum Mohammeds, die reichhaltige Geschichte Persiens, die Entwicklung der Seldschucken und Mongolen sind von ihm mit einem fabelhaften Fleiß und mit erstaunlichen Details geschildert. Dabei wünschte Goethe als ein Reisender angesehn zu werden, dem es zum Lobe gereicht, wenn er sich der fremden Landesart mit Neigung bequemt und deren Sitten anzunehmen versteht.

In demselben Geiste hat Wirth seine Geschichte geschrieben, die an vielen Stellen den naturwahren Charakter der Erzählung eines Reisenden trägt. Er faßt den Verlauf der Geschichte Asiens im übrigen auf als einen fortdauernden Kampf zwischen Bildung und Barbarei und zieht interessante Parallelen zu dem Kampf der Mittelmeerkultur gegen die germanischen und slawischen Barbaren und der spätern christlichen Völker gegen den Islam und die Tataren. Die geographischen Einflüsse auf die Entwicklung der asiatischen Völker werden ganz im Stile Ratzels nachgewiesen.

Asien zerfällt geographisch in zwei große Hälften. Der Süden, von hafenreichen Küsten umgeben, ist der Sitz der Kulturvölker. Der Norden wird bis zum Aufkommen der Russen von Nomadenvölkern bewohnt, die einer eignen Kultur ermangeln. Der strategische Vorteil der Lage ist aber auf seiten des Nordens, dessen Rücken durch Eismeer und Tundren gedeckt, dessen Flanken durch Steppen und Urwälder geschützt sind. Mehr als einmal erobern die Nomaden den Süden. Der Süden rächt sich dadurch, daß er mit seiner Kultur den Sinn der Nomaden bezwingt. Das Gegenstück zu den Eroberungen der Naturvölker bilden die Semiten: Assyrer, Phönizier, Juden und Araber. Von Südwesten vordringend werden sie in Vorderasien mächtig, die Assyrer durch ihre Kriegsmacht, die Phönizier durch den Handel, die Juden durch ihren Glauben, die Araber durch alle drei Machtfaktoren. Die Heere der Araber rücken bis zum Indus vor, und ihre Religion faßt beinahe in ganz Asien Fuß.

Für uns bedeutsamer ist das geschichtliche Verhältnis Asiens zu den andern Kontinenten, von denen zunächst Afrika in Betracht kommt. Politische und andre Wechselwirkungen finden mit Ägypten statt. Das Goldland Ophir wird entdeckt. Ostafrikanische Sklaven werden in Südasien eingeführt. Araber, Perser, Inder und Malaien wandern nach Ostafrika aus. Noch wichtiger ist das Verhältnis Asiens zu Europa. Lange Zeit hindurch — bis zu Alexander dem Großen — empfängt Europa ohne Gegengabe asiatische Kultureinwirkung, besonders in künstlerischer und religiöser Hinsicht. Später ist der Strom fruchtbaren Wechselaustausches, wenn auch bald schwächer bald stärker fließend, zwischen Orient und Occident niemals unterbrochen gewesen. Die Europäerherrschaft beginnt mit dem Jahre 1790. Die Anstrengungen der Portugiesen und Spanier hatten keinen entscheidenden Erfolg gehabt. Erst das Fußfassen Englands ändert die Lage von Grund aus. England gewinnt den Süden Asiens,

Rußland den Norden, Frankreich den Südosten, Holländer und Amerikaner die Inseln. Zuletzt erhält auch Deutschland ein gepachtetes Plätzchen an der Sonne. In der Gegenwart aber versprechen das erwachende Nationalgefühl der Japaner und Chinesen und die panislamische Bewegung dem alternden Asien neue Kraft. Die Asiaten haben aufgehört, den Europäern blindlings zu gehorchen. Die nächsten Jahrhunderte werden eine gewaltige Auseinandersetzung zwischen Occident und Orient sehn, an der diesesmal auch die Neue Welt, Amerika, teilnehmen wird.

Die asiatische Geschichte wird von Wirth eingeteilt in: das mesopotamische Zeitalter, die Kämpfe der Arier gegen Babylon, die Epoche von Schi hoangti bis Attila, die Zeit der weströstlichen Hochentwicklung, und in die Epoche des Übergewichts der Nordvölker, auf die dann die Europäerherrschaft folgt.

Die historischen Tatsachen werden von Wirth mit zahlreichen Bemerkungen über Kultur und Zivilisation durchzogen. Insbesondre weist er nach, daß sich trotz der Rassenverschiedenheit Ähnlichkeiten der äußern Zivilisation finden, die allen Asiaten gemeinsam sind. So findet sich die Tracht der altpersischen Bogenschützen wieder bei den Kulis der Japaner, die viereckige Umwallung persischer Städte in dem gleichen Befestigungssystems Chinas. Die Gewohnheit der Karawanserein und die Benutzung des Kameldungs trifft man fast überall vom Ägäischen Meere bis zum Stillen Ozean, ebenso das Zeltlager mit seinem eigenartigen Leben, das dann sogar in festen Städten wie Konstantinopel beibehalten wird.

Zu den äußern Ähnlichkeiten fügten sich aber im Laufe der Jahrhunderte innere hinzu, durch die unvermerkt eine geistige Wahlverwandtschaft zwischen den Ariern und den Fremden angebahnt wurde. So wurden die Perser, von deren Tüchtigkeit Herodot so viel Rühmliches zu erzählen weiß, nach anderthalb Jahrhunderten derart durch babylonisches Wohlleben entnervt, daß sie den Griechen als verächtliche Weichlinge erschienen. Die Durchdringung mit fremden Vorstellungen und Gewohnheiten hat es schließlich dahin gebracht, daß die Ostarier nach zwölf Jahrhunderten eigner Entwicklung gänzlich von den semitischen Arabern und dann von den Türken überwältigt wurden. Der große Aufschwung des Orients erfolgte dann von den Küsten Japans bis zu den Tschadländern und bis an die atlantischen Gestade Marokkos. Das erste bedeutsame Zeichen, das den Niedergang des Orients verkündete, war die Niederlage der Türken vor Wien. Auf sie folgten, wie Wirth mit Recht hervorhebt, das Vordringen der Russen in der Kirgisensteppe und die europäischen Festsetzungen in Indien und Australien. Dabei hatten die Europäer unter sich harte Kämpfe auszufechten, ehe dem überlebenden Sieger Südasien als Beute anheimfiel. Die Holländer gründeten 1602 ihre Ostindische Kompagnie, besetzten Batavia auf Java 1619, Kapstadt 1652, Ceylon 1656 und waren 1690 auf der Höhe ihrer Kolonialmacht, auf der sie sich ungefähr bis 1750 erhielten. Inzwischen waren die Franzosen in Indien erschienen und hatten sich dort festgesetzt. Holländer

und Franzosen wurden von England darauf fast ihres ganzen Kolonialbesitzes beraubt. Rußland faßt 1792 festen Fuß am ganzen Norduser des Schwarzen Meeres und dringt in stetig sich anschließenden Etappen immer tiefer ins Innere von Asien vor. Der Kampf der Europäer um Asien findet von 1792 ab bis in die Gegenwart fast ausschließlich zwischen Rußland und England statt. Als Sekundant erscheint von Zeit zu Zeit Frankreich, bald dem einen bald dem andern beistehend.

Jetzt endlich glauben voreilige Zeitungschreiber den englisch-russischen Kampf durch das jüngste diplomatische Abkommen für beendet oder doch auf längere Zeit für aufgehoben ansehn zu können, aber jeder Kenner der dortigen Verhältnisse weiß, daß Rußlands Sieg in Asien über England nur eine Frage der Zeit und ebenso unabwendbar ist wie eine Naturkraft. Gerade augenblicklich machen die Russen große kolonisatorische Fortschritte in Zentralasien, sind aber klug genug, sie möglichst zu verschleiern.

Bei den Russen hält mit der Zunahme der Auswanderung auch die des eignen Gebiets gleichen Schritt. Allerdings gehn jetzt die nach Amerika auswandernden Russen ihrer Heimat verloren, aber was will das besagen gegenüber der riesigen Auswanderung nach Asien. Von 1823 bis 1888 wurden 782000 Menschen nach Sibirien verbannt. Andre Hunderttausende sind freiwillig eingewandert. Die Verbannten waren, wie Wirth auf die Autorität Jadrinzeffs gestützt angibt, wenig fruchtbar. Der Kern der jetzigen Bevölkerung stammt von freiwilligen Ansiedlern und von Kosaken. Rußlands Bevölkerungszuwachs beträgt $1^1/_2$ Millionen jährlich, seine Gebietsvergrößerung seit Peters des Großen Zeit 90 Quadratmeter täglich. So wenig wie der unglückliche Ausgang des Krimkriegs, so wenig hat die Erschöpfung Rußlands nach dem türkischen Kriege sein weiteres Vorschreiten in Asien verhindert.

Überall in Asien haben es die Russen verstanden, die Bevölkerung der neueroberten Gebiete sich schnell zu assimilieren, indem sie ungleich den Engländern nirgends den Herrenstandpunkt einnahmen und die nationalen Eigentümlichkeiten sorgsam schonten. So haben die Russen auch regelmäßig die besten Offiziere und Beamten, die sie hatten, zur asiatischen Kolonisation verwandt. Sie wurden bei ihrer erfolgreichen Kolonisierung wesentlich durch die Tatsache unterstützt, daß die neuen Gebiete unmittelbar mit dem Mutterlande zusammenhängen, während die deutschen Kolonien durch das weite Meer von der Heimat getrennt sind.

Die Russen folgten, wie Wirth sehr richtig hervorhebt, bei ihrem kolonisatorischen Vordringen in Asien regelmäßig der Linie des geringsten Widerstandes. Sie fochten mit halbwilden, schlecht bewaffneten Horden. Nur einmal in der ganzen Zeit besiegten sie einen ebenbürtigen Gegner, Karl den Zwölften von Schweden bei Pultawa, aber die Schweden waren durch Märsche und Mangel ermattet und nur ein Viertel so stark wie ihre Gegner. Oft haben die Russen auch das ihnen mißgünstige Waffenglück in der Weise

korrigiert, daß sie den feindlichen Heerführer mit Gold bestachen. So erkaufte Peter der Große, auf den Rat seiner aus der Hefe des Volkes von ihm erwählten Gemahlin Katharina, von den Türken, die sein Heer eingeschlossen hatten, den Frieden vom Pruth.

Das Hauptverdienst der Russen ist ihre kaninchenartige Fruchtbarkeit: numero pollent. Wirth führt den überzeugenden Nachweis, daß die Menge der Russen meist zu gering bewertet wird. Die Bevölkerung des ganzen Reiches wird immer nach dem Zensus von 1897 angegeben, obwohl dieser längst überholt ist; die Anzahl der Russen wird selbst in einheimischen Veröffentlichungen nur auf 65, in deutschen auf 70 bis 80 Millionen Seelen geschätzt. Ungeheuer war die Vermehrung im neunzehnten Jahrhundert. Die gesamte Bevölkerung des russischen Reiches, zu deren Vermehrung allerdings auch das wachsende Areal beitrug, belief sich auf:

1724	14	Millionen	
1763	19	„	
1782	28	„	
1796	36	„	
1812	41	„	
1835	60	„	
1858	74	„	
1897	129	„	(nach Kowalski)
1905 . . . etwa	143	„	
1908 . . . „	148	„	

Die Russen im ganzen Reich, Kleinrussen eingerechnet, schätzt Wirth auf 94 Millionen. Es stehn:

94	Millionen	Russen gegen	49	Millionen	Nichtrussen
102	„	Slawen „	41	„	Nichtslawen
109	„	Arier „	34	„	Nichtarier

Die Polen und andern Slawen in Rußland werden auf etwa 8 Millionen geschätzt.

Die Menge der Russen hat sie nicht vor Niederlagen geschützt. Mit feinem politischem Verständnis weist aber Wirth darauf hin, daß man die ungeheure passive Widerstandskraft immer in Rechnung stellen muß. Bei Zorndorf und bei Borodino konnten die größten Feldherren Europas den Russen keine vernichtende Niederlage beibringen. Ähnlich war es bei Liaoyang. Der Anfang russischer Schwäche in der Weltpolitik liegt nach Dr. Wirths Ansicht, die sicher viel für sich hat, in der beginnenden Emanzipation im Innern. Zur Selbstverwaltung sei das Zarenreich, sei das russische Volk seiner Anlage, seiner gesellschaftlichen Schichtung, seiner Bildung nach unreif. Die gegenwärtigen Unruhen könnten also höchstens zu einer Verschärfung der Militärdespotie führen. Was aber dem Reiche den Hals brechen würde, das

sei das unaufhaltsame Erwachen des Nationalismus bei Burjaten und Georgiern, bei Finnen und Tscherkessen, und eine Verstärkung des ohnehin schon regen Volksgefühls bei Polen, Deutschen und Armeniern. Der Nationalitätenhader werde Rußland zerstören.

Von verschiednen Seiten ist Dr. Wirth wegen seiner Hypothese von der Gefährlichkeit des Erwachens der Völker angegriffen worden, so unter anderm von Kaether im „Tag“. Ein solches Erwachen niedrer Völker sei nur zu vergleichen, meint dieser, mit der Anmaßung eines beschränkten Proletariers, der, erfüllt von den unverstandnen Lehren der Gleichheitstheorie, sich plötzlich als Übermensch fühle und bar jeglichen Autoritätsgefühls sich jedem Geistesaristokraten gleich fühle, ein Dünkel, der aber nichts an seiner Beschränktheit ändere. Die Tatsachen haben unzweifelhaft Wirth recht gegeben. Wer will heute noch leugnen, daß asiatische Völker erwachen, und daß sich die Wellenbewegungen der japanischen Erfolge schon in Indien und in der islamischen Welt zu äußern beginnen? Der verschlagne „Bismarck des fernen Ostens“, Li-hung-tschang, sagte einmal: Es ist töricht von euch Weißen, daß ihr uns aus unserm Schlummer aufwecken wollt. Ihr werdet es bereuen, wenn wir einmal erwacht sind, und werdet dann den frühern Schlummer zurückwünschen. Wer zweifelt jetzt noch daran, daß sich diese Worte schneller verwirklichten, als die meisten Politiker, fast allein der Deutsche Kaiser ausgenommen, angenommen haben!

Es ist geradezu eine politische Tat, daß Wirth die gelbe Gefahr ihrem wahren Charakter nach geschildert, zugleich aber auch mit Nachdruck darauf hingewiesen hat, daß Asien immer überschätzt wird und noch sehr weit von einer Weltherrschaft entfernt ist. Der Philosoph könne Rassensympathien hegen, der Politiker dürfe nur Staaten in Rechnung stellen. Was in hundert Jahren geschehen werde, darum könnten und dürften wir nicht sorgen. Wer hätte vor neunzig Jahren geahnt, daß unser heißer Haß gegen Napoleon zunächst lediglich die Vergrößerung Englands zur Folge haben würde? Wer 1870, daß es jetzt Franzosen gebe, die sich ein Staatsoberhaupt wie den Deutschen Kaiser wünschen? Wir dürften deshalb nicht dem Rade der Zeiten in die Speichen greifen, denn wir wüßten kaum, von wannen es gekommen, und viel weniger, wohin es fahren würde. Was in hundert Jahren sein werde, wisse Gott allein. Unsre Pflicht gehe nicht weiter, als unser Auge reiche und reichen könne, und unser Wille gehöre nicht einer unsichern, unenträselbaren Zukunft, sondern einer lebendigen Gegenwart.

Das sind goldne Worte, die gegenüber den Phantasien unsrer Tagespresse beherzigt zu werden verdienen. Alle wirklichen Kenner des fernen Ostens sind mit Wirth der Ansicht, daß das plötzliche Emporkommen Japans nur eine Episode in der Weltgeschichte ist, daß sich China nie dazu hergeben wird, von den von ihm seit Jahrtausenden verachteten Japanern, die nie etwas aus sich selbst geschaffen, sondern immer nur die Kulturen andrer affen-

artig angenommen haben, sich organisieren oder gar politisch ans Gängelband nehmen zu lassen. Es ist ja nicht ausgeschlossen, daß Japan die jetzige militärische Schwäche Chinas noch einmal benutzt, um es mit Krieg zu überziehen und auszuplündern, aber auf die Dauer — und die Weltgeschichte rechnet nur mit Jahrhunderten — wird China doch über Japan, das nur etwa ein Zehntel so reich an Menschen und nur etwa ein Fünfzigstel so reich an Kapital und an Naturschätzen ist, triumphieren und seine frühere dominierende Stellung im Osten wieder einnehmen. Der Gegensatz zwischen China und Japan wird für absehbare Zeit ein Hinübergreifen der asiatischen Völker in die politischen Verhältnisse Europas unmöglich machen. Diese Sorge können wir deshalb getrost unsern Nachkommen überlassen.

Dagegen ist es richtig, die chinesische und japanische Auswandrung nach Kräften zu verhindern. In der amerikanischen Union erließ man zuerst Gesetze gegen die chinesische Einwandrung 1880, dann in Australien, hierauf in Kanada. Wirth erwähnt, daß die Auswandrung der Chinesen schon im sechzehnten Jahrhundert begann und sich zunächst nach den asiatischen Inseln richtete. Einen neuen Anstoß erhielt die Bewegung durch die überseeische Ausbreitung der Europäer und die Entdeckung von reichen Goldfeldern. Seit 1848 gingen Zehntausende von Zopfträgern nach Kalifornien, seit den fünfziger Jahren nach Australien und Australasien, seit 1860 nach dem Ussuri und Amur und weiter nach Hawaii und Südamerika. Diese Auswandrer kehrten allerdings fast alle wieder zurück. Seßhaft wurden dagegen die Chinesen in Tonkin, Hinterindien, Annam sowie auf den Philippinen und den Sundainseln. Für die ältern Ansiedler stellten die Chinesen überall eine ernste Gefahr dar.

Die japanische Auswandrung begann ebenfalls sehr früh. Lange vor Kolumbus fuhren japanische Schiffe nach Mexiko, wo Cortez die von ihnen gebrachten Porzellanvasen vorfand, und nach Kambodscha. Der Japaner Matsuamai unternahm Ende des fünfzehnten Jahrhunderts einen Zug nach Sachalin. Man begann mit den Anwohnern des Amur einen regen Handel und tauschte Jakutenmädchen gegen kostbare Pelze ein. Der Japaner Kiufiro ging 1613 bis 1615 ebenfalls mit einer Expedition nach Sachalin, das von Europäern zuerst de Vries 1643 besuchte. Eine nicht unbeträchtliche Auswandrung fand nach den Philippinen statt. Die Abschließung Japans gegen das Ausland verhinderte dann lange Zeit hindurch eine Auswandrung, die erst im letzten Jahrhundert wieder einsetzte und sich bis heute in nie geahnter Weise gesteigert hat.

Für uns Deutsche ist es besonders lästig, daß die Japaner neuerdings auch nach Teilen Südamerikas auswandern, die bisher fast ausschließlich von Europäern besiedelt wurden. Schon jetzt ersieht man aber aus den mexikanischen, peruanischen und brasilianischen Zeitungen, daß keineswegs alle Teile der Bevölkerung mit der japanischen Einwandrung einverstanden sind. Es dürfte sich

also dasselbe Schauspiel wie in der Union auch in Südamerika wiederholen und damit der japanischen Einwandrung ein frühes Ende bereitet werden. Dagegen wird ihre Einwandrung nach den Philippinen und andern asiatischen und australasiatischen Inseln kaum zu verhindern sein. Für die Yankees waren jedenfalls die Erwerbungen des spanischen Krieges ein richtiges Danaergeschenk.

Mit gleicher Meisterschaft wie die gelbe Gefahr des Ostens beurteilt Wirth die panislamische Bewegung im Westen Asiens. Ebenso wie M. Hartmann*) faßt er den Islamismus mehr als Kulturbewegung auf, als einen Reflex und als eine Reaktion auf die christliche Kultur des Abendlandes, die immer kräftiger auf Asien einzuwirken beginnt. So richtig es aber auch ist, daß sich der Panislamismus nicht nach der Weltherrschaft reckt, so falsch wäre es doch, die Kraft der Türkei zu unterschätzen und anzunehmen, daß ihre asiatischen Besitzungen in absehbarer Zeit die Beute einer europäischen Macht werden könnten. Militärisch haben die Türken ihre alte Kraft im Russen- und im Hellenenkrieg aufs neue glänzend bewährt. Auch haben sie alle Versuche der Christenheit, die armenischen Metzeleien zu rächen, erfolgreich zurückgewiesen. Finanziell haben sie ihre Kraft neuerdings durch den Bau der Hedschasbahn bewiesen, die ausschließlich mit Subskriptionsgeldern aus der ganzen islamischen Welt ausgeführt wird und schon ihrer Vollendung entgegengeht, allerdings nur infolge der Tatkraft des deutschen Ingenieurs Meißner Pascha. Die Hedschasbahn hat aber nicht nur eine religiöse und wirtschaftliche, sondern auch eine eminente politische Bedeutung, da durch sie die strategische Verbindung mit Arabien wiederhergestellt und die britische Stellung in Ägypten wirksam flankiert wird.

Die Eisenbahnen haben das gesamte wirtschaftliche Leben der Türkei merkbar gehoben. Für die deutschen Schienenpläne waren die beiden Besuche des Kaisers von hohem Werte. Die Pforte war, wie Wirth mit Recht betont, lange Zeit zweifelhaft, ob sie die Taurus- und Bagdadbahn nicht an England geben sollte. Die Freundschaft des Sultans mit dem Kaiser ließ 1901 die Entscheidung für Deutschland fallen. Vorher waren schon die anatolischen Bahnen mit deutschem Gelde gebaut. Je dichter aber das asiatische Eisenbahnnetz der Türkei wird, desto größer wird auch die Möglichkeit für sie, ihre Truppen zu konzentrieren und an die gerade bedrohte Grenze zu werfen. Eine europäische Invasion der asiatischen Türkei darf schon jetzt als ausgeschlossen betrachtet werden. Von Tag zu Tage mehr wird die Türkei eine Macht werden, die bei der internationalen Politik eine gewichtige Rolle spielt. Als eigenstes Verdienst unsers Kaisers muß es gelten, daß er es mit genialem Blick verstanden hat, sich die Freundschaft des Sultans zur rechten Zeit zu erwerben.

*) Questions diplomatiques et coloniales, 15. Juli 1901.

Sehr interessant sind die historischen Betrachtungen Wirths, in denen er ausführt, wie von jeher die Westarier mit Asiaten vereint geschlagen oder mit ihnen Bündnisse abgeschlossen haben; in der Urzeit mit den Chatti, später mit den Hunnen. Chriemhild heiratet Attila. Stilicho hatte hunnische Söldner. Karl der Große stand in Beziehungen zu Harun al Raschid und zu den spanischen Mauren. Byzanz verband sich mit Chazaren, Türken, Petschenegen. Friedrich der Zweite, der bedeutendste aller Hohenstaufen, war der Freund Kâmils, Franz der Erste, ja sogar der Papst reizten die Hohe Pforte gegen Karl den Fünften. Venedig ging mit den Türken, andre italienische Städte mit Marokko. Schweden, England, Frankreich und Preußen waren wiederholt Bundesgenossen des Padischah. Weshalb soll also der Kaiser nicht der Freund der Türkei sein, wenn er es im deutschen Interesse für ratsam erachtet!

Pessimistischer als Wirth geht Vosberg-Rekow*) an die Beurteilung der Beziehungen zwischen der europäischen und asiatischen Kultur- und Geistes-welt in ihrer Rückwirkung auf Welthandel und Weltpolitik. Es kommt ihm zustatten, daß er seit Jahren im Präsidium der Deutschasiatischen Gesellschaft gewirkt hat. Er kann mit dem doppelten Sachverständnis des National-ökonomen und des Orientkenners auftreten. Von Weltpolitik, Weltmarkt und Weltmachtstellung handeln seine Betrachtungen, ferner von den Hochstraßen des Verkehrs, der Arbeit der Technik und der Technik der Arbeit, dem alten und dem neuen Deutschland, der wirtschaftlichen Rangordnung der Staaten, der weißen und der gelben Rasse, dem Geheimnis des Buddha und schließ-lich vom Kriege im Osten und von der Zukunft Europas auf dem asiatischen Markte.

Der Pessimismus des Verfassers zieht sich leider durch das ganze sonst so vortrefflich geschriebne Werk. Was soll man dazu sagen, wenn Vosberg-Rekow im Kassandraton ausruft: „Nach Lage der Dinge wird uns die erste Rolle im Bereich der Kulturvölker nicht mehr beschieden sein"? Das ist doch eine durch nichts berechtigte Prophezeiung, und sogar unsre Konkurrenten sind vom Gegenteil überzeugt. Es ist immer eine heikle Sache mit dem Prophezeien, und der Verfasser würde es sich sicher bald abgewöhnen, wenn er nur einige Monate auf irgendeinem wichtigen diplomatischen Posten selbständig zu be-richten hätte. Ein Teil seiner Prophezeiungen hat sich schon heute, kurze Zeit nach dem Erscheinen seines Buches, als irrig herausgestellt, so zum Beispiel seine Ideen von dem Wachstum der Sozialdemokratie, die inzwischen die großartige Niederlage bei den Reichstagswahlen erlitten hat. Außerdem begeht er den Fehler, Ideen, die für das Privatleben passen mögen, auf das Leben der Völker anzuwenden. Er meint, wir Deutschen, die ja doch nie die erste Rolle auf dem Welttheater spielen könnten, sollten uns bei dem

*) Nation und Welt. Betrachtungen über Grundlagen und Aussichten der deutschen Welt-politik von Dr. Vosberg-Rekow. Berlin, Allgemeiner Verein für deutsche Literatur.

Gedanken bescheiden, daß nicht der der glücklichste ist, der das meiste an sich reißt, sondern der, dem es gelingt, die ihm von der Natur verliehenen Fähigkeiten voll auszunutzen und damit die Grundlage seines Wesens harmonisch auszugestalten. Solche Ideen sind vielleicht gut für das einzelne Individuum, aber grundfalsch für einen Staat. Was hülfe es dem Deutschen Reiche, sich innerlich harmonisch auszugestalten, wenn es nicht zugleich auch die Macht seines Heeres und seiner Flotte erweiterte, um diese innere Harmonie jederzeit vor einem Angriffe von außen her erfolgreich schützen zu können? Unsre ganze Kultur würde in Stücke geschlagen und vernichtet werden, wenn die andern Weltmächte eine Wahrscheinlichkeit des Erfolges gegen uns sehen könnten. Das hat uns die Geschichte gelehrt, und nie dürfen wir vergessen, daß uns unsre geographische Lage zwingt, vor allem immer für die Unüberwindlichkeit unsers Heeres und für die Vergrößerung unsrer Flotte zu sorgen und erst dann weltbürgerlichen Träumen nachzuhängen.

Überall da, wo der Verfasser objektiv bleibt, sind seine Schilderungen klar und einwandfrei. Mit großer Anschaulichkeit spricht er von den großen asiatischen Eisenbahnen. Er erwähnt, daß die sibirische Eisenbahn wegen ihres sehr leichten Oberbaues und der häufigen Entgleisungen, trotz ihrer Kriegsleistung (die selbst der japanische Kriegsminister als über Erwarten großartig bezeichnet hat) nicht als ein vollwertiges Verkehrsmittel gelten kann. Mit Recht hält er die Bagdadbahn für viel bedeutender für den Weltverkehr als die sibirische Eisenbahn.

Die gelbe Gefahr schätzt Vosberg-Rekow durchaus richtig ein und kommt zu dem Schluß, daß die weiße Rasse (zu der ja auch wir Deutschen gehören), die sich heute im Besitz der überlegnen Arbeitsmethoden befindet, den zur Passivität neigenden Asiaten überwunden haben wird, ehe dieser sich die Methoden angeeignet haben kann, und daß infolgedessen nicht die europäische Produktion vor der asiatischen die Segel wird streichen müssen, sondern daß die asiatische Produktion erliegen und erst emporblühen wird, wenn sie sich unter der Herrschaft des europäischen Geistes die westliche Kultur innerlich assimiliert hat. Auch der Ansicht des Verfassers, daß eine Abschließung Chinas durch Japan China selbst nicht dulden wird, und daß der chinesische Kaufmann im Welthandel immer den sich durch den Mangel jeglicher Vertragstreue auszeichnenden Japaner in den Schatten stellen wird, wird jeder Kenner des fernen Ostens zustimmen. Lignitz, der in der Deutschen Kolonialzeitung im Gegensatz hierzu ausführt, der Japaner sei viel zu klug, um nicht zu wissen, daß ehrlich am längsten währt, würde sich durch Befragen irgendeines deutschen, englischen oder amerikanischen Kaufmanns, der mit den Japanern Handelsgeschäfte getrieben hat, überzeugen können, daß Vosberg-Rekow völlig richtig urteilt, wenn er sagt: „Der chinesische Kaufmann ist ebenso ernst zu nehmen, ist ebenso treu und zuverlässig, wie der Japaner unzuverlässig ist."

Zutreffend sind auch die Schlußbetrachtungen, in denen das Werk ausklingt. Vosberg-Rekow widerlegt hier den Standpunkt gewisser politischer Parteien, wonach wir Europäer keinen Rechtstitel hätten, friedlichen Völkern ins Land zu brechen und ihnen unsre Kulturformen aufzudrängen, mit dem Hinweis, daß nur die Kultur wahrhaft groß und fortschrittlich genannt werden kann, die in ihrem innersten Wesen davon durchdrungen ist, daß ihre Ziele die höchsten sind und von den Zielen keiner andern übertroffen werden, und die infolgedessen den innern Drang hat, sich andern mitzuteilen. v. F.

Das Gerichtswesen bei den Negern in Britisch-Zentralafrika

Von Karl Fricke in Chiromo (Britisch-Zentralafrika)

In der letzten Zeit ist man an maßgebenden Stellen in Berlin damit beschäftigt, für das Gerichtswesen in unsern Kolonien das Recht für die Neger festzustellen. Da diese wohl eine gewisse Gerichtsbarkeit unter sich kennen, wird es darauf ankommen müssen, sich die Rechtsanschauungen der Neger zu eigen zu machen, wenn man die Negerseele vollkommen verstehn will. Es dürfte deshalb interessieren, von den Gebräuchen bei der Negerjustiz der Eingebornen in Britisch-Zentralafrika etwas zu erfahren. Dieses Land wird von verschiednen Stämmen bewohnt, die jedoch alle zu der bekannten Bantunegergruppe gehören. Unter den hauptsächlichsten Stämmen finden wir am Westufer des Nyassasees die Aw-emba, Angoni, A-tonga, A-chipeta, A-chewa, am südlichen Teile des Sees, sowie an den Ufern des Shireflusses die bedeutende Gruppe der Anyanja, ferner die Makololo und vor allem die Yaoneger. Swahilineger sind nur in geringem Maße vertreten.

Wir wollen nun zuerst betrachten, wie sich im allgemeinen die Handhabung der Justiz durch die Neger des Protektorats bis zur Einrichtung einer geordneten Verwaltung durch die Engländer im Laufe der neunziger Jahre vollzog. Begeben wir uns in ein Negerdorf! Inmitten der vielen Hütten sehen wir einen offnen Raum, den ein mächtiger Baum von großem Umfange beschattet. Wegen eines Streitfalles begibt sich der Dorfrat, der aus den ältern Männern des Dorfes besteht, unter Führung des Dorfhäuptlings auf diesen Platz. Beide Parteien bringen nun ihre Sache vor, ohne sich, im Gegensatz zu unsern heimischen Gerichtshöfen, gegenseitig zu unterbrechen. Ihre große Beredsamkeit, ihre unglaubliche Zungengewandtheit in der Vor-

bringung von Gründen für und wider ist bewundernswert. Darin zeichnen sich nicht nur die beiden Parteien aus, nein sogar die Ratsmänner, die, mit Ausnahme des Häuptlings, auch meist Parteigänger sind, lassen nichts zu wünschen übrig. Die Anwälte, zumeist ältere, erfahrne Männer aus der Verwandtschaft, plädieren — Frauen dürfen ihre Fälle vor Gericht nur durch Männer vertreten lassen —; der Häuptling fällt sein Urteil und sorgt sofort für die Vollstreckung. Die Entscheidung wird im allgemeinen weise gefällt. Die Neger verstehn in der Tat, fein zu differenzieren, und uns sind mehrere salomonische Urteile bekannt. Daher kommt es, daß weitaus in den meisten Fällen die Sprüche des Dorfgerichts von beiden Parteien angenommen werden. Es geschieht jedoch auch, daß der Verurteilte seiner Gemeinschaft entflieht und von neuem sein Recht bei einem andern Potentaten sucht.

Man verfährt in vorstehender Weise bei allgemeinen Fällen von nicht großer Bedeutung. Ist jedoch eine Sache für das Wohl eines größern Distrikts oder gar eines Stammes von besondrer Bedeutung, so wird der Häuptling eines solchen Distrikts, umgeben von seinen Unterhäuptlingen, schließlich aber der erste Häuptling selbst das Recht sprechen und das Urteil ausführen. Die Argumente sind dann äußerst subtil und sehr anschaulich. In den Dörfern nahe bei dem Aufenthaltsort eines größern Häuptlings wird gleich direkt dessen Entscheidung angerufen.

Hieraus geht hervor, daß eine gewisse Gerichtsführung dem Neger wohl bekannt ist. Von Natur aus träge und faul, furchtsam und gleichgiltig, zieht er es vor, sich dem Urteile seiner ihn streng, fast autokratisch regierenden Häuptlinge zu unterwerfen. Ihre Entscheidung ist endgiltig. Die mächtigen „Könige" der großen Stämme wie Angoni, Aw-emba, Makololo usw. jedoch kümmern sich nicht um einen „Gerichtsrat", ihr Wille ist Gesetz. Berichtet doch Sir Harry Johnston, daß vor nicht ganz zehn Jahren noch bei den A-lunda- und Aw-embanegern Hände und Ohren für ganz geringe Vergehen abgeschnitten wurden. Doch diese Fälle sind selten und als Ausnahme zu betrachten; meist wird der Häuptling nicht so despotisch regieren und wichtige Urteile nur dann fällen und vollstrecken, sobald er seine Unterhäuptlinge und andre Ratgeber befragt hat.

Oft wird bei Verbrechen eine Art „Gottesurteil" angewandt. Fast im ganzen heidnischen Afrika ist es den Negern bekannt und wird allgemein gebraucht. Es ist eine furchtbar grausame, schreckliche Methode. Beschuldigt jemand einen andern Menschen, ihn durch Zauberei krank gemacht oder vielleicht sein Weib zur Untreue verführt zu haben, so muß der Angeklagte Gift nehmen. Überall wird dasselbe Gift zu diesem Zwecke benutzt. In Britisch-Zentralafrika ist es als Muavi oder Mwai bekannt. Es wird aus der Rinde des Erythrophleum guineense zubereitet, indem die Rinde in einem kleinen hölzernen Mörser mit einem hölzernen Stößel zerrieben wird. Soll das furchtbare Muavi gegeben werden, so rührt der Giftmischer, oft ein altes

Weib, die gewonnene Substanz mit Wasser an, und die frisch zubereitete Flüssigkeit muß der Angeklagte trinken. Gibt der Giftmischer eine kleinere Dosis, so wird das Gift wieder ausgebrochen, hat der Mischer aber eine Abneigung gegen den armen Angeklagten, so gibt er eine größere Dosis, die in kurzer Zeit sicher den Tod herbeiführt. Diese Methode wird meist dann gebraucht, wenn der Häuptling bei schwierigen Fällen nicht wagt, ein Todesurteil auszusprechen. Es werden aber auch andre Arten „Gottesurteile" herausgefordert, um die Schuld oder Unschuld eines des Diebstahls oder des Ehebruchs angeklagten zu beweisen. Die Hand zum Beispiel wird in kochendes Wasser gehalten.

Der Neger fällt ungern ein Todesurteil. Ist es aber ausgesprochen, und ist der Angeklagte unfähig, das Muavigift wieder auszubrechen, so läßt der Blutdurst des Negers und die Freude an den Qualen andrer die Ausführung äußerst grausam werden. Der Unglückliche wird von der ihn umgebenden Menge überfallen, mit Speeren durchstochen, zertreten und zuletzt geköpft. Verurteilte Zauberer und Ehebrecher werden verbrannt.

Nun, nachdem Missionen im Lande ihre Arbeiten aufgenommen, nachdem die Engländer seit zehn Jahren dem Protektorat eine geordnete Verwaltung gegeben und das Land fast ganz pazifiziert haben, hat dieser grausame, rohe Zustand aufgehört. Die Häuptlinge haben an Ansehen verloren, und allmählich hat die Regierung das Justizwesen in ihre Hände genommen. In wie glücklicher Weise sie diese Aufgabe durchgeführt und gelöst hat, soll im nachstehenden geschildert werden. Die Justizverwaltung, soweit die Neger in Frage kommen, liegt in den Händen der „Collectors"; in Deutsch-Ostafrika würden wir Bezirksamtmann sagen. Der Collector residiert in den größern Plätzen der verschiednen Bezirke. Wir haben hier die bemerkenswerte Tatsache, daß eine Anzahl Engländer, deren eine Aufgabe ist, die Hüttensteuer einzutreiben, Wege zu bauen und in Ordnung zu halten, andrerseits ohne besondre juristische Ausbildung hier draußen in der patriarchalischsten Weise über nahezu eine Million Menschen einer ganz verschiednen Rasse Recht sprechen. Nur Todesurteile und etwa verhängte Gefängnisstrafen für eine Reihe von Jahren sollen vom Richter des obersten Gerichtshofes in Blantyre sowie vom „Commissioner", d. i. Gouverneur des Protektorats, bestätigt werden. In allen andern Fällen, d. h. in solchen, die im Leben des Negers beständig vorkommen, ist die Autorität des Collectors supreme und seine Entscheidungen unanfechtbar. Natürlich werden Gerichtsfälle unter Europäern oder solche Fälle, in die Weiße verwickelt, und für deren Entscheidung juristische Kenntnisse absolut notwendig sind, dem Richter des obersten Gerichtshofes überwiesen.

Von Leuten zu Hause, die mit den Verhältnissen in Zentralafrika nicht vertraut sind, könnte nun der Einwurf erhoben werden, daß ein System, in dem nicht juristisch gebildete Weiße den Negern Recht sprechen, in sich gewisse Gefahren bergen könnte. Tatsächlich aber hat die Regierung mit der

Einführung dieses Systems eine sehr glückliche Hand gehabt; es arbeitet in geradezu idealer Weise mit dem größten Erfolge. Um jedoch diesen zu erreichen, müssen alle Collectors eine Prüfung in der Landessprache Chi-Nyanja, früher sogar noch in Ki-Suahili ablegen. Den jungen Engländern, die ohne Vorkenntnisse in der Landessprache von der britischen Regierung hierher geschickt werden, wird ein Jahr Zeit gegeben, sich die nötigen Kenntnisse in der Sprache, in den Sitten und Gebräuchen dieser Neger anzueignen. Nachdem sie dann die so erworbnen Kenntnisse durch die erwähnte, nicht leichte Prüfung bewiesen haben, werden sie zu „Assistant Collectors" ernannt und dem Collector eines größern Distrikts zur weitern Unterweisung beigeordnet, oder ihnen wird in manchen Fällen schon ein kleinerer Posten als selbständiger Collector anvertraut.

Nun, die Neger haben sich schnell daran gewöhnt, daß jetzt der Weiße ihnen Recht spricht, denn sie beugen sich willig dem jeweilig herrschenden infolge ihrer minderwertigen Charaktereigenschaften. Weiter haben sie nach und nach eingesehen, daß der Weiße unparteiisch in jeder Richtung urteilt. Einst dem Spruche ihrer Häuptlinge unterworfen, die, als in der Gemeinschaft lebend, doch mehr oder weniger am Ausgange des Streitfalles interessiert waren, sind die Neger jetzt von der vollkommnen Aufrichtigkeit und Ehrlichkeit des weißen Richters überzeugt. Ja sie haben ein so großes Vertrauen in ihn, daß, wie uns H. L. Duff in seinem Buche über Nyassaland berichtet, zwei Neger einst aus einem sechzig Kilometer entfernten Dorfe zu ihm kamen, um ihn einen ausgebrochnen Zank über den Besitz einiger Fische im Werte von zehn bis zwanzig Pfennigen schlichten zu lassen. Natürlich wird eine Entschädigung vom Neger für die Bemühung eines Collectors nicht verlangt. Daher kommt es auch, daß die Neger, schon durch ihre Freude an Prozessen und an der dadurch verursachten Aufregung, eifrigen und häufigen Gebrauch von diesen Gerichten machen.

Wir wollen jetzt auf die verschiednen am Gerichte vorkommenden Fälle eingehn. Sie sind sehr einfach, denn alle Neger haben mehr oder weniger dieselben Sitten und Gebräuche; keiner ist bedeutend reicher oder ärmer als der andre. Ihre Geisteskräfte sind gering; sie stehn nicht viel über den Tieren, und heute noch leben sie zusammen gleich einer Horde Tiere. Unter gegebnen Umständen würden sie alle in gleicher Weise handeln. Schon die große Unwissenheit, Gleichgiltigkeit, ihr Mangel an Verstand und auch die geringe Versuchung lassen die kriminalen Vorkommnisse bedeutend einfacher erscheinen.

Die hauptsächlichsten Verbrechen, die früher mit dem Tode geahndet wurden, sind Mord, Überfall, Raub von Menschen und Gütern, Diebstahl, Ehebruch oder Verführung dazu. Beabsichtigte Morde, deren Einzelheiten lange vorher schon ausgedacht worden sind, geschehen sehr selten und haben in der letzten Zeit fast ganz aufgehört. Dennoch glaubt man, daß nicht wenig

Neger noch heute in geheimer Weise, ohne daß jemals etwas zu unsrer Kenntnis davon gelangt, getötet werden. Eine der entsetzlichsten Methoden ist bekannt unter dem Namen secatera. Das unglückliche Opfer wird gebunden und geknebelt und durch allmähliches Einführen eines Grashalmes oder spitzen Stabes in den Körper getötet. Wird diese äußerst grausame Operation mit der nötigen Sorgfalt ausgeführt, so wird, nach H. L. Duff, dieses Verbrechen niemals aufgeklärt werden können, denn der Körper zeigt keine äußern Merkmale dieser furchtbaren Quälerei. Die Wirkung des schrecklichen Giftes Muavi wurde früher oft als Gottesgericht angesehen. Glücklicherweise ist durch Aufklärung seitens der Missionen und durch nachdrückliche Bestrafung solcher Giftmischer durch die Regierung der Gebrauch des Muavi bedeutend zurückgegangen. War es doch nach Sir Harry Johnston in früherer Zeit die Ursache von mehr als der Hälfte aller Todesfälle; es starben viel weniger Menschen zum Beispiel durch die immer im Lande wütenden Kriege oder gar durch natürliche Ursachen.

Da das Negergesetz einem Beleidigten oder Bestohlnen im Falle von Ehebruch, Verführung oder Diebstahl gestattete, sich sein Recht selbst zu holen, so waren Totschläge sehr häufig. Es ist ja für diese Selbsthilfe auch eine gewisse Berechtigung vorhanden — bei unsern Ehrbegriffen daheim zum Beispiel wird ein in der Ehe betrogner, falls er ein schlechter Schütze ist, außerdem noch vom Verführer im Duell erschossen! Abgesehen vom Totschlage käme für unsre Betrachtung als größtes Verbrechen noch die Sklaverei hinzu. In den Grenzen dieses Landes ist sie jedoch in keiner Weise mehr vorhanden.*) Es kommen jedoch sehr häufig bei den zentralafrikanischen Negern Überfälle und Schlägereien vor. Wir kennen aber nur sehr wenig Fälle, in denen Weiße von Schwarzen angegriffen oder auch nur bedroht wurden.

Früher wurde der geringste Diebstahl nach Negergesetz mit dem Tode bestraft; heute hat eine humanere Auffassung Platz gegriffen. In den letzten Jahren sind die vor der sogenannten Boma, dem Regierungswohnsitz des Collectors, verhandelten Diebstahlsfälle erschrecklich angewachsen, was teilweise der milden Beurteilung der Diebstähle durch die Europäer zuzuschreiben ist. Früher unweigerlich dem Tode verfallen, wird heute der schwarze Dieb in saubere Gefängnisse gesteckt, erhält dort reichliche Nahrung und ausreichende Ruhe. Was will der Neger mehr? Er betrachtet darum eine Gefängnisstrafe als nichts Entehrendes; im Gegenteil, die sorgsame Behandlung durch den Weißen läßt ihn die Gefängniszeit als eine Sommerfrische, wie Dr. Karl Peters sagte, als eine gewisse Erholung erscheinen. Leider hat man im Britisch-Zentralafrika-Protektorate versuchsweise die Strafe durch Peitschenhiebe (mit der Nilpferdpeitsche: Kiboto) vor wenig Jahren aufgegeben. Es hat sich dieses

*) Im englischen Parlament wird jetzt über die Aufhebung des gesetzlichen Zustandes der Sklaverei an dem Sansibarküstenstreifen vom 1. Oktober d. J. an verhandelt.

schnell darin geäußert, daß der Neger dem Weißen gegenüber äußerst frech, anmaßend geworden ist. Der Diebstahl von Gütern, die einem Weißen gehören, wird von Schwarzen als erlaubt betrachtet, und des Europäers eigne Diener stehlen gewöhnlich am meisten. Auf der Stelle bestrafen, wie die Neger es unter sich zu tun pflegen, darf der Weiße nicht. Der Schwarze würde einfach zur „Boma" laufen, und der Weiße hätte dem Diebe ein Schmerzensgeld und der Regierung eine Strafe zu zahlen. Einbruchdiebstähle geschehen sehr selten. Güterraub jedoch passiert häufig, und nur gar zu oft erfahren wir, daß die Lastenträger, auf denen der ganze Verkehr in Britisch-Zentralafrika beruht, mit den ihnen anvertrauten Gütern spurlos verschwunden sind. Mutwillige Beschädigung von fremdem Eigentum ist den Gerichten hier unbekannt. Doch werden zum Beispiel Wachthunde der Europäer von den Schwarzen mit Vorliebe durch Gift aus dem Wege geschafft.

Am meisten hat aber der Collector in solchen Gerichtssachen zu entscheiden, die das „ewig Weibliche" betreffen. Raub, Verführung und Wiederherstellung der Ehe — das sind die häufigsten Fälle. Nach H. L. Duff handelten im Verwaltungsjahre 1901/02 im Distrikte Zomba von einer Gesamtsumme von 669 Gerichtsentscheidungen nicht weniger als 417 vom wertvollsten Besitze des Mannes, dem Weibe. Der Neger ist entfernt von dem Gedanken, ein Weib zu unterhalten, im Gegenteil, es muß ihn füttern. Das Weib hat alle rauhen und schmutzigen Arbeiten gewissenhaft auszuführen. Die harte Feldarbeit liegt der Frau ob. Währenddessen liegt der Herr des Hauses vor seiner Hütte und läßt sich von der Sonne bescheinen. Seine Weiber schenken ihm in der Regel viele Kinder, die, da sie billig zu unterhalten sind, von ihm als wertvoller Zugang geschätzt werden, denn die Kinder beginnen schon im frühen Alter, den Müttern mitzuhelfen. Am wertvollsten sind die Töchter, die vor oder bald nach der Geburt schon vom Vater an einen zukünftigen Ehemann verschachert werden.

Es darf jedoch nicht etwa geglaubt werden, daß der Neger irgendeinen Begriff von Moral hat. Ist zum Beispiel eins seiner Weiber von einem andern Neger verführt worden, so wird er ihn nur deswegen töten, weil er seinem Besitze, seinem Eigentum eine Beschädigung zugefügt hat. Ja er ist unter Umständen sogar bereit, sich durch eine Geldentschädigung versöhnen zu lassen.

Bei der Beurteilung von Streitigkeiten zwischen Eheleuten werden von den Collectors folgende Punkte als Pflichten eines jeden Ehegatten betrachtet. Nach Negerrecht hat der Mann dem Weib ein oder mehrere Tücher zu geben (was ihn jedoch nicht mehr als zwei bis drei Mark im Jahre kosten dürfte); er hat die Hütte roh fertigzustellen; dem Weibe liegt die Vollendung ob, indem sie das rohe Gestell mit verschiednen Lagen Gras zu bedecken hat. Weiter hat der Mann die Hüttensteuer zu zahlen, das heißt drei Mark, falls er für einen Europäer mindestens einen Kalendermonat gearbeitet hat; im

andern Falle sind sechs Mark zu entrichten. Weiter soll er im allgemeinen sein Weib beschützen. Dieses dagegen hat viel härtere Pflichten zu erfüllen. Es muß Wasser tragen, Feuerholz suchen, Lasten weiterschaffen, Mais stampfen, Mehl daraus machen, das Essen kochen und das Bier brauen. Wie schon weiter oben gesagt worden ist, hat die Frau den größten Teil der Feldarbeit auszuführen. Sterben ihre Kinder, oder streitet sie gern, so kann der Ehemann die Frau ihrem Vater zurückschicken und das „Heiratsgeld" zurückverlangen.

Von den täglich vorkommenden Gerichtsverhandlungen, die reine Privatsachen betreffen, wollen wir hier weiter nicht berichten. Sie sind zu geringfügig und unbedeutend. Es handelt sich dabei meist um mein und dein, und solche Fälle werden in der Regel durch eine väterliche Ermahnung des Collectors in Güte zu allseitiger Zufriedenheit aus der Welt geschafft.

Wir haben nun gesehen, wie es die praktischen Engländer im Britisch-Zentralafrika-Protektorat verstanden haben, sich bei der Ausübung der Justiz den Negern gegenüber nicht nur von deren Jahrtausende alten Rechtsanschauungen leiten zu lassen, sondern auch dem Empfinden der Neger so weit entgegenzukommen, daß ihnen das Recht direkt von den Collectors gesprochen wird, die unmittelbar der Regierung unterstehn und andrerseits in inniger Fühlung mit der schwarzen Bevölkerung leben.*)

Jedoch — und das ist auch hier der springende Punkt — sind die Engländer aus Humanitätsduselei in der milden Behandlung der Neger zu weit gegangen. Die Prügelstrafe ist, wenn auch nur versuchsweise, vor einiger Zeit abgeschafft worden. Und doch empfängt der Neger solche Strafe willig, sobald er einsieht, daß er sie verdient hat. In den Augen der Neger sind die Weißen natürlich in Afrika die Eroberer. Eine milde Behandlung durch den Sieger kennt er nicht und erwartet er auch nicht. Güte des Weißen legt er als Schwäche aus. Ist dem Neger aber schon etwas zugestanden, so empfindet er eine Abweichung davon schwer. Bekannt ist, daß die Portugiesen das Kolonialvolk sind, das seine farbigen Untertanen am besten zu behandeln weiß. Ihnen gilt als erster Grundsatz, daß der Weiße dem Neger gegenüber immer superior stehn muß. Es ist undenkbar, daß sie einen Schwarzen gegen einen Weißen zeugen lassen; der Schwarze ist eben der geborne Lügner. Ein Beispiel aus der portugiesischen Praxis mag hier interessieren. Ein Portugiese findet in der Hütte seiner schwarzen Konkubine einen fremden Neger. Dem Gerichte vorgeführt, erhält er nur für das Betreten eines dem Weißen gehörenden Platzes fünfundzwanzig Peitschenhiebe und sechs Monate Kettenhaft, da er einen Mangel an Respekt den Weißen gegenüber gezeigt hat.

Wir schließen unsre aus eigner Erfahrung in Afrika gemachten Ausführungen mit der Hoffnung, daß die amtliche Kommission für die Feststellung

*) In Rhodesia wird das Gerichtsverfahren in derselben Weise wie im Britisch-Zentralafrika-Protektorat gehandhabt.

des Rechts für die Neger in den deutschen Kolonien als Grundprinzip andre Bestimmungen für die Schwarzen als für die Weißen festsetzen wird, da wir den Neger so lange nicht unsern „schwarzen Bruder“ nennen können, als sein Geist, sein Denken und Fühlen nicht die Höhe des Weißen erreicht haben.

Neue Kunstbücher

Von Rudolf Wustmann

Wir möchten von mehreren neuen Literaturwerken erzählen, die, zum Teil von geschichtlicher Grundlage aus, dem gegenwärtigen lebhaften Interesse an bildender Kunst dienen und den Sinn für das Schöne klären wollen.

Das Unternehmen, von dem zuerst die Rede sein soll, ist allerdings keine Tagesarbeit, sondern vielleicht ein Jahrhundertdienst. Bei Wilhelm Engelmann in Leipzig hat zu erscheinen begonnen „Allgemeines Lexikon der bildenden Künstler von der Antike bis zur Gegenwart“. Der vorliegende erste Band — Dr. Ulrich Thieme und Dr. Felix Becker, beide in Leipzig, zeichnen als Herausgeber und haben dreihundert Fachgelehrte des In- und Auslandes, darunter viele von erstem Range, zur Mitarbeit gewonnen — ist das erste fertig ausgeführte Stück eines großartig entworfnen Denkmals der kunstgeschichtlichen Wissenschaft am Beginn des zwanzigsten Jahrhunderts. Jede Spalte der hier veröffentlichten sechshundert Seiten, gewöhnlich mit einer Reihe von Artikeln von Fachgelehrten bedeckt, legt Zeugnis ab von Spezialkenntnis einer Anzahl von Kunstwerken, Vertrautheit mit einer oft großen Quellenliteratur und Einblick in das Ganze der Kunstentwicklung. Welch ein Fortschritt der Technik der Wissenschaft im Laufe der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts, wenn man Naglers 1852 abgeschlossenes, seinerzeit so rühmliches Künstlerlexikon vergleicht! Das neue Werk, auf zwanzig Bände disponiert, nimmt im besondern Julius Meyers nur bis zum dritten Bande gediehene gleichnamige Arbeit wieder auf; doch gewährt es den jetzt lebenden Künstlern, von denen viele es durch eigne Angaben unterstützt haben, einen breitern Raum und hat auch die ostasiatische Kunst einbezogen. Eine Menge Forschungsergebnisse werden hier zum erstenmal veröffentlicht. Dank der hohen Zahl der Mitarbeiter kann von zu großer Eintönigkeit in der Behandlung keine Rede sein; bei den weniger bekannten Namen ist möglichst objektiver Gehalt erstrebt, bei größern manchmal — zum Beispiel bei Oswald Achenbach — nur eine treffende Gesamtcharakteristik gegeben, ohne ein einziges Einzelwerk namhaft zu machen (dafür treten dann Hinweise auf Kataloge von Gesamtausstellungen u. dgl. ein). Im ganzen sollen 150000 Künstler und Kunsthandwerker behandelt werden. Allein auf den Namen

Adam kommen, um von dem einzelnen eine Vorstellung zu geben, gegen hundert Artikel, 42 davon betreffen französische, 32 deutsche Meister; die beiden englischen Joseph Adam, wohl Vater und Sohn, hätten sich vielleicht noch besser zueinander passend fassen lassen. Im ganzen sind wir nach Einsicht in den vorliegenden ersten Band der Meinung, daß dieses Unternehmen, so erwünscht und nützlich es allen eindringendern Interessen für bildende Kunst entgegenkommt, heute nicht besser ausgeführt werden könnte, und wünschen ihm guten Fortgang, günstige Teilnahme und dankbare Benutzung.

Gehört ein solches Werk zunächst in alle öffentlichen Sammlungen und stattlichern Liebhaberbibliotheken, so halten wir „Die Kunst der Jahrhunderte" — einen über achthundert Seiten starken, bis gegen Ende der italienischen Hochrenaissance erzählenden Band von Anton Kisa (Spemann) — für besonders geeignet, in wissenschaftlich anspruchslosern Kreisen aus ihm vorzulesen. Kisa gibt in fließender, zum Teil altfeuilletonistischer Erzählungsweise alles das, was neuerdings, um für spezielle moderne Zwecke Raum zu gewinnen, aus den Kunstgeschichten weggelassen zu werden pflegt, besonders Kulturunterbau und Anekdoten. Als ich Gymnasiast war, war es in unsrer Schule Brauch, den Klassenlehrer in der letzten Stunde vor Weihnachten zu bitten, etwas vorzulesen oder vorlesen zu lassen. Die Stimmung dieser Dezembernachmittagsstunde, in einer sich unmittelbar vor Weihnachten gelassen und traulich beisammen fühlenden Sekunda bei einem Dutzend leise singender Gasflammen, hat für mich Kisas Buch. Was er und wie er von Karls des Großen Kunstpflege oder von Michelangelo, von Pompeji oder von Bernward von Hildesheim erzählt — mit seitenlangen Zitaten aus Bulwer, Goethe, Taine, Vasari — oder von den Gebrüdern Boisserée als Einleitung zur altdeutschen Malerei, als ob er mit ihnen in dem alten Kölner Schutt herumgestöbert hätte, das enthält so viel Erfahrung und wird so behaglich geboten, daß es für den Neuling wohl besonders anziehend und unterrichtend ist.

Als eine moderne Ergänzung zu Kisa könnte man das neuste Buch des kunstschriftstellerisch recht fruchtbaren Königsberger Professors Haendcke bezeichnen „Kunstanalysen aus neunzehn Jahrhunderten" (G. Westermann). Haendcke, nun auch zu der Gefolgschaft jener modernen Kunsthistorikergruppe zu zählen, die eigentlich nur mit künstlerischem Bewußtsein sehen lehren will, verzichtet auf das biographische und anekdotische, ja auch auf den historischen Zusammenhang und fragt bloß: Was kann ich über dieses oder jenes Kunstwerk aussagen so, daß ich seine charakteristischsten Reize auf mein Auge ausspreche? Man hat diese Frage bis jetzt mit voller Energie erst an eine kleine Anzahl hervorragender Werke klassischer Zeiten und ihrer Nachbarschaft und an Modernes gestellt; Haendcke legt sie hier zum erstenmal systematisch einem Gang durch die gesamte Kunstgeschichte der christlichen Zeitrechnung zugrunde. Natürlich kann er da nur auswählen; von Dürers Gemälden zum Beispiel bespricht er nur das Rosenkranzfest, den Dresdner Christus und die Apostel, von denen Rembrandts nur die Mühle, die Berliner Susanna und die erste Anatomie. Da ihn aber dabei

gute Illustrationen, zum Schluß auch ein paar farbige unterstützen, kommt mancherlei lehrreiches zur Sprache. Das Buch ist jedoch nur ein Versuch. Oft bleibt der Verfasser noch im Geistreichen stecken, oft ist auch die Betrachtung und die aus ihr fließende Darstellung zu ungenau. Von Tintorettos bekanntem „Hochzeitmahl zu Kana" sagt Haendcke: „Ganz an das [so] Ende eines lang und gerade in den Raum hineingeführten Tisches sitzt der Heiland, sodaß die Aufmerksamkeit des Beschauers keineswegs ihm zuerst entgegeneilt. Künstlerisch hat Tintoretto aber den Herrn dadurch zum Zentralpunkt gemacht, daß er sämtliche Richtungslinien der Architektur sich im Haupte Christi schneiden läßt." In der Tat fällt der Blick — nach einem ersten zerstreuten Schauen — sofort unfehlbar auf Christus: man sieht die Tafel entlang senkrecht in die Tiefe dorthin, wo vor dunkelm Grunde die kleine Heilandfigur im Heiligenschein sichtbar wird, weil sich in der Nähe — nicht auf ihm, das wäre ein der Tintorettoschen Barockkunst nicht gemäßer, zu primitiver Effekt gewesen — die perspektivischen Linien sammeln, auf der Brust eines mitten im linken Fenster in der letzten Tiefe des Saales stehenden Mannes. Oder um ein modernes Beispiel zu wählen: wie kann man an Millets Säemann mit den Worten heranführen wollen: „Eine absolut reizlose Landschaft, ein wenig belebter, kalter Himmel, ein unbestelltes Feld, auf ihm der schreitende Mann", wenn der Blick auf einen weiträumigen, hinten zum Hügel ansteigenden, in der Bestellung befindlichen Acker gegeben wird, dessen schlichte, aber große Eigenschaften eben seine Reize sind, und wo sogar die romantische Note nicht fehlt, indem vorn dem tätigen Gegenwartsarbeiter in der Ferne der verfallne Turm einer einstigen Ritterburg, unmittelbar neben dem Bauernhut in das Bild gestellt, kontrastiert wird, die Turmwand die hellste Stelle, der Bauernkopf die dunkelste des Bildes, von Gestrüpp, Vogelschwarm und Gewölktreiben zu schweigen. Auf all die folgenden subjektiven Bemerkungen „in der Bewegung des rechten Armes liegt ein Ausdruck von Größe, um nicht zu sagen von Schöpfergröße; ja die ganze Figur atmet diese Großheit" verzichten wir gern und sagen schließlich, daß der Hauptwert dieses — bestechend ausgestatteten — Buches in seiner immerhin deutlichen Absicht liegt.

Zwei Monographien seien nun betrachtet. Martin Spahn, der bekannte Straßburger katholische Historiker, hat einen eigentümlichen Versuch gemacht, das Entstehen von Michelangelos Malereien in der Sixtinischen Kapelle, das in den letzten Jahren wiederholt Gegenstand eines eindringenden, rein kunstwissenschaftlichen Studiums gewesen ist, nun wiederum auf das engste mit der Papstgeschichte jener Jahre und — einem Bestandteil der römischen Liturgie zu verknüpfen. Er glaubt, in der Karsonnabendliturgie das anregende Erlebnis für den Maler zu seiner großen Konzeption gefunden zu haben. Uns haben diese Darlegungen nicht so eingeleuchtet, wie wir es von einer solchen Hypothese erwarten müssen. Spahn preist zwar jene Liturgie lebhaft; wer aber von der römischen Kirchenmusik um 1500 eine vollständigere Vorstellung hat, kann in ihr nur ein musikalisch sehr bescheidnes und ganz im Schatten stehendes

Stückchen sehn, dessen überladner Text sich wohl nur zufällig in einigen Punkten mit Michelangelos Darstellungen berührt. Überall, wo Spahn im Verlauf seiner ausführlichen Verfolgung der Entstehung der Teile der Deckenmalerei jene Liturgie — immer nur mit einer allgemeinen Erwähnung — heranzieht, haben wir uns durch diese Zitierungen nicht im mindesten gefördert gefühlt. Und auch in manchen weitern Einzeldeutungen an jener Decke, wo uns Spahn ohne die Liturgie zu Hilfe kommen will, sehn wir ihn mitunter für einen katholischen Historiker doppelt befremdliche Irrwege einschlagen, so wenn der Prophet Daniel an dieser Stelle als „das schaffende Künstlertum" aufgefaßt, sein einfachstes Schreiben zu einem „Kreidezeichnen" uminterpretiert wird usw. Michelangelos Arbeit ist wohl hauptsächlich als großartige bewußte Ergänzung dessen aufzufassen, was er an Wandmalereien in der Sixtinischen Kapelle schon vorfand, so sehr er sich imstande fühlte, es künstlerisch zu übertreffen. Auf seine Arbeitsstimmungen scheint uns allerdings Spahns sorgfältige Heranziehung der Geschichte Julius des Zweiten einiges neue Licht zu werfen.

Mit andrer Empfindung möchte man von dem jüngst erschienenen ersten Bande des großen Michelangelowerkes des Berliner Professors Karl Frey sprechen.*) Frey ist seit bald dreißig Jahren um die eingehendste Kenntnis von Michelangelos Leben und Werken bemüht; zahlreiche Studien in Kunstzeitschriften, Ausgaben altitalischer Biographen, der Gedichte Michelangelos, neuerdings auch seiner Zeichnungen bezeugen es. Andre lebende Gelehrten, die sich mit Michelangelo beschäftigt haben, auch z. B. Spahn, arbeiten zu einem guten Teil mit dem von Frey aufbereiteten Material. Nun will Frey, der so fleißig gesät hat, jetzt hier selbst ernten. Und was wir erhalten, ist nichts mehr und nichts weniger als das vollständigste deutsche Werk über den größten italienischen Künstler. Frey führt eine bestimmte, klare, ruhige Sprache, er gehört keiner kunstwissenschaftlichen Moderichtung an; überall beim Lesen des Buches hat man das Gefühl, sich in einem vertrauenswürdigen Verkehr zu befinden. Wir sind geneigt, sein Werk, obwohl erst der Anfang von ihm vorliegt, der letzten großen deutschen Michelangeloarbeit, der von H. Thode, vorzuziehen. Der Verfasser ist jedenfalls unsers Dankes und des Dankes der Leser gewiß, auch wenn sie sich hier und da wie wir zur Kritik aufgefordert fühlen sollten. Vielleicht dürfen wir auf einige solche Punkte hier etwas eingehn, zum Beispiel Freys Entscheidung der Frage: Verstand Michelangelo Latein? Im Haupttext wird sie etwas brüsk erledigt: „Latein hatte Michelagniolo nicht verstanden" (warum das Plusquamperfektum?). In dem Nebenband kommt Frey zu dem etwas anders lautenden Ergebnis, daß sich Michelangelo mit einem gelegentlich eigenhändig niedergeschriebnen Hexameter — Valle lochus chlausa toto michi nullus in orbe (die spätmittelalterliche Orthographie ist nicht tragisch zu nehmen) —

*) Michelangelo Buonarroti. Sein Leben und seine Werke dargestellt von Karl Frey. Band I: Michelangelos Jugendjahre. Berlin, Verlag von Karl Curtius, 1907. — Dazu ein Nebenband mit demselben Haupttitel, der nur „Quellen und Forschungen" enthält.

„gerade nicht als einen berühmten Lateiner“ gezeigt habe. Und doch war er einer der besten Kenner der Bibel? d. h. in Italien der Vulgata? Man wird wohl zugeben können, daß ihm das damals mit großen Ansprüchen auftretende ciceronianische Humanistenlatein nicht eigentlich bekannt war; aber ihm die Kenntnis des spätmittelalterlichen Umgangslatein abzusprechen halten wir für verfehlt. Es ist dies eine Frage der allgemeinen kulturgeschichtlichen Bildung, ebenso wie folgendes eine Probe auf die Echtheit der literarischen Empfindlichkeit des Verfassers ist. Auf Seite 90 sagt Frey: „Wenn nach Lessings Vorgange von Enthusiasten behauptet worden ist, Raffael wäre doch der göttliche Meister geworden, würde er auch ohne Hände auf die Welt gekommen sein, so vermag ich mir diese Perspektive nicht recht vorzustellen.“ Dazu halten wir zunächst für gut, die namenlosen Enthusiasten einmal auszuschalten und den Satz, den Lessing den Maler Conti sprechen läßt, wörtlich zu zitieren: „Meinen Sie, Prinz, daß Raffael nicht das größte malerische Genie gewesen wäre, wenn er unglücklicherweise ohne Hände wäre geboren worden?“ Zu beachten ist, daß auf diese Frage keine Antwort erfolgt. Und dann bitten wir den Leser, bei Frey Seite 142 den Satz aus einem Briefe Michelangelos aus dem Oktober 1542 nachzulesen: Si dipigne col ceruello e non con le mani, man malt mit dem Hirn und nicht mit den Händen. Das ist ja Lessings Gedanke, hier wie dort im Munde eines echten Künstlers. Was sagt Professor Frey zu dieser Perspektive? Aber auch auf das bloße rechte Sehen wird man die Kritik beim Lesen von Freys Werk zu erstrecken haben. Die Treppe eines bekannten Jugendreliefs Michelangelos zum Beispiel (Madonna an der Treppe) ist von dem Künstler nicht, wie Frey will, steil hinauf und in einem spitzen Winkel jenseits sofort wieder absteigend dargestellt, sondern setzt sich nach erreichter Höhe zunächst eben fort. Und der Berliner Giovannino soll immer noch von Michelangelo sein?

Von dem großen italienischen Genie zu einem kleinern deutschen, zu Philipp Otto Runge. Die Jahrhundertausstellung klingt ja noch immer nach, und dem einen oder dem andern ihrer Besucher mag die neu gewonnene Bekanntschaft mit dem Maler Runge das interessanteste Erlebnis 1906 in Berlin gewesen sein. Wir aber sind glücklich, Goethes klassische Worte über ihn, indem wir die individuell-persönlichen Beziehungen ausscheiden, unterschreiben zu können: „Es ist ein Individuum, wie sie selten geboren werden. Sein vorzüglich Talent, sein wahres treues Wesen, als Künstler und Mensch, erweckt Neigung und Anhänglichkeit bei uns, und wenn seine Richtung ihn von dem Wege ablenkt, den wir für den rechten halten, so erregt es in uns kein Mißfallen, sondern wir begleiten ihn gern, wohin seine eigentümliche Art ihn trägt.“ Den Menschen Runge, wie wir ihn aus seinen Kunstwerken nur ahnen und fühlen, und wie ihn der Gelehrte aus der zweibändigen Sammlung seiner Schriften besser kennt, die 1840/41 sein ältester Bruder in Hamburg herausgab, bringt uns das neuste (16.) Bändchen der „Statuen deutscher Kultur“ (München, Beck) in freundlicher und glücklicher Weise nahe: „Philipp Otto Runge, Gedanken und Gedichte.“

Ausgewählt von Emil Sulger-Gebing. Wir geben daraus hier eine der letzten und reifsten Äußerungen Runges über Künstlersinn aus dem Anfang des Jahres 1810 weiter: „Das Studium der Alten und das Entwickeln aller Stufen der Kunst daraus ist zwar sehr gut; es kann aber dem Künstler nichts helfen, wenn er nicht dahin kommt oder gebracht wird, den gegenwärtigen Moment des Daseins mit allen Schmerzen und Freuden zu fassen und zu betrachten; wenn nicht alles, was ihm begegnet, persönliche Berührung mit der weitesten Ferne und dem innersten Kern seines Daseins, mit der ältesten Vergangenheit und der herrlichsten Zukunft wird, die ihn nicht zerstört, sondern stets vollkommener formiert."

Das gälte nicht fast ganz auch heute noch? Merkwürdig, wie der Anfang des neunzehnten Jahrhunderts dem Anfang des zwanzigsten so besondre Nahrung gibt. Bis in unsre Wohnungskultur herein. Ein neues Buch von Joseph August Lux, der unsern Lesern durch den flotten Aufsatz „Zur Psychologie der Mode" bekannt ist, ganz im Sinne dieses Aufsatzes geschrieben, „Geschmack im Alltag" (Dresden, Kühtmann), bringt unter anderm manche Beispiele guter Zimmereinrichtung und reiner Möbelformen aus dem Anfang des neunzehnten Jahrhunderts. Lux führt namentlich den Kampf gegen die unechten Sezessionsmöbel mit Temperament — und mit Recht. Schlechtes und gutes, links und rechts abgebildet, mit ein paar Spott- und Lobworten gleich darunter: schon dieser Illustrationsteil des Buches ist geeignet, gut bildend zu wirken. Dabei sind wir weit davon entfernt, alle Urteile des Verfassers zu unsern zu machen. Es erscheinen da zum Beispiel auch Gartenbänke von einem Lobstrahl getroffen, bei deren bloßem Anblick wir unbehagliche Empfindungen im Rücken und sonst spüren, und mit denen wir, wenn es sein müßte, die körperliche Bekanntschaft auf das geringste Maß beschränken würden. Folgende von Lux als gutes Musterbeispiel reproduzierte Künstlereinladung, deren gewaltig plumpe Randschnörkel und kaum entzifferbare Schrift wir hier nicht wiedergeben können:

Der Künstlerbund Hagen eröffnet die zweiundzwanzigste Ausstellung
X Frühlingsausstellung 1907 X
seinen Gästen & gibt sich die Ehre, hiezu seine ergebenste Einladung zu machen

verabscheuen wir schon wegen ihrer Zerreißung der Worte und der Syntax an den Zeilenenden. Vielleicht auch schade für die Wirkung des Buches, daß der Verfasser die in Österreich geschriebnen Abschnitte nicht umgearbeitet hat, auch sprachlich, einiges ist geradezu unverständlich.*) Trotzdem empfehlen wir das Buch unsern

*) „Wer je in die Lage kommt einen Tisch zu decken, der die Form hat, wird die Erfahrung machen" usw. So beginnt ein Kapitel. Der die Form hat? Welche Form? Meint der Verfasser „der Form hat"?

Lesern wegen seines anregenden Tones, seiner gesunden Absicht und des vielen direkt Brauchbaren darin. Ach, wem allen möchte ich allein das nette kleine Kapitel über das Porträt ins Gemüt hinein vorlesen!

Noch stehn wir am Anfang des Jahres, und so sei Gegenwart und Vergangenheit noch einmal verbunden mit dem Hinweis auf solche Kalender, die Landschaftkunst und Heimatkunstgeschichte pflegen und — ein erfreuliches Zeichen der Zeit — hier und dort in deutschen Gegenden jetzt aufkommen. Man sollte da nicht immer bloß den Kalender der eignen Heimat für sich kaufen, sondern auch nach auswärts verschenken, der Tante in Hamburg zum Beispiel einmal den Leipziger Kalender und dem Freund im Elsaß die „Altfränkischen Bilder" (Würzburg, Stürtz), die nun schon ins vierzehnte Jahr gehn.

Über Schriftstellerei

Von George Gissing. Übersetzt aus dem Englischen von Brix Förster

Würde man nur Journale literarischen Inhalts zu Gesicht bekommen und beurteilte nach ihnen unsre Zeit, so könnte man leicht zu der Ansicht verführt werden, unsre Kultur mache große und gediegne Fortschritte, und die Welt habe schon einen Höhepunkt in der Erleuchtung der Geister erreicht. Woche für Woche werfe ich einen forschenden Blick in die massenhaft anschwellenden Ankündigungen von Büchern; ich bemerke eine große Menge von Buchhändlerfirmen, die eifrig bemüht sind, jeder Art von Büchern Vorschub zu leisten, alten wie neuen; ich sehe unzählige Namen von Autoren, tätig in jedem Gebiet der Literatur.*) Viel von dem Annoncierten entlarvt sich von selbst als nur von ephemerem oder von gar keinem Wert; aber welche Masse wird gedruckt, um die Aufmerksamkeit der Gebildeten und Wißbegierigen zu erregen! Dem großen Publikum wird eine Reihe klassischer Autoren dargeboten, sehr schön in der Ausstattung und spottbillig im Preise. Wahrlich! niemals breitete man früher vor den Augen der Kenner solche Schätze aus, so wohlfeil und so geschmackvoll. Für die reichen Leute stehn pompöse Bände zur Verfügung, Prachtausgaben, wahre Kunstwerke, auf deren Herstellung ohne Rücksicht auf die Kosten die unglaublichste Sorgfalt und Geschicklichkeit verwandt worden ist. Wieder in andern Büchern ist die Weisheit aller Völker und Zeitalter aufgespeichert; mag einer irgendein Studium ergriffen haben, er wird hier alles finden, was er zu wissen begehrt, was jemals und auf jedem Gebiet die Gelehrsamkeit zutage gefördert hat. Die Wissenschaft bringt ihre neusten Entdeckungen am Himmel und auf der Erde auf den Markt, sie spricht eine Sprache, verständlich sowohl für den Philosophen in seiner Studierstube wie für das Volk auf dem Marktplatz. Zahllose Publikationen enthalten ergötzliche, phantasievolle Essays oder witzigen und geistreichen Kleinkram, eine Blumenlese aus allen Bereichen menschlichen Interesses. Novelliften

*) Die Äußerungen in diesem Artikel sind leider auch für Deutschland zutreffend. Eine eingehende Würdigung des englischen Schriftstellers Gissing gibt Groth im 2. Bande (S. 356 f.) von Wülkers Geschichte der englischen Literatur (Leipzig, Bibliographisches Institut, 1907).

dienen einem andern Geschmack; sie nehmen in der Tat den Ehrenplatz in den Katalogen der Buchhändler ein. Wer kann sie zählen? wer kann berechnen, wie viele Leser sie haben? Auch Versschmiede gibt es; wer aber genauer zusieht, der wird bemerken, daß die heutigen Dichter wenig Anklang mehr bei dem Publikum finden. An Reisebeschreibungen ist ebenfalls kein Mangel; doch die Begierde nach Informationen über ferne Länder dürfte viel geringer sein als das Verlangen nach spannenden Romanen.

Denkt man über all das eben Gesagte etwas nach, so müßte man zu dem Glauben kommen, daß es geistige Interessen sind, die in der Gegenwart die Hauptrolle spielen. Finden sich doch immer Käufer für die Unmasse von Büchern, die die Druckerpresse ununterbrochen in die Welt befördert! Wie wäre es möglich, daß ein so großartiges Geschäft blüht und gedeiht, wenn nicht ein intensives geistiges Bedürfnis in der ganzen Nation vorhanden wäre? Es steht ja fest, daß sich die Privatbibliotheken in den Städten und auf dem Lande täglich vermehren, daß weite Volkskreise einen großen Teil ihrer Zeit auf Lesen verwenden, und daß am meisten literarischer Ehrgeiz zu energischer Tätigkeit antreibt.

So verhält es sich in der Gegenwart. Genügt dies, um mit Zuversicht in die Zukunft unsrer Kultur blicken zu können? Man bedenke zweierlei: erstens, daß das an und für sich bedeutende literarische Geschäft relativ ziemlich beschränkt ist, und zweitens, daß literarische Leistungen durchaus kein stichhaltiger Beweis von jener geistigen Beschaffenheit sind, die einem wirklich hochgebildeten Menschen eigen sein muß.

Man lege die Fachzeitschriften beiseite und nehme nur die Morgen- und Abendblätter zur Hand; sie geben den einzig richtigen Maßstab. Man lese die Zeitungen, die drei oder einen halben Penny kosten, und denke darüber nach, was darinnen steht. Möglich, daß einige Bücher erwähnt werden; sollte die Erwähnung auch einigermaßen befriedigend sein, so vergleiche man dagegen den Raum, den sie einnimmt, mit jenem, der den materiellen Interessen gewidmet ist. Ein verschwindend geringer Bruchteil des Publikums liest mit Aufmerksamkeit den Abschnitt über neu erschienene Bücher zu Ende; von weitaus der Mehrzahl kann man annehmen, daß sie es gar nicht bemerken würde, wenn von morgen an kein einziges Buch mehr gedruckt würde. So sind denn tatsächlich die vielen Ankündigungen der vortrefflichsten Werke nur für ein paar tausend Engländer bestimmt, und die sind über den ganzen Erdkreis verstreut, sodaß manche der interessantesten Bücher höchstens in einigen hundert Exemplaren Absatz finden. Nimmt man alle Frauen und Männer aus dem ganzen großen britischen Weltreich zusammen, für die der Genuß gediegner Geistesprodukte ein unentbehrliches Bedürfnis ist, so könnte man sie alle miteinander zweifelsohne ganz bequem in der Alberthalle unterbringen.

Andrerseits ist es nicht offenbar, daß unsre Zeit nach geistiger Vervollkommnung strebt? Ist nicht die Vorliebe für literarische Erzeugnisse ein Beweis dafür? War zu irgendeiner Zeit die wissenschaftliche wie die schöne Literatur so weit verbreitet wie jetzt? Übt nicht die Minorität der hervorragend Intelligenten allerwärts einen tiefgehenden Einfluß aus? Stehn diese nicht an der Spitze und weisen die Wege, und fügt sich ihnen nicht die Menge, wenn auch unstetig und zögernd?

Gern möchte ichs glauben. Wenn mich das Bezweifeln trübe stimmt, muntere ich mich auf und sage zu mir: Denke an die doch zahlreich vorhandnen Männer voll Verstand! Denke daran, wie sie sich überall bemühen, Licht zu verbreiten! Sollte es da möglich sein, daß ihr edles Bestreben von blinder

Brutalität immer wieder vereitelt wird, noch dazu in einem Zeitalter weit vorgeschrittener Kultur? Einverstanden. Aber sind diese Verständigen und Aufgeklärten, sind die Autoren, Forscher, Professoren und alle übrigen Hochgebildeten immer ein Muster der Gerechtigkeits- und Friedensliebe, von tadellosem Benehmen und reinsten Sitten? Sind sie wirklich die Repräsentanten all der Tugenden, auf denen die wahre Zivilisation beruht?

Ich muß dies verneinen. Es offenbart sich hier der Irrtum von rein theoretischen Einsichten. Die praktische Erfahrung belehrt uns jederzeit, daß eine bedeutende Persönlichkeit zwei Seiten haben kann, eine durch Intelligenz ausgezeichnete und eine in Moralität minderwertige. Ein Altertümler zum Beispiel kann ein großer Gelehrter sein und sich doch um die höchsten Güter der Menschheit gar nicht kümmern. Ein Historiker oder Biograph, ja selbst ein Poet kann ein Börsenspekulant, ein Salonbummler, ein wütender Chauvinist oder ein gewissenloser Intrigant sein. Und was die „Leuchten der Wissenschaft" betrifft, welcher Optimist möchte behaupten, daß sie immer die Pfade der höchsten Tugend wandeln?

Ists demnach mit den führenden Geistern schlecht bestellt, so sieht es bei denen, die auf ihre Worte hören, nicht viel besser aus. Das lesende Publikum — welch ein Jammer! Es wird kaum ein so findiger Statistiker aufzutreiben sein, der nachzuweisen vermöchte, daß unter einem Dutzend Menschen, die gehaltvolle Bücher lesen, auch nur einer ist, der sie mit Verständnis liest. Hat wirklich jemand die naive Ansicht, daß die vortrefflichen und vornehmen Werke, die in stattlicher Anzahl eine willkommne Aufnahme in weiten Kreisen gefunden haben, so hochgeschätzt werden, wie sie verdienen? Man bedenke: die Leute, die solche Bücher kaufen, tun es, weil es die Mode erheischt, oder weil sie damit prunken wollen, oder weil sie stolz auf ihren nobeln Geschmack sind; andre verlockt ein recht schöner Einband; auch nimmt es sich gut aus, damit ein feines Geschenk zu machen. Vor allem aber muß man sich vorstellen, wie groß die Menge ist, die ohne Spur von Wißbegierde und ohne innern Drang Bücher kauft, jenes Heer der Halbgebildeten, das so charakteristisch für unsre Zeit und zugleich eine so drohende Gefahr für die Zukunft ist. Mit Vergnügen will ich einräumen, daß es darunter einige gibt, deren Sinnes- und Gemütsart ihrem Leseeifer entspricht; ihnen — zehn unter zehntausend! — drücke ich in brüderlicher Liebe die Hand. Aber wie kann ich als Vorboten einer schönern Zukunft jene faden Burschen ansehen, die von Literatur schwatzen, die Büchertitel und Autornamen in ihrer Dummheit verstümmeln oder mit affektiert näselndem Ton den Rhythmus eines Gedichts verhunzen?

Man sagt, die Halbbildung werde eine Vollbildung werden; wir befänden uns in einem Übergangsstadium von der alten traurigen Zeit, wo sich nur wenige akademischer Bildung erfreuen konnten, zu einer glücklichen Zukunft, wo die ganze Jugend auf das ergiebigste unterrichtet werden würde. Diesen hoffnungsvollen Aussichten steht leider im Wege, daß Unterricht und Erziehung Dinge sind, für die sich nicht viele eignen. Man kann lehren und predigen, soviel man will, nur ein geringer Prozentsatz wird Nutzen daraus ziehen. Auf dürrem Boden gedeiht keine reiche Ernte. Der gewöhnliche Mensch bleibt ein gewöhnlicher Kerl; wird er sich mehr und mehr seiner Macht bewußt, macht er sich geltend in der Öffentlichkeit, bekommt er alle materiellen Mittel des Landes in seine Hand, wehe! Dann tritt in Wirklichkeit ein Zustand ein, der jetzt schon als fernes Gespenst jeden Engländer mit Bangen erfüllt.

Ein alter Bekannter, der Schriftsteller N., besuchte mich neulich; schon sein Anblick tat mir wohl. Man sieht ihm an, daß er mehr Freudiges erlebt

hat als die meisten Menschen. Niemals litt er unter übermäßig harten Bedrängnissen, die etwa seine Gesundheit angegriffen oder seinen Geist beunruhigt hätten. Sogar an seine schlimmsten Zeiten denkt er mit Behagen zurück; denn in seinen schlimmsten Zeiten brauchte er nur etwas fester zu arbeiten, um eine Fünfpfundnote zu verdienen, wenn er auch nicht immer ganz sicher war, sie zu bekommen. Jetzt geht es ihm ausgezeichnet; 2000 Pfund Sterling nahm er im letzten Jahr als Honorar ein, übrigens eine nicht so enorme Summe in Anbetracht der Riesensummen, die einige Autoren einstreichen, aber doch eine sehr respektable für einen Schriftsteller, der nicht dem Geschmack des großen Haufens huldigt. „Zweitausend Pfund in einem Jahr." Ich sah meinen Freund voll Hochachtung an. Er ist für mich das großartigste Beispiel literarischen Erfolgs. Wahrlich! ein Autor, der nach manchen Enttäuschungen endlich durch ehrenvolle und tüchtige Arbeit so reichlichen Lohn erntet, gehört zu den beneidenswertesten Ausnahmen. Dazu verdient er die Masse Geld mit fabelhafter Leichtigkeit und Bequemlichkeit. Zwei oder höchstens drei Stunden des Tags am Schreibtisch, und nicht einmal an jedem Tag, genügen ihm vollständig. Natürlich hat er auch seine unfruchtbaren Zeiten, quält sich und macht Mißgriffe; doch steht das nicht im Verhältnis zu den Perioden genialen und fröhlichen Schaffens. Jedesmal, wenn ich ihn sehe, sieht er gesünder aus. In den letzten Jahren trieb er mit Eifer Gymnastik und ging viel auf Reisen. Er lebt glücklich mit Weib und Kindern. Daß er imstande ist, der ohnehin komfortabeln Existenz seiner Familie noch alle möglichen Extravergnügungen hinzuzufügen, erhält ihn in konstant heiterer Stimmung; auch im Fall frühzeitigen Todes hat er reichliche Vorsorge getroffen. Freunde und Bekannte hat er so viel, wie er will; sie setzen sich gern an seine gastliche Tafel. Weit und breit ist er beliebt, mit Genugtuung hört er sich gerade von denen loben, auf die er etwas hält. Dabei hütet er sich, sein Renommee durch öffentliches Auftreten aufs Spiel zu setzen; er befürchtet, möglicherweise zu mißfallen. Ihm ist mehr daran gelegen, ein wirklich gutes Buch zu schreiben, als viel Geld zu verdienen. Seine Kritiken sind noch immer in demselben kecken und freimütigen Ton gehalten wie in jenen Tagen, wo sein jährliches Einkommen kaum einige hundert Pfund betrug. Er vergeudet seine Mußestunden nicht mit der Lektüre banaler modernster Literatur; was er liest, sind Werke von Bedeutung, mögen sie alt oder neu sein, und er vertieft sich in sie mit jugendlicher Energie. Er gehört zu den Menschen, die ich liebe. Ob er auch mich liebt, weiß ich nicht, ist mir auch gleichgiltig. Jedenfalls findet er Gefallen an meiner Gesellschaft, denn sonst käme er nicht zu mir nach Devon. Er sieht in mir seine eigne, glücklich überwundne Vergangenheit leibhaftig vor seinen Augen, und darum interessiert er sich für mich. Da er um zehn Jahre jünger ist, gelte ich ihm als ein bemoostes Haupt, und er behandelt mich, wie mich dünkt, mit etwas zuviel Ehrerbietung. Einige meiner Arbeiten schätzt er ziemlich hoch, doch scheint er zu denken, ich hätte gerade noch zu rechter Zeit aufgehört, und darin hat er sicherlich recht. Wäre ich nicht kürzlich ein solcher Glückspinsel gewesen und müßte noch jetzt mein täglich Brot sauer verdienen, wir würden uns wahrscheinlich viel seltner sehen. Er ist eine sehr zartfühlende Seele; es würde ihm peinlich sein, vor einem verkommnen Journalisten aus Grubstreet, wie ich es bin, seine geistige Überlegenheit aus Unachtsamkeit oder zufällig merken zu lassen, und für mich wäre der Gedanke nicht minder peinlich, daß er nur anstandshalber die Bekanntschaft mit mir fortsetzt. So aber, wie es jetzt steht, sind wir wirklich zwei recht gute Freunde, die, durch nichts geniert, sich am Beisammensein und an gegenseitiger Unterhaltung für ein paar Tage

erfreuen. Dabei schmeichelt es meiner Eitelkeit, daß ich ihm ein anständiges Schlafzimmer anbieten und ein schmackhaftes Mittagessen vorsetzen kann. Außerdem befinde ich mich in der angenehmen Lage, eine Einladung in sein elegantes Heim jederzeit ohne Beschämung oder Verlegenheit annehmen zu können.

Doch diese 2000 Pfund Sterling wollen mir durchaus nicht aus dem Kopf. Hätte ich in frühern Jahren ebensoviel verdient, was wäre wohl aus mir geworden? Etwas gutes? — gewiß; aber in welcher Weise? Vielleicht wäre ich ein Gesellschaftsmensch geworden, der feine Diners gibt und sich brüstet, Mitglied eines vornehmen Klubs zu sein. Oder sollte ich es dennoch vorgezogen haben, in die Einsamkeit mich zurückzuziehn, um ein so beschauliches Leben zu führen, wie es mir jetzt beschieden ist? Wahrscheinlich das letztere. Als ich zwanzig Jahre alt war, sagte ich oft: Wie herrlich wird es sein, wenn du dereinst ein Vermögen von 1000 Pfund Sterling dein eigen nennen kannst! Niemals bin ich in den Besitz einer so großen oder annähernd so großen Summe gekommen, und niemals werde ich sie haben. Unerfüllbar war der Wunsch meiner Jugend nicht, sondern nur — naiv.

In London gibt es wohl keinen zwanzigjährigen, guterzognen und gründlich unterrichteten Jüngling mehr, der, wie ich seinerzeit, in einer Dachkammer wohnen möchte, um mit Schriftstellerei sein Leben zu fristen, und der dabei trotz seiner Armut voll glühenden Strebens festen Mutes in die Zukunft schaut. Was ich in den letzten Jahren über jugendliche Schriftsteller gelesen und gehört habe, zeigt sie mir in einem ganz andern Licht. In Dachkammern wohnen sie jedenfalls nicht, auch warten sie nicht mit Hangen und Bangen auf einen Tag großen Erfolges. In feinen Restaurants befindet sich ihr Hauptquartier, wo sie die Kritiker, die ihnen schmeicheln, reichlich bewirten; sie sitzen auf den teuersten Plätzen in den Theatern und bewohnen elegante Etagen, wo sie sich gelegentlich für eine illustrierte Zeitung photographieren lassen. Dünkt ihnen ihre Wohnung nicht anständig genug, so halten sie sich unter Tags in einem vornehmen Klub auf. Ihr exquisiter Anzug erlaubt ihnen, in Gartengesellschaften und in Drawing Rooms zu erscheinen und schützt ihr Benehmen vor hämischen Glossen.

Kürzlich erfuhr ich aus einem biographischen Feuilleton, daß der junge Herr Soundso oder das Fräulein Soundso, deren Erstlingswerke allgemeines Aufsehen erregt hatten, bei dem und jenem Lord eingeführt wurden; doch nirgends fand ich eine Andeutung, daß sie vorher harte Zeiten durchgemacht, gehungert und gefroren hätten. Ich fürchte, die Bahn der Schriftstellerei ist jetzt recht glatt geebnet worden. Denn ein junger Mensch, der vermöge seiner Erziehung mit der höhern Mittelklasse auf gleichem Fuße steht, gerät in diesen Tagen höchst selten in arge Bedrängnis, falls er die Schriftstellerei zum Beruf erwählt. Aber gerade darin steckt die Wurzel alles Übels. Man sieht die Schriftstellerei als einen Beruf oder eine Profession an, die sich ebenso leicht erlernen läßt wie etwa Theologie oder Jurisprudenz. Will ein Jüngling Schriftsteller werden, so willigt sein Vater ohne Umstände ein, und sein Onkel gewährt den nötigen Zuschuß. Von einem Rechtsanwalt hörte ich neulich sogar erzählen, er gebe jährlich ein paar hundert Pfund für den Unterricht seines Sohnes im Romanschreiben aus, und der Lehrer sei noch dazu kein hervorragender Meister in seiner Kunst. Das gibt zu denken; es ist gewiß ein bemerkenswertes Faktum und charakterisiert die moderne Literatenwirtschaft.

Es ist ja nicht unbedingt nötig, um gute Bücher zu schreiben, daß man hungert. Doch ich kann mir nicht helfen, ich hege ein entschiednes Mißtrauen gegen solche Schriftsteller, die gewohnt sind, nur auf sammetweichen Teppichen

durchs Leben zu spazieren. Ich kenne zwei oder drei unter ihnen, die noch etwas wie ein Gewissen haben und etwas von Schöpferkraft in sich spüren; ihnen möchte ich, um sie vor Verwöhnung und Verweichlichung zu bewahren, ein recht tüchtiges Mißgeschick an den Hals wünschen, das sie hilflos und freundlos auf die Straße hinausstieße. Möglich, daß sie dabei zugrunde gehn. Aber ist diese Möglichkeit nicht weitaus der unentrinnbaren Gewißheit vorzuziehn, daß ihre Seelen bei dem üppigen nnd leichtsinnigen Schlaraffenleben im Fett ersticken und verderben?

Ich möchte wissen, ob die ziemlich allgemein verbreitete Ansicht richtig ist, daß Anthony Trollopes Selbstbiographie in gewissem Grade schuld daran ist, daß er und seine Werke so bald nach seinem Tode der Vergessenheit anheimfielen. Unwahrscheinlich ist es mir nicht, da es nur ein weiterer Beweis für die „ungeheure Dummheit" des Publikums wäre. In Wahrheit könnte doch die Vortrefflichkeit von Trollopes Werken dadurch nicht beeinträchtigt werden, daß man erfährt, wie sie entstanden sind! Trollope war ein bewunderungswürdiger Schriftsteller der realistischen Schule; wird auch sein Name nicht mehr genannt, völlig vergessen wird er nie werden. Er hatte wie alle Novellisten von Ruf zwei Arten von Verehrern: die einen lasen ihn wegen seines manchmal geradezu stupenden Stils, die andern, das heißt die große Menge der Urteilslosen, wegen der leichten und angenehmen Unterhaltung, die er bot.

Erfreulich übrigens wäre der Gedanke, daß „das ungeheuer dumme Publikum" aus dem Grunde hauptsächlich Anstoß an seiner Autobiographie genommen habe, weil sie Enthüllungen über seine Technik beim Schriftstellern bringt, die für den Laien widerwärtig sein müssen und nur für den Fachmann den Reiz des Amüsanten haben. Denn wenn man zum Beispiel belehrt wird, sich den Dichter Trollope vorzustellen, wie er mit der Uhr in der Hand genau aufpaßt, daß er in jeder Viertelstunde ja nicht mehr schreibe als in der vorausgegangnen, so gibt das ein so lächerliches Bild und es haftet so fest, daß es immer wieder vor den Augen des Lesers auftauchen wird, auch wenn er das beste Werk des großen Mannes zur Hand nimmt.

Das in das Handwerk der Schriftstellerei uneingeweihte und ganz ahnungslose Publikum jener Tage wurde durch Trollopes Bekenntnisse unangenehm überrascht und verstimmt; es fand keinen Gefallen daran, wenn er in diesen scherzhaft erzählte, er habe den Redakteur einer Zeitschrift, dem er einen Artikel zu liefern hatte, mit der damals ungewöhnlichen Frage in das höchste Erstaunen versetzt, wie viel tausend Worte der Essay enthalten sollte. Seitdem hat man sich gewöhnt, von den Schriftstellern selbst allerlei Pikantes über ihre Werkstattpraxis aufgetischt zu bekommen. Es ist eine Journalistenschule entstanden, die es sich — man möchte fast sagen — absichtlich zur Aufgabe macht, ihren Beruf in Mißkredit zu bringen. Elende Winkelagenten drängen sich bei Autoren ein, die sich bisher eines namhaften Rufes erfreuten, jetzt aber von Kümmernissen und vom Alter niedergedrückt sind, um sie zu flüchtigen, doch pekuniär vorteilhaften Arbeiten zu verleiten.

Niemand weiß besser als ich, daß das Verhältnis der Schriftsteller zu den Verlegern einer gründlichen Reform bedarf, und daß die angesehensten Autoren in den Verhandlungen mit den angesehensten Verlegern immer den kürzern ziehn und ewig ziehn werden. Bei einigem Entgegenkommen von beiden Seiten wäre gewiß diesen Mißständen einigermaßen abzuhelfen. Ein grob auftretendes Genie wie Trollope konnte seine Ansprüche durchsetzen, jedenfalls einen gehörigen Anteil an dem Gewinn aus seinen Werken erpressen.

Noch besser verstand es übrigens Dickens, da er schlau und geschäftsgewandt und überdies von einem ihm eng befreundeten Advokaten unterstützt war; er verdiente an seinen Büchern sogar mehr als sein Buchhändler und machte dabei das Unrecht, das ihm früher angetan worden war, wieder gut.

Forster hat in seinem Life of Dickens manche genaue Schilderungen über seine Absonderlichkeiten gebracht: unter welchen Vorbereitungen er sich zum Beispiel an den Schreibtisch setzte, wie viele Stunden er dort saß, wie er in der Arbeit nicht vorwärts kommen konnte, wenn er nicht bestimmte kleine Schmucksachen vor Augen hatte, und wie unentbehrlich ihm blaue Tinte und Kielfedern waren. Wird ein einziger Leser durch die Berichte von solchen Wunderlichkeiten in seiner Verehrung und Liebe zu Dickens gestört oder abgekühlt? Ich glaube kaum. Das Bild, das sie uns von einem höchst sorgfältig dichtenden Autor geben, ist doch wesentlich verschieden von jenem, das uns den behäbigen Trollope zeigt, wie er die zu schreibenden Worte nach der Minutenzahl berechnet. Wahrlich: Trollope hat sich durch den Ton und Stil seiner Memoiren sehr geschadet; sie bekunden deutlich eine Inferiorität des Geistes und Charakters. Von Dickens Persönlichkeit erhält man einen entschieden andern Eindruck. Wenn man auch weiß, daß er noch am Ende seines Lebens habgierig danach trachtete, sein ohnehin ansehnliches Vermögen um ein erkleckliches zu vermehren (wobei er leider nicht dem unseligen Einfluß seiner Zeiten und seiner literarischen Genossen zu widerstehn vermochte), so bleibt man doch begeistert für ihn in der Überzeugung, daß er seine Werke mit dem Genie und dem Feuer eines rechten Künstlers geschaffen, was bei Trollope durchaus nicht der Fall war, der sehr methodisch verfuhr. Dickens war auch methodisch, weil ohne eine methodische Anlage große Romane nicht geschrieben werden können. Aber auf ein Bemessen der Wortzahl nach der Uhr ließ er sich nicht ein. Das Bild, das durch seine Briefe so anschaulich wird, wie er an seinem Schreibtisch sitzt und arbeitet, ist so köstlich und bezaubernd wie kaum ein andres in der Geschichte der Literatur. Es hat einen bemerkenswerten Platz in den Herzen aller eingenommen, die Dickens mit Bewunderung gelesen und gründlich verstanden haben. Und so wird es unvergeßlich für immer bleiben.

Baleno, der Jagdfalk

Eine Geschichte aus der Krähenhütte von Julius R. Haarhaus

Da sitze ich nun schon den ganzen Morgen in meiner Erdhütte und bin noch nicht ein einzigesmal zu Schuß gekommen. Vögel zeigen sich genug, der Hühnerhabicht, auf den ich es solange abgesehen habe, ist schon zum drittenmal mit ungestümem Flug vorüber gestrichen, drüben über dem Walde tauchen immer wieder von neuem ein paar wütend krächzende Rabenkrähen auf, und über mir, hoch in der blauen Frühlingsluft, zieht seit einer halben Stunde ein schwarzer Milan seine Kreise. Manchmal scheint er unbeweglich zu stehn, nur wenn ich ihn durch das Jagdglas scharf ins Auge fasse, erkenne ich das leise Zittern seiner Schwingen und die geringen Veränderungen in der Stellung des gegabelten Stoßes, dessen Federn sich bald fächerförmig ausbreiten, bald wieder zusammenlegen.

Überhaupt ist der Himmel zeitweise so stark belebt, wie man ihn eben nur im April, der Hauptreisezeit der Vogelwelt, zu sehen Gelegenheit hat. Aber von den gefiederten Räubern, die im Gefolge der großen Singvögelschwärme auf den uralten Wanderstraßen droben im klaren Äther dahinziehen, will heute keiner stoßen. An meinem wackern alten Uhu, der draußen vor der Schießluke auf seiner Krücke an einer langen Leine angefesselt sitzt, liegt das nicht, er markiert jeden einzelnen seiner vorüberstreichenden Erbfeinde und nimmt, wenn sich ein größerer Vogel zeigt, die Verteidigungsstellung ein, die sonst den Gegner unfehlbar zum Angriff reizt. Die großen Bernsteinaugen blinzeln ohne Unterlaß nach oben, bald legt er den Kopf so weit nach hinten, daß die spitzen Ohrfedern völlig verschwinden, und daß an der Kehle das sonst verborgne weiße Gefieder sichtbar wird, bald duckt er sich nieder und breitet die Schwingen, bald springt er mit schwerem Plumps auf den Boden, verwandelt sich in eine Federkugel und schwankt, einem gereizten Stachelschwein zum Verwechseln ähnlich, mit knappendem Schnabel und sonderbarem Rauschen von einem Fuß auf den andern. Aber seine Herausforderungen sind umsonst: die Wandrer droben im Blau sind heute nicht kampflustig, ihr Herz hat heute offenbar nur Raum für die Sehnsucht nach der Heimat und für die allgewaltige Liebe.

Ich merke schon: ich werde heute abend ohne Beute heimziehen. Was tuts? Der Tag ist dennoch kein verlorner. Wenn die Doppelflinte untätig in der Ecke steht, schweifen die Gedanken desto freier und lustiger ins Weite. Und wo könnte man sich dem Genusse des Phantasierens ungestörter überlassen als hier draußen in der Krähenhütte? Kein menschlicher Laut dringt bis hierher, und wenn ich nicht ab und zu auf der Landstraße in weiter, weiter Ferne ein Bauernfuhrwerk dahinrollen sähe, könnte ich mir einbilden, auf der weiten Welt allein zu sein.

Heute kommt mir immer wieder die römische Campagna in den Sinn, oder vielmehr ein bestimmter Tag, den ich vor Jahren in diesem grandiosen Reiche der Einsamkeit und des Schweigens verleben durfte. Schon heute früh, als ich die Erdstufen hinabstieg und die mit Schilfbündeln bekleidete Tür öffnete, mußte ich an die armselige Schilfhütte bei Malasede denken, die an jenem Tage so bedeutungsvoll für mich wurde. Und nun, wo der schwarze Milan vor dem weißen Wölkchen steht, fällt mir der düstre Adler ein, den ich damals, als er auf einem gefallnen Schafe kröpfte, durch mein Nahen verscheuchte, und den ich dann wohl eine Stunde lang als einen dunkeln Punkt am fahlblauen Campagnahimmel über dem verlassenen Mahle schweben sah. Und schmeckt der rote Menzenberger aus meiner Feldflasche nicht auffallend nach dem rubinhellen römischen Landwein, den man mir in jener Hütte einst kredenzte? Sonderbar! Es drängt mich förmlich, nach neuen Ähnlichkeiten zu suchen. Was hat die Campagna nur mit dieser wohlangebauten sächsischen Landschaft zwischen Pleiße und Mulde zu tun?

Ich lasse den Blick durch die Schießluke ins Freie schweifen. Das kleine Landschaftsbild, das sich mir in dem engen Rahmen zeigt, habe ich wohl schon ein paar hundertmal betrachtet. Im Vordergrund leicht gewelltes Land, braune Sturzäcker, grüne Saatfelder, zur Seite, wo sich die Parthe nach Westen wendet, sumpfige Wiesen mit vereinzelten Pappeln und Erlenbüschen, in der Ferne links schwarzer Nadelwald, gerade vor mir, am Horizont, niedrige Hügel, die letzten schwachen Ausläufer des Erzgebirges. Da die Schießluke dicht über dem Boden angebracht ist, nimmt der Vordergrund in dem Bildchen den meisten Raum ein. Aber die Aussicht ist wegen der Lage der Hütte auf der Erdwelle dennoch so umfassend, daß ich ein Gebiet von vielen Stunden Umkreis vor mir habe.

Alle die Dinge da draußen sind mir vertraut und wohlbekannt. Ich kenne jeden Baum, jeden Strauch, jeden Grenzstein, jedes Grasbüschel, das sich nur ein

paar Finger breit über seine Umgebung erhebt. Ich weiß, daß wenn der Wind nur ein klein wenig nach Südwesten umschlägt, eine bestimmte Ranke an der Brombeerhecke drüben auf dem Ackerrain auf und nieder schwanken wird, als ob sie mir winken wollte, ich weiß, welchen Stand die Sonne einnehmen muß, wenn die graugrünen Wasserlachen drunten auf den Parthenwiesen aufleuchten sollen wie unergründlich tiefe Seen oder wie die blauen Augen nordischer Frauen.

Und gerade jetzt, wo ich hinschaue, spiegeln sie den azurnen Frühlingshimmel wieder, und da ist es seltsam genug, daß ich trotzdem an ein Paar nachtschwarzer Augen denken muß. Es scheint, ich soll die Erinnerung an jenen Campagnatag nicht loswerden.

Vielleicht ist die ungewöhnlich laue, mit Feuchtigkeit gesättigte Luft daran schuld. Auch damals wehte der Wind aus Süden, freilich mit dem Unterschiede, daß er seinen Gehalt an Wasser aus dem Tyrrhenischen Meer, nicht aus regenfeuchten deutschen Wäldern aufgesogen hatte. Gewiß, es muß an der Luftstimmung liegen! Sehen die Hügel dort bei Klinga und Großsteinberg in ihrem veilchenblauen Duft nicht genau so aus wie die Albanerberge? Und sind die hochgetürmten Wolkenmassen, die sich dort am Horizonte nordwärts wälzen, nicht getreue Ebenbilder der wunderbaren atmosphärischen Gebilde, die das Auge des Campagnawandrers immer wieder auf sich lenken und mit ihren ewig wechselnden Beleuchtungseffekten wie eine lustige Wandeldekoration jener verödeten Schaubühne der Weltgeschichte wirken?

Es hilft nichts, ich kann mich dem Banne der Erinnerung nicht entziehen, und da mir der Himmel keinen Habicht, keine Weihe, nicht einmal einen erbärmlichen Sperber zur Ablenkung sendet, so will ich mich ihr getrost hingeben und alle Einzelheiten an meinem innern Auge vorüberziehen lassen. Daß der Schluß Resignation heißt, scheint mir jetzt ebenso wenig schlecht wie damals. Er paßte zur Campagna, die von tausend begrabnen Hoffnungen erzählt, und paßt zur Krähenhütte, wenn alle Mühe des Hüttkers und seines bernsteinäugigen Jagdgehilfen vergebens sind.

Es war ein Tag wie heute, als ich, den Ladenmantel über den Schultern, aus der Porta San Paola auf der alten Via Ostiensis hinauswanderte, um den Galerien und Kirchen, den Bibliotheken und Archiven, dem Lärm des Korsos und dem Geschwätz der Kaffeehäuser einmal gründlich zu entfliehen und die Gegend aufzusuchen, wo der gelbe Tiber zwischen schwarzen Sümpfen und blaugrünen Schilfdickichten unschlüssig dem Meere zuschleicht.

San Paala fuori lag hinter mir, der Eukalyptushain der Trappisten von Tre Fontane blieb mit seinen vom Winde leicht bewegten Wipfeln hinter einer Erdwelle zu meiner Linken, und die Vignen an den Abhängen über dem rechten Flußufer traten in schier greifbare Nähe. Die Straße war wenig belebt; hier und da begegnete mir ein berittener Hirt im braunen Kragenmantel, die Beine mit Fellen umwickelt und die lange Lanze in der Rechten, oder das Fuhrwerk eines Weinhändlers mit aufgeputztem Maultier und buntbemaltem Lederdach.

Ich sah diesen malerischen Gestalten nach und versank, wenn sie meinem Auge entschwunden waren, wieder in die Betrachtung der Landschaft, die mich in mehr als einer Hinsicht an Motive auf den Bildern Claude Lorrains erinnerte.

Plötzlich vernahm ich hinter mir munteres Pferdegetrappel. Ich blieb stehn und schaute mich um. Da nahte eine Kavalkade von eleganten und offenbar sehr vornehmen Herren, unter denen ich bei näherm Zusehen auch ein paar Damen entdeckte. Diese und die meisten der Herren waren allem Anschein nach Mitglieder des römischen Hochadels, drei oder vier der Reiter mochten, ihrem Äußern

nach, reiche Engländer sein. In einiger Entfernung folgten mehrere Reitknechte, von denen verschiedne auf der Linken einen jagdgerecht gefesselten und mit der Haube versehenen Falken trugen.

Der ganze Aufzug interessierte mich im höchsten Grade. Kein Zweifel: diese Gesellschaft war auf dem Wege zur Tibermündung, um in den Sümpfen von Ostia oder von Maccarese dem ritterlichen Vergnügen der Beizjagd zu huldigen. Daß dieser edle, leider aber auch so kostspielige Sport in England und Frankreich noch in Blüte steht, war mir wohlbekannt, daß er auch in Italien Anhänger habe, wußte ich jedoch nicht. Vermutlich hatten ihn die Engländer, die die Campagna ja längst als das ideale Gelände für jede Art des Sports zu schätzen wissen, hierher verpflanzt und in den römischen Aristokraten begeisterte Jünger gefunden.

Die Gesellschaft ließ ihre Pferde — es waren durchweg edle Hunter — in einen gemächlichen Schritt fallen, sodaß ich Gelegenheit hatte, eine geraume Weile an ihrer Seite zu bleiben und meine Betrachtungen anzustellen. Zunächst nahm ich die Reitknechte oder richtiger wohl: die Falkoniere in Augenschein, war es doch das erstemal, daß mir Vertreter dieses so seltnen Berufs begegneten. Sie handhabten nach alter Falknersitte den Zügel mit der Rechten und trugen an einem Gürtel Falknertasche und Federspiel, die mit ihrem bunten Aufputz seltsam genug gegen die hechtgraue, sehr diskret gehaltne Livree abstachen. Von den fünf Falken waren drei von einer dunkeln Art, zwei jedoch fast rein weiße Isländer, sicherlich Vögel von bedeutendem Wert. Sie saßen mit glatt angelegtem Gefieder geduldig auf der mit einem derben Stulphandschuh bekleideten Hand ihres Trägers, unablässig bemüht, bei der schaukelnden Bewegung das Gleichgewicht zu bewahren. In solchen Augenblicken konnte ich das leise Klingen der silbernen Glöckchen vernehmen, die sie an den gelben Fängen trugen.

Nachdem ich mich über die edeln Geschöpfe, ihren Schmuck und die Anordnung ihrer Fessel genügend unterrichtet hatte, beschleunigte ich meine Schritte, um nun auch die Jagdgesellschaft selbst ein wenig zu mustern. Unter den Herren verdienten die meiste Beachtung entschieden die Engländer: schlanke, sehnige Gestalten mit magern, glattrasierten Gesichtern, Leute, denen man ansah, daß für sie Leben und Sport Begriffe von derselben Bedeutung waren. Unter den Römern fiel mir einer durch seine nachlässige Haltung und den müden und dabei kalten Ausdruck seines im übrigen nicht unschönen Antlitzes auf. Es war wohl der dekadente Sproß eines alten Dynastengeschlechts, das seine Leidenschaft in den Kämpfen des Mittelalters gründlich verbraucht und dem letzten Träger des großen Namens nichts als den baufälligen Familienpalazzo, ein paar Landgüter im Agro Romano, eine gehörige Portion hochmütiger Beschränktheit und den rassigen Kopf mit dem scharfen Profil hinterlassen hatte. Dieser Herr stützte sich zuweilen auf den Sattelknopf und wandte sich mit ein paar kurzen, eigentümlich schroff klingenden Worten einer seitwärts hinter ihm reitenden Dame zu.

Als ich diese näher ins Auge faßte, überfiel mich etwas wie ein freudiger Schreck. Soviel Schönheit und Anmut, wie dieses blutjunge Weib verkörperte, hatte ich in dem an Frauenreizen doch gewiß nicht armen Rom noch nicht gesehen. Mit einer Grazie, die dennoch einer wahrhaft fürstlichen Haltung nicht entbehrte, saß sie in einem meisterhaft gearbeiteten, enganschließenden schwarzen Reitkleid auf ihrem kräftigen Goldfuchs. Ihr Körper zeigte durchaus mädchenhafte Formen, und der feine Kopf mit der Fülle des leichtgekrausten, mattschwarzen Haars und den strahlenden dunkeln Augen erinnerte lebhaft an die schöne Nichte des Kardinals Mazarin, Maria Mancini, nur daß in den Zügen etwas kindliches lag, das mich in meiner Annahme, sie müsse die Gattin des hochmütigen Kavaliers sein, für eine

Weile irre werden ließ. Aber dann fiel mir ein, daß für eine Unverheiratete nach römischer Anschauung in einer solchen Gesellschaft kein Platz sei, und daß sie also trotz ihrer sechzehn Jahre — älter war sie auf keinen Fall! — verheiratet sein müsse.

Ich sah das berückende junge Weib vielleicht länger an, als unbedingt nötig gewesen wäre. Eine der andern Amazonen warf mir deshalb einen wohlverdienten halb erstaunten, halb geringschätzigen Blick zu, sie selbst aber streifte mich nur mit einem Blitze ihrer herrlichen Augen und schaute dann, obwohl ich noch eine kleine Strecke weit unmittelbar neben ihr herging, ohne mich weiter zu beachten, geradeaus. Jedenfalls gewann ich die Überzeugung, daß sie über meine schlecht verhehlte Bewunderung ihrer reizenden kleinen Person nachsichtiger dachte als ihre weniger anmutige und weniger junge Begleiterin. Daß die Herren von dem fremden Wandrer nicht die geringste Notiz nahmen, versteht sich von selbst. Was kümmerte sie der arme Teufel, der im Staube der Landstraße zu Fuße dahintrottete!

Jetzt hob einer der vordersten Reiter die Hand, die Gesellschaft setzte sich in scharfen Trab, die silbernen Glöckchen ertönten für einen Augenblick lauter — dann war das bewegte Bild hinter der Schilfumzäunung einer einsamen Tenute verschwunden.

Was würde ich damals für einen Gaul gegeben haben! Man hätte mir nicht verwehren können, der Kavalkade in einiger Entfernung zu folgen und als stiller Beobachter an der königlichen Lust der Beizjagd teilzunehmen, wenn der edle, wehrhafte Falk den aus dem Rahre aufsteigenden Reiher jählings anfällt, den sich emporschraubenden in schnellerm Fluge überholt und ihn mit der Überlegenheit des geübten Fechters aus dem Reiche der Luft zur Erde niederzwingt. Ja, das alles würde ich gesehen haben, und dann — ja dann hätte ich mich wohl auch noch ein paar Stunden an dem Anblick der stolzen jungen Römerin erfreuen dürfen, obgleich ich kaum noch nötig gehabt hätte, mir ihr Bild tiefer und dauernder einzuprägen, als es in jenen wenigen Minuten schon geschehen war.

Aber was half das alles! Ein Pferd war nicht zur Stelle, und so pilgerte ich denn nach einem wehmütigen Blick auf meine bestaubten Stiefel rüstig die Straße nach Ostia weiter.

* * *

Der Wind hat nachgelassen, die Wolken am Horizont ziehen langsamer, aber dafür verbirgt auch die Sonne, die jetzt ihren höchsten Stand erreicht hat, immer häufiger ihr Antlitz. Der Uhu sitzt stocksteif auf seiner Krücke und schließt für Sekunden die runden Augen. Er weiß, daß um die Mittagsstunde die ganze Natur schlummert, und daß ihm jetzt am allerwenigsten ein Angriff droht. Am Himmel zeigt sich nichts, soweit ich ihn auch zu überschauen vermag; sogar die Lerchen, die den ganzen Morgen ihre endlos langen Kanzonen erschallen ließen, sind verstummt und halten zwischen den braunen Schollen des Sturzackers ihre Ruhe.

Hin und wieder fallen breite Schatten über das Land, dazwischen schimmert im frischesten Grün die junge Saat, und in weiter Ferne leuchtet der viereckige weiße Turm des Kirchleins von Großsteinberg auf — genau wie eine der Vignen oder Kapellen auf den Hängen des Albanergebirges.

Tiefe Stille weit und breit. Was hindert mich also, den Faden meiner Erinnerungen weiter zu spinnen?

Damals verzehrte ich mein frugales Mahl, das, wenn ich nicht irre, aus einem Stück geräucherten Thunfisches und steinhartem römischem Weizenbrot bestand, im

Schatten des Brückenbogens von Resolta, damals waren ein paar Wiedehopfe, die, unbekümmert um meine Nähe, die Abfälle eines verlaßnen Hirtenlagers durchsuchten, meine Tischgesellschaft, heute muß ich mich mit einem brandroten Feldmäuslein begnügen, das harmlos-dreist, als hätte es noch nie etwas von der Bosheit des Menschengeschlechts vernommen, aus der Verschalung der Hüttenwand zum Vorschein kommt und sich die auf die schmale Kante eines Brettes gelegten Wurst- und Brotkrümlein ohne jede Ziererei zu Gemüte führt.

Jetzt freilich bin ich durch den Uhn, den ich da draußen nicht unbewacht sitzen lassen kann, und den ich ebensowenig zu so zeitiger Stunde in seinen engen Tragkorb sperren möchte, an meine dunkle Hütte gebannt; an jenem Campagnatage wanderte ich noch manche römische Meile nach Westen, bis ich von den Hügeln der Macchia den Spiegel des Meeres aufglänzen sah, das hier seine mit weißen Schaumkämmen geschmückten Wogen noch genau so unermüdlich an den von Pinienwäldern umkränzten Strand rollt wie zu den Zeiten, wo der jüngere Plinius von der Halle seines laurentinischen Landgutes aus als einer der ersten die Reize der Landschaft mit Bewußtsein genoß. Was gab es da nicht alles zu schauen! Die langgestreckte, nur schwach ausgebuchtete Küste von Fiumicino bis Porto d'Anzio, das trümmerhafte Ostia, einst der Kriegs- und Handelshafen Roms, jetzt ein armseliges Nest an einem fieberschwangern Sumpfe, die mittelalterlichen Warttürme von San Michele, Bovacciano, Paterno, Vajanica und San Lorenzo und die stattliche, wegen der Seeräuber befestigte Tenute des Hauses Chigi, Castel Fusano!

Ich schweifte ziellos durch dieses unermeßliche, von der Geschichte tausendfach geheiligte Gebiet und sog den herben Duft des Meeres, der sich hier mit dem harzigen Geruch der Pinien und dem süßen Arom der Macchiagewächse, des wilden Thymians und der mannigfachen Heidekräuter vermischt, begierig ein. Ich ließ die Blicke über das sanftgewellte Land schweifen mit der geheimen Hoffnung, irgendwo hinter den grauen Schilfdickichten oder den braunen Hügeln den Goldfuchs meiner schönen Römerin auftauchen zu sehen, ich spähte zum Himmel empor, an dem sich möglicherweise einer der Beizfalken hätte zeigen können, der mir, wie der Polarstern dem Schiffer, zu einem Orientierungspunkte auf meiner Fahrt durch die erstarrten Wellen der Campagna geworden wäre.

Da gewahrte ich, daß die Sonne schon bedenklich gesunken war, daß die Albanerberge ihre veilchenblauen Tinten gegen ein gesättigtes Violett eingetauscht hatten, und daß im Süden, von den Pontinen her, schwere bleigraue Wetterwolken aufstiegen. Nun galt es, sobald wie möglich die Straße wieder zu erreichen oder einen Unterschlupf, eine Ruine oder eine Hirtenhütte ausfindig zu machen, wo ich das drohende Unwetter vorübergehn lassen und zur Not auch die Nacht zubringen konnte.

Den ganzen Tag über hatte ich unter der Wärme nicht zu leiden gehabt, jetzt, wo ich meine Schritte beschleunigte, merkte ich den lähmenden Hauch des Scirocko, der so plötzlich und unerwartet kommt wie das Unglück. Man sagt, daß er gewöhnlich keinen Regen und nur ganz ausnahmsweise ein regelrechtes Gewitter bringe, aber ich selbst hatte schon einmal Gelegenheit gehabt, diese Ausnahme am eignen Leibe zu erfahren, und es verlangte mich nicht im geringsten danach, es auf eine zweite Probe ankommen zu lassen.

Seltsam! Jetzt gerade, wo ich an das Campagnagewitter denke, ertönt in der Ferne ein schwaches, langgezognes Grollen. Die Sonne blinzelt zwar noch durch die blendendweißen Wolkenballen, aber die vielen Hunderte von Saatkrähen, die drüben hinter den Wiesen so eifrig die Furchen eines frischumgepflügten Ackers abgesucht haben, erheben sich nach und nach und fliegen einzeln oder in kleinen

Gesellschaften dem schützenden Walde zu. Ohne einen tüchtigen Regenguß wird es heute also sicherlich nicht abgehn. Ich freue mich ordentlich darauf, denn so ein Frühlingsgewitter ist ein wahres Labsal, es ist, als ob der Schöpfer wieder einmal mit eigner Hand in den Lauf der Natur eingriffe und das große unsichtbare Rad, das die Säfte der Pflanzen emportreibt und Knospen, Grünen und Blühen regelt, mit einem einzigen gewaltigen Ruck um eine ganze Drehung weiterbrächte.

Hier in der Hütte bin ich geschützt, und dem Uhu ist ein lauwarmes Duschebad immer willkommen. Er lüftet schon das dichte weiche Federkleid, schüttelt sich und starrt mit halbgeöffnetem Schnabel erwartungsvoll gen Süden.

Damals wäre ich selbst einem sehr ausgiebigen Duschebad wohl kaum entronnen, wenn ich nicht ganz zufällig in einer Senkung des Geländes eine Schilfhütte entdeckt hätte, deren Bewohner mich mit antiker Gastfreundschaft aufnahmen. Es war der bescheidenste Wohnraum, dessen sich Menschen, die den Zustand ursprünglicher Wildheit eben erst überwunden haben, überhaupt bedienen können. Wände und Dach bestanden aus dem langen, breitblättrigen Rohr, wie es der nächste Sumpf in unerschöpflicher Fülle darbot, und als Fußboden diente die Erde, die unter den Tritten von Mensch und Tier zu einem tennenartigen Estrich geglättet und erhärtet war. In der Mitte des fensterlosen Gelasses brannte ein kleines Feuer, daneben diente ein schmales Brett, das auf vier in den Boden getriebnen Pfählen befestigt war, als Tisch, an dem man auf einer ähnlich hergerichteten Bank nicht gerade bequem sitzen konnte. Zur Seite, dicht an der Schilfwand und kaum einen Fuß hoch über dem Boden, war ein beinahe quadratischer Holzrahmen angebracht und mit einem Geflecht aus Riemen, Stricken und Zweigen, das einen ganzen Berg von Ziegen- und Schaffellen trug, bespannt: die gemeinsame Lagerstatt der Bewohner, soweit sie Menschen oder, wie Beppo, der Hausherr, wiederholt betonte: Christen waren. Die übrigen nichtchristlichen Hausgenossen, ein halbes Dutzend schwarzer, hochbeiniger und ungewöhnlich temperamentvoller Schweine, drei Wolfshunde, ein Truthahn und etliche Hühner, mußten zusehen, wo sie eine Ruhestätte fanden.

Als ich die Hütte betrat, herrschte natürlich noch das munterste Leben. Beppo, das Urbild eines Campagnahirten mit starkem Wollhaar und krausem Vollbart, stand, aus dem roten Tonkopf seiner Rohrpfeife sparsam-bedächtig Rauchwölkchen paffend, in der Tür und schaute nach dem Wetter. Seine Frau, eine üppige Matrone, kauerte am Feuer und kochte die Abendsuppe: ein nicht gerade einladendes Gemisch von Milch, Lammblut und Knoblauch. Wenn es wahr ist, daß Kinder der Reichtum armer Leute sind, so waren Beppo und seine Martuccia die reinen Millionäre, denn aus jedem Winkel des mir anfangs so finster erscheinenden Raumes kamen immer neue Würmlein in jedem Stadium des kindlichen Alters, der Bekleidung und der Unsauberkeit zum Vorschein. Überall lag, saß, krabbelte oder balgte sich die braune Brut, und dabei schlummerte der Säugling in seinem Spankorb, während Agnese, die älteste, ein mageres Wesen von etwa vierzehn Jahren, auf dem Tische saß und ihr straffes rabenschwarzes Haar zu einem Zopfe flocht.

Daran, daß Martuccia in eine Scherbe mit gelbgrauem Salz griff und sehr langsam eine Prise dieses in Italien ach so teuern Gewürzes in die brodelnde Suppe krümelte, erkannte ich ihre Absicht, mich zum Mahle einzuladen. Ich kam ihr jedoch zuvor, indem ich sie um ein Stück Brot, ein wenig Schafkäse und einen Mezzolitro roten Weines bat, wobei ich sie mit „Padrona" anredete und mir den Anschein gab, als ob ich die Hütte für eine der einfachsten Campagnaosterien, sie selbst mithin für die Wirtin hielte. Eine Brotrinde war wirklich da, ein Krüglein stark nach Pech schmeckenden Weines auch, statt des Schafkäses brachte sie mir

jedoch einen Büffelkäse, der eine Delikatesse für alle Freunde eines kräftigen Moschusparfüms sein muß.

Ich setzte mich an den Tisch, zog mein Messer heraus und begann meinen müden Leib mit Speise und Trank zu stärken, wobei ich von zweiundzwanzig Kinder-, zwölf Schweine- und sechs Hundeaugen neugierig-begehrlich betrachtet wurde.

Als ich gesättigt war, erhob ich mich und trat zu Beppo an die Tür, denn das Bedürfnis nach frischer Luft machte sich in dieser Atmosphäre von Rauch, übergekochter Milch, Käse, trocknenden Tierhäuten und schmutzigen Kleidern mit elementarer Gewalt geltend.

Der Himmel war bleigrau mit einem schwefelgelben Streif am Horizont, das Schilf des Hüttendaches und das des nahen Sumpfes rauschte, der Wind pfiff und seufzte, und von der nicht allzufernen Landstraße stieg eine weiße Staubwolke auf und glitt wie das geblähte Segel einer Tiberbarke über die Ebene dahin.

Beppo streckte die flache Hand aus. Wahrhaftig, es fielen schon die ersten, haselnußgroßen Tropfen. Wo mochte jetzt die elegante Jagdgesellschaft sein? Der Gedanke an meine schöne Unbekannte nahm mich so ausschließlich in Anspruch, daß ich auf die Unterhaltung meines Gastfreundes nur mit sehr geteilter Aufmerksamkeit einging.

Plötzlich faßte ich einen Entschluß, für den der gute Beppo, wie ich seinen erstaunten Augen anmerkte, nicht das geringste Verständnis hatte. Ich warf meinen Mantel über die Schultern, stülpte den Hut auf und stieg mit raschen Schritten zu dem Hügel hinter der Hütte empor. Von dort mußte ich die Straße und eine weite Strecke des welligen Landes überschauen können.

(Schluß folgt)

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Reichsspiegel Berlin, 29. März 1908

(Zur Beendigung des Streits zwischen Reichstag und Presse. Der Reichskanzler über die auswärtige Politik. Fürst Bülow über das Wahlrecht. Die Monarchenbegegnung in Venedig. Fürst Bülow in Wien.)

Im Reichstage hat Fürst Bülow verschiedentlich das Wort ergriffen. Er sprach am 24. März über die auswärtige Politik des Reichs und am 26. über innere Fragen, insbesondre die Frage des preußischen Wahlrechts. Schon am Montag der vergangnen Woche verhandelte der Reichstag über den Etat der Reichskanzlei und des Auswärtigen Amts und erwartete, daß Fürst Bülow in die Debatten eingreifen werde. Aber es geschah nicht, denn noch bestand der merkwürdige Zustand fort, von dem wir in der vorigen Woche berichten mußten, der Kriegszustand zwischen Reichstag und Journalistentribüne, der erst am Dienstag Abend beigelegt wurde. Man kann es dem Reichskanzler nicht verdenken, daß er abwartete, bis die Beendigung dieses Streits in sichrer Aussicht stand.

Über den Krieg zwischen Parlament und Tribüne haben wir neulich schon das Notwendigste gesagt. Es ist nur einiges noch nachzutragen. Im Reichstage suchte

man sich bei der Halsstarrigkeit des Abgeordneten Gröber über das Unbehagliche der Lage damit hinwegzuhelfen, daß man nun auch der Presse gegenüber eine übermäßige Empfindlichkeit zeigte und sich wegen einzelner Zeitungsartikel, in denen dem Reichstage — natürlich hier und da auch in nicht eben taktvoller und gelinder Form — bittere Wahrheiten gesagt wurden, stark entrüstete. Das war verfehlt und bedauerlich, weil dadurch die Beilegung des Zwists unnötig hingehalten wurde, und es lag auch kein rechter Grund dazu vor, denn die Gesamthaltung der Presse, die doch nur nach den großen, anständigen Blättern beurteilt werden kann, war maßvoll. Nach unsrer Meinung war die merkwürdigste Erfahrung bei der ganzen Sache, daß der Reichstag das Vorgefallne nur unter dem Gesichtspunkt zu betrachten schien, die Vertretung des deutschen Volks kämpfe hier um ihr Ansehen gegen eine außenstehende Macht, die ihr eine Demütigung bereiten wolle. Diese Vorstellung schien das Haus wie eine fixe Idee zu beherrschen. Denn sonst kann man sich gar nicht erklären, daß den Mitgliedern des Reichstags nicht sofort am ersten Tage zum Bewußtsein kam, wie außerordentlich gleichgiltig es in solchem Falle eigentlich war, wer von der Beleidigung eines Reichstagsabgeordneten getroffen wurde. Mit dem Augenblick, wo sich der Reichstag auf den Standpunkt stellte, es entspreche nicht der Würde des Hauses, daß überhaupt ein rüdes Schimpfwort gegen dort beschäftigte Personen gefallen sei, hätte das Parlament als Körperschaft das Spiel gewonnen gehabt. Das Haus hätte damit sein Ansehen gewahrt, und die Genugtuung, die die Journalisten im Interesse einer mit ihrer Berufsehre vereinbaren Weiterführung ihrer Arbeit zu fordern hatten, wäre darin eingeschlossen gewesen. Denn den Journalisten konnte es nicht darum zu tun sein, ihre Arbeit von den geregelten aber nicht geregelten Beziehungen zu einem einzelnen Reichstagsabgeordneten abhängig zu machen; sie wollten nur bei ihrer harten, aufreibenden und undankbaren Arbeit die Sicherheit haben, daß die im Präsidium verkörperte Polizeigewalt des Hauses in demselben Maße, wie sonst die Ordnung im Hause gehandhabt wird, auch sie vor Beleidigungen schützt. Das ist auch in der Beendigung des Streits zum Ausdruck gekommen. Der Abgeordnete Gröber hat, wie die ihm ergebne Presse sofort frohlockend feststellte, seine Entschuldigung nicht an die Beleidigten, sondern an seine Kollegen im Hause gerichtet, und trotzdem haben sich die Journalisten dadurch befriedigt erklärt, weil es für sie das Wesentliche war, daß eine Entschuldigung überhaupt erfolgte, und daß die Fraktionen sie gefordert hatten. Damit war für die Journalisten die Bedingung gegeben, unter der sie in diesem Hause mit Ehren weiterarbeiten konnten, und es war richtig und logisch, daß sie nun das Interesse der Öffentlichkeit, in deren Dienst sie standen, höher stellten als den Wunsch, von einem einzelnen Mitgliede des Reichstags weitere Rechenschaft zu fordern. Mit dem Abgeordneten Gröber ist die anständige Presse ohnehin für alle Zeiten fertig. Er hatte nach seiner Stellung und seinem öffentlichen Wirken doppelte und dreifache Veranlassung, Beleidigungen sorgfältig zu vermeiden. Als ihm trotzdem ein Schimpfwort entschlüpft war, hielt er es sechs Tage lang nicht für notwendig, sich zu entschuldigen. Endlich dazu gedrängt, flüchtete er sich hinter den Kniff, sich nicht denen gegenüber zu entschuldigen, die er beleidigt hatte, sondern seine Erklärung an eine andre Stelle zu richten. Und dann duldet er es, daß seine Parteipresse rühmend darauf hinweist, daß er mit seiner Erklärung seine Gegner übers Ohr gehauen habe. Mit einem Manne, der so handelt, braucht man sich in Zukunft nicht weiter zu beschäftigen.

Sehr bemerkenswert ist die moralische Unterstützung, die die beleidigten Journalisten beim Publikum gefunden haben. Fast allgemein wurde es selbstverständlich gefunden, daß sie die Berichterstattung einstellten, obwohl doch gewiß vielen Menschen

die Meinung sehr nahe lag, daß es ihnen höchst gleichgiltig sei, was sich die „Zeitungschreiber“ gefallen lassen wollten oder nicht, daß sie aber für ihr gutes Geld in ihrer Zeitung einen Reichstagsbericht verlangen könnten. Daß sich diese Meinung kaum hervorwagte, ist sehr bezeichnend, aber nicht für das Verhältnis von Publikum und Presse, sondern für das von Publikum und Reichstag. Niemand wird ernsthaft unsre parlamentarischen Einrichtungen missen wollen, und man ist für die Zusammensetzung und die Leistungen des Reichstags lebhaft interessiert, aber an der Art, wie verhandelt wird, hat niemand Freude, und man empfindet es beinahe als Wohltat, wenn man von den Einzelheiten des endlosen Geredes einmal ein paar Tage verschont wird.

Am Dienstag konnte also Fürst Bülow die erwartete Auseinandersetzung über die großen Fragen der auswärtigen Politik geben. Er faßte sich freilich ziemlich kurz, und das lag wohl an der Natur der Fragen, die im Mittelpunkt des allgemeinen Interesses stehn. Sie gestatten gegenwärtig nicht, daß man allzuviel darüber sagt. Das gilt vor allem für die Verhältnisse in Marokko. Die Vorgänge dort haben bei uns in weiten Kreisen den Eindruck erweckt, daß das Verfahren der französischen Regierung nicht ganz im Einklang steht mit ihren offiziellen Ankündigungen. Diesen Eindruck ohne das Gewicht unwiderleglicher Beweise in diesem Augenblick offiziell zu bestätigen wäre eine unverantwortliche Leichtfertigkeit gewesen; die Berechtigung des in der Öffentlichkeit erregten Eindrucks zu leugnen war jedoch ebensowenig möglich. War doch in der französischen Kammer selbst der Vorwurf einer zweideutigen Politik gegen die Regierung der Republik geschleudert worden. Dies in Verbindung mit den Nachrichten, die der Telegraph täglich aus Marokko bringt, mußte allerdings bei unsrer öffentlichen Meinung Beunruhigung erwecken. Fürst Bülow begnügte sich deshalb damit, die Richtlinien seines Handelns kurz auseinanderzusetzen. Er erkannte an, daß die französische Regierung bisher stets in loyaler Weise Aufklärung über die Gründe ihres Vorgehens gegeben habe, und erklärte, daß die deutsche Regierung infolgedessen die möglichste Weitherzigkeit in der Auslegung der Algecirasakte walten lasse, da sie die Schwierigkeiten zugebe, die der buchstäblichen Ausführung dieser Akte einstweilen entgegenstehn. Die Entschlossenheit freilich, die zu Recht bestehenden Verträge aufrechtzuerhalten, wo deutsche Rechte und Interessen in Frage kommen, mußte dabei gleichzeitig betont werden. Wie sich nun die Anwendung dieser Grundsätze der deutschen Politik im einzelnen für die nächste Zukunft gestalten wird, darüber konnte unmöglich jetzt etwas gesagt werden.

Der zweite schwierige Punkt der auswärtigen Politik ist Mazedonien. Die Ausführungen des Reichskanzlers über diese Frage boten aufmerksamen deutschen Zeitungslesern wohl kaum etwas Neues, aber sie waren dennoch wichtig, weil sie für das Ausland die Auffassungen der deutschen Politik authentisch klarlegten. In kaum einem der den Balkanstaaten zunächst liegenden europäischen Länder hegt man ein so brennendes Interesse für die mazedonische Frage wie in England. Der englische Vorschlag auf Einsetzung eines Generalgouverneurs ist von Sir Edward Grey überaus vorsichtig formuliert worden, aber die in der liberalen Presse vertretnen Kreise der öffentlichen Meinung in England haben sich zum Teil sehr hitzig dafür eingesetzt. Hier spielt eben die englische Eigentümlichkeit mit, gerade da, wo ein unmittelbares, reales oder — wenn man so will — materielles Interesse für England kaum vorliegt, sich mit einer gewissen Leidenschaft einer Gefühlspolitik hinzugeben, die auf gewissen traditionellen Vorstellungen von vermeintlichen Pflichten gegen Freiheit, Christentum und ähnliche Ideale beruht. Das gibt mitunter in der praktischen Politik Englands die seltsamsten Widersprüche. Die englischen

Staatsmänner, besonders die konservativen, haben sich auch, wenn es die Umstände erheischten, nie abhalten lassen, mahammedanische Fürsten und Völker unter ihren Schutz zu nehmen oder sich mit ihnen zu verbinden, freilich zum Abscheu der erwähnten Gefühlspolitiker. Für diese, namentlich soweit sie mit gewissen religiösen Sonderbewegungen in Beziehung stehn, ist der Sultan der Türkei eben der „blutige Mörder" oder der Antichrist. Man muß das wissen, um zu verstehn, wie das diese Richtung vertretende liberale Blatt, die Daily News, seinen sonst ganz verständigen Standpunkt gegenüber der deutschen Politik plötzlich verlassen und in den heftigsten Berserkerzorn gegen Deutschland geraten konnte, weil Fürst Bülow sehr richtig auseinandergesetzt hatte, daß es sich bei den mazedonischen Unruhen gar nicht um Bedrückung christlicher Untertanen der Türkei durch die mahammedanische Regierung handle, sondern um Eifersüchteleien und Feindschaften zwischen den verschiednen Volksstämmen, wobei vielfach Christen gegen Christen und Mohammedaner gegen Mahammedaner stünden. Deshalb sei, so hatte Fürst Bülow weiter gemeint, das beste Mittel zur Herstellung besserer Zustände die Unterstützung der Autorität der türkischen Regierung, die durch die Einigkeit der Mächte dazu gebracht werden müßte, freiwillig ihre Zustimmung zu vernünftigen Reformen zu geben. Dagegen sollten Neuerungen vermieden werden, die „die Landeshoheit des Sultans gefährden und dadurch die Türkei und ihre mahammedanische Bevölkerung zum äußersten Widerstand reizen würden". Dieser Standpunkt, der die Aufrechterhaltung des Status quo im Auge hat, setzt allerdings die Verwerfung des englischen Vorschlags voraus, die Unterstützung der bisherigen russischen und österreichisch-ungarischen Balkanpolitik und die Begünstigung des österreichischen Sandschakbahnprojekts, erstens weil dieses Projekt innerhalb der Rechte liegt, die Österreich schon im Berliner Vertrage 1878 zugestanden worden sind, und sodann weil jede Förderung der friedlichen Verkehrsinteressen auf die Beruhigung der davon berührten Landstriche günstig einwirken muß. Wenn ein Teil der englischen Presse über die ablehnende Haltung Deutschlands zu dem Vorschlage des englischen Kabinetts eine übermäßig heftige Sprache führt, so kann das nur dahin führen, daß Deutschland in dieser Frage noch größere Zurückhaltung übt, als sie ihm ohnehin schon ratsam erscheint. Daß die gegenwärtigen englisch-deutschen Beziehungen unter etwaigen Meinungsverschiedenheiten über die Orientfrage leiden könnten, glauben wir nicht, denn die Lage ist gar nicht danach angetan. Zunächst stehn Rußland und Österreich-Ungarn, die im Begriff sind, sich über einen besondern Vorschlag zu einigen, der englischen Orientpolitik gegenüber. Es ist unmöglich, daß die englische Politik in der Verschlechterung ihrer Beziehungen zu Deutschland ein Mittel sehen könnte, die Gegenvorschläge Österreich-Ungarns und Rußlands zu beseitigen und die eignen Vorschläge an einer Stelle durchzudrücken, wo sie viel stärkere Interessengegensätze zu überwinden hat. Deshalb kann man die scharfen Urteile der englischen Presse über die deutsche Orientpolitik sehr kühl und gelassen betrachten.

Wenn Fürst Bülow in dem einen Teil seiner Rede vielen englischen Beurteilern einen Verdruß bereitet hat, so wird die Art, wie er den Brief des Kaisers an Lord Tweedmouth besprach, und wie er im Anschluß daran die deutsch-englischen Beziehungen und die britische Nation selbst beurteilte, die vernünftigen Leute jenseits des Kanals angenehm berührt haben. Ausbrüche der Nervosität werden immer nach von Zeit zu Zeit die ruhige Entwicklung eines auf Realitäten beruhenden Verhältnisses zwischen Deutschland und England unterbrechen, aber man darf hoffen, daß diese überflüssigen Intermezzi kürzer und seltner werden.

Zwei Tage später sprach der Reichskanzler über Fragen der innern Politik und insbesondre über das preußische Wahlrecht. Im preußischen Abgeordneten-

hause hatte Fürst Bülow in seiner Eigenschaft als Ministerpräsident am 10. Januar jene Erklärung abgegeben, die von den Liberalen zum Ausgangspunkt ihrer Agitation gemacht wurde. Es galt nun, diese Frage — nicht soweit sie eine Einrichtung des preußischen Staats betraf, sondern in ihrem Zusammenhang mit der Reichspolitik — noch einmal zu beleuchten. Der Reichskanzler hat sich dieser Aufgabe in einer besonders glänzenden Weise entledigt. Er leugnete keineswegs die Reformbedürftigkeit des preußischen Wahlrechts, aber er widersetzte sich der Neigung, die Frage des Wahlrechts nach einer Schablone zu regeln, und wies nach, daß in allen Teilen der Gesetzgebung, an denen jeder deutsche Reichsangehörige gleichmäßig interessiert sei, das Recht der Wählermassen in ausgedehntem Maße zum Ausdruck komme. Denn diese Gesetzgebung ist Reichssache, und gegen das Reichstagswahlrecht wird ja kein Einwand erhoben. „Im Reiche handelt es sich um die großen nationalen Aufgaben, um Heer und Flotte, um Kolonien und Sozialpolitik; in den Einzelstaaten um Kirche, Schule und Verwaltung." „Im Reiche werden die großen Verbrauchsabgaben erhoben, an denen jeder Konsument mehr aber weniger beteiligt ist, in den Einzelstaaten waltet die direkte Besteuerung nach dem Maße der Leistungsfähigkeit vor. Darum ist hier ein Wahlrecht auf breitester Basis gerechtfertigt, dort eine gewisse Abstufung des Wahlrechts nicht unbillig."

Auch die Wirkungen der schablonenhaften Übertragung des Reichstagswahlrechts auf Preußen stellte Fürst Bülow in das rechte Licht. Die Freunde der radikalen Wahlrechtsreform wollen die Sozialdemokratie im preußischen Abgeordnetenhause vertreten sehn. Der Reichskanzler spielte auf die Theorie an, die man in Frankreich die „des roten Meeres" nennt. Der sozialdemokratischen Hochflut, die keinen Bestand haben könne, werde die Ebbe folgen, und dann werde der liberale Weizen blühen — so meinen die Liberalen, aber das widerspricht allen geschichtlichen Erfahrungen. Wenn nicht ganz außergewöhnliche Fügungen der Umstände eintreten — der Reichskanzler drückte sich scherzhaft aus: „Wenn man nicht Moses und Aron zu Führern hat ..." —, pflegt man im „roten Meer" zu ersaufen. Auch wir glauben, daß die zärtliche Fürsorge eines Teils unsrer Liberalen für die Sozialdemokratie auf einem gründlich falschen Rechenexempel beruht. Der Liberalismus kann nur wieder erstarken, wenn er jetzt die ihm gebotne Gelegenheit zur positiven Mitarbeit an der Gesetzgebung — eine Gelegenheit, wie sie nach streng parlamentarischen Grundsätzen einer Minderheitspartei sonst kaum zuteil wird — recht ausgiebig wahrnimmt. Jetzt will die sich um Theodor Barth scharende Gruppe innerhalb der Freisinnigen Vereinigung die Lostrennung von der größern Partei vorbereiten und eine eigne Partei gründen. Das ist ein ganz vernünftiger Gedanke. Vielleicht finden sich dann die andern freisinnigen Gruppen leichter zusammen, wenn sie sich von den „Demagogen" — mit diesem zwar wenig liebenswürdigen, aber treffenden Namen bezeichnet die Freisinnige Zeitung die neue Partei, die die Herren von Gerlach und Dr. Breitscheid auf den Schild erhoben hat — freigemacht haben. Freilich klären werden sich die Verhältnisse wohl erst nach den preußischen Landtagswahlen.

Der Kaiser hat in der letzten Woche seine Frühjahrsreise nach dem Mittelmeer angetreten und ist in Venedig mit König Viktor Emanuel zusammengekommen. Es bestand kein besondrer Anlaß, der dieser Begegnung eine politische Bedeutung in dem Sinne gegeben hätte, daß sie um bestimmter Besprechungen willen herbeigeführt worden wäre. Aber die herzliche Begrüßung, die natürlich auch von selbst die Gelegenheit zu einer politischen Aussprache gibt, ist an sich bedeutungsvoll und wichtig genug. Eben in diesen Tagen weilt Fürst Bülow in Wien, um dem Freiherrn von Aehrenthal seinen Besuch zu erwidern. Auch hier ist es keine bestimmte Einzel-

frage, die die beiden Staatsmänner zusammenführt. Aber auf beiden Seiten wird der Nutzen einer ausgiebigen persönlichen Aussprache über alle wichtigen Fragen der großen Politik angenehm empfunden werden.

Neues von Reinke. Von den (bei Eugen Salzer in Heilbronn erscheinenden) Naturwissenschaftlichen Vorträgen für die Gebildeten aller Stände, die Johannes Reinke herausgibt, gehn uns die soeben (1908) erschienenen Bändchen 2 und 3 zu. Jedes enthält drei Vorträge. Der erste des zweiten Bändchens gibt unter dem Titel: Was wissen wir von der Natur, und was können wir von ihr wissen? eine populäre Erkenntnistheorie in der Form eines Abrisses der Geschichte oder Entwicklung dieser Wissenschaft. Die Überschrift des zweiten lautet: Natur und Gottesidee. Die Natur ist immer allen großen Naturforschern, soweit sie unbefangen waren, erschienen als „Anleitung zum Glauben an Gott; als Gottes Wort, in andern Buchstaben geschrieben, als die Hand des Menschen sie malt. Zu diesem unerschütterlichen Glauben fügt die Wissenschaft einen andern Glaubenssatz hinzu; er lautet: Gott regiert in der Natur nur durch die Natur, und ihre Gesetze sind Gottes Gesetze." Der dritte Vortrag behandelt die Stellung Kants zum naturphilosophischen Theismus. Nach Anführung eines Bekenntnisses Friedrichs des Großen zu diesem Theismus bekennt Reinke, es sei ihm unbegreiflich, wie so viele Gebildete einem kosmologischen Atheismus huldigen können, noch unbegreiflicher, daß sich heute so viele Naturforscher, besonders Biologen, unter diesen Atheisten befinden, aber den Gipfel seiner Verwunderung bildet es, „wenn man protestantische Geistliche verkünden hört, es sei vergeblich und unmöglich, Gott aus der Natur erkennen zu wollen; wenn angesehene protestantische Theologen von einer Entgötterung der Natur durch die Wissenschaft sprechen, wenn sie in dogmatischer Form erklären: es gibt keine Offenbarung durch Dinge." Wer auch nur eine große liberale Zeitung, etwa die Frankfurter, aufmerksam verfolgt, die ein gediegnes populärwissenschaftliches Feuilleton hat, wird längst bemerkt haben, wie manche Naturforscher Kant nur darum so inbrünstig verehren, weil er uns vom Glauben an Gott befreit, sie sagen gewöhnlich lieber, den Glauben an das Wunder unmöglich gemacht habe oder so ähnlich. Reinke zeigt, wie wenig begründet diese Art von Kantverehrung ist. Freilich hat der große Kritiker auch dem Atheismus Waffen geliefert, aber Reinke weist überzeugend nach, daß Kant immer nur in Augenblicken, wo er sich selbst nicht verstand und sich selbst nicht treu war, nach der linken Seite hin abgerutscht ist. Im ersten und im dritten Vortrage des dritten Bändchens wird gezeigt, wie weit die Mechanistik in der Biologie angewandt werden kann. Im ersten wird von der Weltbetrachtung des großen Physikers Hertz ausgegangen, in beiden dargestellt, welche Bedeutung die „Maschinenstruktur" für den Organismus hat, die den in den Organismus eintretenden Energiestrom zwingt, in einer bestimmten Richtung zu wirken, ähnlich wie dies der Mensch tut, wenn er durch die Mühle den Bach, durch die Wanduhr die Schwerkraft, durch die Taschenuhr die Federkraft seinen Zwecken dienstbar macht. Erst durch die lichtvolle Auseinandersetzung im dritten Vortrage ist mir der Unterschied von Kraft und Energie völlig klar geworden. Derselbe Vortrag nötigt mich, einen Irrtum einzugestehn. Ich habe bei mehreren Gelegenheiten geäußert, die Baukunst der Arbeitbiene könne nicht ererbt sein, weil weder die Drohne noch die Königin diese Kunst übe und die Arbeitbienen sich nicht fortpflanzten; nach Reinke haben wir uns den Arbeittrieb in der Königin latent zu denken. Die instinktiven Kräfte können vorgestellt werden als durch die Systembedingungen des Organismus er-

zeugt, d. h. durch seine Konfiguration, durch die unsichtbare Struktur des Protoplasmas. Der zweite Vortrag beschreibt und kritisiert das energetische Weltbild, wie es namentlich Ostwald zu entwerfen sich bemüht. Wir können nur wiederholen: wer diese Vorträge studiert, empfängt gründliche und zuverlässige Belehrung in gemeinverständlicher Sprache und angenehmer Form. C. J.

Deutsche Malerei des neunzehnten Jahrhunderts. Das Thema ist seit der Jahrhundertausstellung lebendig, deren Ergebnisse vorm Jahre die Publikation der Ausstellungskommission mit einer großen Zahl kleiner Schwarzweißreproduktionen festzuhalten versuchte. Aber die Farbe! Welch andres Bild — echter und freudiger — beginnt uns nun die neuste Sammelpublikation des Seemannschen Verlags zu entrollen „Deutsche Malerei des neunzehnten Jahrhunderts", die in 20 Heften zu je 5 großen farbigen Blättern im Laufe von 1908 erscheinen soll! Das erste, uns vorliegende Heft enthält Nachbildungen der wunderhübschen Mühlenbachtalerin des trefflichen Schwarzwaldleutemalers Hasemann, des Kinderschlummerliedes von Feuerbach, einer ganz schlichten, fein und ruhig gesehenen Weidenlandschaft von dem Frankfurter Burnitz, eines interessanten Jugendgemäldes Max Klingers und eines modernen Stillebens von Charles Schuch. Vier von diesen Gemälden befinden sich in Privatbesitz; die zwei, die wir mit den Originalen vergleichen konnten, haben uns durch ihre große Treue des farbigen Einzel- wie Gesamteindrucks von der errungnen Reife dieser Reproduktionen überzeugt. Jedem Blatt ist ein historisch-biographisch-ästhetischer Text beigegeben; als Verfasser einer geschichtlichen Gesamtübersicht zeichnet Dr. F. Dülberg. Preis des Heftes im Abonnement 2 Mark. Das vorzüglich ausgestattete, lehrreiche Unternehmen sei auf das beste empfohlen; und wer den Blick von der neuen deutschen auf die gegenwärtige europäische Malerei erweitern will, wird nichts besseres tun können, als auf den neuen Jahrgang von Seemanns „Meistern der Farbe" zu abonnieren, wo sich z. B. im ersten Heft zu den Deutschen Kaulbach und Jank der Belgier van Seben, der Franzose Besnard, der Holländer Israels und der Schweizer Rüdisühli gesellen.

Der Religionsunterricht in den italienischen Schulen. Eine der dornenvollsten Fragen für jeden italienischen Minister ist immer die des Religionsunterrichts gewesen. Dornenvoll, weil man irgendeine Lösung in der nächsten Zeit wird finden müssen, und weil diese Lösung schwerlich die beiden großen Parteien befriedigen wird, in die sich das Italien der Gegenwart in Religionssachen spaltet: Katholiken und Antiklerikale.

Die Auflehnung der Geister gegen die römische Kirche in den letzten fünfzig Jahren ist ungeheuer gewesen. Nun hat sich aber der Gesetzgeber und im Verein mit ihm das Parlament aus Furcht vor schlimmern Folgen wohl gehütet, das Gesetz mit dem Geist der Zeit in Einklang zu bringen. Daraus ist die sonderbare und bedenkliche Lage der Gegenwart erwachsen.

Der erste Artikel des Grundgesetzes des Königreichs Italien besagt in der Tat: „Die katholische, apostolische, römische Religion ist die einzige Religion des Staates. Die andern jetzt bestehenden Kulte sind entsprechend den Gesetzen geduldet." Dieser im Jahre 1848 von Karl Albert erlassene Artikel entspricht den heutigen Verhältnissen Italiens nicht mehr, weder dem Geist noch dem Buchstaben nach.

Diesem nicht, sofern die Kassation durch Erlaß vom Jahre 1869 ohne weiteres alle Kulte dem katholischen gleichstellte; jenem nicht, weil sich die starke Hälfte der Staatsbürger, insbesondre unter den gebildeten Klassen, in Wahrheit von der Kirche losgesagt hat.

Das Gesetz, das noch heute den öffentlichen Unterricht regelt, ist das alte Gesetz Casati vom Jahre 1859, das mit Rücksicht auf die damaligen Bedürfnisse anordnete, daß in den Volksschulen des Königreichs den Kindern neben den übrigen Stoffen auch Unterricht in der katholischen Religion erteilt werde. Dieses Gesetz wurde sodann von einem spätern dahin modifiziert, daß der Religionsunterricht nicht mehr als obligatorisch, sondern nur noch als fakultativ betrachtet wurde. Damit war den Gemeinden die Verpflichtung auferlegt, dieses Fach in ihren Schulen nur für solche Kinder geben zu lassen, deren Eltern dies ausdrücklich wünschten. Das Gesetz war aber so unklar redigiert, daß es die verschiedensten Auslegungen erlaubte.

Auf alle Fälle übersah das Gesetz eine Tatsache von nicht zu unterschätzender Bedeutung, nämlich die Frage: Sind die Volksschullehrer die geeigneten Persönlichkeiten zur Erteilung dieses Unterrichts? Wer den italienischen Lehrkörper, namentlich dessen männlichen Teil, auch nur einigermaßen kennt, muß diese Frage ohne weiteres verneinen. Der Materialismus und religiöse Indifferentismus sind in diesen Kreisen weit verbreitet. Nun kann es aber für eine Religion, mag sie heißen, wie sie will, nichts Schädlicheres geben, als daß die Unterweisung in ihren Anfangsgründen von Personen erteilt wird, die ihr ohne eigne persönliche Anteilnahme oder gar mit ausgesprochnem Unglauben gegenüberstehn. So wird heutzutage dieser Unterrichtszweig in vielen Schulen von Lehrern und Schülern als eine lächerliche Sache behandelt; in andern Schulen ist wohlweislich den Lehrern die Freiheit gelassen, ihn zu erteilen oder nicht, während er in einer weitern Anzahl trotz des Gesetzes ohne Umstände abgeschafft worden ist.

Übrigens beschränkt er sich auch da, wo er ernstlich erteilt wird, auf das Hersagen einiger Gebete und das Auswendiglernen des Katechismus der betreffenden Diözese. Also nirgends etwas wirklich Lebenskräftiges und Segensreiches! Unter den tausend Beispielen einer erstaunlichen Unwissenheit auf diesem Gebiete nur einen selbst erlebten Fall: fragt mich da eines Tages ein zwölfjähriger Junge, der seinen Kurs im Religionsunterricht ganz durchgemacht hatte, ob Moses noch lebe!

Indessen wird überall für und gegen diesen Unterricht eine lebhafte Agitation entfaltet. Liberale, Radikale und Sozialisten, unterstützt von der in Italien sehr mächtigen Freimaurerei, wirken auf seine Abschaffung hin. Auch hat der Abgeordnete Bissolati die Angelegenheit zum Gegenstand einer Bewegung gemacht, die nächstens in der Kammer zur Debatte gestellt wird. Daraufhin hat der Gemeinderat von Rom neulich in einer Sitzung folgende Tagesordnung angenommen:

„Der Gemeinderat von Rom beantragt, die Regierung und das Parlament wollen im Zusammenhang mit dem bestehenden Gesetz ausdrücklich erklären, daß jede Form eines konfessionellen Unterrichts aus der Primar- (Elementar-)schule ausgeschlossen sein soll."

Jede Voraussage wäre verfrüht. Sicher ist aber bis jetzt so viel, daß die katholische Partei zum erstenmal mit allen ihren geheimen und öffentlichen Kräften zur Verteidigung ihrer Privilegien auf dem Kampfplatz erscheinen wird, und ihr Sieg gehört nicht zu den Unmöglichkeiten. Aber auch ihr Sieg wäre mehr ein Sieg in der Form als in der Sache, da der Unterricht in ihren religiösen Grundgedanken ja nicht von ihrem Klerus erteilt wird. Da scheinen uns die katholischen Modernisten konsequenter zu sein, die unter den besondern Verhältnissen Italiens vollständige Trennung von Kirche und Staat anstreben: staatlichen Allgemeinunterricht, kirchlichen Religionsunterricht. Duilio Bossi, Mailand

Die Tätigkeit der ungarischen Koalition

Die Wandlungen auf dem innerpolitischen Gebiete in beiden Teilen der habsburgischen Monarchie erschienen in den letzten Jahren recht bedeutend, so bedeutend sogar, daß wieder einmal die Auflösung des Dualismus und damit der Anfang vom Ende angekündigt wurde. Diese Melodie hört man aber schon seit Jahren, und was hat sich denn endlich in dieser Zeit der Jeremiaden, gegenseitigen Anfeindungen, Beschuldigungen und Klagen nach allen Seiten geändert? Eigentlich soviel wie nichts, und dem unbeteiligten Zuschauer fängt die Sache an nach und nach etwas langweilig zu werden. Gewiß war wieder einmal das Verhältnis zwischen Österreich und Ungarn in Unsicherheit geraten, aber das ist in frühern Jahrhunderten schon vielfach der Fall gewesen, und die ungarischen Stände haben dem Hause Habsburg oft noch viel feindseliger gegenübergestanden als letzthin der ungarische Reichstag. Wenn es so geschienen hat, als dränge Ungarn auf wirtschaftliche und militärische Scheidung hin, so liegt das daran, daß augenblicklich dort eine Richtung die parlamentarische Oberhand gewonnen hatte, der die Ausgleichsgedanken Andrassys und Deaks fremd waren. Aber was sie an regierender Stelle zu leisten vermochte, hatte nicht den geringsten Anhaltspunkt dafür geboten, daß sie sich dauernd erhalten könnte. Wirtschaftliche Selbständigkeit ohne militärische hätte überhaupt wenig Wert, und die letzte gibt es nicht, weder unter Kaiser Franz Joseph noch unter einem seiner Nachfolger, und bei der Haltung der Armee schon gar nicht. Man muß, um ein Wort Bismarcks zu gebrauchen, solche Konflikte nicht zu tragisch nehmen, darf sich auch nicht dadurch beirren lassen, daß die verbreitetsten Wiener Blätter, die die parlamentarischen Machterweiterungsbestrebungen in Ungarn „aus Prinzip“ unterstützen, schon seit Jahren die Miene vornehmen, als sei die Einheit der Armee bereits aufgegeben. Es muß schon darum falsch sein, weil von diesem Moment an Österreich-Ungarn bündnisunfähig geworden wäre. Das ist aber keineswegs der Fall, bisher hat selbst die seit Jahren eingestandne Rückständigkeit des

Artilleriematerials die habsburgische Monarchie nicht bündnisunfähig gemacht. Nirgends droht eine äußere Gefahr, und die Verbündeten konnten in Ruhe abwarten, bis die magyarischen Heißsporne ihre durch die Macht der Phrase errungne Stellung wieder eingebüßt oder vernünftigern Leuten Platz gemacht hatten, nachdem das Volk zu der Einsicht gekommen war, daß es sich auf Irrpfaden bewegte.

Man hatte allerdings in den letzten Jahren die Agitation etwas eilig betrieben, weil man dem in vielen Dingen nachgiebig gewesnen hochbetagten Kaiser Franz Joseph noch etwas abzupressen gedachte, was sicher kein Nachfolger gewähren würde. Es kann aber niemand von den Habsburgern erwarten, daß sie etwa, anders als die Hohenzollern, in der Frage der Hoheit über die Armee nachgeben würden. Wer die Vorgänge der letzten Jahre mit unbefangnem Auge verfolgt hat, der muß die Festigkeit des greisen Monarchen anerkennen, mit der er unerschütterlich wie einst Kaiser Wilhelm der Erste an seiner Armee festhält, obwohl er fast auf keiner Seite Unterstützung fand, ein Meer von Entstellungen und indirekten Angriffen ihn umgab, und er seinen Lieblingsgedanken, daß er wenigstens Ungarn glücklich gemacht habe, mit Schmerz als Täuschung erkennen mußte. Wer ihm aber in der Heeresfrage den Vorwurf der Unentschiedenheit macht, der sagt die Unwahrheit. Und wenn er morgen als oberster Kriegsherr den aus Ungarn rekrutierten Regimentern Fahnen mit seinen Abzeichen als König von Ungarn verleihen will, so wird das noch lange keine Teilung der Armee bedeuten, aber die ungarischen Regimenter werden sich unter den neuen Fahnen ebenso tapfer schlagen wie unter den jetzigen Feldzeichen, geradeso wie einst die bayrischen, sächsischen, braunschweigischen usw. Regimenter mit ihren Fahnen neben den preußischen. Davon hängt die Tüchtigkeit eines Heeres durchaus nicht ab, wohl aber davon, daß es einen Kriegsherrn hat, der die Sache versteht und von einem höhern Standpunkte aus betrachtet, und daß nicht wechselnde parlamentarische Kriegsminister ihre Privatliebhabereien daran erproben, wie die Zustände gewisser Armeen und Flotten leider lehren. Kaiser Franz Joseph hat den Magyaren in den letzten vierzig Jahren wahrlich keinen Anlaß gegeben, mit ihm unzufrieden zu sein. Er hat in allen nicht ausschlaggebenden Fragen ihnen stets nachgegeben, weil sie immer einen korrekten parlamentarischen Aufmarsch in Szene zu setzen verstanden, was in der andern Reichshälfte allemal verunglückte. Nur als sie die militärische Oberhoheit der Krone berührten, war der Konflikt da. Das Rechtsverhältnis zwischen Österreich und Ungarn gründet sich auf die Pragmatische Sanktion von 1723, nach der unter Aufrechterhaltung der Selbständigkeit Ungarns dieses mit den österreichischen Erblanden nur durch die Person des Herrschers und den Zweck der gemeinsamen Verteidigung und Sicherheit verbunden wird. Daraus ergibt sich, daß die Leitung der äußern Politik und des Kriegswesens gemeinsam sein muß, daß aber beide Reichshälften kein einheitliches Wirtschaftsgebiet zu bilden brauchen.

An diesem durch die dualistischen Verträge von 1867 bestätigten Verhältnis hat Kaiser Franz Joseph immer festgehalten. Die zum Zwecke parlamentarischen Machterwerbs in Wien und Budapest im Einverständnis wirkende Presse ist freilich unausgesetzt bemüht gewesen, teils aus falscher Auffassung, teils aus andern Gründen die Lage anders und namentlich den Monarchen als schwankend darzustellen. Das ist aber durchaus unberechtigt. Um die heutige Lage klar zu machen, ist eine kurze Darstellung der Vorgänge der letzten Jahre nötig. Die herrschende Clique in Ungarn, die sich die liberale Partei nannte, hatte nach und nach, um der immer mehr gegen sie anwachsenden Opposition zu begegnen, mit den magyarischen Richtungen paktieren müssen, die aus mehr oder weniger ernsten und klaren Gründen für die politische und wirtschaftliche Selbständigkeit Ungarns agitierten. Szell hatte durch die Aufnahme der solche Forderungen vertretenden Nationalpartei in die liberale Partei diese zwar ungemein vergrößert, aber auch den Konflikt mit der Krone unvermeidlich gemacht. Es folgte dann der Sturz Szells, das Doppelspiel der liberalen Partei, im stillen Einverständnis mit der Unabhängigkeitspartei durch deren Obstruktion im Reichstag einen Teil der ungarischen Militärforderungen doch zu erpressen, darauf am 16. September 1903 der Armeebefehl von Chlopy. Die Liberalen, die seit geraumer Zeit wußten, daß der Monarch außer den dem Ministerium Szell schon gemachten Zugeständnissen in militärischen Dingen nichts weiter bewilligen werde, sahen sich nun vor die Wahl gestellt, entweder offen zur Opposition überzugehn oder sich dadurch in der Regierung zu erhalten, daß sie sich für die militärischen Forderungen der Krone einsetzten. Sie entschieden sich für das letzte, und nachdem sie sich des ihnen persönlich unangenehmen, weil zu kaiserlich gesinnten Ministerpräsidenten Khuen-Hedervary entledigt hatten, begann unter Stephan Tisza die Schlußkatastrophe der liberalen Partei. Er suchte anfangs mit gekünstelten Auslegungen seiner militärischen Abmachungen die erbitterten Unabhängigen von der Obstruktion abzubringen, als sich aber diese überzeugten, daß jene Errungenschaften auch nicht im entferntesten den magyarischen Wünschen entsprachen, brach die heftigste Obstruktion aus, worauf am 5. Januar 1905 der Reichstag aufgelöst wurde. Die Wahlen am 26. Januar brachten einen so vollständigen Sieg der vereinigten Oppositionsparteien, daß sich kurz danach die liberale Partei auflöste.

Eine maß- und ziellose Agitation hatte nun wohl einen durchschlagenden Wahlerfolg errungen, der aber zunächst nicht auszunützen war. Der Kampf hatte eigentlich dem langjährigen Terrorismus und den wirtschaftlichen Sünden der liberalen Partei gegolten und war nur in der letzten Zeit infolge der zwiespältigen Haltung der liberalen Führer in den Streit um die Heeresfrage und die wirtschaftliche Selbständigkeit des Landes ausgeartet. Jetzt sah es allerdings so aus, als ob das Programm der Unabhängigkeitspartei gesiegt habe. Das konnte aber höchstens für die militärischen Fragen gelten, die Mehrheit der Neugewählten stand dagegen auf dem Boden des Ausgleichs,

infolge des Wahlkampfs allerdings noch in zwei für den Augenblick sehr erbitterten Lagern. Ein solcher Zustand bedurfte der Abklärung, denn an eine Übernahme der Regierung durch die Führer der siegreichen Koalition auf Grund ihres Wahlprogramms war nicht zu denken. Darum hatten die zahlreichen Konferenzen der ungarischen Koalitionsführer in der Wiener Hofburg kein Ergebnis, der Kaiser beharrte in den Heeresfragen auf seinem Standpunkte. Erst am 19. Mai berief er zur Führung der Geschäfte das „außerparlamentarische" Ministerium Fejervary, worüber in der Presse hüben wie drüben nicht geringer Lärm gemacht wurde. Das Abgeordnetenhaus protestierte, die meisten Komitate und Städte verweigerten die Steuern und die Rekruten, aber die Bevölkerung blieb ruhig. Im Verlauf des Sommers machte nun der Minister des Innern mehrfach Andeutungen, daß man mit der Einführung des allgemeinen Wahlrechts vorgehn werde. Damit wäre freilich die Herrschaft der ungarischen Clique — einerlei, ob sie jetzt zur Minorität oder Majorität gehörte —, die bisher die politische Gewalt in Händen gehabt hatte, beseitigt worden; doch verlautete klugerweise in der Öffentlichkeit darüber kein Wort. Obgleich sich Fejervary selbst noch nicht für das allgemeine Wahlrecht ausgesprochen hatte, schien es für die herrschende Clique doch die höchste Zeit, das gefährliche Ministerium loszuwerden, und die Führer der Koalition wurden von der ungarischen Aristokratie im stillen bestürmt, in der Armeefrage nachzugeben. Nachdem die Geneigtheit dazu der Wiener Hofburg bekannt gegeben worden war, trat nach der parlamentarischen Schablone das Ministerium zurück, und die Führer der Koalition wurden zu Verhandlungen nach Wien berufen. Da sie aber glaubten, nach der Beseitigung Fejervarys sei nun für sie das Feld ohne weiteres frei, ließen sie sich am 21. September vom Ausschuß der Koalition überreden, ihre alten Forderungen militärischen Inhalts wieder aufzunehmen.

Darauf folgte am 23. September der berühmte Empfang in der Hofburg zu Wien, bei dem der Monarch die Herren kurz abfertigte und sie mit einem schriftlichen Ultimatum entließ, in dem alle weitern militärischen Zugeständnisse wiederholt abgelehnt wurden. Die Presse, die von den geheimen Vorverhandlungen nichts wußte und bisher schon immer die Sachlage zugunsten der ungarischen parlamentarischen Machterweiterungsgelüste ausgelegt hatte, verlor dieser Tatsache gegenüber alles Urteil und alle Objektivität und konnte oder wollte sie sich nur durch eine plötzliche Sinnesänderung des Monarchen erklären, während die Schwenkung ganz auf der andern Seite lag. Am 18. Oktober wurde das Ministerium Fejervary förmlich wieder eingesetzt, es kam im Lande wohl zu einigen leichten Unruhen, da aber die sozialdemokratischen Massen wegen des allgemeinen Stimmrechts für das Ministerium Partei nahmen, waren größere politische Demonstrationen nicht ins Werk zu setzen. Die gesamte innere politische Tätigkeit geriet nun allerdings ins Stocken, und da durch duldendes Zuwarten die Koalition nicht zum Einlenken gebracht worden war, begann Baron Fejervary mit dem Jahre 1906, die

Zügel der Regierung etwas straffer anzuziehen. Zunächst wurden die widerspenstigsten Obergespane beseitigt und durch Vertrauensmänner der Krone ersetzt, was einige Ausschreitungen, Demonstrationen und Lärm in den Zeitungen zur Folge hatte und verschiedne Vermittlungsversuche und Verhandlungen mit sich brachte, die jedoch zu nichts führten, da Kaiser Franz Joseph von seiner Hauptforderung: Fallenlassen aller militärischen Begehren, nicht abging. Am 13. Februar empfing Fejervary bei der Audienz in Wien zwei königliche Verordnungen, nach denen am 19. Februar der ungarische Reichstag aufgelöst und am 1. März die Handelsverträge mit Deutschland und Italien in Kraft gesetzt werden sollten. Als königlicher Kommissar für die Reichstagsauflösung wurde der frühere Honvedminister General Nyiry bestimmt. Man stöhnte in Ungarn über den „Absolutismus", beschloß aber, unter Protest der Gewalt zu weichen. So ging die Reichstagsauflösung ganz ruhig hin, und die trotzigen Militärforderer mußten erleben, daß dies unter dem Schutze von Honveds, die auf die ungarische Verfassung beeidet sind und magyarisch kommandiert werden — es waren allerdings der Vorsicht halber Rumänen —, geschah. Die Börse begleitete das Ereignis mit einer ausgesprochnen Hausse, was übrigens für das Verständnis des nun folgenden von Wichtigkeit ist.

Die Regierung rechtfertigte sich in einer Veröffentlichung an die Bevölkerung mit der Notwendigkeit der Beseitigung eines Zustandes, der in der Weigerung der parlamentarischen Mehrheit, die Regierung zu übernehmen, seinen Ursprung habe. Protestversammlungen und der Straßenverkauf der Zeitungen in Budapest wurden verboten, einige kecke Blätter konfisziert, die letzten oppositionellen Obergespane entfernt. Die Koalition gab am 27. Februar zu ihrer Rechtfertigung noch ein zahmes „Manifest an die Nation" heraus, in dem sie versicherte, sie sei bis an die äußerste Grenze der Nachgiebigkeit gegangen. Einige Änderungen im Ministerium schienen aber anzudeuten, daß sich Baron Fejervary auf eine längere Dauer seines Kabinetts einrichte, auch vereinbarte er mit einigen hauptstädtischen Banken einen Kontokorrentkredit von 100 Millionen, um den bedeutenden Ausfall an direkten Steuern zu decken. Die Koalition verdammte das unpatriotische Verhalten der Banken und setzte nun alle Hoffnung noch auf den 11. April, an welchem Tage nach den Bestimmungen der Verfassung für regelmäßige Zustände die Neuwahlen ausgeschrieben werden mußten. Das Ministerium erließ aber am 15. März, dem Gedenktag der Verfassung von 1848, eine Bekanntmachung des Inhalts, die Regierung werde erst dann zu Neuwahlen schreiten, wenn sie sicher sei, daß der neue Reichstag nicht einen völligen Umsturz der öffentlichen Ordnung und des staatlichen Ansehens bedeuten würde. Der dagegen protestierende Ausschuß der Koalition wurde aufgelöst. Die Presse warf die Frage der Verletzung des Krönungseids auf und suchte die Mär zu verbreiten, der Papst habe den König vom Verfassungseid entbunden. Als aber alles nichts half, und am 3. April in einem Kronrate in Wien, an dem auch die gemeinsamen Minister teilnahmen, beschlossen worden war, die Neuwahlen in Ungarn

nicht auszuschreiben, entschieden sich die Führer der Koalition, in erster Linie Kossuth, dazu, in Verhandlungen mit der Krone einzutreten. Alle Kenner Ungarns waren längst darüber einig gewesen, daß der große Konflikt einen sehr theatralischen Abschluß nehmen werde, es handelt sich bloß noch darum, ihn geschickt in Szene zu setzen; an Regisseuren und an ausreichender parlamentarischer Staffage war kein Mangel. In Ungarn ist jene Sorte von Politikern, die das öffentliche Leben als Geschäft betreiben und darum für jede neue Mehrheit zu haben sind, zahlreicher als anderswo. Auf diese kann jede neue Richtung, die zur Herrschaft gelangt, zählen.

In der ersten Aprilwoche wurden Kossuth und Graf Andrassy zu Verhandlungen nach Wien berufen, die nun einen überraschend schnellen Verlauf nahmen und auf Grund der Indemnität für alle Verfügungen des Ministeriums Fejervary, der Bewilligung der Rekruten und der Durchführung der Wahlreform unter selbstverständlicher Ausscheidung der Kommandosprache geführt wurden. Um das Zustandekommen der Einigung soll sich besonders Polonyi bemüht haben. Wekerle wurde als künftiger Ministerpräsident bezeichnet, und Schwierigkeiten ergaben sich eigentlich nur bei der Zusammensetzung des Kabinetts. Es liefen dabei sehr verschiedne Strömungen nebeneinander her. Neben ehrlichen Bestrebungen, den Frieden zu suchen, waren verschleierte Gelüste, recht bald wieder zu den parlamentarischen Fleischtöpfen zurückkehren zu können, und Intrigen, die agrarische katholische Volkspartei auszuschließen, tätig. Was darüber an die Öffentlichkeit kam, entspricht sicher nicht der vollständigen Wahrheit. Die Presse in Wien und in Budapest war einmütig in der Versicherung, daß die Koalition große Opfer gebracht habe, um den drohenden Absolutismus vom Lande fernzuhalten, im übrigen sei ihr Sieg vollständig. Die Krone habe in allen Punkten nachgegeben; anerkannt wurde höchstens, daß sie sich gescheut habe, durch Wahrung des Termins vom 11. April die Verfassung zu verletzen, was doch kaum entscheidend gewesen sein dürfte. Diese Anschauungen wurden so einstimmig in den Blättern vertreten, daß sie allgemein geglaubt wurden. Und sie waren doch ebenso irrig wie alle frühern Mitteilungen der Presse über die jeweilige Lage des Verfassungskonflikts zwischen der Krone und dem ungarischen Reichstage. Eine geradezu lächerliche Ausstreuung war offenbar die, daß die Zurückstellung der Kommandofrage einen Sieg der Koalition bedeute. Bei unbefangner Beurteilung der Entwicklung dieser ganzen Angelegenheit kann man doch nur zu dem Schlusse kommen, daß die Formel der Zurückstellung nichts andres als eine von der Krone zugestandne goldne Brücke war, über die die Führer der Koalition zu den Ministersesseln schreiten konnten, ohne vor dem ungarischen Volke zugestehn zu müssen, wie weit sie nachgegeben hatten. Es stellte sich auch schon nach wenigen Monaten heraus, daß sie einen Teil der militärischen Abmachungen einfach verschwiegen hatten, gerade wie zu Tiszas Zeiten.

In Ungarn war der Jubel groß. Als am 9. April die schon in Wien vereidigten Minister nach Budapest zurückkehrten, war die Stadt festlich beflaggt,

etwa hunderttausend Menschen jubelten dicht gedrängt in den Straßen, die Menge spannte Wekerle, Kossuth und Polonyi die Pferde aus und ließ zur Abwechslung wieder einmal den „konstitutionellen" König hochleben. Man wird die große Begeisterung wohl in der Hauptsache auf die allgemeine Befriedigung über die Beseitigung einer höchst unerquicklich gewordnen Lage und auf das Friedensbedürfnis der Bevölkerung zu schreiben haben, der die aufgeworfne Militärfrage, wie die Ereignisse gezeigt haben, ziemlich unverständlich, wenn nicht gleichgiltig war. In Wirklichkeit mußte das neue Ministerium die bisherige Rekrutenziffer bewilligen und hatte sich noch — was aber zunächst verschwiegen blieb — verpflichtet, im dringenden Falle auch eine Erhöhung zuzugestehn, ferner mußte es das Zollbündnis mit Österreich bis 1917 verlängern, dem Ministerium Fejervary Indemnität erteilen und das allgemeine Wahlrecht durchführen. Unter diesen Bedingungen, und noch dazu ohne das allgemeine Wahlrecht, hätte die Koalition die Regierung schon vierzehn Monate früher antreten können. Es gehört eine besondre politische Beanlagung dazu, das als einen Sieg der Koalition über die Krone anzusehen, aber die Presse belehrte einstimmig die Bevölkerung in diesem Sinne. Die Abklärung der Parteien, von der schon gesprochen worden ist, war inzwischen vor sich gegangen, wenn auch nur im Sinne der an der Fortdauer der bisherigen parlamentarischen Wirtschaft Beteiligten und Interessierten. Die Führung dabei hatte die ungarische Großfinanz, die schon unter der liberalen Parteiherrschaft die eigentliche politische Leitung in der Hand gehabt hatte, und der nichts daran lag, daß die Koalition in ihrer gesunden agrarischen Richtung zur Regierung kam. Die Finanzwelt hatte, um ihre Macht zu zeigen, schon Fejervary unterstützt, aber bloß um der Koalition vor Augen zu führen, daß sie ohne die Börse ohnmächtig sei. Der Wink wurde verstanden, mußte ja auch verstanden werden, und danach kam nach und nach die Verständigung zustande, bei der unter dem Namen der Koalition die einstige parlamentarische Herrschaft wiederhergestellt wurde. Der Name Wekerle sagt alles. So wurde aus dem Wahlsieg über die liberale Partei einfach die Fortsetzung der bisherigen innern Politik unter den Führern der gewählten Mehrheit, die wieder von dem ehemaligen liberalen Minister und Vertrauensmann der Börse, Wekerle, geführt wurden. Die Heeresfragen hatte man, soweit sie dringlicher Natur waren, bewilligt, die große Streitfrage aber vertagt. Die Hoffnungen auf wirtschaftliche Reformen, um derentwillen das Volk die Herrschaft der liberalen Partei gebrochen hatte, werden sich nicht verwirklichen.

Die Neuwahlen, die nun sofort ausgeschrieben wurden, brachten der Kossuthpartei für sich allein die Mehrheit im Hause; die Gewählten waren aber bei weitem nicht alle echte Kossuthianer. Wenn man in Betracht zieht, daß gleich nach der Eröffnung der Session nicht weniger als 172 Abgeordneten (von 453) die Diäten gepfändet wurden, läßt sich verstehn, wie viele ein wirtschaftliches Interesse daran hatten, daß die Parlamentsmühle wieder klapperte

und Diäten lieferte, und daß sie sich der ausschlaggebenden Partei anschlossen. Dazu kamen noch die zahlreichen Industriellen, die für ihre Unternehmungen Staatsunterstützungen genossen hatten, unter Fejervary aber nichts erhalten konnten, weil man ihm die Steuern verweigerte. Hier lagen die hauptsächlichsten Triebfedern für die beschleunigte Inszenierung des „Sieges der Koalition" und der Wiederbelebung des Parlamentarismus. Das Haus erledigte im Fluge die Handelsverträge und die Rekrutenbewilligung. Um seinen Landsleuten zu schmeicheln, hatte Wekerle bei der Regierungsübernahme ausbedungen, daß der Zolltarif nur als ungarischer und nicht als gemeinsamer „inartikuliert", d. h. zum Gesetz erklärt werden solle. Der österreichische Ministerpräsident Fürst Hohenlohe benutzte zwar diesen Umstand, um zurückzutreten, in Österreich entstand auch große Aufregung darüber, die sich aber legte, als man dahinter kam, daß dieser formelle Unterschied in Wirklichkeit wenig zu besagen hat. Die Ende Oktober 1906 erfolgende Ernennung des neuen gemeinsamen Kriegsministers Feldzeugmeister Schönaich unter der ausdrücklichen Bezeichnung als „Reichskriegsminister", die sein Vorgänger Feldzeugmeister von Pitreich auf Einwendung der Ungarn „der Kürze halber" hatte fallen lassen, zeigte, daß die Krone in der Heeresfrage keineswegs nachgegeben hatte. Das bewies auch die weitere Tatsache, die kurz danach bekannt wurde, daß das Koalitionsministerium eine Verpflichtung auf Erhöhung der Rekrutenziffer übernommen hatte. Das Stutzen der Bevölkerung darüber wurde aber durch den allgemeinen nationalen Freudentaumel übertönt, mit dem die Überführung der Gebeine Rakoczys und seiner Verbannungsgenossen nach Ungarn ins Werk gesetzt wurde. Sonst wurden die parlamentarischen und Regierungsgeschäfte schlecht und recht fortgeführt, man begnügte sich mit der Erledigung der laufenden gesetzgeberischen und Regierungsarbeiten, das Ministerium entledigte sich des immer zweifelhafter gewordnen Polonyi, dem öffentlich Dinge vorgeworfen wurden, die auch in den korruptesten Perioden des ungarischen Parteiregiments als unerhört gegolten hätten. Bezeichnend ist es übrigens, daß bis heute noch kein gerichtlicher Schritt gegen den ehrenwerten Herrn erfolgt ist. Er ist eben, wenn auch ein etwas anrüchiges, Mitglied der herrschenden Clique und erfreut sich der Gunst der Börse.

Wem nicht aller Sinn für politische Ironie abhanden gekommen ist, den müssen die weitern Wandlungen ergötzen, zu denen die Notwendigkeit, sich in der Herrschaft zu erhalten, die herrschende Partei nötigte. Die Krone wünschte im Interesse der Aufrechterhaltung der Monarchie und der Erfüllung ihrer Bündnisverpflichtungen die Erneuerung des Ausgleichs auf weitere zehn Jahre. Ein Wunsch der Krone ist den Ungarn niemals als besonders zwingend erschienen, aber jeder vernünftige Mensch jenseits der Leitha war gar nicht im unklaren darüber, daß der Ausgleich eine dringende Notwendigkeit für das Land ist, da sich sonst die schleichende volkswirtschaftliche Krise zu einer gewaltigen Katastrophe entwickeln mußte. Gerade die Verwirrung, die durch

die politische Hetze der koalierten Parteien drei Jahre hindurch betrieben worden war, hatte in verderblicher Weise gewirkt. Die Koalitionsregierung mußte darum im eignen Staatsinteresse alles tun, um den Ausgleich durchzusetzen. Nun verdankt aber die Unabhängigkeitspartei gerade ihre heutige Größe nur der unermüdlichen Agitation für das vermeintliche zukünftige magyarische Paradies mit der wirtschaftlichen und politischen Loslösung von Österreich. Jetzt mußte sie einen Ausgleich durchführen, der Ungarn bis zum Jahre 1917 und nach aller Wahrscheinlichkeit auch über diesen Termin hinaus an Österreich bindet. Der Treppenwitz der Weltgeschichte könnte gar kein vernichtenderes Beispiel für den Unverstand leerer politischer Agitationen erfinden als dieses wohlverdiente Schicksal der ungarischen Koalitionsregierung, die noch immer so hieß, obgleich sie eigentlich keine mehr war. Die Verhandlungen über den Ausgleich, die schon im September 1906 begonnen hatten, wurden zu wiederholten malen abgebrochen, und die gedruckte öffentliche Meinung gab ebenso oft ihr Urteil dahin ab, daß sie gänzlich aussichtslos seien. Wenn das „Glanzkabinett", das so genannt wurde, weil ein Kossuth darin saß, wirklich ein Ministerium der Koalition gewesen wäre, war diese Ansicht auch ganz richtig, aber das war es ja schon bei seiner Entstehung nicht mehr, und Franz Kossuth, der als Träger des Namens seines Vaters erst 1894 mit dessen Asche ins Land zurückgekehrt und sofort an die Spitze der Kossuthpartei gestellt worden war, teilt aus Neigung und langjähriger Erfahrung im Auslande weder ihre intransigenten noch revolutionären Bestrebungen. Trotz der bittern Notwendigkeit, den Ausgleich abschließen zu müssen, hätte das Ministerium freilich gern gesehen, wenn es die österreichischen Unterhändler hätte übervorteilen können, aber es fand in Freiherrn von Beck einen ebenbürtigen Gegner. Es kam darum ein gerechter Ausgleich zustande, der beide Teile befriedigen konnte.

Die Welt war aber doch einigermaßen überrascht, als bekannt wurde, daß am 5. Oktober der Ausgleich zwischen beiden Ministerien vereinbart worden war. Es braucht hier nicht verschwiegen zu werden, daß gerade in diesen Tagen im Befinden des greisen Kaisers Franz Joseph eine Verschlimmerung eingetreten war, die bei dem hohen Alter des Monarchen ernste Befürchtungen erweckte. Vom Nachfolger ließ sich kaum eine den Ungarn günstigere Stimmung in den Ausgleichsfragen erwarten. Es ist überflüssig, hier auf die Bestimmungen des Ausgleichs einzugehn, da diese das Ausland nicht berühren; dagegen waren alle wahren Freunde der habsburgischen Monarchie aufrichtig erfreut, daß nach zehnjährigen Kämpfen dem Reiche eine Friedensperiode in Aussicht stand, die ihm gestatten würde, wenigstens das gänzlich verwilderte parlamentarische Leben wieder in Ordnung zu bringen. Denn obgleich in beiden Reichshälften der Ausgleich einer großen Mehrheit sicher war, mußte er doch durch außergewöhnliche parlamentarische Maßnahmen durchgesetzt werden: in Wien durch einen Dringlichkeitsantrag, damit er neben der Unzahl

andrer Dringlichkeitsanträge überhaupt zur Beratung gelangen konnte, in Peſt durch ein ſogenanntes Ermächtigungsgeſetz, durch das in einer en bloc-Beratung die Obſtruktion der Kroaten gebrochen wurde. Die Kroaten obſtruieren, weil ihnen auf den ihr Land durchziehenden Staatsbahnen die ungariſche Sprache als Dienſtſprache aufgedrängt werden ſoll. Nach dem Charakter des vom Unterrichtsminiſter Grafen Apponyi für Ungarn durchgeführten Unterrichtsgeſetzes, das alle nationalen Schulen der Willkür der ungariſchen Behörden überliefert, haben ſie alle Urſache, den milden Auslegungen, die der Handelsminiſter Koſſuth ſeiner Sprachenverordnung für die Staatsbahnen gegeben hat, gründlich zu mißtrauen. Zur Strafe iſt der kroatiſche Landtag aufgelöſt worden, und das Königreich Kroatien hat ſeit wenigen Monaten ſchon den dritten Banus. Es unterliegt wohl kaum einem Zweifel, daß das Miniſterium nur darum einen ſo ſcharfen Ton gegen die Nationalitäten angenommen hat, um ſeine Mannen unter dem Banner des magyariſchen Chauvinismus möglichſt zuſammenzuhalten, denn unter den alten echten Koſſuthianern befanden ſich viele, die die Ausgleichsaktion nicht mitmachen wollten, und denen der althergebrachte Parteigrundſatz: Los von Öſterreich über alle wirtſchaftlichen Nöte des Landes ging. Einige zwanzig ſind aus der Partei ausgetreten und bereiten nun neben gewiſſen Eigenbrödlern, wie Baron Banffy, der immer noch hofft, daß für ihn noch einmal eine neue miniſterielle Ära kommen müſſe, dem Miniſterium bedeutende Schwierigkeiten. Dieſe können ſehr groß werden, da endlich einmal die Heeresfragen zur Entſcheidung gebracht werden müſſen. Das Kabinett wird ſich aber in der Herrſchaft zu erhalten ſuchen; doch ſind theatraliſche Wendungen auch für die nächſte Zeit nicht ausgeſchloſſen. —y—

Geheime oder öffentliche Wahl

Von Georg W. Schiele

I

Die Politik iſt ihrer Natur nach ein Geſchäft der Öffentlichkeit. Oder vielmehr die Geſchäfte der Öffentlichkeit, des gemeinen Weſens, ſind Politik. Wer ſich daran beteiligen will, der muß in das blendende Licht und die ſcharfe Luft der Öffentlichkeit hinaus. Er ſei Reichs- oder Landtagsabgeordneter, Stadtverordneter oder Stadtrat, Bürgermeiſter, Landrat oder Miniſter, ſo erfährt er bald, daß der kluge Philiſter ihn verlacht, umſtellt, beſchimpft, um ſo mehr, je größer ſein Einfluß iſt. Auch wer eine Partei, das iſt einen politiſchen Geſamtwillen, organiſiert oder führt, für einen Kandidaten, eine Partei, eine

Sache öffentlich spricht oder eintritt, der muß in die Öffentlichkeit hinaus, weil eben die Politik ein eminent öffentliches Geschäft ist. Jeder, der das wagt, wird aus der Öffentlichkeit nicht ohne Wunden heimkehren, sein Name, sein Geschäft, seine Gesundheit werden gefährdet und meist verletzt. Wie im Nibelungenlied keine Helden ohne Wunden, so gibt es auch in der Politik keinen Krieger ohne Wunden. Die Politik ist der Männerkrieg im Frieden. Wer das fürchtet, der bleibe bei Muttern und überlasse es stärkern Leuten.

Ist aber die Politik ihrer Natur nach ein Geschäft der Öffentlichkeit, darf dann der, der ursprünglich die Geschicke des Volkes entscheidet, der Wähler, vor der Luft der Öffentlichkeit geschützt werden?

2

Wenn ein großes Volk regiert werden soll, so gehört dazu ein mächtiges Befehlsorgan, ein Willenskörper, wo der höhere Wille immer dem niedern befiehlt, mit breiter Front nach unten gewandt, aber von oben geleitet von einem einzigen höchsten Willen, das ist: die Regierung und ihr Beamtenkörper. So muß es sein, wenn die chaotische Kraft des Volks vernunftmäßig geordnet und zur Wirkung auf die Wirklichkeit zusammengefaßt werden soll. Nur ein Wille kann befehlen.

Wenn aber ein großes Volk sich selbst regieren will, so muß vor diesen Willenskörper, der von oben nach unten befiehlt, ein andrer Willenskörper treten, der von unten nach oben wählt, in immer wiederholter Wahl, im harten Gefecht der Meinungen die eine Willensrichtung aus dem Chaos aller Willen gebiert, die den obersten befehlenden Willen beeinflußt oder geradezu leitet. Das Wahlrecht ist die Form, das ewig lebendige Parteiwesen ist der Inhalt dieser Handlung, und das neue Willensorgan, die gewählte Volksvertretung, ist ihr Resultat. Kleine organische Volksteile, Städte, Kreise, Provinzen, können diesen Bau des aufsteigenden und absteigenden Willens für die engern Aufgaben der Selbstverwaltung innerhalb des großen Staatswesens wiederholen.

3

Eine Volksvertretung wird nicht nur gewählt, um die Meinungen und Wünsche des Volkes durch die Wahl möglichst genau, ungefälscht und ungeschminkt zum Ausdruck zu bringen; sondern aus der Urwahl soll schließlich ein willenskräftiger Verwaltungskörper hervorgehn, der den obersten höchsten Willen mit ja oder nein entscheidend bestimmt. Freilich die Tyrannis, das napoleonische Cäsarentum, der Imperialismus will weiter nichts von der Wahl als eine Photographie, ein getreues Abbild der Meinungen und Wünsche des Volkes, als totes Material für seine Entschlüsse. Aber die Selbstverwaltung will keine Photographie von Meinungen, sondern eine Auslese der Willensrichtungen, bis im Kampfe der stärkste, reifste und klarste Wille, ein Dauerwille hervorkommt. Der Cäsar zählt die Stimmen; die Selbstverwaltung wünscht ihre

Kraft und Dauer gemessen. Jenes geschieht vielleicht besser in der geheimen Wahl, dieses in der öffentlichen. Allerdings der wirtschaftlich Schwache, der intellektuell Schwache und vor allen Dingen der Träge, der Willensschwache werden in diesem Kampfe erstickt, erdrückt, besiegt. Die schwachen Willen fallen aus, bleiben zu Haus, je wichtiger die Entscheidung, um so mehr. Der Freund und Fürsprecher der geheimen Wahl meint, damit werde der Staat belogen. O nein, wer zu schwach ist zur öffentlichen Abstimmung, der ist auch als Wähler zu schwach zum Mitregieren, einem Geschäfte, bei dem man seinen Gegnern trotzen können muß. Im Gegenteil, wenn die Schwachen mitstimmen, etwa weil die Wahlpflicht sie zwingt, so wird der Staat getäuscht über die Kraft der Hand, die als Majorität nach seinem Steuerruder greift.

Es ist eine alte Weisheit, daß nur die Freien sich selbst regieren können. In unsrer verwickelten Wirtschaft, wo beinahe jeder auf irgendwelche Weise abhängig ist, fehlt diese Freiheit vielen Leuten auf jeder Stufe der Gesellschaft. Ganze Freiheit gibt es vielleicht für niemand. Ein organisierter Arbeiter ist gegenüber seinem Brotherrn frei, seinen Kameraden gegenüber unfrei. Der Beamte mit seiner festen Besoldung ist dem Publikum gegenüber sehr frei, aber seinen Vorgesetzten gegenüber nicht. Ein Geschäftsmann ist dem einzelnen gegenüber sehr frei, aber abhängig vom Wohlwollen der Menge, das ihm eine einzige Verleumdung seines Geschäfts für immer rauben kann. Nach dem Grade seiner Freiheit soll jeder in der Selbstverwaltung mithandeln, und wie frei er ist, das bestimmt er selbst an der Gefahr in der Öffentlichkeit. Wer nicht frei genug ist, daß er öffentlich wählen kann, der wähle geheim? Nein, der werde so frei, daß er öffentlich wählen kann. Dann erst darf er mithandeln. Freiheit kann nur da sein, wo die Öffentlichkeit ganz ausgeschlossen ist? Nein, Freiheit ist nur da, wo die Öffentlichkeit vertragen wird.

4

Es gibt in der Öffentlichkeit keinen andern Schutz und keine andre Hilfe für die schwachen Willen, als daß sie sich zusammenschließen, organisieren und gegenseitig schützen. So werden sie stark. Und da jedermann nur unvollkommen frei ist, so braucht jeder diese Anlehnung. Der weniger freie kriecht beim stärker freien unter und allesamt in einer großen Partei. Es ist die Aufgabe des Parteiwesens, alle Willensrichtungen zu organisieren, die überhaupt darstellbar sind, sie zusammenzufassen und dem einzelnen Schutz zu gewähren im großen Heere. Wo es wirkliche Selbstverwaltung des Volkes geben soll, da müssen alle diese Parteisplitter wiederum zusammengeschlossen werden in zwei große gleichstarke Parteien, die einander gegenüberstehn. Jede schwache Existenz findet dann Schutz gegen die rohe Gewalt der einen Partei bei der gleichstarken Kraft der andern, der gequälte Arbeiter links, der umstellte Arbeitgeber rechts. Bei einem politisch fähigen und reifen Volke führt dieser bewaffnete Friede dazu, daß Gewalttaten, Mißhandlungen durch und in der Öffentlichkeit seltner

werden. Die Erziehung des Volkes in der Öffentlichkeit ist der einzige Schutz gegen die Gefahr der Öffentlichkeit; nicht aber die Geheimhaltung der Wahl. Denn diese Geheimhaltung bleibt immer unwahr. Jede Partei braucht Öffentlichkeit. Um zu leben, muß jede Partei immer versuchen, das Wahlgeheimnis zu lüften. Wo die Wahl geheim ist, braucht sie schlechte Mittel, um dahinter zu kommen, Mittel, gegen die es schließlich keine andre Wehr gibt als die Flucht in die Öffentlichkeit. Auch wo die Wahl geheim ist, muß man sich mit einer gewissen Vorsicht isolieren, das heißt vom öffentlichen Leben fernhalten, damit nicht Haltung, Mitsprechen, Gesellschaft die Gesinnung verraten. Allerdings bei der geheimen Abstimmung ist ein friedliches soziales Dasein möglich, aber das ist ein unpolitisches Dasein. Solches Dasein, wo man von der Politik nichts zu wissen braucht, ist auch unter der Tyrannis möglich. Wer die geheime Wahl will, der will politische Unmündigkeit und Unfähigkeit des Volkes. In der politischen Wirklichkeit ist nur das Volk frei, das die Öffentlichkeit nicht fürchtet.

5

Das Regieren ist mehr eine Aufgabe des Willens als eine der Intelligenz. Für eine bestimmte Aufgabe gibt es wohl viele Intelligenzen, Anschauungen, Meinungen; aber immer nur zwei Willen: Entweder, Oder, Ja oder Nein, Rechts oder Links. Darum gibt es im wirklichen politischen Leben immer nur zwei Parteien. Nur wo zwei große Parteien, durch dauerndes, immer wiederholtes Auskämpfen in der Öffentlichkeit zu willensbeständigen Körperschaften geworden, auf dem Platze stehn, kann das Volk mit diesen beiden Willensinstrumenten wirklich selbst den Willen der höchsten Gewalt, der Regierung, bestimmen. Solche regierungsfähige Parteien, dauerhafte willenskräftige Organe des Volkes entstehn nur in der vollsten Öffentlichkeit. Dagegen, wo Geheimhaltung der Wahl die Hauptsache ist, da entsteht ein Chaos ohnmächtiger Parteien, das die Unzahl impotenter Stimmungen des Volkes photographiert, nach langen Intervallen Augenblicksaufnahmen anstellt, das aber politischen Wert nur hat als Material für die Autokratie der höchsten Gewalt.

6

Wenn ein Volk sich selbst regieren soll, so braucht es immer eine Aristokratie irgendwelcher Art. Es muß immer eine Auslese aus sich treffen, nicht der im gemeinen Sinne des Wortes Intelligentesten, sondern derer, die den stärksten, reinsten, ehrlichsten Willen oder Glauben für eine Sache haben. Diese sind die politischen Führer. Um festzustehn, müssen sie frei sein, frei geboren oder frei geworden sein. Diese Freiheit ist nicht notwendig die Folge des Reichtums oder der vornehmen Geburt, zum Beispiel nicht beim Hofadel. Man kann auch durch eigne Charakterkraft und durch wirtschaftliche Kraft frei sein. Solche Freien sind die Allerfreiesten nach oben und nach unten. Diese Freien werden durch eine Art Auslese im öffentlichen Leben gefunden und durch die Mitarbeit in den

Selbstverwaltungsorganen erprobt. Denn nur die wirklich freien halten es in der Öffentlichkeit dauernd aus. Dagegen aus der geheimen Wahl gehn Abgeordnete, Parteiführer, Politiker hervor, die unfähig sind zur politischen Dauerarbeit, die nur ein vorübergehendes Dasein haben, Mandatare eines dunkeln und sehr veränderlichen Massenwillens. Auf diese Parteiführer lädt sich das ganze Geschimpfe eines für die Öffentlichkeit nicht erzognen Volkes ab. Weil der Wähler geschützt ist, ist der Politiker vogelfrei, und vornehme Leute, die zur wirklichen Politik taugen, sind für diese Posten nicht zu haben. Es passen hinein nur die impotenten Schreier, die an die eigentliche Aufgabe des Politikers, das Handeln, Regieren, Verwalten nicht heran wollen. Wer wird denn auf den Markt gehn und sich beschimpfen lassen für eine Partei, deren Mannen es für anständiger halten, im Dunkeln zu bleiben! Das tun wohl Berufspolitiker und Journalisten, unfreie Kostgänger der Politik, aber der freie Bürger nicht. Er will durch das Vertrauen seiner nächsten Mitbürger gezwungen werden. Sonst ist ihm die Politik ein unanständiges Geschäft.

Alle Volksvertretungen haben das Recht der Geldbewilligung, und damit haben sie, die Verfassung mag sonst sein, wie sie will, die höchste Entscheidung, das letzte Ja und Nein in ihren Händen. Wenn sie nun doch so ohnmächtig sind, wie zum Beispiel der deutsche Reichstag, so liegt es sicher nicht an ihrer Bescheidenheit — denn machthungrig ist jede politische Körperschaft —, sondern an ihrer Unfähigkeit. Diese Unfähigkeit kommt aus ihrer Geburt, aus der Wahl. Der deutsche Reichstag ist zur Selbstverwaltung unfähig, er könnte die starke Zentralgewalt nicht selbst darstellen, die ihm gegenübersteht. Das preußische Abgeordnetenhaus ist schon viel fähiger. Es übt starken Einfluß auf die Regierung aus. Am fähigsten zur wirklichen Politik war das aristokratische englische Parlament, wie es einst war.

7

Die öffentliche oder geheime Wahl hat weder wesentliches konservatives noch liberales Interesse. Konservativ oder liberal — diese Fremdwörter passen nicht, sie sind zu geringen Ranges für die Vornehmheit des Problems. Wählen wir deutsche Wörter.

Wer die Freiheit liebt, der muß für die Öffentlichkeit der Wahl als des Uraktes alles politischen, das ist öffentlichen Lebens sein. Die Freiheit besteht und gedeiht nur in dem beständigen Kampf und in der Gefahr der Öffentlichkeit. Einem Volke, das an geheime Stimmabgabe gewöhnt ist, kann jeder neue Gewalthaber, jeder fremde Eroberer, jede revolutionäre Partei, jeder despotische Fürst oder Minister sein bißchen Freiheit nehmen, indem er das Wahlgeheimnis durchbricht und mit diesem leichten Handstreich das dürftige Gerüst des Volkswillens über den Haufen wirft. Ein solches Volk ist sofort ohne Organisation, ohne Führer, eine willenlose Masse für die vorhandne Gewalt. Es läuft vielleicht auf die Straße — und wird besiegt. Dagegen ist ein für die

Öffentlichkeit erzognes Volk überhaupt nicht zu knechten; es hat immer Führer, ist immer organisiert, es kämpft drei Menschenalter und unterliegt nicht — siehe den Kampf der Niederlande —, dreimal besiegt, bildet es die öffentliche Gewalt immer wieder von neuem selbst.

Ein einzelner kann seine kleine persönliche Freiheit wohl auch von einem Tyrannen in Empfang nehmen als Belohnung für sein unpolitisches Dasein; aber ein Volk als Ganzes findet seine Freiheit nur bei seiner ureignen immer neu erlesnen, in der Öffentlichkeit immer neu erprobten Aristokratie. Jede reine Demokratie hat einen klaren starken Willen nur in seltnen Augenblicken. Für gewöhnlich wird sie regiert, wo sie zu regieren meint. Und wenn sie wirklich politisch zu leben versucht, wird sie nach kurzem Spektakel von irgendeinem Tyrannen überwunden. Das ist die Geschichte aller Revolutionen. Ein Volk, das sich wirklich selbst verwalten will, muß sich eine Aristokratie schaffen. Das geschieht durch Dauerauslese der freiesten, vornehmsten Willenskräfte in der Öffentlichkeit des politischen Lebens. Diese Auslese hat schon bei den Wählern anzufangen. Darum heißt die Losung: Hier geheime Wahl, Demokratie, Despotismus; hier öffentliche Wahl, Aristokratie und Freiheit. Nun, deutsches Volk, wähle, aber denke daran, daß alle germanische Kultur bisher eine aristokratische Kultur auf der möglichst breiten Basis der Gemeinfreiheit gewesen ist. Die Zukunft gehört dem Volke, das in der kommenden atomisierenden demokratischen Kultur am längsten seine politische Gesundheit, d. i. eine aristokratische Organisation behält.

Ein neuer Gibbon

Niebuhr und Mommsen haben die Grundlagen der römischen Geschichte für alle Zeiten gemauert (mancher behauptet freilich, sie bröckelten schon ab); aber im Auf- und Ausbau bleibt noch genug zu tun übrig: Lösung von Zweifeln, Ersatz älterer Hypothesen durch neue, befriedigendere (denn die Geschichtsforschung ist von dem Zwange zur Verwendung von Hypothesen so wenig ausgenommen wie irgendeine andre Wissenschaft), Berichtigung kleiner Irrtümer. Außerdem eröffnen neue Erfahrungen, so besonders die volkswirtschaftlichen und sozialen unsrer Zeit, von denen Mommsen erst im spätern Alter einen Teil erlebt hat, auch neue Einblicke in die Zustände und Umwälzungen früherer Zeiten. Und endlich müssen doch die alten Geschichten jedem neuen Geschlecht aufs neue erzählt werden, und Mommsens monumentales Werk ist überhaupt kein Lesebuch für das Volk. In allen diesen Beziehungen befriedigt das Werk, das Lombrosos Schwiegersohn, der Soziologe Guglielmo Ferrero

unternommen hat, und von dem die ersten beiden Bände in autorisierter Übersetzung von Max Pannwitz (bei Julius Hoffmann in Stuttgart) erschienen sind: Größe und Niedergang Roms (erster Band: Wie Rom Weltreich wurde; zweiter Band: Julius Cäsar). Wie die Leser schon aus dem Titel schließen können, hat sich der Autor nicht Mommsens, sondern Gibbons Aufgabe gestellt, doch deckt sich der von ihm behandelte Zeitraum auch mit dem des berühmten Decline and Fall nicht ganz. Dessen Verfasser beginnt mit Augustus und den Antoninen und erzählt bis zur Eroberung Konstantinopels, auch die letzten Regungen des römischen Republikanergeistes im Mittelalter und seine endgiltige Bändigung durch die Päpste mit einschließend, Ferrero nimmt das Ende des hannibalischen Krieges zum Ausgangspunkt, fertigt die Zeit bis zu den gracchischen Unruhen summarisch ab, stellt von da an die Ereignisse ausführlich dar und wird wahrscheinlich mit dem Untergange des weströmischen Reiches schließen, denn sein Werk ist nur auf sechs Bände berechnet (es sind Bände kleinen Formats von durchschnittlich 400 Seiten), während Gibbon bis zu dem genannten Zeitpunkte fünf, für das übrige sieben ungefähr ebensolche Bände gebraucht hat.

Die neuen Konjekturen, Auffassungen und Hypothesen Ferreros werden die Fachzeitschriften kritisieren. Den Durchschnittsleser fesselt außer der angenehmen Erzählung besonders die Beleuchtung der politischen, sozialen, ethischen und ökonomischen Zustände und Bewegungen vom Standpunkte des modernen Beurteilers aus. Man spürt den Herzschlag und die Sorge des italienischen Patrioten in dem warmen Preise der altrömischen Bauerntugend, jener wirklich guten alten Zeit, wo Italien von Rom aus nicht bloß mit dem Schwerte, sondern auf die einzige, dauernden Erfolg versprechende Weise, mit dem Pfluge erobert wurde, wo „Genie, Wahnsinn und Verbrechen, kurz alles, was nicht in den Rahmen der Überlieferung paßte, nach Möglichkeit ausgeschaltet wurde; Formalismus, Empirismus und roher Aberglaube den Inbegriff aller Weisheit zu bilden" schienen. „Weil Rom es fertig brachte, barbarisch zu sein ohne die Laster der Barbarei, darum überwand es so viele gebildetere, aber durch die Laster ihrer eignen Kultur geschwächte Völker. Die alte römische Gesellschaft läßt sich mit gewissen Mönchsorden vergleichen, bei denen in äußerst sinnreicher Weise Lehre, Beispiel, gegenseitige Kontrolle und Furcht zusammenwirken." So ist es zu erklären, daß im zweiten Punischen Kriege Rom den Sieg davontrug; „die Tugenden einer Reihe spießbürgerlicher Geschlechter triumphierten über die geniale Größe eines einzelnen." Die Hauptursache von Hannibals Unterliegen wird wohl gewesen sein, daß das Unternehmen von vornherein aussichtslos war; nur eben ein Genie konnte es fertig bringen, sich fünfzehn Jahre lang mit einem kleinen Heere, ohne natürlichen Stützpunkt, ohne stete Verbindung mit der Heimat, in einem feindlichen, politisch und militärisch gut organisierten Lande zu halten. Daß Rom nach diesem Siege und den damit verketteten gewaltigen Erfolgen in Spanien und Afrika „mit einem guten Teil

seiner konservativen Schrullen aufgeräumt hat", ist bekannt. Trotzdem war es nach Ferrero nicht die gewandelte römische Bürger- und Bauernschaft, die von da an zur Weltpolitik, zum Imperialismus überging, sondern gegen das Widerstreben der wahrhaft römischen Bevölkerung, die immer noch nicht von den Sitten und der Politik der Väter lassen wollte, hat „ein kosmopolitischer Pöbel, den der Zufall [?] aus fremden Ländern nach Rom geweht hatte, die endgiltige Wendung herbeigeführt". Unsre Zeit interessiert sich besonders lebhaft für den Untergang des Bauernstandes, den nach dem zweiten Punischen Kriege die Latifundienwirtschaft mit Sklavenscharen und die Getreideeinfuhr verschuldet haben sollen. Der erste Sündenbock wird von den Bodenbesitzreformern, der zweite von den Agrariern bevorzugt. Doch der römische Stadtpöbel der gracchischen und der Kaiserzeit bestand freilich zum Teil aus Nachkommen römischer Bauern (zum bei weitem größern Teil aus Sklaven und Freigelaßnen außeritalischer Abstammung), aber Bauern, sowohl Besitzer als Pächter, gab es trotzdem die ganze Zeit über in Italien. Die Anklage gegen die Latifundien hat Friedländer auf das richtige Maß zurückgeführt. Er schreibt (im 1. Bande der 6. Auflage seiner Sittengeschichte Roms S. 368), weil sich namentlich der Gemüse- und Weinbau, der den Kleinbetrieb fordert, gut rentierte, hätten die Großgrundbesitzer ihre Ländereien meist geteilt verpachtet. „Auch damals also war die Kleinwirtschaft wie von jeher und wie auch heutzutage im italischen Landbau die vorherrschende Form: die Großwirtschaft bestand regelmäßig aus einem Komplex von Kleinwirtschaften. Für die kleinen Eigentümer aber, wohl auch in einigem Umfang für die Selbstwirtschaft der Gutsherren, waren im Laufe der Zeit mehr und mehr Kleinpächter eingetreten, und der ältere Plinius kann bei seinem bekannten Ausspruch, daß der Großgrundbesitz Italien zugrunde gerichtet habe und nun auch die Provinzen, wohl nur an die Verdrängung der kleinen Eigentümer durch Pächter gedacht haben. Doch daß er auch hier, wie so oft, übertrieben hat, zeigen namentlich zwei Obligationsurkunden über die von Trajan zur Erziehung freigeborner Kinder unbemittelter Eltern bewilligten Kapitalien, für die Landgüter verpfändet waren, und zwar in der Gegend von Veleja (bei Parma) und Placentia und in der Gegend von Benevent. In der letzten war die Bauernwirtschaft noch vorwiegend; von fünfzig Besitzern der verpfändeten Grundstücke waren nur zwei Großbesitzer mit Komplexen im Werte von 451000 und 501000 Sesterzen [die erste Summe beträgt nicht ganz 100000 Mark, die zweite etwas darüber]; neun besaßen Güter im Werte von 100000 bis 400000 Sesterzen, die übrigen kleinere. Der römische Morgen (ein Viertelhektar) galt 1000 Sesterzen [sodaß also die oben erwähnten »Großbesitzer« nur 450 bis 500 Morgen, nach heutigem ostelbischem Sprachgebrauch Großbauergüter hatten]. Ein sehr viel beträchtlicherer Teil des alten Kleinbesitzes war in der Ämilia an Großbesitzer übergegangen, wahrscheinlich weil die reichen Fluren der Polandschaft das Kapital mehr anlockten als das Hirpinische Hügelland. Von 52 Besitzern hatten dort die knappe Hälfte

Güter von weniger als 100000 Sesterzen [100 Morgen], ungefähr ebensoviele solche von 100000 bis 400000, ein Fünftel darüber, darunter drei von mehr als einer Million [1000 Morgen]. Am einträglichsten war übrigens in Italien für den Landwirt auch damals der Weinbau. Das Anlagekapital für sieben preußische Morgen Weinland betrug mit Einschluß des Sklaven, der sie als Winzer zu besorgen hatte, der Weinstöcke und des Inventars und der Zinsen zweier Jahre, in denen die Weinstöcke noch nicht trugen, 32480 Sesterzen (7065 Mark), und dieses Kapital verzinste sich nach Columella bei guter Kultur mit etwa 18 Prozent, während außerdem der Verkauf der Setzlinge noch eine erhebliche Rente gewährte."

Wie diese einträgliche Wein- (und Öl-)kultur entstanden ist, findet man bei Ferrero ausführlich dargestellt. Die ersten außeritalischen Eroberungen hatten einen gewaltigen Kulturfortschritt zur Folge, wie man es gewöhnlich nennt, wenn sich ein Volk bei wachsendem Reichtum und im Verkehr mit schon luxuriös lebenden Völkern mehr und feinere Bedürfnisse angewöhnt. Die Steigerung der Bedürfnisse steigerte den Zwang zu Geldausgaben, und es stellte sich die uns wohlbekannte Not der Landwirtschaft, das heißt der Landwirte ein, deren Einnahmen für das erhöhte Ausgabenbudget nicht mehr reichten. Diese Not wurde durch die gracchischen Reformen erhöht, weil die Untersuchung der Eigentumsrechte der Nutznießer und die Aussonderung des Staatsackers Umstände, Störungen und Kosten verursachte. „Zahlreiche Grundbesitzer zwang die Notlage, sich nach einträglichern Kulturen umzusehn, und da sie nicht mehr bestehn konnten, wenn sie nach der bisherigen Weise Wein und Oliven für den eignen Bedarf und Getreide für den Verkauf produzierten, so fingen sie jetzt an, umgekehrt Getreide nur für den Hausgebrauch, Öl und Wein aber für den Verkauf zu bauen. Beide Produkte galten mehr und ließen sich leichter in der Ferne absetzen." Und gerade in diesen heilsamen Umwandlungsprozeß griff nun wieder die gracchische Reform, die stellenweise eine Neuverteilung der Grundstücke forderte, störend ein. „Die großen wirtschaftlichen Krisen sind im Laufe der Geschichte nicht durch geniale Gesetzgeber, sondern durch die Völker selbst gelöst worden, indem diese durch Arbeit den Reichtum vergrößerten. Unglücklicherweise wurden viele italische Landwirte, als sie gerade im Begriff waren, sich den veränderten Verhältnissen anzupassen, darin durch einen übereifrigen Gesetzmacher gestört und sollten nun ihren schönen Weinberg gegen ein sumpfiges Gebiet umtauschen", wogegen die teils Geschädigten, teils Bedrohten bei Scipio Ämilianus Hilfe suchten, der denn auch mit Änderungen der Gesetzgebung einschritt. Daß die Umwandlung des landwirtschaftlichen Betriebs in die Zeit zwischen 130 und 120 fällt, folgert Ferrero aus einer Angabe des ältern Plinius. Dieser erzählt, man habe im Jahre 121 infolge der reichen Weinernte zum erstenmale die Wirkung dieser Umgestaltung wahrgenommen. Da der Rebstock langsam wächst, müsse die neue Kultur mehrere Jahre vorher begonnen haben. Plinius sage nichts von Ölbäumen, „da aber

der Ölbaum nach der Rebe die einträglichste Frucht der neuen Kulturart war, und da schon Cato vom Rückgang des Körnerbaues und der Ausbreitung der Olivenzucht spricht, so ist man berechtigt anzunehmen, daß sich der Anbau der beiden Produkte gleichzeitig ausgedehnt hat."

Ferrero gehört also nicht zu den Lobrednern der Gracchen; ihr Heilmittel sei in ein Gift umgeschlagen, habe die Zersetzung gefördert. Auch die pergamenische Erbschaft, die die Gracchen in bester Absicht fürs Volk nutzbar zu machen versuchten, habe geschadet. Zudem hatte Cajus „mit dem Gesetze über Asien [das den Senat in der Verteilung und Verwaltung der Provinzen beschränkte] für die römischen Kapitalisten ein neues und sehr gewinnreiches Geschäftsgebiet geschaffen. In Rom bildeten sich zahlreiche Gesellschaften zur Pachtung der dortigen Abgaben, und geschickte Geldleute legten darin ihr Kapital an, sodaß nach der militärischen und merkantilen hier auch die finanzielle Ausdehnung des Imperialismus erfolgte. In allen Familien der Mittelklasse — diese muß noch zahlreich gewesen sein, obwohl sich wahrscheinlich die Fruchtbarkeit von Geschlecht zu Geschlecht minderte — verließen viele Kinder, von der Dürftigkeit der ländlichen Verhältnisse abgestoßen, das väterliche Haus; sie gingen in die benachbarte Stadt oder nach Rom, um dort als Handwerker oder Händler ihren Unterhalt zu erwerben; oder sie traten freiwillig ins Heer oder wurden ausgehoben und suchten ihr Glück in fernen Ländern. Die Kolonien italischer Kaufleute um das Mittelmeer herum wurden immer zahlreicher; etwa um diese Zeit entstand auch eine in Alexandrien. Viele Italiener wanderten nach Asien; dort betrieben sie im Auftrage der großen Pächtergesellschaften kleine Geldgeschäfte, daneben auch Sklavenhandel und den Ein- und Verkauf von asiatischen Produkten, denn die Nachfrage nach solchen stieg immer mehr in Rom. Oft schickten die Väter, um ihren Kindern ein besseres Los zu bereiten, diese, auch wenn sie sich das Geld dazu leihen mußten, zum Studium in die Stadt, damit sie dort die Redekunst erlernten, sich als Anwälte einen Namen machten, die Aufmerksamkeit reicher und mächtiger Leute auf sich ziehen und mit deren Hilfe zu Ämtern und Würden gelangen könnten. So ging diese Klasse von mittlern Grundbesitzern und Bauern, die einen so großen Teil der Halbinsel urbar gemacht, die den Hannibal besiegt hatte, allmählich zugrunde. In ganz Italien wurden die kleinen Güter in den Händen gieriger Unternehmer zu ausgedehnten Besitzungen vereinigt; diese Herren setzten an die Stelle der freien, faul, ehrgeizig und aufsässig gewordnen Arbeiter Sklaven, sodaß die freie Bevölkerung vom Lande abwanderte, um in den Städten Italiens oder in den Provinzen ihr Glück zu suchen oder auch nach Rom zu gehn und dort politischen Einfluß zu gewinnen" oder ein Schmarotzerleben zu führen. Ganz wie bei uns heute; fehlen doch auch die Sklaven nicht, die slawischen und die italienischen Wanderarbeiter. Daß die Latifundien die kleinen freien Besitzer entweder nicht ganz verdrängt haben, oder daß sich ein neuer Stand von solchen gebildet hat, und daß der Großbesitz je länger desto weniger den Großbetrieb bedeutete, haben

wir von Friedländer vernommen, und auch Ferrero gibt das später gelegentlich zu. Sehr heilsam hat nach ihm das Gesetz des Volkstribunen Spurius Thorius vom Jahre 111 gewirkt, das „die letzten Spuren des alten Agrarkommunismus beseitigte und fast den gesamten Boden Italiens zu Privateigentum machte". Gleich nach Erlaß des Gesetzes „stiegen die Grundstücke im Preise; die verschuldeten Grundbesitzer kannten ihr Land verkaufen, von dem sie vorher nur die Naturalnutzung hatten; wer Kapital in den Boden gesteckt hatte, fühlte sich beruhigt, und der Handel mit Grundstücken nahm einen lebhaften Aufschwung".

Freilich traten bei dieser Umwälzung, wie in der untern und mittlern Schicht, so auch in der obern neue Geschlechter an die Stelle der alten, und das war kein Unglück. „Es gibt keine Klasse, die vollständiger das Gefühl für das, was gut und böse ist, verliert, als eine verschuldete, bedürftige Aristokratie, die, voll Neid gegen eine Plutokratie eben aufgeschossener Millionäre, nur danach trachtet, den Vorrang, den Luxus und die Genüsse nach festzuhalten, wenn die Armut schon anklopft. Rom hatte von seiner Aristokratie manches schändliche zu sehen bekammen ... Aber die Achtung vor einer uralten Aristokratie wie die Bewunderung für einen Staat, dessen Macht eine Reihe von Jahrhunderten überdauert hat, haften im Volksgemüt noch lange nach dem Beginne des Verfalls, und so machte sich Rom noch immer Illusionen über seinen Adel, wie es heute ein Land tut, dessen Nobilität in ähnlicher Weise dem Untergange entgegengeht, ich meine England." Kenner Englands mögen entscheiden, ob der Verfasser Recht hat. Von der sullanischen Restauration, die Mommsen gepriesen hat, sagt Ferrero: in Wirklichkeit habe gar keine aristokratische Restauration stattgefunden, „denn die römische Aristokratie existierte nicht mehr; sondern in Asien wie in Italien und im ganzen Reiche handelte es sich nur um den zügellosen und bluttriefenden Triumph einer kleinen Schar von Meuchelmördern, Sklaven, adlichen Bettlern, gewissenlosen Abenteurern, spitzbübischen Wucherern und feilen Söldnern über ein ungeheures Reich von Millionen Unterdrückter, die in einem Wutanfall einen vergeblichen Befreiungsversuch unternommen hatten". Unter den Mitteln, mit denen sich die heruntergekommnen Adelssprößlinge über Wasser zu halten versuchten, zählt Ferrero auch Heiraten mit Töchtern der neuen Nobilität auf, zu der die größern Grundbesitzer gehörten. Diese neuen Landwirte waren intelligent und fleißig; sie studierten die Schriften der griechischen Agronomen und das Lehrbuch der Landwirtschaft des Karthagers Mago, von dem der Senat eine lateinische Übersetzung veranstaltet hatte. Sie liehen, wenn sie unbemittelt waren, „ein kleines Kapital, pflanzten Öl und Wein und strebten nach rationeller Bodennutzung". Aber nur unter vielen Mißerfolgen ging es vorwärts. „Mangel an Erfahrung, die Unvollkommenheit des Straßennetzes, wucherische Zinsen, der unorganisierte Zustand des Handels standen ihrem Erfolg im Wege und ließen oft gerade die unternehmendsten Landwirte Schiffbruch leiden." Die

lex Spuria Thoria, die durch Sicherung des Eigentumsrechts zu großen Aufwendungen für die Bodenkultur ermutigte, hat auf diese Weise viele einzelne in Armut gestürzt. Eine neue Wendung führte die Erschöpfung Asiens durch die allzu rasche Ausplünderung herbei. In den siebziger Jahren waren dort keine Reichtümer mehr zu holen, und nun wandte sich das Kapital in Masse dem eignen Lande zu. „Damit begann in Italien eine fieberhafte Steigerung des landwirtschaftlichen Betriebs, die im Laufe eines Jahrhunderts die um 130 begonnene Umwandlung der Bodenkultur vollendete. Alle großen und mittlern Grundbesitzer kauften Sklaven; aber sie verfuhren nun beim Ankauf mit einer ehedem unbekannten Sorgfalt, indem sie neben der rohen Muskelkraft, die nur für schwere körperliche Anstrengungen und für die Arbeithäuser taugte, intelligente Handwerker und Landwirte suchten, die besser behandelt wurden und imstande waren, durch bessere Methoden den Ertrag der Landwirtschaft zu heben."

„Damals war Rhodus der Weltmarkt für Wein; Griechenland, die Inselwelt des Ägäischen Meeres und Kleinasien waren das Burgund und die Champagne der alten Welt; diese Länder führten den Göttertrank in die Gegenden aus, wo die Traube nicht reifte, oder wo die Wohlhabenden das schlechtere einheimische Gewächs verschmähten. Unter den Sklavenscharen, die Sulla aus Asien nach Italien verkauft hatte, die von Seeräubern, von italischen Staatspächtern und Kaufleuten nach Italien verschleppt worden waren, fanden sich viele Landleute, die sich auf die Pflege des Weinstocks und des Ölbaums verstanden. Kapitalisten, die sich in den Provinzen bereichert hatten, bemittelte Grundbesitzer, darunter auch noch solche vom alten Adel, machten die Entdeckung, daß man recht wohl bei Benutzung orientalischer Sklaven mit den östlichen Weinproduzenten konkurrieren könne, besonders da der Konsum von Wein und Öl in Italien stetig stieg. Sie ließen also Reben und Ölbäume in günstigen Lagen anpflanzen und wählten dabei für den Absatz gut gelegne Gegenden aus: in der Nähe des Meeres oder einer Heerstraße, so in der Romagna und in Sizilien. Wanderherden waren im vorhergehenden Jahrhundert die beliebteste Gewinnquelle des Adels gewesen, aber sie paßten nur in die schöne Zeit des ager publicus und der wirtschaftlichen Sorglosigkeit. Je teurer jedoch der Boden und je kostspieliger das Leben in Italien wurde, desto mehr sah man sich in die Notwendigkeit versetzt, die Viehzucht zu heben, intelligentern und sachverständigern Leuten die Tiere anzuvertrauen, sich um gute Rassen, passende Kreuzungen, Auswahl des Futters und hygienische Fragen zu bemühen. So besaß Attikus ausgedehnte Besitzungen und zahllose Herden in Epirus. Man machte Versuche mit Veredlung der Pferde- und Eselrassen. Statthalter und Offiziere fingen an, in den Gegenden, in die sie ihre militärischen oder Verwaltungspflichten führten, den Pflanzen und Haustieren und ihrer Pflege Beachtung zu schenken."

Im Jahre 52 führten die Kaufleute zum erstenmale italisches Öl in die Provinzen aus. (Wer nicht die ganze Chronologie im Kopfe hat, den

koſtet es an dieſer und an andern Stellen einige Mühe, herauszubekommen, welches Jahr mit „dieſem unruhvollen“ oder einem ähnlich bezeichneten Jahre gemeint iſt. In größern Geſchichtswerken ſollte auf jeder Seite die Jahreszahl an den Rand geſetzt werden.) „Die Tatſache ſchien den Zeitgenoſſen nicht ſehr wichtig, ſie beachteten ſie kaum im politiſchen Kampfgetümmel, und wir würden gar nichts davon wiſſen, hätte ſie uns nicht einer der fleißigſten Gelehrten der alten Welt überliefert. (Plinius in ſeiner Naturgeſchichte XV, 1.) Aber dieſe Tatſache hat doch ihre Bedeutung, da ſie uns zeigt, daß ſelbſt inmitten dieſes furchtbaren politiſchen Auflöſungsprozeſſes und neben einigen militäriſchen und politiſchen Perſönlichkeiten, deren Taten die Geſchichtsbücher füllen, zahlloſe Menſchen, die keinen Namen hinterlaſſen haben, unermüdlich weiter arbeiteten an der Umgeſtaltung des italiſchen Ackerbaues und Gewerbfleißes. Freigelaſſene, kleine und mittlere Grundbeſitzer, Ausgewanderte [?], frühere Legionsſoldaten, Zenturionen erwarben mit ihren Erſparniſſen ein Stück Land von verſchuldeten großen Ariſtokratenfamilien, kauften Sklaven und betrieben den Ackerbau nach verbeſſerten Methoden oder trieben Handel und führten neue Kunſtfertigkeiten und Gewerbe ein. Die Fortſchritte des Olivenbaues, über die Plinius berichtet [im zweiten bis ſiebenten Kapitel des fünfzehnten Buches], und die des Weinbaues wären nicht möglich geweſen, hätte ſich nicht zwiſchen dem Großgrundbeſitz und den ihr Land ſelbſt bebauenden kleinen Landwirten eine mittlere Klaſſe von Grundbeſitzern gebildet, die mit kleinem Kapital und mit Hilfe intelligenter Sklaven die hochentwickelten Kulturweiſen des Orients anwandten. Die Kleinbauern hätten es nicht verſtanden, und die Großgrundbeſitzer hätten ungeheure Kapitalien gebraucht, wenn ſie Wein, Oliven und andre Fruchtbäume im großen hätten kultivieren und die dazu erforderlichen Bauten hätten errichten wollen. [Er ſagt an einer andern Stelle, für dieſe höhern Sklaven habe man auch anſtändige Wohnungen ſchaffen müſſen. Der Großgrundbeſitzer brauchte ja nicht ſein ganzes Areal zum Wein-, Öl-, Obſt- und Gemüſebau zu verwenden und konnte außerdem durch parzellenweiſe Verpachtung die neue Kulturart fördern, was denn auch tatſächlich geſchehen iſt.] Auch konnten ſie ſich in der Regel nicht ſelbſt um ihre Güter kümmern, was für einen gedeihlichen Betrieb ſo notwendig iſt. Spekulanten, reiche Wucherer, Literaten, berühmte Politiker oder Offiziere, andre vornehme Stadtherren mochten aus Laune oder weil es Mode war, dieſe neuen Kulturen ſelbſt probieren; für gewöhnlich jedoch paßte den Großgrundbeſitzern, wenn ihre Güter nicht in der Nähe einer Stadt lagen, nichts beſſer als die Viehzucht. So ließen die großen Herren Roms in den damals noch ausgedehnten Wäldern und auf den weiten Wieſen des Polandes und Süditaliens, das ſeit Hannibals Zeit ziemlich menſchenleer geblieben war, rieſige Herden weiden. [Die Urſache davon, daß in der Poebene der Großgrundbeſitz beſonders ſtark um ſich griff, ſcheint alſo nicht, wie Friedländer meint, ihre Fruchtbarkeit geweſen zu ſein, ſondern der Umſtand, daß ſie ſich noch im Natur-

zuſtande befand, noch Weideland war.] Die großen Vieh- und Weidebeſitzer wie Domitius Ähobarbus machten den noch begüterten Teil des römiſchen Adels aus und waren das Rückgrat der konſervativen Partei. Dagegen waren alle Fortſchritte im intenſiven Anbau das Werk beſcheidner Grundbeſitzer der mittlern Klaſſe, die nicht mehr ärmlich lebten, nicht mehr mit einer ſtarken Familie das Land ſelbſt bebauten, ſondern einen guten Teil des Jahres in der benachbarten Stadt zubrachten, ihre Sklaven oder coloni unter ſcharfer Aufſicht hielten, ledig blieben oder doch wenig Kinder hatten und aus ihrem Grundbeſitz möglichſt viel Geld zogen.“ Und dieſe Umgeſtaltung der Landwirtſchaft brachte zugleich den gewerblichen Fortſchritt in Gang. Der neue Landwirt war anſpruchsvoll, begnügte ſich nicht mit den Kleidern und Geräten, die ſeine familia, ſeine Sklavenſchaft herzuſtellen vermochte, wollte beſſeres haben, und die Nachfrage nach Gewerbeerzeugniſſen, nach Luxusartikeln, der die Einfuhr nicht mehr genügte, ermunterte zum Gewerbebetrieb für den Markt. Kapitaliſten richteten Werkſtätten ein, in denen ſie qualifizierte Sklaven beſchäftigten, und aus Freigelaſſenen bildete ſich ein Stand von kleinen Handwerkern. Ganz Norditalien verlegte ſich auf die Keramik, weiter ſüdlich tat Arezzo dasſelbe, in Padua und Verona fabrizierte man Teppiche, die ſehr geſucht wurden, die Großgrundbeſitzer von Parma und Modena, auf deren Grundſtücken große Schafherden weideten, ließen Wollſtoffe anfertigen, Faenza lieferte Leinenwaren, Neapel Parfümerien, die Inſel Elba Eiſenwaren.

Wir ſehen, wenn auch die Bürgerkriege Verheerungen angerichtet haben, war doch die ökonomiſche und die landwirtſchaftliche Lage beim Untergange der Republik gar nicht ſchlecht. Eben weil man ökonomiſch geworden war, zog man ſich von der Politik zurück und überließ dieſe gern einer regierenden Oligarchie oder einem Monarchen — wie Europa ſeit 1870, meint Ferrero. Insbeſondre hatte das Latifundienweſen keine die geſunde Entwicklung hemmende Ausbreitung gewonnen, und wo es übermäßig entwickelt war, wurde ſeinen ſchlimmen Wirkungen durch das Pachtſyſtem vorgebeugt. Man darf eben den rhetoriſchen Darſtellungen der Parteiführer, Volkstribunen, Moraliſten und laudatores temporis acti im alten Rom ſo wenig jedes Wort glauben wie denen unſrer heutigen Zeit. Die beiden wirklichen Übel waren die Anſammlung eines ſchmarotzenden Pöbels in Rom, der zu nichts taugte, alſo auch nicht zur innern Koloniſation, und daß ſtatt Lohnarbeitern Sklaven beſchäftigt wurden. Das hatte zwar ſeine Bequemlichkeiten für die Großgrundbeſitzer und Großunternehmer, Bequemlichkeiten, wegen deren dieſe von manchem ihrer heutigen Standesgenoſſen beneidet werden mögen, wirkte aber doch, wie heute allgemein anerkannt wird, auch abgeſehen von allen ethiſchen Erwägungen im ganzen verderblich. Übrigens würde die Sklaverei, als nach Vollendung der Eroberungen die Zufuhr friſcher Ware aufhörte, durch die zahlreichen Freilaſſungen und die von der wirtſchaftlichen Entwicklung erzwungne Verwandlung des wirklichen Sklaven in einen bloß hörigen Kolonen mit der Zeit von ſelbſt

verſchwunden ſein, wenn nicht die Stürme der Völkerwanderung, die Raubzüge aſiatiſcher und nordiſcher Barbaren und der Islam den Menſchenraub und Menſchenhandel aufs neue in Gang gebracht hätten.

Wenden wir uns nun der andern angeblichen Urſache des vermeintlichen Untergangs des italiſchen Bauernſtandes zu, ſo hat ſie nach Ferrero gar nicht exiſtiert; in einer beſondern Abhandlung beweiſt er, daß das Altertum den Getreidehandel im heutigen Sinne nicht gekannt hat. Er ſtützt ſich beſonders auf gelegentliche Äußerungen Xenophons und des Redners Demoſthenes. In deſſen Zeit vermochte der attiſche Boden die angewachſne Bevölkerung Athens nicht mehr zu ernähren, und es mußten alljährlich 400000 bis 500000 Hektoliter Brotkorn eingeführt werden. Das konnte aber nur durch ſtrenge Maßregeln des Staates möglich gemacht werden. Unter Androhung harter Strafen wurde den Kaufleuten und Reedern, die atheniſche Waren ausführten, befohlen, als Rückfracht Getreide zu laden, und es kam vor, daß ein Kapitän, der ſeine in der Krim gekaufte Getreideladung ſtatt im Piräus in einem Hafen außerhalb Attikas gelöſcht hatte, mit dem Tode beſtraft wurde. „Während die meiſten heutigen Induſtrieſtaaten die Einfuhr von Zerealien durch Schutzzölle zu hemmen ſuchen, war Athen beſtrebt, mit allen Mitteln der Diplomatie und durch Kriege die ununterbrochne, reichliche Getreideeinfuhr zu ſichern.“ Der Getreidehandel war eben ſo unbequem, riskant und unrentabel, daß ſich kein Kaufmann aus freier Wahl damit abgeben mochte. Nur ſehr wenig Länder erzeugten manchmal einen Überſchuß über den eignen Bedarf; für gewöhnlich deckte die Ernte nur eben zur Not das heimiſche Bedürfnis; aber dieſes wurde eben auch gewöhnlich von der eignen Landwirtſchaft befriedigt. Es fehlte dem Händler alſo zunächſt ſowohl die feſte Bezugsquelle wie der feſte Abſatzmarkt. Die wenigen, die ſich auf den faulen Handel einließen, ſpekulierten auf die Hungersnöte, die bald in dieſem, bald in jenem Lande infolge einer Mißernte ausbrachen. Der heutige private Getreidehandel iſt die gleichmäßig arbeitende Maſchine zur Verſorgung der an beſtändiger Unterproduktion leidenden Länder aus den Ländern der ebenſo beſtändigen Überſchüſſe. Beide Gebiete ſind konſtant und allgemein bekannt; zwiſchen Einkauf- und Abſatzmarkt beſtehn feſte Beziehungen (daß Rußland immer noch von ſeiner autokratiſchen Regierung zwangsweiſe in der Gruppe der Exportländer feſtgehalten wird, auch ſeitdem es aus einem Lande periodiſcher ein ſolches der ſtändigen Hungersnöte geworden iſt, kann als eine unerhörte Anomalie keinen Einwurf gegen die Geſetzmäßigkeit und Natürlichkeit des Geſamtzuſtandes abgeben). Und die Arbeit dieſer Maſchinerie gleicht die Preiſe der verſchiednen Länder aus. Nur im Wechſel der Jahre ſchwankt der Weltpreis mit dem Ertrage der Welternten, und nur auf dieſen Wechſel in der Zeit kann ſich die Spekulation aufbauen. Die Spekulation des Altertums gründete ſich nicht auf temporelle ſondern auf lokale Unterſchiede: auf den Unterſchied der Getreidepreiſe zwiſchen einem Lande, das zufällig Überſchüſſe

hatte, und einem andern, das zufällig an einer Hungersnot litt. Solch ein Doppelzufall schuf natürlich so gewaltige Preisdifferenzen, daß ein Geschäft schon gewagt werden konnte, das, wie gesagt, für gewöhnlich ein faules Geschäft war. Denn infolge der Geldknappheit und der dadurch verursachten Höhe des Zinsfußes sowie wegen der Kleinheit und Langsamkeit der Schiffe waren die Kosten sogar beim Wassertransport — um wievielmehr beim Landtransport — sehr groß, und nicht minder groß waren die Gefahren von Seeräubern, feindlichen Kriegsschiffen, den häufigen Freveltaten eines im ganzen barbarischen Rechtszustandes und — bei der Unvollkommenheit der Schiffahrtskunst — von den Stürmen. Deshalb beschränkte sich der damalige Auslandshandel auf Waren, die bei kleinem Umfang hohen Wert hatten, und da sie nicht zur Notdurft des Lebens gehörten, nur von wohlhabenden Abnehmern gekauft wurden, die bereit waren, sie noch weit über ihren Wert zu bezahlen, sodaß ein Gewinn herausspringen konnte, der das Risiko aufwog. Ferrero hat seinen Beweis vorzugsweise aus Nachrichten über den Handel Athens im vierten und dritten Jahrhundert v. Chr. gegründet, aber, schreibt er, da sich die Zustände in dieser Hinsicht bis zu der hier in Betracht kommenden Zeit nicht geändert hätten und für alle Mittelmeerländer dieselben gewesen seien, so dürfe man ihn auch auf Italien anwenden. „Wenn im vierten Jahrhundert das Getreide aus Pontus und Ägypten nicht ohne einen Zuschuß vom Staat oder von reichen Händlern, die freiwillig oder gezwungen einen Teil der Kosten trugen, nach dem so gut wie am Meere liegenden Athen, das damals eine große und reiche Stadt war, transportiert werden konnte, wie sollte dann zwei Jahrhunderte später ägyptisches Getreide im Innern Italiens, in den Gebirgsstädten der Apenninen oder im zisalpinischen Gallien verkauft werden können? Bei so weitem Transport wäre das Getreide so teuer geworden, daß es mit dem einheimischen schlechterdings nicht hätte konkurrieren können. Die Transportkosten und die Handelsinteressen schützten damals den Getreidebau besser, als es heute die Schutzzölle vermögen; sie schützten ihn so gut, daß man in Rom wie in Athen von Staats wegen für die Einfuhr sorgen mußte.“ Zu der Furcht vor den periodischen Hungersnöten gesellte sich das ständige Bedürfnis der Großstadt Rom, deren Bevölkerung bei dem beschriebnen Zustande des freien Handels und des heimischen Ackerbaus von diesen beiden schlechterdings nicht ernährt werden konnte. (Außer Rom gab es keine Großstadt in Italien und konnte es keine geben; die Angaben über große Einwohnerzahlen einiger Städte des Altertums, die nicht zu den allbekannten wenigen Weltstädten gehörten, müssen, bemerkt Ferrero, als übertrieben angesehen werden.) Diese Sorge für die Verproviantierung Roms hatte zur Folge, daß die Regierung solche Länder, die dafür in Betracht kamen, durch die Diplomatie an sich fesseln oder, was noch einfacher war, erobern mußte; so besonders Ägypten; von dort besorgte dann der Staat die Einfuhr. Und die Eroberungen wiederum konnten nur etappenweise von einer

natürlichen Kornkammer zur andern fortschreiten, da die Heere mit den Erzeugnissen des Landes, in dem sie gerade standen, ernährt werden mußten, Verproviantierung von der Heimat aus unmöglich war.

Da man unmöglich zugeben kann, schließt der Verfasser seine Beweisführung, „der italische Ackerbau sei vom Jahre 150 v. Chr. an durch die Konkurrenz des ausländischen Getreides zugrunde gerichtet worden, so nehme ich an, daß die Verteuerung des Lebensunterhalts die Ursache dieser Krisis gewesen ist“. Nach dem oben gesagten ist nicht etwa die Landwirtschaft zugrunde gegangen, sondern es hat eben nur der alte Zustand aufgehört, wo der Landmann außer dem Getreide für seinen und seiner Familie Bedarf noch einen kleinen Überschuß für die Versorgung des nächsten Städtchens erlangte, und wo das daraus gelöste Geld für die Befriedigung seiner bescheidnen Bedürfnisse genügte. Indem die Ausbreitung feinerer Kulturen, die einen höhern Gewinn abwarfen, den Körnerbau einschränkte, kann man Ferrero zugeben, daß diese Umwälzung eine große Ähnlichkeit mit dem habe, was wir heute erleben. Dagegen erscheint es verfehlt, wenn er gerade Italien und Rußland als Beweise anführt; nur England gibt das klassische Beispiel für diesen Umwandlungsprozeß ab, und Deutschland kann deswegen an zweiter Stelle genannt werden, weil der Körnerbau durch die Industrialisierung und die verfeinerte Lebenshaltung zwar bis jetzt noch nicht wesentlich eingeschränkt worden ist, ihn aber die beiden genannten Ursachen zusammen mit der ausländischen Konkurrenz, oder was dasselbe ist, der Vervollkommnung der Transporttechnik, unrentabler und unzulänglicher gemacht haben. Ferrero schreibt: „So stammt beispielsweise die wirtschaftliche Krisis, unter der Italien in den letzten zwanzig Jahren gelitten hat, von der Steigerung der Ausgaben, als Folge der Einführung der anglo-französischen industriellen Zivilisation in die landwirtschaftliche Gesellschaft.“ Dieser Satz hat nur dann einen Sinn, wenn mit der landwirtschaftlichen Gesellschaft die italienischen Grundherren gemeint sind, die bekanntlich als Politiker und Pflastertreter in der Stadt leben und infolge gesteigerter Bedürfnisse aus ihren Pächtern einen höhern Pachtzins herauszuschlagen suchen; denn daß diese armen Pächter selbst durch die Steigerung ihrer eignen Luxusbedürfnisse zu einer Änderung der Anbauweise gezwungen worden wären, davon kann um so weniger die Rede sein, da sie sich ja schon vor der Krisis hauptsächlich auf Wein, Öl und Südfrüchte verlegt haben. Die schlimmste Steigerung der Ausgaben bestand übrigens nicht in der vom Mehrbedarf an Luxusartikeln herrührenden, sondern in der von der Politik erzwungnen, der Ausgaben für Militär und Marine. „Ist nicht in Rußland das gleiche nach 1863 eingetreten?“ Auch hier ist nicht die Zunahme an Komfort und Luxus schuld — im Gegenteil verursacht deren Fehlen zum Teil die Not —, sondern die auswärtige Politik in der hier oft dargelegten Weise. Auch hat gar keine Umwälzung der Landwirtschaft, keine Einschränkung des dem Körnerbau gewidmeten Areals stattgefunden; vielmehr rührt das Elend

des zum größten Teil aus Bauern bestehenden russischen Volkes gerade daher, daß diese heilsame Umwälzung aus bekannten Ursachen nicht in Fluß kommen kann. An einer andern Stelle schreibt Ferrero: „Aber wenn die moderne Zivilisation von ähnlichen Widersprüchen gequält und zerrissen wird, so lief das antike Italien Gefahr, daran zugrunde zu gehen.“ Der darauf folgende Versuch, den Unterschied zu erklären, ist im ganzen gelungen, doch tritt der Hauptunterschied nicht klar genug hervor. Er besteht darin, daß das antike Kapital in viel zu großem Umfange auf Wucher, mit einem viel zu kleinen Teil auf Produktion verwandt wurde, und daß die antike Anschauung, Lebensweise und Gesellschaftsordnung den Weg zur Vervollkommnung der Technik, also zur Steigerung der Produktivität der Arbeit versperrten.

Mommsens berühmte Charakteristiken der großen Männer Roms im zweiten und ersten Jahrhundert v. Chr. haben ihrerzeit gewaltiges Aufsehen erregt, aber wohl niemals die allgemeine und ungeteilte Zustimmung der übrigen Historiker gefunden; diese sind bei dem Urteil geblieben, das eine unbefangne Lektüre der Quellen schon vor Mommsen ziemlich festgestellt hatte, und auch Ferrero schließt sich dieser communis opinio an. Aber wenn seine Darstellung in dieser Beziehung wenig absolut neues bringt, so ist sie doch so schön, daß einzelne seiner Charakterbilder in die deutschen Lesebücher unsrer Mittelschulen aufgenommen zu werden verdienten. Wer Cicero als Menschen bei der Lektüre seiner Briefe liebgewonnen hat, freut sich der pietätvollen Sorgfalt, mit der dieser bedeutende Mann, den Mommsen so grausam abgeschlachtet hatte, hier behandelt wird, wie seine Verdienste anerkannt, seine Entwicklungsphasen verfolgt, die Stadien seiner literarischen Produktion mit den politischen Ereignissen in Zusammenhang gebracht werden. Sulla, den Mommsen so hoch gestellt hat, erscheint als ein kalter, grausamer Despot, und seine Reform als ein Werk von geringem Wert und kurzer Dauer. Sehr hoch wird Lucullus gewertet, seine Leistung an sich und in ihren Wirkungen der Napoleons verglichen; Cäsar und Pompejus, seine Schüler, hätten geerntet, was er gesät. Cäsars alles überragende Größe wird im ganzen natürlich nach Gebühr gewürdigt, sein Charakter, seine Leistungen und Erfolge — und die sehr oft übersehenen Mißerfolge aber werden vielfach anders dargestellt, als es gewöhnlich geschieht. Mommsen hatte geschrieben: „Er war zwar ein großer Redner, Schriftsteller und Feldherr, aber jedes davon ist er nur geworden, weil er ein vollendeter Staatsmann war.“ Unser Italiener dagegen: „Er war kein Staatsmann, weil dies in einer Demokratie unmöglich war, wo usw.“ Über die Art und Weise, wie sich Cäsar — wider Willen — in den langwierigen gallischen Krieg verwickelt habe, wird eine ganz neue Hypothese aufgestellt, dieser Krieg selbst aber und die ihm als Wirkung folgende Romanisierung Galliens als der Anfang der „europäischen Zivilisation“ (soll heißen: der Zivilisierung der damaligen europäischen Barbaren) gepriesen; man dürfe sagen, „daß sich in den leidvollen Tagen der Belagerung Alesias das Geschick der

europäischen Zivilisation entschieden hat", wo wir wiederum lieber sagen würden: das Schicksal Europas. — Das Rätsel des Untergangs der antiken Welt ist ja schon von Otto Seeck einigermaßen aufgehellt worden, von Ferreros nächsten Bänden dürfen wir weitere Aufhellungen erwarten.

Carl Jentsch

Die neue Baugesinnung

1

Mit Absicht sage ich so und nicht: die neue Baukunst; denn die ist noch nicht recht da. Aber sie will kommen, sie hat Vorläufer mit guter Botschaft und glaubwürdigen Zeugnissen gesandt, sie hat Propheten und Wahrsager erweckt, und im Volke der Laien regt sich langsam aber unverkennbar erstarkend eine Zuversicht zum neuen Leben in der Baukunst, eine neue Baugesinnung.

Es könnte einem Angst werden um die Lebenskraft dieser Gesinnung, wenn man ihren stark theoretischen, bewußt geweckten Ursprung bedenkt. Aber es waren wohl auch in frühern Zeiten des Stilübergangs immer erst Einzelne, die vom Hauche des neuen Geistes berührt und fähig wurden zur Forderung oder gleich zur Schöpfung neuer Formen für diesen Geist. Die Bewußtheit unsers heutigen Lebens, das auf Selbstanalyse bedacht ist wie keines vor ihm, hat auch die bewußte Theorie vor die Praxis der neuen Formensprache gesetzt, der unsre Architektur zustrebt. Wir wollen die Frage offen lassen, ob die gesteigerte Öffentlichkeit in solchen Kultur- und Kunstwandlungen mehr geschadet oder genutzt hat. Denkt man an den großartigsten Versuch, eine neue Baugesinnung in der breitesten Öffentlichkeit zu wecken, an die Dresdner Kunstgewerbeausstellung des Jahres 1906 zurück, so ist man geneigt, den Nutzen der konzentrierten Öffentlichkeit, der eine solche Ausstellung ausgesetzt ist, höher anzuschlagen als den Schaden, den sie allenfalls durch Festlegung der Phantasie stiften kann. Nun ist gar noch ein Sammelwerk über die Ausstellung erschienen (München, Bruckmann, 15 Mark gebunden), das die dort empfangnen Eindrücke zu vertiefen und praktisch nutzbar zu machen bestimmt ist. Nach den einleitenden Aufsätzen von Schumacher, Gurlitt, Muthesius, Naumann u. a. folgen an 460 Abbildungen, die eine Auswahl der besten Räume und Einzelstücke zeigen. Die Formen werden klar, aber die Farben? Wie schwer sind sie aus den einfarbigen Rasterdrucken ohne die geringsten Angaben zu rekonstruieren? Ich glaube doch, daß solche Sammelwerke den Sprung ins Farbige werden wagen müssen, wenn sie wirklich nutzen wollen. Wie oft ist nur die Farbe das einigende Element, das die Formen erst verständlich macht. Ein besondrer Vorwurf ist dem vorzüglich ausgestatteten Werke auf Grund dieses Mangels nicht zu machen,

solange es ihn mit fast all unsern illustrierten Zeitschriften, soweit sie Kunstgewerbliches zeigen, teilt.

Kürzlich las ich in einem Berliner Blatte eine Anzeige ungefähr folgenden Inhalts: ein Junggeselle bot seine Wohnungseinrichtung, bestehend aus drei Zimmern, zum Kaufe an. Einer der ersten modernen Künstler hatte sie ihm vor kurzem beschafft, aber nun war der Besitzer, ein Beamter, versetzt worden, und da die Einrichtung für die bisherigen Mieträume zugeschnitten war, wollte er die Harmonie nicht ohne Not zerstören.

Die Annonce scheint mir bezeichnend für eine ganz bestimmte Stellung des Publikums oder doch eines gewissen Bruchteils vom Publikum zum neuen Kunstgewerbe, zur modernen Wohnungsfrage überhaupt.

Auf der einen Seite haben wir die Produzenten, die künstlerischen Vertreter des neuen Stils, oder besser der neuen, nicht mehr „stilvollen", sondern möglichst zweckentsprechenden Gebrauchskunst. Auf der andern Seite hat sich ein ziemlich ansehnliches Häuflein von Leuten zusammengefunden, die das platonische Freundschaftsverhältnis zu den hübschen Räumen und Dingen auf den Ausstellungen satt haben und sich rechtschaffen auf die neue Art einrichten wollen. Sie wollen womöglich nicht nur einzelne Möbel, sie wollen ganze Räume ohne störendes Zubehör. Oho, sagt da eine sehr kräftige Stimme — und wir? Und in stattlicher Reihe marschieren die Hausbesitzer auf und stellen sich zwischen Produzenten und Konsumenten. Unsre Mietpaläste haben die schönsten Räume von der Welt, sagen sie. Was soll nur das ewige Gerede von der „Raumkunst"? Wir können euch die eine Etage oder gar nur die halbe, die ihr uns aus den Zinshäusern abnehmen wollt, doch nicht eigens in lauter Raumkunst verwandeln? Wände, Türen und Fenster stehn da, wie sie stehn. Zu verrücken und umzugestalten ist hier nichts, höchstens tapezieren lassen können wir. Da seufzt denn das Publikum, kauft sich die einzelnen Möbelstücke je nach Geschmack zusammen und „gestaltet" mit ihnen, so gut es eben gehn will, das städtische Nomadenheim. Wer weiß denn auch, wie lange man darin wird hausen können! Vereinzelte aber holen sich trotz alledem einen Raumkünstler heran, damit er ihnen eine Einheit in der Wohnung schaffe. Das sind dann jene, die, gleich dem oben zitierten Herrn, große Mühe aufwenden müssen, wenn sie aus irgendeinem zwingenden Grunde ihre Wohnung wieder loswerden wollen.

Dieser Grund, der für einen großen Teil unsrer Mitbürger besteht, für die meisten höhern Beamten und Offiziere zum Beispiel, aber auch für zahlreiche Angehörige der kaufmännischen, gewerblichen und Arbeiterkreise, dieser Grund ist es auch, der die Bauentwicklung des Eigenhauses für die einzelne Familie so sehr zurückhält. Die wirtschaftlichen Voraussetzungen der Seßhaftigkeit sind nur für einen Teil der Bevölkerung gegeben. Sehen wir vom flachen Lande ab, beschränken wir uns auf die Städte, und im besondern auf die größern Städte als die natürlichen Ansatzpunkte für die neue Baugesinnung, so schätzen

wir noch niedrig, wenn wir das Verhältnis der Grundstücksbesitzer zu den Mietern wie eins zu fünf annehmen. In manchen Vierteln dürfte das Verhältnis eins zu zehn nichts seltnes sein.

Es ist aber wohl kein Zweifel, daß bei der subjektivistischen Richtung des gesamten modernen Lebens die Sehnsucht nach Freiheit in den eignen vier Wänden von Jahrzehnt zu Jahrzehnt zunehmen wird. Wir Stadtmenschen sind ja eigentlich noch gar keine richtigen Städter, wir sind einstweilen ganz überwiegend Landflüchtige, vom reichen Tisch des freien Landes als überzählig Verstoßne, und das uralte Bauernblut des Germanen wird sich auch nicht gar so schnell an das steinerne Meer der Stadt gewöhnen, es wird immer wieder hinaus verlangen ins freie Feld und in den rauschenden Wald. Und so wird die modernste Form der Hörigkeit: die Wohnhörigkeit, ebenso überwunden werden wie die frühern unfreien Lebensverhältnisse der Ahnen auch. Erscheint die Mietkaserne wirklich schon als der Weisheit letzter Schluß? Wenn auch nicht überall das Eigenhaus an ihre Stelle treten kann — das Einzelwohnhaus ist kein unerreichbares Ideal, und ein besseres, scheint mir, als die kollektivistisch bewirtschaftete Zinskaserne mit ihren Zentralen fürs Stiefelputzen, Kaffeekochen und Kindererziehen.

Einstweilen freilich ist der rein kapitalistisch arbeitende Grundbesitz, namentlich um unsre aufblühenden Großstädte herum, in schier unbezwinglicher Position. Alles, was irgendwie als Bauland in Betracht kommt und Nutzen verspricht, hat die Spekulation entweder unmittelbar in Beschlag genommen oder mittelbar übermäßig im Wert gesteigert. Berlin kann sein besondres Lied davon singen. Der Spekulationswert kann aber nur zum allerkleinsten Teile durch den Ertrag von Einzelwohnhäusern gedeckt werden, zumeist muß die Mietkaserne das Terrain erschließen und die erstrebte Dividende abwerfen. Wenn (der leider früh verstorbne) Paul Voigt das Anwachsen des Bodenwerts innerhalb der deutschen Großstädte für die Jahre 1870 bis 1898 auf siebeneinhalb Milliarden Mark Zuwachswerte berechnet, so schätzen wir heute mit zehn Milliarden kaum zu hoch, und die Wertsteigerung des Bodens rund um die Stadtgrenzen dürfte jenem Betrage allermindestens gleichkommen. Somit scheinen die Aussichten für die allgemeine Umgestaltung unsers Wohnungswesens auf Grund des Einzelwohnhauses noch recht trübe. Und mit einiger Sehnsucht schauen wir nach England hinüber, wo zwar neuerdings in einzelnen Städten das kontinentale Etagenmiethaus an Boden gewinnt, die überwältigende Mehrheit der Bevölkerung aber nach wie vor am überlieferten Einzelwohnhause festhält. Allein die Hoffnung auf den Ausbau des städtischen Vorortverkehrs läßt uns an die Verwirklichung des Ideals glauben, daß nach und nach auch der nomadisierende so gut wie der ansässige Städter sein Haus für sich werde genießen können.

Zu diesen Gedanken regt ein Werk über „Das Einzelwohnhaus der Neuzeit“ an, das E. Haenel und H. Tscharmann kürzlich herausgegeben haben (Leipzig,

J. J. Weber, 7 Mark 50 Pf. gebunden). Haenel leitet den Band kunsthistorisch und ästhetisch, Tscharmann durch praktische Ratschläge ein. Dann genießen wir an 218 Abbildungen und sechs farbigen Tafeln eine Reihe meist recht vortrefflicher baulicher Beispiele in Umrissen und Grundrissen der einzelnen Geschosse mit genauen Angaben des verwandten Materials, der Raumgestaltung und der Baukosten. Diese bewegen sich innerhalb der Grenzen von etwa 12000 bis 135000 Mark, meist ohne den Bodenwert. Abgesehn von ein paar englischen Vorbildern handelt es sich um lauter ausgeführte Bauten auf deutschem Boden. Wir staunen, erstens: wieviel tüchtige Werke uns die paar letzten Jahre beschert haben; zum andern: wie wohlfeil unsre besten Meister bauen können. Schon um diese noch selten bekannte Tatsache weit zu verbreiten, muß man dem Werke den besten Erfolg wünschen. Aber auch sonst verdient es eine unumwundne Empfehlung. Wir werden mit Hilfe eines solchen Buches voll baulicher Tatsachen der Wohnungsfrage viel entschiedner begegnen lernen. Vielleicht werden wir dadurch erst für eine Beschäftigung mit dieser ernstesten unsrer sozialen Fragen gewonnen, wenn wir die Möglichkeit, uns ein Einzelhaus zu bauen oder zu mieten, nicht mehr fern in den Wolken, sondern standfest auf der Erde sehn.

Ebensowenig wie sich Haenel und Tscharmann an die Fachleute wenden, tut das Viktor Zobel in seinen praktischen Ratschlägen zur „Bürgerlichen Hausbaukunst“ (München, Callwey, 1 Mark 20 Pf.). Er bespricht gleichsam mit dem Leser das, was dem Planen eines Hauses vorausgehn muß, er spricht wie ein guter und sachkundiger Freund das Haus in allen seinen Teilen und Zusammenhängen durch: wozu Türen und Fenster dienen, wie Treppen und Vorplätze, Speicherräume und Keller anzulegen sind, nach welchen Grundsätzen man den Hausrat wählen und nicht wählen soll — alles sehr vernünftig nnd ästhetisch zuverlässig, kurz und bündig dabei und ohne bevormundende Schulmeisterei. „Vademekum“ nannte man solche Taschenbücher früher. In derselben sachlichen Tonart referiert Zobel über „Gärten und Gartengestaltung“ (ebenda, 1 Mark 20 Pf.), und weil, wer sich ein Haus baut, auch einen Garten als grünes Kleid um ihn herumlegen wird, so kommt allerdings auch auf den Zuschnitt dieses Gewandes viel an. Wir haben an Gartenkultur außerordentlich viel verlernt — wers nicht glaubt, der vergleiche Schultze-Naumburgs drastische Beispiele und Gegenbeispiele (Kulturarbeiten, Bd. 2) und halte danach Umschau in der nächsten Nachbarschaft. Das Empfinden für den Garten als Ausdruck, als eine Erweiterung des Hauses in die Natur hinaus wird bei den wenigsten neuen Anlagen bestimmend hervortreten. Die neue Baugesinnung aber will von den Brezelwegen, den künstlichen Ruinen, Grotten und romantischen Brücken, von der ganzen „malerischen“ Behandlung unsrer Landschaftsgärtnerei auf einem Raume, der oft nur für ein paar Rosenbeete ausreicht, nicht viel wissen, sie verlangt wieder einen architektonischen Rhythmus und klare Verhältnisse auch hier, und darum setzt sie den Architekten in sein altes künstlerisches Herrenrecht

auch über den Garten ein. Er wird freilich nur im Einvernehmen mit einem tüchtigen Gärtner etwas Ganzes zustande bringen. Gute, schlichte Regeln und Beispiele für ein solches friedliches Zusammenarbeiten gibt der Kölner Gartendirektor Fritz Encke in seinem neuen Werke „Der Hausgarten" (Jena, Diederichs), während Willy Lange und Otto Stahn die „Gartengestaltung der Neuzeit" sehr einläßlich mit zahlreichen, zum Teil farbigen Abbildungen und genauen Pflanzentabellen vom gärtnerischen Standpunkt aus behandeln (Leipzig, J. J. Weber). Für den Laien ist die Fülle der Möglichkeiten, die die Verfasser des stattlichen Bandes auf 400 Seiten (mit 277 Abildungen) ausbreiten, etwas verwirrend. Auch neigt Lange entschieden mehr zu den überwundnen Geschmacksformen der Landschaftsgärtnerei, zur malerischen Selbstherrlichkeit der Vegetation, als sich mit unsern heutigen Bedürfnissen nach strengerer Stilisierung vereinbaren läßt.

Der sogenannte „Naturgarten", dem Lange den größten Raum vor andern Gestaltungen widmet, ist doch eigentlich ein Widerspruch in sich: wenn die freie Natur zum Garten gebändigt wird, so ist sie eben nicht mehr „freie" Natur, ist sie künstlerisches Ausdrucksmittel für den Menschen. Lange ist hier ästhetisch recht unsicher, was um so peinlicher hervortritt, als er fortwährend „Gesetze" aus seinen Grundsätzen abstrahiert. Über Grundsätze läßt sich streiten, Gesetze müssen feststehn, sonst sind sie lächerlich. „Bei Felsgestaltungen im Garten werden wir uns mit der Erreichung von Naturwahrheit im Garten begnügen müssen." Was heißt das, wo von Gestaltung die Rede ist?

„Das Alte hat für uns sinnige Bedeutung, und wo es nicht vorhanden ist, kann es bisweilen, z. B. mittels alter Stämme, Mauerreste, mit künstlerischem Takt geschaffen werden, ohne daß man in hohle Kulissenreißerei verfällt." Ich fürchte doch, daß man drein verfallen wird, wenn man etwa durch alte Birkenstümpfe, „Reste hier scheinbar gefällter Bäume, die Einheitlichkeit zwischen Gartennatur und Menschenwerk für das künstlerische Gefühl herstellen" will. Ratschläge wie der, daß die Kleinbauten des Gartens in demselben künstlerischen „Stil" gehalten seien wie das Haus, sind ebenso veraltet wie die Warnung vor kräftigem Farbenstrich, die dann ein Stück weiter unten wieder aufgehoben wird. Also Vorsicht überall da, wo Lange den Garten sozusagen als Gesamtkunstwerk behandelt. Wo er als Gärtner, als Botaniker, als Fachmann im engern Sinne spricht, da ist das mitgeteilte Material lehrreich, die Erfahrungen sind wertvoll, und das Gefühl für das Sonderleben der Pflanzen ist so lebendig, daß man in jedem Falle von dem Buche Nutzen ziehn wird. Es ist sehr bedauerlich, daß diese reichen gärtnerischen Möglichkeiten auf den Fachausstellungen nicht mehr hervortreten: die Dresdner Internationale Gartenbau-Ausstellung des vorigen Jahres zeigte noch so gut wie gar keinen Fortschritt über die übliche Renommisterei mit kostbaren Treibhausgewächsen hinaus. Rhododendren, Azaleen oder Orchideen, mögen sie noch so massenhaft aufgestellt werden, helfen noch nicht

einmal die Blumenzucht anregen, geschweige denn den Garten künstlerisch gestalten. Die mit großem Aufwand angekündigte und mit allerhand internationalen Gartenideen gewürzte Ausstellung schien sich recht absichtlich außerhalb der neuen Strömungen gestellt zu haben, die unser Kunstleben, und nicht zuletzt von Dresden aus, so segensreich befruchten.

Die Stadt, in der ich wohne

Von Charlotte Niese

ie Stadt, in der ich wahne, wird van vielen Menschen für langweilig und häßlich gehalten. Besonders finden sich die Menschen, die van anderswo her, van Berlin, van Frankfurt, aus Hannover kammen, ast beklagenswert, hier eine Zeit lang ihr Leben vertrauern zu müssen, und sie jammern über alles, was ihnen hier wunderlich erscheint. Ich gebe zu, daß hier manches anders ist als in Berlin, in Frankfurt, und wie die andern Großstädte heißen mögen, aber wenn ich durch die alten Straßen Altonas wandre, dann freue ich mich, hierher gezagen zu sein. Die Stadt gefällt mir gut, und im ganzen und großen möchte ich sie nicht anders haben.

Lang streckt sie sich an der Elbe dahin, steigt am Hafen terrassenförmig auf und zeigt in dieser Gegend ein Gewirr van krausen alten Gassen. Das ist das alte Altona, das hier nach existiert, und dem es gleichgiltig ist, ob sich hier und da ein häßlicher Neubau zwischen die alten Giebel geklemmt hat; denn in dieser Gegend werden die Häuser unbeschreiblich klein und die Straßen schief bleiben. Hier ist es, wo vor jedem Hause eine mehr oder weniger große Katze sitzt, wo es ganz kleine Läden gibt, die abends nur durch eine Petroleumlampe erhellt werden, wa die Menschen an Sammerabenden auf ihrem Beischlag sitzen und nicht an das zwanzigste Jahrhundert mit seinen neuen Errungenschaften zu denken scheinen, wo es nach Teer, nach Seetang und nach Fischen riecht, wo sich die Kinder noch Lakritzenwasser machen und es als echten Malaga anbieten.

In dieses alte Altona kammen die Fremden nicht und auch kaum die Einheimischen. Die meisten wenden sich der Elbchaussee zu, auf der es an schönen Tagen von Menschen und von Automabilen wimmelt, wa es bunte Kleider und neue Hüte zu bewundern gibt, aber wo es nichts gibt, warüber man nachdenken könnte. Höchstens darüber, daß sa viele Menschen trotz der schlechten Zeiten nichts zu tun haben.

Da gehe ich lieber an den alten Fachwerkhäusern vorüber und denke an Steenbock. Steenbock war ein Schwedengeneral, der gegen Dänemark wütete, eines Wintertages Altona besetzte und es an allen vier Ecken anzünden ließ zur Strafe dafür, daß die Dänen die Stadt Stade eingeäschert hatten. Dieses geschah im Anfang des achtzehnten Jahrhunderts. Bis dahin hatte Altona alte hübsche Patrizierhäuser wie andre Hafenstädte, hatte hohe Giebel, wie sie in Hamburg noch zum Teil heute bewundert werden, und in den Häusern gab es gediegnen, kostbaren Hausrat. Aber Steenbock ließ in diese schönen Häuser Teer und Pech und Strah tragen und dann die ganze Geschichte anstecken. Man kann sich denken, daß die Altonaer alles taten, dieses entsetzliche Unheil van ihrer Stadt abzuwenden, aber alle Bitten des Bürgermeisters und des Rates waren umsanst. Der Schwede, der vor der Stadt sein

Lager aufgeschlagen hatte, wollte die Stadt nun einmal brennen sehen. Es nützte auch nichts, daß ein Altonaer Pastor zu ihm ging und ihn fußfällig bat, sein entsetzliches Vorhaben aufzugeben. Der General lachte über den Geistlichen, über seine große Perücke, die sich bei dem Fußfall verschoben hatte, und erklärte, nur für so und soviel tausend Dukaten wolle er sich den Fall überlegen. Die Altonaer waren aber so ausgeplündert, daß sie diese Forderung nicht befriedigen konnten. Der Pastor stand also auf und ging zurück in die Stadt, von der schon brennende Dächer die Arbeit der Soldaten zeigten.

Leb wohl! rief ihm der General nach. Da kehrte sich der Pastor um, hob die Hand und sprach den kirchlichen Segen, den der Geistliche am Sarge eines Toten spricht. Dann ging er heim. Die Stadt brannte zum großen Teil ab; frierend standen die Einwohner auf den Straßen umher oder retteten sich in die Umgegend. Einige Leute suchten zu stehlen, was sie kriegen konnten, andre verkrochen sich in irgendeine Ecke und ließen alles über sich ergehn. Als es Nacht wurde, befahl Steenbock, daß es nun mit dem Brennen genug sein sollte, und wer wollte, durfte sich die Feuerstätte betrachten, die ehemals sein behagliches Haus gewesen war. Allmählich krochen die Bewohner auch wieder aus ihren Verstecken hervor, und die Hamburger, in deren Mauern die Pest wütete, und andre Nachbarn schickten Hilfe. Doch dazumal ging alles mit Langsamkeit. Die dänische Regierung gab der armen Stadt wohl allerhand Gerechtsame, damit die Häuser bald wieder aufgebaut werden könnten; aber etliche Jahre vergingen doch, ehe sie sich darüber klar war, welcher Art diese Gerechtsame sein sollten, und manche arme Familie ist verdorben und gestorben, ehe sie wieder ein Dach über dem Kopfe hatte. Andre klebten sich rasch irgendein Fachwerkhäuschen zusammen. Mit kleinen, schiefen Fenstern, mit steilen Leitern, die Treppen vorstellen sollten, mit Dächern, die vom Sturm gleich krumm gebogen wurden. Aber es waren Häuser, es war ein Unterschlupf, und von diesen Häusern ist noch heute eine ganze Menge zu finden.

Auf diese Art ist Altona dazu gekommen, daß seine alten Straßen den Eindruck der Dürftigkeit machen. Auch die Bevölkerung hat damals schwer gelitten. Sorgen und Kummer, Not und Elend haben in sie ihre Zeichen gegraben, und es hat vieler Jahre bedurft, in diese schiefen Gassen wieder den alten fröhlichen Gleichmut zu bringen, der eine Holsteneigenschaft ist.

Steenbock soll noch manchmal um Mitternacht durch diese alten Straßen fahren. Bergauf, bergab, wie es gerade kommt, in einem Wagen, aus dem gelegentlich Flammen schlagen, und mit einem Kutscher, der keinen Kopf hat. Ich habe ihn noch nicht gesehen, was wohl daher kommt, weil ich noch nie um Mitternacht durch die Kleine oder die Große Papagoyen- oder durch die Dreierstraße gegangen bin. Aber ich weiß von dem Schweden, daß er sehr bald nach dem Brande Altonas starb. Vielleicht hat ihm der Sterbesegen des Pastors etwas im Magen gelegen. Vielleicht ist ihm die allgemeine Empörung über seine Tat auch nicht angenehm gewesen.

Übrigens haben damals die Leute die Stadt Altona gar nicht häßlich gefunden. Andre Städte waren wahrscheinlich auch nicht hübscher und hatten auch ähnliches durchgemacht. Die dänischen Könige hielten eigentlich viel von der Stadt und gewährten ihr manche Freiheiten. Sie besuchten sie mit Vorliebe, ließen sich Festmahle von ihr geben, als Altona noch gar nicht recht auf Feste gestimmt war, und zeigten sich zur Belohnung auf dem Balkon des Rathauses, um dem jubelnden Volk einige Hände voll recht dünnen Silbergeldes auf die Köpfe zu werfen. Sie gründeten das Gymnasium, ein Waisenhaus, sogar eine Anatomie, die aber leider, trotz des Überflusses an Gehängten, nicht recht florieren wollte. Sie fuhren auch nach Hamburg, ließen sich vom Rat bewirten, was in Hamburg immer sehr gut besorgt wird, und

liehen von den reichen Handelsherren Hunderttausende, die sie aber immer wieder erstattet haben.

Und weil sie so oft kamen, auch immer gnädig und wohl aufgelegt waren, so zog sich manche Familie des schleswig-holsteinischen Adels nach Altona, kaufte oder baute sich Häuser, die dann meist nicht in den schiefen Gassen, sondern an der Palmaille oder draußen an der Elbe lagen, und wem es nicht vor dem Landleben graute, der siedelte sich im Nachbardorfe Ottensen an, jenseits der kleinen Kirche, die von einem dänischen König erbaut worden ist und deshalb noch heute Christianskirche heißt.

Nun kamen bessere Zeiten für Altona. Handel und Schiffahrt begannen sich zu entwickeln, an der Hafenbrücke legten stattliche Schiffe an, mit Holland, Frankreich und England wurde gehandelt, und in der Elbstraße am Hafen erhoben sich nicht nur schöne Wohnhäuser, auch ein Speicher stieg neben dem andern empor. Es kam die Zeit, wo es notwendig wurde, einen Altonaischen Merkur erscheinen zu lassen, der die städtischen Neuigkeiten berichten mußte und außerdem auch noch das, was in der Welt passierte. Von Cagliostro, dem großen Zauberer, erzählte das Blatt allerdings nichts, und doch war dieser große Mann eine Zeit lang in Altona, und manche Leute sind ihm hierher nachgereist. So zum Beispiel der Landgraf von Hessen, der eigentlich in der Stadt Schleswig wohnen sollte, wo er Statthalter war, der aber immer von neuem zum Zauberer nach Altona reiste.

Cagliostro hatte bekanntlich ein Elixier erfunden, das ewig jung und womöglich unsterblich machen sollte. Wie es mit ihm selbst gewesen ist, kann ich nicht genau sagen; dazumal ist aber auf dem Friedhofe der kleinen Kirche zum Heiligen Geist eine große Menge von vornehmen Leuten begraben worden, die vielleicht von ihm das Elixier erstanden hatte. Ja, diese Kapelle zum Heiligen Geist! Ich gehe manchmal über ihren Kirchhof, auf dem seit langem keine Toten begraben werden dürfen. Er liegt jetzt auch mitten in der Stadt, und die elektrische Bahn fährt hart an ihm vorüber. Wo einstmals die Gräber waren, sind jetzt Ruhebänke angebracht, die Kinder spielen auf dem Rasen, und die Alten sitzen auf den Bänken und ruhen sich aus vom Leben. Große Bäume geben im Sommer Schatten, und hier und dort redet noch ein Grabstein von den Zeiten, wo die vornehmsten Einwohner hier bestattet wurden, als noch ein Stift für die Alten und Armen seine bescheidnen Gebäude hart bis an den Kirchhof schob, als das Waisenhaus und andre Bauten gerade diesen Gottesacker zu einem so abgeschiednen Plätzchen machten, wie er jetzt frei vor aller Augen daliegt. Die Kapelle an seinem Ende ist derselbe schmucklose Backsteinbau geblieben, nur daß sich die jungen Kandidaten nicht mehr darin im Predigen üben, wie damals, wo den Insassen des Reventlowstiftes hier das Wort Gottes gebracht wurde, und jedes arme Weiblein seinen Kirchenschlaf halten durfte. Stimmungsvoll und malerisch ist das Ganze dennoch geblieben, und der große Bismarck, den die Neuzeit mitten auf den Kirchhof, unter die alten Bäume gesetzt hat, sieht mit einem leichten Lächeln auf die angrenzende Königstraße und auf ihre allmählich modern werdenden Häuser.

Auf diesem alten Kirchhof soll Cagliostro einigen Mitternachtszauber veranstaltet haben. Was es gewesen ist, kann niemand mehr sagen, aber der Landgraf von Hessen hat viele Jahre seines Lebens fest an den Schwindler geglaubt, der natürlich auch Gold zu machen vorgab. Von diesem edeln Metall hätte Altona immerhin damals wie jetzt etwas brauchen können; die Stadt hat aber nichts davon abbekommen. Und sie hatte doch große Ausgaben. Als sich Friedrich der Fünfte seine zweite Gemahlin, Marie Juliane von Braunschweig-Wolfenbüttel, per Prokuration antrauen ließ, kam sie über Altona und wurde hier, an der Grenze des dänischen Reiches, von den höchsten Behörden empfangen. Es wurden einige Feste gegeben,

die Königin warf die schon erwähnten dünnen Silberstücke unter das jauchzende Volk und erlebte auch sonst einige Vergnügungen. Es war in diesen Divertissements gerade nicht viel Abwechslung. Auf dem Hamburger Berg, der jetzt St. Pauli heißt, waren einige Dromedare und Affen zu sehen, oder auf dem Altonaer Münzmarkt produzierte sich ein Zwerg oder ein Luftballon. Doch in Braunschweig-Wolfenbüttel war man vielleicht nicht sehr verwöhnt, und die Königin Juliane Marie soll sich gut belustigt haben. Sie war eine blonde, etwas hagere Fürstin, und niemand sprach viel von ihr. Bald erschien noch ein andres Fürstenkind, das als Königin von Dänemark von Altona begrüßt wurde. Ihr Name war Karoline Mathilde, Prinzessin von Großbritannien und Hannover, und sie war die Gemahlin des blutjungen Christian des Siebenten, der seinem Vater Friedrich folgte. Er zählte siebzehn, Karoline fünfzehn Jahre. Diese junge Königin hat als Neuvermählte wohl acht Tage oder noch länger in Altona gewohnt, hat sich belustigen lassen, wie es sich für sie geziemte, und ihre Anwesenheit hat großen Eindruck gemacht. Eine englische Schaluppe brachte sie an die Landungsbrücke in Altona, ein großer Hofstaat nahm sie in Empfang, Kinder sangen, Glocken läuteten, und der oberste Geistliche von Holstein, Adam Struensee, pries das dänische Reich glücklich, daß ein solcher Edelstein der Krone einverleibt würde.

Die kleine Königin war auch sehr reizend. Nicht gerade hübsch, aber mit herrlichem Blondhaar und mit leuchtenden blauen Augen, die jedermann freundlich anblickten, auch den gestrengen Generalsuperintendenten, der nicht umhin konnte, sie in aller Ehrfurcht wieder anzulächeln. Auf die Ankunft Karoline Mathildens sind in Altona nicht nur verschiedne Carmina, sondern es ist auch eine Münze geprägt worden. In dem großen Gebäude auf dem Münzmarkt, wo allerhand dänisches Geld geprägt wurde, und wozu einige reiche Hamburger Handelsherren das Gold und das Silber liefern mußten, ist auch die junge Königin in Silber verewigt worden. Sie wird sich darüber gefreut haben, ebenso wie die Altonaer stolz auf den Gast waren, dem es so gut bei ihnen zu gefallen schien. Die Königin ist dann noch einigemal nach Altona gekommen, und als der König auf eine sogenannte große Tour ging, um sich an den fremden Höfen vorzustellen, da nahm er den Physikus der Stadt als seinen Leibarzt mit. Es war der Sohn des Generalsuperintendenten Struensee und ein beliebter Mann, besonders bei den Damen. Heilte er sie doch von manchen unangenehmen Beklemmungen, an denen die vornehme Weiblichkeit damals nicht ungern litt, und er hatte dabei so gute Manieren, daß ihn die Ersten der Stadt gern an ihrem Tische sahen. Er war ein kluger Mann. Es gibt einige Aufsätze von ihm, die ein modern denkender Arzt heuer geschrieben haben könnte. Hätte ihn nicht die Eitelkeit und das Verlangen nach Hofluft gepackt, er hätte noch lange ein reiches Leben führen können. Aber er konnte seinen Ehrgeiz nicht zähmen, und vielleicht ärgerten ihn die kleinbürgerlichen Verhältnisse der Stadt: so ging er denn an den dänischen Hof, wurde Staatsminister und Graf und wurde als Hochverräter in Kopenhagen enthauptet und geviertelt. Und die Königin Karoline Mathilde wurde bald danach von einer englischen Fregatte aus Dänemark geholt und nach Stade gebracht, von wo sie sich nach dem Schloß Celle begeben mußte; hier ist sie, vierundzwanzigjährig, gestorben.

Nach Struensees Sturz wurden auf allen Kanzeln des dänischen Reiches Dankpredigten gehalten, daß ein solcher Hochverräter seine Bestrafung erlitten hätte; auch sein Vater mußte als Generalsuperintendent eine solche Predigt halten, und er soll es sehr gut gemacht haben.

In Altona wurde damals viel geflüstert. Von dieser Stadt bis nach Kopenhagen liefen viele Fäden, und jedermann dachte an Juliane Marie, die sich jetzt

der Regierung bemächtigt und mit einigen andern den Staatsstreich gemacht hatte. Ihr Stiefsohn, Christian der Siebente, wurde bald für geisteskrank erklärt, und er war es wohl schon zu der Zeit gewesen, als er Struensee zu seinem Günstling machte. Nach ihm kam Friedrich der Sechste zur Regierung. Das war Karoline Mathildens Sohn, der schon als Kronprinz die Verwaltung des Reiches übernahm. Er muß siebzehnjährig gewesen sein, als er seiner Stiefgroßmutter die Herrschaft entwand und Ordnung in manche verwickelte Angelegenheit brachte. Zum Beispiel entließ er „in Gnaden" die Herrschaften, die sich damals um Struensees Enthauptung und Vierteilung ein Verdienst erworben hatten und mit Titeln und Einnahmen bedacht worden waren. Zu diesen Herren gehörte der Herr von Köller-Banner, der, von Haus aus ein pommerscher Edelmann, unter Christian dem Siebenten ein dänischer General geworden war. Er hatte Struensee gefangen genommen und sich sehr energisch für seine Hinrichtung verwandt. Nun kam der Abschied in höflicher Form, und der General zog nach Altona, wo er den Rest seiner Tage verlebte. In dieselbe Stadt, wo noch alles von Struensee redete, ja sogar in dieselbe Straße, in der der Stadtphysikus gewohnt hatte. Hier hat Herr von Köller noch viele Jahre in Abgeschiedenheit gelebt und hat sich endlich in einem Anfall von geistiger Störung das Leben genommen. Er ist ebenfalls auf dem Heiligengeistkirchhof beerdigt. Als die Leute noch Zeit zum Geschichtenerzählen hatten, berichteten sie, daß der alte General manchmal um Mitternacht aus seinem Grabe stiege und vor das Haus ginge, wo Struensee zuletzt gewohnt habe. Aber jetzt ist dieses Haus abgebrochen, und von dem Herrn von Köller reden nicht einmal mehr die ältesten Einwohner.

An der Landungsbrücke in Altona sind übrigens auch andre Leute angekommen, die keinen Fürstenhut trugen, und die doch für die Menschheit mehr bedeuteten als mancher Kronenträger.

Einmal war es Lavater, der sich aufgemacht hatte, um seine vielen Verehrer und Verehrerinnen von Angesicht zu Angesicht zu sehen. Er gehörte bekanntlich zu den Begnadeten, die mit der halben Welt in Briefwechsel standen, und deren Worte mit Andacht gelesen wurden. Es waren zumal die vornehmen Kreise, die sich mit Mystizismus und ähnlichen Dingen mehr, als ihnen gesund war, beschäftigten, und unter ihnen wieder die Frauen. Lavater hatte in Altona viel zu tun. Verschiedne vornehme Damen luden ihn ein und wollten von ihm Dinge wissen, die er selbst mit dem besten Willen nicht wissen konnte; darauf reiste er nach Wandsbeck, wo er mehrere Tage am Bett einer Gräfin sitzen und mit ihr weinen mußte. Dann wartete in Ahrensburg eine andre Gräfin auf ihn, die über die Schönheit ihrer Seele Aufschluß haben wollte, und so saß er bei den vornehmen Damen herum und kam, wenn ich nicht irre, bis nach Kopenhagen. Nach einigen Monaten reiste er wieder von Altona ab, nach seiner Schweiz, und zwar in keiner guten Stimmung. Vielleicht war diese sentimentale Reise doch nicht so ausgefallen, wie er gedacht hatte, oder die vornehmen Damen hatten eine andre Unterhaltung gefunden, oder es war um die Zeit, wo sich Goethe so höhnisch über Lavater aussprach und ganz vergaß, daß dieser Mann auch sein Freund gewesen war.

Um diese Zeit ging Matthias Claudius auch öfters durch die Altonaer Straßen, um hier in der Schleswig-Holsteinischen Bank seinen Unterhalt zu verdienen. Noch heute wissen wir, daß Matthias Claudius ein Dichter von Gottes Gnaden war, und noch heute singen wir „Der Mond ist aufgegangen", obgleich wir das ganze Lied nicht mehr auswendig hersagen können. Aber daß der Wandsbecker Bote von seiner Dichtkunst niemals satt geworden ist, das wissen wohl nur die wenigsten. Ich habe nie gehört, daß er sehr gut rechnen konnte, aber die dänische Regierung

hat ihm ohne Besinnung eine Anstellung an ihrer Bank gegeben, sobald Claudius sie darum bat. So ist er denn aus drückender Not befreit worden und konnte mit seinem langen geflochtnen Haar, seiner Zipfelmütze und seinen dicken wollnen Strümpfen sein kleines Amt in Altona verwalten, das ihn nicht besonders anstrengte. Er war nicht der einzige Dichter in Altona. Da war Monsieur Gerstenberg, der Dichter des Ugolino, der die königliche Lotterie verwaltete und allmonatlich vom Balkon des Rathauses die Nummern ausrief. Dann gabs immer eine große Aufregung, und einige Leute schlugen sich halbtot dabei, was ihnen zu keinem Gewinn verhalf, aber die ganze Sache doch lebendig machte. Obgleich es der Stadt sonst auch nicht an Abwechslung mangelte. Vor allem nicht, als die Wellen der Französischen Revolution wohl gegen vierzigtausend Emigranten nach Hamburg und Altona warfen. Hamburg erhielt natürlich den Löwenanteil; aber in Altonas Fachwerkhäusern und kleinen Straßen wohnten wohl mehr als viertausend vornehme Franzosen. Noch heute sind ihre Spuren nicht ganz verwischt; noch heute findet man ihre Namen in Hausurkunden und auf Grabstellen, und mehr als ein Romanstoff kann hier noch gefunden werden.

Zuerst war man in Hamburg und auch in Altona sehr froh über die Revolution. Es ging der Hansestadt gut bei ihrem eignen Regiment, und die dänische Regierung sorgte väterlich für ihre Stadt Altona; aber es war Mode, den Tyrannen alles mögliche Schlechte zu wünschen. Der große Barde Klopstock, der seine dänische Pension in Hamburg verzehrte, und dem sein dänischer Titel als Legationsrat so gut gefiel, daß er nicht anders genannt sein wollte, dichtete eine Ode auf die Zerstörung der Pariser Bastille, und in Harvestehude wurde ein großes Freiheitsfest gefeiert, wo man schwören mußte, wenigstens einem Tyrannen im Laufe seines Lebens den Garaus zu machen.

Später, als die Emigranten einzogen und die Guillotine in Paris arbeitete, kamen die Hamburger und auch die Altonaer von ihrem Enthusiasmus etwas zurück, und auch Klopstock ließ sich nicht allzugern an jene Ode erinnern. Auch nicht, wenn er an die Elbe ging, um bei seinen Freunden Sievekings, die vor den Toren Altonas wohnten, aus seinem Messias vorzutragen. Klopstock wurde zu Lebzeiten wie ein Heiliger angesehen. Er hatte es auch wohl verdient; obgleich es Neider gab, die ihn eingebildet nannten. Jedenfalls hat er ein schönes Alter gehabt und ist, als es zum Sterben ging, mit fürstlichen Ehren auf jenem Kirchhofe zu Ottensen begraben worden, der jetzt ebenfalls mitten in Altona liegt, und wo die alte Klopstocklinde noch heute ihre Zweige über den Grabstein mit der stolzen Inschrift reckt. Auf diesem selben Kirchhof hat viele Jahre der Herzog von Braunschweig geruht, der die Schlacht bei Jena verloren hatte, und der nach Altona gegangen war, um in Frieden an seinen schweren Verwundungen zu sterben. Jetzt ist seine Leiche übergeführt in die Fürstengruft zu Braunschweig; auch das Massengrab zu Ottensen, in das man die Hunderte von Hamburgern gelegt hatte, die von dem französischen General Davoust in der Christnacht aus der Stadt und in den Tod getrieben worden waren, ist nicht mehr da. Diese Gruft lag ganz nahe bei dem Grabe Klopstocks, der die französische Freiheit so schön besungen hatte.

Wenn dieser alte Kirchhof reden könnte, würde er auch von Matthias Claudius und von Johann Heinrich Voß erzählen, die hier im Mondschein wandelten und sich ewige Freundschaft schwuren, zusammen mit den Stolbergs, die so gern von ihrem Gut Tremsbüttel herkamen, um die Gastfreundschaft der Altonaer zu genießen und sich an dem breiten Elbstrom und dem weiten Blick der großen Handelsherren zu freuen. Aber es vergeht alles. Auch die Freundschaft, selbst wenn sie mit viel Tränen begossen worden ist: die Stolbergs und Voß haben sich später

niemals mehr vertragen, und Matthias Claudius hat sich aus allen Dichterkollegen gerade so viel gemacht wie Klopstock, der ihnen ängstlich aus dem Wege ging.

Was ist es, das die Menschen getrennt hat? War es nur Neid oder Klatsch? Die Chronika meldet es nicht: es ist eben das alte Lied von der Unbeständigkeit des Menschenherzens.

Ich bin noch lange nicht fertig mit Altona. Aus engen Gassen bin ich auf die breiten Straßen gekommen, die an der Elbe entlang gehn, dorthin, wo die reichen Leute ihre Landhäuser haben. Hier ists zu allen Jahreszeiten schön: im Sturm, wenn die Elbe weiße Köpfe trägt, oder wenn sich der sanfte nordische Himmel über die Landschaft spannt. Doch ziehts mich wieder in die alten und in die neuern Straßen, die schnurgerade von Osten nach Westen gehn, und in denen der arme Fremde nur sieht, daß sie meist unbelebt sind. Weshalb müssen denn auch immer soviele Menschen auf der Straße sein? Ist es nicht besser, in seinen vier Pfählen zu bleiben hinterm wärmenden Ofen, die Postille auf dem Schoß? Im übrigen belebt der eingeborne Altonaer die Straßen am liebsten von sechs bis acht Uhr abends. Da drängen sich die Menschen auf den Bürgersteigen und vor den Läden, und die Liebespärchen kosen in verschwiegnen Ecken.

Langsam wandle ich durch die Palmaille. Diese Straße ist eine der vornehmsten, und von den stattlichen Häusern an der Südseite hat man einen wundervollen Blick auf die Elbe. Der Name Palmaille ist steinalt und soll von der Zeit herkommen, wo man noch ein Ballspiel mit einem Mall, einem Schlager spielte. Eigentlich ist mir der Name einerlei. Ich freue mich der alten Bäume, die leider nur noch zum Teil stehn und vielen jüngern Platz machen mußten, und ich freue mich des wohlbeleibten, freundlichen Bronzemannes, der unter den alten Bäumen auf einem hohen Postament steht und halb erstaunt, halb belustigt um sich zu blicken scheint. Es ist der Graf Konrad von Blücher, vormals Oberpräsident der Stadt Altona, dem die dankbaren Bürger ein Denkmal errichtet, dem sie aber leider, wegen Geldmangels, etwas zu kurze Beine gegeben haben. Er regierte Altona in schwerer Zeit. Damals, da in Hamburg französische Willkür und Raubgier am höchsten standen, als Napoleon beim Untergehn seines Sterns nach jedem Mittel griff, aus den eroberten Ländern das Mark zu saugen. Damals war Altona als dänische Stadt neutral; aber diese Neutralität war mit vielen Opfern und Konzessionen verknüpft, die man den mächtigen Nachbarn machen mußte. Graf Blücher hat sie mit Klugheit und Festigkeit erledigt. Deshalb freue ich mich über das Denkmal, so häßlich es ist, und wünsche der Stadt Altona ein Oberhaupt, das sich diesen wackern Mann immer zum Vorbilde nehmen möge. Aber ich bin nicht allein in die Palmaille gekommen, um an den Grafen Blücher zu denken, ein andrer ist in spätern Jahren oft unter diesen Bäumen gewandelt, und die alte Geschichte der Stadt hat ihn zu manchem herrlichen Gedicht begeistert. Ich denke an den holsteinischen Baron, dessen „Adjutantenritte" und Balladen hier zum Teil entstanden sind, an Detlev Liliencron, auf den nicht allein wir Schleswig-Holsteiner stolz sind. Noch ziert keine Tafel das Haus, wo er dichtete; sie wird aber ganz gewiß an seinem hundertsten Geburtstage kommen, und es wird eine schöne Rede gehalten werden, in der alle Dichter vorkommen werden, die in Altona gelebt und gedichtet haben. Es sind ihrer eine stattliche Reihe, und wenn wir den Hamburger Hagedorn, den großen Lessing, Heinrich Heine und andre dazu tun, die hier Anregung empfingen und selbst verbreiteten, dann hoffe ich, daß niemand wird vergessen werden.

Von der Hauptkirche läuten die Glocken, und ich gehe auf ihren alten Kirchplatz, wo auch ehemals begraben wurde, der jetzt aber schon lange ein Spielplatz

ist. Diese Hauptkirche war ehemals der Dreifaltigkeit geweiht, und ein Schüler des großen Sonnin hat sie erbaut. Sie liegt sehr malerisch zwischen alten Straßen und ist doch jetzt so freigelegt worden, daß man sie von der Königstraße bewundern kann. In dieser Kirche hielten die Königinnen, von denen ich vorhin berichtet habe, ihren ersten Kirchgang, mancher dänische König hat sich hier an Gottes Wort erbauen lassen, und auf diesem Kirchplatz stand im Jahre 1863 eine aufgeregte Menge, die den ersten Geistlichen, der hier predigte, und der im Verdachte dänischer Gesinnung stand, beinahe ermordet wollte. So ändern sich die Zeiten. Aber auch das dänische Regiment war ein andres geworden, und die ehemalige väterliche Behaglichkeit hatte sich, zumal in Schleswig, arg geändert. Weil aber Schleswig und Holstein op ewig ungedeelt sein wollten, so zögerten die Altonaer nicht, sich ganz auf die Seite der unterdrückten Schleswiger zu stellen, obgleich ihnen niemals so viel Ungerechtigkeit geschehen ist wie ihren nordischen Stammesbrüdern.

Doch diese Vorgänge sind beinahe vergessen, was schade ist, denn nichts ist lehrreicher, als den Blick einmal rückwärts zu wenden. In alten Zeiten ist das dänische Regiment ein gutes und ein weises gewesen. Wo wurde die Religionsfreiheit besser geschützt als in Altona? Noch heute kündet die „Freiheit" davon, wo sich Katholiken, Reformierte und Mennoniten niederlassen durften, als diese Glaubensgemeinschaften allerorten in evangelischen Landen ausgewiesen wurden. Heute ist die „Freiheit" gerade keine Straße, in der man sich mit Vorliebe ergeht; aber die Kirchen der Reformierten und der Katholiken sind noch immer da, und hart an der Hauptstraße, der schon erwähnten Königstraße, liegt der alte israelitische Kirchhof, auf dem die aus Spanien und Portugal verjagten Juden ihre friedliche Ruhestätte gefunden haben.

Nein, das alte Regiment war so übel nicht; es war gut und brav und altväterisch; wäre es nur so geblieben, dann wehte hier noch lange nicht der preußische Adler. Da er uns aber einmal beschützen will, sollte er auch seine Fänge ausstrecken gegen alles, was ihm heimlich entgegenarbeiten möchte. Und seine scharfen Augen möge er auf die Nordmark richten, in der es nicht so behaglich hergeht wie hier am Ufer der Elbe. Denn noch immer heißt es „op ewig ungedeelt"; auch in der Stadt, in der ich wohne.

Baleno, der Jagdfalk

Eine Geschichte aus der Krähenhütte von Julius A. Haarhaus

(Schluß)

Wie lange ich auf der Anhöhe gestanden habe, ohne der zum Glück nicht allzu dicht fallenden Tropfen zu achten, weiß ich nicht mehr. Ich weiß nur, daß ich damals erst den rechten Begriff von einer heroischen Landschaft im Sinne Prellers oder Rottmanns erhalten habe. Die weite Erde schien eigentlich nur noch die Basis für die Gebilde der Luft zu sein, die sich am Horizont zu schwarzen, goldumränderten Gebirgen emportürmten und im Zenit zu grauen formlosen Massen zerflossen. Der heftige Wind löste sie in durchsichtige Schleier auf und trieb sie in langausgesponnenen Streifen nordwärts. Hie und da brach eine Strahlengarbe der untergehenden Sonne durch die Wolken; wo sie die Erde berührte, leuchteten

Boden und Vegetation in einem unheimlichen kupfrigen Licht. Über dem Meere gingen gewaltige Regengüsse nieder, die das merkwürdige Phänomen zeigten, daß sie nicht in geraden, sondern in gebrochnen Linien fielen, woran der in den untern Regionen stärker wehende Wind schuld sein mochte.

Auf der Straße war, soweit ich sie in beiden Richtungen mit dem Auge verfolgen konnte, kein lebendes Wesen zu sehen. Als ich mich jedoch wieder umwandte, sah ich auf der nächsten Erdwelle, nur durch ein flaches Tälchen von mir getrennt, eine Gestalt zu Pferde.

Mein Herz stockte. Eine Ahnung sagte mir, daß die Reiterin, denn eine solche war es, niemand anders als die schöne junge Frau sein könnte. Ich riß den Mantel von den Schultern und schwenkte ihn wie eine Fahne über dem Kopfe. Die Reiterin hielt an, winkte mit der Hand und trieb ihr Tier in der Richtung auf mich zu in die Erdmulde. Ich stürmte den Hügel hinab und stand nach wenigen Sekunden an ihrer Seite.

Ah — Sie sind keiner von den Unsern! sagte sie mit dem Ausdruck der Enttäuschung, Sie sind ein Fremder —

Ein Fremder, der um die Erlaubnis bittet, Ihnen, gnädige Frau, seine Dienste anbieten zu dürfen, erwiderte ich. Hier, unmittelbar hinter dem Hügel, ist eine Hütte, das Heim armer redlicher Leute, kein Aufenthalt für Engel, aber immerhin ein Plätzchen, das bei diesem Wetter einigen Schutz gewährt. Darf ich Sie hinführen?

Meinetwegen. Aber sagen Sie mir: Haben Sie keine andern Reiter gesehen? Ich bin durch einen unglücklichen Zufall von den Meinigen getrennt worden.

Das vermutete ich. Ich sah die Herrschaften heute früh zur Beizjagd reiten.

Ah — Sie waren der Herr, der auf der Straße eine ganze Weile neben uns herging und uns so aufmerksam betrachtete?

Da hatte ich also meinen Hieb weg.

Allerdings, entgegnete ich, und ich muß deshalb um Entschuldigung bitten. Aber wenn man wochenlang durch die Galerien gewandert ist und immer nur die großen Werke der Kunst genossen hat, dann dürstet man nach den nicht minder herrlichen Bildern des Lebens.

Und diese Bilder des Lebens suchen Sie hier in der toten Kampagna?

Der heutige Tag hat mir bewiesen, daß ich nicht fehlgegangen bin.

Sie sind kein Italiener, wie ich an Ihrer Sprache merke. Sind Sie Franzose?

Ich bin Deutscher, Preuße.

Ausgezeichnet! Dann bin ich sicher, daß Sie das Vertrauen, das ich Ihnen entgegenbringe, nicht mißbrauchen werden.

Ich quittierte über diese Anerkennung der deutschen Ehrlichkeit mit einer stummen Verbeugung.

Denken Sie sich mein Mißgeschick, fuhr sie fort, mein Falk hatte eine Wildente geschlagen und war mit ihr in das Schilf gestürzt. Wir verloren ihn aus den Augen, und die Herren wurden schon ungeduldig und wollten des drohenden Unwetters wegen weiter reiten, ohne einen letzten Versuch zu machen, den edeln Vogel wieder zu erlangen. Ich schickte Webster, unsern Falkonier, in den Sumpf, aber sein Pferd sank bis an den Bauch in das schlammige Wasser. Er mußte umkehren und erreichte nur mit Mühe wieder den festen Boden. Da war mir, als sähe ich drüben am andern Ufer etwas Weißes aufleuchten. Ich entschloß mich, den Sumpf zu umreiten. Er war ausgedehnter, als ich vermutet hatte. Als ich an der Stelle anlangte, wo ich den Falken gesehn zu haben glaubte, waren meine Freunde verschwunden. Der Falkonier, der mit sich und seinem Pferde genug zu tun gehabt hatte, war ihnen,

ohne meine Entfernung nach der entgegengesetzten Seite bemerkt zu haben, gesalgt. Was soll ich nun anfangen? Das ist ein böses Abenteuer.

Die Herrschaften werden Ihr Fehlen bald bemerken, meine Gnädige, und nach Ihnen suchen, tröstete ich.

Wir waren bei der Hütte angelangt, und ich hab die junge Frau aus dem Sattel. Sie war erstaunlich leicht und zierlich, aber ihr Arm, der sich ohne Ziererei auf meine Schulter stützte, war wohlgeformt, rund und fest.

Sie schütteite die Regentropfen von ihrem Kleide, klapfte liebkosend den Hals des Pferdes und schritt mit gnädigem Gruß an dem erstaunten Beppo vorüber in die Hütte. Ich übergab dem Hirten die Zügel und saigte der Dame auf dem Fuße. Sie setzte sich dicht an das Feuer und klagte Martuccia ihr Mißgeschick. Aber ich merkte wohl, daß meinen schönen Schützling das kleine Abenteuer eigentiich mehr belustigte als bekümmerte. Der Falke machte ihr offenbar die meiste Sorge, sie brauchte, wenn sie von ihm sprach, die zärtlichsten Ausdrücke und erklärte mit einer unheimlichen Bestimmtheit, die ich jedach dem exaltierten Wesen ihrer Rasse zugute hielt, daß ihr das Tier so lieb sei wie ihre Seele, und daß sie seinen Verlust nie und nimmer überleben werde.

Sie schwieg und horchte auf.

Mein Gatt, welch ein Regen! Hören Sie nur, wie das rauscht!

In der Tat goß es in Strömen, genau so — nun, genau so wie es in diesem Augenblick gießt. Armer Uhu, soll ich dich hereinhalen? Da sitzt du und schüttelst dich und ziehst die Federn durch den Schnabel — die Dusche ist dir doch wahi ein wenig zu ausgiebig? Gedulde dich nach ein kleines Weilchen, lieber alter Freund, die Wolke muß bald vorüber sein, im Westen ist der Himmel schan wieder klar, und Wind und Sonne werden dein Federkleid schnell genug trocknen.

Damals mußte ich für ein andres Geschöpf sargen, das, um bei Beppos Ausdrucksweise zu bieiben, auch kein Christ war: für den Goldfuchs meiner Schutzbefahlnen. Ich führte das Tier unbekümmert um die Proteste seiner Herrin in die Hütte und entdeckte, als der Schein des Feuers darauf fiel, daß es an Brust, Schultern und Flanken über und über mit dickem Schaum bedeckt war. Die junge Amazone schien ihr Pferd nicht gerade geschont zu haben.

Ohne erst ihre Erlaubnis einzuhalen nahm ich dem Tiere den schweinsledernen englischen Sattel ab, schnitzte mir einen Halzspan zurecht und schabte damit den zähen Belag aus Schweiß und Staub von dem glatten Fell, dann ließ ich mir ein paar Hände voll Heu geben und rieb und striegelte zum Ergötzen der Dame und der ganzen Hirtenfamiiie, bis das Pferd so tracken, sauber und glänzend dastand, als wäre es seiner Herrin eben erst aus dem Stalle des römischen Palazza vorgeführt worden.

Als ich mit meiner Arbeit fertig war, erkundigte ich mich, ab die gnädige Frau noch Befehle habe, ab sie etwa ein Souper aber ein Glas Wein wünsche.

Alsa jetzt soll ich daran kommen! sagte sie lachend. Erst das Pferd, dann der Mensch!

Das ist guter deutscher Reiterbrauch, meine Gnädige, entgegnete ich.

Ja, wahrhaftig, daran erkenne ich den Deutschen, sagte sie. Sie lieben Ihre Pferde und Hunde wie —

Wie eine gewisse vornehme junge römische Dame ihren Falken, erlaubte ich mir zu ergänzen.

O nein, fiel sie lebhaft ein, das ist etwas ganz andres! Der Falke ist ein Teil van mir selbst, er ist — wie soll ich mich nur ausdrücken? — er ist meine Seele, die diese erbärmliche Welt in seligen Stunden verläßt und zu den Höhen auffsteigt, wa es keinen Zwang und keine Fesseln gibt. Ach, wenn Sie wüßten, wie frei und leicht sichs da oben im Blau des Himmels schwebt! Wie süß es ist, auf der kristallnen

Luft zu ruhen und sich vom Hauch des Windes tragen zu lassen. Und dann hinabzuschauen mit scharfem Auge auf die armselige Erde, auf das Menschengeschlecht, das sich im Staube müht und sich so groß und erhaben vorkommt, wenn es auf einen Maulwurfshaufen geklettert ist.

Sie sehen mich so zweifelnd an, ja ja, erheben Sie keinen Einwand, ich weiß, daß Sie mich für eine Schwärmerin halten, Sie kühler, vernünftiger Deutscher! Wer die Leidenschaft und die Sehnsucht nicht kennt wie Sie, der kann auch nicht verstehn, daß man seine Seele in einen Falken bannen muß, um frei und glücklich zu werden.

Der Zustand des jungen Weibes begann mich zu beängstigen. Sie hatte sich erhoben und gestikulierte mit der ganzen Lebhaftigkeit ihrer Rasse. Mochte sie auch sonst die Zurückhaltung der in tausend Vorurteilen aufgewachsnen Aristokratin zur Schau tragen: in diesem Augenblick hatte sie die Fesseln der Konvention abgestreift, jetzt war sie nichts andres als eine heißblütige Römerin, ein Weib, das trotz seiner Jugend sein Herz mit einem Übermaß an Menschenverachtung und ungestillter Sehnsucht erfüllt hatte.

Ein Eingehn auf ihren wunderlichen Gedankengang wäre einer Indiskretion gleichgekommen. Vielleicht war sie nur erschöpft und überreizt durch die Anstrengungen des langen Ritts und die Aufregungen der Jagd. Ich suchte dem Gespräch eine andre Wendung zu geben und überredete sie, sich mit einem Schlucke Weins zu stärken, den ich ihr in dem von mir benutzten und oberflächlich mit Wein ausgespülten Glase — dem einzigen in der Hütte vorhandnen — kredenzte. Sie nippte daran und gab es zurück. Es war wohl nicht die Sorte, an die sie gewöhnt war.

Als der Regen ein wenig nachließ, trat sie an die Tür und schaute in die Landschaft hinaus.

Mein Gott, wie schnell die Nacht heute anbricht! sagte sie mit einem besorgten Blick gen Himmel, wie soll ich nur in die Stadt kommen? Hören Sie nichts? Klang das nicht wie Pferdegetrappel?

Ich lauschte, konnte jedoch nichts vernehmen als den gurgelnden Lockruf einer Rohrdommel in weiter Ferne. Sanft blieb alles totenstill.

Darf ich mir erlauben, Ihnen einen Vorschlag zu machen, gnädige Frau? fragte ich. Sehen Sie, über Nacht können Sie unmöglich in dieser erbärmlichen Hütte bleiben. Wie wäre es, wenn ich Sie bis Mezzo Camina brächte? Dort liegt ein Carabinierikommando. Es würde wohl nicht schwer fallen, ein paar zuverlässige Leute zu bekommen, die Sie bis Rom begleiten könnten. Wir haben jetzt neunzehn Uhr, rechnen wir zwei Stunden auf den Weg, so wären Sie um einundzwanzig Uhr zu Hause. Brächte ich selbst Sie nach Rom, so kämen Sie, da Sie dann Schritt reiten müßten, eine gute Stunde später an.

Gut, entgegnete sie, der Vorschlag läßt sich hören. Aber wie gedenken Sie nach Hause zu kommen?

Ich gehe natürlich zu Fuß.

O, dann wollen wir die Carabinieri nicht behelligen, sagte sie lebhaft. Lassen Sie uns zusammen den Weg machen. Auf eine Stunde mehr oder weniger kommt es mir nicht an.

Wie Sie befehlen, erwiderte ich, ich weiß die Ehre zu würdigen und hoffe, daß Sie mit Ihrem Schildknappen zufrieden sein werden. Aber um eins muß ich bitten: bedienen Sie sich, solange es noch regnet, meines Mantels. Ich werde rüstig ausschreiten müssen, und da wird mir das Ding ohnehin zu warm.

Wenn Sie Ihren Ritterdienst von dieser Bedingung abhängig machen, so muß ich schon darauf eingehn, sagte sie lachend.

Ich reichte ihr meine Visitenkarte. Damit Sie sich keinem Unbekannten anvertrauen.

Ich bin die Fürstin Montelupa-Graziali — damit Sie keine Unbekannte geleiten.

Wir lachten beide. Dann führte ich das Pferd ins Freie, händigte der wackern Martuccia, die durchaus keine Bezahlung unsrer Zeche annehmen wollte, ein paar Geldstücke „für die Kinder" ein, legte meiner Schutzbefohlnen den Mantel um die Schultern und half ihr in den Sattel. Dann zogen wir, von den guten Wünschen unsrer Wirte begleitet, in die Dämmerung hinaus.

Da wir beide auf den Weg achten mußten und der Goldfuchs wiederholt strauchelte, verstummte unsre Unterhaltung bald. Wir mochten etwa eine halbe Stunde zurückgelegt haben, als wir in der Ferne Rufe vernahmen. Wir verließen die Straße und suchten eine Erhebung des Geländes zu erreichen, von der wir, so gut es die Dunkelheit erlaubte, Umschau zu halten gedachten. Aber bevor wir noch auf der Höhe angelangt waren, sprengten zwei Reiter heran, von denen der eine einen Schimmel ritt.

Er hat ihn! Er hat ihn! jubelte die Fürstin, Gott und allen Heiligen sei Dank, der Falk ist nicht verloren!

In der Tat erkannte ich, daß der eine der Reiter einen Beizvogel auf der Faust trug. Meine Begleiterin spornte ihr Pferd an und jagte auf die beiden Gestalten zu. Als ich sie wieder einholte, fand ich sie in einem lebhaft in englischer Sprache geführten Gespräch mit dem Falkonier, der umständlich berichten mußte, wie er den Flüchtling wiedererlangt hatte. Sie nahm ihm den Falken ab, streichelte sein feuchtes Gefieder und drückte ihn an ihre Wange.

Von ihrem eignen Abenteuer war kaum die Rede. Erst der andre Reiter, einer der römischen Herren, mußte sie daran erinnern, daß man sie seit mehr als zwei Stunden gesucht und sich zu diesem Zweck nach allen Richtungen hin über die Gegend zerstreut habe. Eine Tenute an der Straße war zum Treffpunkt bestimmt worden, wo man sich wieder vereinigen wollte.

Ich war nun überflüssig und bat die Fürstin um die Erlaubnis, mich zurückziehn zu dürfen. Sie dankte mir mit herzlichen Worten und reichte mir zum Abschiede die kleine, schmale aber feste Hand.

Aber Ihr Mantel? Was soll aus dem werden?

Der Regen wird nicht so bald aufhören, antwortete ich, ich bitte darum Eure Durchlaucht, ihn noch zu behalten.

Und wohin kann ich ihn morgen zurückschicken?

Wenn Sie erlauben, werde ich ihn in den nächsten Tagen selbst abholen.

Wie Sie wollen. Ich werde Sie alsdann dem Fürsten vorstellen. Er wird sich freuen, Ihnen für Ihre Sorge um mich seinen Dank aussprechen zu können. Sie wissen doch, wo wir wohnen? Via Giulia, gegenüber von Santa Maria della Morte. Und nun auf Wiedersehen!

Sie ritten davon und verschwanden in der Finsternis. Aber das silberne Glöckchen des Falken klang noch eine ganze Weile an mein Ohr.

Wie lebhaft doch meine Phantasie zuweilen ist! Ich möchte schwören, daß ich es in diesem Augenblick wieder vernommen hätte. Und was hat der Uhu nur? Er hackt am Baden, sträubt das Gefieder und richtet die Augen starr zum leuchtenden Abendhimmel. Dummer alter Bursche, fürchtest du dich vor der Möwe, die dort oben zieht?

Am übernächsten Tage begab ich mich frohen Herzens in die Via Giulia. Ich versprach mir von dem Besuche eine schöne Stunde. Vielleicht würde ich Gelegenheit haben, die kleine aber auserlesne Galerie zu betrachten, deren Hauptstück, wie ich längst wußte, das Bildnis des Kardinals Bartolomeo Montelupo von Raffael war. Vor allem aber sollte ich ja die schöne junge Fürstin wiedersehen — eine Aussicht, die mein Herz rascher klopfen machte. Nicht ohne Mühe fand ich in der

an Kirchen und Renaiſſancepaläſten überreichen Prachtſtraße das Kirchlein der Madonna vam Tade, die Stiftung einer frommen Brüderſchaft, die ſich zur Aufgabe geſtellt hat, den in der Kampagna gefundnen Toten ein chriſtliches Begräbnis zu gewähren. Gegenüber erhab ſich der Palazzo Farneſe, daneben, durch eine Querſtraße von ihm getrennt, ein kleinerer, über deſſen Portal zwei ſteinerne Engel ein Wappen mit der römiſchen Wölfin hielten. Ich war alſo am Ziele.

Daß ſämtliche Fenſter verhängt waren, befremdete mich ein wenig. Aber ich tröſtete mich damit, daß der Palazzo den ganzen Nachmittag über die valle Sonne hatte, und daß die Römer in ihren Wahnräumen die Dämmerung lieben. Ich faßte mir alſo eln Herz und trat ein.

Der Partier, der var ſeiner Loge an einer Marmarſäule lehnte und in die Lektüre des Osservatore romano vertieft war, ſah mich über ſeinen galdnen Klemmer hinweg prüfend an und hab die Hand nachläſſig zu dem mit einem mächtigen Pompan geſchmückten Napaleonshut.

Ich trug ihm mein Anllegen vor. Er hörte mit großer Gemütsruhe zu, verriet mit keiner Miene, daß er mich für ein ganz untergeardnetes Weſen und obendrein für einen unverſchämten Schwindler hielt, nnd ſagte, während er die Zeitung zuſammenfaltete und In dle mit breiter Silberborde eingefaßte Taſche ſeiner Livree verſenkte: Die durchlauchtigen Herrſchaften werden bedauern. Sie ſind heute margen nach Parto d'Anzio abgereiſt.

Und wann kammen ſie zurück? fragte ich.

Er zuckte die Achſeln. Es iſt noch ganz unbeſtimmt. Vielleicht in drei aber vier Wachen.

Und mein Mantel?

Bedaure. Davon weiß lch nichts.

Ich machte auf dem Fuße kehrt und verließ mit ſtillem Groll den Ort, wo meine Hoffnungen ſa ſchmählich getäuſcht warden waren. Seitdem habe ich die Via Giulia nie wieder betreten. Als ich vierzehn Tage ſpäter die Ewige Stadt verließ, hatte ich mich zu einer heiterern Auffaſſung meines Erlebniſſes durchgerungen. Wenn meiner Schönen ſoviel an einer handgreiflichen Erinnerung an jenen Abend in der Kampagna lag, mochte ſie meinen Ladenmantel getraſt behalten. Neu war er ohnehin nicht mehr, ich hätte ihn höchſtens nach auf der Jagd tragen können. Und es ſchmeichelte mir gewaltig, den beweglichen Beſitz des fürſtlichen Hauſes Mantelupo-Grazioli bereichert zu haben.

Aber das Bild der ſtolzen jungen Römerin ſteht heute noch ebenſa friſch und ungetrübt vor meiner Seele wie damals, und ich ſegne das Geſchick, das mir den erſten und einzigen ſtarken Eindruck durch kein Wiederſehen in einem andern Rahmen beeinträchtigt hat.

Jetzt ſehe lch ſie wieder deutlich vor mir in ihrem knappen ſchwarzen Reitkleide, das ſeine bleiche Antlitz van dem eigenwilligen dunkeln Kraushaar umweht, lch höre ihre wohllautende Stimme und fühle den leiſen Druck ihrer Hand. Das ſilberne Glöckchen klingt —

Weiß Gott, du haſt dich doch nicht getäuſcht, alter Uhu, deine Augen ſind ſchärfer als mein Jagdglas! Was da aben ſchwebt und langſam näher kommt, iſt in der Tat ein Raubvagel. Ein auffallend heller Raubvagel, ein weißer Buſſard aber ein nordiſcher Falk! Jetzt ſteht er blendendweiß vor der ſchwarzen Wolkenwand des abziehenden Gewitters.

Er rüſtet ſich zum Angriff. Nun ſchnell das Gewehr zur Hand! Weshalb mag mein Arm nur ſo zittern? Kaltes Blut Um alles in der Welt, nur jetzt keinen Fehlſchuß!

Der Uhu knappt und ſaucht und wirft ſich auf den Rücken, die bewehrten Fänge nach oben richtend. Jetzt muß der Gegner gerade über ihm ſtehn.

Ich höre mein Herz pochen, ich höre auch wieder das silberne Glöckchen — Herrgott — da ist er — nun gilts zu schießen!

Das Gewehr fliegt an die Backe, das Korn faßt den senkrecht herabstürzenden Vogel eine Hand breit unter der Brust, ein Druck auf den Abzug des rechten Laufes, ein Krach und eine Wolke von Pulverdampf, die mir den Ausblick verbietet und langsam durch die Luke abzieht. Ich sehe nach der Uhr: es ist kurz nach sechs.

Der Uhu sitzt wieder auf seiner Krücke, putzt sein Gefieder und wirft ab und zu einen Blick, der deutlich seine Genugtuung ausdrückt, zur Erde. Ich eile aus der Hütte auf die Stelle zu, wo der Raubvogel, wenn er, wie es mir beim Aufblitzen des Schusses erscheinen wollte, tödlich getroffen war, liegen muß. Aber wo ist er? Sollte ich ihn etwa doch gefehlt haben? Das kann nicht sein, ich bin gut abgekommen, und in dem Augenblick, wo ich ihn vor dem Korne hatte, war meine Hand wieder so ruhig, als ob ich eine einfältige Krähe vor mir gehabt hätte.

Dort liegt er! Dort in der tiefsten Ackerfurche! Die eine der Schwingen, die sich an eine hohe braune Scholle lehnt, bewegt sich leise im Winde. Ein paar Flaumfedern lösen sich und schweben wie Schneeflocken nordwärts. Nun stehe ich vor ihm. Es ist ein Edelfalk. Der Kopf ist leicht zur Seite geneigt, die großen dunkeln Augen schauen mich mit leidvollem aber ruhigem Ausdruck an — dann zieht sich die gelbliche Haut des Unterlides langsam darüber. Auf der weißen Brust schimmern ein paar rote Tropfen wie Rubinen am Halse einer schönen Frau.

Ich beuge mich zu ihm nieder und hebe ihn auf. Da erklingt das silberne Glöckchen wieder — diesmal laut und schrill! Ein Schreck fährt mir durch die Glieder, daß mir die Knie wanken.

Ich lege das Tier mit dem Rücken in meine Linke und ziehe die zusammengekrallten gelben Fänge aus dem weichen Bauchgefieder. Der eine trägt das zierliche Glöckchen, der andre einen silbernen Ring mit den gravierten Buchstaben V·P·D·M·G und dem Worte „Baleno".

Das Wort kann ich deuten, Baleno heißt auf italienisch der Blitz, es ist also ein passender Name für einen Jagdfalken, aber wie soll ich mir die Buchstaben V·P·D·M·G erklären?

Ich nehme meine edle Beute mit in die Hütte und sinne nach. Da plötzlich fällt mirs wie Schuppen von den Augen: Virginia Principessa di Montelupo-Graziolt!

Arme schöne Römerin — diesmal hatte sich deine Seele zu weit verflogen!

Meine Freude ist dahin. Was soll ich mit dem herrlichen Vogel anfangen? Ihn behalten und für meine Sammlung ausstopfen lassen möchte ich um keinen Preis, es würde mir wie eine Entweihung, wie ein Raub an fremdem Gut erscheinen. Den Leichnam des Tieres der rechtmäßigen Eigentümerin senden? Ach, er würde wohl in einem traurigen Zustande ankommen. Und dann möchte ich ihr auch den Anblick des toten Lieblings ersparen.

Ich weiß, was ich tue. Der edle Räuber aus den Polargegenden, den ein großes Heimweh aus dem Lande der Zitronen gen Norden trieb, und den der alte Erbhaß gegen den geflügelten Dämon der Finsternis ins Verderben riß, soll eine ehrliche Ruhestätte in deutscher Erde finden. Ich löse behutsam Ring und Glöckchen von seinen erstarrenden Fängen und bette ihn am Bachufer zwischen den Wurzeln einer Erle. Mit dem Weidmesser und den Händen schaufle ich das Grab, lege den noch warmen Körper hinein, bedecke ihn mit Fichtenbrüchen und Erde und wölbe zum Schutz gegen den roten Strauchritter Reineke einen Hügel von Steinen darüber.

Have pia anima!

* * *

Acht Tage später. Ich fahre, ehe die Zugzeit zu Ende geht, noch einmal hinaus. Vielleicht glückts heute besser. Wenn wir nur erst abführen! Man sitzt gerade lange genug, wenn man eine volle Stunde mit der Bahn und eine weitere halbe mit dem Wagen fahren muß.

Da kommt der Mann mit den Zeitungen vorüber. Ich winke ihn heran.

Haben Sie italienische Blätter?

Nur die Tribuna.

Von welchem Tage?

Vom neunten April.

Also schon drei Tage alt. Doch was tuts! Geben Sie her!

Ich lese das Blatt ja doch bloß, um mit der Sprache ein wenig in der Übung zu bleiben. Und dann, ich weiß selbst nicht, wie es kommt, aber seit dem Ereignis von voriger Woche hat alles Italienische wieder ein besondres Interesse für mich.

Ich überfliege die Rubriken. Noterelle politiche — Informazioni — Cronaca di Roma. Eine Menge belangloser Kleinigkeiten. Prozesse, Kongresse, Tiberregulierung, Luftballonaufstieg. Doch da — mir schießt das Blut zu Kopfe! — da steht: Der Trauerfall im Hause Montelupo. Heute fand unter außerordentlicher Beteiligung der Bevölkerung die Beisetzung der am sechsten dieses Monats während des Aveläutens auf eine so plötzliche und unerklärliche Weise aus dem Leben geschiednen jungen Fürstin statt. Unter den Leidtragenden bemerkte man außer zahlreichen Mitgliedern der Aristokratie Seine Eminenz den Kardinalstaatssekretär Merry del Val, den Majordomus Seiner Heiligkeit, Monsignore Cagiano de Azevedo und den großbritannischen Botschafter beim Königlichen Hofe, Sir Bertie . . .

Die Buchstaben beginnen zu tanzen. Ich muß die Zeitung aus der Hand legen. Vor meinem Geiste steigt das Bild der Verstorbnen auf und schaut mich mit großen leidvollen Augen ruhig an. Wo habe ich diese dunkeln traurigen Augen doch nur in den letzten Tagen gesehen? Ich sinne und sinne. Endlich fällt mirs ein: draußen auf dem braunen Sturzacker vor der Krähenhütte. Have pia anima!

An diesem Tage hätte ich Weidmannsheil haben können. Zwei rote Milane und ein Hühnerhabicht stießen, aber — wie kam es nur? War mein Auge trüb, oder zitterte meine Hand? — ich habe nur ein paar Fehlschüsse getan.

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Reichsspiegel Berlin, 5. April 1908

(Die letzten Verhandlungen des Reichstags. Das Vereinsgesetz. Interpellation über Schiffahrtsabgaben. Der Fall Tower-Hill.)

Noch gerade vor Toresschluß ist der Reichstag mit dem Etat fertig geworden. Erst am 30. März wurde die dritte Lesung beendet und das Etatsgesetz angenommen. Nun sollen in der kurzen Zeit vor Ostern noch wichtige Arbeiten zu Ende geführt werden, und wenn dann der Reichstag in die Ferien geht, wird er mit Befriedigung auf ein tüchtiges Quantum geleisteter Arbeit zurückblicken können. Der Block hat sich also bisher gut bewährt trotz allen übeln Prophezeiungen und den mit Eifer und großer Zähigkeit fortgesetzten Sprengungs- und Unterminierungsversuchen des Zentrums. Daß es zwischendurch an unerfreulichen Auftritten, die der Würde des Reichstags nicht zugute kommen, leider auch nicht gefehlt hat, muß freilich festgestellt werden. Außer der bekannten Entgleisung des Abgeordneten

Gröber mit ihren merkwürdigen Folgeerscheinungen ist dahin auch der sonderbare „Sängerkrieg“ zu rechnen, der neulich zwischen den Abgeordneten Roeren und Müller-Meiningen ausgefochten wurde. Es kann ja wohl vorkommen, daß politische Gegner im hitzigen Wortgefecht etwas persönlicher werden, als vielleicht notwendig ist. Wenn sie sich aber unter steigender „Heiterkeit“ des Hauses, dessen Stimmung stark an die eines Zirkuspublikums bei einer guten Nummer erinnert, gegenseitig mit improvisierten Knittelversen bombardieren, die noch sehr wesentlich hinter den Ansprüchen an gewöhnliche Knallbonbondevisen zurückbleiben, dann kann das bei Männern in solcher Stellung und solchem Lebensalter nur peinlich wirken. Das werden selbst weitherzige Beurteiler empfinden, die sonst bereit sind, bei der Abwesenheit von wirklichem Humor und Witz mit dem bescheidensten Surrogat vorlieb zu nehmen.

Zu diesen für das Ansehen des Reichstags nicht gerade ersprießlichen Scherzen kam neuerdings hinzu, daß der „Antiblock“, wie man jetzt die Vereinigung von Zentrum und Sozialdemokratie bezeichnet, bei dem Vereinsgesetz in der unverantwortlichsten Weise von dem gefährlichen Mittel der Obstruktion Gebrauch machte. Wenn schon bei den Zolltarifsverhandlungen vor sechs Jahren die Obstruktion der Minderheit scharfen Tadel verdiente, so muß man doch zugeben, daß dieses Kampfmittel damals sinnvoller und mit mehr Aussicht angewandt wurde als jetzt. Denn zu jener Zeit konnte der zähe Widerstand der Minderheit wenigstens mit der entfernten Möglichkeit der Ermüdung des Gegners rechnen; es war nicht ganz ausgeschlossen, daß die Minderheit bei einzelnen Abstimmungen, in denen es durch Mittel der Obstruktion gelang, einen günstigen Augenblick zu erfassen, in eine Zufallsmehrheit verwandelt wurde, und daß so eine Durchlöcherung des Gesetzes und der Tarifbestimmungen glückte, die das Ganze unbrauchbar machte. Gegenwärtig beim Vereinsgesetz lagen jedoch die Verhältnisse ganz anders, und das hat auch der weitere Verlauf der Beratungen bestätigt. Die Obstruktion des Antiblocks war eine Torheit, eine Kinderei, die nur die Folge haben konnte, die Verhandlungen um einige Tage zu verlängern, die aber an der Entscheidung nichts mehr zu ändern vermochte. Das Reichstagsmandat scheint auf manche Leute einen eigentümlich verjüngenden Einfluß auszuüben; wenigstens bei dem Zentrum zeigt sich das Bedürfnis, Trotz und Ärger zu bekunden, mitunter in Formen, die man sonst nur auf den Schulbänken zu suchen pflegt.

Nachdem am 3. April die Durchberatung des Vereinsgesetzes durch Obstruktionsreden und immer wieder beantragte namentliche Abstimmungen ohne vernünftigen Zweck endlos hinausgezogen war, sodaß man über die Annahme der Paragraphen 1 bis 6 in der Kommissionsfassung nicht hinauskam, drehte sich am folgenden Tage die ganze Verhandlung allein um den Paragraphen 7, den Sprachenparagraphen. Über neun Stunden dauerte die Debatte! Die Gegner des Paragraphen nutzten die Gelegenheit zum Reden sehr reichlich aus. Das würde ihnen niemand verdenken können, wenn sie in der Verteidigung ihrer Überzeugung etwas Neues und Wirkungsvolles hätten sagen können. Aber es waren sehr dürftige und allgemein gehaltne Klagen, die nur durch das Mittel künstlicher Verlängerung und beständiger Wiederholung mühsam den Anschein einer ehrlichen Verteidigung aufrecht zu erhalten suchten. Die Blockparteien hatten Verständnis genug, diese nicht eben glücklichen Versuche ihrer Gegner durch keine Schlußanträge zu stören. Die Schwäche des Antiblocks zeigte sich auch in verschiednen einzelnen Zügen. Der Abgeordnete Spahn brachte es fertig, dem Paragraphen 7 eine kulturkämpferische Absicht unterzulegen; der Kampf gegen die Muttersprache bedeute einen Kampf gegen die katholische Religion — wobei freilich der Zusammenhang zwischen öffentlichen Versammlungen und religiösem Leben unklar bleibt. Und mindestens unvorsichtig war der Hinweis der Antiblockredner auf die Gegensätze, die sich im Block zusammengefunden

haben. Der nationalliberale Abgeordnete Hieber, der besonders wirkungsvoll für den Sprachenparagraphen eintrat, konnte mit Recht schlagfertig dem Fürsten Radziwill erwidern: Auch Sie, Herr Abgeordneter Fürst Radziwill, sitzen in einer Fraktion mit dem Abgeordneten Kulerski. Nach schienen die Gegner die Hoffnung zu haben, daß sich ein Teil der bürgerlichen Linken von dem Kompromißantrag der Kommission zurückziehen werde. Der Abgeordnete von Payer vereitelte diese Hoffnung. Er, der radikale Süddeutsche, der schon in der Kommission tapfer seine Stimme für eine vernünftige Auffassung des Prinzipienstandpunkts erhoben hatte, wiederholte jetzt im Plenum den wesentlichen Gedankengang seiner damaligen Ausführungen. Unter dem Toben und Höhnen des Zentrums und der Sozialdemokratie bekundete er das Festhalten an der Überzeugung, daß das neue Vereinsgesetz einen Fortschritt in freiheitlichem Sinne bedeute und an dem Paragraphen 7 nicht scheitern dürfe. Über die preußische Polenpolitik sprach er mit verständiger Zurückhaltung. Daß er sie loben sollte, erwartete bei seinen bekannten politischen Grundsätzen natürlich niemand von ihm; um so schwerer fiel es ins Gewicht, daß er doch volles Verständnis für die eigenartige Lage des preußischen Staates bewies und — was für einen deutschen Politiker selbstverständlich sein sollte, es aber leider nicht ist — es ablehnte, den besondern Anwalt polnischer Interessen zu spielen. Was wir an dem Standpunkte Payers auszusetzen haben, ist hier früher dargelegt worden. Wenn er die vollen Konsequenzen seiner Erwägungen gezogen hätte, so hätte ihm sein politisches Gewissen auch ebensogut erlauben müssen, für den Paragraphen 7 in der ursprünglichen Fassung der Regierungsvorlage zu stimmen. Diese Fassung kam nach der ganzen Lage jedoch nicht mehr in Betracht, nachdem sich die Parteien der Rechten und der Regierung über den Kompromißantrag geeinigt hatten, und der nachträgliche Versuch, den alten Paragraphen 7 wiederherzustellen, notwendig das ganze Gesetz gefährden und wichtigere politische Errungenschaften aufs Spiel setzen mußte. Deshalb muß das Auftreten Payers im Plenum von einem andern Standpunkte beurteilt werden als damals in der Kommission.

Die Haltung des Abgeordneten von Payer sowie die des Herrn Müller-Meiningen erregte vorzugsweise die Wut der Blockgegner, die nun erst vollkommen erkennen mußten, daß ihr Spiel verloren war. Der neunstündige Kampf wurde mit einer an die schlimmsten Zolltarifdebatten erinnernden Leidenschaftlichkeit unter heftigen Zwischenrufen und lärmenden Unterbrechungen geführt. Aber es nutzte nichts; alle Abänderungsanträge wurden abgelehnt und der Sprachenparagraph in der Kommissionsfassung mit 200 Stimmen gegen 179 bei 3 Stimmenthaltungen angenommen. Es ist übrigens wohl, solange der Reichstag besteht, noch nicht dagewesen, daß bei einer Abstimmung eine so hohe Präsenzziffer erreicht wurde. Nur 15 Abgeordnete fehlten an der vollen Besetzung des Hauses, eine außergewöhnlich geringe Zahl, wenn man bedenkt, daß das Fehlen einzelner wegen Unpäßlichkeit oder andrer Behinderungsgründe unvermeidlich ist. Man kann also sagen, daß von beiden Seiten der letzte Mann aufgeboten worden war, um jede Chance für den Sieg auszunutzen. Um so höher ist der hart errungne Sieg zu schätzen. Das Zustandekommen des Vereinsgesetzes mit dem allerdings bedenklich umgestalteten Sprachenparagraphen ist nun gesichert.

Der Reichstag wird gegen Ende dieser Woche seine Osterpause beginnen. Da das Vereinsgesetz bis dahin bestimmt, die Börsengesetznovelle wahrscheinlich erledigt wird, so behält der Reichstag diesmal für die Zeit nach Ostern nur ein geringfügiges Arbeitspensum übrig. Für die Börsengesetznovelle ist in der Kommission ebenfalls ein Kompromiß auf der Grundlage der von den Nationalliberalen eingebrachten Anträge abgeschlossen worden, und die Entscheidung darüber soll ebenfalls noch vor Ostern fallen.

Eine wichtige und interessante Verhandlung ist noch aus der vorigen Woche zu verzeichnen. Es handelte sich dabei um die Frage der Schiffahrtsabgaben, die durch eine Interpellation zum Gegenstande der Erörterung gemacht worden war.

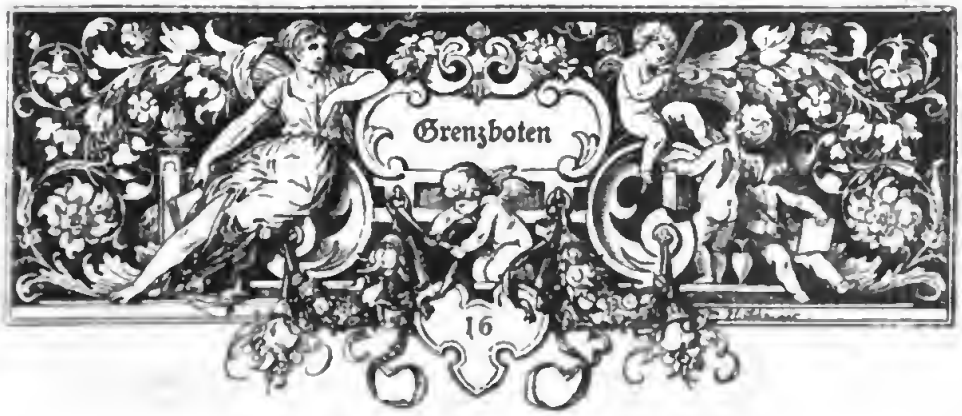
Das Thema ist bekanntlich dadurch angeregt worden, daß der preußische Landtag die Verwirklichung der bekannten Kanalbaupläne seinerzeit davon abhängig gemacht hat, daß die Kosten für die Instandhaltung der künstlichen und die Regulierung der natürlichen Wasserstraßen durch besondre Abgaben aufgebracht werden. Die preußische Staatsregierung hat diesen Standpunkt als berechtigt anerkannt und sich zu eigen gemacht. Dagegen regt sich nun eine sehr scharfe Opposition in andern, vornehmlich außerpreußischen Interessenkreisen, die sich darauf stützen, daß solche Schiffahrtsabgaben nach Artikel 54 der Reichsverfassung unzulässig seien. Wenn man die Sache so ansähe, würde sich unter Umständen daraus ein Konflikt zwischen Preußen und dem Reich ergeben. Es war deshalb durchaus gerechtfertigt, daß man die Sache gern im Reichstage klarstellen und die Stellung der Parteien dazu zu erfahren suchte. Das war die Veranlassung der Interpellation, die am 1. April besprochen wurde. Der Staatssekretär v. Bethmann-Hollweg gab dabei die Erklärung ab, daß die Frage der Auslegung des Artikels 54 der Reichsverfassung im Bundesrat noch nicht ganz abgeschlossen sei; man verhandle noch darüber. Doch ist die preußische Regierung so sehr von der Notwendigkeit und Zweckmäßigkeit ihrer Forderung überzeugt, daß sie, falls die Bedenken nicht auf dem Wege der Verständigung mit den Bundesstaaten beseitigt werden, nötigenfalls auch Verhandlungen wegen Änderung des Verfassungsartikels 54 aufnehmen würde. Es ist nun sehr bemerkenswert, daß sich die Mehrheit des Reichstags in dieser Frage auf die Seite der preußischen Regierung gestellt hat. Die Parteien sind dabei nicht alle einheitlich gestimmt. In der nationalliberalen Partei finden sich gerade hier die Vertretungen sehr verschiedner, zum Teil konkurrierender Interessen. Aber die Mehrheit der Partei neigt doch der Ansicht zu, daß es sich bei der Erhebung von Schiffahrtsabgaben in der Form, wie sie von der preußischen Regierung in Aussicht genommen ist, um eine notwendige Einrichtung handelt, die dem Geist und der Absicht des Artikels 54 keinesfalls widerspricht, auch wenn nach dem Wortlaut der Verfassungsbestimmung eine entgegengesetzte Deutung möglich sein sollte. Der erwähnte Artikel ist unter dem Einfluß der Erinnerung zustande gekommen, daß in frühern Zeiten die Binnenschiffahrt auf deutschen Wasserstraßen van den einzelnen Staaten als bequeme Einnahmequelle ausgenutzt wurde durch Erhebung von Finanzzöllen. Demgegenüber galt es ausdrücklich zu betonen, daß das Deutsche Reich ein einheitliches Handelsgebiet darstellen sollte, worin die Erhebung einzelstaatlicher Binnenschiffahrtszölle verboten wurde. Die Fassung des Artikels 54 aber, wenn sie auch nicht sehr glücklich ausgefallen ist, zeigt doch, daß man sachlich gerechtfertigte Abgaben, die dem Zweck der Schiffahrt selbst dienen sollen und dieser wieder zugute kommen, nicht ohne weiteres mit dem Verbot treffen wollte. Die Zweifel, die darüber möglich sind, welche Abgaben als zulässig angesehen werden können oder nicht, geben natürlich den verschiednen Interessenkreisen Gelegenheit, sich bei Geltendmachung ihrer Sonderwünsche auf die Reichsverfassung zu berufen. In Preußen würdigt man das so weit, daß beabsichtigt wird, nicht ohne weiteres von Staats wegen die Sache in die Hand zu nehmen, sondern Zweckverbände zu organisieren, die die Frage in den verschiednen Wirtschaftsgebieten regeln. So wird es hoffentlich gelingen, zu einer zweckmäßigen Verständigung zu gelangen.

In der letzten Zeit hatte die Welt auch wieder einmal ihre große Sensation. Wir meinen die Erörterungen, die sich an den sogenannten „Fall Tower-Hill“ knüpften. Der amerikanische Botschafter in Berlin, Herr Charlemagne Tower, sollte abberufen werden, und an seine Stelle sollte Herr David Jayne Hill treten. Alle Formalitäten waren erfüllt, als vor kurzem plötzlich behauptet wurde, die Ernennung des Herrn Hill sei von Berlin aus beanstandet worden. Alle amtlich informierten Stellen beeilten sich, dieser Behauptung zu widersprechen, wie sie es mit gutem Gewissen auch tun konnten. Aber überall, wo die Sensation einen guten Boden fand, und wo man gern Deutschland etwas am Zeuge flickt, wurde die Behauptung

wiederholt, und bald tauchten Einzelheiten auf, die als Unterlagen des Gerüchts dienen sollten. Wir brauchen hier auf die einzelnen Stadien dieses Zwischenfalls nicht einzugehn, sondern nur zu erwähnen, daß die Sache so dargestellt wurde, als habe der Kaiser hinter dem Rücken seiner verantwortlichen Ämter Herrn Tower gegenüber Äußerungen getan, die die Besorgnis verrieten, Herr Hill werde sich möglicherweise auf dem Berliner Posten nicht wohl fühlen, da er nicht wohlhabend sei und darum in der Repräsentation nicht in die Fußtapfen seines bekanntlich sehr reichen Vorgängers treten könne. Daraufhin wurde der Vorfall in einigen amerikanischen Preßstimmen in der unglaublichsten Weise aufgebauscht, als ob der Kaiser der amerikanischen Regierung unerbetnen Rat erteilt habe; man solle nun als Antwort darauf den Botschafterposten in Berlin überhaupt unbesetzt lassen, und was dergleichen erregte Ausfälle mehr waren. Die wilde Agitation scheiterte an dem vornehmen und korrekten Auftreten der amerikanischen Regierung, die, von dem wirklichen Sachverhalt unterrichtet, nach dem Austausch würdiger Erklärungen von beiden Seiten die Angelegenheit zum Abschluß brachte und die Ernennung des Herrn Hill einfach vollzog. Wenn der Kaiser eine der berichteten ähnliche Äußerung getan hat, ja ist es zweifellos, daß sie keine Spitze gegen Herrn Hill richten sollte. Es war eine im vertraulichen Privatgespräch hingeworfne, halb scherzhafte Bemerkung, die in menschlich liebenswürdiger Form ausdrücken sollte, wie sehr man nach dem Weggang des Herrn Tower von Berlin das vermissen würde, was dieser als Botschafter durch seine reichen Mittel zu bieten in der Lage war, nämlich nicht etwa, wie man im Publikum wohl zu glauben scheint, besonders verschwenderische Feste und materielle Genüsse, sondern die Vermittlung eines besonders lebhaften Gedankenaustausches zwischen Deutschland und den Vereinigten Staaten durch Heranziehung interessanter Persönlichkeiten, Vermittlung ihrer Bekanntschaft mit dem Kaiser und eine vielverzweigte Tätigkeit, die der Annäherung und Bekanntschaft beider Nationen diente, aber ohne den Besitz großer Privatmittel nicht zu leisten war. Wenn eine solche Äußerung des Kaisers durch Indiskretion, vielleicht auch in mißverstandner Form an die Öffentlichkeit kam, so bedarf es keiner besondern Erklärung, daß sie aufgegriffen und so gedeutet wurde, als habe der Kaiser die Befürchtung aussprechen wollen, daß Herr Hill nur wegen seiner verhältnismäßig geringen Mittel sein Land nicht würdig genug in Berlin repräsentieren werde. Die Sache war arglistig genug ausgedacht. Sie mußte, in dieser Form an die Öffentlichkeit gebracht, die Eigenliebe der Amerikaner verletzen und den Anschein einer fremden Einmischung in die Entscheidungen ihrer Behörden erwecken; sie mußte aber auch in Deutschland unangenehm berühren, da es so aussah, als ob sich der Kaiser in der Tat allzueifrig um Dinge gekümmert habe, die doch zunächst die Amerikaner angingen. Und so wurde es ja auch bei uns von Blättern, die sich gern in der Kritik des Monarchen ergehn, aufgefaßt. Man übersah dabei, wie es leider häufig geschieht, daß bei solchen Äußerungen, die doch nur durch Indiskretion und völlig unkontrolliert zum Ausgangspunkt öffentlicher Erörterungen gemacht werden, der Kaiser doch in erster Linie ein Recht darauf hat, daß seine Sache von uns dem Auslande gegenüber als die unsrige angesehen wird, weil alles, was ihn trifft, auch uns und das gemeinsame Interesse trifft. Es war ein beschämendes Schauspiel, daß eine fremde Regierung in diesem Falle ein besseres Verständnis für unsre eigne nationale Würde hatte als ein — glücklicherweise diesmal nur geringer — Teil unsrer Presse.

Der kleine Meyer. Die Anzeige des Herderschen Konversationslexikons im 8. Hefte veranlaßt das Bibliographische Institut von Meyer in Leipzig, mir die ersten drei Bände der siebenten, gänzlich neubearbeiteten und vermehrten Auflage seines Kleinen Konversationslexikons zu übersenden. Die Auflage ist von drei Bänden auf sechs erweitert worden und enthält über 6000 Seiten Text mit etwa 520 Illustrationstafeln (darunter 56 Farbendrucktafeln und 110 Karten

und Pläne) und etwa 100 Textbeilagen. Jeder Band (in Halbleder) kostet 12 Mark. Der vierte Band soll Mitte dieses Jahres erscheinen, die übrigen zwei Bände werden in fünfmonatigen Abständen folgen. Nun ist der Weltruf von Meyers Institut so fest gegründet, daß seine Erzeugnisse meiner Empfehlung wahrlich nicht bedürfen. Wenn ich dennoch meinen Dank für die freundliche Gabe mit einigen Zeilen abstatte, so geschieht es in der Voraussetzung, daß es manchen Grenzbotenlesern gehn mag wie mir: ich hatte bis dahin nur den großen Meyer gekannt. Was ich zum Lobe des Herderschen Werkes gesagt hatte, trifft, wie ich jetzt sehe, auch auf den Kleinen Meyer zu: er bietet in mäßigem Umfange und um einen leicht erschwingbaren Preis alles, was der Nichtfachmann braucht und sich wünschen kann. Quantitativ kommt er dem Herder beinahe gleich, da jeder seiner sechs Bände etwas stärker ist als je einer der Herderschen acht. Und was die Qualität betrifft, so versteht es sich bei einem Meyer von selbst, daß die wissenschaftlichen wie die biographischen Artikel auf der Höhe der Forschung, die Illustrationen auf der Höhe der Technik stehn; auf Einzelheiten einzugehn, wäre vollkommen überflüssig. Der Unterschied der beiden Nachschlagewerke besteht vorzugsweise darin, daß Herder manches bringt, was katholische Benutzer besonders interessiert; so zum Beispiel über den katholischen Philosophen Baader etwas ausführlicher berichtet als Meyer; dafür betragen die der Elektrizität gewidmeten Abhandlungen bei Meyer zusammen beinahe doppelt soviel wie bei Herder (31 gegen 17 Seiten). Die Artikel Afrika, Ägypten, Assyrien, Babylonien sind ziemlich gleich lang. Unterläßt es Herder nicht, in den Artikeln über Arbeit und Arbeiterfrage die Veränderung zu erwähnen, die nach dem Kirchenglauben infolge des Sündenfalls mit der Arbeit vorgegangen sein soll, so hebt dafür Meyer den wichtigen Unterschied zwischen der rationellen und der bloß philanthropischen Behandlung der Arbeiterfrage hervor. Meidet Herder nach Möglichkeit alles, was Protestanten verletzen könnte, so schont Meyer andrerseits die katholische Empfindlichkeit. Artikel wie „Ablaß", „Heilige", „Jesuiten", „Calvin", „Hugenotten" sind ganz objektiv gehalten. Die großen Päpste, bei denen man zur Ergänzung die entsprechenden Kaisergeschichten heranziehn muß, werden sehr kurz abgefertigt. Die das Christentum im allgemeinen, die Person Christi und die Bibel betreffenden Artikel atmen den Geist Harnacks. Hier und da — nur in untergeordneten Dingen — macht sich der nicht sowohl dem Katholizismus als der positiven Religion überhaupt abgeneigte Geist unsrer Zeit ein klein wenig bemerkbar, so wenn die Fürstin Amalie Golizyn (Gallitzin) in den ihr gewidmeten zehn Zeilen kurzweg als „religiöse Schwärmerin" charakterisiert wird. Sogar in der ausführlichen Schilderung Goethes, der doch wahrlich weder ein Pietist noch ein Ultramontaner war, erscheint sie als eine sehr praktische Frau, und Schwärmerinnen pflegen nicht praktisch zu sein (Kampagne in Frankreich, Münster, November 1792). Indes, in den feinern Schattierungen kann kein solches Werk jedem Geschmack genügen; das wesentliche ist, daß es sich in den Tatsachen zuverlässig erweist, und das ist bei Meyer natürlich der Fall. Man darf sagen, daß Herder und der Kleine Meyer einander ergänzen, und da ich um die Verständigung der Konfessionen in Deutschland bemüht bin, so würde ich wünschen, daß die Protestanten den Herder, die Katholiken den Kleinen Meyer kauften, wenn solche Wünsche etwas nützten. C. J.



Die asiatische Einwandrung

1

Der zunehmende Strom asiatischer Einwandrung in große Ländergebiete und sogar Kontinente, die die weiße Rasse als ihr alleiniges Eigentum betrachtet, hat ein Problem entstehn lassen, dessen Bedeutung vielleicht noch nicht überall voll erkannt ist, das aber trotzdem zu einer Frage von allgemeinster Bedeutung für die Welt heranreifen wird.*) In Deutschland werden wir, trotzdem Deutsch-Ostafrika auch seine Indierfrage hat, zunächst vielleicht nicht von den ernsten Folgen berührt, die mit der Masseneinwandrung von Asiaten verbunden sind, sie treffen vornehmlich England, seine großen Tochterstaaten Kanada, Australien und Südafrika sowie die Vereinigten Staaten. Am letzten Ende aber ist es weder eine rein lokale noch andrerseits eine rein britische Reichsangelegenheit, sondern eine Weltfrage, an deren Lösung alle weißen Nationen Interesse haben, vornehmlich die, deren handelspolitische Beziehungen über den Erdball reichen.

Der alte und landläufige Begriff, daß sich Europa und die übrigen von weißen Völkern bewohnten Gebiete Asien gegenüber immer in einer überlegnen und unangreifbaren wirtschaftlichen Position befinden werden, muß schon heute eingeschränkt werden. Wir sind Zeugen des Erwachens Asiens. In schärferer Form als bisher weisen die asiatischen Völker das zurück, was sie als ungerecht empfinden. Es entsteht dort ein unbestimmtes, aber stetig wachsendes Gefühl für die kommerzielle Macht, die sie Europa gegenüber ausüben können.

Die Swadeshi-Bewegung in Indien — Boykott britischer Waren —, die Boykottierung amerikanischer Waren in China sind in dieser Beziehung nicht ohne Bedeutung, es sind immerhin Mittel, mit denen sich Asien manche Konzession erzwingen und manche verschloßne Tür öffnen kann.

*) Der Verfasser lehnt sich hauptsächlich an folgende Werke an: L. E. Neame, The Asiatic Danger in the Colonies. Sir Frank Swettenham, British Malaya. Howard Angus Kennedy, New Canada and the new Canadians. The risen Sun, by Baron Suyematsu. Putnam Weale, the truce in the East and its aftermath und andre.

Für die weißen Nationen mit ihrer stetig wachsenden Industrie, ihrem wachsenden Rohmaterialbedarf ist die Erschließung weiterer Absatzmärkte für ihre Waren eine Lebensfrage, und die nach vielen Hunderten von Millionen zählenden Völker des Ostens als Abnehmer zu haben, ist eine Sache von der größten Bedeutung. Heute kauft Indien mehr von England als irgend ein andrer Teil des Reiches. Die Gesamtabnahme Asiens von den weißen Nationen wird auf 2 bis 4 Milliarden jährlich geschätzt. Dieser Handel aber ist noch in den ersten Anfängen, die einfachen Bedürfnisse steigen, mehr und mehr gewöhnt man sich an europäische Erzeugnisse und läßt einheimische Industrien verkümmern. Der Wettbewerb um diesen Handel mit dem Osten wird fortwährend schärfer; es liegt nahe, daß man, um sich die Abnehmer geneigt zu machen, um Konzessionen zu erringen, andre wichtige Interessen opfern muß. Wenn Japan, China und Indien ihrerseits die Öffnung der Länder des Pazifischen Ozeans für die Masseneinwandrung ihrer Völker fordern, so liegt die Befürchtung vor, daß das industrielle Mutterland geneigt ist, dem eignen Augenblicksinteresse folgend, diesem Drängen nachzugeben. Hier liegt die Gefahr für die Kolonialländer, deren Erhaltung als white man's countries der Zukunft von viel größerer Wichtigkeit ist.

Auch Asien braucht Raum zum Abfließen für seine stetig wachsenden Bevölkerungsmassen. Die Hemmungen, die Krieg, ansteckende Krankheiten und Hungersnöte in der Bevölkerungszunahme bewirkten, werden immer geringer; die Bevölkerung Südindiens verdoppelt sich in 88½ Jahren, der kultivierte Boden wächst aber nur um etwa acht Prozent in der Dekade, so muß eine Abwanderung stattfinden, und die Völker Asiens drängen gegen die Schranken, die die westlichen Nationen errichtet haben. Wie lange werden diese standhalten?

Noch andre Dinge verwickeln die Frage. Erstens ist England durch einen Allianzvertrag mit der asiatischen Macht verbunden, die selbst geeignet ist, die Führung in dieser Bewegung zu übernehmen. Weiter ist es selbst die Beherrscherin von 300 Millionen indischer Völkerschaften, die sich gegen die englische Bevormundung aufzulehnen beginnen und andrerseits auf die ihnen zugesicherten Rechte als britische Reichsuntertanen pochen. In den großen Tochterstaaten selbst sind Anschauungen und wirtschaftliche Bedürfnisse in den verschiednen Teilen verschieden. Die dünn bevölkerten Staaten an der pazifischen Küste der Union und Kanadas bedürfen für eine Reihe von Jahren billiger Arbeitskräfte, um die großen Kulturaufgaben zu lösen, die die Besiedlung und die Erschließung im Großen allein ermöglichen. Für die Bahngesellschaften, vornehmlich die großen Transkontinentalbahnen, für den Kanalbau, Farmen, Sägemühlen und andre mehr sind billige Arbeitskräfte eine Frage des Seins oder Nichtseins. Das Angebot an europäischen Arbeitskräften steht in keinem Verhältnis zu der Nachfrage, und unter den heutigen Verhältnissen können nur asiatische Arbeitskräfte helfen, wenn die Entwicklung nicht ins Stocken geraten soll. Das Verbleiben der Asiaten im Lande aber ist nichts weniger als

wünschenswert. Ihre Lebenshaltung ist nicht die des weißen Mannes, sie stellen viel geringere Ansprüche und unterbieten ihn in jeder Form. In der folgenden Generation schon wird der eingewanderte Kuli die Existenz mancher Europäer vernichtet haben. Ein Land mit unumschränkter, unkontrollierter und gesetzlich nicht streng geregelter asiatischer Einwandrung kommt über kurz oder lang für europäische Massenauswandrung kaum noch in Betracht.

Amerika und Kanada können z. B. wohl die niedrigste Klasse europäischer Einwandrung, wie Ruthenen, Galizier, Slowaken usw., auffaugen und sie sich mit der Zeit assimilieren. Im Laufe dieses Auffaugeprozesses, der längere oder kürzere Zeit dauern mag, wird sich der amerikanische Charakter infolge der Aufnahme fremden Blutes modifizieren, aber dennoch wird es eine amerikanische Nation bleiben. Kein Volk aber kann Asiaten in sich aufnehmen und mit der eignen Rasse verschmelzen. Der Asiate wird immer ein Außenstehender bleiben, nie wird er, was Meredith Townsend „die dumpfe, unbesiegbare, nicht zu mildernde Abneigung gegen die Weißen" nennt, verlieren. Dasselbe Gefühl beherrscht aber auch den Europäer, mag er theoretisch noch so gerecht denken und sich nicht durch Vorurteile leiten lassen wollen, innerlich ist auch er sich dieser unüberwindlichen Schranke bewußt. Ein andrer Umstand kommt hinzu; wer nie in Asien oder einem Lande gelebt hat, das eine an Zahl bedeutende asiatische Bevölkerung und Einwandrung hat, kann in der Regel die Tatsache nicht verstehn, daß der Asiate immer die Weißen in seiner Lebenshaltung und auf dem Arbeitsmarkt unterbietet.

Bei der Beurteilung des Problems vom kolonialen Standpunkt muß ein Unterschied zwischen rein tropischen Kolonien, in denen der Weiße keine Arbeit verrichten kann, und den andern, nicht tropischen Kolonialländern gemacht werden.

In tropischen Siedlungen, wie den Straits-Settlements, den föderierten Malaienstaaten und Borneo sind die Chinesen das Rückgrat für die Industrie, sie sind unter englischem Schutz die wahren Urheber des industriellen Aufschwungs dieser Länder gewesen. An ein Ausscheiden des chinesischen Elements ist hier gar nicht mehr zu denken, auch würde dies den völligen Ruin der Länder nach sich ziehn.

Indier vom Pendschab haben die Ugandabahn in Britisch-Ostafrika gebaut, Kanaken aus der Südsee den Zuckerrohrbau in Nord-Queensland (Australien) ermöglicht und zur Blüte gebracht. Chinesen haben wiederum den größten Teil der „Spatenarbeit" an der nordamerikanischen Westküste geleistet. Die westindischen Inseln sind ein Beispiel dafür, was mit Hilfe asiatischer Arbeitskräfte geleistet werden kann; die indischen Kulis haben die Inseln vor dem Ruin gerettet. Die Schwierigkeiten in bezug auf die Arbeiterfrage datieren bis in die erste Zeit der spanischen Kolonisation in Westindien zurück, immer hat man über Mangel und Unregelmäßigkeit in der Versorgung mit ungelernten Arbeitern geklagt.

In Britisch-Guinea sind heute unter einer Gesamtbevölkerung von 278000 Einwohnern 105000 Indier, von diesen sind aber nur etwa 20000 Kontraktarbeiter, die übrigen freie. Jamaika hat 125000, Trinidad 90000 Indier. Auf den Fidschi-Inseln (Südsee) sind 25000 Indier, ihre Zahl stieg von 1901 bis 1904 um 5685, während sich die Eingebornen um 4334 verminderten. Überall machen hier die Indier einen äußerst wichtigen und nützlichen Bestandteil der Bevölkerung aus, sie sind fleißige und ordnungsliebende Bürger geworden, die es zu einem Grade von Wohlstand gebracht haben, den sie in ihrer Heimat nie erreicht hätten. Die Insel Dominica hat sich ohne diese Einwandrung zu helfen versucht und ist infolgedessen der Stagnation verfallen. Die Bedingungen des Arbeitskontrakts waren sehr liberal, durch Vergünstigungen wurden indische Arbeiter bewogen, sich im Lande anzusiedeln. Unter den Einwandrungsbedingungen, wie sie heute noch auf den westindischen Inseln bestehn, ist eine dauernde Zuwandrung von Asiaten unvermeidlich. Man hat diese Art der Kolonisation die „staatlich unterstützte" genannt, und sie ist nichts andres. Die Indier müssen von vierzig Prozent Frauen begleitet sein. Nach Ablauf des Kontrakts können sie Kronland anstatt des halben Rückfahrtpreises erhalten. Der Indier erhält, wenn er auf der Farm bleibt, Vergünstigungen in Gestalt von freier Wohnung, Weide für sein Vieh und freier ärztlicher Behandlung. Die wichtigste Bestimmung ist aber die, die gestattet, den Kontraktarbeiter schon während dieser Zeit als Handelsmann, gelernten Fabrikarbeiter usw. zu beschäftigen. Nach Ablauf seines Kontrakts gibt es für ihn keinerlei Beschränkung in dieser Beziehung mehr. So sehen wir, daß in tropischen Ländern der Asiate ein nützlicher und notwendiger Einwandrer ist, wo das heimische Arbeitsangebot die Nachfrage nicht decken kann.

Was nun die nichttropischen und zur Ansiedlung Weißer im großen Maßstabe geeigneten Kolonien betrifft, so liegen die Verhältnisse dort bedeutend anders.

Vom geographischen Standpunkt gesprochen, liegt ein großes Kolonialland, Kanada, in der Interessensphäre des unternehmendsten und übervölkertsten asiatischen Staates, Japan. Die japanische Regierung tut alles, was in ihrer Macht steht, um den Druck, mit dem die Armut auf dem Lande lastet, zu erleichtern und zugleich Japans kürzlich eroberte Stellung unter den Nationen zu erhalten und zu verstärken. Jede erdenkliche Erleichterung wird den Japanern gewährt, die sich in Korea, Formosa, Sachalin usw. ansiedeln wollen. Japan aber kämpft augenblicklich einen verzweifelten Kampf gegen die Folgen des Krieges, verstärkt durch Hungersnöte in den nördlichen Provinzen. Der Kampf ums Dasein wird von den Millionen Japans jetzt mit einer solchen hartnäckigen Verzweiflung geführt, wie es sich die westlichen Nationen gar nicht vorstellen können, es handelt sich um Groschen und Pfennige für den Kuli.. Wie kann es da wundern, wenn jeder Dampfer von Japan mit Zwischendeckern überfüllt ist, die sich in Gebiete flüchten, wo die Erwerbsbedingungen günstiger sind,

wo sie Arbeit finden, die ihnen in einem Tage mehr Verdienst bringt als erfolgreiche Wochen in Japan.

Und Kanada bedarf dieser billigen Arbeitskräfte. Durch den ganzen Westen der Dominion geht der Ruf nach Kapitalien und Arbeitskräften zur Entwicklung des Landes. Es gibt zurzeit kein andres Auskunftsmittel, diese großen Kulturaufgaben zu lösen, als Asiaten dazu heranzuziehen. In diesem Stadium der Entwicklung ist ihre Anwesenheit in gewissem Sinne nutzbringend. Unheilvoll würde andrerseits ihr dauerndes Verbleiben im Lande sein, denn Kanada ist von der Natur dazu bestimmt, das Land einer großen „weißen" Rasse zu werden, aus der uneingeschränkten Zuwandrung von Asiaten würden sich die schwierigsten Verwicklungen für die Zukunft ergeben. Das Eindringen der indischen Arbeiter in Südafrika ist der beste Beweis hierfür.

So ist hier, wenn auch nicht über Nacht, so doch in kurzer Zeit, beschleunigt durch den Ausgang des Russisch-japanischen Krieges, eine Frage entstanden, deren Lösung die Staatsmänner der großen Gemeinwesen am Pazifischen Ozean dauernd in Atem halten wird. Verschärft wird die Frage dadurch, daß keine völlige Übereinstimmung bei der Bevölkerung besteht; für die arbeitenden Klassen des Westens Amerikas ist die Ausschließung der asiatischen Einwandrung eine Lebensbedingung, der industrielle Osten, der nicht unmittelbar getroffen wird, steht ihr sehr viel leidenschaftsloser und versöhnlicher gegenüber. Die stetig wachsenden Handelsbeziehungen zu Japan und China, die zunehmende Bedeutung des asiatischen Marktes sprechen hier sehr mit. Japan kann heute angesichts seiner schwachen wirtschaftlichen Lage seinen Interessen nicht den nötigen Nachdruck verleihen, ihm selbst wäre eine Auswandrung seiner Arbeiter nach den neuerworbnen Gebieten auf dem Kontinent lieber, die japanische Regierung steht der Bewegung ziemlich machtlos gegenüber.

In Australien herrscht eine ausgesprochne Abneigung gegen die asiatische Einwandrung, trotzdem oder vielleicht weil es keine irgendwie nennenswerte eingeborne Bevölkerung gibt, und der Bedarf an rohen Arbeitskräften ebenso groß ist wie in andern Kolonialländern. Die Versuchung, diese Arbeitskräfte auf Kosten der Zukunft des Kontinents zu beschaffen, war groß. In Queensland, dem tropischen Australien, brach man zeitweise unter dem Druck der Not mit dem Vorurteil: Japaner, Chinesen, Polynesier, Indier und sogar englische Zuchthäusler waren willkommen.

Verschiedne Distrikte ließen Asiaten (und Kanaken, z. B. in Queensland) versuchsweise zu, aber der Erfolg entsprach nicht überall den Erwartungen, die Masse der weißen Bevölkerung war entschieden gegen diese Einwandrung, infolgedessen wurden die Zulassungsbedingungen nach einiger Zeit wieder verschärft. Schon im Jahre 1854 berichtete Sir Charles Hotham, zweiter Gouverneur von Viktoria, nach einer Reise durch die Goldfelder, daß er die Zulassung von Chinesen für unerwünscht erachte. Verschiedne einschränkende Maßregeln wurden erdacht, so eine Kopfsteuer von 10 Pfund Sterling, weiter

durfte jeder Dampfer nur einen Chineſen auf je 100 Tonnen ſeines eingetragnen Tonnengehalts einführen. Die Goldminen übten jedoch eine bedeutende Anziehung aus. Der Zuzug von Chineſen war bedeutend, und vor zwanzig Jahren gab die Chineſeneinwandrung Anlaß zu einer großen parlamentariſchen Schlacht, in der gewiſſe Grundſätze in dieſer Beziehung niedergelegt wurden.

Im Namen von Neu-Südwales, das mehr Chineſen als alle Staaten hatte, richtete Lord Carrington an die britiſche Regierung im April 1888 einen Bericht, in dem er ſieben Gründe für die Beſchränkung der Chineſeneinwandrung anführte. Dieſe Darlegung iſt bezeichnend für die ganze Lage, wie ſie durch unbeſchränkte Einwandrung von Aſiaten geſchaffen wird, und iſt in gleichem Maße heute noch zutreffend bei Beurteilung der jüngſten Vorgänge an der pazifiſchen Küſte der Vereinigten Staaten und in Britiſch-Kolumbien. Sie lautet im Auszuge: „Wir wünſchen den Ratgebern Ihrer Majeſtät eine Darſtellung der chineſiſchen Frage in ihren Hauptzügen zu geben und zu zeigen, wie ſie auf die britiſchen Beſtandteile der auſtraliſchen Bevölkerung wirkt: erſtens ſind die auſtraliſchen Häfen leicht von den Häfen Chinas aus zu erreichen; zweitens üben das Klima und gewiſſe Zweige des Handels und des Erwerbsleben, wie zum Beiſpiel die Beſtellung des Bodens mit Marktbedürfniſſen und die Zinn- und Goldförderung, eine beſondre Anziehungskraft auf die Chineſen aus; drittens ſind die arbeitenden Klaſſen britiſchen Urſprungs aus Raſſengemeinſchaft ſtark gegen die chineſiſchen Wettbewerber eingenommen; viertens wird es nie zu irgendwelcher Sympathie zwiſchen den beiden Raſſen kommen, im Gegenteil, es iſt ſtete Feindſchaft in Zukunft zu befürchten; fünftens läßt die enorme Zahl der Bevölkerung Chinas die Einwandrung dieſer Raſſe im Vergleich mit der Einwandrung irgendwelcher andrer Nationen beſonders bedrohlich erſcheinen; ſechſtens iſt es das ausgeſprochenſte Beſtreben aller auſtraliſchen Gemeinweſen, ſich den britiſchen Typus in der Bevölkerung zu bewahren. Siebentens kann weder von einer Gemeinſamkeit der Idee oder einem Austauſch von Anſchauungen über Religion oder bürgerliche Rechte noch von einer Vermiſchung durch Heirat uſw. von Briten und Chineſen die Rede ſein.

Hiermit iſt untertänigſt klargeſtellt, daß die Prüfung dieſer Hauptpunkte nur zu einem Schluß führen kann, nämlich dem, daß die chineſiſche Einwandrung von allen Teilen Auſtraliens ferngehalten werden muß.“

Die preußiſche Artillerie im Dienſte des Küſtenrettungsweſens

Ein Beitrag zu ihrer Geſchichte von Ludwig Kemmer

1. Die 1. (Preußiſche) Brigade als Rettungsartillerie an der Bernſteinküſte

Im Jahre 1656 ſchärfte der Große Kurfürſt durch ein Schreiben an den Gouverneur von Pillau den Küſtengarniſonen die Beobachtung ſeiner Strandordnung vom Jahre 1644 ein, die „bey Leibesſtraffe“ gebot, „daß kein Officirer noch Soldat ſich am Strande bey geſtrandeten Güttern finden laſſen noch derſelben anmaſſen ſollen“. Sein miles perpetuus war dem miles mercennarius des Dreißigjährigen Krieges doch noch nah verwandt. Soldaten der Garniſon Pillau hatten geſtrandete Schiffe zerhauen, und ihre Offiziere hatten ſie nicht daran gehindert. Aber der oberſte Kriegsherr war wach.

Faſt hundertunddreißig Jahre ſpäter, im Jahre 1784, führte der Kolberger Tuchmacher Ehrgott Friedrich Schaefer ſeine Idee, durch ein Geſchoß, das eine Leine ſchleppte, vom Strande aus die Verbindung mit geſtrandeten Schiffen herzuſtellen, Artillerieoffizieren Friedrichs des Großen vor. Die Herren erkannten die Mutter der Idee, die Humanität, an, aber der Vater und ſein Kind fanden bei ihnen kein Wohlwollen. Sie brachten dem Verfahren nur ſo viel Teilnahme entgegen, als ihr Pflichtgefühl und der Befehl des Königs erzwangen, und waren raſch mit ihrem Urteil fertig. Von den Kolberger Garniſonartillerieoffizieren bis zu dem Generalmajor von Holtzendorff und ſeinem Stabe fanden alle das Experiment „bey der Strandung derer Schiffe gar nicht practicabel“. Was der Erfinder zu leiden hatte, habe ich im 24. Heft des Jahrgangs 1903 der Grenzboten erzählt. Seine Enttäuſchung war ſchwer, und nur mit knapper Not entging er einer Beſtrafung, als er ſich nicht mit dem Urteil der Kolberger Artillerieoffiziere zufriedengab, ſondern in der Berliner Preſſe für ſein Verfahren Stimmung zu machen ſuchte. Kein Wunder, daß die Idee in Preußen noch vor ihrem gekränkten Vater ſtarb. Nur wenig Jahrzehnte zu früh war ſie geboren, ihre Zeit war noch nicht gekommen, aber ſie kam bald. Den Erfolg, der der deutſchen Erfindung verſagt war, erntete ihre gleichaltrige engliſche Schweſter.

Faſt um dieſelbe Zeit, als der Kolberger Tuchmacher auf ein Mittel ſann, den Schiffbrüchigen über die Wogenkluft Hilfe zu bringen, machte ein junger Engländer Verſuche mit Schleppgeſchoſſen, und eines Tages ſchoß er mit einem kleinen Mörſer eine Leine über das Dach der Kirche zu Downham Market in

Norfolk. Er war noch sehr jung, es war ein Spiel, das Spiel eines jungen Kriegers, was Beuth davon im Jahrgang 1826 der Verhandlungen des Vereins zur Beförderung des Gewerbfleißes in Preußen erzählt, liest sich wie ein Leutnantsscherz.

Daß ein Spiel mit einer Schußwaffe, ein Leutnantsscherz, reichen Segen zur Folge haben könne, zu diesem Gedanken wird sich selbst das fröhliche Selbstbewußtsein des jüngsten, keckſten Leutnants nicht versteigen. Und doch war es so.

Jene halb mutwilligen halb ernsten Schießversuche in Downham Market waren die ersten Regungen einer erwachenden Idee. Ihre gleichaltrige Schwester in Deutschland war, kaum geboren, wieder gestorben. Sie selbst reifte langsam zwei Jahrzehnte und trat dann kräftig und hilfreich wie Johanna Sebus als Retterin an den Strand der wilden Nordsee.

Ihr Vater, George William Manby, war nun selbst vom träumerisch spielenden, die Fenster der Kirche seiner Heimat gefährdenden Jüngling zum immer hilfsbereiten Mann gereift. Er wird in allen Quellen Captain genannt; wie mir der Pfarrer von Hilgay bei Downham Market mitteilte, diente er auf der Flotte, nach andern Berichten stand er in Yarmouth in Garnison, welcher Waffe er angehörte, konnte ich nicht erfahren. Nach der englischen Rangliste vom Jahre 1828 war er in diesem Jahre Barrack Master — Kaserninspektor — in Yarmouth. In der Rangliste vom Jahre 1832 ist er nicht mehr verzeichnet.

Im Februar des Jahres 1807, als der deutsche Erfinder des artilleristischen Rettungsverfahrens vergessen starb, sah der englische Menschenfreund bei Yarmouth 180 Fuß von der Küste entfernt die Kutterbrigg Snipe mit 67 Personen untergehn, nachdem man sechs Stunden lang mit Anspannung aller Kräfte vergeblich versucht hatte, ihr zu Hilfe zu kommen. Als er die Rettungsboote nach dem Wrack wie nach einem Ziel auf steiler Höhe ringen sah, und als die See das Schiff von Tauwerk und Menschen rein gefegt hatte, sodaß aus dem Rahmen der Masten und Rahen wie aus leeren Fensterhöhlen nur noch weiße wütende Wogenhäupter schauten, angesichts des Opfers, das die wilde See gefordert hatte, fiel ihm ein Opfer seiner Spiele ein, das Fenster der Kirche zu Downham Market, das er bei seinen Leinenschießversuchen mit einem Geschoß zerbrochen hatte. In diesem Augenblick sah er seine Idee, das Kind seines Geistes und seiner Menschenliebe, erwachsen, schön und stark an seiner Seite stehn. Er rettete mit ihr in achtzehn Jahren von 48 Schiffen, die auf den Strand von Norfolk geraten waren, 332 Menschen. Sein Rettungsverfahren aber wanderte in bunter Gesellschaft mit andern englischen Ideen und mit englischen Kolonialwaren und Industrieerzeugnissen über die Nordsee und die Ostsee nach Preußen.

Damals klaffte zwischen Deutschland und England noch nicht der Riß, den Mommsen im Jahre 1902 als „ein Übriggebliebener aus einer verschollenen Zeit, in welcher der Deutsche zu dem Engländer wie zu einem älteren und vorgeschrittenen Bruder aufsah", bedauerte. Auch die Herzen waren nicht mehr so eng und hart wie am Ausgang der Regierung des großen Königs. So fand die englische

Erfindung in dem Lande, wo ihre Schwester vor dreißig Jahren unbeachtet gestorben war, freundliche Aufnahme und freudige Förderung.

Wahrscheinlich war sie durch die wichtigste damalige Einfuhrpforte Preußens, durch Königsberg, auf das Festland gekommen. Weit früher als in andern Festlandstaaten wurde sie in Preußen aufgenommen, am frühesten an der kurischen Küste, am freudigsten von Angehörigen der 1. (Preußischen) Artilleriebrigade.

Schon das erste Jahr des Aufatmens, das dem preußischen Volke nach dem schweren Ringen mit Napoleon beschieden war, ist durch den Versuch, das bewährte englische Rettungsverfahren an der preußischen Küste einzuführen, bezeichnet.

Nach Akten der Königlichen Regierung zu Danzig versuchte am 5. September 1816 Lotsenkommandeur Steenke zu Pillau mit einer Bombe eine Leine über ein breites Ziel zu werfen. Der erste Wurf mißlang, beim zweiten riß die Leine, da sie sich beim Auffliegen verwirrt hatte. Der Finanzminister Graf von Bülow und der Landhofmeister und Oberpräsident von Auerswald, durch den York „die Mittel zum Handeln" erhalten hatte, wohnten mit Beamten der Regierung dem Versuche bei. Weitere Versuche, über die in den Akten nichts enthalten ist, führten dazu, daß die Regierung zu Königsberg im Juli 1819 der Pillauer Hafenpolizeikommission den Gebrauch „dieses freilich immer gefährlichen Mittels" im äußersten Notfalle gestattete. Demnach muß wenigstens seit dem Jahre 1819 in Pillau ein Manbyscher Apparat vorhanden gewesen sein.

Bei den Versuchen, die die Regierung zu Danzig auf eine von dem Polizeipräsidenten von Vegesack und dem Direktor der Navigationsschule Professor Tobiesen unterstützte Anregung der im Rettungsdienste bewährten Lotsenkommandeure Neumann und Husen in den Jahren 1819, 1820 und 1821 veranstalten ließ, erscheint die Preußische Artilleriebrigade zum erstenmal im Dienste der Rettungsidee. Die Beamten, die die Anregung gegeben hatten, fanden die bereitwilligste Förderung bei den Militärbehörden. Major von Huet, der Chef der Danziger Abteilung der 1. Artilleriebrigade, stellte zu dem ersten Versuch im Juni 1819 einen zehnpfündigen Mortier und die Munition und kommandierte dazu einen Offizier und die Bedienungsmannschaft. Beim dritten Schuß hatte man die Ablenkung, die das Geschoß infolge des Winddrucks erlitt, bis auf zwei Meter korrigiert, der fünfte und der sechste Schuß waren Treffer. Auch dem nächsten Versuch wohnte Major von Huet mit einem andern Artillerieoffizier bei. Im Herbst wiederholte man diese Versuche. Man vermied die Fehler, die man im Sommer gemacht hatte, wählte die Leinen sorgfältig aus, richtete die Geschosse für die ungewöhnliche Verwendung her und konstruierte einen Apparat, von dem die Leine, dem Zuge des Geschosses folgend, sich leicht, ohne zu stocken oder sich zu verwirren, abwickeln konnte. Major von Huet leitete die Bedienung des Geschützes. Er hatte die Überzeugung gewonnen, daß das Verfahren wirklich Segen bringen könne, und bemühte sich nun mit Vegesack und Tobiesen, es zu verbessern. Die Versuche gelangen, von acht Probeschüssen waren sechs Treffer. Jüngere Lotsen hatten zu ihrer Ausbildung in der Bedienung des Mörsers den

Versuchen beigewohnt, sodaß die Anwendung des Verfahrens nicht mehr davon abhängig war, ob der Dienstbetrieb den Artillerieoffizieren und -mannschaften die Teilnahme an Übungen mit dem Rettungsgeschütz und an Rettungsversuchen erlaubte.

Im Frühling des Jahres 1821 fanden befriedigende Versuche statt, wobei der Mörser von Lotsen bedient wurde.

Im Frühsommer des Jahres 1825 wurden in Neufahrwasser die Leistungen eines Manbyschen Mörsers, den das Ministerium des Innern aus England bezogen hatte, mit denen der preußischen Sieben- und Zehnpfünder verglichen. Die Versuche fanden in Gegenwart des Artillerieoffiziers des Platzes, Kapitäns Roth, statt. Der Siebenpfünder schleuderte die Leine sicherer und weiter als der Manbymörser. Den Grund glaubte Kapitän Roth darin zu finden, daß die Pulverkammer des englischen Geschützes zu tief war. Das Geschoß und die Ladung des Zehnpfünders erwiesen sich als zu schwer für den Leinenwurf. Die Leinen zerrissen. Als im Herbst bei Weichselmünde die Leistungsfähigkeit des Zehnpfünders gegen schweren Sturm geprüft wurde, ergab es sich, daß der Winddruck die Wurfweite nicht wesentlich verkürzte. Aber wieder riß sich die Bombe von den Leinen los. Bei Schießübungen, die im Juli 1826 in Weichselmünde veranstaltet wurden, zeigte sich der preußische 5,5zöllige Siebenpfünder wieder dem englischen 5,2zölligen Geschütz in der Wurfkraft überlegen.

Auch die auf die Mörserstationen zu Memel und Mellneraggen bezüglichen Akten der Memeler Hafenbauinspektion führen uns bis in die Zeit zurück, wo das Eiserne Kreuz für 1813/14 noch ein junger Schmuck war und noch die Brust junger Männer zierte. Daß die ersten Anfänge dieser Rettungseinrichtungen auch hier nicht deutlich erkennbar sind, ist ein erfreulicher Beweis dafür, wie früh preußische Kaufleute oder Behörden Schaefers und Manbys Erfindung an der kurischen Küste heimisch und nutzbar zu machen suchten.

Die Sorge für die Schiffbrüchigen wurde in dieser Küstengegend durch die Strandung eines schwedischen Schiffes geweckt. Einer der Offiziere des Schiffs hatte sich ans Land gerettet, ging jedoch an dem unwirtlichen Gestade der auf der Seeseite ganz unbewohnten, infolge hoher Randdünen schwer erklimmbaren und durch Triebsand gefährlichen Landzunge an Entkräftung oder Frost zugrunde. Das war im Herbst des Jahres 1824. Nun stellte der Magistrat von Memel an die Regierung zu Königsberg den Antrag, auf der Nehrungsküste vom Ausflusse des Kurischen Haffs bis zu dem Dorfe Cranz in Zwischenräumen von einer Meile Wachthäuser zu errichten und mit verlässigen berittnen Wächtern zu besetzen. Ein Hafenpolizeibeamter schlug vor, einem Krüger bei Memel und dem Posthalter zu Schwarzort, denen bisher schon die Unterhaltung von Rettungsbooten oblag, gegen eine mäßige Summe die Errichtung, Ausrüstung, Bemannung und Kontrolle von vier transportierbaren Wachbuden zu übertragen. Keines von diesen Projekten wurde ausgeführt, aber sie erhielten doch das Bestreben der Behörden rege, die Küste wirtlicher zu machen und die Rettungsanstalten zu verbessern.

Zwischen 1825 und 1828 scheint das Manbysche Rettungsverfahren in Memel Eingang gefunden zu haben. Am Ende des Jahres 1827 war der Memeler Hafen schon mit einem Mörserapparat ausgerüstet, dessen Geschütz ein Kaliber von $6^1/_4$ Zoll hatte. Vermutlich war dem Vorsteheramte der Kaufmannschaft diese Bereicherung der Rettungseinrichtungen zu danken.

Das Schreiben, in dem diese Einrichtung zuerst erwähnt wird, leitet einen weitern Fortschritt der Memeler Rettungsanstalten ein.

In diesem Schreiben bat am 5. Dezember 1827 die Memeler Hafenpolizeikommission den Kommandeur der ersten Brigade, Major Stieler, um Übersendung einiger für den $6^1/_4$zölligen Rettungsmörser passenden Leuchtkugeln und um Angabe der bei dem Gebrauche dieser Feuerwerkskörper nötigen Elevation und Ladung. Die Leuchtkugeln sollten bei Strandungsfällen in dunkeln Nächten zur Ermittlung des Ziels dienen. Die Korrespondenz, die sich darauf zwischen Major Stieler und der Hafenpolizeikommission entwickelte, wurde der Anlaß zu einer militärischen Idylle, in der eine seltne Frucht, eine tatfertige Mörserrettungsstation, reifte.

Major Stieler bezeichnete in seiner Antwort auf das Schreiben der Hafenpolizeikommission Leuchtkugeln als ungeeignet zum Aufsuchen und Beleuchten hilfebedürftiger Schiffe, da sie erst nach dem Fallen am Boden in vollen Brand gerieten und leuchteten, seewärts geschleudert also ohne Licht zu spenden in den Wogen verlöschten. Er schlug einen andern Luftfeuerwerkskörper vor, eine Rakete, deren Leuchtsatz sich erst dann entzündete, wenn das Geschoß kulminierte und langsam fallend ein helles Licht spendete. Die Rakete erschien ihm auch aus dem Grunde für diese Verwendung besonders geeignet, weil sie bei Strandungen gegen den aus See wehenden Wind abgeschossen werden müsse und gerade gegen den Wind am stetigsten fliege. Er ersuchte um Mitteilung, wie weit die Raketen zu Rekognoszierungszwecken seewärts fliegen müssen, da er selbst — und zwar möglichst auf eigne Kosten — Versuche zur Ermittlung der notwendigen Elevation und Brennsatzkraft zu machen gedenke. Zur Anstellung umfassender Versuche am Stationsorte versprach er im Januar einen geschickten und zuverlässigen Oberfeuerwerker zu kommandieren. Er wünschte, die Anwendung der Leuchtgeschosse bei Strandungen so vervollkommnen zu können, daß sie nichts zu wünschen übrig ließe. Bei dieser warmen Teilnahme des menschenfreundlichen Offiziers erscheint es fast überflüssig, daß ihn die Regierung im Februar 1828 bat, durch Versuche zu ermitteln, wie das Ziel zur Nachtzeit am besten beleuchtet und wie die Leine am sichersten geworfen werden könne. Obwohl die Forderungen des Dienstes den Fortschritt des freudig begonnenen Unternehmens hemmten und Major Stieler nur die Prüfung der Verwendbarkeit der Leuchtraketen erlaubten, gediehen diese Versuche doch im Laufe des Sommers insofern zu einem Abschluß, als sich die Brauchbarkeit der Raketen zur Rekognoszierung und Beleuchtung von Strandungsstätten als wahrscheinlich erwies. Die Schießversuche mit dem Mortier mußten dem Oberfeuerwerker aufgegeben werden, der endlich in den letzten Tagen des

September mit einem Bombardier nach Memel abging. Damit beginnt die Idylle, von der ich oben sprach: zwei Artillerieunteroffiziere schaffen den Schuppen des Rettungsboots am Meeresstrande zu einem Feuerwerkslaboratorium um, sie machen Sprengkörper, nicht zur Zerstörung, sondern zur Erhaltung von Menschenleben, sie schleudern aus einem Mörser windwärts Geschosse in See, nicht um einem Schiffe den Strand zu wehren, sondern um eine schwanke Brücke über die Kluft zu legen, die vom Tod bedrohte Brüder vom Ufer trennt, sie üben und lehren die Künste, die sie gelernt haben, um Leben zu vernichten, im Dienste der lebenerhaltenden Liebe.

Es waren zwei brave Soldaten, ihr Kommandeur hatte die Sache, die ihm selbst lieb war, nicht schlechten Händen anvertraut. Der Oberfeuerwerker verstand mit der Feder trefflich umzugehn, er war Lehrer an der Brigadeschule, die von ihm herrührenden Schriftstücke in den Akten der Memeler Hafenpolizeikommission beweisen, daß sich schon damals unter den Unteroffizieren der preußischen Artillerie sehr tüchtige Männer befanden. Daß die Regierung, ohne zu geizen, nach dem Antrage des Brigadekommandeurs den beiden eine reichliche Zulage genehmigte, mag zu dem Zauber des Ungewöhnlichen, der ihrer Tätigkeit am Strande eigen war, noch den des Behagens gefügt haben, den auch bei Hackländer Zulage und Extramenage über das Leben bevorzugter, mit ungewöhnlich tüchtigen und märchenhaft milden Chefs begnadeter Artilleriekompagnien breiten, die auf einem idyllischen Fort wie auf einer Insel der Seligen leben. An die Erzählungen des rheinischen Artillerieromantikers erinnert nicht nur die Situation, in der sich die beiden Unteroffiziere befanden. Was ich über sie aus den Akten erfahren habe, hat mir zum erstenmal die Idealgestalten von Feuerwerkern und Bombardierern, die Hackländer zeichnet, glaublich gemacht.

Wo stand der Herd, an dem die beiden Königsberger Artilleristen später der Memeler Tage, vermutlich des Höhepunkts ihrer Dienstzeit, gedachten? Wo sind die Kinder, denen sie von jenen Tagen erzählten? Väter erzählen am liebsten von ihren Militärjahren, und Kinder wissen sich nach den Märchen der Mutter nichts Lieberes als die Soldatengeschichten des Vaters.

Die musterhaft geschriebnen, ausführlichen Berichte des Oberfeuerwerkers Kohler machen es mir möglich, seine Tätigkeit in Memel eingehend zu schildern. Man gewinnt aus ihnen ein klareres Bild des Verfahrens und der ihm anhaftenden Schwächen als aus den knappen Protokollen der übrigen Schießversuche, die im Bereiche der 1. Brigade veranstaltet worden waren.

Oberfeuerwerker Kohler hatte schon früher in Pillau an Mörserschießversuchen zu Rettungszwecken teilgenommen, sodaß er Erfahrungen verwerten konnte. Der zu Memel stationierte Mörser war ein preußischer Zehnpfünder. Die ersten Schießversuche fanden am 17. Oktober 1828 statt. Als Ziel wurde das aus Flaggenstangen und Tauen improvisierte Takelwerk eines Küstenfahrzeugs verwandt. Das Geschütz stand 400 Schritt vom Ziel entfernt auf einer Bohlenbettung. An den Geschossen waren feststehende Ösen angebracht.

Um die Wirkung des ersten Pulverstoßes auf die Leine zu mildern, wurden neben der Leine Darmsaiten am Ringe der Öse befestigt, dann angespannt und mit dem andern Ende so an der Leine befestigt, daß das Stück Leine zwischen dem Befestigungspunkte und der Öse etwas länger war als die Darmsaiten. Auf diese Weise gelang es, den der Leine gefährlichen Pulverstoß zu paralysieren. Aalhäute und Strähne von Pferdehaaren, die zu dem gleichen Zwecke verwandt wurden, bewährten sich nicht. Unter den elf Schüssen, die am 17. Oktober abgegeben wurden, befanden sich vier Treffer, zwei gingen zu kurz, bei den übrigen riß die Leine trotz der Verstärkung durch Darmsaiten, Aalhäute und Pferdehaare.

Die Versuche fanden bei schwachem Nordwestwinde statt. Da aber nur Resultate, die bei stürmischem Wetter gewonnen waren, für den Ernstfall maßgebend und lehrreich erschienen, galt es weitere Versuche bei stärkerm Wind zu machen. Zunächst brachte man, um die Leine gegen die zerstörende Wirkung der Rotation des Geschosses zu sichern, an einer Bombe eine bewegliche Öse an. Einen Probeschuß mit diesem Geschoß hielt die Leine aus.

Am 29. Oktober wurden abends nach Eintritt der Dunkelheit zwei Arten von Leuchtraketen, die inzwischen von den beiden Artilleristen hergestellt worden waren, probiert. Bei der einen Hälfte der Raketen bestand der Leuchtsatz in lose eingeschütteten Leuchtkugeln, bei der andern waren die Leuchtkugeln in Eisendrahtkörbchen gefüllt. Auch diese Versuche fanden bei stillem Wetter statt. Der Süderhaken, eine in das Haff ragende Düne, die vom Schießstande ungefähr 350 Schritt entfernt lag, sollte durch die Raketen beleuchtet werden. Die mit losen Leuchtkugeln gefüllten Geschosse wurden im 50. Grad abgefeuert, sie stießen die Leuchtkörper prompt aus, und diese wurden infolge ihrer Leichtigkeit während ihrer ganzen Brennzeit schwebend erhalten. Sie beleuchteten durchschnittlich ungefähr acht Sekunden lang eine Fläche von 100 bis 150 Schritt im Quadrat so stark, daß jeder darauf befindliche Gegenstand deutlich sichtbar war. Diese Leuchtdauer reichte zum Richten des Mörsers und des Lotsenboots vollständig aus. Die mit Leuchtkugelkörbchen gefüllten Raketen bewährten sich weniger gut. Sie mußten, da die Schwere der Körbchen ein rasches Fallen der Leuchtkörper bewirkte, im 60. Grad abgefeuert werden. Die in dem Drahtkörbchen vereinigten Leuchtkugeln fielen trotzdem sehr rasch, zudem wurde durch die Hitze der vereinigten Leuchtkörper die Verbrennung beschleunigt, sodaß die Körbchen auch bei der großen Schnelligkeit des Falles, wenn sie so weit gefallen waren, daß das Wasser erleuchtet wurde, fast keine Leuchtkraft mehr besaßen. Auch diese Versuche ließen, da sie bei ruhigem Wetter veranstaltet wurden, kein abschließendes Urteil zu. Nur Versuche bei starken auflandigen Regenböen konnten über die Brauchbarkeit der Raketen im Ernstfalle entscheiden. Da die sonst nicht mit Stürmen kargende Jahreszeit das zur Abhaltung dieser Versuche nötige Wetter hartnäckig vorenthielt, verlängerte der Brigadekommandeur auf die Bitte der Hafenpolizeikommission den beiden Artilleristen ihren Urlaub. Erst am 22. November erhob sich ein Wind aus

Westen, der eine dem Ernstfalle ähnliche Situation schuf. Die Hafenpolizeikommission setzte deshalb die Schießversuche für den folgenden Tag an und lud das Vorsteheramt der Kaufmannschaft dazu ein. Bei diesen Versuchen wurden verschiedne Arten, die Leine zum Schusse klar zu machen, erprobt. Man wickelte sie zuerst auf einer nach vorn sich senkenden Bohlenlage vor dem Mörser über Zapfen. Diese Art bewährte sich nur bei schwacher Ladung. Wurde dagegen die Ladung verstärkt, so riß die Leine, vermutlich infolge des Widerstandes, den die Zapfen dem Zuge der Bombe entgegensetzten, jedesmal. Als man dann die Leine einfach vor dem Mörser auf der Erde ausbreitete, wurde sie von der Bombe leicht aufgenommen und hielt ihren Zug auch bei verstärkter Ladung aus. Ein von dem Oberfeuerwerker vorgeschlagner Kasten mit Zapfen im Boden, die zum Aufwickeln der Leine dienten und zur Vermeidung von Leinenbrüchen bei starker Ladung herausgenommen werden konnten, wurde diesesmal nicht verwandt, scheint sich aber als brauchbar bewährt zu haben, da man nach dem Weggange der beiden Artilleristen die Leine darin aufbewahrte. Dagegen probierte man einen ebenfalls von Kohler vorgeschlagnen und hergestellten Richtaufsatz an Stelle des Richtlots und fand ihn brauchbarer als das der Einwirkung des Sturmes unterworfne Lot. Um die Rotation des Geschosses zu verhindern, die häufige Leinenbrüche verursachte, füllte man den zwischen Ladung und Geschoß leer bleibenden Teil der Kammer mit einem Heupfropfen aus und hüllte die Bombe in Segeltuch. Dieses Verfahren erwies sich insofern als vorteilhaft, als die bei der bisherigen Ladeweise erreichte Schußweite nunmehr mit einer um acht Lot geringern Ladung erzielt wurde. Auch die Verminderung der Rotation des Geschosses scheint dadurch erreicht worden zu sein. Wenigstens riß die Leine immer nur an einer ziemlich weit (15, 25, 23 Klafter) von der Bombe entfernten Stelle. Von den sieben Schüssen wird nur der zweite als Treffer, der sechste und siebente als gut gerichtet bezeichnet, der erste ging zu kurz, beim dritten, vierten und fünften riß die Leine. Die Windstärke verminderte die Wurfweite nicht.

Am Nachmittag des 27. November fand bei ziemlich starkem Sturm wieder eine Schießprobe statt. Dabei wollte man den Leinenkasten probieren. Allein die neue Leine, die auf die Zapfen in dem Kasten gewickelt werden sollte, verwirrte sich dabei so, daß man eine ältere, an mehreren Stellen gespließte verwenden mußte. Man breitete die Leine wieder einfach auf der bloßen Erde vor dem Mortier aus und traf auch im übrigen die gleichen Vorbereitungen wie bisher, nur verwandte man statt der losen Ladungen Papierkartuschen und gab den Geschossen statt der Segeltuchhülle nur eine Unterlage von Tuch, die im Verein mit dem schon bei den letzten Versuchen erwähnten Heupfropfen die Kammer genügend ausfüllte. Über das Resultat der Versuche ist in dem Berichte nichts enthalten, als daß die Leine, obwohl sie gespließt war, alle sieben Schüsse aushielt, ohne zu reißen. Man hatte sie vorher ausgekocht. Diesem Umstande schrieb man ihre Dehnbarkeit zu. Die Versuche mit Leuchtraketen,

Digitized by Google

die an demselben Tage nach Eintritt der Dunkelheit vorgenommen wurden, ergaben, daß die Leuchtkraft und Leuchtdauer der Raketen ausreichten, auch bei sehr dunkelm Wetter ein gestrandetes Schiff aufzusuchen und die Schußrichtung durch Feuermarken festzulegen. Allerdings erwies sich die Rakete wieder als ein launenhaftes Geschoß, von den fünf Raketen, die verfeuert wurden, krepierten zwei beim Entzünden des Treibsatzes.

Ausführlicher ist der Bericht über die Schießversuche, die am 29. November ebenfalls bei ziemlich starkem Sturm aus Nordnordwest angestellt wurden. Die Leine hielt die sieben mit Ladungen von vierzehn bis achtzehn Lot abgegebnen Würfe aus, die Darmsaiten dehnten sich im ganzen nur um einen halben Zoll, und die Geschosse hielten im Durchschnitt die Richtung sehr gut. Die beiden ersten Schüsse gingen zu kurz, der dritte und der vierte trafen das 400 Schritt entfernte Ziel, beim fünften, sechsten und siebenten trug das Geschoß die Leine über das Ziel. Die drei letzten Schüsse waren demnach Treffer.

Mit diesem Versuche, der mehr als die frühern die Anwendbarkeit des Mörserapparats erwiesen hatte, war die Aufgabe der beiden Königsberger Artilleristen gelöst. Sie hatten die passende Ladung, die beste Ladeweise, die nach dem damaligen Stande der Technik zweckmäßigste Art, die Leine am Geschoß zu befestigen und flugbereit zu machen, ermittelt, in der mit Leuchtkugeln gefüllten Rakete ein zur Rekognoszierung des Strandes und des Vorlandes brauchbares Leuchtgeschoß geschaffen und nicht nur zwei im Dienste der Hafenpolizeikommission stehende frühere Artilleristen, sondern auch die Mitglieder der Kommission in der Bedienung des Mörsers unterrichtet. So hinterließen sie die Mörserstation zu Memel in einem Zustande, der von der Anwendung der Rettungsgeräte im Ernstfalle guten Erfolg erwarten ließ.

So guten Erfolg, wie eine andre mit Angehörigen der 1. Brigade bemannte Mörserstation fast um dieselbe Zeit auf der Frischen Nehrung hatte.

Am 17. Oktober 1828 begann Oberfeuerwerker Kohler in seinem Laboratorium am Strande zu arbeiten. Am 18. Oktober stand ein Mörser der Pillauer Garnison, von Freiwilligen bemannt und geführt, in ernstem Kampfe der wütenden See gegenüber. Zehn Menschenleben waren der Kampfespreis. Die Artilleristen gewannen ihn.

Wie sie ihn gewannen, habe ich aus Berichten entnommen, die im Jahrgang 1836 des Archivs für die Offiziere der Königlich Preußischen Artillerie- und Ingenieur-Korps und im Jahrgang 1828 (Nr. 133, S. 1791) der Königlich Preußischen Staats-, Krieges- und Friedens-Zeitung (Königsberger Hartungsche Zeitung) enthalten sind.

Der erste Bericht, der sich am Schlusse eines Artikels über „Ergebnisse einiger Versuche vermittelst Bomben Leinen nach gestrandeten Schiffen zu werfen" befindet, ist nach Inhalt und Form der wertvollere, obwohl er erst geraume Zeit nach dem Ereignisse veröffentlicht wurde. Er dürfte auf dienstliche Quellen zurückgehn, als Verfasser vermute ich Oberstleutnant Stieler. Nach diesem

Berichte wurde am 18. Oktober 1828, als das Elbinger Schiff Amphitrite beim Möwenhaken an der Frischen Nehrung gestrandet und ein Versuch der Pillauer Lotsen, mit dem Rettungsboot Hilfe zu bringen, fehlgeschlagen war, die Pillauer Kommandantur ersucht, schleunigst einen Mörser mit Munition und Bedienungsmannschaft zu senden, um dem gestrandeten Schiffe durch eine Bombe die Rettungsleine zuzuwerfen. Die Pillauer Station scheint um diese Zeit einen halb militärischen Charakter gehabt und ihre Existenz einer Vereinbarung zwischen der Königsberger Regierung und der Pillauer Kommandantur verdankt zu haben. Der Rettungsbericht hat folgenden schlichten Wortlaut: „Nach vielen Schwierigkeiten und Gefahren wurde der Mörser an der entgegengesetzten Seite*) der Nehrung gelandet, über die Sandberge am Strande gezogen, unter Leitung zweier Artillerie-Offiziere, der Lieutenants von Roggenbucke und Bartsch, dem Schiffe gegenüber aufgestellt, und mit dem 4ten Wurf wurde die Leine glücklich an das Schiff gebracht. An die Leine wurde ein starkes Tau gebunden, und als dieses aufs Schiff gezogen und an dem Mast befestigt war, wagten es die Lootsen und einige Bewohner der Nehrung, sich längs des Taues mit dem Boote mehrmals in die Nähe des Schiffes zu ziehen. Die Schiffsmannschaft ließ sich vermittelst Schleifen, die um das Tau geschlungen wurden, in das Boot herab. — Die aus 10 Personen bestehende Schiffsmannschaft wurde auf diese Weise gerettet. Doch ein auf dem Schiff befindlicher Seelootse stürzte, indem er sich an dem Tau herabließ, zwischen das Schiff und das Boot in die Brandung und ertrank. Ein ebenfalls auf dem Schiffe befindlicher Steuerbeamte hatte durch letzteren Vorfall erschreckt, nicht den Muth, sich herabzulassen und blieb auf dem Wrack zurück, wurde jedoch Tages darauf, als die See ruhiger ging, glücklich ans Land gebracht. Soviel bekannt ist dies die erste glückliche Anwendung des Mörsers auf dem Festlande gewesen, die Mannschaft eines gestrandeten Schiffes zu retten."

Dieser Bericht wird durch die in Nummer 133 des Jahrgangs 1828 der Königsberger Hartungschen Zeitung enthaltne Schilderung des Ereignisses ergänzt. Die Worte: „Nach vielen Schwierigkeiten und Gefahren", womit im Archiv der Transport des Geschützes und der Bedienungsmannschaft zu der Strandungsstätte gestreift wird, lassen vermuten, daß es sich bei der Tätigkeit, die die Pillauer Artilleristen an jenem Sturmtage entwickelten, um mehr gehandelt hat, als um eine Schießübung mit dem zehnpfündigen Mortier. Diese Vermutung wird bestätigt durch folgende Sätze des Zeitungsberichts, die sich an die Feststellung der Unmöglichkeit, dem gestrandeten Schiffe mit Booten zu Hilfe zu kommen, anschließen: „Trotz des heftigen aus Nordwest und Nordnordwest tobenden Sturmes wagten es die beiden Artillerieleutenants der Pillauer Garnison, von Roggenbucke und Bartsch, an die sich drei Kanoniere auf die erste Aufforderung freiwillig anschlossen, das große Rettungsboot, nachdem sie

*) Am Haffufer.

den Mortier und dessen Munition eingeladen hatten, zu besteigen und auf die Geschicklichkeit der durch Geldverheißungen gewonnenen 16 Lootsen und ihr Glück vertrauend, die wütenden Wellen zu durchschneiden. Um 2 Uhr Nachmittags fuhren sie ab, wurden aber eine Strecke ins Haff getrieben, da die Seile am Sturmsegel zerrissen und es viele Mühe und Zeit kostete, sie wieder zu befestigen. Um 4 Uhr langten die kühnen Schiffenden, völlig von den Wellen durchnäßt, dem Wrack gegenüber, auf dem Möwenhaken an. Sie mußten, bis an die Brust im Wasser gehend, das Geschütz und die Munition ans Land tragen. — Der vierte Schuß bereits brachte die Leine über das Schiff. ... Um 8 Uhr fuhr der Seelenberger (so wird das große Rettungsboot genannt) mit der Zahl seiner Retter und Geretteten nach Pillau und kam daselbst um 9 Uhr Abends wohlbehalten an."

In dieser Schilderung des Ereignisses wird den beiden Artillerieoffizieren nicht nur das Verdienst der Ausführung, sondern auch das der Anregung des Rettungsversuchs zugeschrieben. Bei der lebhaften Teilnahme, die die preußischen Artillerieoffiziere dem Rettungswesen entgegenbrachten, ist eine solche selbständige Beteiligung am Rettungswerk gar nicht unwahrscheinlich. Gleichwohl glaube ich dem in diesem Punkte ausführlichern, wenn auch nicht ganz klaren Berichte im Archiv folgen und annehmen zu müssen, daß die Anregung zur Anwendung des Mörserapparats von der Hafenpolizeikommission ausging, der, wie ich oben erwähnt habe, von der Regierung die Anwendung des Manbyschen Apparats im äußersten Notfall gestattet worden war. Die Artillerieoffiziere und die Mannschaften, die sich ihnen anschlossen, haben in diesem Ernstfalle in Friedenszeit ihre Fähigkeit, sich rasch zu entschließen und opfermutig der Gefahr entgegenzugehn, bewiesen. Der König belohnte die Tapferkeit, die sie im Frieden bewährt hatten, durch die Verleihung der ersten Klasse des Allgemeinen Ehrenzeichens an die Leutnants von Roggenbucke und Bartsch und der zweiten Klasse desselben Ordens an den Unteroffizier Wächter, den Bombardier Strödel und die Kanoniere Bensch und Blum. Leutnant von Roggenbucke und die Mannschaften gehörten der nach Pillau detachierten 4. Fußkompagnie der 1. Artilleriebrigade an. Leutnant Bartsch war nach Pillau zur Handwerkssektion der Brigade kommandiert.

Die Rettung auf dem Möwenhaken ist eine der schönsten Episoden in der Geschichte des deutschen Küstenrettungswesens. Ich verweile gern bei diesem Ereignis. Es tut mir so wohl, den frischen Wage- und Opfermut der Jugend des Heeres im Dienste der Nächstenliebe zu sehen. Der Anblick ist tröstlich, mag ihn auch ein längst vergangnes Geschlecht bieten. Denn die Enkel sind ihrer Großväter wert.

Dem Kanoniergeneral, dem Artillerissimus des preußischen Heeres — so nennt ein Biograph den Prinzen August von Preußen, der damals Generalinspekteur der Artillerie war —, entging die friedliche Tätigkeit der Brigade, die ihm besonders nahe stand, nicht. Der artilleristische Charakter des neuen

Rettungsverfahrens ſchien ihm die Möglichkeit zu bieten, mit der Verbeſſerung der Rettungseinrichtungen die Verſorgung invalider Artillerieoffiziere zu verbinden. Nach einem Schreiben der Königsberger Regierung an die Memeler Hafenpolizeikommiſſion ſprach er im Jahre 1829 die Abſicht aus, einen invaliden Artillerieoffizier in Memel zu ſtationieren, der bei Übungen und Rettungsverſuchen die Anwendung des Mörſerapparats zu leiten hätte. Leider enthalten die Akten keinen Anhaltspunkt dafür, daß dieſes Vorhaben in Memel oder an einem andern Küſtenpunkte ausgeführt worden iſt. Zwei Jahrzehnte ſpäter übernahm ein Artillerieoffizier vom Platz in Stralſund freiwillig die Geſchäfte eines Artillerieoffiziers vom Strand in Vorpommern und auf Rügen.

An dem Strande, den einſt die Preußiſche Artilleriebrigade bewachte, ſtehn jetzt vier Feldartillerieregimenter und zwei Fußartillerieregimenter, die zu einem großen Teil direkt von ihr abſtammen. In der Geſchichte dieſer Regimenter verdient der Anteil, den die Stammbrigade an der Förderung der Rettungseinrichtungen nahm, ein eignes Blatt. Auch dieſes Blatt erzählt von Treue und Tapferkeit.

Der Prozeß gegen Unholde und Zauberiſche Perſonen

Dem in Nr. 32 und 34 der Grenzboten 1906 näher erwähnten, 1710 in Ulm erſchienenen Kommentar Fröhlichs zu Kaiſer Karls des Fünften Peinlicher Halsgerichtsordnung iſt ein kulturgeſchichtlich merkwürdiges und jetzt ſehr ſeltenes Werk an die Seite zu ſtellen, das 1630 in Rinteln an der Weſer erſchienen iſt.

Dieſer Schweinslederoktavband nennt ſich „Processus juridicus contra sagas et veneficos, das iſt: Rechtlicher Proceß, Wie man gegen Unholdten und Zauberiſche Perſonen verfahren ſoll. Mit Erweglichen Exempeln und wunderbaren Geſchichten, welche ſich durch Hexerey zugetragen, außführlich erkläret. Una cum Decisionibus Quaestionum ad hanc materiam pertinentium“. Als Verfaſſer nennt ſich Herman Göhauſen, Doktor und der Pandekten Profeſſor an der Univerſität Rinteln, einer der erſten Lehrer, die 1621 gleich bei ihrer Gründung durch Ernſt den Dritten, Grafen zu Schaumburg und Holſtein, dorthin berufen wurden. Er ſtammte aus Brakel, war gräflich ſchaumburgiſcher Rat und eine Koryphäe in allen Fragen der Hexenprozeſſe. Kaum hatte er 1630 dieſen Prozeß gegen die Zauberer und Giftmiſcher geſchrieben, ſo wurden die betreffenden Stiftungen von Benediktinermönchen unter Berufung auf das Reſtitutionsedikt in Beſitz genommen, und die Profeſſoren, denen ſie den Gehalt abnahmen, wurden vertrieben. Wohl infolge dieſer Wirren iſt das in Rede ſtehende Werk, das noch in der akademiſchen Druckerei hergeſtellt iſt, zu geringerer

Verbreitung gelangt. Die Academia Ernestina wurde 1642 wiederhergestellt, sie war, nachdem der südliche Teil der Grafschaft mit Rinteln 1647 an Hessen gefallen war, diesem Lande und Schaumburg-Lippe bis 1666 gemeinsam und ist 1809 von der westfälischen Regierung aufgehoben worden; ein Exemplar von Göhausens Werk aber ist von einem der letzten dortigen juristischen Professoren durch Erbgang auf den Einsender gekommen. Angesichts der außerordentlich großen Zahl der Hexenprozesse im sechzehnten und im siebzehnten Jahrhundert läßt es sich begreifen, welchen Wert ein solcher Leitfaden, wie der in Rede stehende, zu jenen Zeiten hatte, namentlich da er von einem Manne ausging, der als Richter und Sachverständiger in diesen Prozessen großen Einfluß in jenen Wesergegenden sowie in dem vor allem damit behafteten lippischen Lande ausübte.

Der „Traktat" zerfällt in fünfzehn Titel, deren erster überschrieben ist: „Wes sich der Inquisitor oder Richter, Er sey Geistlich oder Weltlich, bey der spezialischen Inquisition, so er gegen ein Zauberische Person vornehmen will, zuverhalten habe." Hier wird ausgeführt: „Damit ein verständiger Richter mit guter manier procedire", müsse er bestimmte Punkte fleißig in acht nehmen, nämlich erstens müsse „die Person, auf die man inquiriret, nit allein eines bösen Gerüchts seyn", sondern sie müsse auch „durch denuntiationes der mitgespielen der Obrigkeit bekannt gemacht seyn". Deshalb sei wohl zu vermerken, „daß ein gemein Geschrey, so über ein Person ergeht, zur Probation nicht genugsam sei, denn ein Wort, so einer von dem andern geredt hat, wird von dem gemeinen Pöffel, der solches bald glaubet, leichtlich aufgefangen". Würde das Zauberey-Laster durch Zeugen rechtmäßig probiret, so habe der Richter billige Ursach, weiter zu inquiriren. Das allein sei „jedoch zur Tortur noch nicht genugsamb". Ein Indicium liege vor, wenn die beschriene Person, ehe ihren bei Recht gedacht worden, sich selbsten verrät, ihre Haussstätt verläßt und sich flüchtig macht. „Im Fall es sich zutragen würde, daß man auff eines höheren Standtes Person inquiriren soll, müssen die indicia desto völliger und grösser seyn", schließlich müsse man „Dignität und Laster" gegeneinander abwägen.

Der zweite Titel behandelt die Frage: „Mit welchen indiciis der Richter jueg und recht hab die Gefangenen zu Torquiren und zu Foltern." Hierzu seien größere Anzeichen nötig: „Etliche Authores seynd dero Meinung, daß man ohn eintzige andere Zeichen, allein von wegen eines Zeugen oder Complicen Bekanntnuß könne einen Reum oder Gefangenen alßbald torquiren", sie würden aber von andern widerlegt, und ein „Gottsfürchtiger Richter müsse die Bekanntnuß zweyer Complicen fordern". So hätten sich auch die Universitäten zu Bologna, Padua, Freiburg und 1602 auch zu Ingolstadt ausgesprochen. Die Lehr, daß eines „Zeugung" genüge, sei „sehr scharpff und nicht fast sicher, weil diese Leut und Complices infames seind, an Gott meineydig", und „weil ihre Zusammenkünfften uud Handlungen, bei welchen sie einander sehen, im finstern

und mehrers theils in der Nacht gehalten werden", dann aber auch „weil die arglistige und falsche Geister die Richter und die Zaubereyverwandten selbsten perplex und irrig machen". Mehrere Zeugen müßten bei diesem heimblichen Laster zur Captur und zur Folter genügen. Nach täglicher Erfahrung habe auch vieler Complicen Aussage kaum oder nimmer fehlgeschlagen, sonst könnte ja auch die Sache schwerlich einen Fortgang haben, denn woher könne der Richter, wenn er insame Zeugen verwerfen wollte, Zeugnis eines aufrichtigen Menschen bekommen. Ein Frommer könnte ja von den Schandtaten nicht zeugen, wenn er sich nicht zuvor „mit Ergebung Leibs und der Seelen in die verdambliche Gesellschaft eingelassen hat". Wenngleich aber Kaiser Karl der Fünfte nicht ausdrücklich gesagt habe, daß das Bekenntnis von zwei Zeugen nötig sei, so „thut doch solches nichts zur Sach", weil er es auch nicht „verbotten" habe.

In einem weitern Titul wird eingeschärft, daß der Richter, ehe er „die Tortur vor die handt nimmt", wohl erfahre, ob nun alle möglichen Mittel an dem Beschuldigten versucht seien, und wenn er das Laster gütiglich bekannt hat, soll er „nit allein des Lasters halben gefoltert werden". Der Verfasser ist dafür, daß bei der Anwendung der Tortur gewissermaßen noch möglichst human verfahren werde; dahin rechnet er hauptsächlich, „daß dem Reo, nachdem er sich mit Speiß und Tranck gelabet hat, noch ein ziemliche freye zeit, als 5 oder 6 stund, vergönnet werden, damit er die eingenommene Speiß nicht unverdäwet, mit Schmerzen wider von sich gebe"; sodann soll „wohl in acht genommen werden, daß nicht etwa durch scharpffe instrumenta oder grobe Leut in der Folter dem Reo die Bein und glieder dermassen zerrissen werden, daß er nachher, wo er unschuldig erklärt würd, weder ihne selbsten, noch andern im Leben etwas mehr nütz. Ursach: Es muß der Reus vor und nach der Tortur nach Leibsvermögen gesund bleiben und sowohl zur entlassung als wider zur Folter, wo es von nöthen wer, bequem und Starck seyn." Es würde daher ein Richter, „sehr unfreundlich, ruhmsüchtig, auch übel handeln, wenn er einen Menschen nicht mehr als ein Besti oder Viehe achten oder mit herber Bitterkeit alles herauß pressen wolt". Es ist zwar, heißt es weiter, „nicht ohn", daß in diesem Hexerei-Laster die Richter mehr Ursach haben, mit scharpffen Fragen zu procediren, „denn es ist so weitläufftig, daß es fast alle andern in sich begreifft, die aller höchste Mayestat Gottes dadurch fast verunehrt, die gantze Christliche Gemeine verletzt, Menschen und Viehe, Felt- und Baumfruchten verunreiniget, Leib und Seel deß verheißenen Paradeyß beraubt und den verdampten Gottlosen Geistern in der Höllen zugesellt werde", jedoch solle ein Gottsfürchtiger Richter eingedenck seyn, „wie er es hernacher vor Gott vertrawet zu verthädigen". Weiter solle man, damit Unbilligkeit verhindert werde, nicht allezeit auf unerhörte neue Weise und Manier zu foltern bedacht sein, sondern es werde fürs beste gehalten, daß man sich an den „gewöhnlichen Landsbrauch" halte oder wie er „von der Catholischen Geistlichkeit zur Zeit wirdt für gut erkannt". Und zur Zeit sei „im

Digitized by Google

brauch, daß ein Reus nicht über ein Stund und in eim Tag nit mehr als einmal gefoltert ſol werden".

Was andre Arten zu foltern betrifft, ſo „als man zur Prob die Unholden in tieffe Wäſſer ſencket oder auff Kohlen oder glüend Eyſſen tretten läſt", ſo ſeien ſie vom „Bapſt Honorio III verbotten, weil nicht allein viel aberglaubiſche Superstitiones mit einſchleichen, ſondern auch ungewiſſe probationes ſeyn, wie dan auch der Almächtig Gott nicht einem jeden ſeine Wunder zeygen wil. Solches aber von Gott zu begeren oder bei der Question zu erfahren, heiſt aus grobem Verſtandt mit Sünd Gott verſuchen. Dieſe Prob iſt von deß böſen Satans Liſtigkeit eingeführt worden." Falls aber der Richter dennoch jemand auf dieſe Weiſe zum Bekennen gebracht hat, ſo könne dieſer, wie viele Doktoren lehren, nicht mit Recht zum Tode verurteilt werden. Nun gebe es noch eine „Newe und Leichte Manier, die Reos zur Bekanntnuß zu bringen": Marſilius rede nämlich ad l. 1 de quaest. von einem „untrüglichen Folter der Unſchläffigkeit oder embſiges wachens; der Reus werde auff ein Banck geſetzt und zween darzu beſtelte Knecht werden ihme zugeſellet, dieſe verhüten fleißig, daß er nimmer einſchläffe, weder deß Nachts noch am Tag, und wann der Reus das Haupt auff ein Seyt ſencken läſt und ſchläfferig iſt, ſtößt ihn der Knecht ſo auff derſelben Seyten ſitzt und hebt ihm den Kopff wider auff. Deßgleichen thut der ander Knecht wann er auff der ander Seyt ſencken und ſchlaffen wil. Wann aber die Knecht müde ſeindt, ſol man zween andere wachſame Knecht herbeybringen." Dieſe Weiſe, ſage Marſilius, ſei oft glücklich verſucht, und ſie empfehle ſich als lind, weil ſie „dem Leib nit wehe thut". Sie werde auch jetzt an etlichen Orten angewandt, wiewohl etwan ein Krankheit daraus zu beſorgen ſei, wie man infolgedeſſen auch „leicht von ſinnen" komme oder „im Sinn dermaßen verändert" werde, daß man „Weiß für Schwartz zur Antwort giebt". Derowegen werde fürs beſte gehalten, daß an jedem Orte die gebräuchlichen Inſtrumente und Tortur beibehalten werden; die Akademie in Freiburg freilich geſtatte auch neue Arten. Übrigens müſſe, da es bisweilen in Flecken und Dörfern ſchlechte Leute gebe, die zu dieſem Gerichte zugezogen werden, den Folterknechten auf die Finger geſehen werden, ſonſt könnte ein Fehl begangen werden, weil ſolche Leute „nit auff die Menſchen, ſondern allein auff das Gelt ſehen"; alsdann müſſe ein verſtändiger Richter mit andern weiſen Leuten, die durch Examen wohl verordnet und gezogen ſeien, neue Knechte heranziehen.

Daß man dem Angeklagten das Haar abſchneiden laſſe, ihm einen Sack anlege und mit dergleichen ihn zur Tortur präpariere, könne ohne Sünd und aus guter Meinung wohl geſchehen; auch damit er „kein verbottene Sach oder Kunſtſtuck bei ihm verborgen halte und die Verbundnuß mit dem böſen Geiſt leichtlicher entdecket werde, wird dieſe Ceremoni in Tribunalibus für gut erkant"; wenn aber einer glauben ſollte, der Reus müſſe nach abgeſchnittenen Haaren gleich bekennen, ſo ſei dies „ein Mißglaub" und ſolle zu dieſem Ende nicht

gebraucht werden. Übrigens pflegten „die Zauberer characteres, Zeichen, Wurtzeln und dergleichen Lumpensachen, die sie von dem Bösen überkommen, in den Haaren und andern örthern des Leibs verborgen zu halten, welche bisweilen, jedoch nicht allzeit, ihnen durchhelffen".

Von einem solchen, der „Zauberische characteres und Buchstaben bey ihme hatte", schreibe Remigius lib. 2 daemon. c. 4: „Daß zu der zeit, als Silerius, der Königin in Dennemark Christianä führnehmer Raht, war heimblicher weiß umbgebracht, als bald ein fleissiges nachfragen erfolget, ist einer auß denen, die umb die Sach wissenschaft trugen, Benignus mit namen von freyen stücken dem Inquisitori oder denen die in suchten, entgegen gangen, dieweil er sich auff etliche Teuffliſche buchstaben, so er von einem Marckkrämer oder Stöhrer überkommen hat, verliese: und hat ihm auch der Anschlag wenig gefehlt, dann die Folter Instrumenten seinde eher zerbrochen, als er bekannt hat. Zuletzt, weil ihn sein Gewissen beängstiget und die That lenger nicht verbergen kundt, hat er selbst freywillig bekannt und ist enthaupt worden."

Was die Vernehmung der der Zauberei Angeklagten betrifft, so seien bestimmte Fragen vorgeschrieben, namentlich was für eine „Eydpflicht" sie dem verdampten Geist leisten, mit welcher Feierlichkeit dies zugehe, wie sie hinaus „auf die Zauberischen Dantzplätz gebracht werden", „ob sie wachend zu den zauberischen Zusammenkünften und durch die Lufft leibhafftig fahren, mit was Gelegenheit sie hin und her kommen, ob es ihnen vielleicht bißweilen geträumt habe, ob sie ihre Mitgespielen und böse Geister an solchen Orthen durch eine Verblendung oder aber wesentlich mit augen gesehen haben, was für Opffer und Diensten sie ihrem Abgott erzeigen müssen, wie vil und welche Zauberische Leut mit ihnen auff den Hexenplätzen und bey den Geistern gewesen seyen, wie lang sie sich pflegen auffzuhalten, an was örther, in der Wiltnuß in Bergen oder fremden Häussern".

Die Frage, ob ein der Zauberei Angeklagter mehrmals gefoltert werden dürfe, wird sehr ausführlich behandelt. Solange der Richter noch in Zweifel ist, ob genügende Ursache dazu vorliegt, soll er davon absehen, ebenso wenn der Beklagte nicht „leibsstarck" genug ist, im allgemeinen aber sei es in Rechten erlaubt. Die Gründe der Wiederholung sind: wenn neue, wichtige Anzeichen vorliegen, sodann weil der reus in der ersten Tortur wegen Krankheit „nicht ganz oder complet gefoltert war und wegen der milderen Applicirung der Instrumente zu geringe Peyn ausgestanden" habe, sodaß er sich nun „durch völlig angetragene Tortur recht purgiren" müsse. Es sollen aber wenigstens zwei oder drei Tage zwischen beiden Torturen liegen. Ferner wird die Folter wiederholt, „wann reus oder rea sein complices und Zauberische Mitgespielen nicht nennen wil, dann sie wird selten ohn Gesellschafft angefangen, wie man in Tribunalibus jederzeit erfahren hat. Und wirdt dieses in allen Gerichtsstätten ungezweifelt observirt." Der vierte Grund zur Wiederholung der Folter ist, wenn reus oder rea von dem bei der ersten Folter abgelegten Bekennnis

„wider zurückschlegt", denn durch dieses Leugnen würden die ersten indicia wieder lebendig. „Den Richtern aber sol jederzeit Gott für Augen stehen, daß sie in aller Billigkeit und als miltreich Menschen mit den reis auch ein Mitleyden zutragen gesinnt seyen. So wird dann alles in guter Ordnung, nach Gottes und der Rechten Meynung von ihnen gehandhabet und zu ihren grossen Lob und Verdiensten bei dem gerechten Gott verrichtet werden; der liebe Gott auch, dessen gröste Gnad und Hilff sie sonderlich bey diesem dunckel Hexerey-Handel wol zu begehren vonnöthen haben, wirde ihnen sein getrewe Hand bieten und helffen, daß deß Zauberey Lasters halben Beklagter entweder bald zur Bekanntnuß gebracht oder im Fall sich einer genugsamb purgirt hette, der Peyn bald entledigt werde." Darüber, ob dreimal soll gefoltert werden, seien die Doktoren beider Rechte verschiedner Meinung; die Minderzahl halte es mit zwei malen, und mit dieser mittlern Praxis werde es jetzigerzeit in Germanien gehalten. „Weil aber in dieser Sach die jura communia keinen Außschlag zu geben haben", halte man sich an den Brauch des Orts, und so müsse auch wohl ein sehr harter und starker Mensch die dritte schwere Pein ausstehn; was aber darüber geschehe, wäre „zu viel und schier nicht menschlich. Tria sunt omnia. Dreymal ist Göttlich, hält das gemein Sprichwort. Und drey Folterungen", spricht Bossius de tortura, sei nie „von frommen, sondern von bösen Richtern unterweilen überschritten worden". Daß aber bisweilen eine zweimal repetierte Tortur nicht ausreicht, sei bekannt. Hierzu wird ein Bericht des Marsilius erwähnt, wonach ein Dieb in der Folter immer alles bekennt, bei Gericht aber immer wieder geleugnet und als Grund angegeben habe, daß ihm lieber tausendmal die Arme zerbrochen würden, „als die Gürgel oder Keel nur einmahl, denn man finde noch viel Medicos und Balbirer, welche die Bein der zerbrochnen Arm wider können zusammen und in ihre alte stätt setzen; aber es ist kein Artz so gut, der einem die Gürgel, wan sie gebrochen, könne wider gantz machen". Zum letzten wird die Tortur repetiert, „wenn die zauberischen Personen nach ihrem Geständnisse vom bösen Feind beängstigt und gemartert werden, welcher sie auch mit schlägen zu zwingen sich unterstehet, daß sie von Gott wider abfallen und alles läugnen sollen". Endlich soll keiner gefoltert werden, „der seine Laster vor Gericht bekänt hat", ausgenommen der „Mitgespielen" wegen. Hier wird ein Fall aus dem Jahre 1587 mitgeteilt, wo sich in Lothringen ein Weib nicht selig genug habe schätzen können „von der Zeit an, von welcher sie ihre Zaubereybekantnuß vor Gericht gethan hatte, damit sie sich nun mehr wider dem L. Gott und dessen Heiligen diensten ergeben köndt und von der verfluchten und sehr Tyrannischen Dienstbarkeit deß Höllischen Trachens sich entlediget hätte".

Es geschieht auch wohl, so wird weiter ausgeführt, daß „mißglaubige oder curiosi judices" mit solchen freiwilligen Bekenntnissen nicht zufrieden seien, weil sie sie nicht verstehen oder nicht glauben wollen, daß die bekannten seltsamen Taten wahrhaftig geschehen seien, sondern vielleicht auf ein dunkel Gesicht

oder Verblendung der Augen beruhten. Diese möchten dann wohl an Phantaseyen glauben oder als „heimliche getrewe Hexen-patroni die Sache gern disputirlich machen und verdüschen". Wie unglücklich aber solche Eyfferer diesen Handel führen, habe man öfter bei Tribunalibus gesehen. Von diesen Richtern werde solche wichtige Sache nicht anders versehen, als wenn es sich nicht um Gottes Ehr oder der Seelen höchstes Gut, sondern nur um den Pfennig zu tun wäre, wobei es ihnen gleich viel sei, ob dieses Laster ausgereutet oder fortgepflanzt werde. „Daher dann etliche Richter gefunden werden, welche mit den Hexen eben wie ein Katz mit der Mauß spielen und lassen sie auff den stecken fahren oder wider lauffen oder übergeben eine dem Hencker zu verbrennen." „Solchen Fürwitz, wiewohl aus guter Meynung", habe mit einem Zauberer einmal der Groß Hertzog in Reussen geübt, wie Garzonus schreibe: Dieser König habe einen Gefangenen Namens Lycaon gefragt, ob es wahr sei, daß er sich in einen Wolf verändern könne. Auf die Bejahung habe er dies, auf Wunsch des Königs, in einem besonder Gemach vermöge der Kunst, die er vom Teufel gelernt habe, getan „und ist auf stundt alsbald zum Wolff worden und mit feurigen Augen und bläckender Zän, grausamen auffsperrung deß Schlunds und auffgespreusten Brüsten ging er bei den Hütern umb". Darauf seien „zween Docken auf dieß abschewlich monstrum gehetzt, so ihn zerrissen haben". In diesem Falle, so entwickelt der gelehrte Professor, sei der König noch gut weggekommen, aber, wie Jesus Syrach sage, wer die Gefahr liebt, werde darin umkommen; das hätten vor etlichen Jahren iudices in Weltschland erfahren, als sie der Bekenntniß einer Zauberin wenig glauben geben wolten, sie hätten dann die Wunder selbst mit Augen gesehen. Es schreibe nämlich „der berümbte Scribent Cumanus, was sich in dem Flecken Mendristo hab zugetragen: Vor 50 Jahren habe sich der Richter mit einem Notar von einer Zauberin an einem Donnerstag abend auf ihren Zauberdäntz oder plätz führen lassen; dort hätten sie viele Leute um einen »gleichfalls sehr grossen Herrn getroffen (es war der Teuffel in ein Bocksgestalt)«, auf dessen Geheiß die vielen Leute jene beiden »dermassen gebrügelt und zerschmissen« hätten, daß sie in 15 Tagen gestorben seien. Diese Wunder und schröckliche History sollte anderen inquisitoribus zur Warnung seyn, daß sie sich in ihrem Refihr halten." Das den Leuten würdigern Standes zustehende Privileg milder Torquierung wollten ihnen einige Skribenten „abzwacken".

Ein besondrer Titel befaßt sich mit der Frage, ob ein Bekenntnis für giltig angesehen werden soll, wenn es durch des Richters falsche Verheißung hervorgerufen ist. Sie werde von einigen, darunter D. Bodinus, der rühmliche von Hexerei handelnde Bücher geschrieben habe, bejaht; aber diese Lehre sei singularis, neu und falsch, und dieses Buch sei vom Tridentiner Concil den Catholischen verboten, denn wer Lügen redet, komme dabei um. Nicht lügen heiße aber, durch zweideutige Worte einem fürwitzigen oder bösen Menschen die Wahrheit verbergen; von etlichen würden die Richter entschuldigt, die mit

geschraubt und bewickelten Worten die Beklagten überredet haben. Andre Fälle, in denen man die Unholde mit falschem Betrug und Lügen angeführt habe, berichte Spergerus quaest. 14 de malef.; man habe nämlich Personen in das Gefängnis gelassen, von denen die Gefangnen überredet worden seien, ihnen Zaubereisachen zu lehren; ein Gefangner habe gefragt, ob er „Hagel und Kieselwetter" machen solle oder zeigen, wie es mit der „Bulschafft" zugehe; da hätten die betrügenden Vertrauenspersonen die Finger in eine Schüssel mit Wasser halten müssen, und als der gefangene Unhold zauberische Worte dazu geredet, sei ein großes Wetter und Hagel gefallen wie seit Jahren nicht. Ein solcher Betrug sei aber mit nichten zugelassen, denn der Apostel spreche ad Rom. 3: Last uns Übels thun, damit Guts darauß komme, und sei uns von Gott verbotten. Weil sich ein Mensch durch zweideutige Reden von Schaden entledigen könne, werde dies auch von hochverständigen Theologis für kein Sünd, sonder für ein gut, nützlich und recht ding gehalten. Im allgemeinen habe der Richter die durch Betrug erreichten Geständnisse für ungiltig zu halten und dürfe darauſhin nicht zum Tode verurteilen, wohl aber hielten viele Doktoren dies für zulässig, wenn der so Geständige den Betrug durchschaut und sich ihm nicht widersetzt habe. Wenn ein Richter einem Beklagten vor oder nach dem Geständnis verheißt, ihn loszugeben, wofern er ihm zu Gefallen „etwa ein Wetter mache oder einen blinden Zauberdantz repräsentire", so könne er mit gutem Gewissen das Leben nit schenken, denn die Rechte gestatteten dem Richter nicht, einen der Verletzung der göttlichen oder menschlichen Majestät Angeklagten beliebig zu behandeln.

Nach diesem wichtigen Kapitel wird das Thema behandelt, ob ein Richter den Beklagten zum Tode verurteilen kann, von dem er gewiß weiß, daß er unschuldig ist. Ein Teil der Doktoren halte es für geboten, andre nicht; jene beriefen sich auf Exodus 23 und meinten, die Richter müßten ihre Meinung „so steiff halten, daß sie eher ihr Ampt und Leben aufgeben als den Unschuldigen nach der Rechten Ordnung hinrichten lassen", nur müsse dem Richter die Unschuld nicht zweifelhaft sein, er dürfe sich durch die Unholde nicht perplex machen lassen und die Angeklagten nicht gleich für heilig halten, wenn sie die Finger zum Schwören ausstrecken, denn daß sie ihre Seligkeit verschmerzten, sei kein Wunder, da sie sich ja vielleicht längst dem Teufel verkauft hätten, oder als ob keine Unholde gefunden würden, die Gott verspeyen und einen anderen Abgott erwöhlten. Die Nichtachtung solcher Schwüre werde den Richtern zuweilen vorgeworfen, als wenn sie damit sagen wollten, sie hielten es mit den Heiden oder Türken, und daß kein Teuffel oder Höll mehr sei. Im Jahre 1453 habe ein „ausgesprungener Mönch" namens Aedelin durch Fußfall sogar gestanden, Sathan habe ihm geboten zu predigen, daß Sectirerei und Aberglauben ein Verblendung sei. Auch ein fürnehmer Churfürstl. Trierischer Raht sei, nachdem er sich ebenso habe verführen lassen, verbrännt worden. Denn was ist das (also der Zug zur Humanität) anders, sagt der gelehrte Verfasser, als

„alle Decreta Patrum, Concilia Pontificum, Academiae, Tribunalia und die Kirche Gottes der Unwissenheit und Tyranney bezüchtigen und wider Gott mit den verdampten Geistern einstimmen wöllen?"

Ein siebentes Kapitel über das Nichtbekennen zauberischer Personen bietet allerlei merkwürdiges. Es sei „gewiß und offenbar", daß Unholde alle Peyn verlachten und unverletzt aushielten. Als Ursach werde von autoribus angegeben, daß die Menschen unempfindlich würden „von opio, welchen Safft sie von einem gewissen papauere" zu präparieren wüßten, mit dem sie sich anstrichen und ihr Geblüt ganz turbierten. Dies könnten die klugen Geister viel artiger als die medici practiciren, weil sie die Erfahrnuß aller Metallen, Kräuter und Gewächs von der Zeit an, da die Welt erschaffen ist, bekommen hätten. So sei, nach Choronda de antichrist., ein fünfzigjähriges Weib schmerzlos geblieben, als man ihr gesotten schmaltz über den ganzen Leib geschüttet habe, und nach Nikol. Remig. habe man der Isabella Pardäa „ein Stecknadel gantz tief eintrucken", ohne daß Blut geflossen oder Schmertz entstanden sei. Nach Abrede mit dem Teufel habe ein Unhold zwanzigmal die Tortur ausgehalten, nachdem er aber einen Trunk des Nachrichters getan, habe der Geist weichen müssen. Im Jahre 1587 habe eine Hexe die scharfe Pein lange ausgehalten, weil „ein Gesel sich unter ihre Harhaub gesetzt". Dieser abschewliche Geist pflege sich auch „in den Halß, die Kehl, Ohren, auff die Zungen und andere Örther" zu setzen. Als der Bulgeist sich in den Halß gesetzt, sei dieser dem Kinne gleich geschwollen, sodaß das schwetzen unmöglich geworden sei. Die Franziska Celler habe der gehässige Geist verhindert, daß sie nit hab schwätzen können, und dazu habe er ihr die Ohren verstopft, daß sie nit hat hören können, was der Richter zu ihr gesagt. Man müsse aber darauf achten, daß der Gefolterte nicht Teuffelsdreck, Schlangenwurtzel, Venus-Kraut und dergleichen Lumpe bei sich behalten habe. Gottesförchtige Richter ließen auch „geweyht Saltz und Weyhwasser ohn underlaß under die Speiß und Tranck" geben und die Folterkammer damit besprengen, und die H. Kirche pflege die höllischen Drachen und ihre Wohnungen zu exorzisieren. Wie nützlich diese Kirchenmittel seien, lehre die Geschichte eines fünfzehnjährigen „Bawers Bub", der durch Genuß von „Katzen-Hirn irrig im Kopff geworden und in das Collegium Jesu gebracht worden". Scherer erzähle in der Osterpredigt den Fall, daß der Teufel einem Unholden eidbrüchig geworden sei, da er ihm den zugesagten Beistand nicht geleistet habe, obwohl er in Gestalt eines Geiers auf einem Baume am Richtplatze bei der Folterung gesessen. — Die leidige Unständigkeit verursache der leydige Sathan selber oft. Eine Unholdin, die mit der Folter bedroht war und alle Zauberey-Laster bekannt hatte, ist vom Sathan, als er sie allein im Kerker gefunden, „dermassen abgeschmirt", daß sie vermeint, sie müsse noch denselbigen Tag sterben. Aber Gott hat gewölt, daß die Hüter, so darzu kamen, solche Tyranney alsbalt abwendeten. Zwar der Rücken war ihr noch voll streimen, als sie dieses dem Richter erzehlt.

In vielen Tribunalibus, hört man weiter, sei es Brauch, daß vor der Vernehmung kein Beichtvater zum Gefangnen zugelassen werde. Den Geistlichen soll jedoch der Richter heranziehen, wenn der oder die Gefangne vor dem Geständnisse, nach Feststellung durch die Hüter, krank oder „Kinds schwanger" ist; und der Seelsorger soll einem Unholden das Sakrament des Altars abschlagen, wenn dieser öffentlich das Zaubereilaster widerruft.

Zur Frage, „ob man die Hexen und Unholden lebendig verbrennen soll", wird gesagt, daß dies zwar alte Sitt und Brauch der Christen sei, „zu jetziger unser Zeit aber" sei der milde Brauch eingenommen: so sie der bösen Geister Gesellschaft absagen und dem lieben Gott mit „rewmütigen Hertzen wieder zuschweren", würden sie „nach jedes Orts Statut entweder strangulirt und versticket oder mit dem Schwert zuvor enthauptet". Wenn eine zauberische Person im Karcker nach der Folterung plene oder semiplene die gegen ihr vorgebrachten indicia elidirt und dann „sich selbsten erhenckt oder ums Leben gebracht hat, so soll ein solcher verzweifelter Mensch doch nicht auf dem Kirchhof, sondern auf etwan einem Hundsacker begraben werden", denn weil dies „ein privilegirtes Laster" sei, würden die gemeine Rechten in „allem steiff gehalten und wird verfahren, als wenn er das Laster begangen und bekännt"; es sei eben bei allen tribunalibus bekannt, „daß sich die Gefangenen meist aus Verführung der bösen Buhl und Spielgeister umbbringen". Die Güter der zur Leibsstraff verurteilten zauberischen Personen sollten nach der Meinung der Doktoren „dem fisco und Rentsäckel" zugesprochen werden; den Schaden aber, den sie mit Hülf und Anruffung des unholden Geistes andern zugebracht, sollen ihre „nachkommende heredes und Erben schuldig" sein zu erstatten.

Den vorstehend kurz erwähnten fünfzehn Abhandlungen des kriminellen Werks sind ausführliche notae et additionales in lateinischer Sprache beigefügt, in denen mit großer Gelehrsamkeit die betreffenden Ansichten von Schriftstellern zitiert sind. Ebenso umfangreich sind siebzehn hieran sich schließende Abhandlungen über Einzelfragen: über die Wasserprobe, die Bestrafung durch Feuer, den Vertrag der Zauberinnen mit dem „Dämon", über die Frage, ob die nächtlichen Zusammenkünfte der Zauberer wahr oder eingebildet seien, über den Wert der Zeugnisse einer und mehrerer Hexen usw. Von der Wasserprobe wird ausgeführt, „daß solche purgatio per aquam frigidam eine improbata exploratio sey, davon wir weder in Dei noch Caesaris Codice lesen und dahero fast von allen löblichen Theologischen und Juristen-Facultäten totius Germaniae und anderswo verworffen"; dennoch rate Godelman, sie als ein adminiculam inquisitionis occultum beizubehalten, die Marpurgenses jedoch geben das Gutachten dahin ab, sie könnten dieses angedeutete Experiment, die verdächtigen Personen „auffs Wasser zuwerfen, nicht approbiren oder vor Christlich halten".

Im Anschluß an diesen kurzen Auszug aus dem Werke des gelehrten Schriftstellers Göhausen über und für Hexenprozesse verdient hervorgehoben zu

werden, daß ein Jahr nach dem Erscheinen dieses Werkes ebenfalls in Rinteln das Werk Cautio criminalis seu de processibus contra sagas liber herauskam, worin der Jesuit Friedrich von Spee aus tiefer Teilnahme und religiösen Gründen kräftig und erfolgreich gegen die Fortsetzung des Unsinns der Hexenprozesse auftrat.

Die neue Baugesinnung

2

In dieser ästhetischen Kulturpolitik der jüngsten Jahre ist Hermann Muthesius als rastloser Agitator gerade auf kunstgewerblichem und baulichem Gebiet hervorgetreten. Er kommt von England, wo er als kunstgewerblicher Beirat der deutschen Botschaft einen in jeder Hinsicht lehrreichen Kursus durchgemacht hat. Mit einem umfangreichen Quellenwerke über das englische Landhaus führte er sich ein. Als Geheimrat im preußischen Handelsministerium arbeitet er mit an der dringend nötigen Reform des gewerblichen Zeichenunterrichts. Als Lehrer an der Berliner Handelshochschule sucht er gesunde ästhetische Anschauungen über unser Kunstgewerbe und seine sinngemäße Förderung zu verbreiten. Daneben ist er praktischer Baumeister, und dann bringt er noch das Kunststück fertig, Aufsätze zu schreiben und Reden zu halten. Die zweite Sammlung dieser Aufsätze, die uns mehr oder minder schon aus Zeitschriften und Tagesblättern bekannt sein dürften, heißt „Kunstgewerbe und Architektur“ (Jena, Diederichs, 5 Mark). Muthesius geht da den Verbindungen nach, die von einem zum andern Kunstgebiet führen, und die so zahlreich sind, daß man sehr oft die Grenzen schwer feststellen kann. Er sagt: „Das Ziel beider Künste ist dasselbe. Namentlich kann aber das letzte Endziel des Kunstgewerbes gar nichts andres sein als die Architektur selbst, denn bei Lichte betrachtet gibt es gar kein Kunstgewerbe, sondern es gibt nur eine Architektur.“ Begreiflich, daß ein Architekt aus dem Vollgefühl seiner allumfassenden Kunst heraus so sprechen kann. Ganz zutreffen dürfte es aber nicht, denn eine ganze Anzahl Kunsthandwerke wie die Webekunst, die Metallkünste, die graphischen Gebrauchskünste unterliegen wohl denselben stilistisch-ästhetischen, aber noch nicht den spezifisch-architektonischen Ausdrucksgesetzen.

Als praktisches Seitenstück und gleichsam als Illustration zur grauen Theorie dieser Aufsätze veröffentlicht Muthesius einen Sammelband „Landhaus und Garten“ (München, Bruckmann, 500 Abbildungen, gebunden 12 Mark). Moderne Familienwohnhäuser aus Europa und Amerika werden gezeigt, im Umriß und im Grundriß, in einzelnen Fällen auch mit Angabe der Baukosten. Schade, daß es nicht durchgehends geschah, und daß überhaupt auf genauere sachliche Referate

über die Art, die Motive und das Material der Baugestaltung verzichtet wurde. Das bloße Abbild sagt dem Laien allermeist nicht das, was er gerne wissen will. Besonders über die englischen, holländischen und dänischen Bauten, die zum Teil ganz entzückend geschmackvoll sind, hätten wir gern Näheres von Fall zu Fall gewußt. Man findet da — schier unglaublich, aber wahr! — das polizeilich mit dem Tode bestrafte Strohdach auf schlichten modernen Landhäusern. Es geht also auch so, trotz der Feuersgefahr, mit der uns die Baupolizei gruselig machen will. In diesen ausländischen Beispielen geht Muthesius über die Grenzen des Werkes von Haenel und Tscharmann hinaus, er gibt ferner auch Innenräume und Einzelheiten und überdies noch ein paar hübsche Gartenanlagen. Alles recht geschickt gewählt und vorbildlich in vieler Beziehung. Nur das einstellende Wort neben der umfangreichen allgemeinen Einleitung fehlt, und die Grundrisse sind manchmal doch gar zu sehr verkleinert. Aber dem ließe sich ja bei einer neuen Auflage, die nicht lange ausbleiben kann, leicht abhelfen.

Jedenfalls ist Muthesius ein Mann, der etwas zu sagen hat und sich mit gutem Erfolg an eine Gemeinde jenseits seiner engern Berufsgrenzen wendet. In der schriftstellerischen Form auf die Dauer etwas eintönig, in der Sache aber kaum anfechtbar, bringt er einen international gestimmten Wertmesser für die neue Bewegung und ihre Resultate. Als ein moderner Mensch, der seinem Vaterlande mit allen Kräften und auch, wenns not tut, mit bittern Wahrheiten dienen will, sucht er die Erfahrungen des Auslandes für uns nutzbar zu machen. Seine Vorliebe für das englische Haus und für englische Kultur überhaupt macht ihn vielleicht etwas blind gegen die Überlieferungen unsrer guten einheimischen Baukunst. Denn das englische Haus in Ehren — aber sind mit ihm die Aufgaben der modernen Baukunst erfüllt? An neuern Monumentalbauten sind die Engländer arm, so arm, daß sie vom kleinen Dänemark und nicht zuletzt von uns lernen können. Ein neuer Bau vom Range des Thorwaldsenmuseums oder nur des Kopenhagner Rathauses, ein Warenhaus Wertheim in Berlin oder ein Gerichtsgebäude wie das des neuen Landgerichts in Dresden ist mir in England nicht zu Gesicht gekommen; trotz des Parlamentsgebäudes und ähnlichen großartig kleinlichen Anläufen zur Beherrschung größerer Baumassen.

Ich bemerke das am Rande, nicht weil Muthesius das Gegenteil behauptet, sondern weil er in seiner sehr begreiflichen Freude über die Vorzüge des englischen Hauses die Mängel der englischen Baukunst, ihren Mangel an Erfindungskraft meines Erachtens zu schnell übersieht. Und weil bei der Kritiklosigkeit unsers Publikums in Sachen der Schönheit und Kunst die Gefahr einer unbedingten Verhimmelung des Englischen, eine Art „englischer Krankheit“ nur zu leicht eintreten kann, soweit sie nicht schon da ist. Auf der andern Seite freilich sammelt sich eine andre Gruppe: die an der Berufsehre gekränkten Kunstgewerbemänner, die den gewandelten Geschmacksforderungen nicht entsprechen

können oder wollen, die ihren alten Kram gern ungestört weiter vertreiben möchten, nicht etwa, weil sie damit Geld verdienen wollen, o nein, sondern weil er ihrer Überzeugung nach besser ist als das, was die Künstler und Kunstfreunde wünschen. So hat der „Fachverband für die wirtschaftlichen Interessen des Kunstgewerbes" einen regelrechten Kampf gegen die neue Gebrauchskunst eröffnet dadurch, daß er den bösen Muthesius bei seinen vorgesetzten Behörden und sonst noch an einflußreichen Stellen ins rechte Licht zu setzen suchte: er „beschwerte" sich über ihn. Dieser redselige Geheimrat ruiniere das deutsche Kunstgewerbe, meinen diese Herren vom Fach. Es ist ein nutzloser Kampf, denn gesetzt auch, daß Muthesius vom Stuhle der Regierung herunterfiele, so stünde er doch immer noch fest auf einer guten Sache, und die, die stützend und vorwärtsstrebend neben ihm stehen, gehören zu den geistigen Führern der Nation. Will der „Fachverband" auch sie unschädlich machen, so muß er schon handgreiflich vorgehn. Aber auch dann wird er das, worum der Kampf eigentlich tobt, wider die neue Gesinnung und die neuen Gedanken nicht dingfest machen können.

Zu den wenigen Künstlern, die nicht nur mit Taten, sondern auch mit Worten für ihre Sache kämpfen, gehört auch Fritz Schumacher. Der junge Architekt, der auf Grund ungewöhnlich vielversprechender Monumentalbaustudien so früh ins akademische Lehramt des Dresdner Polytechnikums berufen wurde, hat sich nicht nur als anregender Geist im Amte, sondern auch als glänzender Organisator auf der letzten Kunstgewerbeausstellung bewährt. Man freut sich, seinen gesammelten Aufsätzen, den „Streifzügen eines Architekten" (Jena, Diederichs, 5 Mark) zu begegnen, und mit großem Genuß verfolgt man seine glücklich präzisierten begrifflichen Klärungsversuche. Über die Ziele der Kunstgewerbeausstellung 1906 hat keiner klarer und überzeugender sprechen können als er. Wenn er das Verhältnis von „Tradition und Neuschaffen", wenn er die architektonischen Aufgaben der Städte, die Denkmalskunst untersucht — immer kann man eines weiten Horizontes, überraschender Perspektiven und eines überaus besonnenen Urteils sicher sein. Die kleine Auseinandersetzung mit Naumann über die Berechtigung der Engel in der Kunst ist ein wahres Muster vornehm geschliffner, scharfsinniger, rein sachlicher Polemik. Schumacher hat bei weitem nicht das agitatorische Pathos wie etwa Muthesius oder gar die ingrimmige Satire Schultze-Naumburgs als Erzieher; sein Idealismus, obgleich gewiß nicht minder stark als der dieser Mitstreiter, wirkt verhaltner, besonnener, mehr auf sachliche Klärung als auf unmittelbare Wirkung bedacht. Solche Köpfe, denen die Sophrosyne, die hohe Mannestugend der Alten, mitgegeben wurde, haben in der Regel einen kleinern Freundeskreis, aber den haben sie dann auch sicher, und zwar diesseits wie jenseits der engern Berufsgrenzen. Bei Karl Henrici, dem Aachener Hochschullehrer, kann ich mir das weniger vorstellen: man muß schon sehr sachlich interessiert sein, wenn man in seine „Abhandlungen aus dem Gebiete der Architektur" (München, Callwey, 4 Mark)

eindringen will. Hat man aber die etwas trockne, spröde Form überwunden, so wird man durch eine Fülle von klugen und vernünftigen Anregungen belohnt, die der Verfasser überdies meist schon zu einer Zeit öffentlich verfochten hat, wo die junge Generation mit ihren ähnlich lautenden Forderungen und Wünschen noch gar nicht auf den Plan getreten war. Wertvoller noch, weil geschlossener in sich und um ein bestimmtes Thema gruppiert, scheinen mir Henricis „Beiträge zur praktischen Ästhetik im Städtebau" (ebenda, 4 Mark), ein außerordentlich nützliches Buch gerade heute, wo uns die Ahnung von der grausamen Unnützlichkeit so mancher großartigen Stadterweiterung mehr und mehr überkommt. Da aber finden wir nun auch Schultze-Naumburg mit dem neuen vierten Bande seiner Kulturarbeiten über den Städtebau (ebenda, 5 Mark) als einen der kräftigsten Rufer im Streite vor. Ja, genau genommen ist er der erste, der es mit seiner konsequenten Methode der Gegenüberstellung guter und schlechter baulicher Beispiele verstanden hat, die allgemeine Baugesinnung der weitesten Kreise zu beeinflussen und gegen die Verunstaltung unsrer Heimat mobil zu machen. Der Band über die Sünden der Städte ist recht stattlich geworden, und doch ist er noch klein, wenn man die Fülle der Fragen bedenkt, die er streift und aufrührt. Straßenführungen und Platzanlagen, in Verbindung damit die heute so sehr beliebte Freilegung alter Kirchen, die Erbauung neuer an Stellen, wo sie architektonisch nichts bedeuten; Hausanlagen auf Terrassen, Treppen und überwölbte Straßendurchgänge, schöne alte Wallpromenaden und langweilig abgeplattete Wall- und Ringstraßen, Eckbebauungen, „offne" Bauweise in den Vorstädten, ja bis zu den Gartenmauern und Erkeranlagen hin verbreitet sich Schultze mit unermüdlicher Entdecker- und Retterfreude. Über den erziehlichen Wert dieses ausgezeichneten Anschauungsmaterials (fast 300 Aufnahmen), über des Verfassers bündige und lebendige Art der Erläuterung sind wohl alle Freunde unsers Volkstums in der Anerkennung einig. Sie werden es auch verschmerzen können, daß Schultze in der Bekämpfung der kleinstädtischen Großstadtkrankheit die positiven Verdienste der Großstadt zu gering bewertet und für ihre besondern baulichen Entwicklungsschmerzen nicht viel erübrigt. Er sagt: „Auch die kleinern und kleinen Städte sind wichtig, ja sie werden mit der Zeit eine immer größere Bedeutung haben, wenn die Großstadtkrankheit überwunden ist. Und da es bei uns in Deutschland noch gar vieles zu retten gilt, habe ich manche Betrachtung in das Buch aufgenommen, die für die eigentliche Großstadt leider nicht mehr nutzen kann."

Wer einen Einblick in die modernen Aufgaben des Städtebaues wünscht, der greife zu der Monatsschrift „Der Städtebau", die der treffliche Camillo Sitte vor vier Jahren, kurz vor seinem Tode, gemeinsam mit Theodor Goecke begründet hat. (Berlin, Wasmuth, 12 Hefte 20 Mark.) Es ist der schönste Beweis für den Fortschritt der neuen Baugesinnung, daß eine solche Zeitschrift überhaupt gegründet werden und sich bis heute nicht nur halten, sondern, trotz Sittes Verlust, anscheinend auch gedeihen konnte. Denn es ist ein Fachblatt

im besten Sinne, ein Zentralorgan für die Erörterung der wichtigsten Fragen städtischer Ausgestaltung nach künstlerischen Grundsätzen, nicht mehr nur nach den Anforderungen der Ingenieure und Techniker. Das ist der Unterschied, und er ist bedeutsam: der Baumeister tritt wiederum auf das Arbeitsfeld, weil die Ingenieurkunst baumeisterliche Aufgaben der Städte nicht würdig lösen kann. Die Phantasie, die nicht nur Hindernisse der Natur zu überwältigen und unschädlich zu machen trachtet, sondern die vom Lebensgefühl des Menschen ausgeht, die den Raum und die Dinge im Raum so gestalten will, daß das Leben freudenreich und lebenswert wird — diese lang gehemmte Bildkraft des Architekten macht wiederum ihre Ansprüche geltend. Die Zeitschrift ist bestrebt, sie mit wirtschaftlichen und gesundheitlichen Bedingungen ihres Wirkens in Einklang zu setzen. Es handelt sich also um werdende Dinge, die Ergebnisse von Wettbewerben werden im Bilde gezeigt und besprochen, neue Möglichkeiten in allen Fragen des Städtebaues werden angeregt, kurz, ein wirklich lebendiges Organ der neuen Baugesinnung. Es sollte auf keinem öffentlichen Bauamte fehlen.

Kritische, meist recht bitter kritische Wanderungen durch Wien unternimmt Joseph August Lux unter dem etwas preziösen Titel „Wenn du vom Kahlenberg . . .“ (Wien, Akademischer Verlag). Er gibt kleine architektonische Zustandsbilder aus dem alten und aus dem neuen Wien, Bilder, die sich unwillkürlich wie Beispiele und Gegenbeispiele ausnehmen. „Für einheimische und auswärtige Fremde“, bemerkt Lux sarkastisch. Als ich durch die alte Kaiserstadt schlenderte, habe ich ein solches Buch gesucht und nicht gefunden, das den Fremden über die ledern kunsthistorische Stilunterscheidung hinaus und in den Geist der alten, auch der bescheiden bürgerlichen Baudenkmäler einführen könnte. Es hätte nichts geschadet, wenn die Streifzüge den erinnerungsreichen Boden noch etwas systematischer aufgeklärt hätten. Anstatt dessen haben wir nun kunstpolitische Entrüstung, auch ehrlichen Zorn, immer durchsetzt von positiven Vorschlägen, die man meist unterschreiben kann. Sie entstammen demselben Widerwillen gegen die hohle Phrase, gegen die Lästigkeit und den Ungeschmack, mit dem wir ähnlichen Zuständen unsrer ästhetischen und künstlerischen Kultur im Reiche entgegentreten. Dabei ist Wien aber immer noch ein Ort, wo künstlerische Keime zu gedeihen scheinen. Blättert man zum Beispiel die Ergebnisse aus der Wiener Kunstgewerbeschule durch, die als besondre Monographie „Jung-Wien“ gesammelt sind (Darmstadt, Alexander Koch, 10 Mark), so staunt man über die oft recht glücklichen Einfälle von Talenten, unter denen die weiblichen fast überwiegen. Im guten Sinne dekorativ sind diese Schularbeiten alle, sie erstrecken sich von der Haus- und Gartenarchitektur bis zu Stickereien, Geweben und Buchschmuckversuchen. Wieweit die jungen Baumeister ihre hübschen Wohnhausmodelle allerdings konstruktiv durchdacht und nach bestimmten Raumansprüchen gestaltet haben, ist aus den mitgeteilten Abbildungen nicht erkennbar; auch aus dem Texte von Lux nicht, in dem mit Recht eine angemessene Grundrißanlage als

erſte Bedingung für das Gelingen des Hauſes verlangt wird. Im übrigen erörtert er ausführlich die allgemeinen Aufgaben der heutigen Kunſtgewerbeſchule.

Überſchaut man im Geiſte die Reihe der Gedanken, die alle dieſe Bücher mehr oder minder ſchwer gewappnet in den Kampf und die Arbeit des Tages ſchicken, ſo ſollte man meinen: nun kann es am Siege nicht fehlen. Die neue Geſinnung, der Wunſch und der Wille zu einer zweckmäßigen und ſchönen Geſtaltung von Haus und Heim muß ja jetzt allerorten ſo freudig aufblühen wie die Sommerblumen nach dem Gewitter. Ach, damit hat es noch gute Weile! Wir brauchen nur den Fuß auf die Straße zu ſetzen, nicht einmal: brauchen nur zum Fenſter hinauszuſchauen, und entdecken etwas ganz Nagelneues, was gänzlich geſinnungslos das Auge beleidigt. Da merken wir: Worte und Druckpapier allein tuns freilich nicht, ſie wollen geleſen, gehört, erwogen und befolgt werden. Auch eine Kunſt, deren Anwendung gelernt werden will, aber im Grunde nicht gelehrt werden kann, ſo wenig wie irgendeine Kunſt. Eugen Kalkſchmidt

Das Leben eines Glücklichen

Von Heinrich Spiero

Fünfundzwanzig Jahre nach dem Tode Berthold Auerbachs empfangen wir aus der Feder eines ſeiner ſelbſtgewählten Nachlaßpfleger ſeine Biographie (Berthold Auerbach, der Mann, ſein Werk, ſein Nachlaß. Von Anton Bettelheim. Mit einem Bildnis des Dichters. Stuttgart und Berlin, J. G. Cottaſche Buchhandlung Nachfolger, 1907). Und wenn wir das ungemein fleißige, lebendige Buch Anton Bettelheims, des Biographen Anzengrubers, aus der Hand legen, ſo bleibt der letzte Eindruck der, den ich in der Überſchrift ausgedrückt habe: Auerbachs Leben war das eines Glücklichen, trotz allem, was ihm ſo manchen Tag und manches Jahr verbitterte. „Wenn die ſittenloſe Herrſchaft zuletzt zu dem Ausſpruche gedrängt wird: »Nach uns die Sündflut«, ſo hat andrerſeits diejenige Macht, die auf die ewigen Grundſätze der Gerechtigkeit, des Gemeinwohls, mit einem Wort der Tugend baut, den andern Spruch: »Nach der Sündflut wir«; das heißt, wir nicht als Perſonen, nein, wir mögen dahingerafft werden, aber das, was wir ſind, unſre Ideen und Ziele, das wird jenſeits der Sündflut in andern Menſchen, die das Gleiche mit uns in der Seele tragen, zur Herrſchaft gelangen und jeden Widerſtand beſiegen.“ Glücklich ſchon, wer ſolches Bekenntnis lebenslang unbeirrt hegt und bewährt, und glücklicher, wem es, wie Berthold Auerbach, von Freund und Feind geglaubt wird.

Dabei iſt das Wort Feind im Grunde ſchon nicht am Platze, denn wenn auch mancher Auerbachs ſchnell bereites Pathos, ſeine Mitteilſamkeit und ſeine

Eitelkeit belächelte und tadelte, so hat er doch eigentliche Feinde nie gehabt, und auch in der Zeit des gröbsten Antisemitismus hat sich ihm persönlich niemand entgegengestellt, seinen Charakter niemand angetastet, weil man ihn nicht antasten konnte. Und seine Eitelkeit, die auch seine Freunde nicht verschweigen, trat, wie Bettelheim sagt und erweist, niemand zu nahe als ihm selbst.

Ein Wunder wäre es freilich gewesen, wenn das Kind des kleinen Judenhauses in Nordstetten nicht eitel geworden wäre bei der Stellung, die ihm die allgemeine Meinung Jahrzehnte hindurch zubilligte. Wenn Berthold Auerbach als Gast in fürstlichen Schlössern an die dumpfe Betschule in Hechingen zurückdachte, die ihn zum Rabbiner machen sollte, dann empfand er, wie seine Briefe lehren, auch mit demütiger Dankbarkeit den ungeheuern Aufstieg seines äußern Lebens, der noch weit über das hinausging, was der gleichaltrige Dithmarscher Handwerkersohn Friedrich Hebbel in jenem berühmten, vom Empfänger nicht angenommnen Brief an seinen alten, harten Vorgesetzten stolz bescheiden vortrug. Nach der großen Vergessenheit, die bald nach Auerbachs Tode über seine Dichtungen kam, berührt es uns fast fremd, wenn wir an der Hand von Bettelheims überall dokumentarisch gestützter Geschichte feststellen müssen, daß Auerbach in den sechziger und siebziger Jahren vielleicht mit Emanuel Geibel der berühmteste deutsche Dichter war; nicht nur berühmter als Hebbel und Ludwig, Storm und Fontane, Raabe und Heyse, sondern berühmter selbst als Reuter, dessen Dialekt Schranken setzte, als Scheffel, der nicht so weit ins Ausland drang. Ohne daß Bettelheim Ruhmrednerei für seinen Helden treibt, muß er dies immer wieder feststellen, eine Beliebtheit dartun, die vom Kaiserhof bis in den Kern des Volkes hineingeht. Und wenn wir, so angeregt, die kürzern Charakteristiken Karl Frenzels, Erich Schmidts, die Erinnerungen Gustav Freytags und Friedrich Spielhagens, die Briefe von Zeitgenossen wieder durchsehen, so ergibt sich genau dasselbe.

Berthold Auerbach wurde im Jahre 1812 in dem württembergischen Dorf Nordstetten geboren, schon im Geburtsjahr also ein Vorläufer der großen Realisten, die zwischen 1813 und 1831 zur Welt kamen, und für deren erzählende Kunst er den Boden bereiten und die Seelen empfänglich machen half. Die jüdische und die christliche Umwelt seiner Jugend setzt Bettelheim aus verstreutem Material künstlerisch abgerundet mit lebhafter Wirkung wieder zusammen. Der Charakterkopf der Mutter, die halbkomische Gestalt des fahrenden Großvaters, der deutschgebildete jüdische Lehrer, der ernste, fanatische Bruder treten in ihrem Einfluß auf das Gemüt des Knaben ebenso klar heraus wie die Natur des Schwarzwalds in den unauslöschlichen Eindrücken, die sie der Phantasie des künftigen Dichters einprägen. Die geistige Misere und die ökonomische Enge der nächsten Jahre auf dem schon genannten Rabbinerseminar, dann auf dem Gymnasium in Stuttgart, endlich auf der Universität in Tübingen und München wird gut geschildert bis zu ihrem Abschluß auf dem Hohenasperg, wo der Burschenschafter eine Festungshaft wegen Teilnahme an ge-

heimen Verbindungen verbüßen mußte. Das freilich bleibt uns Bettelheim schuldig, wie nun Auerbach ganz aus dem Ghetto ins deutsche Leben hinübertrat. Es fehlt hier irgendwo an organischen Darstellungen, aus denen insbesondre die religiöse Entwicklung des in engster Orthodoxie erwachsnen zum humanistischen Ideal seines Lebens sichtbar würde. Wie Auerbach im Jahre 1842, als er seine ersten Dorfgeschichten drucken ließ, und wie er später religiös stand, erfahren wir im Grunde an keiner Stelle; es müssen hier gerade für die Periode des endgiltigen Umschwungs wichtige Dokumente, nicht nur über innere Vorgänge verloren gegangen sein, fehlt doch auch mangels genügender Unterlagen ein Bericht über Auerbachs Promotion. Wir erfahren zwar manches über Auerbachs Spinozismus, wir hören, daß er lange über die Zuführung seiner Kinder zu einer bestimmten Religionsgemeinschaft schwankend war, und wir sehen ihn in den Kämpfen ausgangs der siebziger Jahre als Juden auf seinem Posten, verletzt auch da, wo ihn niemand verletzen wollte und verletzen konnte — aber über seine innere dogmatische Stellung zur jüdischen Offenbarung und zum Christentum hören wir nichts mehr.

Von den Schwarzwälder Dorfgeschichten an bewegt sich Auerbachs Leben dann alsbald auf der Höhe, die ich oben andeutete. Die ungeheure Wirkung seiner Dorfgeschichten ist ja oft geschildert worden, am eindringlichsten im Guten und Bösen von Heinrich von Treitschke, dessen Ausführungen ich hier (in Heft 49 des 65. Jahrgangs) zitiert habe. Wir verstehn diese Wirkung historisch heute noch sehr wohl, wenn wir sie auch aus den Dorfgeschichten selbst unmittelbar nicht mehr ableiten können. Es ist eben nicht anders: die unverschuldete Schuld so übermäßigen Ruhms mußte Auerbach so gut bezahlen, wie sie Geibel bezahlen mußte. Es war ein natürlicher Rückschlag, daß beide hinter großen, größern Poeten jahrelang so weit zurücktreten mußten, daß sie dem lebenden Bewußtsein als Fortwirkende fast ganz entschwanden. Geibel räumte den Platz für den überlegnen Storm, Auerbach für Keller, nicht wie Bartels meint für Gotthelf, der auch heute noch nur mit einem Werk weitern Kreisen bekannt und selbst mit diesem noch lange nicht durchgedrungen ist. Für Geibel fehlt uns noch eine so abschließende Arbeit, wie Bettelheims Werk sie für Auerbach bedeutet, aber die Ausgewählten Gedichte, die im Jahre 1904 von ungenannter Hand (bei Cotta) herausgekommen sind, lehrten auch den, der es nicht wußte, daß mit der Unterschätzung Geibels noch weniger getan war wie früher mit der Überschätzung, und halfen ihn in die richtige Stelle einsetzen. Das leistet für Auerbach einstweilen Bettelheims niemals überschwengliche, manchmal im Urteil geradezu harte Biographie, der wir von derselben Hand eine billige Auswahl der besten Auerbachschen Dorfgeschichten gern folgen sähen.

Was wir an Auerbachs Dorfgeschichten vermissen, deren Art sich übrigens bei Frenssen in den ältern Werken deutlich als einflußreich erweist, ist die scharfe Darstellung der Gestalten und Konflikte, wie wir sie etwa bei Keller immer wieder bewundern. Heinrich von Treitschkes Schlußurteil im fünften

Bande der Deutschen Geschichte trifft den Kern der Sache nicht und ist auch im Gegensatz zu frühern mit zu verstehn aus der berechtigten Gereiztheit, in der sich Treitschke durch die pöbelhaften Angriffe der jüdischen Presse in seinen letzten Schaffensjahren befand. Verstieg man sich doch in Haß und Eifer so weit, zum Beispiel an einer Stelle Treitschkes Deutsche Geschichte eine konservative Geschichtsklitterung zu nennen. Auch wird der leidenschaftliche Mann es Auerbach nicht haben vergessen können, daß dieser den freundlichen Verkehr mit Treitschke in einem Freundeskreis schroff abbrach, als der Historiker seine kleine Schrift über „Unser Judentum" veröffentlicht hatte, die er ja gerade schrieb im Gedächtnis eines edeln jüdischen Freundes, und die nach dem treffenden Wort von Erich Marcks keine andre Absicht hatte als die, solche Juden, die es noch nicht waren, einzuladen, Deutsche zu werden.

Beide Männer wollten immer das Edelste; man vergißt bei ihrer Beurteilung so oft, daß sie von menschlicher Leidenschaft nicht nur nicht frei waren, sondern aus ihr ihre besten Kräfte zogen. Ich bin deshalb etwas breit geworden, in dem Bestreben, diesen Konflikt und die daraus geflossenen schiefen Urteile auf beiden Seiten etwas zu erhellen. Wenn ich nun zu den Dorfgeschichten zurückkehre, so muß ferner gesagt werden, daß der Humor in ihnen nicht so quillt wie bei den spätern Realisten, daß auch die Konflikte mehr äußerlich als innerlich groß erscheinen. Es fehlt ihnen die unentrinnbare Gewalt, die sie etwa in dem Meisterwerk von Auerbachs Lebensfreund Otto Ludwig erreichen, dessen schwächere Novellen (zum Beispiel „Maria") Verwandtschaft mit Auerbachs Art zeigen. Und so bleibt aus der großen Zahl eine kleine übrig, in der sich Auerbachs Kunst ohne solche Einschränkungen entfaltet, und die innerhalb des poetischen Realismus noch heute einen hohen Platz behaupten. Ich nenne zum Beispiel „Diethelm von Buchenberg", „Joseph im Schnee". In ihnen ist auch die Redseligkeit ihres Verfassers nicht durchzumerken; er, der bei aller Freude an seinen Erfolgen nie ganz mit sich zufrieden war, hat sich in ihnen aufs straffste konzentriert und erreicht erschütternde Wirkungen. Und über den angeblichen Spinozismus von Auerbachs besten Dorfgestalten hat sich Erich Schmidt schon mit Recht in sehr amüsanter Weise geäußert. (Charakteristiken I, S. 387.)

Auerbachs bester Roman „Auf der Höhe" ist wohl heute nur noch ein Buch für Feinschmecker, für diese aber von hohem Reiz, obwohl breite Behandlung aller möglichen Dinge, auch falsches Naturkindertum hier am wenigsten fehlen. Wenn auch in der Hauptgestalt, der Gräfin Irma, nicht alles ohne Bruch ist, bleibt dies Werk doch von Bedeutung, nicht als Zeitroman, der es nicht sein soll, aber zum mindesten als eins der letzten großen Bekenntnisse aus der Zeit allgemeiner humanistischer Ideale. Und dafür — das lehrt wiederum Bettelheims Buch — bleibt Auerbach überhaupt, nicht zuletzt in den beiden Bänden Briefe an Jakob Auerbach, ein lebendiger Zeuge. Die sozialistischen Ideale, die kurz nach seinem Tode (1882) alles zu überfluten schienen, lagen dem warmherzigen Freunde der Armen noch so fern, daß er sich hierin

noch ganz mit Treitschkes Kampfschriften identifizierte. Und wenn er sich naturgemäß dem wieder lebhafter fließenden Strome positiv christlicher Glaubenswärme nicht hätte hingeben können, so wäre er ebensowenig etwa auf der Seite des Monistenbundes zu finden gewesen. Vollends aber der zionistischen Strömung, die viele seiner Glaubensgenossen dahinträgt, hätte er, der Deutsche, verständnislos und abmahnend den Rücken gekehrt. Es ist bezeichnend, daß seine Enkel, wie Bettelheim erzählt, gleich denen Mendelssohns und gleich denen vieler bedeutender Juden das Gesetz der Entwicklung vollzogen haben und Christen geworden sind. So ist dieser Glückliche auch gestorben in dem Augenblicke, wo sein ideales und politisches, das nationalliberale Zeitalter zu zu Ende ging. Er war der Dichter der Kaiserin Augusta und des badischen Hofes, Karl Mathy war der erste Verleger seiner Dorfgeschichten, Gabriel Rießer hat er bewundert und porträtiert, Heinrich Heine aber, was wohl anzumerken ist, nie geliebt, sondern immer für schädlich gehalten. Er stand in vielem da, wo Gustav Freytag stand, und wird wie er als Repräsentant einer abgeschlossenen, großen Periode deutschen Lebens mit seiner Persönlichkeit weiter leben dürfen, wenn auch der Kreis seiner Werke, die dauernden Ruhm gewannen, kleiner ist, als die Zeitgenossen glaubten.

Die Bingersdorfer Brücke

Von Ilse Leskien

Die alte Brücke unterhalb des Bingersdorfer Wehrs wird jetzt kaum noch begangen. Seit die Steinbrücke flußaufwärts fertig wurde — es mag nun auch schon zehn Jahre her sein —, ist der alte Holzsteg in Vergessenheit gekommen. Nur die Waldwärter aus dem Damnitzer Holz, das sich an dem einen Flußufer hinzieht, benutzen ihn noch und die Kinder, die auf den Hängen und Wiesen ums Dorf spielen, wenn sie einmal im Walde drüben etwas ausführen wollen, wobei sie keiner erwischen soll.

Die Brücke besteht aus zwei starken Bohlen, von Ufer zu Ufer gelegt, die nur in der Flußmitte von kräftigen Pfählen gestützt sind; und sie würde so einen leidlich bequemen Übergang bilden, wenn nicht Wetter und Alter die Bohlen derart gekrümmt und verzogen hätten, daß ein breiter Spalt zwischen ihnen klafft, durch den der unruhige Wasserspiegel heraufschimmert.

Der schmale Fluß geht sonst gar still und träge durch das grüne Land. Hier aber unterhalb des Wehrs drängt er hastig zwischen seinen Ufern hin, bis er Wehr und Wald weit hinter sich gelassen hat und wieder friedlich zwischen offnen Feldern und freundlichen Erlen wandeln kann.

Als der Brückenspalt immer breiter wurde, und Ängstliche sich beklagten, brachte man ein Geländer an, das heißt man rammte neben der einen Bohle auf jedem Ufer einen Pflock ein und nagelte dann eine Stange von der gehörigen Länge darüber. So hatte man doch einen Halt, und eine Weile bewährte sich die

einfache Einrichtung ganz gut. Allmählich aber neigten sich die Pflöcke nach außen, mit ihnen die Geländerstange, und nun ist sie so weit vom Steg entfernt, daß man sie nur erreichen kann, wenn man am äußersten Rande geht und den Arm weit von sich streckt.

Was aber die Brücke so ganz und gar unbeliebt gemacht hat, ist nicht ihr schlechter Zustand, mit so etwas ist man ja auf dem Lande nicht verwöhnt. Es sind die Geschichten, die man von ihr weiß.

Einmal im Frühjahr, als das Wasser so hoch ging, daß es fast den Steg mitnahm, hat sich von der Brücke eine herabgestürzt, die junge Frau vom Großbauern in Dorneg. Man suchte sie überall und fand sie endlich weit unten bei den Erlen.

Und ein andermal ist wenige Schritte vom Steg, dort wo jetzt das Holzkreuz steht, zur Jagdzeit ein Treiber erschossen worden, ein junger Mensch, und der es getan hat, ist, so erzählt man sich, ganz von Sinnen seitdem.

Zu diesen Geschichten sind immer neue hinzugekommen, und wer sie hören will, muß nur die Wirtin im Bingersdorfer Gasthof zum Reden bringen, die weiß sie alle — außer einer.

* * *

Eines Juniabends kam auf dem Waldwege von der Damnitzer Mühle her Lene Wiesch gegangen.

Sie war schon achtzehn, sah aber in der verwachsnen roten Sonntagsbluse und dem kurzen derben Rock eher wie fünfzehn aus. Sie hatte ein sonnengebräuntes frisches Gesicht, aus dem das Haar an Stirn und Schläfen straff zurückgenommen war. Ihre braunen Augen blickten lebhaft und klug, und um den Mund lag ein Zug von selbständigem Wesen, der wohl verriet, daß sie so jung nicht war, wie ihre kleine Gestalt es glauben machen wollte.

Daß sie nicht größer war, ärgerte sie sehr, denn man nannte sie gern die „kleine Lene" und sah dabei ein bißchen auf sie hinab.

Und sie war doch gescheiter als manche andre und konnte mit ihren festen Armen schaffen wie die Größten! ...

Was war das heute in der Mühle wieder für eine Jagd gewesen, und spät wars geworden! Die Sonne stand schon hinter dem Walde. Nur in den höchsten Buchenwipfeln spielte noch ein Schein, und hin und wieder stahl sich ein breiter, rötlicher Lichtstreifen am Boden hin über den Weg.

... Sonst kam sie doch immer um sieben fort! Heute war aber auch alles draußen in der Mühle gewesen, da konnten sie mit der Kaffeekocherei gar nicht zu Ende kommen. Wahrhaftig, wenn sie nicht jeden Groschen zusammennehmen müßte, sie ließe die Sonntagsarbeit sein. Man plagte sich so genug! Und die Frau in der Mühle zahlte schlecht, nicht einmal heute hatte sie ihr einen Groschen zugelegt ... und jetzt mußte sie auch noch den alten häßlichen Waldweg gehn!

Ärgerlich sah sie sich um und schritt dann schneller aus.

... Bloß wegen dem Fritz Jänisch, dem dummen Menschen!

Sie hatte sich ja gar nicht getraut, den gewohnten Weg nach Hause zu gehn, den kannte er doch. Wenn er ihr nachgekommen wäre, und wenn es dann gerade einsam war — du lieber Gott!

Die Frau hatte doch heute auch gleich davon angefangen: Lene, der will was, nimm dich nur in acht, und hatte ihr dann selber den Weg hinten durch den Garten nach dem Walde gezeigt.

Er hatte doch nichts gemerkt? Sie sah hastig zurück.

Der Weg lag still hinter ihr wie vor ihr. Nichts war zu hören als ein Knicken und Klingen im Walde und ferner Vogelruf. Sie atmete auf, aber die einsame Stille war ihr auch nicht lieb. So kam sie nicht los von unruhigen Gedanken.

... Was wollte er denn, der große Mensch? Sonntag für Sonntag saß er nun in der Mühle, immer ganz dicht beim Schenktisch, und sobald sie sich nur blicken ließ, sah er mit großen, sonderbaren Augen zu ihr hin.

Zuerst hatte sie nur gedacht: Was ist denn mit dem? Dann redeten die Mädchen davon, und schließlich wurde es ihr unheimlich.

Sie kannte ihn ja kaum. Sein Vater war Fuhrwerksbesitzer in Gomritz drüben, hatte alle die Botenfuhren nach der Stadt, lieh Wagen aus und machte, wie man sagte, ein schönes Geld.

Der Fritz war noch nicht lange von den Soldaten zurück, und, sagte die Frau in der Mühle, wie sie da wiederkommen, kann man nie wissen; da lernen sie viel Schlechtes. Was sollte auch Gutes danach kommen, wenn so einer sich an sie heranmachte!

Wenn sie ihr nur nicht alle Angst gemacht hätten ... neulich war bei Langendorf eine so häßliche Geschichte passiert: ein reicher roher Bursche hatte sich an einer Magd vergriffen.

Das mußten sie ihr natürlich gleich erzählen!

Ein unbestimmtes Bangen trieb sie schneller und schneller vorwärts, und endlich fing sie zu laufen an. Ihr straffes dunkelblondes Haar löste sich ein wenig, hob sich über der Stirn und flatterte ihr lose um die Schläfen.

Es lief sich gut den weichen grasbewachsnen Weg entlang, und schließlich machte es ihr Spaß. So hielt sie nicht eher an, als bis sie zum Holzkreuz kam und die Brücke vor sich sah.

So — nun noch da drüber, dann war sie im freien Felde und nicht weit vom Dorf.

Lange war sie nicht über die alte Brücke gegangen. Das letztemal als kleines Mädchen. Sie konnte sichs noch gut erinnern. Zwei hatten sie gehalten, weil sie sich so vor dem Wasser fürchtete, und sie hatte noch die Augen fest zugemacht, sonst wäre sie vor lauter Angst doch noch reingefallen.

Ja damals!

Sie lachte vor sich hin, trat auf die Bohlen — und erschrak. Was war denn das mit der Geländerstange?

Ganz da draußen hing sie; und wie sie den Arm auch streckte, sie konnte nicht hinlangen.

Und ihr Herz klopfte laut. Aber was halfs? rüber mußte sie, und so tat sie ein paar schnelle Schritte vorwärts.

Noch war Böschungsgrün unter dem Steg und angeschwemmtes Land. Dann aber schimmerte zwischen dem breiten Spalt der unruhige Wasserspiegel herauf.

Und plötzlich sah sie überall nichts als rinnendes Wasser, überall ein Flimmern, Glitzern und Wirbeln ... und ehe sie recht wußte, was sie tat, wandte sie sich jäh um und lief ans Ufer zurück.

Dort stand sie schwer atmend und ganz verwirrt.

Was war das eben?

War sie denn immer noch so furchtsam und dumm? Das wäre ja noch schöner! Sie mußte doch über den Steg!

So biß sie die Zähne fest in die Unterlippe, zog die Stirn kraus und ballte die Hände.

Und mit festem Schritt trat sie auf das Holz.

Diesesmal genügte aber schon dieser eine, und das schreckliche Gefühl war wieder da und fuhr ihr wie ein Schmerz durch den ganzen Körper. Sie konnte keinen Fuß vor den andern bringen. Sie kämpfte mit sich und wurde über und über heiß. Es ging nicht.

Eine Schande wars, aber es ging nicht.

Die Arme hingen ihr schlaff herab, und ganz erschöpft setzte sie sich am Wegrand hin.

... Was sollte jetzt werden! Bis zur Mühle zurück wars eine halbe Stunde und von da nach Hause wieder eine ganze. Da kam sie ja vor Nacht nicht heim.

Im Walde war es stiller geworden und dunkler, über den Feldern drüben stand der Himmel rot im letzten Licht, und am Flusse hob sich ein feiner Nebel.

Mit großen erschrocknen Augen sah Lene hinüber nach dem offnen Lande und fühlte auf einmal deutlich, wie klein sie war, ja klein und schwach wie ein Kind.

Da tönten Schritte vom Wege her.

Gott sei Dank, dachte sie ganz erleichtert; denn über ihrer Angst vor dem Wasser hatte sie alles andre vergessen, es wird ein Förster sein, der nimmt mich mit rüber.

Sie streckte den Kopf zwischen dem Buschwerk vor, das ihr die Aussicht nahm, und fuhr jählings zurück. Und dann legte sie beide Hände vors Gesicht und fing bitterlich zu weinen an.

Der den Waldweg herabkam, war ein großer stattlicher Mensch in einem städtischen Sonntagsanzug, dessen ungeschickter Schnitt seinem kräftigen Wuchs nicht gerade günstig war. Er hatte ein rundes Gesicht mit hellen Augen, den Mund verdeckte ein starker, blonder Schnurrbart.

Wer aber den Fritz Jänisch als Jungen gekannt hatte, wußte, daß es ein freundlicher, schüchterner Mund war, den der kecke Bart verbarg. Den steifen Strohhut hielt er in der Hand und sah sehr nachdenklich aus.

Da leuchtete etwas rot am Wege.

Oho, dieses Rot kannte er gut. Seine Augen glänzten auf, und er blieb stehn. Dann gewahrte er Lenes sonderbare Haltung und kam näher heran. Was tat sie denn?

Ein schluchzender Laut drang bis zu ihm.

Da wurde er über und über rot, stand wie festgebannt und drehte den Hut zwischen den Händen.

Ste merkte zitternd, daß er nicht weiter ging.

Jetzt würde er anfangen; und sie duckte sich noch mehr zusammen.

Du ... eine Pause.

Du, was weinst du denn?

Es klang gar nicht gefährlich, aber sie war so verängstigt und verwirrt, sie merkte es nicht, und zwischen den Händen stieß sie hervor:

Laß mich doch ... ach bitte!

Er verstand sie nicht. Was sollte er nur machen? Er konnte sie doch unmöglich so hier sitzen lassen, so klein und hilflos wie sie war. Seine großen Hände malträtierten den Hut, daß er sich bog und knisterte.

Dann fing er wieder an:

Ist dir was? ... sag mirs doch ... und nach erneutem Stocken dringlicher: Na, sag mirs doch!

Das klang nun so einfach und gutmütig, daß sie es nicht mehr überhören konnte. Ganz erstaunt horchte sie auf und wagte es, durch die Finger zu blinzeln.

Und sah sein rotes, verlegnes Gesicht und wie er schüchtern am Hute drehte.

... Du liebe Zeit, der hatte ja wahl selber Angst? ... Und schnell nahm sie die Hände vam Gesicht, wischte sich mit dem Blusenärmel energisch die Tränen ab und sah ihn mit großen Augen an.

Wie ein neugieriges braunes Eichhörnchen lugte sie aus dem Busch und hielt seinen Blicken still, die nun wieder mit jenem eigentümlichen, still fordernden Ausdruck auf ihr lagen, den sie so wahl kannte, und der ihr sa unheimlich vorgekammen war.

Dach mit einemmal fürchtete sie sich gar nicht mehr. Nur eine warme Röte ging über ihr Gesicht.

Dann sagte sie: Ich kann ja nich über die Brücke!

Warum denn nich?

Ach, sie strich sich das Haar zurück und lachte leise, ich trau mich nich, ich denke, ich falle ins Wasser!

All ihre Keckheit war wieder da.

Komm, führe mich, dann gehts — und sie stand auf und trat zu ihm.

Er nahm gehorsam ihre Hand, und so gingen sie der Brücke zu.

Das Wasser glänzte nun silbern unter dem leichten Dunst, und am raten Abendhimmel drüben zeigte sich ein blasser Mand.

Als sie auf den Steg traten, hielt sie sich dicht hinter ihm und sah fest auf seinen breiten Rücken. Dach plötzlich kams wieder über sie: O je! sie schwankte und griff nach ihm.

Aber schan stand er an ihrer Seite: Mach doch die Augen zu! und dann legte er fest den Arm um sie und führte sie sa hinüber.

Und war ihm eher zumute wie einer Mutter, die sarglich ihr Kind hält, als wie einem, der mit der Liebsten geht.

Das alte Halz ächzte unter seiner Last, sie drückte sich enger an ihn. Dann waren sie am andern Ufer.

Lene fühlte es wohl am weichen Erdboden unter ihren Füßen und hörte auch neben sich das feine Knistern und Rauschen im jungen Korn, aber sie machte die Augen nicht auf. Sie ging in seinen Arm geschmiegt, und ihr war wunderlich in Kapf und Herzen.

Du ...

Nun sah sie auf.

Du ... ich will dich ...

Da war es, was sie so sehr gefürchtet hatte, und sie erschrak nicht. Nun mußte es ja so kommen.

Doch taten ihr die schlichten Warte wahl und weh zugleich; denn wie das gemeint war bei einem sa reichen Burschen, das wußte sie wahl.

So sagte sie nichts und sah zur Erde, drückte sich aber fester in seinen Arm.

Heiraten wolln wir zusammen.

Ach du! hastig machte sie sich van ihm los, red doch nich sa!

Ganz erstaunt suchte er sie festzuhalten.

Ja, was is denn?

Ich weiß dach, wer du bist.

Na, was denn?

Sie wandte sich weg von ihm: Red dach nich so!

Du glaubsts nich?

Ruhig drehte er sie an den Schultern zu sich herum, bis sie wieder dicht var ihm stand, und als sie ihn nun mit den glänzenden Augen von unten her so trotzig, ungläubig ansah, und die warmen Lippen eben zu einer ihrer raschen Reden öffnen wallte, hab er sie ein wenig auf und küßte sie auf den Mund.

Aber ganz sacht; sie kam ihm noch gar zu zerbrechlich vor. Da wußte sie, daß es ihm Ernst war.

Und sie lehnte sich wieder fest an ihn und ging still und voll Vertrauen an seiner Seite hin.

Der Mond stand nun voll über den Feldern, ein leiser Wind sang im Korn, und klar und mild kam die Nacht herauf.

* * *

Und das ist meine Geschichte von der Bingersdorfer Brücke, von der die Wirtin nichts weiß.

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Reichsspiegel Berlin, 12. April 1908

(Vereinsgesetz und Börsennovelle. Die Erfolge des Blocks. Wandlungen in der Demokratie. Kabinettswechsel in England.)

Schneller, als man erwarten konnte, ist die Beratung der beiden „Blockgesetze", des Reichsvereinsgesetzes und der Börsengesetznovelle, zu Ende geführt worden. Schon am 8. April konnte der Reichstag in die Osterferien gehn. Es gab noch leidenschaftliche Kämpfe, ehe das Ziel erreicht wurde. Als am 6. April das Vereinsgesetz in zweiter Lesung zu Ende beraten wurde, versuchten Zentrum und Sozialdemokraten einen neuen Ansturm gegen Paragraph 10a, der die Zulassung von Minderjährigen unter achtzehn Jahren in politischen Versammlungen verbietet. Diese Bestimmung war bekanntlich ebenfalls das Ergebnis eines Kompromisses, ein Zugeständnis der Liberalen an die Konservativen. Daran knüpften die Gegner des Blocks die Hoffnung, eine Anzahl von Mitgliedern der bürgerlichen Linken, die schon zu dem abgeschwächten Paragraphen 7 nur mit Widerstreben ihre Zustimmung gegeben hatten und darin ein genügendes Maß von Entgegenkommen gegen die Rechte sahen, dem Block abwendig machen zu können. Es war eine eitle Hoffnung. Die freisinnigen Fraktionen hielten treu zur Fahne. Jede Abstimmung ergab die Ohnmacht der Versuche des „Antiblocks", die ihm gegenüberstehende Phalanx zu durchbrechen. Am Abend des 6. April war das Vereinsgesetz in zweiter Lesung angenommen.

Und dann folgte am 7. April die zweite Probe auf die Festigkeit des Blocks. Auch die Börsengesetznovelle wurde von beiden Seiten, von der rechten und von der linken, auf das heftigste angefochten. Die Novelle sollte die Nachteile mildern, die durch die Schärfen des Börsengesetzes von 1896 den legitimen Handel beträchtlich geschädigt hatten. Die Tatsache, daß solche Nachteile bestanden, war nicht zu leugnen. Das Gesetz war ursprünglich aus der auch in Handelskreisen als berechtigt anerkannten Beobachtung entstanden, daß sich in dem Betriebe der Börse schwere Mißbräuche entwickelt hatten, die einen schädigenden Einfluß auf die heimische Produktion und die Sicherheit der kleinen Privatkapitalien ausübten Das Unglück wollte nur, daß das Drängen einflußreicher Kreise nach einer Börsenreform sehr stark zu einer Zeit einsetzte, als die Caprivische Wirtschaftspolitik die großen wirtschaftlichen Erwerbsgruppen in zwei Lager auseinander gerissen hatte, die sich geradezu erbittert gegenüberstanden. Hier Landwirtschaft! — hier Handel und Industrie! Das sah aus wie ein Schlachtruf. Und nur so ist es zu verstehn, daß auch die gewiß berechtigten Wünsche der Landwirtschaft, eine Reform

des Börsenwesens namentlich durch Verhinderung des Börsenspiels in landwirtschaftlichen Produkten durchgeführt zu sehen, in Handelskreisen als ein feindseliger Schlag gegen den Handel und seine Interessen überhaupt empfunden wurde, ein Schlag, der angeblich dazu bestimmt sein sollte, den Handel zu lähmen, Fortschritte des beweglichen Kapitals zu hemmen und den Weg für einseitige Sonderwünsche der Agrarier freizumachen. Die damalige politische Lage erschwerte also die sachliche Verständigung. Der wilde Trotz, den die Börse und die Handelskreise dem Reformeifer ihrer Gegner entgegensetzten, hatte zur Folge, daß bei dem doch zuletzt unabwendbaren neuen Gesetz viele Mißgriffe begangen wurden, die bei loyaler Aufklärung und verständigem Entgegenkommen der feindlichen Lager wohl zu vermeiden gewesen wären, während die agrarisch-konservativen Kreise aus dem Verhalten der Börse und ihren schroff übertriebnen Klagen in der Überzeugung bestärkt wurden, daß die Schäden und Mißbräuche noch lange nicht scharf genug angefaßt worden seien.

In den maßgebenden Kreisen der Regierung wurde sehr bald die Notwendigkeit erkannt, die unnötigen Härten des Börsengesetzes zu mildern, aber die politische Konstellation war der Lösung dieser Aufgabe dauernd ungünstig. Jedes Drängen von links wurde aus den Reihen der Agrarier mit höhnischer Zurückweisung beantwortet, der sich gewöhnlich die Bemerkung anschloß, eine Reform des Börsengesetzes sei allerdings notwendig, aber nicht im Sinne der Milderung der Vorschriften, sondern vielmehr einer Verschärfung. Die Regierung suchte redlich zu vermitteln, weil doch einmal eine Einigung auf der mittlern Linie erfolgen mußte, aber es wurde ihr recht sauer gemacht, und als nun allmählich die Umstände immer gebieterischer eine Reform verlangten, kam die Reichstagsauflösung und die neue Wendung in der Reichspolitik. So wurde die Reform der Börsengesetzgebung einer der Punkte, die in der ersten programmatischen Erklärung des Reichskanzlers zur Blockpolitik enthalten waren. Aber bange Zweifel waren berechtigt, ob sich die starken Gegensätze der Parteien so weit versöhnen lassen würden, um gerade bei dieser Materie, die soviel gegenseitige Erbitterung erzeugt hatte, zu einem Kompromiß zu gelangen. Der agrarische Flügel der Konservativen versicherte bis in die Kommissionsberatung hinein, sie könnten nun und nimmermehr nachgeben. Und als die Kommission ihre Beratungen in erster Lesung beendet hatte, da konnte es ängstlichen Gemütern wirklich scheinen, als ob für das Zustandekommen dieser Vorlage nichts mehr zu hoffen sei. Die Konservativen hatten ihre Drohung wahr gemacht und die Börsengesetznovelle in ein gesetzgeberisches Monstrum verwandelt, das geeignet war, der Börse ganz und gar den Rest zu geben. Aber eben diese Übertreibung zeigte deutlich die demonstrative Absicht. Es waren die Tage, in denen sich die Liberalen schwankend zeigten und beim Vereinsgesetz beinahe schon entschlossen schienen, vom Block abzufallen, um nichts von ihren „Prinzipien“ zu opfern. Man kann nicht sagen, daß mit dem Vereinsgesetz und der Börsennovelle ein sogenannter „Kuhhandel“ getrieben worden sei. Ein direkter Zusammenhang zwischen der Behandlung beider Vorlagen bestand nicht. Aber eine indirekte Wirkung wurde doch mit der Haltung der Konservativen bei der Kommissionsberatung über das Börsengesetz erreicht. Die Rechte bewies der Linken auf praktischem Wege: So sieht zu euerm Schaden die Gesetzgebung aus, wenn wir Konservativen in der Stellung zu unsern Parteiprinzipien dem Beispiel der Liberalen folgen, d. h. nichts davon aufgeben wollen. Es bedurfte allerdings keiner Verabredung etwa in der Form: „Gebt uns die Zugeständnisse, die wir beim Vereinsgesetz verlangen; wir geben dafür das Börsengesetz.“ Die Lage sprach vielmehr für sich selber, der Wink war deutlich genug. Als nun aber das Zustandekommen des Vereinsgesetzes gesichert war, erwuchs daraus im Zusammenhang der Dinge

für die Rechte die Ehrenpflicht, nun auch ihre schraff ablehnende Haltung beim Börsengesetz aufzugeben. Geeignete Vorschläge für ein Kompromiß zu machen, fiel den Nationalliberalen zu, die in dieser Frage besonders berufen waren, eine Mittelstellung einzunehmen. Auf der Grundlage dieses Kompromisses kam am 7. April das Börsengesetz in zweiter Lesung zustande.

Auch in Börsenkreisen wird zugegeben, daß das Gesetz der Effektenbörse wesentliche Vorteile und Erleichterungen bringt. Man hätte gern mehr gehabt, aber es geht schließlich auch mit dem Erreichten, das immerhin eine wirkliche Verbesserung bedeutet. Unzufrieden dagegen ist die Produktenbörse, die sich durch das aufrechterhaltne Verbot des Terminhandels in Getreide eingeengt und geschädigt fühlt. Aber zuletzt hat doch auch die Linke dem Kompromiß zugestimmt, sodaß die Vorlage nach verhältnismäßig kurzer Debatte mit einer großen Mehrheit angenommen wurde. Am 8. April folgten dann die dritten Lesungen der beiden Gesetze. Noch ein leidenschaftlicher Kampf, dann hatte der Block den Sieg errungen.

Zwei große Erfolge hat also die Blockpolitik aufzuweisen, und Fürst Bülow hat gegenüber den zahlreichen Unglückspropheten und Spöttern Recht behalten. Zwar sind die Zweifler noch nicht ganz bekehrt. Sie bemühen sich, die Bedeutung der Erfolge mit dem Vereins- und Börsengesetz nach Möglichkeit zu verkleinern, und behaupten plötzlich, die Sache sei doch eigentlich gar kein Kunststück gewesen und bedeute einen viel zu geringen Fortschritt, als daß man sich darüber freuen oder Hoffnungen darauf setzen könne. Die eigentliche Probe auf die Festigkeit des Blocks stehe noch bevor, wenn die Aufgabe der Reichsfinanzreform zu lösen sei. Diese letzte Behauptung kann man als richtig anerkennen, im übrigen aber darf man diesen Kritikern entgegenhalten, daß sie selbst ihre Ansichten sehr stark geändert haben. Sie haben dieselben Forderungen, die sie jetzt nach ihrer Erlangung so verächtlich ansehen, einst sehr hoch geschätzt und ihnen in der Rangordnung der liberalen Wünsche einen bevorzugten Platz eingeräumt. Darum ist die Bekrittelung der Blockerfolge recht bedeutungslos und kann nur dazu dienen, eine Opposition zu kennzeichnen, die einen Stich ins Hysterische hat. Überdies kann der Umfang politischer Erfolge nicht an dem gemessen werden, was von einzelnen Politikern gefordert wird, sondern nur daran, wie weit es dem leitenden Staatsmann glückt, ein von ihm aufgestelltes Programm trotz allen Widerständen durchzuführen. Ob man das Programm des Fürsten Bülow, womit er in die Blockpolitik eintrat, für richtig oder falsch hält, ist eine Frage für sich. Tatsache ist, daß viele Politiker — man darf wohl sagen: die Mehrheit der Politiker — die Durchführung dieses Programms mit einer aus Konservativen und Liberalen gemischten Mehrheit für praktisch unmöglich hielten. Viele bemerkten dabei auch ziemlich höhnisch, die Vorschläge des Reichskanzlers seien ja ganz vortrefflich, aber er werde sein Wort nicht einlösen können. Wenn nun auch dieselben Leute heute meinen, die früher von ihnen als vortrefflich bezeichneten Dinge seien gar nichts wert, so ändert das doch nichts daran, daß ihre damalige Diagnose falsch war. Denn Fürst Bülow hat zwei der schwierigsten Punkte seines Blockprogramms wirklich durchgeführt, obgleich die erfahrensten Politiker noch vor gar nicht langer Zeit darauf hätten wetten mögen, daß er sie nicht durchführen werde. Die Politik des Reichskanzlers darf also auf der Kreditseite ihres Kontos einen ziemlich hohen Betrag buchen, gleichviel ob die Bilanz andern Leuten in ihr Geschäft paßt oder nicht.

Ebenso wichtig wie der praktische Erfolg der Blockpolitik ist die bedeutsame Erscheinung, die diesen Erfolg bewirkt hat, nämlich die innere Wandlung, die in den Kreisen des sogenannten entschiednen Liberalismus hervorgetreten ist. Wir haben uns hier schon mehrfach mit der Haltung des Abgeordneten von Payer befaßt, die ein Beispiel dafür ist, wie allmählich auch die bürgerliche Demokratie aus dem Reich der doktrinären Phrase auf den Boden der Realpolitik tritt. Endlich wird

auch auf dieser Seite den Parteiprinzipien die richtige Stelle angewiesen. Diese Prinzipien sind notwendig als Ausgangspunkt des politischen Denkens, als Mittel der Verständigung, um die Gesinnungsgenossen zusammenzuführen und zusammenzuhalten, sowie ihnen das Ziel zu bezeichnen, dem sie als ihrem Ideal zustreben. Aber bisher schleppten die Führer und Vertreter der Demokratie ihre Prinzipien überall wie eine schwere Rüstung mit sich und kamen nicht vorwärts, weil sie gar nicht auf das Ziel sahen, sondern immer nur daran dachten, sich in jedem Augenblick als gewaltige Kämpen zu zeigen. So ließen sie sich beständig in ihrer glänzenden Rüstung bewundern und merkten gar nicht, daß sie sich fortwährend in einem engen Kreise bewegten, statt vorwärts zu schreiten. Jetzt ist in diesem Kreise das Bewußtsein erwacht, daß man ein Ziel anstrebt, in dessen Erreichung die Prinzipien viel besser gewahrt sind, als wenn man bloß damit paradiert. Es hat die Herren freilich eine große Überwindung gekostet, den herkömmlichen, mit dem Wesen der Demokratie zusammenhängenden Respekt vor dem Unverstand der Wählermassen fahren zu lassen. Wer sich grundsätzlich auf die Masse und auf den Durchschnitt stützt, muß ja immer etwas Unverstand zur Schau tragen; das gehört zum Geschäft. Aber schließlich hat die Erfahrung zu denken gegeben, daß die großen Wählermassen doch nicht bei der bürgerlichen Demokratie bleiben, sondern zur Sozialdemokratie gehn, wenn sie immer und immer nur auf Unzufriedenheit und Opposition, niemals auf positive Erfolge gestimmt werden. Man hat sich endlich entschlossen, es einmal auf andre Art zu versuchen, nachdem die letzten Reichstagswahlen eine gewisse Enttäuschung und Ernüchterung unter den freiwilligen und unfreiwilligen Mitläufern der Sozialdemokratie hervorgebracht haben. Eine starke Strömung im Liberalismus will es nun, statt mit der Furcht vor dem Wähler, mit der Gewinnung des Wählers durch den praktischen Erfolg versuchen. Darum hat man die unverbesserlichen Doktrinäre in den Fraktionen der Linken abgeschüttelt, selbst auf die Gefahr hin, daß die Herren Dr. Barth, Potthoff, von Gerlach usw. hingehen und ihre eigne Partei gründen, die zwischen Liberalismus und Sozialismus umherirrt wie der Schmied von Jüterbogk, der nicht wußte, ob er in den Himmel oder in die Hölle gehörte. Unter den Männern, die sich von der Gemeinschaft der Doktrinäre und Allesverderber losgelöst haben, war auch Friedrich Naumann, der bis jetzt in diese Gemeinschaft tief verstrickt war, nun aber, ohne sich untreu zu werden, doch den Weg zur Realpolitik zurückgefunden hat.

Diese Wandlung im demokratischen Liberalismus ist von außerordentlicher Bedeutung. Denn wenn ein Zug zum Doktrinarismus auch tief im Wesen dieser politischen Anschauung begründet ist, so ist er doch nicht notwendig damit verbunden. In andern Ländern, die schon auf eine längere parlamentarische Entwicklung zurückblicken, ist der Liberalismus schon längst realpolitisch und darum regierungsfähig. Bei uns ist er — und zwar hauptsächlich durch eigne Schuld — künstlich davon zurückgehalten worden. Wird das jetzt anders, so öffnet sich eine weite Perspektive auf die Umgestaltung des politischen Denkens in den Kreisen, die bisher in der Negation stecken geblieben sind. Wir können, wenn diese Entwicklung nicht wieder unterbrochen wird, eine Gesundung und Erstarkung des Liberalismus erleben, der die Grenze zwischen sich und der Sozialdemokratie wieder scharf und kräftig zieht und durch die Fähigkeit zu positiver Mitarbeit die freiheitlichen, individualistischen Strömungen im Volke aus dem Zustand unfruchtbarer und verbissener Opposition erlöst. Der Anfang dazu ist gemacht; ob die Folgezeit dem entsprechen wird, wissen wir freilich nicht. Am meisten zu fürchten hätte eine solche Entwicklung die Sozialdemokratie.

Zur Beurteilung des Liberalismus bieten die Ereignisse in England eine interessante Parallele. Eine starke liberale Flutwelle hatte das Kabinett Campbell-Bannerman in die Höhe getragen. Die Vereinigung der doktrinär veranlagten radikalen und der realpolitisch veranlagten, dem Imperialismus zuneigenden Richtung

hatte zunächst eine sehr große Mehrheit der Liberalen geschaffen, und man wußte sich ineinander zu schicken. Die populäre Persönlichkeit Sir Henry Campbell-Bannermans mit ihrer Beredsamkeit und Gewandtheit machte dabei einen sehr wirksamen Einfluß geltend. Nun hat eine äußere Veranlassung, körperliches Leiden, den Rücktritt des Premierministers herbeigeführt. Sogleich kracht aber auch die künstlich zusammengehaltne Mehrheit in allen Fugen. Sir Henry war persönlich ein ausgesprochner Radikaler, aber seiner Persönlichkeit unterwarfen sich auch die andern Richtungen der liberalen Mehrheit. Darum ergab sich für den Beobachter von außen ein täuschendes Bild. Wirkliche Früchte hat diese Scheinherrschaft des Radikalismus nicht getragen. Das Verdienst an dem, was wirklich geleistet worden ist, fällt den andern Richtungen zu. Und jetzt, wo der leitende Mann zurückgetreten ist, findet er keinen Nachfolger, der auf derselben Bahn wandelt. Der neue Premier Asquith ist ein tüchtiger Staatsmann, aber Imperialist und kein Radikaler, und der doktrinäre Liberalismus in England steht mit seinen Abrüstungsideen, seiner Oberhausreform und ähnlichem mißmutig vor einer Reihe von getäuschten Hoffnungen. Seine Gefolgschaft droht abzufallen, und schon heute beginnt man mit der baldigen Wiederkehr einer konservativen Regierung zu rechnen. Zuletzt sind es doch nicht die das Ohr der Massen kitzelnden Grundsätze und Versprechungen, sondern die realpolitischen Möglichkeiten, die über die Schicksale nicht nur der Völker, sondern auch der Parteimeinungen entscheiden.

Koloniale Rundschau

Berlin, 12. April 1908

Dernburgs Programm ist nun auch im Plenum des Reichstags nach allen Seiten hin durchgesprochen worden. Daß in prinzipieller Hinsicht dabei etwas Nennenswertes herausgekommen wäre, läßt sich leider nicht sagen. Es bleibt vorläufig bei der negrophilen Zentrumspolitik, die sich Staatssekretär Dernburg in solchem Maße zu eigen gemacht hat, daß er das uneingeschränkte Lob seiner frühern bittersten Gegner ernten durfte. Wir sagen vorläufig, denn das Echo aus den Kolonien selbst wird sicher nicht ausbleiben und vielleicht auch dem Staatssekretär zu denken geben, jedenfalls aber einen Teil des Reichstags, der bis jetzt der Frage der Eingebornenpolitik kühl gegenüberstand, aufmerksam machen und ihm die einschneidende Bedeutung der Frage vor Augen führen. Es ist offenbar unsern Volksvertretern bisher noch nicht recht klar geworden, daß das Verhältnis zu den Eingebornen die Grundlage der gesamten Kolonialwirtschaft bildet, und daß alles Reden über wirtschaftliche Maßnahmen, Eisenbahnen, Besiedlung usw. leeres Stroh dreschen heißt, solange wir keine Gewähr für die Mitarbeit der Neger haben. Was dies betrifft, soll man uns nicht übel nehmen, wenn wir uns an die Erfahrungen und Anschauungen der alten bewährten Afrikaner und der kolonialen Praktiker halten. Wir brauchen uns ja nicht gerade die Ansichten der schroffsten Vertreter des Herrenstandpunktes zu eigen zu machen. Aber die Erfahrung hat unzweideutig gelehrt, daß der Neger aus sich selbst heraus ohne bestimmten Zwang niemals zu einer geordneten Wirtschaft gelangt (siehe Haiti und Liberia!). Wenn wir nicht verstehn, die Eingebornen unsrer Kolonien durch geschickte Verwaltungsmaßnahmen langsam aber sicher zu geregelter Arbeit zu bringen, so werden die schönsten Unternehmungen draußen tatgebornе Kinder bleiben. Gerade der beständige Eingriff der Verwaltung in ihr tägliches Leben wird den Negern am besten zum Bewußtsein bringen, daß wir die Herren im Lande sind, und der Respekt vor der weißen Rasse wird ihnen in Fleisch und Blut übergehn, besser als wenn sie sehen, daß unsre Bestrebungen lediglich von ihrem guten Willen abhängen. Unser tiefwurzelndes soziales Empfinden wird uns davor bewahren, die notwendige Erziehung des Negers zur Arbeit irgendwie in Härte ausarten zu lassen. Es soll dem Neger bei uns gutgehn, und Aufgabe der Gesetzgebung wird es sein, dafür

die nötigen Garantien zu schaffen. Für alle Fälle aber muß der Grundsatz Geltung erlangen: Wir sind die Herren im Lande, wir haben die Art der Erschließung des Landes zu bestimmen unter Berücksichtigung der wahren Interessen der Eingebornen, die sich dem anzupassen haben. Der Neger ist noch gar nicht reif, die dem Dernburgschen Programm zugrunde liegenden sozialen Anschauungen zu begreifen. Er wird sie als Äußerung unsrer Schwäche auffassen und bei passender oder unpassender Gelegenheit die Konsequenzen zu ziehen suchen. Wie, das haben uns die Aufstände in Südwest- und Ostafrika gezeigt. Das ist die politische Seite der Sache.

Der Staatssekretär wird in nächster Zeit seine Fahrt nach Südwestafrika antreten. Dort hat der frühere Gouverneur, jetzige Unterstaatssekretär vor Jahresfrist eine Politik eingeleitet, die der heutigen Dernburgschen direkt zuwiderläuft. Die Eingebornen sind der allerschärfsten Kontrolle unterworfen worden, kein Herero oder Hottentotte darf sich ohne Paß blicken lassen, der über das Woher und Wohin genau Auskunft gibt und ihm von jedem Weißen abgefordert werden kann. Alles Eigentum ist den Eingebornen abgenommen und das zu ihres Leibes Nahrung und Notdurft Allernotwendigste an Vieh nur bedingungsweise überlassen worden. Sie sind daher zum großen Teil gezwungen, für die Weißen zu arbeiten, um ihr Leben zu fristen. Dieses Verfahren ist hart, aber gerecht und notwendig, um die Eingebornen von weitern Greueltaten abzuhalten, sie an Ordnung und Arbeit zu gewöhnen und ihnen die Macht der Weißen tagtäglich vor Augen zu führen. Denn der Aufstand steckt ihnen immer noch in den Gliedern, Ausschreitungen und Räubereien unterworfner Hereros sind an der Tagesordnung. Und gerade als man im Reichstag über die Härte dieser Politik jammerte, über die „Rechte" der Eingebornen debattierte, traf die traurige Nachricht von einem neuen Hottentottenüberfall und dem Tode zahlreicher Offiziere und Reiter ein — eine ernste Mahnung vor Übereilung. Sie ist augenscheinlich nicht ohne Eindruck auf den Reichstag geblieben und wird hoffentlich recht lange nachwirken. Dem Staatssekretär kann man nur wünschen, daß er sich nach seiner Reise nicht verführen lassen wird, seine ostafrikanische Politik auch auf Südwest zu übertragen. Die Lindequistsche Politik liegt auch im wohlverstandnen Interesse der Eingebornen selbst. Nur wenn diese durch scharfe Kontrolle von weitern Dummheiten abgehalten und an Ordnung gewöhnt werden, können sie sich wieder wirtschaftlich erholen. Für unsre Bestrebungen ist dies nicht weniger wichtig, wir brauchen die Eingebornen so notwendig wie das tägliche Brot.

Dies ist die Auffassung unsrer Landsleute in Südwest, der Herr von Lindequist mit seiner Eingebornenverordnung Geltung verschafft hat. Mit Recht, denn die, die mit ihrem eignen Leben für die Erhaltung des Landes eingetreten sind, haben schließlich das erste Anrecht, dessen Geschicke mitzubestimmen. Da sie zugleich die Träger des wirtschaftlichen Lebens sind, so müssen sie auch am besten wissen, was dem Lande nottut. Anfang Mai treten die Ansiedler in Grootfontein zu einem Farmertag zusammen, um über die weitern Maßnahmen zur Festigung der Verhältnisse zu beraten. Kolonialverwaltung und Reichstag werden gut tun, diesen Beratungen ernste Beachtung zu schenken. Denn eine Politik, die in direktem Widerspruch steht mit den Ansichten und Bedürfnissen derer, die sie am nächsten angeht, bringt uns nicht vorwärts, sondern rückwärts. Und dies gilt für Ostafrika ebensosehr wie für Südwestafrika.

Die kolonialen Eisenbahnvorlagen sind inzwischen von der Budgetkommission in vollem Umfange bewilligt worden. An sich wäre dies erfreulich, wenn man wenigstens den Versuch gemacht hätte, die Vorlage für Ostafrika einer Revision zu unterziehen. Wir halten nach wie vor an der in Nr. 13 ausgesprochnen Ansicht fest, daß die in der Regierungsvorlage vertretne Eisenbahnpolitik für Ostafrika eine ernste Gefahr in sich birgt, die Gefahr der Überflügelung durch die Grenznachbarn. Der Weiterbau der Nordbahn über den Kilimandscharo hinaus bis zum Viktoriasee ist in

Frage gestellt und der Bau der Südbahn zum mindesten ad calendas graecas verschoben worden. Dabei ist soeben auf englischem Gebiet ein Teil einer englisch-portugiesischen Konkurrenzbahn fertig geworden, die von Beira nordwärts über den Sambesi, entlang dem Schire über Port Herald Chiromo—Blantyre—Somba nach dem Südende des Nyassasees führen soll. Vor wenigen Wochen ist das Projekt der Strecke Beira—Sambesi auf portgiesischem Gebiete genehmigt und auf englischem Gebiete die Strecke Port Herald—Blantyre ist soeben in Betrieb genommen worden. Ein kurzer Blick auf die Karte genügt, um zu sehen, daß dieser Weg den Verkehr des ganzen Nyassagebiets an sich ziehen würde, wenn nicht baldigst unsre Südbahn in Angriff genommen wird. Zu dieser Gefahr kommt noch eine größere in Gestalt der in Nr. 13 geschilderten portugiesischen Parallelbahn. Also nochmals: Videant consules! —

In der ostafrikanischen Besiedlungsfrage ist der Staatssekretär nachgiebiger geworden. Er will im Sommer eine Kommission zum Studium der Verhältnisse nach Ostafrika entsenden. Da diese Kommission vom Unterstaatssekretär v. Lindequist geführt werden soll, so kann man Ersprießliches von ihr erwarten. Dennoch hätten wir für zweckmäßiger gehalten, nicht mehr Zeit mit Kommissionen zu verlieren, sondern endlich mit einem praktischen Versuch zu beginnen. Mit einigen hunderttausend Mark ließe sich da viel ausrichten. Ein Dutzend tüchtiger deutscher Bauernfamilien und ein bewährter alter Afrikaner zur Führung wären sicherlich unschwer zu finden. Immerhin kann man auch zufrieden sein, wenn die vorgesehene Kommission dafür sorgt, daß im nächsten Kolonialetat die Mittel für eine solche Probesiedlung gefordert werden. Die Sache ist wohl ein paar Hunderttausend wert. Und an der Zustimmung des Reichstags wirds nicht fehlen.

Wäre noch die Alkoholfrage zu erörtern. Dem Reichstag ist nämlich eine Denkschrift zugegangen, betitelt: „Alkohol und Eingebornenpolitik". Wenn wir nur erst eine vernünftige Eingebornenpolitik hätten, der Alkohol wäre der geringere Kummer. Die Denkschrift vertritt die Ansicht, daß durch die Bekämpfung des Alkoholkonsums die eingeborne Bevölkerung kulturell gehoben, arbeitstüchtiger wird, und verlangt darum einerseits Verteuerung des Alkohols durch kräftige Erhöhung der Einfuhrzölle Hand in Hand mit den Nachbarkolonien, andrerseits ein völliges Einfuhr- oder Verkaufsverbot für den Alkohol. Diese Bestrebungen wären an sich sehr zu billigen, denn wenn der Schwarze Schnaps trinken will, so soll er ruhig ordentlich bezahlen. Für den Fiskus und für den Handel wäre dies nur von Vorteil. Eine andre Frage ist es, ob ein Verkaufs- oder Einfuhrverbot die gewünschte Wirkung hätte, ob nicht die Herren Neger wieder in verstärktem Maße bei ihren einheimischen geistigen Getränken, die viel schädlicher sein sollen als unser Schnaps, Ersatz suchen werden. Irgendwelche Anregungsmittel werden schließlich immer genossen, ob sie nun Alkohol, Haschisch oder Opium heißen. Der Alkohol ist davon noch nicht das schlimmste. Sollte übrigens in der Denkschrift nicht Ursache und Wirkung verwechselt sein? Uns will es scheinen, als ob nicht die Neger durch Alkoholentziehung von selbst arbeitsamer würden, sondern daß durch stärkere Heranziehung zu regelmäßiger körperlicher Arbeit die Lust und Gelegenheit zum Schnapstrinken geringer wird. An einen ursächlichen Zusammenhang zwischen Alkohol und Arbeit glauben wir nur insofern, als der Wunsch nach Alkohol bis dato viele Neger erst zur Arbeit veranlaßt. Hier den Alkohol durch einen andern Anreiz oder „sanften Druck" zu ersetzen und dann die Erlangung von Alkohol zu erschweren wäre entschieden sehr zu empfehlen.

Item: die Heranziehung des Negers zur Arbeit ist das A und das O aller Kolonialpolitik. Ist die Eingebornen- und Arbeiterfrage gelöst, so lösen sich alle andern „Fragen" spielend, auch die Alkoholfrage, denn Müßiggang ist aller Laster Anfang!

Die modernen chineſiſchen Truppen in Petſchili

Bei einem Reiche mit der Rieſenausdehnung Chinas, wo die Regierung — dank der willkürlichen Berichte der Mandarine an die Gouverneure — oft ſo herzlich wenig von dem weiß, was tatſächlich in den achtzehn Provinzen vorgeht, iſt es nur allzu erklärlich, daß in moderner wie in alter Zeit eine dauernde Ruhe niemals herrſchen konnte, kann und können wird. Gründe dafür mögen die Invaſionen durch feindliche Stämme (nennen wir in neueſter Zeit ruhig die vereinigten Mächte des Abendlandes, Amerika und Japan), die Unzufriedenheit des Volkes infolge der Erpreſſungen durch die Beamten, die Geheimbündelei und eine unendliche Reihe von Palaſtrevolutionen ſein.

Die Gärung im Volke veranlaßte eine lange Kette von kleinern und größern Kriegen, die der chineſiſchen Geſchichtſchreibung gemäß bis ins dritte Jahrtauſend v. Chr. zurückzuführen ſind, als auf den erſtbekannten berühmteſten Kaiſer Huangti Herrſcher folgten, unter denen des erſten Werk zerfiel, das ſich im ſpätern Laufe der Jahrhunderte in beſtändigem Wechſel der Dynaſtien wieder aufrichtete oder wieder zuſammenſank.

Als ſtumme Zeugin für die Mühe, mit der ſich die Herrſcher gegen die einfallenden Mongolenſtämme zu wehren hatten, ragt aus zackigen Gebirgskämmen das wunderbare Befeſtigungswerk — die große Mauer mit ihren (damals militäriſch beſetzten) Wachttürmen — auf. Mitte des ſechzehnten Jahrhunderts n. Chr. zur Zeit der Mingdynaſtie erhielt ſie ihre jetzige Geſtalt.

Mit dem Sturz dieſer Dynaſtie im Jahre 1644 n. Chr. durch die Mandſchu blieb das Schwert am Ruder der Herrſchaft, der Zopf trat hinzu.

Unter „Zopf und Schwert“ vegetierte China weiter, der Opium trat hinzu, dem China um die Mitte des neunzehnten Jahrhunderts den ſehr zur Unzeit geführten Opiumkrieg verdankte, bei dem England obſiegte.

Sehr zur Unzeit, denn zu derſelben Stunde brach der entſetzliche Taipingaufſtand aus, der Tauſende an die Fahnen eines religiöſen Fanatikers heftete. Schon — wie die Gegner, die kaiſerlichen Truppen — im Beſitz von modernen

Waffen, durchzogen die Rebellen sengend und mordend von Süden nach Norden das geplagte Land. China mußte es sich gefallen lassen, daß schließlich mit Hilfe englisch-französischer Truppen dem Aufstand ein Ende gemacht wurde, denn die eignen Truppen, obwohl schon in den Anfangsstadien der europäischen Ausbildung, vermochten nur wenig, außerdem lag China (in den letzten Jahren des Taipingaufstandes) selbst mit Frankreich und England im Kriege.

Anfang der achtziger Jahre fiel Tonking an Frankreich; wir sehen etwa zwanzig Jahre später, wie das Reich der Sonne trotz seiner schönen Schiffe und modernisierten Truppen von Japan besiegt wird, sehen die Wirren von 1900, wo sich der Morgenländer den Waffen des Mannes aus dem Westen beugt, und schauen endlich atemlos auf das wilde russisch-japanische Ringen auf chinesischem Boden, denn dank dem Unvermögen seiner Truppen stand China machtlos an der mandschurischen Grenze und sah blutenden Herzens zu, wie zwei fremde Mächte sein eignes Land leiden machten.

Seit Jahrzehnten schon waren ausländische Militärinstrukteure im chinesischen Solde tätig, aber die Tatsachen zeitigten nur negativen Erfolg. Das Amt eines solchen Instrukteurs war dornenvoll.

Der Chinese ist von klein auf dazu erzogen, den Soldatenstand nicht zu achten, dementsprechend war der Ersatz, mit dem sich die Lehrer abzuquälen hatten, recht mäßig. Die Verschiedenheit in den Charakteren des Orientalen und des Occidentalen kommt hindernd hinzu, dieser muß sich erst vollständig in den Gedankengang jenes hineinversetzen, um sich eine auch nur einigermaßen genügende Autorität zu verschaffen.

Einen richtigen soldatischen Geist in der chinesischen Armee einführen zu wollen, ist eine gewaltige Aufgabe, eine Sisyphusarbeit. Aber es existiert jetzt ein Mächtiger, der es sich vorgenommen hat, mit allen Kräften diese Arbeit innerhalb seines Machtbereichs erfolgreich zu machen, es ist der Vizekönig von Tschili, Yuan-schi-kai, der Reformator, der mit weitem Blick unter der Devise „China für die Chinesen" an der Modernisierung seiner Truppen arbeitet.

„China für die Chinesen", das heißt leider für uns, daß er dem Stamm der Morgenländer auch insofern treu bleibt, als er jetzt die japanischen Instrukteure bevorzugt, denen die andern ausländischen immer mehr weichen müssen, denn der Japaner hat alles moderne erlernt und lehrt sein Wissen und Können — soviel ihm davon weiterzugeben gut scheint — billiger als der Abendländer.

Und nicht nur in Petschili arbeitet man schon längst nach dem japanischen Exerzierreglement, sondern dieses wird auch am Jangtse eingeführt, denn eine Verfügung des Generalgouverneurs von Nanking vom Frühjahr 1904 bestimmt auf Grund eines Berichts vom Kommandanten der Forts bei Nanking, daß in den Jangtseprovinzen das japanische Exerzierreglement eingeführt werden soll, daß also nicht mehr nach dem deutschen, englischen und japanischen zugleich

gearbeitet wird, sondern nur noch nach japanischem. Interessant ist dabei, daß der Berichtende den Parademarsch der Japaner als besonders zweckmäßig hervorhebt.

Die Stärke der Truppen Yuan-schi-kais mag etwa 60000 Mann betragen. Er hat sie aus den Truppen seiner ehemaligen Provinz Schantung zusammengesetzt, wo er Gouverneur war, bis er im Jahre 1900 den Posten Li-hung-tschangs in Petschili bezog, dazu kamen die von Yuan-schi-kai selbst Angeworbnen, ferner die Truppen, die er in Petschili vorfand, und die ehemals unter des greisen Li-hung-tschang Befehl standen, und endlich Truppen, die von andern Provinzen an Yuan-schi-kai abgegeben wurden.

Die größern Standorte sind vor allem die Zentrale des Heerwesens in Tschili, die Stadt Paotingfu südwestlich von Peking, dann Peking selbst, Tientsin, wo der Vizekönig seinen Sitz hat, und Schanhaikuan, wo sich die große Mauer von der Küste aufwärts zum Gebirge schwingt.

Die Armee weist sämtliche Waffengattungen auf, die Ausrüstung ist noch recht verschieden. Wir finden an Waffen Gewehre deutscher, japanischer und chinesischer Konstruktion, an Geschützen meist Kruppsche und japanische Gebirgs- und Feldgeschütze verschiedenster Art.

Der Sold ist fast das einzige, über das der Kaiser (besser die Kaiserinwitwe oder -tante) bestimmt. Wieviel hierbei in die Taschen der Offiziere und Beamten fließt, mag dahingestellt sein!

Was das Menschenmaterial anlangt, so hat man bei der neu zu schaffenden Armee in erster Linie auf die Mandschus zurückgegriffen, die man kurz Bannerleute nennt. Diese stehn der regierenden (Mandschu-) Dynastie am nächsten und eignen sich, da sie den Chinesen gegenüber Vorrechte genießen, bei vernünftiger Organisation, die ihnen bis heute fehlte, sicherlich am besten für ein modernes Heer.

Im Sommer 1905 erschien in Tschili ein Aufruf für Freiwillige, der folgende Bedingungen festsetzte: Jeder Bannermann, der seinen Ursprung genau als solcher nachweisen kann, wird zugelassen, falls er noch nicht aktiv gedient hat; er muß von guter körperlicher Beschaffenheit sein, die Größe mindestens 1,60 Meter betragen. Daß sich nicht allzuviele meldeten, liegt auf der Hand, denn es ist ungeheuer schwer, den Chinesen Liebe und Achtung für den Soldatenstand beizubringen. So sah sich auch Yuan-schi-kai genötigt, Aushebungen einzuführen und im Verein damit Werbungen innerhalb wie außerhalb Petschilis zu veranstalten.

Die Ausgehobnen müssen drei Jahre bei der Fahne, ebensolange in der Reserve und bei der Landwehr verbleiben.

Die Frage der Unterbringung ist bei der Genügsamkeit des Chinesen leicht geregelt. Was bei uns die komfortable Kaserne ist, ist beim Chinesen das „Lager". Ein typischer Punkt für diese Soldatenlager ist der „kaiserliche Wildpark" der Haitze im Süden Pekings, eine flache, baumlose, endlose Gras-

ebene. Rund oder quadratisch, von einem Lehmwall eingerahmt, ist der Platz, der ein Soldatenlager bildet. Ein solches birgt gewöhnlich ein Bataillon Infanterie (etwa 500 Mann), zwei Eskadrons (etwa 200 Mann) oder eine Artillerieabteilung (etwa 350 Mann).

Die Truppen liegen in einfachen Lehmhäusern, die Offiziere dicht bei den Mannschaften. Familien des Militärs wohnen außerhalb des Lagers; weibliche Personen haben keinen Zutritt zum Lager. Es kommt aber auch vor, daß dieses Verbot übertreten wird, wie beifolgende kleine Episode beweist: Eines Tages wurde in einem Lager bei Paotingfu ein junger Diener von heftigen Leibschmerzen befallen. Als man ihm helfen wollte und ihn untersuchte, ergab sich, daß der Junge ein Mädchen war, und alsbald vollzog sich auch die Entbindung. Das Mädchen hatte sich mit seinem Liebhaber zusammen den Werbern gestellt. Beide waren genommen worden, „er" als Soldat, „sie" als Diener, und nun fand der Liebestraum ein so jähes Ende!

Solche „Fälle" sind die Folge davon, daß die angeworbnen Mannschaften vielfach körperlich nicht untersucht werden; kündigt doch zum Beispiel ein allerdings in Schantung seinerzeit erschienener Aufruf, der mit dem Zweck des Einstellens die gute Absicht verbindet, den Soldaten Ehrgefühl beizubringen, selbst an, daß die Leute bei der Untersuchung von der Entblößung des Körpers befreit werden sollten.

Dieser Aufruf spricht übrigens in großen Tönen zum Volke. Er verurteilt die, die sich schämen, Soldat zu werden, verspricht ehrerbietige Behandlung und sucht zu beweisen, daß es dem Eingestellten möglich sein wird, seine Angehörigen zu unterstützen, was die Chinesen bei der ihnen (dem Konfuzianismus entsprechenden) anerzognen Elternverehrung vielleicht am meisten anlockt.

Gebildetern wird schnelleres Aufsteigen in den Chargen verheißen, es wird ferner die Versicherung gegeben, daß die Ortsältesten, bei denen sich der Bewerbende meldet, nicht, wie üblich im Reiche der Mitte, als profitierende Zwischenhändler dienen dürfen, widrigenfalls sie schwere Strafe treffen soll.

Es ist oben von ehrerbietiger Behandlung die Rede gewesen — nun, wer gesehen hat, wie der Korporalstock zwischen den chinesischen Kriegern arbeitet, der wird diese „Ehrerbietung" nicht so genau nehmen, besonders wenn er weiter von einer einstigen Kundgebung hört und liest, die ein Truppenkommandant bei Peking seinen Soldaten zugehn ließ. Mit drakonischer Schärfe ist sie zum Teil geschrieben: Strenges, tägliches Exerzieren nach vorhergehendem namentlichem Verlesen soll stattfinden, ohne Urlaubskarten kein Urlaub, Revision durch die Offiziere. Belästigung der Bevölkerung ist streng zu ahnden.

Todesstrafe trifft den, der im Kriege flieht oder desertiert, wer sich der Plünderung, Vergewaltigung der Frauen, der Zugehörigkeit zu geheimen Verbindungen, des Verkaufs von Waffen und Munition schuldig macht. Mit Pranger und Abschneiden des rechten Ohres wird bestraft, wer Kameraden

bestiehlt, sich betrinkt und öffentliches Ärgernis erregt, wer die Waffen beschädigt, Vorgesetzte beleidigt, ihre Abzeichen nicht respektiert, wer beim Exerzieren ohne Erlaubnis redet, und wer Hasard spielt.

Die, die sich liederlich betragen, Opium rauchen und ausschweifend leben, zu spät in die Kaserne zurückkehren, ohne Grund vom Dienst wegbleiben, das Gewehr verlieren, Kommandos falsch ausführen, Gehorsam verweigern, erpressen und belügen, haben Prügelstrafen, Arrest oder Ausstoßung aus dem Heere zu erwarten. Milder wird bestraft, wer sich beim Dienst vernachlässigt, die Waffen und den Anzug schlecht instand hält, wer zu spät zu Bett geht und zu spät aufsteht. Auf solche Vergehen stehn vierzig Hiebe.

Welcher Unterschied zwischen diesen Zeilen und den ermahnenden Worten des vorhergehenden Aufrufs! Aber wie berechtigt diese Strenge ist, erkennt man, wenn man an den absolut unmilitärischen Geist des Chinesen denkt, dessen Heeresapparat noch in den Kinderschuhen steckt. Der Anblick der Gewehre ist oft trostlos. Vielfach sind sie ungeputzt und verrostet, manchmal dient statt des Gewehrriemens ein Bindfaden und statt des Mündungsschoners ein roter Zeugpfropfen. Viele haben das Schloß mit blauem Tuch gegen Nässe, feuchte Luft und Staub umwickelt.

Um der Reorganisation der Armee gerecht zu werden, mußte man hauptsächlich die Frage des Offiziersatzes in Angriff nehmen. Was nützten den modern umzugestaltenden Waffen die Militärmandarine in Sammet und Seide mit dem breiten grünen Steinring am rechten Daumen, dem Zeichen des Bogenspanners, des Ritters? (Da der rechte Daumen hauptsächlich zum Festhalten der Bogensehne gebraucht wird, bedarf er eines besondern Schutzes, und man trug als solchen den Steinring, der sich der Tradition gemäß bei den männlichen Nachkommen der alten Rittergeschlechter als äußeres Zeichen erhalten hat.)

Man verlangte nach tüchtigen, modern durchgebildeten Männern! So wurde ein kaiserliches Edikt im Sommer 1905 den neuen Anforderungen gerecht. Es vergleicht die Gegenwart mit der Vergangenheit und spricht von den Wandlungen der Kriegskunst. Es kommt somit auf die Überflüssigkeit des Bogens und bestimmt, daß die Beamten, die bei Audienzen dem Zeremoniell entsprechend bisher den Bogen getragen haben, ihn nun weglassen sollten. Auch die Fürstlichkeiten sollen emsig die Kriegskunst studieren!

Brauchte der Bewerbende früher nur das schon erwähnte Bogenschießen zu Fuß und zu Pferde, Säbelfechten und Steinstoßen und -werfen (eine Art Diskus) zu können, und hatte der squeeze (Bestechung oder Erpressung) seine Rolle gespielt, so wurde der junge Mann „Offizier", gleichgiltig aus welcher Familie er war, und wie seine Bildung und sein Körper beschaffen waren. Das hat sich nun geändert! Jetzt verlangt man Abstammung aus guter Familie, anständiges Vorleben und gute körperliche Beschaffenheit.

Der Aspirant beginnt seine Ausbildung in einer der neu in dem letzten Jahrzehnt entstandnen Militärschulen, die man etwa mit unsern Kadettenkorps

und Kriegsschulen vergleichen könnte, und betritt diese etwa im zwanzigsten Lebensjahre (dies entspricht unserm neunzehnten, denn der Chinese rechnet sich im allgemeinen im Vergleiche zu unsrer Altersrechnung immer ein Jahr mehr an, als ihm eigentlich zusteht).

Zunächst lernt der Militärschüler theoretisch und praktisch das Gewehr und seinen Gebrauch kennen sowie die Schießlehre, ferner Planzeichnen. Er übt und vervollkommnet sich im Rechnen, Lesen und Schreiben. Wen dieses wundernehmen sollte, der denke an die schier unendliche Menge der chinesischen Schriftzeichen, an denen selbst ein hochgebildeter Chinese kaum auslernt. Unterricht in der Geographie und Geschichte, Politik und Industrie gehören weiter zur theoretischen Ausbildung. Die praktische verlangt Vervollkommnung im Felddienst, Turnen und Schießen.

Nach fünf bis acht Jahren ist die Lehrzeit beendet, und der Schüler kann als Offizier (Wuguen) nach bestandnem Examen in die Armee eintreten. Wie streng und rücksichtslos man die jungen Leute auf den Militärschulen behandelt, dafür gibt nachstehendes Beispiel einen Beweis: Es war in der neusten Zeit, als sich ein Zögling mehrfach unter falschem Vorwand Urlaub erschwindelte; die Sache kam ans Licht, und er sollte hingerichtet werden, nur auf Bitten seiner Eltern schonte man seiner, doch wurde dem angehenden Fähnrich ein Ohr abgeschnitten!

Zwar gibt das japanische Exerzierreglement die Richtschnur der militärischen Ausbildung, aber, wie wir wissen, lernt der Chinese auch von andern Staaten, zum Beispiel von uns, denn viele auserlesne junge Männer befinden sich zurzeit zur Informierung in unsrer Armee.

Daß man jetzt auch für die Entfernung von vielen unnützen Brotessern sorgt, beweist die dankenswerte Tat eines höhern Beamten im Sommer 1904, der schonungslos der auf den squeeze gestützten Herrschaft des heiligen Bureaukratius im chinesischen Kriegsministerium einen scharfen Hieb versetzte, indem er die dortigen Verhältnisse aufdeckte. Recht einfach war das Verfahren, dessen man sich zur Abhilfe bediente: es erschien eines schönen Tages die Polizei im Kriegsministerium und entfernte die überflüssigen Schreiber, aus 3712 wurden 30! Und das genügte auch.

Was hat nun China in Tschili mit seinen modernen Heeresabsichten erreicht? Antwort: Viel! — denn es finden moderne Manöver in Tschili statt; die ersten sind im Herbst 1905 abgehalten worden.

Rund 23000 Mann, zu acht Brigaden gebildet, hatten sich zusammengefunden, man formierte aus ihnen eine Nord- (blaue) und eine Süd- (rote) Partei, die sich während dreier Tage bekriegten. Rot trug dunkelblaue, Blau gelbe (khakifarbne) Uniform, die Abzeichen der Offiziere und der Unteroffiziere bestanden aus Ärmeltressen oder -streifen. Kopfbedeckung war eine Art Mütze bei allen. Die Manöveranlage entsprach vollständig den modernen Anforderungen. Vom Jangtse kam die rote Armee und drang am Kaiser-

kanal (der von Nanking nach Tientsin führt) entlang in Tschili ein. Blau hatte sich bei Paotingfu (südwestlich Peking) gesammelt und marschierte von dort der roten Armee entgegen. Jeder sollte den andern angreifen. Der Wirklichkeit entsprechend eröffneten die Kavalleriepatrouillen die Schlachtoper. Sie benahmen sich sehr unterschiedlich, teils geschickt, indem sie in dem flachen Gelände jedes Dorf und jedes Gebüsch als Station benutzten, teils ungeschickt, indem sie bis auf wenige hundert Meter, ohne den Feind zu bemerken, an dessen stärkere Trupps heran„taperten". Das Fernglas trugen die Offiziere meist nur als Verzierung und benutzten es fast nie! Später erfolgte eine richtige Attacke, bei der der Nordkavallerie durch den Vizekönig Yuan-schi-kai, der persönlich die Kritik hielt, der Sieg zugesprochen wurde. Süd hatte zu früh galoppiert, die Pferde waren außer Atem.

Als Reittier diente das chinesische Pony, es trug den mit Tuch überzognen Holzsattel mit Schwanzriemen, am Sattel Packtaschen, Tränkeimer, Brotbeutel und Hufeisentaschen.

Der Reiter trug Lederstiefel, Mantel und rotbraunen Segeltuchumhang, Feldflasche, er war mit dem Karabiner 88, bei dem man aber gerade und gebogne Kammerknöpfe bemerkte, und dem Kavalleriedegen 89 ausgerüstet, die Lanze sah man nirgends. Die Ponys hatten den üblichen, schlechten chinesischen Putz, sie hielten ganz gut aus. Ihre Nahrung besteht aus Hirse (Kaulsang), schwarzen Bohnen, Häcksel und Stroh.

Am zweiten Tage gab es Artillerie- und Infanteriekampf. Die Infanterie trug Tornister nach deutschem Modell, zwei große vordere, manchmal eine hintere Patronentasche, Brotbeutel, Umhang, Lederstiefel und war im übrigen wie oben angegeben gekleidet. An Gewehren waren japanische und deutsche Modelle vertreten, die Instandhaltung war die übliche schlechte. Bei der Schützenlinie blieben die Offiziere dauernd hinter der Front, das Schützengefecht war unordentlich.

Die Pioniere führten Maultiere als Tragtiere für Spaten, Beilpicken und Werkzeug mit. Pioniere und Artillerie hatten denselben Anzug wie die Infanterie, nur mit den ihrem Zweck entsprechenden Änderungen. Die Artillerie war mit Gebirgs- und Feldgeschützen japanischen und Kruppschen Modells sowie solchen aus chinesischen Waffenfabriken ausgerüstet, im ganzen nahmen etwa 120 Geschütze an dem Manöver teil. Bei der Bespannung (sechs Ponys für ein Geschütz) der Geschütze und bei den Munitionskolonnen wurden deutsche Bocksättel gebraucht. Das Auf- und Abprotzen ging sehr langsam. Etwa dreißig Chinesenkarren gehörten zu einem Trainbataillon. Daß diese Karren für China absolut praktisch sind, wird jeder, der die chinesischen Wege kennt, auf denen sich ein andres Vehikel kaum zum Fahren eignet, einsehen, aber die Fortbewegung ist sehr schwerfällig.

Biwakiert wurde vielfach, die Bewohner der umliegenden Dörfer stapelten Stroh und Futter gegen Quittungen auf. Fleisch mußte gekauft werden,

Kohl und Reis wurde den Mannſchaften geliefert. In den Marſchquartieren erließ man ſtrenge Ortsbefehle, um erſtens die Soldaten in Zucht zu halten, zweitens die Einwohner zu beruhigen. Dieſes war bezeichnend, aber notwendig, wenn man ſich an die Opferreiſen des kaiſerlichen Hofes erinnert, bei denen die Begleitmannſchaften (die darauf angewieſen waren, ſich ſelbſt zu beköſtigen) requirierend mit den Hofkarawanen durchs Land zogen. (Bei den ſehr langen Tagesmärſchen des Hofzuges wurden einige übermüdete Soldaten, die nicht imſtande waren, weiter zu marſchieren und am Wege liegen blieben, als Deſerteure an Ort und Stelle geköpft.)

Die Marſchleiſtungen beim Hin- und Rückmarſch zum und vom Manöver betrugen für die Infanterie für den Tag etwa 20 bis 25 Kilometer, für die Artillerie etwa 35 Kilometer, für die Kavallerie etwa 45 Kilometer.

Aber nicht nur durch moderne, aller Welt bekannte Manöver bemüht man ſich, dem Geiſt der Militärzeit gerecht zu werden, ſondern auch hinter den Kuliſſen arbeitet die friſch geölte Maſchine. Es wird in den Lagern der Soldaten Schreib- und Leſeunterricht erteilt, man gibt eine Soldatenzeitung heraus, die geleſen und vorgeleſen wird, und beginnt mit dem Dienſtunterricht.

Dank dem Konfuzianismus, der im Volke ſo tief eingewurzelt iſt, ſollte es zur Möglichkeit werden, daß der chineſiſche Soldat ſeinem Offizier mit Achtung und Gehorſam begegnet, predigt der alte Weiſe aus Schantung doch Gehorſam und Achtung des Jüngern gegen den Ältern und des Untergebnen gegen den Vorgeſetzten, aber auch Wohlwollen von oben nach unten! Folgender Fall gibt ein Beiſpiel von der Einwirkung der uralten Moral: Yuan-ſchi-kai ſelbſt beantragte im Sommer 1904 auf Grund eines von ihm aufgeſtellten Berichts über einen verſtorbnen berühmten General die Beförderung desſelben, da eine im aktiven Dienſt entſtandne Krankheit die Todesurſache geweſen war. Die Beförderung wurde vom Kaiſer genehmigt, zu welchem Rang der Verſtorbne befördert wurde, iſt leider nicht näher bekannt geworden, ſondern nur die Tatſache, daß eine Beförderung ſtattfand. (Erinnert das nicht daran, daß vor kurzem unſer verſtorbner General Meckel, der Reorganiſator des japaniſchen Heeres, in Japan ſelbſt heilig geſprochen wurde zum Dank für ſeine eminenten Leiſtungen?)

Dieſe Bemühung Yuan-ſchi-kais iſt ein ſchönes edles Feſthalten an den alten Gebräuchen der Ahnenverehrung, die die Vergangnen unſterblich macht, es iſt aber auch ein Beweis des zähen Feſthaltens in moderner Zeit an den alten Sitten.

Zum Schluß noch ein chineſiſches Sprichwort, das die Hinderniſſe, die den militäriſchen Reformen im Wege ſtehn, genügend charakteriſiert: „Ein guter Menſch wird nicht Soldat, und aus gutem Eiſen macht man keine Nägel.“

Die asiatische Einwandrung

2

Ein Memorandum der Kolonie Victoria, in der sich die Chinesen von 2000 im Jahre 1854 auf 42000 im Jahre 1859 vermehrten, betont eine andre Seite der Frage mehr, indem es sagt: Angehörige der europäischen Völkerschaften, die in unser Gemeinwesen treten, mischen sich mit der allgemeinen Bevölkerung; sie bringen ihre Frauen und Kinder mit sich; ihre Lebensgewohnheiten, ihre Zivilisation, ihre Religion, Sitten und ihre physische Beschaffenheit gleichen so sehr der unsrigen, daß es eine natürliche und glückliche Mischung wird, sie sind uns deshalb sehr willkommen.

Der Chinese dagegen steht zu uns in scharfem Kontrast, er kommt ohne Frau und Kinder, anscheinend ohne die Absicht, sich niederzulassen; in den Gemeinden, wo er sich niederläßt, führt er ein abgesondertes Dasein. Das „Chinesenviertel" in unsern Städten ist sprichwörtlich geworden, es ist stets abgesondert und meist berüchtigt! Es ist weniger die Tatsache dieser Isolierung, sondern mehr die Unmöglichkeit, daß es anders sein und werden kann, die uns abschreckt. Sie sind nicht nur eine fremde Rasse, sondern sie bleiben es. So kann man von keiner Kolonisation im guten Sinne des Wortes sprechen, sondern von einer Art friedlicher Invasion von Chinesen in unser Land.

In ganz Australasien stimmte man diesen Ansichten im allgemeinen zu, die Vorliebe von Queensland für Kanaken und das Verlangen von Teilen von Westaustralien für Chinesen fielen dabei wenig ins Gewicht bei der Masse der Kolonisten. Die australasiatische Konferenz, die 1888 in Sydney tagte, umfaßte Vertreter von Neu-Südwales, Südaustralien, Victoria, Queensland, Tasmania und Westaustralien. Die Resolutionen, die angenommen wurden, betonten die absolute Notwendigkeit der äußersten Beschränkung in der Einwandrung von Asiaten im Interesse der Wohlfahrt der australischen Bevölkerung. Dieses Ziel sollte erreicht werden durch diplomatisches Einschreiten der Regierung des Mutterlandes und durch gemeinsame und identische Gesetze in den australischen Staaten.

Lord Carrington fügte seinem Bericht an die heimische Regierung die Worte hinzu: „Angesichts der ernsten Krisis fühlte sich die Kolonialregierung verpflichtet, scharfe und entscheidende Maßnahmen zu ergreifen, um ihre Angehörigen zu schützen; indem sie so handelt, hat die Regierung aber nicht die britischen Reichsinteressen noch internationale Verpflichtungen aus dem Auge

verloren.... Sie hofft zuversichtlich auf die Unterstützung der Regierung des Mutterlandes in ihrem Bestreben, zu verhindern, daß ihr Land von einer fremden Rasse überlaufen wird, die sie sich nicht assimilieren kann. Einer Rasse, die unsrer Zivilisation fremd ist, weder Verständnis noch Sympathie für unsre Bestrebungen hat, ungeeignet für unsre freien Institutionen ist; für diese wäre ihre Anwesenheit in größerer Zahl vielmehr eine ständige Bedrohung."

Es mag sein, daß der Entschluß Australiens, keine billigen asiatischen Arbeitskräfte einzuführen, die Entwicklung des Landes verzögert hat. Wahrscheinlich ist heute weniger Land unter Kultur, als wenn man dem Beispiel Natals gefolgt wäre, vielleicht auch wären die Industrien weiter entwickelt. Vielleicht wären die tropischen Teile Queenslands vor allem rascher gediehen, obwohl behauptet wird, daß auch hier der Weiße wohl imstande sei, die Arbeit selbst zu verrichten.

Eins bleibt aber zu bedenken: Australien hat sich nicht nur der asiatischen Einwandrung gegenüber sehr ablehnend verhalten, es hat auch der europäischen Einwandrung — auch der britischen — bis vor kurzem recht bedeutende Schwierigkeiten bereitet; unter dem Druck der Arbeiterpartei verfolgte man eine sehr selbstsüchtige Politik. Heute ist hierin eine Änderung eingetreten. Australien hat in den letzten Jahren erkannt, daß nur eine starke weiße Bevölkerung das Land davor bewahren kann, eine Beute der asiatischen Mächte zu werden, deren Völker an seine Tore pochen. Den Männern aber, die das Land nach Möglichkeit bisher von Asiaten freigehalten haben, gebührt der Dank der kommenden weißen Generationen. Australien beginnt heute eine mehr aktive Politik als Macht im Stillen Ozean; wenn es sich auch bewußt ist, daß es des Schutzes des britischen Mutterlandes für die nächsten Jahrzehnte nicht entbehren kann, so will es doch seine Zukunft nicht in Gefahr bringen. In diesem Sinne ist die Einladung des amerikanischen Geschwaders von großer Bedeutung. Der australische Premierminister hat bei diesem Schritt die Zustimmung der Bevölkerung hinter sich. Die Nationen am Stillen Ozean haben gemeinsame Interessen, deren sie sich immer mehr bewußt werden.

Während sich Australien verhältnismäßig von Asiaten frei gehalten hat und Kanada die ihm drohende Gefahr ebenfalls rechtzeitig erkannt hat, liegt die Einwandrungsfrage in Südafrika doppelt verwickelt. Von einer befriedigenden Lösung kann hier schon gar nicht mehr die Rede sein, denn Teile Südafrikas sind im weitesten Maße von der Versorgung mit billigen asiatischen Arbeitskräften abhängig (zum Beispiel die Gartenkultur in Natal). Sir Arthur Lawley, der ehemalige Gouverneur der Transvaalkolonie, sagt in einem Bericht: „So vorherrschend ist das indische Element, daß in dem Augenblick, wo man die Grenzen der Transvaalkolonie verläßt, das Gefühl, in einem europäischen Lande zu reisen, verloren geht."

Südafrika hat außer den Asiaten eine große eingeborne Bevölkerung, die an Zahl die Weißen weit übertrifft und sich dauernd vermehrt. Die Ein-

gebornenfrage ist für die Staatsmänner Südafrikas das größte und schwierigste Problem der Gegenwart und der Zukunft; dem weißen Manne schwebt die Gefahr, die ihm von dieser Seite droht, ständig vor Augen — und die jüngsten Vorgänge beweisen wieder, daß diese Gefahr sehr real ist —; so kann es nicht überraschen, daß angesichts der Vorgänge in Indien Befürchtungen entstehn, die in der zunehmenden Einwandrung von Indiern nach Südafrika eine neue Gefahr sehn. Im britischen Südafrika beträgt die einheimische schwarze Bevölkerung mehr als 4½ Millionen, von denen etwa 900000 Männer im Alter von fünfzehn bis fünfundvierzig Jahren sind. Südlich des Sambesi beträgt die Zahl der Eingebornen rund 7 Millionen.

Das Beispiel Natals zeigt nun am besten, inwieweit neben der Eingebornenfrage schon eine asiatische Frage besteht.

Die Zählung von 1904 ergab, daß Natal eine Gesamtbevölkerung von 1108754 Seelen hatte, die sich folgendermaßen einteilen lassen:

	Männliche	Weibliche	Gesamt
Europäer oder Weiße	56758	40351	97109
Indier und Asiaten	63497	37421	100918
Mischlinge und andre	3610	3076	6686
Eingeborne in europäischen Diensten .	69746	10232	79978
„ „ Reservaten	357020	467043	824063

Die männlichen Asiaten übertrafen zu dieser Zeit schon die männlichen Europäer um etwa 9000. Die Schnelligkeit der Vermehrung der asiatischen Bevölkerung ist sehr groß, wie der folgende Vergleich zeigt:

	Europäer	Indier
Natal Zensus 1891 . . .	46788	41142
„ „ 1904 . . .	94226	100749

Zunahme der Europäer 101,38 Prozent, der Asiaten 144,88 Prozent.

Die Zählungskommission fügt hinzu, daß der Gedanke daran, zu welchen Zahlen die indische Bevölkerung im Vergleich mit der europäischen bei dieser rapiden Zunahme in der nächsten Zukunft schon anwachsen muß, etwas bedrückendes hat. Zu bedenken ist dabei besonders, daß der Indier nicht aus ganz freien Stücken kommt, sondern daß Bedarf für seine Arbeitskraft vorliegt. In diesem Bedarf macht sich keine Abnahme bemerkbar, und die Werbeagenten können kaum die Nachfrage decken.

Die Einwandrungsbedingungen für Asiaten in Natal sind im wesentlichen dieselben wie die der westindischen Inseln. Dem Kuli stehn nach fünfjähriger Kontraktarbeit auf den Farmen, den Gartenplantagen oder in den Minen drei Wege offen: 1. er kann nach Indien zurückkehren, 2. er kann sich zu höherm Lohne weiter verpflichten, oder 3. er kann als freier Mann in der Kolonie bleiben, indem er für diese Erlaubnis drei Pfund Sterling jährlich zahlt.

Indem Natal die Indier unter solchen Bedingungen zuläßt, ergibt es sich in das Schicksal einer ständig wachsenden asiatischen Bevölkerung. Die Form des Kontrakts und der Zulassungsbedingungen ist ausschlaggebend.

Neben allen seinen guten Eigenschaften hat der Asiate auch die, daß er ehrgeizig ist. Der Kuli auf der Plantage mag als solcher sterben, sein Sohn kann kleiner Landbesitzer, Händler oder auch ein größerer Kaufmann werden. Er tritt dann mit dem Weißen nicht nur auf landwirtschaftlichem Gebiet, sondern auch auf dem des Handels in Wettbewerb. In Natal ist fast der ganze Handel mit den Eingebornen in seinen Händen. Nun ist Natal, abgesehen vielleicht von der tropischen Küstenzone, für Ansiedlung Weißer durchaus geeignet. Der Weiße will aber weder neben dem Farbigen arbeiten, noch zu denselben Arbeitsbedingungen; diese Tatsache steht fest, und man muß sie auch für die Zukunft als unerschütterlich ansehen, die Gründe sind sozialer Art und liegen in der Rassenfeindschaft begründet.

So ist nach dem Gesagten mit einer allmählichen Verdrängung der Weißen zu rechnen in einem Lande, wo es für die Zukunft vor allem darauf ankommt, daß das weiße Element gestärkt wird. Ähnlich, wenn auch nicht ganz so ernst, liegen die Verhältnisse in der Kapkolonie. In Kapstadt drängt der Farbige den Weißen von der Straße. Erst in neuerer Zeit ist man sich hier der Gefahr bewußt geworden, die dem Weißen durch den Eingebornen droht, trotzdem gibt es heute keine einheitliche Anschauung in Südafrika über die beste Lösung und Behandlung der Eingebornenfrage. Zwei Schulen stehn sich hier gegenüber. Die eine vertreten durch die Nachkommen der alten holländischen Ansiedler, die den Schwarzen als mit dem Fluche Hams belastet ansahen und ihn wie ihre Ochsen behandelten. Die andre Richtung sieht in dem Eingebornen den Menschen und glaubt, daß er ein nützliches Mitglied des modernen Staates werden kann. Diese Richtung ist am Kap bisher vorherrschend gewesen und hat ihre Ansichten dadurch zum Ausdruck gebracht, daß sie dem Farbigen das Wahlrecht verlieh, nachdem er einer sehr bescheidnen Forderung in bezug auf Schulbildung und Besitz genügt hatte. Diese Constitution ordinance von 1887 hatte zur Folge, daß die Zahl der farbigen Wähler in bedrohlicher Zahl anschwoll, aber erst 1892 wurde die Akte geändert und verschärft.

Die englische Regierung sieht ein wirksames Mittel zur Verbesserung der Zustände in Südafrika nur in dem Zusammenschluß der südafrikanischen Kolonien in irgendeiner Form von Föderation (Lord Selbornes Denkschrift: Parlamentsschrift 3564, Juli 1907). Es ist nun unmöglich, die Wichtigkeit der Eingebornen- und Asiatenfrage in Südafrika in bezug auf diese vorgeschlagne Föderation der Staaten zu unterschätzen. Bis hier keine Lösung gefunden worden ist, bis nicht die gesamte weiße Bevölkerung Südafrikas einem bestimmten gemeinsamen Ziel in diesen Fragen zuarbeitet, solange ist an eine gesunde Föderation nicht zu denken.

Es bleibt noch eine kurze Betrachtung des Transvaal übrig, der mit seiner Mineninduſtrie und deren Verſorgung mit ungelernten Arbeitern ein beſondres Problem zu löſen hat.

Die nach dem letzten Kriege eingeſetzte „Transvaal-Arbeits-Kommiſſion“ ſtellte den Bedarf der Minen an Arbeitern auf 129000 feſt und ſchätzte, daß in fünf Jahren weitere 196000 gebraucht würden. Der Bedarf des Transvaal im ganzen für Landwirtſchaft, Minen, Eiſenbahnen und andre Induſtrien wurde auf 221399 angegeben.

Die Kommiſſion ſah ſich ferner veranlaßt, zu erklären, daß die Überzeugung, nach der in Zentral- und Südafrika reichliche eingeborne Arbeitskräfte zur Deckung aller Bedürfniſſe vorhanden ſeien und nur geeignete Organiſationen und Kapitalien nötig ſeien, um ſie nutzbar zu machen, durchaus irrig wäre.

Infolgedeſſen entſchloß man ſich zur Einführung von Chineſen für die Minen unter ſolchen Kontraktbedingungen, daß der Chineſe nicht als Konkurrent des Weißen auftreten konnte. Die wichtigſten Beſtimmungen waren, daß der Kuli in Transvaal nicht als gelernter Arbeiter verwandt werden durfte, und daß er nach Ablauf des Kontrakts nach China zurückbefördert werden mußte. Mehr als ein Drittel der Mineninduſtrie am „Rand“ wurde von chineſiſchen Arbeitskräften abhängig, die übrigen zwei Drittel führten Arbeiter von Portugieſiſch-Oſt-Afrika ein. Die Chineſen haben die größte Induſtrie Südafrikas gerettet, trotzdem beſchloß der Transvaal als eine der erſten Maßnahmen ſeiner ihm verliehenen Selbſtregierung die Rückbeförderung der Chineſen, von denen zurzeit nur noch 40000 bis 50000 in den Minen arbeiten. Die portugieſiſchen Kolonien und Zentralafrika decken nur zum Teil den Ausfall, und ſchon iſt die Einführung von Malegaſſen aus Madagaskar vorgeſchlagen worden, dieſer Vorſchlag iſt bis jetzt aber heftig bekämpft worden.

Auch die Stellung der Indier im Transvaal hat zu ſcharfen Auseinanderſetzungen Anlaß gegeben. Die Britiſch-Indier, $2^1/_2$ Millionen an Zahl, bilden ein Fünfzehntel der Bevölkerung, ebenſo wie in Natal wurde die Konkurrenz, die ſie den Weißen machten, dauernd ſchärfer fühlbar, ſodaß die Transvaalregierung darauf beſtand, die ſchon anweſenden regiſtrieren zu laſſen, um den weitern ungehinderten Zuzug verhindern zu können. Durch Vermittlung des Mutterlandes iſt ein Kompromiß zuſtande gekommen, indem die Indier in die Regiſtrierung willigten, gegen die ſie ſich ſträubten, die Regierung dagegen verſprach, gegenüber den Indiern nicht mit unnötiger Schärfe zu verfahren. Das Mutterland mußte für die Intereſſen ſeiner indiſchen Untertanen nach Möglichkeit eintreten, ohne die berechtigten Wünſche ſeiner weißen Untertanen zu mißachten.

Eins geht vor allem aus der Geſchichte der aſiatiſchen Einwandrung in die überſeeiſchen Beſtandteile des britiſchen Weltreichs hervor, nämlich die

Tatsache, daß die Weltinteressen des Mutterlandes oft schwer oder gar nicht vereinbar sind mit den lokalen Lebensinteressen der großen sich selbst regierenden Kolonien. Überall sind mächtige und sich entgegenstehende Kräfte vorhanden. Im Falle der Stellung der Indier in Transvaal hat sich dieses mit besondrer Schärfe gezeigt; England erkennt das Recht der Transvaalkolonie, für sich selbst zu entscheiden, ob das Land das Territorium einer mehr britischen oder asiatischen Rasse sein soll, in Zukunft ohne weiteres an, andrerseits hat es große Verpflichtungen seinen 300 Millionen indischer Reichsangehöriger gegenüber, die es selbst ermahnt hat, sich als britische Untertanen zu betrachten.

Das Problem wird nicht wieder verschwinden, es kann sich jederzeit in den verschiedensten Teilen der Welt in der schärfsten Form wieder zeigen. Die Japanerfrage in Vancouver ruht nur momentan, sie ist keineswegs gelöst. Keine Staatskunst kann in dem Bestreben nach Versöhnung dieser entgegengesetzten Tendenzen groß genug sein. W. Paschen

Politik in der Schule

Von Adolf Stamm

Guten Abend, verehrter Herr Professor! Sie waren so freundlich, mir im Anschluß an unsre letzte Unterhaltung zu versprechen, daß Sie mir Ihre Ansichten darüber, ob und wie Politik in der Schule getrieben werden könne und solle, im Zusammenhang mitteilen wollten. Ich bin also hier, um zu hören und zu lernen.

Ob Sie was lernen können, weiß ich nicht, denn Sie haben sich ja zeit ihres Lebens viel mehr mit Politik beschäftigt als ich. Aber es ist etwas ganz andres, praktische Politik zu treiben und, wie Sie, mitten im politischen Leben zu stehn, als Untersuchungen darüber anzustellen, wie die Politik in der Schule behandelt werden soll.

Eben deshalb komme ich zu Ihnen, dem Manne, der uns im vertrauten Kreise schon so manche Frucht seiner Studien und so manches Ergebnis seines Nachdenkens vermittelt hat.

Nun, ich habe mir in den vergangnen Tagen die Sache reiflich überlegt und will nun versuchen, das Lehrgebäude, dessen Grundriß fertig in meinen Gedanken steht, vor Ihnen aufzubauen, und bitte Sie, mich auf Risse und sonstige Fehler, die mein Bau aufweisen sollte, gütigst aufmerksam zu machen.

Gern werde ich das tun, wenn ich Veranlassung dazu zu haben glaube.

Welchen Anteil die Schule an der Erziehung überhaupt und insbesondre an der politischen Erziehung hat oder haben soll, darüber gehn die Meinungen

der Fachleute nicht weniger als die der Laien auseinander. Und es ist in der Tat schwer, da die richtige Formel zu finden. Manche wollen der Schule in dieser Beziehung gar keinen oder einen möglichst geringen Anteil zugestehn und alles der Familie und dem Leben überlassen. Aber der Einfluß der Schulen auf die Entwicklung der Anschauungen der Zöglinge ist unleugbar so groß, daß man daran nicht einfach vorübergehn kann. Schule in engerm Sinne und Erziehung in ethischem Sinne, das heißt Gehirn- und Herzbildung, sind gewissermaßen zwei Kreise, die sich schneiden; und das Geheimnis aller Schulpädagogik besteht darin, das richtige Verhältnis zwischen dem von beiden Kreisen gemeinsam eingeschloßnen Stück und den beiden selbständigen Teilen der Kreise zu finden. Dieses Verhältnis läßt sich allerdings nicht mathematisch ausdrücken, da und insofern es sich um Menschen, das heißt um lebendige Persönlichkeiten handelt, nicht um Ziffern. Sollten sich beide Kreise nun berühren oder ganz decken, beides wäre ein Unglück. Das Verhältnis wird sich je nach der Individualität der Lehrer und der Zöglinge sehr verschiedenartig gestalten, und ein bestimmter pädagogischer Kanon läßt sich nicht aufstellen.

Ich meine, es handelt sich also um die politische Erziehung.

Ganz richtig, aber bevor wir etwas darüber festsetzen, wie wir die Zöglinge erziehen, müssen wir erst untersuchen, was der Inhalt der Erziehung ist, worauf es ankommt, was wir erreichen wollen; wir müssen mit einem Worte den Begriff des Ideals eines Staatsbürgers feststellen. Wir wollen untersuchen, was für Gesinnungen und Eigenschaften ein Mensch haben muß, um innerhalb des Staatsorganismus die beste Verwendung zu finden, und dann die weitere Frage beantworten: Was kann die Schule dazu tun, dieses Ideal zu erreichen.

Das leuchtet mir ein.

Wenn wir von der sehr einfachen Tatsache ausgehn, daß es Menschen sind, die den Staat bilden, Menschen, die wir in ihrer Beziehung zum Staat Bürger nennen, so werden wir, um das Ideal des Staatsbürgers zu finden, zweierlei untersuchen müssen: 1. Was hat der einzelne Mensch als solcher zu leisten, was heißt es überhaupt: ein Mensch zu sein; und 2. welches Verhältnis hat der Einzelne zum Ganzen, zur menschlichen Gesellschaft, was heißt es, ein politischer Mensch zu sein. „Ernst ist das Leben, heiter die Kunst", ist ein oft zitierter, wenig verstandner Satz. Für jeden einzelnen, meine ich, gilt das in dem Sinne: Ernst und heiter zugleich ist das Leben, ernst in der moralischen, heiter in der künstlerischen Bedeutung. Diese beiden, der moralische Ernst und die künstlerische Heiterkeit, umschließen alles, wenn man es erst recht versteht. „Zwei Seelen wohnen, ach, in meiner Brust", sagt Faust, und das kann in gewissem Sinne jeder von sich sagen, wobei nur das „ach" in diesem Satze je nachdem eine verschiedne Färbung annehmen wird. Das gilt vom Armen und Reichen, vom Gebildeten und Ungebildeten, vom Manne und von der Frau. Jedes Ding hat seine zwei Seiten, das Leben auch, nämlich seine ernste und seine heitere

Seite; das ist kein Widerspruch, sondern eine Tatsache, die wir richtig verstehn wollen. Gerade das schafft den Reichtum des Lebens, daß jeder nach dieser zweifachen Richtung sein Leben geltend macht; und wo einer von diesen beiden Grundzügen der menschlichen Natur allzusehr überwiegt, da sehen wir das Gleichgewicht gestört und sind mit der Erscheinung unzufrieden. Ernst ohne künstlerische Heiterkeit artet aus in verdrießliche Grämlichkeit und unfruchtbaren Asketismus; künstlerische Heiterkeit ohne moralischen Ernst schlägt um nach frecher Leichtfertigkeit und schamloser Frivolität. Was ist es nun, das wir alle am Menschen am höchsten schätzen, was ist der wahre Adel, der immer und immer wieder trotz der unendlich verschiednen Wertschätzungen der Lebensgüter den Ausschlag gibt; was ist das wirklich Wertvolle, das Bleibende in der Flucht der Erscheinungen? Was ist es, das den Menschen erst wirklich zum Menschen macht, was ihm den Stempel der Individualität, der Persönlichkeit aufdrückt? Es ist der Charakter. Damit bezeichnen wir die Einheit und Stetigkeit in der Willensrichtung, wie sie jeder einzelne in seinen Handlungen, in der ganzen Art und Betätigung seines Lebens zum Ausdruck bringt. Jeder weiß das, jeder fühlt es; es ist das unzerstörbare Bewußtsein der Verantwortlichkeit, das jeder im eignen Herzen trägt, das Bewußtsein der Verantwortlichkeit — vor sich selbst!

Ja, aber dem Moralischen gegenüber verhalten sich die Menschen doch sehr verschieden. Es gibt solche, die moralisch indifferent sind, die das Gefühl der Verantwortlichkeit überhaupt nicht kennen.

Ganz richtig. Diese stehn gewissermaßen auf dem ±0-Standpunkt. Man nennt sie charakterlos.

Dann gibt es aber auch solche, die wohl das Gefühl der Verantwortlichkeit haben, es aber nicht beachten oder sogar mit Absicht dagegen handeln.

Sie stehn also, wenn ich den mathematischen Ausdruck beibehalten darf, auf dem Minusstandpunkt, es sind gewissermaßen negative Naturen, obgleich sie im einzelnen sehr positiv wirken können und sogar in der Regel wirken. Es sind das die schlechten Charaktere.

Folgerichtig würde sich dann eine dritte Klasse anschließen von solchen, die das Gefühl der Verantwortlichkeit anerkennen und sich freiwillig seiner Leitung unterwerfen. Die stünden also nach Ihrer Ausdrucksweise auf dem Plusstandpunkt; es wären die positiven Naturen, die guten Charaktere.

Diese Einteilung scheint mir unanfechtbar zu sein, wobei wir allerdings bedenken müssen, daß eine absolute Reinkultur auf diesem Gebiete wohl unmöglich ist, daß das bewegliche Wesen des Menschen wohl fast immer aus diesen drei Gemütsäußerungen zusammengesetzt sein wird, doch so, daß eine deutlich überwiegt.

Doch gibt es auch wohl Naturen, bei denen nicht einmal das festzustellen sein dürfte, die vielmehr willenlos zwischen diesen drei Ecken eines ethischen Dreiecks — Sie sehen, ich suche Ihre mathematische Ausdrucksweise

fortzubilden — hin und her ſchwanken. Es ſind die eigentlich ſchwachen Charaktere.

Da haben Sie recht, und das ſind auch für die Erziehung die ſchwierigſten. „Sei, was du biſt", das iſt das oberſte Gebot der individualiſtiſchen Ethik. So gewiß es iſt, daß jeder natürliche Anlagen mit auf die Welt bringt, und das Temperament angeboren iſt, ein beſtimmtes Quantum von Willenskraft jedem zugemeſſen iſt, ebenſo gewiß iſt es auch, daß Verhältniſſe und Erziehung einen außerordentlichen Einfluß auf die Charakterbildung gewinnen können; und das Bewußtſein der Verantwortlichkeit allein ſchon beweiſt die Veränderungsfähigkeit der natürlichen Anlagen. Ein jeder ſpielt ſein eignes Inſtrument; dieſes Inſtrument wird ihm von der Natur geliefert. Es kommt nun darauf an, daß er auf dieſem Inſtrument ſpielen lernt. Deswegen gibt es auch nur da, wo alle Spieler gut geübt haben, eine reine Sinfonie, und da, wo es nicht der Fall iſt, Disharmonie. Alſo: „Sei, was du biſt" bedeutet ſo viel als: Bilde deine dir von der Natur verliehenen Kräfte ſo gut aus, wie es geht; ſpiele aber nur auf deinem Inſtrument; tu, was du tun mußt, aber tue es ſo gut, wie du kannſt, tue es ſo, daß dir dein eignes Gewiſſen keine Vorwürfe macht; denn das Gewiſſen iſt der unerbittliche Rächer für die Sünde gegen dein eignes Weſen. Damit iſt aber nicht geſagt, daß ſich ein Charakter darin zeigt, daß er für andre Individualitäten kein Verſtändnis hat und ſeine nur für die richtige hält. Im Gegenteil, eine derartige Unduldſamkeit iſt nicht nur ein Zeichen von mangelhafter Bildung — das iſt ſie unter allen Umſtänden —, ſondern auch oft ein Zeichen ſchwächlicher, neidiſcher, boshafter Geſinnung, die die laute Stimme des eignen Gewiſſens trotzig und brutal zu vergewaltigen ſucht. Nur arger Unverſtand oder böswillige Abſicht kann in einer ſolchen Karikatur des Egoismus den Charakter erkennen. Wer ſich mit ſich ſelbſt ernſt und wahrhaftig beſchäftigt, der findet bei ſich ſelbſt ſo viele Mängel, daß er, wenn er nicht unehrlich ſein will, auch bei andern milde urteilen wird. Gerade je klarer und kräftiger die eigne Individualität ausgebildet iſt, um ſo mehr muß das Individuum die Berechtigung andrer Individualitäten anerkennen; er muß wenigſtens verſuchen, ſie zu verſtehn. Verſtehn iſt nicht Billigen — das beſte Verſtändnis und die ſchärfſte Mißbilligung vertragen ſich ſehr gut miteinander —, Verſtehen iſt auch nicht Verzeihen, wie Madame Staël will; aber freilich der Weg zur Verzeihung. Gerade die Rückſicht auf uns ſelbſt, die Wucht unſrer eignen Perſönlichkeit muß und wird uns bewahren, gegen den, der anders iſt als wir ſelbſt, in kindiſchem Trotz oder böswilliger Feindſeligkeit anzurennen. Und das iſt der Ernſt des Lebens, die Arbeit an uns ſelbſt; ja ſie iſt die Vorausſetzung und Grundlage für alle andern Arbeiten und Leiſtungen. Und hier iſt es, wo ſich Schule und Familie die Hand reichen müſſen, um das Werk der Vorbereitung für dieſen ſchweren Kampf zuſtande zu bringen. Eltern und Lehrer können nur die Unterweiſung in der Waffenführung geben, den Zögling immer und immer wieder darauf

aufmerksam machen, mehr nicht. Den eigentlichen Kampf hat jeder selbst auszufechten: wohl dem, der die scharfgeschliffne Waffe zu gebrauchen in der Jugend gelernt hat. Doch ich sagte vorhin, das Leben hat auch seine heitere Seite, das ist die Kunst. Man muß aber diese Kunst nicht verstehn als Ausübung einer bestimmten Kunst, der Dichtkunst, Malerei, Musik usw. Das ist eine Sache für sich. Die Kunstbetrachtung im engern Sinne, d. h. das persönliche Verhältnis des einzelnen Menschen zu bestimmten Kunstwerken setzt technische Kenntnisse voraus und beruht auf dem Problem, ob und wie es möglich ist, die Gestaltung des innern Erlebnisses eines andern — des Künstlers — auf Grund besondrer Kunstgesetze nachzuempfinden und es als Besitz eignen künstlerischen Erlebnisses zu erwerben und zu verarbeiten. Hier haben wir es nur mit der künstlerischen Betrachtung der Welt überhaupt zu tun. Den Inhalt der Kunst bildet (im Gegensatz zur allgemeinen Wirklichkeit) das Reich der Ideen, d. h. der Bilder, die wir als etwas durchaus Wesenhaftes und doch nicht Wirkliches, physisch Existierendes anschauen. Diese Bilder erfüllen unsern anschauungsbedürftigen innern Menschen mit einem zwar nicht definierbaren, aber nichtsdestoweniger einzig wertvollen tiefen Inhalt, während wir zu den Dingen, den physischen Gegenständen dieser Welt nur ein äußeres Verhältnis haben. Diese Ideen empfangen wir aber nicht bloß aus den sogenannten Künsten, die kann uns, wenn wir nur dafür empfänglich sind oder sein wollen, jedes Ding geben, das kleinste Infusorium so gut wie das ganze Weltall. Nicht nur in einem Goethischen Gedicht, einer Beethovenschen Sinfonie oder irgendeinem Werke der bildenden Kunst usw., nein, auch in jeder Landschaft draußen vor unsrer Stadt können wir jene Ideen genießen; ein einsamer Feldweg, ein Wald, ein Palast, eine verfallne Hütte, eine Gruppe spielender Kinder, ein erregter Volkshaufe, die Anmut einer schönen Bewegung, die groteske Erscheinung eines lustigen Vagabunden, alles das sind solche Bilder, oder sie können es doch sein, und tausend und aber tausende solcher Bilder umgeben uns alle jeden Tag. Ganz besonders aber gehört dahin der Eindruck, den eine harmonisch entwickelte Persönlichkeit auf uns macht, die Freude an uns sympathischen Menschen, denen wir flüchtig in der Unterhaltung und kurzer Bekanntschaft nahe treten, oder mit denen wir durch dauernden Verkehr in Familie und Freundschaft verbunden sind. Wir freuen uns, wie sich derselbe Lichtstrahl in dem Prisma der Individualität verschiedenartig bricht, und die gegenseitige Achtung und Liebe überzeugt uns, daß das rote Licht darum nicht weniger wert ist als das grüne, weil die Strahlen, die jenes hervorbringen, langsamer schwingen als bei diesen. Und noch einer gehört hierher, der unzertrennliche Begleiter jeder künstlerischen Seele, der unerbittliche Feind jedes Philistertums: der Humor, ein Kind, wie Euphorion, und ein Gewaltiger zugleich, der Herz und Kopf, seine ewig feindseligen Eltern, immer wieder aufs neue zu versöhnen weiß durch die verstandesgewürzte Sprache seines göttlichen Gemüts. Das alles gehört zu einer künstlerischen Betrachtungsweise, mit ihr finden wir die

Bilder in der Welt, und in diesem Sinne ist jeder Mensch ein Künstler, kann jeder Mensch das Leben künstlerisch betrachten. Eine solche künstlerische Betrachtung der Welt ist abgelöst von jeder schmerzlichen Beziehung, sie ist heiter und macht heiter, und insofern ist die Heiterkeit der Kunst dem Ernst des Lebens entgegengesetzt. Die künstlerische Betrachtung erkennt in dem grobsinnlichen Einzelfall eine allgemeine Idee, sie sieht die Dinge, wie ein alter scholastischer Ausdruck sagt, sub specie aeternitatis, d. h. als etwas Ewiges, dauernd Wesenhaftes im Gegensatz zu der physischen Vergänglichkeit des einzelnen sinnlichen Gegenstandes. Gewiß ist die Gabe der künstlerischen Betrachtung bei den verschiednen Menschen in unendlich verschiednen Graden vorhanden; aber da ist sie bei jedem; und diese Gabe auszubilden gehört nicht weniger zur Betätigung der eignen Persönlichkeit, zur Ausgestaltung des Charakters als das unausgesetzte Wirken einer lebendigen Moral. Beides also, der moralische Ernst und die künstlerische Heiterkeit, gehören zur Bildung eines Charakters, zur Gründung einer Individualität, die den Menschen erst zum Menschen macht: sie vermitteln die Erziehung.

Aber der Staat besteht aus vielen Persönlichkeiten, die alle gleiche Ansprüche machen. Wie soll man die befriedigen?

Daraus ergibt sich die zweite Forderung: die Ausbildung des richtigen Verhältnisses der Menschen untereinander, sodaß sie Bürger werden können. Als sich die ersten Menschen zusammentaten, mußten sie alsbald finden, daß ein Zusammenleben nicht möglich war ohne eine gegenseitige Rücksichtnahme der einzelnen Personen; es mußten gewisse Rechte anerkannt, gewisse Pflichten verlangt werden. Und je mehr sich die erste Gesellschaft vergrößerte, um so nötiger war es, daß diese Rechte und Pflichten scharf abgegrenzt wurden. Die ursprüngliche patriarchalische Autorität genügte nicht mehr, als sich die Gesellschaft immer mehr ausdehnte, als sich Stämme, Geschlechter und Völker lostrennten und ihre eignen Wege gingen oder auch miteinander in Kampf gerieten. Da mußten an Stelle der ursprünglichen, einfachen Satzungen, die sich ganz von selbst herausgebildet hatten und ungeschrieben zu Recht bestanden, genauere, bestimmtere, den jeweiligen Verhältnissen angepaßte Gesetze aufgestellt werden, bis dann im Laufe der Jahrtausende allmählich das weitverzweigte Gebilde von Vorschriften der Gesetze und Sitten entstanden ist, wie wir es heutzutage bei den Kulturvölkern finden. Durch diese Vorschriften wird ein friedliches Nebeneinander- und Zusammenbestehn vieler Persönlichkeiten gewährleistet, ja überhaupt erst möglich gemacht. Denn wie es für jeden einzelnen die höchste Aufgabe sein muß, mit sich selbst in Frieden zu leben, d. h. ein Charakter zu sein, so muß es für die Mitglieder einer Staatsgemeinschaft das höchste Bestreben sein, untereinander in Frieden zu leben, d. h. gute Bürger zu sein; und wie der einzelne für ein Vergehen an sich selbst von seinem eignen Gewissen verfolgt wird, so werden die Bürger durch Gesetz und Sitte in Schranken gehalten oder bestraft. Unendlich vielgestaltig ist die menschliche Gesellschaft geworden, und je nach der geographischen

Lage, nach zahllosen äußern und innern Einflüssen haben sich die verschiedensten Gemeinschaften herausgebildet und die Mitglieder dieser Gemeinschaften untereinander abgegliedert, sich unterschieden in Klassen, Stände, Berufe usw., denn nicht nur der menschliche Geist hat das unabweisbare Bedürfnis zu klassifizieren, d. h. überall das Gleichartige zu verbinden, das Ungleichartige zu trennen, sich selbst also zur Außenwelt in ein logisches Verhältnis zu setzen; sondern diesem Vorgang analog ist der ebenso gebieterische Trieb, innerhalb der menschlichen Gesellschaft selbst solche Gliederungen, Vereinigungen und Trennungen vorzunehmen, und das bedeutet für jeden, sich selbst zur menschlichen Gesellschaft im ganzen und einzelnen in ein persönliches Verhältnis zu setzen. Diese Gedanken im großen einsehen und auch im kleinen durchführen zu können, ist die Grundlage der politischen Bildung; demgemäß wird die politische Erziehung darauf gerichtet sein müssen, die einzelnen zukünftigen Bürger — die Schüler — so vorzubereiten, daß sie später imstande sein werden, den Gedanken der staatlichen Gliederung nicht nur theoretisch zu fassen, sondern auch praktisch durchzuführen, vor allen Dingen an der eignen Person. Damit haben wir also eine sichre Grundlage für nationale Erziehung gewonnen, auf der das mächtige Gebäude einer allgemeinen national-politischen Bildung mit Vertrauen errichtet werden kann. Wenn wir näher zusehen, werden wir finden, daß dieser Gedanke außerordentlich fruchtbar ist. In allen nur denkbaren menschlichen Verhältnissen finden wir jene Gliederungen; wir sehen sie in der Familie, in kleinern und größern Verbänden jeder Art, schließlich im Staate selbst. In der Familie gebietet die Autorität des Vaters über das Ganze, ohne daß deshalb die andern Glieder der Familie rechtlos wären; im Gegenteil, wenn nicht jeder seine Aufgabe leistet und seine Stellung ganz ausfüllt, so kann die väterliche Autorität allein nichts oder doch nicht genug wirken. So ist es in der erweiterten Familie, in einem großen Verwandtenkreis, wo eine Person wegen irgendwelcher Vorzüge besondres Vertrauen und Ansehen bei den übrigen genießt und dadurch der autoritative Mittelpunkt des Ganzen wird. Die Familie gibt darin das Muster ab für alle sonstigen zahllosen Verbände: Stadt, Kreis, Bezirk, Provinz, dann wieder die einzelnen Berufsgenossenschaften, Stände, Korporationen jeder Art usw. Alles dieses sind solche Gliederungen des Ganzen, und sie organisieren sich untereinander wieder in derselben Weise: die allem gemeinsame Grundlage des Menschlichen, darüber die autoritative Spitze, zwischen beiden die verbindenden Mittelglieder; es sind gewissermaßen lauter einzelne Pyramiden, an Größe sehr ungleich, deren vielfach kon- und divergierende Linien schließlich doch alle nach der obersten Spitze der riesigen Staatspyramide, die alle die kleinen umfaßt und enthält, gerichtet sind. Darüber also soll sich der gute Staatsbürger klar sein oder unablässig bemüht sein, in den Begriff und die Bedeutung des staatlichen Organismus einzudringen, ihn zu verstehn als eine wohltätige Ordnung der menschlichen Gesellschaft. Die Freiheit und Selbständigkeit bleibt deshalb der einzelnen Persönlichkeit doch gewahrt; ja je

mehr jeder seine Individualität ausbildet, um so mehr wird er leisten und dadurch das Ganze fördern können.

Was Sie sagen, leuchtet mir ein. Aber soll nun Politik im engern Sinne, wie sie doch gewöhnlich verstanden wird, in der Schule gelehrt werden; oder vielmehr, wie soll und kann sie in der Schule gelehrt werden?

Vor allem ist doch zu beachten, daß man es in der Schule, auch in der höhern Schule, mit jugendlichen Kräften zu tun hat. Man wird also alles fernhalten müssen, was der jugendliche Geist noch nicht fassen, was nur von dem reifern Alter verarbeitet werden kann, und dahin gehört unter allen Umständen die eigentliche Politik, äußere sowohl als innere; die ist also aus der Schule unbedingt wegzulassen. Es ist überhaupt nicht die Aufgabe der Schule, fertige Menschen zu liefern, sondern die einzige Aufgabe der Schule ist es, ihre Zöglinge durch Unterricht und Erziehung für das Leben vorzubereiten. Die Selbsterziehung, die Selbstbildung hat das Werk der Schule und Familie weiterzuführen. Wehe denen, die glauben, daß sie fertig seien, wenn sie das Elternhaus oder die Schule verlassen!

Ach, wie freue ich mich, das von Ihnen zu hören! Wie hoch heben Sie durch diese natürliche und gesunde Beschränkung gerade die beste Schulbildung! Aber die tatsächlichen Unterlagen der politischen Bildung können doch wohl wenigstens die ältern Schüler der höhern Schulen, also die Primaner, als sichern Besitz ins Leben mitnehmen?

Ganz gewiß. Ich halte es für selbstverständlich, daß der Primaner mit der Verfassung und Gesetzgebung seines Volkes, soweit diese zum Verständnis des politischen Lebens nötig ist, bekannt gemacht wird. Aber damit ist die Aufgabe der Schule erfüllt. Wir beschränken also die Aufgabe der Schule auf das natürliche Maß: dieses aber ist gerade groß genug. Wenn wir auch die Politik selbst, etwa die Behandlung schwebender diplomatischer Verhandlungen oder gar Fragen der innern und Parteipolitik aus der Schule verbannen, so können und müssen wir doch den jugendlichen Geist empfänglich machen für das Verständnis der wichtigsten politischen Fragen, wir müssen den Boden so bereiten, daß er später gesunde Früchte tragen kann, die zum Heile des Vaterlands ausreifen. Vornehmlich nun scheint die Geschichte, die vaterländische sowohl als die andrer Völker, dazu berufen, diesen Zweck zu erfüllen, daß dem Schüler die geschichtlichen Tatsachen im Zusammenhang und unter dem Gesichtspunkt von Ursache und Wirkung überliefert werden, daß er die oben entwickelten Lehren von dem Zusammenhang und der Gliederung der menschlichen Gesellschaft begreifen lernt — abgesehen davon, daß er aus den großen und edeln Taten hervorragender Persönlichkeiten Begeisterung und Mut zu eigner Tätigkeit schöpft und vaterlandslose Gesinnung beizeiten von Grund seines Herzens verachten lernt. Denn hell und glänzend ragen die edeln Häupter der Völker hervor, und tief im Staub versunken erscheinen die Verräter. Die geschichtlichen Tatsachen aber, aus denen wir solche Lehren schöpfen und den Zöglingen mitteilen, liefert nicht bloß

der geschichtliche Unterricht, sondern auch alle andern Fächer, in denen überhaupt geschichtliche Vorgänge in irgendeiner Form vermittelt werden, vor allem also auch die Beschäftigung mit hervorragenden Werken der Literatur, seien sie historischen, mythologischen, patriotischen Inhalts, aus dem Leben fremder Völker genommen oder aus dem der eignen Nation, oder seien sie freie Schöpfungen der Phantasie, die unsern Geist durch das künstlerisch-heitre Spiel der Gedanken anregen und unser Empfindungsleben kräftigen und vor schwächlicher, verschwommner Duselei bewahren. Denn immerfort müssen wir darauf bedacht sein, unserm Empfindungsleben neuen Stoff, neuen Inhalt zuzuführen; niemand ist so reich in sich selbst, daß er gar keiner fremden Anregung bedürfte. Welche bessere Anregung aber kann es geben als die, die uns die ersten Geister aller Zeiten in ihren besten Werken darbieten? Daran richten wir uns immer wieder von neuem auf; ganz unerschöpflich ist diese Quelle, und noch keiner hat es bereut, dort Erquickung gesucht zu haben. Aber ich betone, daß die warme Empfindung, die natürliche Empfänglichkeit für Großes, Schönes, Edles sich kräftigen muß, um der tierischen Vorliebe für das Gemeine erfolgreich entgegentreten zu können. Damit ist wenig gewonnen, daß einer sich vollpfropft mit Wissen aller Art, nur um des Wissens willen: denn das bloße Wissen ist tot, wenn es sich nicht mit lebendiger Empfindung vermählt: erst die Verbindung beider treibt die schönsten Blüten menschlicher Bildung. Und die Schule ists fast immer, die zuerst den begeisterungsfähigen Boden der jugendlichen Seele bereit und geschickt macht zur Aufnahme der Schätze menschlichen Denkens und Fühlens. Und da ist das Beste gerade gut genug; langdauernde Beschäftigung aber mit diesem Besten verschafft dem Zögling ein Kapital, dessen Zinsen er später als Bürger zu seinem und seines Vaterlands Nutzen verwenden kann. Das alles also bildet einen Teil des materiellen Nutzens, den die Schule ihren Zöglingen als Mitgift für das spätere Leben zu bieten vermag. Dazu kommt die Förderung, die die verstandesmäßige Auffassung der Welt in formeller Beziehung erfährt, insofern alle Zweige geistiger Arbeit auf dasselbe Ziel lostreiben, nämlich die zunächst rein formale Erkenntnis eines organischen Zusammenhanges im ganzen Weltgetriebe. Überall ist Gliederung, Einfaches und Zusammengesetztes, Entwicklung, Ausbildung, Abschluß. Aus Einzelheiten setzt sich das Ganze zusammen; die Einzelheiten sind jede für sich etwas Eignes, Wesentliches, Selbständiges, aber im Verhältnis zum Ganzen doch immer nur Einzelheiten. So ist es bei den Sprachen, wo sich aus den einfachsten grammatischen und syntaktischen Grundbegriffen das weitläufige und imposante Gebäude der ganzen Sprache, ja der Sprachwissenschaft überhaupt entwickelt, das finden wir in der Mathematik, wo die einfachsten Zahlen und Formeln zu den erstaunlichsten und kunstvollsten Begriffen und Systemen auswachsen, die mithelfen, die tiefsten Probleme der Wissenschaft und des Lebens zu begreifen. Und so ist es mit allen den andern sogenannten „Fächern", sie sprechen, jede in andrer Form, denselben Gedanken aus, sie predigen jedem, der nicht blindwütig und verständnislos mit schemen-

haften äußern Merkzeichen sein Gehirn übervölkert, sondern mit Verständnis und Besonnenheit die Lehren der Wissenschaft in sich aufnimmt, um in dem unermeßlichen Weltgetriebe die Stelle zu finden, die just für ihn und damit auch für das Ganze die beste ist — diesem, d. h. dem vernünftigen Menschen predigen alle Wissenschaften die Lehre von dem organischen Zusammenhang alles Bestehenden, sie zeigen ihm Ordnung und Gesetz überall und lehren ihn, auch seine eigne Person in den Dienst des Ganzen zu stellen, sich einzuordnen, sich unterzuordnen, zum Heil des Ganzen, zum Heil des Vaterlands, und begeistert zu kämpfen für die „heilige Ordnung, die segensreiche Himmelstochter, die das Gleiche frei und leicht und freudig bindet". Das also ist die Politik, die in der Schule gelehrt werden soll, und diese Politik kann auch der jugendliche Geist gut verstehn. Wie er in der Sprache aus grammatischen und syntaktischen Einheiten oder in der Mathematik aus Zahlen und Formeln ein wunderbares Ganzes hervorgebracht sieht, so erkennt er auch im Staate ein geordnetes Ganzes; aber die Einheiten, die den Staat bilden, sind menschliche Persönlichkeiten. Und je mehr diese einzelnen, trotz aller individuellen Verschiedenheit, ein gemeinsames Ziel verfolgen, nämlich ihre besten Kräfte zum Wohle des Ganzen zu verwenden, um so besser wird es um den Staat bestellt sein.

Wie weit geht nun aber dieser „Staat"?

Eine allgemeine Verbrüderung der gesamten Menschheit ist eine Utopie, ein unfruchtbarer Traum, dessen Unausführbarkeit nur den unklaren Schwärmer betrüben kann. Die ganze Welt kann unser Vaterland nicht sein, dazu sind die Völker in Sprache, Sitte und Lebensinteresse zu verschieden. Die gemeinsame Nationalität aber ist keine Erfindung der Philosophen oder ein Märchen phantastischer Grübler, sondern eine der sichersten und beglückendsten Tatsachen, die es gibt. Und diese Tatsache wollen wir unsrer Jugend in der Schule beibringen. Das ist Politik in der Schule!

Ich danke Ihnen für Ihre Ausführungen, die mir allerdings einen ganz neuen Begriff von einer politischen Erziehung gegeben haben. Wenn die Politik so in der Schule gelehrt wird, dann ist mir um unsre künftigen Staatsbürger nicht bange; und wenn es überhaupt einen Talisman gibt in dem verwirrenden Kampfe der politischen Parteimeinungen, dann kann es nur die Überzeugung sein, die Sie als das Ergebnis Ihres politischen Denkens gefunden haben.

Ich hoffe, daß der Standpunkt, auf den ich meine jungen Freunde heben will, befestigt genug ist, dem Sturm der Feinde zu trotzen.

Jawohl, das hoffe und glaube auch ich. Gott segne Ihr Werk!

Die Stadterweiterung

So hätte Dr. Karl von Mangoldt sein auf langjährigen Studien und gründlichen Informationen beruhendes (im 10. Heft der Grenzboten kurz angezeigtes) Werk nennen müssen, das er als Heft 8 (ein „Heft" von 745 Seiten!) der Sammlung: Die Wohnungsfrage und das Reich (bei Vandenhoeck und Ruprecht in Göttingen) in den letzten Wochen des vorigen Jahres herausgegeben hat. Der von ihm gewählte Titel: Die städtische Bodenfrage erweckt die glücklicherweise falsche Vorstellung, es solle der alte Zank zwischen den Bodenbesitzreformern und ihren Gegnern noch einmal wiedergekäut werden. Nur der erste kurze Abschnitt beschäftigt sich — zwar nicht mit den Theorien der Bodenbesitzreformer, aber doch — mit der Entwicklung des städtischen Bodenwerts, der natürlich bei der Stadterweiterung eine wichtige Rolle spielt. Die drei viel längern Hauptabschnitte enthalten die ausführliche Beschreibung des bisherigen Ganges der Stadterweiterung, den Nachweis, daß die bis jetzt herrschende Praxis an den vielbeklagten Mißständen des großstädtischen Wohnungswesens schuld sei, und ein sehr ausführliches Reformprogramm. Dieses beruht auf dem Grundsatze, daß die Stadterweiterung nicht mehr der Privatinitiative überlassen bleiben dürfe, sondern Sache des öffentlichen Rechts werden müsse, und daß Stadtgemeinden und Gemeindeverbände mit Hilfe eines wirksamen Enteignungsrechts und amtlicher Taxen für mäßige Bodenpreise zu sorgen hätten; freilich nicht bloß dafür, sondern für alles, was zur Hygiene, Sittlichkeit und höhern Kultur gehört, soweit diese Güter von der Behausung und von der Stadtanlage abhängen, wobei u. a. die sehr verwickelten Prozesse der Zentralisierung und Dezentralisierung gründlich und von den verschiedensten Seiten her erörtert werden. Diesen Reformplan mögen die Zuständigen, d. h. die Gemeinderäte und die Bürgermeister prüfen. Zu der Behauptung, die im dritten Abschnitt bewiesen werden soll, mache ich ein großes Fragezeichen, ohne damit diesen Abschnitt für wertlos zu erklären; sein unzweifelhafter Wert liegt, gleich dem der übrigen Abschnitte, in der darin aufgehäuften Fülle von Tatsachenmaterial; so enthält jener dritte Abschnitt neben viel anderm Wichtigen und Interessanten eine ungemein sorgfältige Nachweisung der „Produktionskosten der Baustelle". Aber von irgendwelcher Verschuldung möchte ich in Beziehung auf die Übelstände im großstädtischen Wohnungswesen überhaupt nicht sprechen. Solche scheinen mir unvermeidlich, wenn sich Hunderttausende, wenn sich ein paar Millionen Menschen auf einer Fläche von einer Quadratmeile zusammen-

drängen, und so oft ich in eine große Stadt komme, erstaune ich immer über das, was in dieser Beziehung geleistet wird, und daß das Wohnungselend der Armen nicht noch weit größer ist. All diese schwierigen, streitigen, verwickelten und weitschichtigen Sachen beiseite lassend, will ich nur den Inhalt von ein paar Kapiteln des zweiten Abschnitts skizzieren, um von des Verfassers gründlichem Verfahren eine Probe vorzulegen, und weil bei dieser Gelegenheit wenigstens eine der vielen Fragen dieses Gebiets mit einer jeden Zweifel ausschließenden Bestimmtheit entschieden werden kann.

Hier ist gut sein, hier wollen wir Hütten bauen! Ja, du lieber Petrus, du hattest gut Hütten bauen vor beinahe neunzehnhundert Jahren und auf dem Tabor! Im heutigen Dresden würdest du schön angekommen sein, wenn du dir auf einem beliebigen Plätzchen, das dir gerade gefiele, ein Häuschen bauen wolltest. Häuschen oder Hütten werden überhaupt nicht genehmigt, mag auch der Wohnungsuchende nichts Größeres und Besseres beanspruchen. Mangoldt beschreibt nämlich den Verlauf der Dresdner Bauunternehmungen, da sie, wenn auch nicht in jeder Einzelheit, jedoch in den Grundzügen für die Stadterweiterung überhaupt typisch seien. Er beginnt mit der hübschen Bemerkung, daß dem Ausländer, der eine deutsche Großstadt besucht, nichts so in die Augen falle wie die in jeder Beziehung herrschende Sauberkeit und vortreffliche Ordnung, daß sich ihm aber bald die strenge Polizeiaufsicht und die Reglementierung unangenehm fühlbar mache, auf denen dieses schöne Äußere beruht. Diese beiden Kräfte sind nun vor allem bei der Schaffung neuer Stadtteile tätig, und zwar natürlich mehr hemmend als fördernd. Davon, daß ein Mann ein paar Quadratmeter Land kaufen und darauf ein Häuschen setzen könnte, wie es sein Bedürfnis fordert und sein Geschmack oder Ungeschmack gestattet, ist in Dresden und wohl auch in den übrigen Großstädten und größern Mittelstädten Deutschlands keine Rede mehr. In Kleinstädten kam es vor dreißig Jahren noch vor, ob heute noch, weiß ich nicht. Für sich oder für andre ein Haus oder Häuser bauen, das kann man nur, wenn aufgeschlossener — so lautet die technische Bezeichnung —, das heißt in Baustellen gegliederter Baugrund vorhanden ist. Wer aber solchen schaffen will, der hat nach der Dresdner Bauordnung von 1897 folgende Bedingungen zu erfüllen. Er muß ein ziemlich ausgedehntes Stück Land kaufen, worüber später noch einiges zu sagen sein wird. Er muß einen Bebauungsplan einreichen, der bis zur Genehmigung neun Instanzen (vom Tiefbauamt bis zum Ministerium des Innern) zu durchlaufen hat, in deren jeder Schwierigkeiten erwachsen können. Im Bebauungsplan müssen die Straßen und Plätze des neuen Stadtteils vorgesehen, und ehe der Häuserbau beginnen kann, müssen sie hergestellt sein. Ist eine Straße noch nicht vollständig hergestellt, so muß dem Rat, wenn er die Bauerlaubnis erteilen soll, eine Kaution erlegt werden, durch die die Vollendung gesichert wird. Werden Vororte eingemeindet, so wird in jedem einzelnen Falle eine Vereinbarung darüber getroffen, welche der dort schon vorhandnen Straßen als

solche gelten sollen, die den Vorschriften entsprechen, sodaß an ihnen Häuser gebaut werden dürfen. Mangoldt bemerkt, daß diese Vorschriften u. a. auch darum preissteigernd wirken mußten, weil durch die Beschränkung des Häuserbaus auf vorhandne Straßennetze, namentlich wenn diese klein sind, die Konkurrenz der Baulustigen verschärft wird. Für die Herstellung der Straßen und Plätze gelten, abgesehen vom Technischen, noch folgende Vorschriften. Sie dürfen nicht in kleinen Bruchstücken gebaut, sondern müssen wenigstens von einem Straßenkreuz bis zum andern vollendet werden und mindestens an einem Ende unmittelbaren Anschluß an eine schon bestehende oder an eine bauplanmäßig vorgesehene Straße haben. Und diese Straßen und Plätze müssen mit Schleusen und Wasserleitung versehen sein. Das Bauen und die Einrichtung der Straßen besorgt der Rat selbst in eigner Regie, und zwar bestimmt er selbst, zu welcher Zeit der Straßenbau ausgeführt werden soll; der Terrainunternehmer hat nur das dafür erforderliche Land herzugeben und die Baukosten zu tragen. Anträge auf Ausführung der im Plan vorgesehenen Straßenbauten werden nicht selten vom Rat abgelehnt, weil dieser die Zeit noch nicht für gekommen erachtet; denn er hält darauf, daß Neubauten immer nur im unmittelbaren Anschluß an die schon mit Häusern angefüllten Stadtteile unternommen werden. Und ehe die Ausführung der Straßenbauten beginnen kann, müssen wiederum eine Reihe von Stadien durchlaufen werden. Eins davon besteht darin, daß die dafür bestimmten Landstreifen von den etwa darauf haftenden Hypotheken befreit und auf dem Wege der Dismembration sowohl technisch wie juristisch aus dem Eigentumszusammenhange gelöst sind, in dem sie bisher gestanden haben. Dasselbe gilt für die von den Straßen eingeschlossenen Bebauungsflächen, die außerdem in Baustellen zerlegt sein müssen, für die in Beziehung auf Größe und Form allerlei Vorschriften bestehn. Das ist Geometerarbeit, während die juristische Dismembration, oder wie jetzt lieber gesagt wird, Zergliederung Umschreibungen im Grundbuche und im Steuerkataster erfordert.

In dem folgenden Kapitel: „Die eigentlich treibenden Kräfte der Stadterweiterung“, wird zunächst dargelegt, daß unter ihnen die Dresdner Stadtverwaltung nur eine bescheidne Rolle spiele. (Die eigentlich treibende Kraft ist doch das Wohnbedürfnis des Bevölkerungszuwachses.) Sie sei einigemal, wo dringendes Bedürfnis vorlag, mit Enteignungen, sei wohl auch selbst auf Geländen, die ihr Eigentum waren, mit der Aufschließung vorgegangen, als Bauunternehmerin aber, abgesehen von der Errichtung städtischer Gebäude, nicht aufgetreten. „In Summa dürfte in Dresden für unsre ganze Beobachtungszeit, 1866 bis 1902, der Einfluß der Stadtverwaltung weit mehr als ein Hindernis denn als eine Förderung einer flotten und reichlichen Aufschließung von Bauländereien zu buchen sein. Allerdings erfährt dieses Ergebnis durch die wiederholten bedeutenden Einverleibungen in verschiednen Richtungen wieder eine gewisse Korrektur, namentlich dadurch, daß eine Anzahl

ohne weiteres anbaufähiger Straßen in den Stadtkreis eintrat." Was die „öffentlich-rechtlichen Kräfte" zu tun versäumten, das haben nun Privatunternehmer, die „Terrainunternehmer" geleistet. Diese Unternehmer oder Spekulanten entstammten verschiednen Berufen; es waren teils Angehörige des Baugewerbes, teils Finanzmänner, teils Leute, die entweder die Spekulation mit ihren überschüssigen Kapitalien als Nebenerwerb betrieben oder die Terrainspekulation zu ihrem eigentlichen Beruf machten. Manche unternahmen die Sache als einzelne Personen, andre vereinigten sich zu Konsortien. Als Kuriosa erzählt Mangoldt, daß 1902 die sämtlichen Aktien einer kleinen Dresdner Terraingesellschaft im Besitz eines schlesischen Magnaten gewesen, und daß in den siebziger Jahren zwei Herren aus Kalifornien gekommen seien, die geprahlt hätten: Wir werden euch zeigen, wie man Städte baut; sie hätten aber bloß gezeigt, wie man rasch sein Geld loswerden kann. Die Terrainunternehmung zerfällt in zwei Hauptabschnitte: die Schaffung und die Verwertung der Baustellen. Der erste Abschnitt hat natürlich mit dem Landerwerb zu beginnen, und der ist nun durchaus keine einfache und leichte Sache.

Zunächst kann man sich in der Auswahl des Terrains irren, namentlich in guten Zeiten wird oft die Entwicklungsmöglichkeit einer Stadtgegend überschätzt, und es werden weite Ländereien verhältnismäßig teuer gekauft, die dann lange Zeit unbenutzt liegen bleiben und Zinsen fressen. Andrerseits gilt es aber doch wieder beizeiten zugreifen, denn je näher die Entwicklung rückt, um so teurer wird natürlich das Land: wohlfeil kaufen heißt vor allem zeitig kaufen. Eine andre Schwierigkeit lag für Dresden in der notwendigen Größe und Geschlossenheit des Terrains. Da die Stadtverwaltung keine neuen Straßen zuließ, die nicht sogleich bis zur nächsten fertigen oder wenigstens bauplanmäßig vorgesehenen reichten, so war es für den Unternehmer schon aus diesem Grunde notwendig, allermindestens über das Land für eine ganze Straße und für die dazu gehörigen Baustellen zu verfügen, wozu dann noch andre Nötigungen kamen. Um in den Besitz der erforderlichen großen Fläche zu gelangen, konnte sich der Unternehmer mit den gegenwärtigen Besitzern, machten dies nun Urbesitzer oder selbst Spekulanten sein, vereinigen und mit diesen gemeinsam das Terrain aufschließen; ein Weg, der selten beschritten worden ist. In der Regel wurde der andre Weg eingeschlagen: der Unternehmer kaufte — als einzelner oder als Mitglied eines Konsortiums — das Land zusammen. Das war nun wegen der Besitzzersplitterung nicht leicht; ehe die erforderlichen Arrondierungen erreicht waren, pflegten Jahre zu vergehn. Und hatte der Unternehmer die Hauptmasse glücklich beieinander, so blieben zwischen den gekauften Flächen oft noch kleine Stücke liegen, mit deren Besitzern man nicht fertig werden konnte. Ein Glück war es noch für den Unternehmer, wenn er es nur mit schwerfälligen aber biedern Leuten zu tun hatte, die sich doch schließlich durch ein gutes Angebot erweichen ließen. Aber wehe ihm, wenn er auf Querköpfe stieß, die schlechterdings nicht verkaufen wollten, oder auf spekulative Köpfe, die seine Zwangslage mit kalter Berechnung ausnutzten! So mußte einmal ein Streifen von 5000 bis 8000 Quadratmetern, der die Aufschließung hinderte, mit 300 000 Mark bezahlt werden. Eine andre Terrainunternehmung brachte ein Fleischermeister zum Stocken; erst kurz vor seinem Tode gab er nach, sodaß das angekaufte Land seiner Bestimmung gemäß verwandt werden konnte. In einem andern Vorort kauften Bauern planmäßig Parzellen, mit denen sie die Aufschließung sperren konnten. In

einem andern Vorort kaufte ein Angestellter der Feldvermessung Stücke, von denen er wußte, daß er sie als Zwangs- oder Sperrstücke werde verwenden können.

Erst wenn der Unternehmer endlich das nötige Land beisammen hatte, konnte er mit der Stadtverwaltung in Unterhandlungen treten und die oben angegebnen Bedingungen erfüllen. Und erst nachdem diese Geschäfte sämtlich „bereinigt" waren, stand er vor dem zweiten Abschnitt seiner Unternehmertätigkeit, der für ihn, glücklichen Verlauf vorausgesetzt, der angenehmere war: der Verwertung der Baustellen. Glatt verlief auch dieser Abschnitt gewöhnlich nicht; Schwierigkeiten bereitete erstens die Mittellosigkeit mancher Käufer und die Unsolidität andrer, sodann der Umstand, daß sich der Absatz nicht gleichmäßig auf die Jahre verteilte, sondern in Perioden hoher Konjunktur zusammendrängte. Als Käufer treten sowohl Bauunternehmer auf als Spekulanten, die Bauplätze kaufen, um beim Wiederverkauf an Bauende zu verdienen. In Zeiten guter Konjunktur überwiegen die Baustellenspekulanten oder Baustellenkaufleute. Diese gehören allen möglichen kapitalkräftigen Ständen an. Auch Ziegeleibesitzer und sonstige Fabrikanten von Baumaterialien sind darunter, die sich dann beim Verkauf an Bauunternehmer die Lieferung ihrer Ware sichern. Der Absatz unmittelbar an die Bauenden kommt häufig in Villenvierteln vor. Manchmal bauen die Baustellenkaufleute selbst und verkaufen dann die Häuser, meist jedoch sind diese Kaufleute bloß Händler, die an Bauunternehmer oder an andre Händler verkaufen, sodaß viele Baustellen durch mehrere Hände gehn, ehe sie ihrer Bestimmung zugeführt werden. Findet der Baustellenbesitzer, es mag nun der ursprüngliche oder ein späterer sein, keinen soliden Bauunternehmer, so muß er, wenn ihm das Land nicht als fressendes Kapital auf dem Halse bleiben soll, mit einem unbemittelten oder unsoliden vorlieb nehmen; meist sind beide Eigenschaften in einer Person vereinigt. Auf diese Weise ist der Bauschwindel mit Strohmännern entstanden. Auch wo Schwindel nicht von vornherein beabsichtigt ist, wird in der Kreditgewährung Unglaubliches geleistet. Terrainunternehmer begnügen sich mit 10 bis 20 Prozent Anzahlung, nur beim Verkauf ganzer Partien von Baustellen fordern sie 20 bis 33 Prozent; Baustellenhändler verlangen vom Bauunternehmer nur 1 bis 5 Prozent oder verzichten ganz auf Anzahlung, sodaß das zukünftige Haus zunächst mit dem ganzen Bodenwert als Hypothek belastet ist, wozu dann die Bauhypotheken kommen; denn besonders beim Strohmännersystem schießt der Baustellenbesitzer auch noch die Baugelder vor bis zu dem Tage, wo er es für angezeigt hält, die Schlinge zuzuziehen, den Strohmann Bankrott machen zu lassen und das unvollendete Haus bei der Subhastation zu erstehn. Solche Vorkommnisse beweisen, daß in der herrschenden Stadterweiterungspraxis etwas faul ist. Sollte dieses Faule, fragt Mangoldt, „außer in unserm ganzen System der Stadterweiterung nicht vor allem zu suchen sein in der verhängnisvoll starken und weitreichenden Stellung, die unser Sachenrecht den Hypothekengläubigern einräumt?"

Die Terrainunternehmer sind dafür nicht verantwortlich zu machen. Ihr Geschäft ist äußerst riskanter Natur. Sie haben, meist mit großem Kapitalienaufwand, die Schwierigkeiten der Terrainerwerbung zu überwinden, sie haben dann die sehr verwickelten Unterhandlungen mit den Behörden zu führen, den Bebauungsplan auszuarbeiten oder von Sachverständigen ausarbeiten zu lassen, die Kosten der Straßenanlage zu tragen und müssen schließlich, wenn sich im Laufe der Jahre, die mit alledem vergehn, die Konjunktur verschlechtert hat, lange Zeit auf Abnehmer ihrer Baustellen warten, also einen bedeutenden Zinsenverlust erleiden. Den durchschnittlichen Gewinn der einzelnen Terrainunternehmer und der Gesellschaften, die nicht mit Verlust gearbeitet haben, schätzt Mangoldt auf 5 Prozent. Wahrhaftig kein glänzendes Geschäft bei der Masse von geistigen Fähigkeiten, die dazu gehört! Und einzelne Terraingesellschaften haben mit Verlust gearbeitet. So die im Jahre 1872 gegründete Zentralbank für Landerwerb und Bauten, deren Aktionäre nie einen Pfennig Dividende bekommen und ihr ganzes Aktienkapital verloren haben; nur die Gründer, die sich beizeiten retteten, haben gewonnen. Nicht viel besser ist es den Aktionären des „Bauvereins Großer Garten" ergangen. Die 1871 gegründete Dresdner Baugesellschaft ist durch ihre sehr vorsichtige Leitung vor Verlusten bewahrt geblieben. Daß die Terrainunternehmung ihrer Natur nach Großunternehmung ist, braucht wohl nicht ausführlich bewiesen zu werden. Erfordert sie doch nicht allein bedeutende Kapitalien, sondern auch einen hohen Grad von Intelligenz und Geschäftsgewandtheit sowie Beziehungen zu hohen Behörden. Die Spekulation, die nichts als Spekulation ohne das Verdienst positiver Leistungen ist, ergreift nur die schon vorhandnen Baustellen, also das von den Terrainunternehmern schon aufgeschlossene Land. Diese Spekulation artet nun allerdings in Zeiten hoher Konjunktur in den Tanz ums goldne Kalb aus, doch geht es, wie überhaupt bei diesem Tanze, auch hier nicht an, einen besondern Spekulantenstand als Sündenbock auszusondern und dem Haß und Abscheu des höchst sittlichen und ehrlichen Publikums preiszugeben, denn es beteiligen sich daran die allerehrbarsten Philister: Handwerker, Rentner, kurz Personen aller Stände. In Dresden haben kleine Weinstuben als Grundstückbörsen gedient, sind Baustellen manchmal in einer Stunde sechsmal umgesetzt worden, sodaß der Preis auf das Doppelte gesteigert wurde. Solche spekulative Steigerungen haben jedoch auf den endgiltigen Preis keinen Einfluß. Dieser wird durch den Mietertrag der auf dem Grundstück errichteten Häuser und dieser wiederum durch die Konkurrenz der Mieter bestimmt, wie Mangoldt selbst an andern Stellen zugesteht. So schreibt er Seite 278: „Es bedarf zur Erklärung der hohen Bodenpreise nicht der Annahme irgendwelcher mehr oder minder wunderbarer Wirkungen der Spekulation, sondern diese erschreckend hohen Preise sind ein natürliches Ergebnis unsers Stadterweiterungssystems, das die Selbstkosten der Terrainunternehmer ins Maßlose steigert." Der eigentliche Grund aber ist, wie gesagt, das Wohnbedürfnis der wachsenden

Bevölkerung, das die starke Nachfrage nach Wohn-, Arbeit- und Geschäftsräumen erzeugt und deren Konkurrenz die Bodenbesitzer in die glückliche Lage versetzt, ihre Forderungen beliebig hoch schrauben zu können. Behörden wie die Stadtverwaltungen können nur unter der Voraussetzung dafür verantwortlich gemacht werden, daß sie verpflichtet seien, sich selbst mit dem Risiko des Landerwerbs zu beladen, und zugleich berechtigt, dieses Risiko durch ein weitgehendes Enteignungsrecht, also durch tiefe Eingriffe in das private Eigentumsrecht, herabzumindern. Auf die Frage, ob die Anklage gegen die Terrainunternehmer begründet sei, daß sie um die Städte herum Land aufkauften und „sperrten", die Bebauung hinderten, um die Preise hinaufzutreiben, antwortet Mangoldt in Beziehung auf Dresden:

Von einem absichtlichen längern Zurückhalten des Landes durch die eigentlichen Terrainunternehmer, durch die Aufschließenden, ist uns für die ganze Zeit von 1870 bis 1902 nichts bekannt geworden. Wenn wir auch im allgemeinen nicht ausdrücklich nach diesem Punkte gefragt haben, so wären uns doch bei unsern umfangreichen Untersuchungen wirklich bedeutsame Vorgänge nach dieser Richtung schwerlich entgangen. Warten auf bessere Preise wird natürlich oft vorgekommen sein, und ebenso natürlich stockte die ganze Aufschließung und der Absatz der Baustellen in den Zeiten schlechter Konjunktur und mangelnder Nachfrage. Aber daß die Terrainunternehmer darin mehr getan hätten, als jeder normale Kaufmann tut, daß sie ein besondres System der Sperrung entwickelt hätten, davon ist uns, wie gesagt, nichts bekannt geworden. Eine andre Frage ist, ob sie nicht fremdes, mit ihnen konkurrierendes Gelände mit Hilfe ihres eignen Grundbesitzes nach Möglichkeit an der Aufschließung gehindert haben. Wir haben darüber keine besondern Erkundigungen eingezogen, aber man kann es beinahe als selbstverständlich annehmen, daß das vielfach, vielleicht beinahe regelmäßig der Fall gewesen sein wird; auch sind wir auf einige Spuren solcher Handlungsweise gestoßen. Aber das ist ja hier nicht der Gegenstand des Streites. Endlich scheinen die Terrainunternehmer allerdings in unaufgeschlossenem Zustande oft kein Land wieder abgegeben zu haben [gerade dieses ist es, was ihnen in Damaschkes Organ zum Vorwurf gemacht zu werden pflegt, allerdings nicht gerade in Beziehung auf Dresden], aber das ist auch ganz begreiflich, da sie auf die Arrondierung ihres Besitzes bedacht sein mußten. Insofern haben sie freilich Land oft längere Jahre zurückgehalten, aber nicht, um es an der Aufschließung zu hindern, sondern um in die Lage zu kommen, es selber aufzuschließen. Dafür aber, daß sie mit der Aufschließung länger gewartet hätten, dafür liegen, wie gesagt, keine Beweise vor, eher fürs Gegenteil. In der siebziger Aufschwungperiode brachten die Terrainunternehmer wenigstens in einigen Gegenden der Stadt so viel Baustellen auf den Markt, daß dann dort noch lange Jahre während der Depression davon gezehrt werden konnte. Und als dann die Stadt im Straßenbau sehr zurückhaltend wurde, kam es öfter vor, daß Anträge der Aufschließenden auf Straßenbauten abgelehnt wurden; es ist also wahrscheinlich, daß, wenn es nach den Wünschen der Aufschließenden gegangen wäre, erheblich mehr Land der Bebauung zugänglich gemacht worden sein würde. Endlich haben wir ja gesehen, daß die Terrainunternehmer durch weitgehende Kreditierung des Verkaufspreises und vielfach auch durch Gewährung von Baugeld um den Absatz ihrer Baustellen eifrig bemüht waren. Und doch ist absichtliches Zurückhalten von Bauland in dem hier in Rede stehenden Gebiete in den letzten Jahrzehnten ziemlich viel vorgekommen, nur freilich

nicht durch die Terrainunternehmung und nicht von fertigen Baustellen, sondern gerade gegen die Leute, die Baustellen schaffen wollten, durch die Urbesitzer und durch die Personen, die mit Hinderungs- und Vexierparzellen operierten. Auch diese Personen gehörten meistens der Klasse der Urbesitzer an.

Der enthusiastische Reformer Mangoldt kommt also in Beziehung auf diesen Streit zu demselben Ergebnis wie Dr. Andreas Voigt, über dessen mit dem Architekten Geldner herausgegebnes Buch „Kleinhaus und Mietkaserne" im dritten Bande des Jahrgangs 1906 Seite 432 berichtet worden ist. Und dieses ist nun die Tatsache, um deren Konstatierung es mir zu tun war: die Terrainunternehmer, die man ja insofern zu den Spekulanten rechnen muß, als sie eines erst in der Zukunft zu erwartenden Gewinnes wegen kaufen, sind keine verabscheuungswürdigen Bodenwucherer, sondern sie haben eine schlechthin notwendige und sehr schwierige Funktion übernommen. Es läßt sich schwer ausdenken, wie die Dinge verlaufen sein würden, wenn sich keine Leute gefunden hätten, die Courage genug hatten, sich in das riskante Geschäft einzulassen. Entweder hätten die Kommunen schon vor vierzig Jahren tun müssen, was Mangoldt fordert, und wovor sie sich heute noch mit Händen und Füßen sträuben: sie hätten die Stadterweiterung, also den Bodenkauf, die Straßenanlage und den Verkauf der Baustellen, selbst in die Hand nehmen, oder sie hätten die anziehenden Leute wohnen lassen müssen, wie und wo sie konnten: in beliebigen Hütten, Baracken und Wohnwagen, und hätten kein Recht, wahrscheinlich auch gar nicht die Möglichkeit gehabt, für Neubauten eine Bauordnung vorzuschreiben. Man kann das anerkennen, ohne die bekannten Forderungen Damaschkes grundsätzlich zu verwerfen. Mag die Wertzuwachssteuer und die Besteuerung der Baugrundstücke nach dem Verkehrswert die Bodenbesitzer schädigen oder von diesen abgewälzt werden — der Steuerfiskus kümmert sich ja auch sonst nicht um die Wirkung der Steuer auf die Besteuerten; er fragt zum Beispiel bei der Besteuerung des Arbeitverdienstes nicht danach, ob dem Besteuerten nach Zahlung der Steuer noch etwas übrig bleibt, das er für etwaige Zeiten der Arbeitlosigkeit und fürs Alter sparen könnte. Wie die beiden Steuern zu guter Letzt auf die Stadterweiterung und auf die Bodenpreise wirken werden, das muß die Zukunft lehren. Was den Bauschwindel betrifft, so schädigt dieser nur die Bauhandwerker und hat auf die Gestaltung der Bodenpreise keinen Einfluß. Eine so seltne und fürs große Ganze bedeutungslose Erscheinung, wie Andreas Voigt es darstellt, scheint er jedoch nicht zu sein. Die in Halle erscheinende „Rundschau über die wichtigsten Gesetzesvorlagen" hat im Februar (die Nummer gibt die Zeitung, der ich das entnehme, nicht an) eine ausführliche Beschreibung des Verfahrens der „Würger" gebracht — so werden in Fachkreisen die Bodenspekulanten genannt, die sich auf den Bauschwindel verlegen —, und diese Würger sowie ihre Kulis, die Strohmänner, und die Zutreiber werden als eine ziemlich zahlreiche Klasse dargestellt. Diese Darstellung soll „aus sachverständigen juristischen Federn

stammen". Wenn dem so ist, dann muß allerdings die Gesetzgebung einschreiten; aber mit den Bodenpreisen hat das, wie gesagt, nichts zu schaffen, und mit der Stadterweiterung nur insofern, als freilich solche Betrügereien unmöglich würden, wenn die Kommunen selbst die Baustellen zu verkaufen und womöglich auch zu bebauen hätten. Mangoldt will übrigens den Gemeinden und Gemeindeverbänden kein Monopol einräumen, sondern neben ihnen, als Hauptträgern der Stadterweiterung, die konkurrierende Tätigkeit von Privatunternehmern fortbestehn lassen.

Carl Jentsch

Paul Gerhardt und der Große Kurfürst

Von Hermann Jacoby in Königsberg i. Pr.

Am 12. März d. J. feierte das deutsche Volk den dreihundertjährigen Geburtstag seines größten religiösen Dichters, Paul Gerhardts. In evangelischen Gottesdiensten wurde der Gemeinde vergegenwärtigt, welche Erhebung des Gemütes, welche Stimmungen innern Friedens, welche Kräfte der Tröstung sie aus dem Liederquell dieses Sängers geschöpft habe. Und auch Zeitungen und Zeitschriften wie eigens ihm gewidmete Bücher, neue Ausgaben seiner Lieder suchten das Lebensbild Gerhardts und seine dichterische Leistung im Bewußtsein der Zeitgenossen neu zu beleben.

Der Charakter Gerhardts durfte, der Wirklichkeit entsprechend, als ein Lichtbild bezeichnet werden. Auch der tragische Konflikt, in den er in den letzten Jahren seines Lebens geriet, konnte, vom moralischen Standpunkt aus betrachtet, auf ihn keinen Schatten werfen. Fällt aber deshalb der Schatten ausschließlich auf den Kurfürsten?

Noch etwa vor einem halben Jahrhundert war dies die Meinung. Paul Gerhardt erschien als ein Opfer religiöser Unduldsamkeit seines Herrschers. Er wurde als ein Vorkämpfer der Gewissensfreiheit gefeiert. Wir vermögen so nicht mehr zu urteilen. Unser geschichtlich gebildeter Blick verweilt mit lebhaften Sympathien bei beiden Männern. Wer die Art und Weise mißbilligt, wie der Fürst seinen Bestrebungen Wirklichkeit zu geben suchte, schenkt doch jenen vielleicht vollen Beifall, und wer an dem engen religiösen Standpunkt Anstoß nimmt, den der Dichter vertritt, vermag doch die zarte Gewissenhaftigkeit, die ihn auszeichnet, zu würdigen.

Von diesem Standpunkt aus pflegen wir jetzt den Konflikt zwischen Fürst und Dichter zu beurteilen, wir lassen beiden Teilen Gerechtigkeit widerfahren. Wenn das Verständnis des Konflikts, wie es gegenwärtig erreicht ist, doch noch, wie uns scheint, eine Lücke zeigt, so bezieht sich diese auf die psychologische Entwicklung des Dichters. Denn Gerhardt wurde ein andrer, seitdem er in den Streit eintrat. Dies zu erweisen, ist die Aufgabe, die sich dieser Aufsatz stellt.

Paul Gerhardts Wiege stand in Gräfenhainichen, einer kleinen Stadt Kursachsens, des Mittelpunkts der deutschen lutherischen Kirche. Wir dürfen es als selbstverständlich voraussetzen, daß sich der Knabe und Jüngling den christlichen

Glauben in der Gestalt lutherischer Lehre aneignete, und daß ihm die Erkenntnis dieser Lehre nach Maßgabe lutherischer Orthodoxie vorgetragen wurde. Diese Voraussetzung wird uns durch die Tatsache bestätigt, daß auf der Fürstenschule zu Grimma, der Gerhardt überwiesen wurde, der Religionsunterricht nach dem Lehrbuch Hutters vorgetragen wurde, worin die lutherische Theologie nach den Normen der strengsten Orthodoxie, mit scharfer Polemik gegen die Reformierten und gegen Melanchthon zur Darstellung kam. Und dieses Lehrbuch mußte Wort für Wort auswendig gelernt werden, sonst wurde der Schüler nicht als reif zur Universität entlassen.*) Freilich wäre es ein Irrtum, zu meinen, die extreme lutherische Orthodoxie, die außerhalb ihrer Grenzen nicht mehr Christentum oder Protestantismus wahrzunehmen vermochte, hätte ununterbrochen in Kursachsen geherrscht. Wir wissen, daß hier längere Zeit die milde Theologie Melanchthons bestimmend gewesen ist, die den Reformierten die Hand weit entgegenstreckte, daß sodann diese Strömung mit Gewaltmitteln bekämpft und besiegt wurde, daß sie dann wieder im Ausgang des sechzehnten Jahrhunderts Begünstigung erfuhr. Kurfürst Christian der Erste, vom politischen Standpunkt aus zum Zusammengehn mit reformierten Fürsten bewogen, hat dies auch auf kirchlichem Gebiet betätigt. Im Jahre 1587 hob er die Verpflichtung auf die Konkordienformel auf, diese lutherische Bekenntnisschrift, die die Orthodoxie vor allen wirklichen oder vermeintlichen Lehrirrtümern zu schützen suchte, und die freundlichere Beziehungen zu den Reformierten ausschloß. Auch verbot er das dogmatische Gezänk auf Kanzeln und Kathedern und bestimmte, daß alle theologischen Druckschriften der Zensur unterworfen werden sollten. Freilich zeigte sich die jetzt siegreiche theologische Partei ebenso unduldsam wie die gestürzte. Wer dem Edikt nicht gehorchte, wurde seines Pfarramts entsetzt, so der Superintendent von Gräfenhainichen und Gerhardts eigner Großvater, M. Kaspar Starke in Eilenburg.**) Die Melanchthonische Lehre sowie reformierte Anschauungen wurden zwangsweise zur Geltung gebracht. Aber der Kurfürst hatte weder die Mehrzahl der Geistlichen noch die Stände auf seiner Seite.

Auch der Versuch, den Exorzismus, die Teufelsaustreibung bei der Taufe, zu beseitigen, fand den heftigsten Widerspruch bei den Geistlichen und bei dem Volke. Aber die Herrschaft des Melanchthonischen Geistes sollte nur eine kurze Episode sein; der frühzeitige Tod des Kurfürsten vernichtete alle Hoffnungen der dem Kalvinismus freundlich gesinnten Partei. Die Orthodoxie siegte von neuem und übertraf in gewalttätiger Ausnutzung ihrer Siege die früher mächtigen Gegner. Im Jahre 1602 wurde den sächsischen Beamten die eidliche Verpflichtung auf die Konkordienformel auferlegt und damit der Bruch mit dem Geiste Melanchthons in Kursachsen endgiltig vollzogen. Für den Geist, der nun am Dresdner Hofe herrschte, ist charakteristisch, daß das ärgste Schimpfwort, das Johann Georg der Erste gebrauchte, lautete: „Du Kalvinist."***)

Fassen wir die Eindrücke, die Gerhardt von den Ereignissen auf kirchlichem Gebiete bis zum Beziehen der Wittenberger Universität empfangen mußte, zusammen, so müssen wir urteilen: Gerhardt wußte, daß das sächsische Volk mit unerschütterlicher Festigkeit auf dem Boden der lutherischen Orthodoxie stand, und daß an dieser Festigkeit alle Versuche des Hofes gescheitert waren, eine

*) Vgl. Petrich, Paul Gerhardt. Seine Lieder und seine Zeit. Gütersloh, 1907. S. 20.
**) Vgl. Petrich a. a. O. S. 9.
***) Böttiger-Flathe, Geschichte von Sachsen. Zweite Auflagr. Band 2. Gotha, 1870. S. 94 bis 144.

freundlichere Gesinnung den Reformierten gegenüber hervorzurufen. Fügen wir hinzu, daß die Familienüberlieferung und der erhaltne Unterricht Gerhardt das Festhalten an der lutherischen Orthodoxie sowie die Abneigung gegen die Reformierten und gegen eine ihnen freundliche Richtung einprägten.

Welche Einwirkungen wird nun die theologische Fakultät in Wittenberg, die seine Lehrmeisterin wurde, auf Gerhardt ausgeübt haben? Sie war damals nicht mit hervorragenden Gelehrten ausgestattet; es fehlte ihr durchaus an schöpferischen Geistern, aber alle Lehrer waren Lutheraner strikter Observanz; über die Grenzmauern des Luthertums mit wohlwollenden Blicken hinüberzuschauen, lag ihnen völlig fern. Es war für sie selbstverständlich, daß der Kalvinismus nichts als Irrtum sei, daß man sich mit Entsetzen von ihm abwenden müsse. Es gehörte für einen akademischen Theologen fast zum guten Ton, auch öffentlich gegen die Reformierten zu polemisieren, und man verübelte es ihm nicht, wenn er mit den Papisten mehr sympathisierte als mit den Kalvinisten. Aber trotz alledem, wenn man die Lehrern Gerhardts mit den Wittenberger Theologen in der Mitte des siebzehnten Jahrhunderts vergleicht, so kann man ihnen immer noch ein gewisses Maß von Milde nachrühmen. So wird Gerhardt von Wittenberg wohl Befestigung in der lutherischen Lehre, Ablehnung alles nicht lutherischen, aber nicht fanatischen Haß gegen den Kalvinismus empfangen haben.

Über das Leben Gerhardts seit dem Abgang von der Wittenberger Universität bis zu seinem Aufenthalt in Berlin, dessen Anfang wir jetzt bis auf das Jahr 1643 zurückdatieren können,*) wissen wir nichts. Dürfen wir eine Vermutung aussprechen, so hat in diesen dreizehn bis vierzehn Jahren unser Dichter ein Wanderleben geführt, bald hier, bald dort als Erzieher tätig, vielleicht auch als aushelfender, vertretender Prediger. Auf jeden Fall hatte er eine amtliche Stellung nicht bekleidet. In Berlin hat er sich noch als Studiosus bezeichnet. Welche Einflüsse sind nun in dieser Zeit auf ihn ausgeübt worden, und wie hat er auf sie reagiert? Gedenken wir zuerst des glänzenden Gestirns, das Deutschland in Georg Calixt aufging! Kein Zweifel, seine Bestrebungen waren verfehlt; sein Gedanke, auf Grund der Überlieferung der ersten sechs Jahrhunderte eine Vereinigung der getrennten christlichen Kirchen herbeizuführen, konnte nur dem Katholizismus zugute kommen, dessen Grundgedanken wir schon seit dem dritten Jahrhundert, wenn nicht früher, begegnen. Aber das war das Große, daß hier eine Persönlichkeit erstand, die über die engen Grenzmauern der eignen Konfession hinüberschaute, den Geist des Friedens vertrat, und daß seine Worte in weiten Kreisen Widerhall fanden. Wie sich Gerhardt zu dieser Richtung, deren Anhänger Synkretisten genannt wurden, verhalten hat, können wir aus seinem Testament entnehmen, mag auch die Schärfe des Tones durch die persönlichen Erfahrungen des Greises verursacht worden sein.**) Hier richtet er an seinen Sohn die Warnung: „Hüte dich ja vor Synkretisten, denn die suchen das Zeitliche und sind weder Gott noch Menschen treu.“ Auch werden wir es bezweifeln müssen, ob es einen umstimmenden Eindruck auf Gerhardt gemacht hat, daß 1634 in seinem Heimatlande, in Leipzig, lutherische und reformierte Theologen zu einem Religionsgespräch zusammenkamen, worin ein Unionsgeist waltete, und beide Teile, darunter ein Hoë von Hohenegg, der früher

*) Vgl. Kawerau, Paul Gerhardt (Schriften des Vereins für Reformationsgeschichte, Jahrgang 24, viertes Stück. Halle, 1907) S. 9.

**) Vgl. Kawerau a. a. O. S. 64.

die Reformierten mit Arianern und Türken auf dieselbe Linie gestellt hatte, einander so nahe wie kaum je gekommen waren.

Seit dem Jahre 1643 finden wir Gerhardt in Berlin, und zwar im Hause des kurfürstlich brandenburgischen Kammergerichtsadvokaten Andreas Barthold oder Berthold. Wir nennen das Jahr 1643, weil es die früheste Spur seines Aufenthalts in diesem Hause aufweist, ein Hochzeitslied bei Gelegenheit der Vermählung einer Tochter des Hauses. Doch kann Gerhardt schon früher in Berlin geweilt haben. Was wird ihn dahin gezogen haben? Berlin war damals kein stilles Eiland im sturmbewegten Meer des Krieges. Es hatte davon, wie die ganze Mark, ebensoviel zu leiden wie andre Länder. Wenn wir eine Vermutung aussprechen dürfen, so geht sie dahin, daß Gerhardt in Beziehungen zu Michael Schirmer, dem hochgeschätzten Lehrer am Klostergymnasium und hochgefeierten religiösen Dichter, gestanden hat. Schirmer stammte aus Leipzig, war also wie Gerhardt Kursachse.

Wir möchten es für wahrscheinlich halten, daß schon damals einige Lieder Gerhardts bekannt geworden waren. Denn wenn Johann Crüger in seine Praxis pietatis melica von 1648 schon einige seiner Lieder aufgenommen hat, so setzt das voraus, daß er 1648 kein Unbekannter war. So ist die Vorstellung nicht unbegründet, daß schon damals Schirmer, später Gerhardts naher Freund, ihm seine hilfreiche Hand geboten habe, um ihm in Berlin eine gesicherte Wirkungsstätte zu bereiten. Als anerkannter Pädagoge wurde er vielleicht von Barthold um einen geeigneten Erzieher für seine Enkelkinder*) gebeten und konnte Gerhardt empfehlen.

Gerhardt kam nach Berlin. Wenn er daran gedacht hat, vielleicht in der Mark Brandenburg einmal ein Pfarramt zu bekleiden, so mußten ihm manche Bedenken aufsteigen, ob er hier eine ungestörte friedliche Wirksamkeit werde ausüben können.

Vergegenwärtigen wir uns die kirchlichen Verhältnisse der Mark in dieser Zeit! Im Jahre 1613 war Johann Sigismund zur reformierten Kirche übergegangen. Er hatte diesen Schritt getan aus innerster religiöser Überzeugung; er hatte sich durch die Gewißheit, daß er dadurch in einen Zwiespalt mit dem religiösen Empfinden und Denken der lutherischen Christen seines Stammlandes kommen müsse, nicht zurückhalten lassen. Dieser Zwiespalt mußte, wenn er auch nicht beseitigt werden konnte, doch möglichst gemildert werden. Das war eine politische Notwendigkeit, und von den Tagen Johann Sigismunds an haben es die Hohenzollern für Pflicht gehalten, in diesem ausgleichenden Sinne zu wirken. Die ersten Schritte auf diesem Wege tat Johann Sigismund. Durch ein Edikt aus dem Jahre 1614 verbot er alles Schädigen und Lästern andrer Kirchen und deren Bezeichnen mit Sektennamen. In demselben Jahre gelobten die Geistlichen von Berlin und Köln an der Spree sowie die Inspektoren der Mark mit Handschlag, sich diesem Edikt gemäß zu verhalten. Ferner erhielt die Universität Frankfurt reformierte Theologen. Unter Georg Wilhelm können wir nach manchen Seiten hin ein Zurückweichen vor der lutherischen Opposition beobachten. Reverse zu unterzeichnen, hörte auf, ohne daß das Edikt Johann Sigismunds seine rechtliche Geltung verloren hatte. Aber eine Einrichtung wurde getroffen, die von der höchsten Bedeutung war. Im Jahre 1637 wurde in dem Konsistorium zu Köln an der Spree, dem die Aufsicht über die Geistlichen der Mark übergeben war, neben dem lutherischen ein reformierter Rat eingesetzt.

*) Vgl. Petrich a. a. O. S. 51.

Gerhardt mußte sich also sagen, falls er in der Mark ein geistliches Amt bekleiden wolle, werde er auch einem reformierten Theologen unterstellt sein. Unter der Regierung des Großen Kurfürsten wurde die Unionspolitik Johann Sigismunds wieder aufgenommen und in großem Stile fortgeführt. Sein Blick ging weit über die Grenzen des eignen Landes, ja des Deutschen Reichs hinaus. Er sah, wie sich die katholischen Staaten Europas zusammenschlossen. Der Protestantismus schien ihm bedroht, und er versuchte alle evangelischen Staaten Europas zum festen Bündnis zu vereinigen und so der drohenden Gefahr zu begegnen. Diesem Zwecke konnten auch Religionsgespräche förderlich werden; und so hat der Kurfürst 1645 der Einladung des irenischen Polenkönigs Wladislaus des Vierten zur Teilnahme am Thorner Religionsgespräch Folge geleistet und Vertreter dorthin gesandt.

Bleiben wir hier einen Augenblick stehn und fragen uns, in welche Stimmung wird Gerhardt versetzt worden sein, als er von diesen Bestrebungen des Kurfürsten vernahm; wird er an ihnen einen ernsten Anstoß genommen haben, oder ist doch vielleicht der Geist, worin der Große Kurfürst handelte, nicht ohne Einfluß auf ihn gewesen? Gewiß ist diese Frage schwer zu beantworten. Vergegenwärtigen wir uns aber, daß er im Hause eines sehr angesehenen kurfürstlichen Beamten lebte, der schwerlich die Verfügungen des Herrschers mißbilligte, so werden wir vielleicht voraussetzen dürfen, daß Gerhardt damals keinen starken Anstoß an diesen Bestrebungen genommen hat. Bedeutungsvoll scheint mir zu sein, daß er doch, soweit wir wissen, keinen Einspruch dagegen erhoben hat, daß in das im Jahr 1658/59 vom Buchdrucker Runge hergestellte Unionsgesangbuch von ihm verfaßte Lieder mit aufgenommen wurden, daß seine Lieder mit den Liedern reformierter Sänger zugleich den reformierten Gemeinden zur Erbauung dargeboten wurden. Hatte doch auch sein Freund Johann Crüger an der Herstellung dieses Gesangbuchs mitgewirkt. Es ist auch nicht anzunehmen, daß der Kurfürst die Aufnahme Gerhardtscher Lieder in dieses Gesangbuch geduldet hätte, wenn sich Gerhardt als entschiedner Gegner der Reformierten gezeigt hätte. Daher sich denn auch der Berliner Magistrat in der Fürbitte für den Dichter an den Kurfürsten darauf beruft, daß der Kurfürst kein Bedenken getragen habe, in dieses Gesangbuch eine größere Zahl Gerhardtscher Lieder aufnehmen zu lassen.*) Wir möchten glauben, daß wenigstens zeitweise die Stimmung Gerhardts den Reformierten gegenüber freundlich gewesen ist. Und nun nehmen wir noch die eine Tatsache hinzu, daß dem Dichter bezeugt wird, er habe sich der Polemik auf der Kanzel gegenüber den Reformierten enthalten, habe also, ohne durch Unterschrift eines Reverses verpflichtet zu sein, so gehandelt, wie der Kurfürst es verlangte. Würde sich Gerhardt so verhalten haben, wenn er damals die gleiche Gesinnung gegenüber den Reformierten gehegt hätte wie später; würde er sich nicht in diesem Falle in seinem Gewissen gebunden erachtet haben, gegen die Reformierten zu Felde zu ziehen, wenn auch immer in maßvoller Weise? Nur so erklärt es sich, daß unser Dichter nicht durch eine einschneidende

*) Langbecker, Leben und Lieder von Paul Gerhardt. Berlin, 1841. S. 160. 161. Dieses Gesangbuch enthält überwiegend lutherische Lieder, namhafte deutsche reformierte Dichter gab es noch nicht, die reformierte Lehre kommt neben der lutherischen nur für die Sakramente in Betracht. Das Gesangbuch ist Unionsgesangbuch, „synkretistisch". Es ist das Gesangbuch, worin zuerst die der Kurfürstin Luise Henriette zugeschriebnen Lieder anonym erschienen. 1657 wurde der erste Teil veröffentlicht, 1658 der zweite Teil, der die Psalmen in Lobwassers Übersetzung enthält. Hier wird nun die Arbeit von 1657 als eine Art Anhang bezeichnet. Das ganze Werk führt den Titel Psalmodia sacra. Ich erwähne dies, weil dieses Wort das Stichwort für die Bibliotheken ist, die dieses Werk besitzen.

Verfügung des Kurfürsten beunruhigt worden ist, die ihn sehr tief hätte erschüttern sollen. Im Jahre 1651 war er ordiniert und hierbei auf die Konkordienformel verpflichtet worden, 1656 hob der Kurfürst die Verpflichtung der Ordinanden auf die Konkordienformel auf und beschränkte damit für die Zukunft den streng lutherischen Charakter der Mark. Das bewog aber Gerhardt keineswegs, sich nach einer Pfarrei außerhalb der Mark umzusehen, vielmehr folgte er ein Jahr darauf, 1657, dem Ruf, die Propstei in Mittenwalde mit dem Diakonat an der Nikolaikirche in Berlin zu vertauschen. Noch mehr! Auch die Tatsache, daß das Konsistorium, das gegen die Aufhebung der Verpflichtung auf die Konkordienformel Einspruch erhob, abgewiesen wurde, scheint keinen tiefen Eindruck auf Gerhardt gemacht zu haben. Auch dadurch wurde seine Amtsfreudigkeit nicht beeinträchtigt, daß der Präsident des Konsistoriums seines Amts enthoben und einige Jahre später durch einen reformierten Präsidenten ersetzt wurde. Nicht einmal daran scheint er Anstoß genommen zu haben, daß seit 1658 von den Ordinanden im Sinne des Edikts Johann Sigismunds gefordert wurde, sich des Scheltens und Lästerns der Lutheraner gegen die Reformierten und umgekehrt auf der Kanzel zu enthalten.

Skizzen aus unserm heutigen Volksleben

Von Fritz Anders

Vierte Reihe

Von der Natur und der Heugabel

1

Frau Professor Spitzbart war unglücklich. Seit dem Tode ihres süßen Annchens war sie immer unglücklich. Sie sagte nichts, sie klagte nicht, sie seufzte nur und war unglücklich. Der Herr Professor war ein gelehrter Mann, im Nebenberufe Philolog, im Hauptberufe wissenschaftlicher Pädagog. Ihr meint, ich hätte Haupt- und Nebenberuf in umgekehrter Weise angeben sollen. Es war aber doch so, wie ich sagte. Denn dem Herrn Professor standen in erster Linie die Methode und erst in zweiter Linie die unregelmäßigen Verben. Nach fünf Jahren merkte der Herr Professor, daß seine Frau unglücklich sei. Er unterzog diese Beobachtung einer psychologischen Analyse und ließ, da er ein guter Mensch im allgemeinen und ein guter Ehemann im besondern war, von Mey und Edlich einen Granatschmuck für hundertundzwanzig Mark kommen. Frau Professor nahm diesen Schmuck gerührt entgegen, seufzte, legte ihn beiseite und fuhr fort, unglücklich zu sein.

Nach Verlauf von weitern zwei Jahren entschloß sich der Herr Professor mit seiner lieben Frau zu deren Zerstreuung Reisen zu machen und Bäder zu besuchen. Das bedeutete für ihn ein großes Opfer. Denn er befand sich nirgend wohler als an seinem Schreibtische oder in seinem pädagogischen Seminar, in dem er den Herren Lehramtskandidaten, die den Unterricht an dem Gymnasium verschönten, die Feinheiten der fünf formalen Stufen auseinandersetzte. Er verbrachte also unterwegs

seine Zeit in den Lesesälen der Hotels, und seine Frau suchte einen schönen Aussichtspunkt auf, verkroch sich unter ihren Schirm und war unglücklich.

Wie geht es denn Ihren lieben Kindern? fragte einmal eine ältere Dame, die ihrer sieben hatte, den Professor beim Diner.

Kinder? erwiderte der Professar, Sie meinen eigne E— Kinder? Kinder habe ich e— nicht. Und dabei fühlte der Herr Professor, was bei ihm bisher unter der Schwelle des Bewußtseins geblieben und also auch nicht in die psychalagische Rechnung eingestellt worden war, daß er selbst unglücklich war. Freilich sank diese Erkenntnis, was ihn selbst betraf, bald wieder unter die Schwelle des Bewußtseins zurück, doch bleibt der Begriff „Kinder—elosigkeit" eine Erkenntnis, die er in Beziehung auf seine unglückliche Frau verwertete. Eine Frau, reflektierte er, muuß E— Kinder haben. Hat sie keine E— Kinder, so wird der glatte Abfluß der Var—estellungsreihen gestört, und aus der Pressung der gegeneinander gerichteten Seelen—ekräfte muuß sich das Gefühl des Uun—ebefriedigtseins ergeben. Wenn man Kinder hätte im Laden kaufen können, er wäre hingegangen und hätte eins gekauft. Da dies nun nicht möglich war, ging er hin und kaufte einen Hund, was seine Frau doppelt unglücklich machte.

Da ereignete sich folgendes. Zur Herbstmesse war ein Zirkus aufgebaut, und eines Abends brach der Balken, in den die Haken des Schwebereks eingeschraubt waren, und die beiden Künstler, Mann und Frau, die daran gerade arbeiteten, stürzten aus der Höhe herab und brachen den Hals. Die Verunglückten hinterließen ein Kind van fünf Jahren, ein Mädchen, Erna mit Namen. Da nun Verwandte nicht bekannt waren, nahm sich ein Weib aus der Künstlergesellschaft, das selbst schon Kinder genug zu versorgen hatte, des verwaisten Kindes an. Dies machte großes Aufsehn in der Stadt. Man erwog, ob man sich an den vielbewährten Wohltätigkeitssinn der Bürgerschaft wegen einer Kollekte für das Kind wenden sollte, aber es kam nicht dazu, denn der Herr Professar Spitzbart hatte sich in den Zirkus begeben und das Kind der besagten Frau für hundert Mark abgekauft. Der Besitztitel dieser Frau war ja sehr zweifelhaft, die hundert Mark nahm sie aber doch. Der Herr Professor, der, was er unternahm, mit anerkennenswerter Energie durchzuführen pflegte, nahm die kleine Erna an die Hand, ging mit ihr in ein Warenhaus und ließ sie vom Kopf bis zum Fuß neu einkleiden. Darauf brachte er das Kind nicht ohne einige Verlegenheit seiner Frau.

Emilie, sagte er, ich e— bringe dir ein Objekt für deine mütter—eliche Für—esorge. Eine E— Frau muuß Kinder haben. Da hast du eins.

Emilie brauchte lange Zeit, bis sie begriff, daß dieses Kind ihr Kind sein sollte, dann aber ging die Sonne auf, und der Herr Professar notierte auf seiner Habetseite, daß eine auf wissenschaftlicher Grundlage beruhende Psychalogie berufen und befähigt sei, in die Wirrnisse des Lebens Ordnung zu e—bringen.

Frau Emilie war glücklich. Ja, das wars gewesen, ein Gegenstand für ihre mütterliche Liebe und Fürsorge hatte ihr gefehlt. Jetzt hatte sie, wonach sie sich unbewußt alle die Jahre hindurch gesehnt hatte, ein Kind! Ein Kind van tadellaser Schönheit, wie es in gewöhnlichen bürgerlichen Verhältnissen gar nicht vorkam, rund, kräftig und geschmeidig, mit großen dunkeln Augen, ein wirklicher „Wonneklaß". Wenn sie ihr schönes Kind im Bade hatte, war sie geneigt, es anzubeten. Nur machte das Kind wunderliche Bewegungen. Es setzte sich auf die Erde, indem es die Beine in gerader Linie nach rechts und links ausstreckte, es kratzte sich mit dem Fuße hinterm Ohre, es war so, als wenn es doppelte Gelenke hätte. Wird sich schon geben, tröstete sich die Frau Professar, so wie sich ja auch die englische Krankheit verwächst. Und es gab sich auch.

Eine andre befremdliche Beobachtung machte der Herr Professor, der sich um das seelische Leben von Klein-Erna kümmerte, wie die Frau Professor um das leibliche. Wenn das Kind sich selber überlassen war, so spielte es mit zwei Klammern, die sie Kopf auf Kopf stellte, „Hoppla Cousin". Oder es benutzte den Stiefelknecht als Pferd und stellte seine Puppe darauf. Oder es stellte sich selbst auf die Lehne des Sofas und machte „Hoch das Bein". Wie das zusammenhing, und woher das kam, erkannte der Herr Professor sofort. Daas muuß ver—elernt werden, sagte er, und damit wurde aus dem Wortschatze des Hauses alles gestrichen, was an Jahrmarkt, Zirkus, Kunststück und desgleichen erinnerte. Auch Pferd und Trompete. Jede kühne Bewegung wurde als unanständig bezeichnet und mit strengen Worten geahndet, auch die Puppe durfte nicht ent—eblößt werden. Dagegen wurde die Liebe zur Heimat, zu Vater und Mutter methodisch eingepflanzt, was der Herr Professor mit aller wissenschaftlichen Gründlichkeit durchführte.

Nämlich so: Erstens Vorbereitung. Waas hat das Kind? Das Kind hat sein Süppchen und sein Kleidchen — und, sagte Klein-Erna, sein Buzebettchen — unnd sein Bnze—ebettchen, wiederholte der Pädagog — und Wau-Wau, sagte Erna — unnd Wan—ewau, wiederholte der Pädagog. Waas hat das Kind? Sage, was das Kind hat? Sein Süppchen, sein Kleidchen, sein Buzebettchen, seinen Wau-Wau.

Und Klammerpuppen, sagte Klein-Erna.

Neiein, rief der Professor, das gute Kind hat keine Klammer—epuppen.

O ja, Klammerpuppen. Bitte, bitte Klammerpuppen.

Aber Klammerpuppen gehörten ja zu den verbotnen Dingen, sie durften also auch nicht für die Analyse bewilligt werden, und es ging nicht ohne Tränen ab, ehe diese verbotne Klammerpuppe aus der Vorstellungsgruppe entfernt war. Nunmehr ergab die Frage: Waas hat das gute Kind? eine hemmungs—elos ab—erollende Vor—estellungsreihe. Hierauf folgte (Stufe zwei) die Darbietung in Form einer Geschichte eines kleinen Mädchens, das alles hatte, Buzebettchen, Wauwau, Süppchen und Kleidchen, und das seine Heimat furchtbar liebte. Der Sinn dieser Geschichte wurde vertieft, — wie sollst du Vater und e— Mutter haben? lieb sollst du sie e— haben, — er wurde verglichen, zusammengefaßt und angewandt, und dann sang man, der Herr Professor mit der Stimme eines Zahnbrechers und Klein-Erna zitternd und bebend: In der Heimat ist es schön, auf der Berge lichten Höhn.

Es dauerte ziemlich lange, bis alle fünf formalen Stufen ordnungsmäßig durchgearbeitet waren. Man kann nicht sagen, daß Klein-Erna besondre Freudigkeit an die Sache heranbrachte; sie war unglücklich, wenn der Vater die Treppe herabrief: Erna, e— komm, und die Mutter mußte freundlich zureden und manch Stück Schokolade spenden. Allen Beteiligten machte die pädagogische Arbeit Mühe genug, aber man konnte doch sagen, daß nach Beendigung des fraglichen Abschnitts ein wesentlicher Teil des Vorstellungsinhalts geordnet, das Interesse vielseitig erweckt und angeknüpft und der fernere psychologische Aufbau gesichert war.

Glücklicherweise haben Väter mehr guten Willen als Ausdauer. Auch Professor Spitzbart gehörte zu diesen Vätern. Er fuhr fort, Klein-Erna pädagogisch zu bearbeiten, er errichtete einen wahren Wunderbau von Konzentrations-, Gesinnungs- und andern Stoffen, von Beziehungen und Verknüpfungen, und er konnte sich über Erna nicht beklagen; sie schluckte alles, was ihr vorgesetzt wurde. Dennoch ließ sein Interesse nach, besonders seitdem er in eine andre Stadt und an eine andre Schule versetzt war. Er überließ also die Fortsetzung des Erziehungsgeschäfts der höhern Töchterschule — und der Zeit. Denn die Zeit ist die eigentliche Meisterin der Erziehung. Klein-Erna gewöhnte sich ein, Klein-Erna vergaß, was sie vergessen sollte, sie vergaß, daß sie früher einen andern Vater und eine andre Mutter gehabt hatte, sie lernte

das Haus des Professors als ihr Vaterhaus ansehn und Frau Professor als ihre Mutter lieben. Nur des Herrn Professors pädagogische Milde und wissenschaftliche Zähigkeit lernte sie nie vertragen. Sie lernte Joseph lieben und seine Brüder hassen, sie lernte in deutschen Aufsätzen Gefühle ausdrücken, die sie nie gehabt hatte, lernte die römischen Kaiser und die brandenburgischen Kurfürsten, lernte die Nebenflüsse des Amazonenstromes und die Zahnsysteme der Raubtiere und der Nager, lernte französische Gedichte hersagen und Englisch papeln und unterschied sich von den andern Schülerinnen nur dadurch, daß ihr die Zensuren, die doch in allen guten Häusern eine so große Wichtigkeit haben, ganz gleichgiltig waren, und daß sie größer und schöner als alle ihre Mitschülerinnen wurde. Wenn sie in ihrem kurzen Kleide und mit ihren dunkeln Feueraugen über die Straße ging, erregte sie flammende Gefühle in den Herzen aller Tertianer. Als sie konfirmiert werden sollte, war sie völlig erwachsen, was jeder merkte mit Ausnahme des Herrn Professors. Desto mehr merkten es seine Unterprimaner. Es gab unter ihnen Ausbrüche schwärmerischer Gefühle, Verfeindungen, heimliche Prügeleien und sogar ein Duell, das aber keinen Schaden anrichtete. Schließlich kam die Sache heraus, als eines Kollegen Sohn, der Windhund, wie er vom Vater bei der Rückgabe der Extemporalien genannt wurde, zudringlich geworden war und ihn Erna mit kräftigen Armen emporgehoben und ihn mitten in ein Stachelgebüsch gesetzt hatte, was zerrissene Hosen, zerrissene Herzen und den Verrat der Geheimnisse zur Folge hatte. Natürlich war Erna die Schuldige. Welches wohlgezogne Mädchen setzt ihren Liebhaber in einen Dornbusch? Und trotzdem war Erna vielleicht weniger schuldig als alle ihre Gefährtinnen. Sie war nie dabei gewesen, wenn diese um fünf Uhr in die Plantage gingen, um dort mit ihren Verehrern zusammenzutreffen. Was konnte sie dafür, daß sie einen stolzern Gang und freiere Haltung hatte als die verkümmerten Töchter der guten Häuser, und daß ihr Blick überall zündete, wohin er fiel?

Es gab eine ärgerliche Auseinandersetzung in der nächsten Konferenz des gymnasialen Lehrerkollegii. Hier mußte sich der Herr Professor sagen lassen, daß er seine Tochter besser in Obacht nehmen und ihr weniger Freiheit gewähren möchte. Nun wußte er ja freilich nicht, da er von seinem Schuldienste und einer wissenschaftlichen Arbeit stark in Anspruch genommen wurde, wie viel Freiheit seine Erna genoß. Dennoch lehnte er kühl und stolz einen Eingriff in seine Angelegenheiten ab und sagte: Daas muuß ich allein wissen, was ich meiner Tochter zu ver—estatten habe und was —e nicht. Sehn Sie auf Ihre eignen Söhne und Wind—ehunde.

Damit war die Sache für den Herrn Professor erledigt, für die Frau Professor nicht. Denn nun ging die Geschichte durch alle Kaffees, bei denen die Frau Professor nicht zugegen war, und es fanden sich Freundinnen, die brühwarm überbrachten, was dort gekocht wurde. Namentlich war die Mutter des besagten Windhundes unermüdlich, die pädagogischen Fähigkeiten des Herrn Professors unter Kritik zu nehmen. Wie denn der Herr Professor eigentlich dazu komme, immer alles besser wissen zu wollen als ihr Mann, der gerade so gut Professor sei wie er. Nun sehe mans ja, was bei seiner Pädagogik herauskomme. Und Frau Steuerrat hatte gesagt, es sei eigentlich eine Unverschämtheit von der Frau Professor, den Leuten weis machen zu wollen, daß die Erna ihre Tochter und die ihres Mannes sei. Und dazu kam die Furcht, was der Herr Oberprediger, bei dem Erna in die Konfirmandenstunde ging, sagen würde. Der Herr Oberprediger sagte nun nicht viel und nichts schlimmes, sondern lachte, nachdem er sich die Sache von Erna hatte erzählen lassen, und meinte, das Verfahren sei Windhunden gegenüber gar nicht übel. Aber der Frau Professor war es doch furchtbar, daß über sie und ihr Haus geredet wurde.

Sie regte sich entsetzlich auf und ließ nicht nach, in weinerlichem Tone auf Erna loszureden und ihr Vorwürfe zu machen, bis diese unter Tränen Buße tat für ein Vergehn, für das ihre Seele keinen Begriff hatte.

Dies hatte nun zur Folge, daß Erna nach der Konfirmation in eine Art geistige Isolierzelle kam. Der Herr Professor überwachte ihre geistige Nahrung und gestattete zur Lektüre nur Werke von zweifellos klassischem Charakter. Junge-Mädchen-Geschichten und Zeitungslektüre wurden als minderwertig, und weil sie keinen Bildungsgehalt hatten, verboten. Dagegen hielt der Herr Professor Vorträge über altgriechische Kunst und altdeutsche Literatur und widmete sich seiner Tochter mit anerkennenswertem Eifer. In der Musik wurde mit aller Gründlichkeit verfahren. Man ging im Vertrauen auf den Bildungswert klassischer Kunst nicht über Haydn und Mozart hinaus. Und Erna war eine gehorsame Tochter, sie schluckte alles, was ihr vorgesetzt wurde.

Nicht so gut gelang es der Frau Professor bei ihrer Bemühung, Erna in das Heiligtum der Küche einzuführen. Das heißt sie selbst gab den Kochlöffel nicht aus der Hand. Wie wäre es auch zu verantworten gewesen, dem lieben Mann eine Suppe vorzusetzen, die nicht nach ihrer eigensten langjährigen und erprobten Erfahrung bereitet worden wäre, und wie hätte man ein solches Kind — das Kind war fünfeinhalb Fuß hoch — in die tiefsten Geheimnisse der Kochkunst einführen dürfen? Sie mochte zusehn, sie mochte Rüben putzen, Kartoffeln schälen und Wasser ansetzen. Und das machte Erna kein Vergnügen. Sie tat, was ihr geboten wurde, aber ihre Augen blickten darüber hinweg zum Fenster hinaus sehnsüchtig in die Ferne, und dabei wurden die Nudeln nicht fein genug oder die Kartoffelschalen zu dick, und dann gab es lange Erörterungen über die Pflicht junger Mädchen, im Haushalte tüchtig zu werden. Aber mit den Handarbeiten war es noch schlimmer. Erna verdarb alles. Alle lehrhaften Beispiele, alle sittlichen Vermahnungen konnten es nicht so weit bringen, daß Erna einen halbwegs brauchbaren Strumpf stricken lernte. Frau Professor seufzte, und Erna vergoß Tränen und bat um Verzeihung. Aber es half nichts, es ging nicht, es lag nun einmal nicht drin.

Und darüber vergingen einige Jahre. Die sorgfältige und wissenschaftlich einwandfreie Methode des Herrn Professors und der große Eifer der Frau Professor, die nur ihrem Hause und ihrer Wirtschaft lebte, und der Käfig, worin man das junge Mädchen hielt, brachten es fertig, daß diese kerngesunde Natur zu leiden anfing. Der Hausarzt untersuchte die Augen und das Zahnfleisch Ernas und riet zu einer Luftveränderung, Pension auf dem Lande oder sonst etwas. Und so kam denn Erna in das Haushaltungspensionat von Frau Superintendent Friccius in Waltersroda. Die Korrespondenz hatte der Herr Professor geführt. Es wurden alle Prinzipien, Bedingungen und Um—estände eingehend erörtert, und es blieb — ein feiner Zug des Herrn Professors — verschwiegen, daß Erna gar nicht das Kind des Professors, sondern auf dem Jahrmarkt gekauft war. Diese Tatsache war ja methodisch ver—elernt worden; es war nach der Meinung des Herrn Professors das beste, daß sie beseitigt blieb.

Von dem Herrn Superintendenten und der Frau Superintendentin, kurz Muttche genannt, von der Jumfer Dorrethee und dem Pfarrhaus in Waltersroda habe ich früher schon einmal erzählt, und so kann ich mich jetzt darauf beschränken, zu sagen, daß alles noch genau so war wie damals. Der Herr Superintendent saß in seinem Studierzimmer, rauchte Tabak und arbeitete, Jumfer Dorrethee herrschte in der Küche, und Muttche war eine rechte Gluckhenne unter ihren Küchlein. Und oben in den vier Dach- und Turmzimmern, zwischen Efeu und Sonnenstrahlen war das Reich der jungen Mädchen. Wundervoll!

Hier alſo erſchien eines Tags der Herr Profeſſor mit Erna. Der Herr Profeſſor übergab Erna Muttchen, die ſie in das Reich der jungen Mädchen einführte, und hielt dem Herrn Superintendenten einen Vortrag über den Charakter Ernas, ſo wie er ihn in langjährigem Studium erkannt hatte. Er rühmte ihre Häuslich—eit, ihre Heimats—eliebe und ihre Leiden—eſchaft für klaſſiſche Literatur und Muſik. Leider habe ſie einen etwas ſchwachen Körper, aber er hoffe, daß der Aufenthalt auf dem Lande gut tun werde. Und als er Abſchied nahm, empfahl er der Frau Superintendentin aufs wärmſte, die fünf formalen Stufen, die Konzentration und die Vielſeitigkeit des Intereſſes bei der Erziehung ihrer jungen Mädchen im Auge zu behalten.

I Jotte doch, rief, als ſich der Profeſſor entfernt hatte, Muttche, die in Augenblicken der Erregung in ihren heimatlichen märkiſchen Dialekt verfiel, ſollte mir grad einfallen. Ich weiß allein ſchon, wie ich meine Mädels zu behandeln habe.

Sie wußte es wirklich. Sie befolgte ihre eigne Methode. Das erſte und wichtigſte war, ihrer Mädel Vertrauen und Liebe zu gewinnen; war ihr dies gelungen, ſo ergab ſich alles andre von ſelbſt. Und die, bei denen es ihr nicht gelingen wollte, ſchickte ſie fort. Damit ſoll nicht geſagt ſein, daß es keine Ordnung und Disziplin in Waltersroda gegeben hätte, im Gegenteil. Aber innerhalb dieſer Ordnungen durften ſich die Mädchen in möglichſter Freiheit bewegen. Es war keiner da, der ſie pſychologiſch bevormundet hätte. Es gab keine Klaſſiker, keine pädagogiſchen Gemeinplätze, keine ſittſamen Spaziergänge zu zwei und zwei, keine Dreſſur, keine Langeweile. Es wurde auch nicht geſcholten. Ein bekümmerter Blick, ein ernſtes, freundliches Wort genügten. Und wenn Vaterchen ſeinen ſpöttiſchen Mund machte oder ſtillſchweigend davonging, ſo erregte das bei der jungen Geſellſchaft geradezu Beſtürzung.

Erna war von den Penſionärinnen oben im Mädchenzwinger mit Begeiſterung aufgenommen worden. Einem ſo großen und ſchönen Mädchen mit ſolchen Augen widerſteht kein Backfiſchherz. Jede Herde hat ihren Führer, jedes Reich ſeinen König; und das iſt immer — nicht der Klügſte, ſondern der Stärkſte, namentlich der Willensſtärkſte. Es währte nicht lange, ſo war Erna die Herrſcherin im Jumfernzwinger, und ſelbſt Jumfer Dorrethee ſchmunzelte, wenn Erna durch die Küche flog oder mit anmutiger Leichtigkeit einen ſchweren Topf auf das Bort ſtellte.

Erna, von dem täglichen Drucke befreit, in die freie Natur hinausgeſtellt, in den Kreis gleichaltriger Freundinnen aufgenommen, atmete auf und lebte auf. Bald gewannen die Wangen wieder Farbe, und bald ſtand ſie wieder da in jugendlicher Friſche und Kraft. Nachdem die Bildungskruſte zerbrochen war, kam zum Vorſchein ein temperamentvoller, aber gar nicht komplizierter Charakter, eine Seele, die friſch darauf los liebte und haßte, ein guter Kamerad, gutmütig, dienſtbereit, aber auch ſchnell zum Zorn und ebenſo ſchnell wieder zur Verſöhnung. Furcht kannte ſie nicht, kein Baum war ihr zu hoch, kein Graben zu breit. Es ſah nicht häßlich aus, wenn ſie auf dem Spaziergange ein Hindernis nahm, das die andern vorſichtig umgingen, ſondern anmutig und wie eine leichte und ſelbſtverſtändliche Sache. Ein merkwürdiges Mädchen, ſagte die Frau Superintendent.

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Reichsspiegel Berlin, 19. April 1908

(Ein Rückblick auf die Politik des Fürsten Bülow.)

Nach Ostern wird zwar der Reichstag noch einmal auf kurze Zeit zusammentreten, aber nur um eine Art von Nachlese zu halten und einiges Material aufzuarbeiten, das nicht bis zum Herbst liegen bleiben kann. In der Hauptsache ist der parlamentarische Winterfeldzug schon jetzt beendet, und damit ist eine natürliche Ruhepause eingetreten, die jetzt in der Festzeit zu einem Rückblick auf die politische Lage des Reiches auffordert.

In der auswärtigen Politik hat sich nicht viel geändert. Unsre Politik ist friedfertig und zurückhaltend, nur darauf bedacht, der natürlichen, friedlichen Entwicklung wirtschaftlicher Kräfte die Bahn offen zu halten, wobei das Schwergewicht der Machtmittel, die wir zur Erhaltung und Verteidigung unsrer Weltstellung sorgfältig zu pflegen suchen, zwar nur im Hintergrunde bleibt, aber doch nicht außer Wirksamkeit gesetzt wird. Daß eine solche Politik, die nicht jedem Geschmack und Temperament entspricht, in verschiednen Strömungen unsrer öffentlichen Meinung viel Anfechtung findet, ist selbstverständlich. Mäßigung und Voraussicht sind Eigenschaften, die schon im Alltagsleben nicht gerade auf der Gasse zu finden sind, noch weniger natürlich in Fragen, deren Raum- und Zeitmaß über den Gesichtskreis der großen Menge weit hinausgeht. Nun liegt ja freilich in den Regungen, die unsre auswärtige Politik zu zaghaft und zu wenig unternehmend und großzügig finden, sehr viel Tüchtiges und Ehrenwertes; man will das nationale Selbstbewußtsein, den Sinn für Macht, die Opferbereitschaft für das Vorwärtsschreiten auf der Bahn nationaler Größe freier entwickelt und mindestens nicht unterdrückt sehen. Gewiß ist die Pflege dieser Richtung nationalen Empfindens von großer Bedeutung. Aber es ist doch nur eine Seite der politischen Erziehung, und sie kann nicht bestimmend für die Führung der praktischen Politik sein. Es ist ungefähr gerade ein Jahr her, als Professor Gustav Schmoller „Deutschlands und Preußens äußere und innere Politik in der Gegenwart" in einer Reihe von Aufsätzen in der Wiener Neuen Freien Presse beleuchtete. Dabei wies er an geschichtlichen Beispielen schlagend nach, daß „Staaten, die nach einer großen Epoche siegreicher Kriege und Machterweiterung nicht längere Zeit stillehielten, von ihrer Höhe ebenso schnell herabstürzten, wie sie aufgestiegen waren". So müssen wir auch jetzt erkennen, daß die Führung unsrer auswärtigen Politik die richtige Linie innehält, wenn sie die Macht, die das Deutsche Reich erlangt hat, nicht aufs Spiel setzt, um allerlei Lockungen und dem bloßen Schein ihrer Erweiterung nachzugehn, sondern sie sorgfältig zusammenhält, damit sich alle wirtschaftlichen Kräfte ruhig entfalten und im Wettbewerb mit andern Nationen friedlich durchsetzen können.

Natürlich wirkt auch das auf viele Bestrebungen des Auslandes recht unbequem, und so werden wir noch auf lange Zeit mit dem Neid und der Gehässigkeit andrer Nationen zu rechnen haben. Die Taktik, die von diesen ausländischen Kreisen dabei geübt wird, ergibt sich eigentlich von selbst. Weil sich Deutschland durch eine Reihe von Kriegen seine Einigung und Machtstellung errungen hat, wird es fortgesetzt kriegerischer Gelüste beschuldigt. Das Mißtrauen der öffentlichen Meinung wird im Auslande nach Möglichkeit gegen uns rege gehalten. Um aber den Widerspruch zwischen den Hinweisen auf die Ausdehnungsgelüste Deutschlands und der Tatsache, daß dieses mächtige Reich trotzdem eine friedliche Politik betreibt, zu erklären, wird das Märchen in die Welt gesetzt, daß die Stützen der deutschen Macht innerlich morsch geworden und im Verfall begriffen seien, und daß es die Furcht vor den durch Bündnisse gestärkten auswärtigen Mächten und das Bewußtsein der Schwäche sei, die die Aktionslust der deutschen Politik im Schach halten.

Aber wohlgemerkt! diese Meinung besteht nur in der Presse der uns feindlich gesinnten Kreise des Auslandes, nicht in den fremden Kabinetten. Da weiß man mit den realen Machtfaktoren anders zu rechnen und hütet sich trotz gelegentlicher Begünstigung und Benutzung deutschfeindlicher Strömungen sehr sorgfältig, der angeblichen Meinung von der deutschen Schwäche und Zaghaftigkeit irgendeine praktische Folge zu geben oder sie ernstlich auf die Probe zu stellen.

Darum ist es sehr bedauerlich, daß lediglich Preßstimmen des Auslandes bei uns als Unterlage benutzt werden, um auch in unserm Volk den Glauben zu erwecken, als ob die Leitung unsrer auswärtigen Politik durch Zaghaftigkeit und Schwäche das Werk Bismarcks zerfallen lasse. Genaue Kenntnis der wirklichen Verhältnisse zeigt die Unhaltbarkeit dieses Urteils. Wer allerdings eine Politik der Abenteuer und Experimente wünscht und für notwendig hält, wird sich durch die Politik des Reichs nicht befriedigt fühlen. Aber wir können dankbar sein, daß die verantwortlichen Leiter unsrer auswärtigen Politik diesen Weg nicht gehn. Er würde für uns doppelt gefährlich sein, da sich eine Politik der rücksichtslosen Ausdehnung und einer angriffsweise vorgehenden Machterweiterung nur durchführen läßt, wo ein Volk von einem besonders starken Willen einheitlich beherrscht und mit kalter Entschlossenheit geführt wird, nicht aber wo das Urteil über ausländische Verhältnisse so vielfach im Zeichen nervöser Zerfahrenheit steht, und wo sich die Angehörigen einer sogenannten „kraftvollen“ Politik zunächst erst im Innern gegen andre Richtungen durchzusetzen haben würden. Es scheint aber, daß auch unser Volk allmählich lernen wird, den äußern Widerständen, auf die unsre Politik bei der zentralen Lage des Reichs immer stoßen wird, nicht nervöse Klagen über die Passivität des Reichs gegenüber der „Einkreisungspolitik“ fremder Mächte, sondern ruhiges Selbstbewußtsein und tatkräftige Fürsorge für unsre Wehrkraft zu Lande und zu Wasser entgegenzusetzen.

Eben jetzt weilt Fürst Bülow in Rom, wo er den Besuch erwidert, den ihm Minister Tittoni abgestattet hat, und zugleich die Gelegenheit zu zahlreichen Aussprachen mit italienischen Staatsmännern und den maßgebenden Persönlichkeiten der päpstlichen Kurie findet. Selbstverständlich haben diese Aussprachen streng vertraulichen Charakter, und was darüber als scheinbare Information in die Öffentlichkeit gebracht worden ist, bewegt sich zum großen Teil auf sehr unsichrer Grundlage. Aber zweierlei ist dabei doch zur Genüge klar geworden. Erstens, daß der Dreibund doch immer noch lebendig ist und einen bestimmten Zweck in der europäischen Politik erfüllt. Er ist nicht der Ausfluß einer Stimmung, sondern eines Bedürfnisses, dessen Ursachen noch heute fortbestehen und auch in absehbarer Zeit nicht verschwinden werden. Die zweite Erfahrung ist, daß die Hoffnung der Zentrumspartei, aus der Gegnerschaft der Regierung gegen die einst ausschlaggebende Partei einen neuen Kulturkampf zu machen, die höchste Autorität der katholischen Kirche in die innern Kämpfe zwischen dem Block und seinen Gegnern in Deutschland hineinzuziehen und eine Entfremdung zwischen dem Vatikan und der Reichsregierung herbeizuführen, keine Aussicht auf Verwirklichung hat. Im Vatikan kennt man augenscheinlich die Lage gut genug, um der Verlockung zu entgehn, in die das Zentrum die Kurie gern hineinziehen möchte. Man weiß, daß sich das Interesse der katholischen Kirche gegenwärtig nicht mit dem der Zentrumspartei deckt.

Daß die letzten Ergebnisse der Beratungen des Reichstags einen großen Erfolg der Bülowschen Politik bedeuten, haben wir schon in der vorigen Besprechung hervorgehoben. Man darf aber an dieser Stelle wohl noch einmal darauf zurückkommen, weil die übliche kritische Verkleinerungssucht eifrig bemüht ist, eine Stimmung aufrechtzuerhalten, die in allem, was uns die neueste Politik gebracht hat, nur Mißerfolge sehen möchte. Wenn wir gegen eine solche Stimmung ankämpfen, so geschieht es nicht, um einer Selbstzufriedenheit das Wort zu reden, die sich in

sattem Behagen selbst vorlügt, wie wirs so herrlich weit gebracht. Als das junge Deutsche Reich in den ersten zwei Jahrzehnten nach seiner Gründung noch das Glück hatte, von dem größten Staatsmann des Jahrhunderts geführt zu werden, haben wir uns daran gewöhnt, die Überlegenheit dieser Führung fast ohne Kritik anzuerkennen. Wenn wir uns seit dem Scheiden Bismarcks von der politischen Bühne ein Übermaß von Kritik angewöhnt haben, so ist das zwar der natürliche Rückschlag, der auf die vergangne Zeit folgen mußte, aber es ist zugleich eine Gefahr, weil wir damit der falschen Annahme Vorschub leisten, als sei es die Aufgabe jedes leitenden deutschen Staatsmannes nach Bismarck, dem Volke jede politische Verantwortung abzunehmen. Das deutsche Volk muß sich aber in das Errungne hineinleben, es innerlich verarbeiten und aus sich heraus neue Ziele finden. Das gibt eine Zeit äußerlich langsamern, stillern Fortschreitens, aber innerlichen Wachstums an politischer Reife, und in einer solchen Zeit kann es kaum einen schlimmern Feind geben als die aus der Erinnerung an eine größere Vergangenheit stammende Verdrossenheit, den überkritischen Pessimismus, der das Auge für die Gegenwart blendet und den Arm für die Zukunft lähmt. Es ist die erste politische Pflicht, möglichst klar zu sehen, was wirklich ist, und dieser Pflicht widerstreitet es, an allem, was in ehrlicher Arbeit geleistet worden ist, so lange zu nörgeln und herumzudeuten, bis es als Mißerfolg oder Rückschritt erscheint. Das ist ebensowenig zu verantworten wie die Vortäuschung von Erfolgen, die nicht vorhanden sind. Sind aber Erfolge vorhanden, so ist es lächerlich, die Art zu bemängeln, wie sie errungen worden sind, oder sie dem glücklichen Zufall zuzuschreiben. In der Staatskunst ist das wirklich Erreichte das allein Entscheidende, und Glück gibt es nur für den, der mit kräftiger Intuition die vielen wirkenden Kräfte, auch die verborgnen, zu überschauen und zu schätzen vermag. Und wenn nun eine Zeit, die nicht von großen, die Nation fortreißenden Problemen erfüllt wird, sondern die Früchte einer großen Blütezeit zur Reife bringen soll, von einem lähmenden, verwirrenden Pessimismus heimgesucht wird, dann fällt einem Staatsmann, der es verstanden hat, trotzdem Erfolge zu erringen, ein um so größeres Verdienst zu.

Von diesem Standpunkt aus, so meinen wir, sollte man die innere Politik des Fürsten Bülow beurteilen. Als er Reichskanzler wurde, fand er eine schwierige Doppelaufgabe im Reiche und in Preußen vor. Im Reiche war die Revision des Zolltarifs durchzuführen, wobei ein Konflikt mit der freihändlerischen Linken drohte; in Preußen war die Regierung stark engagiert für die Kanalvorlage, die einen zähen Widerstand bei den Parteien der Rechten gefunden hatte. Beide Aufgaben hatten nichts miteinander zu tun, und doch war das Schicksal beider durch die politische Lage in einen verhängnisvollen Zusammenhang gebracht worden. Der neue Reichskanzler verstand es, diesen Zusammenhang zu lösen, den Zolltarif durchzubringen und dann erst die Kanalvorlage zur Entscheidung zu bringen. In dieser Frage erreichte er nicht alles, was die Freunde der Vorlage gehofft hatten, aber viel mehr als die größten Optimisten erwartet hatten.

An dieser Kanalvorlage war Fürst Hohenlohe gescheitert. Und Graf Caprivi hatte ebenfalls eine solche Klippe auf seinem Wege gefunden. Durch die Nachwirkungen der Ereignisse, die mit dem Schicksal des Zedlitzschen Schulgesetzes zusammenhingen, war er zu Fall gebracht worden. Die Schulgesetzfrage in Preußen erwies sich überhaupt als eines der Probleme, die ohne eine völlige Umgestaltung der Parteiverhältnisse so gut wie unlösbar schienen. Fürst Bülow hat es gleichwohl verstanden, die Konservativen zum Verzicht auf ihre durch den Wortlaut der Verfassung gestützte Forderung zu bewegen, wonach auch die dringendsten Reformen in der Verwaltung des Volksunterrichts nur im Rahmen eines allgemeinen, umfassenden Schulgesetzes ausgeführt werden sollten. Es gelang ihm, diese dringenden Reformbedürfnisse herauszugreifen und zur Lösung dieser Aufgabe das Volksschul-

unterhaltungsgesetz zustande zu bringen, obwohl jetzt nach dem Nachgeben der Konservativen die Liberalen die Gelegenheit gekommen glaubten, in leidenschaftlichem Ansturm die Lösung der ganzen Schulfrage in ihrem Sinne zu erzwingen. Mag auch das Schulunterhaltungsgesetz bei den Parteien der Linken wenig Freude erwecken, ein Erfolg bleibt es doch, da es Fortschritte gebracht hat, die nach kurz vorher absolut unerreichbar schienen.

Wie der Reichskanzler als preußischer Ministerpräsident die Polenpolitik endlich in feste, sichere Bahnen geleitet, und mit welchem Geschick er so hart umstrittne Vorlagen wie die Enteignungsvorlage in den Hafen gebracht hat, ist noch vor aller Augen. Aber auch in der Reichspolitik ist es stetig vorwärts gegangen, wenn auch in kleinen Schritten. Die schwierige Aufgabe der Reichsfinanzreform ist noch nicht gelöst, aber es sind doch zwei Anläufe gemacht worden, die nicht nur positive Verbesserungen gebracht, sondern auch die allgemeine Einsicht in die Natur dieser Frage geklärt haben. Mehrere Jahre hat Fürst Bülow den Vorwurf tragen müssen, daß er seine Erfolge mühsam dem allmächtigen Zentrum abhandle. Viele glaubten gar, daß er dies aus persönlicher Vorliebe oder aus Zaghaftigkeit oder Bequemlichkeit tue. Man wollte nicht erkennen, daß er sich mit den gegebnen Kräften erst einen Unterbau schaffen mußte, ehe er in der Lage war, der Reichspolitik wirklich ein eignes Gepräge zu geben. Das hat er dann aber im Dezember 1906 getan, und die Wahlen haben gezeigt, daß er die Lage richtig beurteilt, den Augenblick gut gewählt hatte. Seitdem haben wir in der Reichspolitik endlich einmal wieder etwas, was wir seit Bismarcks Rücktritt vermißt hatten — ein Programm. Das Reichsvereinsgesetz und die Börsengesetznovelle haben wir als Früchte dieses Programms schon früher gewürdigt. Wir können hoffen, daß diese Politik nun auch die härtere Probe besteht und uns die Reichsfinanzreform beschert.

Neben den schon erwähnten Erfolgen geht die Flotten- und Kolonialpolitik nebenher. In der Flottenpolitik hat Fürst Bülow dem Admiral von Tirpitz in seinem erfolgreichen Wirken die politische Stütze gegeben, in der Kolonialpolitik hat er durch sein persönliches Eingreifen nach harten Mühen eine Wendung herbeigeführt, die endlich die Aussicht auf stetiges Fortschreiten gewährt und der Arbeit bestimmte Ziele setzt.

Wie hoch der einzelne die Erfolge der Bülowschen Politik einschätzt, darüber wird es natürlich verschiedne Meinungen geben. Aber wer ehrlich und unbefangen urteilt, wird nicht leugnen können, daß die gesamte Reichspolitik seit 1900 einheitlicher und stetiger geworden ist. Und nichts von dem, was unternommen wurde, ist direkt mißlungen. Es hat hier und da etwas geopfert werden müssen, aber die Hauptsache ist immer durchgeführt worden, man hat immer einen Schritt vorwärts in der ursprünglich beabsichtigten Richtung getan. Nichts ist ganz und gar fallen gelassen worden. Darum meinen wir, daß sich Fürst Bülow ein volles Anrecht auf Vertrauen in seine staatsmännische Führung erworben hat. Das wird sich hoffentlich auch bei der Durchführung der Reichsfinanzreform zeigen.

Es erleichtert eine richtige Beurteilung, wenn man einige Zeit zurückgeht und sich erinnert, wie damals erfahrne Politiker über die Lage geurteilt und die Aussichten und Pläne abgewogen haben, die jetzt Wirklichkeit geworden sind. Deshalb kommen wir noch einmal auf den zu Anfang erwähnten Aufsatz von Professor Schmoller zurück. Er schrieb damals — also vor einem Jahre — über den Fürsten Bülow:

„Er will versuchen, mit Konservativen und Liberalen gegen Zentrum und Sozialdemokraten zu regieren. Leicht wird dies gewiß nicht sein. Die konservativen und die demokratischen Heißsporne werden es ihm, soviel sie können, erschweren. Sie machen jetzt im Abgeordnetenhause alle Anstalten, diese jetzt allein mögliche

und heilsame Parteikombination wieder zu sprengen. Aber Bülow wird seinen Plan doch wohl durchführen, weil es eine innere absolute Notwendigkeit ist, so zu regieren, und weil er die diplomatische Klugheit, die Feinheit der Menschen- und Parteibehandlung besitzt, die über Schwierigkeiten hinweghilft. Von der Parteien Haß und Gunst entstellt, steht heute sein Bild vor der Öffentlichkeit. Daß er die Fehler seiner Vorzüge hat, teilt er mit allen Sterblichen. Daß er Bismarcks heroische Größe nie erreichen wird, liegt in seiner Person und seiner Zeit. Daß er aber ganz anders und geschickter als seine beiden letzten Vorgänger das Staatsschiff führt, werden ihm auch die meisten seiner Gegner zugeben. ... Das neben dem Altreichskanzler klügste und feinste Mitglied der Bismarckischen Familie, das an sich natürlich keine ganz besondre Vorliebe für Bülow hat, sagte mir mal vor Jahren: er ist so klug, daß er das Unmögliche möglich machen kann. Diese Klugheit, diese feinste und richtigste Einschätzung aller Imponderabilien des Volksgeistes, zeigte er jetzt auch bei der Auflösung des Reichstags. Sein nächster Gehilfe fürchtete eine Verschlechterung der Lage davon. Er zeigte durch den Mut dieser Tat auch, daß die ihn verkennen, die stets von ihm meinen, er halte die Vorsicht für den besten Teil der Weisheit. Gewiß hat er eine vorsichtig diplomatisierende Art der Menschen- und Geschäftsbehandlung. Das entspricht seinem Temperament und seiner allgemein urbanen Bildung. Aber er hat dafür auch den kalten, nie durch Leidenschaften und Gefühle getrübten Mut des schonungslosen Staatsmanns. ... Wenn er manche Partien der innern Staatsverwaltung nicht im einzelnen beherrscht, so hat er doch fast überall den richtigen Instinkt und Blick für die Dinge und die Menschen; er weiß die rechten Leute ohne Vorurteil an die rechte Stelle zu setzen, auch die ihm ursprünglich unsympathischen an der Stelle zu lassen, wo sie Großes leisten. ... In der auswärtigen Politik ist er ein Fabius Cunctator, ein Vermittler. Aber muß das nicht der sein, der heute Deutschland nicht in kriegerische Abenteuer hineinführen will? ... Die Rolle eines leitenden deutschen Ministers ist eine unsagbar schwierige. Er soll zwischen seinem Kaiser und den gesamten Fürsten und ihren Ministern einerseits, den Parlamenten, Parteien und der öffentlichen Meinung andrerseits in jedem Moment vermitteln, die tausendfach zerfahrnen, sich bekämpfenden Millionen zur Einheit zusammenfassen, kühn Neues und Großes durchführen, alle Widerstände überwinden, daneben die Vorurteile und Gefühle der Widerstrebenden schonen oder sie täuschen. Die Mehrzahl der Menschen kennt die Schwierigkeiten dieser Aufgabe nicht. Sie kennt noch weniger die Persönlichkeit des leitenden Staatsmanns, sie dankt ihm nicht, räsoniert, weiß die Sache besser. Erst die Zukunft kann im ganzen gerecht urteilen."

Heute nach einem Jahre können wir in bezug auf den Fürsten Bülow wohl schon bestimmter sagen: sie wird es tun.

Reinke gegen Haeckel. Der erste der im neunten Heft angekündigten Vorträge, die Johannes Reinke in der Berliner Singakademie hält, hat einen durchschlagenden Erfolg gehabt. Das Berliner Publikum hat sich am 2. März von einer anerkannten naturwissenschaftlichen Autorität beweisen lassen müssen, daß die Wissenschaft keineswegs imstande ist, das Leben aus dem Leblosen, das Organische aus dem Unorganischen zu erklären, und die Presse aller Parteien berichtet darüber, ohne Einwendungen zu erheben. Es sind mir neunzehn Ausschnitte vorgelegt worden. Sogar das Berliner Tageblatt berichtet ganz objektiv; nur der „leicht pastorale Ton", mit dem die Vortragsweise Reinkes charakterisiert wird, deutet leise die persönliche Stimmung des Referenten an. Einzig die Vossische Zeitung umrahmt den — übrigens ebenfalls objektiven — Bericht ihres wissenschaftlichen Referenten mit ihren eignen giftigen einleitenden und Schlußbemerkungen, in denen

auch die niederträchtige bewußte Lüge nicht fehlt, Reinke haben gegen Haeckel die Polizei mobil gemacht. Mittlerweile ist (bei Eugen Salzer in Heilbronn) ein Broschürchen erschienen: Neues vom Haeckelismus, eine Antwort und Abwehr von Dr. J. Reinke, Professor in Kiel, aus dem man sich aufs neue überzeugt, daß methodische Bekämpfung des Haeckelismus — nicht sowohl der Lehre Haeckels, die wissenschaftlich längst gerichtet ist, als seiner Agitation — unbedingt notwendig und Pflicht ist. Zum Beweise dafür genügt eine einzige Äußerung Haeckels, die wir aus Reinkes Schriftchen kennen lernen. In seinem, nachträglich als Broschüre herausgegebnen, Vortrage über „das Menschenproblem und die Herrentiere von Linné" hat er gesprochen: „Eine sachliche Widerlegung der seltsamen Weltanschauung von Reinke ist deshalb nicht möglich, weil er die religiöse Offenbarung, und zwar im besondern den mosaischen und christlichen Glauben, als tiefste Grundlage der Naturerkenntnis ansieht, ich hingegen das selbständige Denken und die menschliche Vernunft, ihre Induktion und Deduktion auf Grund der Erfahrung." Alle unsre Leser kennen Reinke zum wenigsten aus einigen Grenzbotenreferaten; die meisten haben hoffentlich seine „Naturwissenschaftlichen Vorträge für die Gebildeten aller Stände", einige wohl auch seine größern Werke gelesen. Sie wissen also, daß an jener Behauptung Haeckels kein wahres Wort ist; daß gerade Reinke „das selbständige Denken und die menschliche Vernunft, ihre Induktion und Deduktion auf Grund der Erfahrung als tiefste Grundlage der Naturerkenntnis ansieht", ohne dabei gleich Haeckel willkürliche Voraussetzungen zu machen und Phantasien für induktiv gefundne Tatsachen auszugeben; daß er nicht die rationelle Naturwissenschaft bekämpft, sondern nur die Unverschämtheit, mit der Haeckel und seine Trabanten auf Grund ihrer vorgeblichen, von der Wissenschaft längst widerlegten Forschungsergebnisse die Religion angreifen, die, wie Reinke mit Recht immer hervorhebt, an sich mit der Naturwissenschaft nichts zu schaffen hat. Haeckel ist von seinen fanatischen Jüngern dem unwissenden großen Publikum als die verkörperte Naturwissenschaft gepredigt und gläubig angenommen worden. Alles, was er herausgibt, wird in Hunderttausenden von Exemplaren abgesetzt und als ein Evangelium nachgebetet. Wenn nun dieser Mann diese seine unvergleichliche Machtstellung dazu ausnützt, über einen wirklichen Vertreter echter und vorurteilsloser Naturwissenschaft Lügen wie die obige zu verbreiten und dadurch den irregeleiteten Massen den Zugang zu den wirklichen Ergebnissen der echten Naturwissenschaft zu versperren, so vermißt man schmerzlich einen internationalen wissenschaftlichen Gerichtshof, der sicherlich solches unwürdiges Treiben eines hochangesehenen Mitglieds der Gelehrtenrepublik zensurieren und dadurch dem Unheil, das dieses Mitglied anrichtet, steuern würde. — Die Berliner Vorträge erscheinen soeben als Heft 4 der Naturwissenschaftlichen Vorträge (bei Salzer in Heilbronn). Im zweiten lehnt Reinke die Abstammung des Menschen vom Affen ab, nicht aus religiösem Vorurteil, sondern weil sie unbewiesen und unbeweisbar ist; im dritten beweist er, daß die Naturwissenschaft für die Begründung einer Weltanschauung nicht ausreicht, und daß ein feindlicher Gegensatz zwischen Naturwissenschaft und Religion nicht besteht. C. J.

Amerika und die Dauerhaftigkeit ſeiner politiſchen Verhältniſſe

1

In der Politik wie im ganzen geſellſchaftlichen und wirtſchaftlichen Daſein der Vereinigten Staaten treffen die verſchiedenartigſten Dinge zuſammen. Schon die Jugend dieſes merkwürdigen und in ſo vielen Beziehungen beſtaunenswerten Staatsgebildes führt zu Eigenſchaften, wie man ſie anderwärts nicht leicht findet. Alle andern Mächte ſind in einem tauſendjährigen Kampfe mit Einflüſſen aller Art unter Erfolg und Mißgeſchick geworden, was ſie ſind. Ihre Geſchichte hat ihren Charakter geprägt und abgeſtempelt. Von einer ſo harten Erziehung iſt den Amerikanern vieles erſpart geblieben. Mit einem großen Kulturſchatz kamen die Einwandrer von Europa herüber. Verhältnismäßig leicht konnten ſie zu ſtaatlichen Bildungen gelangen; durch ihre glückliche Lage auf einem Weltteil, der keine andre, keine ebenbürtige Macht hat entſtehn laſſen, haben die Vereinigten Staaten ihre ſtaatlichen Einrichtungen ohne die überall ſonſt ſo einflußreichen Störungen ſchaffen können. Dabei iſt ein tiefgreifender Unterſchied vorhanden, der gar nicht hoch genug angeſchlagen werden kann. Alle andern Teile Amerikas, mit alleiniger fernerer Ausnahme von Kanada und allenfalls Jamaika, haben eine Miſchlingsbevölkerung, entſtanden aus Spaniern und Portugieſen einerſeits und indianiſchen Ureinwohnern andrerſeits, noch dazu mit einem ſtarken Einſchlag Negerblutes. Es iſt die kreoliſche Raſſe entſtanden, im Gegenſatz zu dem Mulattentum eine unter ſich fortpflanzungsfähige Raſſe von großen körperlichen Vorzügen. Mulatten ſind nur fortpflanzungsfähig durch Verbindung mit Weißen oder mit Negern; es hat darum niemals eine Mulattenraſſe entſtehn können. Die Neger in den Vereinigten Staaten ſind deshalb geſellſchaftlich vollſtändig abgeſondert. Ihre politiſche Gleichberechtigung ſteht ebenfalls auf dem Papier.

Auf Eisenbahnen und Straßenbahnen müssen sie in besondre Abteile steigen. Hotels und Restaurants, die auf die Kundschaft Weißer rechnen, nehmen sie nicht auf. In den alten Sklavenstaaten, wo sie zahlreich sind und politische Entscheidungen erwirken können, dürfen sie nicht wagen, sich den Wahllokalen zu nähern, denn es stehn dort weiße Pflanzer mit guten Büchsen, die sie überreden, lieber fortzubleiben. Die Indianer sind viel zu klein an Zahl gewesen, als daß sie das Blut des weißen nordamerikanischen Volkes hätten beeinflussen können. Dieses ist als rein kaukasisch anzusehen. Ja, auch das ist bedeutungsvoll, daß die Rasse bis vor kurzem ganz überwiegend nordeuropäisch war, d. h. teutonisch in ihren drei Hauptbestandteilen, angelsächsisch, deutsch und (an Zahl schon ungleich geringer) skandinavisch, verbunden mit dem Irentum, das dem Ganzen einen besondern Charakter verliehen hat. Die Einwandrung aus Süd- und Osteuropa ist bis vor wenigen Jahren unbedeutend gewesen, jetzt nimmt auch sie stark zu, und vielleicht macht sie sich auch mit der Zeit im Volkscharakter geltend. Auch Juden sind in großen Scharen gekommen, seit ihnen die Auswandrung aus Rußland erleichtert worden ist.

Die Vereinigten Staaten verzeichnen die Gesamteinwandrung von 1821 bis 1905 nach Nationalitäten. Dieser interessanten Statistik entnehmen wir folgendes:

Gesamtzahl	23391000	aus Britisch-Amerika	1057000
aus Großbritannien und Irland	7413000	„ der Schweiz	225000
„ Deutschland	5271000	„ Holland	153000
„ Österreich-Ungarn . . .	2004000	„ Spanien und Portugal . .	116000
„ Skandinavien	1766000	„ Belgien	82000
„ Frankreich	436000	„ dem übrigen Europa . . .	156000

Die Gesamteinwandrung von 1821 bis 1905 betrug 23360000 Personen.

Ganz anders ist das Bild, wenn man die im Jahre 1900 in den Vereinigten Staaten lebenden Eingewanderten nach ihrem Heimatlande betrachtet. Danach waren geboren in

Deutschland	2819000 = 26,9	vom Hundert
Irland	1619000 = 15,5	„ „
England und Schottland . . .	1172000 = 11,2	„ „
Österreich-Ungarn	638000 = 6,1	„ „
Rußland und Finnland . . .	642000 = 6,2	„ „
Italien	485000 = 4,6	„ „
Skandinavien	1068000 = 10,3	„ „
Schweiz	116000 = 1,1	„ „
Holland	105000 = 1,0	„ „
Frankreich	105000 = 1,0	„ „
dem übrigen Europa	134000 = 1,2	„ „
Kanada	1188000 = 11,3	„ „

Die Gesamtzahl der Fremdgebornen beträgt 10460000.

Zu beiden Aufstellungen steht die heutige Einwandrung in starkem Gegensatz. Für das Jahr 1907 verzeichnet die Statistik die ungeheure Zahl von 1285237 Personen. An der Spitze der Heimatländer stehn jetzt Österreich-Ungarn, Italien, Rußland, die allein fast 70 vom Hundert der Gesamtheit liefern:

Österreich-Ungarn	338452	Europäische Türkei	20767
Italien	285731	Bulgarien, Serbien, Montenegro	11359
Rußland	258943	Rumänien	4384
England ohne Irland und Schottland	56637	Frankreich	9731
Irland	34530	Belgien	6396
Schottland	19740	Holland	6637
Deutschland	37807	Schweiz	3748
Griechenland (!)	36580	Asien	40524
Norwegen	22133	Afrika	1486
Dänemark	7243	Australien	1947
Schweden	20580	sonstiges Amerika	41791

Das teutonische Element bildet also in der heutigen Einwandrung nur eine Kleinigkeit. Dauern die heutigen Verhältnisse längere Zeit an, so wird man die Nordamerikaner als eine vollständige Mischung aller europäischen Stämme ansehen müssen. Ob sich der Yankee von 1950 von dem heutigen nicht wesentlich unterscheiden wird, bleibt abzuwarten.

Im ganzen Amerika südlich von den Grenzen der Vereinigten Staaten stehn die Dinge ganz anders. Leider kann man nicht mehr verfolgen, wie groß die Einwandrerscharen gewesen sind, durch die sich die Romanisierung Mittel- und Südamerikas vollzogen hat. Ehe sich die spanischen Kolonien unabhängig machten, duldete man dort nur Spanier, in Brasilien nur Portugiesen; gegen fremde Völker waren die Kolonien so vollständig abgesperrt, daß nicht einmal Schiffe unter fremder Flagge landen durften. Die Einwandrung hat wohl niemals große Massen gebracht. Jahrhundertelang dauerte die Mischung mit den Indianern; die entstehende Rasse war sehr fruchtbar und lieferte den großen Grundstock der heutigen Bevölkerung, sodaß der kreolische Charakter völlig überwiegt. Neger waren außer in Westindien, wo die Indianer früh ausgerottet wurden, nicht so stark daran beteiligt wie diese, schon weil bis weit ins vorige Jahrhundert ihre Sklavenstellung andauerte. Erst in den letzten Jahrzehnten macht sich die italienische Einwandrung nach Argentinien stark bemerkbar; auch nach Chile, wo übrigens auch viele Deutsche Ansiedler geworden sind. An Sinn für Staatenbildung, für Gesetzlichkeit steht der Kreole nicht so hoch wie an körperlicher Schönheit. Ihn beherrschen wilde Leidenschaften. Wenn die Staatsgewalt in der Hand eines Mannes oder einer Partei ist, wird sie zu schnöder Gewalttat mißbraucht. Man bereichert sich, ohne wählerisch in seinen Mitteln zu sein, auf Kosten der Unterliegenden. Die Justiz ist im höchsten Grade mangelhaft. Rasch sammeln sich Reichtümer bei den Regierenden an. Diktatoren gewinnen die Geldmittel,

um sich eine Schutztruppe zu bilden. Aber eben die Reichtümer verstärken die Lockung für die Ausgeschlossenen. Die Unzufriedenheit greift um sich, es bilden sich Verschwörungen. Offner Aufruhr oder schleichender Mord bedrohen jede Regierung. Leicht kommt eine Revolution, ein Bürgerkrieg zustande. Siegt die andre Partei, der andre Diktaturprätendent, so wird an den allgemeinen Verhältnissen kaum etwas geändert, nur kommt die Gewalttat von der andern Seite. Die europäischen und nordamerikanischen Fremden kommen dabei meist noch leidlich weg, denn man wagt sich nicht an sie heran, weil man weiß, daß hinter ihnen die Macht ihrer heimatlichen Regierungen steht. Aber die eignen Bürger haben keinen fremden Schutz.

Die Vereinigten Staaten und Kanada sind ganz überwiegend protestantisch, das übrige Amerika ist noch viel überwiegender katholisch. Das offizielle Direktorium der römisch-katholischen Kirche in den Vereinigten Staaten gibt (wohl für 1907) 12651944 Angehörige an, also reichlich ein Siebentel. Doch macht sich der konfessionelle Unterschied nicht übermäßig geltend. In den Vereinigten Staaten ist die Trennung von Kirche und Staat vollständig durchgeführt. Die Kirche ist nur Privatangelegenheit ihrer Angehörigen. Der Protestantismus ist vollständig zerklüftet in allerlei Sekten; zahllose Leute unterlassen es, sich einer bestimmten Kirche anzuschließen. Sogar das Taufen ist keine maßgebende Sitte mehr, wenn auch das Nichttaufen noch keineswegs den Bruch mit dem Christentum bedeutet. Die politische Macht der katholischen Kirche ist oft ganz übertrieben geschildert worden. Selbst in der Stadt Newyork, wo sie einst auf Grund des starken Bruchteils irischer Bevölkerung sehr groß war, ist sie sehr in den Hintergrund getreten. In den katholischen Republiken taucht gelegentlich eine klerikale Partei auf, aber nur als lockeres Gebilde. Denn Rom ist weit, zu weit, als daß es eine folgerichtige Politik betreiben könnte. Auch fehlt es an dem belebenden Gegensatz des Klerikalismus, einer ausgesprochen antiklerikalen Partei.

Das Menschenmaterial der spanischen Republiken ist ziemlich gleichartig von Mexiko bis Chile, nur tritt in den beiden südlichsten Republiken des Weltteils das Europäertum stärker hervor. Je näher dem Äquator, desto reiner kommt der kreolische Charakter des Staatsgebildes zum Vorschein. Venezuela, Colombia, sodann Zentralamerika sind am wenigsten vom Europäertum, namentlich von angelsächsisch-germanischem Blute beeinflußt. Das portugiesische Brasilien ist nur in der Sprache vom spanischen unterschieden, nicht im Charakter. Nur ist das Negerelement stärker. Brasilien selbst beziffert seine Neger und Mulatten auf 19½ vom Hundert, die Weißen auf 37,7 vom Hundert, Mestizen (Kreolen) auf 38 vom Hundert, doch ist es sicher, daß die Zahl der Weißen viel zu hoch angegeben ist. Es ist eine Ehre, Weißer zu sein; wer irgend kann, nennt sich Weißer. Trotz der Gleichartigkeit des Menschenmaterials und (mit Ausnahme Brasiliens) der Sprache ist es nie zu einer gemeinsamen staatlichen Bildung im spanischen Amerika ge-

kommen. Im Gegenteil, die Tendenz ist partikularistisch. Statt sich zu verbinden, lösen sich die einzelnen Staaten möglichst noch wieder in „Vereinigte Staaten" auf. So namentlich Brasilien, Colombia, Argentinien.

Der Weltteil der westlichen Halbkugel zerfällt ganz normal in folgende Gruppen:

	Quadratkilometer	Einwohner	pro Quadratkilometer
1. Die Vereinigten Staaten mit Alaska, jedoch ohne Portorico, Hawai, Philippinen	9404000	76357000	
2. Kanada mit Neufundland	10026	5753000	
3. Spanisch-Amerika:			
Mexiko	1987000	13606000	6,8
Guatemala	113000	1844000	16,1
Saloador	21200	1007000	47,8
Honduras	114700	745000	6,5
Nicaragua	128300	429000	3,4
Costarica	48400	323000	6,8
Panama	87500	340000	3,9
Zentralamerika	2500200	18294000	
dazu Britisch-Honduras	19600	40000	2,0
	2520800	18334000	
Argentinien	2950500	5191000	1,7
Chile	759000	3206000	4,2
Uruguay	178700	978000	5,5
Paraguay	253100	700000	2,8
Bolivia	1334200	2181000	1,4
Peru	1137000	4560000	2,6
Ecuador	307200	1272000	4,1
Colombia	1206200	4501000	4,0
Venezuela	942300	2591000	2,8
Spanisch-Südamerika	9068200	25180000	
Kuba	118800	1573000	13,2
S. Domingo	48600	500000	10,8
Spanisch-Westindien	167400	2073000	
Portorico (Vereinigte Staaten)	9300	953000	10,2
Ganz Spanisch-Amerika	11745100	46500000	4,0
4. Haiti (französische Sprache)	28700	1425000	45,1
5. Brasilien	8361400	16000000	1,8
6. Europäisch-Westindien:			
Britisch-Westindien	31700	1686000	5,3
Französisch-Westindien	1900	182000	20,0
Holländisch-Westindien	130000	145000	10,1
Dänisch-Westindien	400	30000	7,5
Europäisch-Westindien	161000	2043000	
7. Guayana	1454400	424000	9,4

In Hauptgruppen ergibt das:

	Quadratkilometer	Einwohner
Vereinigte Staaten mit Portorico	9413000	77013000
Spanisch-Amerika	11735800	45453000
Brasilien	8361400	16000000
Haiti	28700	1425000
Unabhängig	29538900	139891000
Europäisch-Amerika	10644000	8220000

Die Vereinigten Staaten besitzen also schon mehr als die Hälfte der Einwohner und beinahe den dritten Teil der Fläche des unabhängigen Amerikas; vom ganzen Weltteil rund den vierten Teil, wobei aber zu berücksichtigen ist, daß der größte Teil von Britisch-Amerika wegen klimatischer Verhältnisse wenig Wert hat. Am schwersten fällt ins Gewicht, daß die Vereinigten Staaten abgesehen von ihren Negern eine leidlich einheitliche Bevölkerung haben. Die auf Grund der englischen Sprache gebildete neue amerikanische Nationalität nimmt alles in ihren Bann, Nordeuropäer, Südeuropäer, Slawen, Türken, Juden. Schon die Kinder der deutschen Einwandrer verstehn nur noch notdürftig Deutsch, die Enkel kaum noch irgend etwas. Vom deutschen Standpunkt aus muß man das bedauern, für die Gesamtheit des nordamerikanischen Volkes ist es ein Glück. Entstünde dort ein zweites vielzüngiges Gemeinwesen wie Österreich-Ungarn, so würde es wie dieses seine besten Kräfte im Nationalitätenstreit aufreiben.

Gegen Farbige ist das Rassenbewußtsein allerdings unerbittlich. Was die Neger anlangt, so haben wir es schon hervorgehoben. Auch gegen Asiaten bäumt es sich mit aller Heftigkeit auf. Der Nordamerikaner ist fest entschlossen, seinen halben Weltteil gegen die unabsehbaren Scharen der Japaner, Chinesen und Hindus abzusperren. Die Absendung der atlantischen Flotte nach dem Stillen Ozean hat den Japanern einen Wink gegeben, den sie nicht mißverstanden haben; die beschloßne und schon begonnene Befestigung Manilas kündigt ihnen an, daß sie es keineswegs mit einer nur vorübergehenden Maßregel zu tun haben. Noch haben die Asiaten in den Vereinigten Staaten nichts zu bedeuten. Im Jahre 1900 zählte man 86000 Japaner und 119000 Chinesen. Die Zahl der Neger dagegen ist groß. Sie wurde 1900 zu 8840000 Köpfen ermittelt und war seit zehn Jahren um 1352000 Köpfe gestiegen. Doch war der Prozentsatz von 11,9 auf 11,6 gesunken. Die Weißen haben eben Zuzug aus Europa, die Neger nicht. Ohne kaukasische Einwandrung würde die weiße Bevölkerung auf ihrem Stande beharren, während die schwarze eine sehr große Fruchtbarkeit aufweist. Damit gestaltet sich ein eigentümliches Problem: zurzeit ist die Negerbevölkerung machtlos. Aber wird das immer so bleiben? Die europäische Einwandrung nach den Südstaaten ist gering, und wenn einmal die Tore zugemacht werden, was keineswegs zu den Unmöglichkeiten gehört, wird es nicht ausgeschlossen sein, daß südlich vom Ohio eine farbige Mehrheit

entsteht. Doch das liegt jenseits einer vernünftigen Erörterung. Zurzeit ist das Negertum politisch und wirtschaftlich machtlos.

Im ganzen Gebiet der Vereinigten Staaten ist die Bevölkerungsdichtigkeit noch gering. Sie beträgt selbst in den eigentlichen Staaten, also unter Ausschluß der Territorien Neu-Mexiko, Arizona, Oklahoma und Alaska nur 7,4 auf den Quadratkilometer, gegen 112,1 in Deutschland und 137,1 im britischen Königreich in Europa. Nur zwei kleine Nordoststaaten, Massachusetts und Rhode-Island, sind dichter bevölkert als Deutschland. Selbst Newyork hat nur 55, Pennsylvanien nur 54, Kalifornien hat nur 4. Da die Vermehrungsquote der eignen amerikanischen Bevölkerung gering ist, so können noch ungezählte Scharen Europäer einwandern, ehe eine Dichtigkeit annähernd wie in Europa erreicht wird. Ob das aber immer geduldet werden wird, ist die Frage. Bei jeder rückgängigen wirtschaftlichen Konjunktur ertönt ein lautes Geschrei der Prohibitionisten.

Trotz alledem ist der Imperialismus, die „Expansion" ein wirkungsreiches Schlagwort, das die Politik schon stark beeinflußt hat und für die Zukunft ernstlich in Rechnung zu ziehn ist. Es hat zur Erwerbung Hawais, Portoricos und der Philippinen geführt und hat der Monroelehre nicht nur neue Lebenskraft sondern auch einen erweiterten Horizont gegeben. In der noch so jungen Geschichte der Vereinigten Staaten spielt die Vergrößerung eine Hauptrolle. Sie führte zum Anschluß des Mississippigebiets (früher Französisch-Louisiana), Maines, Floridas, Texas und Kaliforniens, das die ganze Westküste umfaßte; ferner zum Ankauf Alaskas und endlich zu den Angliederungen der allerjüngsten Zeit. Wenn man von Englands und Rußlands Eroberungen in Asien und ferner von den Besitznahmen in Afrika absieht, hat keine Macht so große Gebiete gewonnen. Gleichwohl sind die Amerikaner stolz auf ihre Friedenstendenzen, ihre Abneigung gegen stehende Heere und Flotten. Es läßt sich auch gar nicht verkennen, daß die Brust des amerikanischen Volks zwei Seelen beherbergt. Die eine ist geleitet von kräftigen Regungen der Religiosität und Humanität, mit starken methodistischen und quäkerischen Beimischungen. Die andre lebt und webt in ungestümem Tatendrang. Sie will von den Gütern dieser Welt einen möglichst großen Anteil und ist eben nicht sehr bedenklich in der Wahl ihrer Mittel. Ein Ausfluß von ihr ist das Trustwesen mit all seinen Rücksichtslosigkeiten und Erfolgen. Aber die andre ist auch immerdar vorhanden und macht sich geltend. Sie geht wie eine kontrapunktisch behandelte Stimme oft gegen diese an, trifft aber auch manchmal mit ihr zusammen, wenn es nämlich gegen etwaige Eroberungstendenzen Fremder geht. In einem Punkte vereinigen sich alle: in der unbedingten Verfechtung der Monroelehre. Diese ist kein anerkanntes Völkerrecht, kein geltendes Gesetz, aber eine höchst reale Tatsache, an der sich noch kein europäischer Staat vergriffen hat. Frankreich hätte es beinahe mit dem mexikanischen Abenteuer versucht, zog es aber vor, rechtzeitig nach Hause zu gehn. Früher wurde geltend gemacht, gewissermaßen als

Kompensation für das Verlangen nach Aufhören aller europäischen Erwerbungen in Amerika: dafür greifen die Vereinigten Staaten auch niemals über ihren Weltteil hinaus. Das ist völlig hinfällig geworden, denn mit Hawai haben die Amerikaner ein Stück Australiens, mit den Philippinen ein solches Asiens erobert. Das findet wohl seine scharfen Tadler, aber ernstlichen Einfluß auf die Politik haben diese nicht. Die jetzt in der Opposition stehende demokratische Partei wettert gegen Roosevelts Imperialismus, gegen die auf den Philippinen begangnen Grausamkeiten, gegen die Kosten, sie verlangt Verzicht oder Verkauf; wenn sie jedoch in den Besitz der Macht kommt, hütet sie sich, solches auszuführen.

Reform unsrer Kreditorganisation

Die ungewöhnliche Anspannung auf dem deutschen Geldmarkte ist die Veranlassung gewesen, daß im Dezember vorigen Jahres an verschiednen ausländischen Börsenplätzen Gerüchte ausgestreut und von kleinen Hetzblättern, aber auch von einem führenden englischen Fachblatte verbreitet wurden, die die Kreditwürdigkeit Deutschlands herabsetzen und die Grundlage unsers gesamten Wirtschaftslebens als ungesund darstellen sollten. Es genügt, diese Ausstreuungen niedriger zu hängen, zumal wenn wir darauf hinweisen, daß man in Börsenkreisen die Veranlassung zu diesen Machenschaften zum Teil unsern polnischen Mitbürgern zuschreibt. Die Anspannung auf den Geldmärkten ist eine internationale, und der wirtschaftliche Aufschwung Deutschlands hat in den letzten Jahren weiter unaufhaltsam Fortschritte gemacht, um die uns das Ausland beneidet.*) Es wäre aber falsch, die an Kriegsdiskont erinnernde Höhe des Reichsbankzinssatzes allein auf die Krisis in Amerika zurückzuführen. Daß die geradezu verbrecherischen Handlungen amerikanischer Trust- und Bankleiter nach dem Zusammenbruch des schwindelhaften Kreditgebäudes auf Europa zurückwirken mußten, ist von E. Fitger im Heft 50 der Grenzboten anschaulich dargestellt worden. Aber auch ohne diese Krisis wäre der Zinsfuß der Reichsbank am Jahresschluß kaum unter seiner jetzigen Höhe geblieben. Das beweist die auch nach der Erhöhung auf siebeneinhalb Prozent noch immer zunehmende Anspannung des Bankstatus, die hauptsächlich durch Kreditansprüche der heimischen Volkswirtschaft hervorgerufen ist. Alle bisher veröffentlichten Zahlen, die eine Beurteilung des Wirtschaftslebens gestatten, lassen ein ununterbrochnes Aufsteigen gegenüber dem Vorjahre bis zum Jahresschluß erkennen. Die starke

*) Vgl. hierzu die gemeinverständlichen Kapitel über Kapital, Geld und Kredit, Handelsbilanz von Carl Jentsch in seinen Grundbegriffen und Grundsätzen der Volkswirtschaftslehre. Leipzig, Fr. Wilh. Grunow, 1906.

Zunahme und Vergrößerung der industriellen Unternehmungen, die Ausdehnung des Handels neben immer wachsender Bevölkerungszunahme mußten den Bedarf einerseits an Betriebskapital, andrerseits an Umlaufsmitteln ungewöhnlich steigern und so auf dem Geldmarkte Zustände hervorrufen, die über das normale Maß hinausgehn. Die gesunde Grundlage des Wirtschaftslebens bürgt dafür, daß die Anspannung des Geldmarktes allmählich überwunden werden wird auch unter Beibehaltung der gegenwärtigen Bank- und Kreditorganisation.

Dennoch ist es wünschenswert, daß wir nicht stehn bleiben, sondern weiter arbeiten an der Ausgestaltung dieser Organisation, damit sie möglichst große Vollkommenheit erlange. Deshalb sind die in den letzten Monaten in großer Zahl gemachten Reformvorschläge sehr willkommen. Sie sind jedoch von der Fachpresse zum Teil in einem Tone kritisiert worden, wie er glücklicherweise nur selten in den betreffenden Blättern zu hören ist. Am meisten, und zwar in persönlich gehässiger Form, sind die Vorschläge des Präsidenten der Preußischen Zentralgenossenschaftskasse Dr. Heiligenstadt*) angefeindet worden. Dieser stellt die selbstverständliche Forderung auf, daß die Träger des deutschen Geldmarktes, die Banken, vor allem zur Besserung der gegenwärtigen Lage Opfer bringen sollen. Daß nun gerade von der Bankwelt so heftiger Widerspruch erfolgt, zeigt mit bedauerlicher Deutlichkeit, wie wenig die Banken gewillt sind, ihre rein privatwirtschaftlichen Interessen hinter den Interessen der Volkswirtschaft zurückzustellen. Heiligenstadt nimmt vor allen Dingen darauf Bedacht, die Stellung der Reichsbank zu stärken durch Erhöhung des Grundkapitals und der Mindestguthaben auf Girokonto sowie durch Abführung von ein bis zwei Prozent der fremden Gelder, das heißt der Spareinlagen und der Kontokorrentguthaben, aller Kreditinstitute an die Reichsbank. Hier geht eine Berliner Tageszeitung so weit, eine versteckte Drohung gegen die Reichsbank auszusprechen, indem sie darauf hinweist, daß aus der Verwirklichung der Heiligenstadtschen Vorschläge eine Verstimmung zwischen Reichsbank und Bankwelt hervorgehen könne, die zu einer Praxis (soll heißen: systematischem Bestreben) der Banken führen würde, die die Bemühungen der Reichsbank, höhere Giroguthaben zu erhalten, durchkreuzen könnte. Diese Erörterung zeigt ganz besonders, daß ein freiwilliges Zurückstecken der Privatinteressen von den Banken nicht zu erwarten ist, daß also auf dem Wege der Gesetzgebung den volkswirtschaftlichen Interessen Geltung verschafft werden muß, sie beweist aber auch, daß die Vorschläge Heiligenstadts im Prinzip das Richtige getroffen haben, denn nur weil die Überzeugungskraft seiner Darlegungen sehr groß ist, ist auch die Kritik überlaut.

Wir stimmen durchaus nicht allen Vorschlägen Heiligenstadts zu, denn er begeht selbst den Fehler, die Privatinteressen der Kreditgenossenschaften höher

*) „Der deutsche Geldmarkt" in Schmollers Jahrbuch für Gesetzgebung, Verwaltung und Volkswirtschaft im Deutschen Reiche.

zu stellen als das Interesse der Gesamtheit, wenn er die Einführung des Postscheckverkehrs verwirft; ferner würden auch wir die Erhöhung des Grundkapitals der Reichsbank erst in letzter Reihe befürworten, und doch ist auch hierin Heiligenstadt insofern beizupflichten, als hundert Millionen Grundkapital der Reichsbank dem Geldmarkte zum großen Teil als flüssige Mittel durch Umwandlung in Wechselform wieder zur Verfügung gestellt werden, diese Summe also zweifellos besser angelegt ist, als wenn sich das deutsche Publikum zum Beispiel hundert Millionen südafrikanische Minenaktien aufbürden lassen muß. Gegen die Erhöhung des Grundkapitals wird häufig angeführt, daß in stillen Zeiten nicht genügend Verwendung für das Kapital gefunden werden könnte, daß sich infolgedessen übereifrige Reichsbankfilialleiter verleiten lassen würden, Wechsel anzukaufen, die als Notendeckung ungeeignet wären. Die Reichsbank hat es durchaus in ihrer Hand, diese Gefahr abzuwenden, wenn sie das Vorwärtskommen der Beamten nicht von den erlangten Gewinnen abhängig macht, wenn sie häufiger Revisionen vornimmt, die Vorsteher von Reichsbanknebenstellen besser besoldet, ihre Stellung hebt und immer größere Anforderungen an die Vorbildung der Beamten stellt. Dann wird der Reichsbank zu jeder Zeit nur das beste Wechselmaterial zufließen.

Auch unabhängige Finanzsachleute haben teils die Vorschläge Heiligenstadts als richtig unterstützt, teils ähnliche Vorschläge in der Presse gemacht, sind aber deshalb ebenfalls angegriffen worden.

In zwei Aufsätzen der Deutschen Wirtschaftszeitung tritt der Finanzschriftsteller Bendix entschieden dafür ein, daß Mittel und Wege geschaffen werden, um der Allgemeinheit schädliche Maßnahmen der Großbanken zu kontrollieren. Er empfiehlt die Gründung eines Diskont- und Emissionsvereins der Banken, in dem der Reichsbank eine beratende Stelle eingeräumt werden müsse. Aufgabe des Vereins soll sein

1. die regelmäßige Festsetzung eines Minimaldiskontsatzes,
2. gemeinsame Übernahme von Emissionen fremder Wertpapiere,
3. Festsetzung von beschränkenden Bestimmungen für die gesamte Emissionstätigkeit bei einer gewissen Höhe des offiziellen Bankdiskonts.

Wie gerechtfertigt der Vorschlag unter Nummer 1 ist, haben die im Dezember an der Berliner Börse zutage getretnen Verhältnisse wiederum deutlich gezeigt. Der Privatdiskont, dessen Höhe von der größten Bedeutung für die Wechselkurse, die Goldbewegungen und den offiziellen Reichsbankzinssatz und dadurch wieder für die Effekten- und Warenpreise, somit also für das gesamte Wirtschaftsleben ist, wurde zeitweise von den Vertretern zweier Bankfirmen hauptsächlich mit Rücksicht auf privatwirtschaftliche Interessen festgesetzt, ein Zustand, der dringend der Abhilfe bedarf. Der Reichsbank oder irgendeiner andern staatlichen Instanz muß bei der Festsetzung des Privatsatzes ein gewisser Einfluß eingeräumt werden, damit das Zentralnoteninstitut die Goldbewegungen unter wirksame Kontrolle bekommt.

Die Reichsbank ist gezwungen, auf einen möglichst hohen Goldvorrat zu halten, nicht nur, weil das Bankgesetz fordert, daß ein Drittel der umlaufenden Noten bar gedeckt sind, sondern weil sich das Ausland nun einmal daran gewöhnt hat, den Stand des Goldvorrats in der Zentralnotenbank als Gradmesser für die Qualität der Landeswährung zu betrachten. Ob diese Messung mit oder ohne Überzeugung von ihrem Werte geschieht, bleibe dahingestellt, jedenfalls kommt in der ausländischen Finanzpresse zum Ausdruck, daß sich das Ausland durch die zum Beispiel in der Österreichisch-Ungarischen Bank, in der russischen Staatsbank und der Bank von Frankreich aufgestapelten Goldvorräte blenden läßt, ohne darauf Rücksicht zu nehmen, daß in Deutschland der Verkehr mit Gold durchsetzt ist. Dafür diene zum Beweise, daß an starken Wechseleinzugsterminen der Prozentsatz des Goldes von den Gesamtbareingängen in Deutschland mehrere Prozent beträgt, während sich in Österreich dieser Prozentsatz auf 0,4 stellt.

Seit Jahren sucht nun die deutsche Fachpresse immer wieder hervorzuheben, daß die Banken die Reichsbank in ihrem Bestreben, den Goldvorrat zu stärken, unterstützen, indem sie aus „nationalen" Rücksichten kein Gold des Gewinnes wegen exportieren. Wir wollen wohl glauben, daß die Großbanken keine Goldarbitrage treiben, das heißt, daß sie nicht danach suchen, nach welchem Lande mit Gewinn exportiert werden kann (mittlere und auch große Privatbankfirmen pflegen die Arbitrage sehr), denn dadurch würde zu große Unruhe in die Goldbewegung kommen, sodaß der Schaden auch für die Banken selbst größer sein würde als der Vorteil. Aber auch ohne Arbitrage führen die Banken im Gegensatz zu den Interessen der Reichsbank Gold in großen Summen aus. Es gibt in Deutschland natürliche Sammelstellen für Gold, dessen der Verkehr vorübergehend nicht bedarf. Diese Stellen geben im Laufe des Jahres an die exportierenden Firmen mehr Gold ab, als der Reichsbank zum Export entnommen wird. Die Freizügigkeit des Goldes soll zwar nicht unterbunden werden, aber es wäre doch wünschenswert, daß diese Sammelstellen auf irgendeine Weise veranlaßt würden, alles überschüssige Gold an die Reichsbank abzuführen, damit das Zentralnoteninstitut in die Lage versetzt würde, eine wirksame Kontrolle über die Goldbewegungen auszuüben. Die Unvollkommenheit der Kontrolle und der geringe Einfluß, den die Reichsbank auf den Privatsatz auszuüben vermag — nur durch Verkauf von Reichsschatzanweisungen am offnen Markt kann sie in geringem Umfange auf eine Erhöhung hinwirken —, erschweren die Durchführung einer Diskontopolitik, die nur auf das Allgemeinwohl Rücksicht nimmt.

Die Theorie der Wechselkurse lehrt, daß Gold ausgeführt werden muß, wenn die Devisenkurse, das heißt der Preis für Wechsel auf das Ausland, eine gewisse Höhe überschritten haben, nämlich wenn es billiger ist, Gold anstatt Wechsel nach dem Auslande zu schicken, um eine Schuld zu bezahlen. Aber die Bankwelt hat auch eine Entschuldigung zur Hand, wenn sie bei

niedrigen Wechselkursen Gold ausführt; sie sagt nämlich, sie könne, sobald die ausländischen Geschäftsverbindungen Gold bestellen, den Export nicht ablehnen, aus Furcht, die mühsam erworbnen Verbindungen zu verlieren. Außerdem sagt jede Bank für sich: lehnen wir die Goldbestellung ab, so nimmt sie eine Konkurrentin an. Und so exportieren die Banken auf Wunsch des Auslands für die niedrige Provision von einhalb fürs Tausend unser Gold nach dem Auslande. Doch auch der hohe Stand des Wechselkurses scheint uns nicht immer ein zuverlässiger Zeitmesser zu sein für den Augenblick, wo die Ausfuhr von Gold zur Bezahlung von Verpflichtungen an das Ausland unvermeidlich wird.

Die Frage der Wechselkurse bedarf unsers Erachtens eingehender Berücksichtigung bei der von der Regierung beschlossenen Enquete über das Kredit- und Bankwesen im Deutschen Reiche. Denn die Diskontpolitik richtet sich in hohem Maße nach dem Stande der Wechselkurse. Bei hohen Kursen wird der Bankdiskont erhöht. Infolgedessen strömt das Kapital aus Ländern mit viel niedrigerm Zinssatz nach Deutschland, um die hohen Zinsen zu genießen. Dadurch wird die Verschuldung Deutschlands an das Ausland, die das Steigen der Wechselkurse veranlaßt hatte, verringert oder ganz aufgehoben, die Kurse sinken, und es strömt Geld ins Land.

Steigt also der Kurs, ohne daß dieses durch den Stand der Zahlungsbilanz gerechtfertigt ist, so besteht die Gefahr, daß allen Erwerbskreisen Deutschlands der Kredit durch hohen Diskont zu Unrecht verteuert wird, falls in der Bankpraxis Einflüsse existieren, die imstande sind, die Wirksamkeit des Gesetzes von Angebot und Nachfrage auf dem Fremdwechselmarkte aufzuschieben. Das Gesetz aufzuheben, ist selbstverständlich unmöglich. Wenn aber durch irgendwelche Einflüsse der offizielle Bankdiskont mit Rücksicht auf die Wechselkurse auch nur wenig früher oder später, als unbedingt notwendig ist, erhöht wird, so können daraus für die gesamte Volkswirtschaft unnötige Schädigungen erwachsen. Solcher Einflüsse gibt es aber eine große Zahl.

Schon Göschen hat in seinem grundlegenden Werke „Theorie der ausländischen Wechselkurse“ auf derartige Einflüsse hingewiesen: „Es ist nicht notwendig, sich in andre Details über die verschiednen Kunstgriffe und Bankmanöver einzulassen, deren sich diejenigen bedienen, welche auf die Wechselkurse, d. h. auf das Steigen und Fallen der Wechsel spekulieren, um die natürlichen Schwankungen derselben zu beeinflussen oder ihnen entgegenzuwirken.“ Das wirksamste Mittel zur Beeinflussung des Wechselkurses ist die Einwirkung auf den Privatdiskont, da Wechselkurs und Privatsatz während des ganzen Jahres fast genau dieselbe Kurve beschreiben. Prion weist in einem soeben erschienenen Werke „Das deutsche Wechseldiskontgeschäft“*) auf

*) Leipzig, Duncker und Humblot, 1907. Der Verfasser stellt verschiedne schon bekannte Mängel in der Organisation des deutschen Geldmarktes und im Bankwesen zusammen, weshalb

einen bekannten Fall solcher Beeinflussung hin; als im Jahre 1905 die japanische Anleihe durch die Deutsche Bank eingeführt wurde, suchten Mendelssohn und Co., die Vertreter der russischen Regierung, den Privatsatz in die Höhe zu treiben, um womöglich die Emission der japanischen Anleihe zu vereiteln.

Ferner werden die Wechselkurse zeitweilig dadurch beeinflußt, daß von deutschen Firmen Wechsel auf das Ausland ausgeschrieben und am offnen Markte zum Verkauf gebracht werden. Diese Wechsel präsentiert aber der Käufer im Einverständnis mit dem Verkäufer bei Verfall diesem selbst und nicht dem Auslande zur Zahlung. Dadurch wird ein künstliches Angebot hervorgerufen, und die Kurse werden herabgedrückt. Sehr oft kann man an der Berliner Börse die Worte hören: heute macht der Vertreter der X-Bank die Wechselkurse! Und das Gewinninteresse macht es auch oft verständlich, daß die Banken den Kurs zu beeinflussen suchen. Besitzt zum Beispiel eine Bank einen großen Vorrat von Wechseln auf das Ausland, den sie zu hohen Kursen gekauft hat, und ihre Kunden wollen ihr diese Wechsel abkaufen, so wird sie mit allen Mitteln versuchen, an der Börse den Kurs so hoch zu treiben, daß sie ihre Bestände ohne Verlust verkaufen kann; umgekehrt wird die Bank ein Interesse an einem möglichst niedrigen Kurse haben, wenn ihr Wechsel zur Gutschrift zugeschickt werden, und zwar in beiden Fällen ohne Rücksicht auf die in ihrem Portefeuille und am Markte vorhandnen Bestände. Eine Beeinflussung der Kurse wird auch erleichtert durch das Fehlen eines Scheckgesetzes, denn solange der Scheckregreß nicht gesetzlich festgelegt ist, ist eine amtliche Notierung der Scheckkurse ausgeschlossen.

Schließlich ist noch, ohne daß wir die Reihe der möglichen Einwirkungen erschöpft haben wollen, der Einfluß der sogenannten Finanztratten zu erwähnen. Ebenso wie die Banken der deutschen Kundschaft Kredit gewähren, indem sie Wechsel auf sich ziehen lassen, die die Kunden bei andern Banken verkaufen — sogenannter Acceptkredit —, so gewähren sie auch ihrer ausländischen Kundschaft, meist Banken oder Privatbankfirmen, in derselben Weise Wechselacceptkredit. Diese Wechsel (es kommen hauptsächlich amerikanische Ziehungen in Betracht) werden Finanztratten genannt im Gegensatz zu solchen überseeischen Bankaccepten, die auf Grund eines Warenankaufs ausgestellt sind. Soweit nun die Finanztratten den Zweck haben, für später fällige Forderungen schon zwei bis drei Monate vor Fälligkeit das Geld zu beschaffen, ist gegen ihre Berechtigung nichts einzuwenden; denn sie erfüllen dann nur die eigentliche Aufgabe des Wechsels. Überschreiten sie aber das berechtigte

---

das Buch in Fachkreisen voraussichtlich lebhaftem Widerspruch begegnen wird. Wir werden uns mit dieser Neuerscheinung noch näher beschäftigen; der Verfasser hat reichhaltiges — wenn auch meist bekanntes — Material zur Reform des Geldmarkts fleißig zusammengetragen, ohne jedoch sein Thema zu erschöpfen.

Maß, so vermögen sie den Ausgleich der Zahlungsbilanz zu verzögern und beeinflussen die Wechselkurse in einer Weise, die der tatsächlichen Marktlage nicht entspricht.

Nun wird behauptet, daß Klagen über Goldausfuhr deshalb unangebracht seien, weil Deutschland nach der amtlichen Statistik bis 1906 jährlich mehr Gold ein- als ausgeführt habe. Es ist aber bekannt, daß die Statistik des Außenhandels nicht zuverlässig ist und auch nicht sein kann; das trifft in verstärktem Maße für die Statistik der Goldbewegung zu. Daß überhaupt eine starke Einfuhr stattfindet, ist vor allem auf die energischen Bemühungen der Reichsbank zurückzuführen.

Weiter wird behauptet, daß die Banken deshalb Gold nicht exportieren können, weil sie sich dadurch selbst schädigen würden. Sie seien so eng mit der Volkswirtschaft verwachsen, daß eine Schädigung dieser sie gleichmäßig mittreffe. Das ist unbestreitbar richtig, doch hält jeder einzelne Exporteur die verhältnismäßig geringen Beträge, die er ausführt, nicht für ausreichend, daß sie die Volkswirtschaft schädigen könnten. Die Summe der von allen in Betracht kommenden Firmen exportierten Beträge kann aber sehr wohl die erwähnten Nachteile für das ganze Land zur Folge haben. Deshalb ist der Vorschlag von Bendix, einen Diskontverein unter Mitwirkung der Reichsbank zu gründen, dringend zu befürworten. Dieser Verein könnte auch auf die Goldbewegungen entscheidenden Einfluß ausüben.

Über die Bendixschen Anregungen hinausgehend verdienen die mutigen Vorschläge des frühern italienischen Schatzministers Luzzatti zur Regelung der internationalen Goldströmungen die größte Beachtung. Luzzatti fordert zur Einberufung einer internationalen Friedenskonferenz gegen den Kampf um das Gold auf. Das Ergebnis soll die Einsetzung einer ständigen Kommission sein mit der Aufgabe, durch Regulierung der Goldbewegungen dem internationalen Geldmarkt und den einzelnen nationalen Märkten größere Ruhe zu verschaffen, Geld- und Kreditkrisen nach Möglichkeit abzuschwächen. Wir nannten den Vorschlag mutig, denn Luzzatti weiß, daß heute an den maßgebenden Stellen noch dieselben Anschauungen vorherrschen wie vor vier Jahren, wo von Amerika aus der Vorschlag gemacht wurde, eine internationale Abrechnungsstelle zu schaffen.

Heute wie damals stehn die maßgebenden Autoritäten dem Vorschlag zwar sympathisch aber ablehnend gegenüber, weil man noch vor dem Versuch daran zweifelt, eine Übereinstimmung unter allen Staaten zu erreichen. Auch ist die Geldmarktlage für seinen Vorschlag die denkbar ungünstigste, denn Amerika, England und Deutschland werden dadurch, daß sie den Vorschlag ablehnen, den Anschein vermeiden wollen, als bedürften sie in der augenblicklichen bedrängten Lage fremder Hilfe. England und Deutschland haben natürlich fremde Hilfe nicht nötig, und auch Amerika wird bei seiner enormen Kapitalkraft die Krisis bald überwinden.

Wir sind der Überzeugung, daß beide Vorschläge nicht mehr von der Tagesordnung verschwinden und schließlich auch zur Ausführung gelangen werden. Verschafft sich doch schon jetzt der Gedanke eines internationalen Giroverkehrs immer mehr Geltung durch das rühmenswerte Vorgehen der österreichischen Postsparkasse, die einen solchen Verkehr schon mit Deutschland, England, Italien und der Schweiz durchgeführt hat. Die Postscheckämter der europäischen Staaten könnten unsers Erachtens später die Träger des internationalen Giroverkehrs sein und würden so die Möglichkeit eines internationalen Clearinghouses (Abrechnungsstelle) dartun. Deshalb ist es sehr zu bedauern, daß immer noch Stimmen gegen die Einführung des Postscheckverkehrs in Deutschland laut werden. Wir haben schon früher auf die Vorteile des Postscheckverkehrs für den heimischen Geldmarkt hingewiesen. Dasselbe Thema behandelt soeben der hervorragende Bankpraktiker und Gelehrte Professor Dr. Rießer in der Deutschen Revue*) und richtet hierbei eine beachtenswerte Mahnung an die Bankwelt. Selbst wenn der Postscheckverkehr das Depositengeschäft der Banken und Bankiers beeinträchtigen würde (was jedoch nicht zu befürchten ist), „so müßten — ebenso wie die Sparkassen und Genossenschaften — auch die Banken, die zudem an einer Verminderung des Bargeldumlaufs aufs lebhafteste interessiert sind, die Förderung des Gemeinwohls höher stellen als die eignen Interessen. Das Gemeinwohl aber wird hier dadurch gefördert, daß der gesamte Zahlungsverkehr durch möglichst starken Ausschluß von Barzahlungen auf gesündere Grundlagen gestellt wird, während andrerseits, da die Post selbst die eingehenden Gelder zinsbar anlegt, ungeheure Beträge, die sonst brach liegen würden, produktiver Verwendung zugeführt werden."

Die Mahnung ist wohl angebracht, denn in der letzten Zeit scheint man — aus guten Gründen — in Bankkreisen dem Scheckverkehr nicht mehr eine allzugroße Bedeutung für den Geldmarkt beimessen zu wollen, sogar unter Hinweis auf die amerikanische Krisis, die durch den ausgebreiteten Scheckverkehr nicht aufgehalten worden sei. Demgegenüber kann festgestellt werden, daß sich Krisen überhaupt nicht aufhalten, vielmehr nur durch geeignete Einrichtungen abschwächen lassen, und so geht auch aus den aus Amerika vorliegenden Berichten schon jetzt hervor, daß die Krisis viel weitere Kreise gezogen und ungleich größere Verheerungen angerichtet hätte, wenn nicht der Scheckverkehr in allen Bevölkerungskreisen fest eingewurzelt wäre. Wie würde sich wohl das deutsche Publikum, besonders der Kleinverkehr verhalten, wenn sich infolge Mangels an Barmitteln in allen Städten Abrechnungsstellen bilden, und wenn diese statt Bargeld ein privates Notstandsgeld in Form von Bankanweisungen ausgeben würden? Wir glauben, eine furchtbare Panik

*) „Die wirtschaftlichen Ziele und Vorteile des Scheck- und Postscheckverkehrs", Deutsche Revue (Januar 1908).

wäre unvermeidlich, während sich das amerikanische Publikum bald an dieses Geld gewöhnt hat, da ihm seit vielen Jahren die Scheckzahlung durchaus vertraut ist.

Da die Reichs- und Staatsbehörden in der letzten Zeit die Beamten durch Zirkulare immer wieder auffordern, sich ein Depositenkonto errichten zu lassen, mögen die Banken wohl voraussehen, daß sich der Staat für verpflichtet halten wird, diesen Depositengeldern möglichst große Sicherheit zu verschaffen. Hierzu wird ein Depositengesetz unvermeidlich sein, durch das entweder die Vorschläge Heiligenstadts verwirklicht (die Kreditinstitute führen 1 bis 2 Prozent der fremden Gelder als Reserve an die Reichsbank ab) oder besondre Vorschriften für die Verwendung der Depositen erlassen werden. Daneben wird zu berücksichtigen sein, daß die Lage der Banken nur dann als flüssig zu betrachten ist, wenn die Reichsbank stark genug ist, die Wechselbestände der Banken in kritischen Zeiten zu übernehmen. Demnach haben die Banken das größte Interesse daran, die Stellung der Reichsbank zu kräftigen und zu diesem Zweck Opfer zu bringen.

Reformbedürftig ist auch das Acceptkreditgeschäft der Banken. Es fehlt vor allem die Möglichkeit, den Acceptumlauf zuverlässig zu beurteilen. Die Banken haben ein Interesse daran, diesen Umlauf so klein wie möglich darzustellen, da man ihnen bei zu großem Umlauf ebenso Mißtrauen entgegenbringt wie jedem Kaufmann oder Privatmann, der über seine Kräfte Wechsel acceptiert. Deshalb benützen die Banken verschiedne Mittel, die wahre Sachlage zu verschleiern. Einen Teil der Accepte machen sie im Auslande zahlbar, einen andern Teil geben sie nicht den Kunden zurück, damit diese ihn bei andern Banken verkaufen, sondern sie kaufen diesen Teil der Accepte den Kunden selbst ab und behalten ihn im eignen Wechselportefeuille. Der Anteil dieser eignen Accepte am Portefeuille beträgt, wie Prion mitteilt, etwa 3 bis 5 Prozent. Es befinden sich also unter den Wechselbeständen der Banken, die als leicht greifbare Forderungen gegen Dritte gelten, bedeutende Beträge eigner Verpflichtungen. Diese künstlich zurückgehaltnen Accepte werden in Zeiten großen Geldbedarfs „in aller Stille“ (Prion, S. 91) durch eine Maklerfirma verkauft, nachdem alle etwaigen Spuren ihrer Herkunft sorgfältig verwischt sind, ein dringend weiterer Aufklärung und der Reform bedürftiges Verfahren! Ganz besondres Interesse haben die Banken daran, daß in der Bilanz am Jahresschluß der Acceptumlauf möglichst gering erscheint. Das wird dadurch erreicht, daß ein Teil des Acceptkredits über den Jahresschluß hinaus als Buchkredit geführt und erst später in Acceptkredit verwandelt wird. Prion führt (auf S. 232) noch weitere Arten der Bilanzverschleierung an. Die Art der Aufstellung von Bankbilanzen überhaupt ist sehr reformbedürftig. Undurchsichtig und ganz ungleichmäßig aufgestellt erschweren sie eine Beurteilung der wahren Vermögenslage außerordentlich.

Im vorstehenden sind nur einige Mängel des Geldmarktes und der

Bank- und Kreditorganisation kurz erwähnt worden. Das Arbeitsfeld der von der Regierung zu berufenden Enquetekommission ist viel ausgedehnter. Wir wünschen, daß die Zusammensetzung der Kommission eine recht glückliche sein möge, damit die schwierigen Aufgaben der Enquete restlos gelöst werden können.

Der Baubureaukratismus und seine kunstfeindliche Tendenz

Die staatlichen und kommunalen Baubureaux verdanken ihren Bestand vornehmlich einem ökonomischen Grundsatz der Staatsverwaltung. Die Bureaukratisierung des öffentlichen Bauwesens ergab sich aus dem rechnerischen Denken der unpersönlichen Verwaltung, die sich als Bauherr vor allem mit der Frage beschäftigt: Wie mache ich es am billigsten?

Mit persönlicher Initiative beriefen einst die Fürsten aus künstlerischen Gründen jene Architekten, die als Baukünstler im höchsten Ansehn standen. Noch im achtzehnten Jahrhundert umfaßte die Akademie als Pflegestätte das ganze Kunst- und Kunstgewerbeleben; sie war Bauakademie, und alle hohen und niedern Künste, also auch das Handwerk waren ihr angegliedert. Die Staatsbauten wurden von der Akademie ausgeführt, die Schüler und Handwerker, die bei entsprechender Befähigung akademische Künstler werden konnten, hatten Gelegenheit, sich an praktischen Arbeiten zu bilden. Der Staat beschäftigte seine Künstler. Sie waren freie Künstler, auch wenn sie den Titel Hofarchitekt führten. Die Baubehörde war bloße Rechnungsbehörde.

Als der unpersönlich gewordne moderne Verwaltungsstaat das Erbe der Fürsten angetreten hatte, übernahm der Bureaukratismus die Funktion des Architekten und schaltete die Bauakademie aus dem Zusammenhang mit den Staatsbedürfnissen aus. Die Akademie wurde ein Schattenbild; sie erzog freie Künstler, die vom Staat nichts zu hoffen hatten. Der Staat erzieht jetzt zwar Künstler, aber er verwendet nur Beamte.

Die Baukunst im Staatswesen stieg mit dem Ruhmessinn des persönlichen Bauherrn, aber sie verfiel durch den Sparsinn des unpersönlichen Bureaukratismus. Wir können die Konsequenzen aus der veränderten Lage ziehen. Es bieten sich Vergleichspunkte genug, zu bemessen, ob der Sparsinn des Bureaukratismus durch Umgehung der freien Künstlerschaft Gewinne oder Verluste gehabt hat; ferner, ob diese Gewinne oder Verluste künstlerischer oder finanzieller Natur oder beides zusammen sind. Um der vorherrschenden Betonung der Nützlichkeit zu genügen, mögen die finanziellen Ergebnisse des bureaukratischen Sparsinnes in der Staatsbauweise zuerst untersucht werden.

Die architektonische Tätigkeit der behördlichen Bauweise reicht über viele Jahrzehnte zurück; man hat erkannt, daß die von den behördlichen Baubureaux ausgeführten Bauten schier alle zwanzig Jahre nahezu umgebaut werden müssen. Die hohen Reparaturkosten oder die Instandhaltungskosten erreichen nach zwei Jahrzehnten in der Regel eine solche Höhe, daß sie das Baukapital nahezu verdoppeln und den Kosten einer Neuaufführung gleichkommen. Diese hohen Unterhaltungskosten sind das Ergebnis des Sparsinnes. Die scheinbar billige Bauausführung ergibt sich durch den im Submissionswesen entwickelten Grundsatz, daß der Billigste die Lieferung der Baumaterialien usw. bekommt. Die durch Konkurrenz erfolgende Preisunterbietung geht unfehlbar auf Kosten der Qualität und legt von vornherein den Vernichtungskeim in die nach dem Grundsatz der höchsten Billigkeit durchgeführten Bauwerke. Die erzwungne Billigkeit und der darauf beruhende Qualitätsmangel ist die Ursache fortwährender Schadhaftigkeit, Reparaturbedürftigkeit, kostspieliger Untersuchungen, Beaufsichtigungen und ähnlicher Übelstände.

Eine weitere Quelle der enormen Verteuerungen auf Staatskosten liegt in der Notwendigkeit, einen großen Beamtenkörper zu halten, der in Zeiten starker Bautätigkeit noch mehr anwächst und vom Staat auch in den Jahren geringerer Bautätigkeit erhalten werden muß. Um den Effekt jenes Sparsinnes genau zu berechnen, ist es nötig, die hohen Kosten des Baubeamtenetats während der unbeschäftigten oder wenig beschäftigten Zeit in Rechnung zu stellen; sie würden die Kalkulation der Bauämter wesentlich ungünstig verschieben. Um eines von vielen Beispielen anzudeuten, sei erwähnt, daß mit der Schaffung einfacher Schaufenster an einem bestimmten Staatsgebäude während eines halben Jahres zwei Oberbauräte und eine entsprechende Anzahl subalterner Architekturbeamten beschäftigt waren. Was kosten diese Schaufenster in Wirklichkeit? Und was würden diese Schaufenster nach dem Tarif der freien Architektenschaft kosten? Es ist nur einer der ungezählten Fälle, wo der baubehördliche Sparsinn im schreienden Mißverhältnis zu den verhältnismäßig verschwindenden Kostenansprüchen des Privatarchitekten steht. Um diesen kolossalen Budgetbelastungen einigermaßen entgegenzuwirken, ist die baubehördliche Architekturtätigkeit genötigt, bei den Ausführungs- und Lieferungsarbeiten auf möglichst große Billigkeit zu sehn und die verderblichste Wirkung des Submissionswesens zu fördern. Der Ruin des Gewerbes, die Bedrückung der Arbeitslöhne, die Verfälschung und Verschlechterung der Qualität, die wirtschaftliche Unterbindung der weitesten Volksschichten sind zum Teil auch der mittelbare oder unmittelbare Ausfluß der bureaukratischen Architekturtätigkeit, die ihr Daseinsrecht vornehmlich auf das Sparsystem gründet. Auch wenn in einzelnen Fällen ein Kompromiß versucht und der billigste Bewerber zuweilen ausgeschlossen wird, so kann aus naheliegenden Gründen die Baubehörde niemals dauernd die besten und darum teuersten Offerten berücksichtigen. Sie kann niemals das Prinzip der Qualität fordern, sie muß viel eher aus Selbsterhaltungstrieb das Gegenteil tun. Von

einem höhern, volkswirtschaftlichen Standpunkt aus gesehn erreicht sie ihre momentanen und daher nicht ausschlaggebenden Ersparnisse dadurch, daß sie die wirtschaftlichen Machtmittel der Nation, das heißt die qualitative Leistungsfähigkeit, den Preiswert für solide Arbeit und solides Material, den auch für die wirtschaftliche Wohlfahrt unerläßlichen Grundsatz der Anständigkeit und Rechtlichkeit im Konkurrenzkampf herunterbringt. Es muß in diesem Zusammenhang nur angedeutet werden, wie schwer der Wirtschaftskörper und namentlich seine große soziale Grundschicht durch solche vielverzweigte demoralisierende Wirkungen geschädigt wird.

Nach übereinstimmenden Beobachtungen und Erfahrungen verschlingen die Baubureaux für Projektierung und Bauleitung 12 Prozent der Bausumme, an manchen Orten etwas mehr, und es hat sich an Orten, wo diese Verhältnisse besonders ungünstig liegen, die Tatsache ergeben, daß der private Baukünstler Staatsaufträge mit dem vierten(!) Teil dieses Berechnungssatzes bewältigen konnte, wobei nicht zu vergessen ist, daß die von dem privaten Baukünstler gegebnen sonstigen Vorzüge noch viel größer sind. Wir wollen deshalb untersuchen, inwiefern auch der künstlerische Vorrang das Wirtschaftsbild günstig zu beeinflussen imstande ist.

Nach der baukünstlerischen Seite hin wird allgemein zugegeben, daß die behördlichen Baubureaux weder berufen noch imstande waren, künstlerische Werte zu schaffen. Die Beteiligten und die weite Öffentlichkeit wissen genau, daß der unpersönliche Baubureaukratismus zwar ein Bauschema aber keine Baukunst schaffen kann. Wie jede Kunst, ist auch die Architektur das Werk einer persönlichen Gestaltungskraft. An dem Entwurf der Baubureaux arbeiten bekanntlich viele Beamtenhände. Der Entwurf für einen beschloßnen Neubau läuft durch einen langen Instanzenweg mit vielen Prüfungen und Abänderungen, sodaß zwischen Vorentwurf und Endentwurf oft ein bis zwei Jahre liegen, und aus den persönlichen und künstlerischen Merkmalen, wenn solche überhaupt vorhanden waren, ein unpersönliches, mehr oder weniger schematisches Produkt geworden ist, das viele Urheber hat und doch keinen. Mit der Aufhebung der persönlichen Urheberschaft erlischt natürlich die persönliche künstlerische Verantwortung und der persönliche künstlerische Ehrgeiz. Das Werk der Anonymität wird höchstens durch die Vormundschaft des vorgesetzten Funktionärs benannt. In diesem Zusammenhang sind die Ausführungen des Regierungsbaumeisters Walter Lehweß in der Berliner Täglichen Rundschau von besonderm Interesse. Er sagt:

„Wenn die Notwendigkeit eines Neubaues festgestellt und ein Grundstück erworben ist, bekommt der Kreisbauinspektor des betreffenden Bezirks den Auftrag, auf Grund eines von den beteiligten Behörden gemeinsam aufgestellten Bauprogramms einen Vorentwurf auszuarbeiten; dieser wird auf der zuständigen Regierung von einem technischen Dezernenten geprüft und mehr oder weniger verändert (Revision) und geht dann an das Ministerium der öffentlichen Arbeiten, wo er nochmals geprüft und geändert wird (Superrevision). Nach diesem doppelt

geänderten Vorentwurf hat dann der Kreisbauinspektor einen »ausführlichen Entwurf« aufzustellen, der wiederum die beiden genannten Instanzen durchläuft und natürlich wiederum allerlei Abänderungen erfährt. Dann bekommt ihn der Kreisbauinspektor zurück mit dem Auftrage, ihn auszuführen, wozu ihm bei größern Aufgaben ein Regierungsbaumeister zugeteilt wird. Bedenkt man, daß zwischen Bearbeitung des Vorentwurfs und des Entwurfs oft ein bis zwei Jahre liegen, also die in Betracht kommenden Dienststellen inzwischen leicht durch andre Personen besetzt sein können, so ergibt sich, daß im günstigsten Falle drei, im ungünstigsten Falle sechs, mit dem bauleitenden Regierungsbaumeister sieben verschiedne Personen an der Bearbeitung der Baupläne beteiligt sind. Jeder von ihnen hat eine andre Auffassung, und jeder möchte sich gern betätigen und seine Neigungen zur Geltung bringen. Durch das Mitwirken so vieler Kräfte bei einem Entwurf erklärt sich auch das Fehlen des Künstlernamens bei den ausgestellten Arbeiten des Ministeriums der öffentlichen Arbeiten. Wer sollte genannt werden? Der Kreisbauinspektor, oder der Dezernent im Ministerium, oder ein zufällig mit der Bearbeitung im Ministerium betrauter Hilfsarbeiter? Vor einigen Jahren hatte der verstorbne Geheime Oberbaurat Kieschke, ebenfalls auf der großen Berliner Kunstausstellung, seinen Namen als Architekt unter eine Anzahl von Blättern gesetzt, die in seinem Dezernat entstandne Bauten darstellten. Das gab viel Verstimmung."

Es darf nicht verwundern, daß sich Baukünstler, die stark genug sind, auf ihre eigne Kraft zu vertrauen, in der Regel nicht entschließen, Baubeamte zu werden. Es gibt zwar einzelne Fälle, wo tüchtige Baukünstler in solchen leitenden Stellen stehn, aber es sind Ausnahmen. Es gibt auch Fälle, wo es künstlerisch begabten Baubeamten möglich war, ihre Absicht mit verhältnismäßig großer Konsequenz durchzusetzen und anerkennenswerte Leistungen hervorzubringen, wie zum Beispiel bei dem neuen Dresdner Landgericht von Oskar Kramer der Fall ist. Es gibt gewiß noch mehrere solcher Beispiele, aber alle diese Fälle sind im Vergleich zu dem überwältigenden Schematismus der bureaukratischen Bautätigkeit seltne Ausnahmen. Es kann sogar auch zugegeben werden, daß die allgemein herrschenden modernen Ideen, die auf Sachlichkeit und Vermeidung der Stilnachahmung gerichtet sind, auch auf den Bauschematismus der Architekturbehörden eingewirkt haben. Aber in allen diesen Erscheinungen ist der Mangel eines selbständigen baukünstlerischen Wertes eine ebenso betrübende wie selbstverständliche Tatsache. Der bloße Reflex moderner Architekturmotive, der sich an dieser Bauweise kundgibt, gibt ihnen noch keinen höhern Rang. Die Regel ist, daß ein Mann mit baukünstlerischer Begabung den behördlichen Baudienst entweder ganz vermeidet, ihn nach kurzer Versuchszeit wieder verläßt, oder wenn er bleibt darin, zur Unproduktivität verdorrt.

In den letzten Jahrzehnten haben die meisten europäischen Städte ihren baukünstlerischen Charakter eingebüßt und die eintönige Uniform der behördlichen Bauweise angelegt. Die behördlichen Bauvorschriften, Regulierungspläne und

UNIVERSITY OF CALIFORNIA

Baupläne sowie die behördliche Bautätigkeit hat allenthalben Zwangsvorbilder geschaffen, die in der ganzen heutigen Kulturwelt als unerträgliche Öde und Häßlichkeit empfunden werden. Ein Vergleich der künstlerischen Baugesinnung des achtzehnten Jahrhunderts mit der bureaukratischen Baugesinnung des neunzehnten Jahrhunderts drängt sich auf Schritt und Tritt auf und offenbart den ästhetischen Niedergang unsrer Zeit. Was unsre Städte an künstlerischer Bauschönheit bergen, entstammt der ältern Zeit. Es sind Werte, die jahrhundertelang ihre Anziehungskraft bewahrt haben und die Menschheit ewig um sich versammeln und mit Freude erfüllen werden. Was diese Städte an abstoßenden schematischen Bauerscheinungen aufweisen, entstammt unserm bureaukratischen neunzehnten Jahrhundert und wird ewig eine Quelle des Verdrusses sein. Es ist unberechenbar, was etwa eine Stadt wie Dresden der künstlerischen Baugesinnung eines August des Starken wirtschaftlich und ästhetisch verdankt. Unaufhörlich und mit unerschöpflicher Ergiebigkeit fließen diese Quellen. Der Verlust wäre unberechenbar, den Dresden ohne die glorreiche Baugesinnung Augusts des Starken tragen müßte. Überall liegt die drohende Gefahr nahe, daß die Städte einmal bei dem Fortschreiten einer unkünstlerischen Baugesinnung aufhören müssen, die gepriesnen Orte der Schönheit und Wohnlichkeit zu bleiben und deshalb auch wirtschaftlich sinken müssen.

Der vollständige Mangel an künstlerischem Empfinden ist die Folge einer bureaukratischen Praxis, die jede persönliche Initiative unterbindet. Wenn auf diesem Wege einmal ein wirklich origineller Entwurf zustande kommen könnte, würde es wenig bedeuten, weil der ästhetische Wert einer künstlerischen Schöpfung nicht allein von dem vorzüglichen Entwurf, sondern auch von der materialechten vorzüglichen Bauausführung abhängt, die niemals ganz billig sein kann, und die bei dem falschen Sparsystem der bureaukratischen Baupraxis meist ganz ausgeschlossen ist.

Das meiste, was die Neuzeit an künstlerisch hervorragenden Bauwerken hervorgebracht hat, ist nicht von den behördlichen Baubureaux, sondern von der privaten Baukünstlerschaft geschaffen worden. Aus wirtschaftlichen und künstlerischen Gründen muß man deshalb verlangen, daß die hervorragendsten und tüchtigsten Baukünstler einer Stadt und eines Landes mit den Bauaufgaben betraut werden, die der Staat und die Städte zu vergeben haben. Diese Forderung beruht auf folgenden Erwägungen: Es ist für die wirtschaftliche und geistige Entwicklung keineswegs gleichgiltig, wie es mit dem Bauen unsrer Zeit bestellt ist. Nachdem die Erfahrung gezeigt hat, daß von Amts wegen nicht Kunst hervorgebracht werden kann, und da nach allgemeiner Erkenntnis der dauernde Bauwert nur in seinen künstlerischen und qualitativen Eigenschaften besteht, so ergibt sich ohne weiteres, daß die Baubehörden berufne freie Baukünstler heranziehen und ihnen die Bauaufträge übertragen müssen. Die bestehenden Baubureaux sollten nicht erweitert, sondern in bloße Rechnungsbureaux umgewandelt werden. Als solche wären sie berufen, den mit öffentlichen Bau-

Digitized by Google

ausführungen betrauten freien Architekten eine drückende geſchäftliche Laſt abzunehmen, vorausgeſetzt, daß ſie ſich des Einfluſſes auf die künſtleriſche Löſung enthielten. Hervorragende Baukünſtler, die zur Übernahme von Staatsaufträgen berufen ſind, ſollten damit die Verpflichtung übernehmen, den Nachwuchs auszubilden. Auf dieſe Weiſe würde die bautechniſche und baukünſtleriſche Ausbildung von vornherein auf praktiſche Grundlagen geſtellt. Den Bauſchulen und Bauakademien muß durch ſolche Reorganiſation wieder eine lebensvolle Bedeutung wiedergegeben werden, und die Akademie muß als Stätte aller künſtleriſchen, plaſtiſchen, maleriſchen und kunſtgewerblichen Ausbildung wieder eine praktiſche Bedeutung erlangen. Es iſt ſelbſtverſtändlich, daß der Baubedarf von Staat und Stadt nicht nur monumentale Aufgaben, ſondern eine überwiegende Summe von kleinen, ſcheinbar unbedeutenden und nichtsdeſtoweniger notwendigen Aufgaben umfaßt; aber auch dieſe kleinen Alltagsbauaufgaben müßten mit derſelben Gediegenheit wie die großen ausgeführt werden, wenn das Baubild wieder auf der Höhe ſeiner Kultur ſtehn ſoll. Gerade dieſe kleinen praktiſchen Alltagsaufgaben würden für die jungen, noch unter der Führung des Meiſters ſtehenden Künſtler eine ausgezeichnete Gelegenheit zur Erprobung der wachſenden Kraft ſein und von ihnen ohne Frage mit größerm Verſtändnis und ſicherm künſtleriſchem Takt gelöſt werden als von den unperſönlichen Organen des Bureaukratismus.

Dresden Joſeph Aug. Lux

Fürſtin Pauline zur Lippe

Von Siegfried Fitte

Ein heitrer Geiſt, ein ſtilles Landgut nur,
Ein Muſenſitz, im Schoße der Natur,
Ein kleines Haus, in eines Waldes Mitte,
Sieh, Freund, das iſt das Los, das ich mir einſt erbitte.

Wie mag der biedere Kanonikus von Halberſtadt behaglich geſchmunzelt haben, als er dieſes Bekenntnis las, das ſeinem eignen, beſcheidnen Lebensideal ſo vollkommen entſprach: eine Fürſtentochter, ein hübſches ſechsundzwanzigjähriges Mädchen, das die Hütte dem Palaſt vorzog, deſſen „Wünſche im Mittelſtande ſäumten“.

Von Politik will ich entfernt gern bleiben,
Will keinem Unrecht tun, kein Todesurtel
ſchreiben;
Der Menſchheit leiſes Wohl iſt jedes Weſens
Pflicht:
Regentin aber bin, Regentin werd ich nicht.

Der alte Gleim erlebte es noch, daß dieſe Freundin der Idylle und der ſüßen Ruhe als Regentin an die Spitze eines kleinen Staates geſtellt wurde. Und wenn ſie auch keinem Unrecht zu tun und kein Todesurteil zu unter-

schreiben brauchte, so konnte sie doch den Sorgen der Politik nicht aus dem Wege gehn, und in den Wirren einer harten und rücksichtslosen Zeit gelang es ihr nur mit vieler Mühe, ihrem Sohne das väterliche Erbe zu retten.

Die junge Prinzessin, die mit dem allbekannten Freunde und Gönner aller aufstrebenden Talente in ziemlich regelmäßigem Briefwechsel stand und sich von seiner Muse beeinflussen ließ, war Pauline von Anhalt-Bernburg. Ein General Napoleons verglich die spätere Regentin von Lippe einmal mit der mächtigen Katharina der Zweiten und meinte, daß es diese Fürstinnen aus dem Hause Anhalt verstanden hätten, das Zepter zu tragen und die Bewunderung Europas und der Welt zu erringen. Ganz unrecht hat der Schmeichler nicht. In ihren enger gezognen Grenzen hat Pauline sicherlich ebenso großes erreicht wie die kleine Zerbsterin, die durch eine Laune des Schicksals nach Rußland verschlagen wurde.

Paulinens Vater, Fürst Friedrich Albrecht von Anhalt-Bernburg, ein jüngerer Zeitgenosse des großen preußischen Königs, war ein tüchtiger Verwalter seines kleinen Landes, das sich als schmales Gebiet von der untern Saale bis an den Fuß des Harzes erstreckte. In Ballenstedt wurde Pauline am 23. Februar 1769 geboren. In kräftiger Bergluft wuchs sie auf, und ihr ganzes Leben lang hat sie sich ein inniges Verhältnis zu der sie umgebenden Natur bewahrt. Eins ihrer besten Gedichte preist das Erwachen des Frühlings in zarten und tiefempfundnen Versen. Sie liebte es, die Sonne über den Bergen aufgehn zu sehen, und fühlte sich dann höhern Sphären näher gerückt. Die Mutter hatte sie bald nach der Geburt verloren. Desto liebevoller nahm sich ihrer der Vater an. Sie erhielt eine sehr sorgfältige und besonders für die damalige Zeit recht ungewöhnliche Erziehung und lernte zusammen mit ihrem einzigen, etwas ältern Bruder nicht nur Französisch, sondern auch Latein. Wie eine Gymnasiastin von heute las sie Tacitus und Vergil. Auch das Italienische war ihr nicht fremd, und sehr leid tat es ihr, daß sie keine Gelegenheit hatte, Englisch zu lernen, und darum Gibbon, Hume und die berühmten Moralphilosophen nur in der Übersetzung lesen konnte. Eine unermüdlich lernbegierige Natur, hielt sie jeden Tag für verloren, an dem sie nicht neue Kenntnisse erworben hatte. Ein Büchermensch, eine trockne Stubengelehrte wurde sie trotzdem nicht. Sie hatte einen offnen Blick für das, was in der Welt vorging, und einen stark ausgebildeten praktischen Sinn, und da sie für ihren Vater längere Zeit alle Kanzleigeschäfte besorgen mußte, fand sie sich in den Akten und in der Staatsverwaltung bald ebenso leicht zurecht wie in der schönen Literatur. Dagegen sagten die nichtigen Tändeleien des Hoflebens ihr nicht zu. Wenn sie bei Festen und Empfängen ganze Tage mit alltäglichen Gesprächen zubringen mußte, kam sie sich wie eine Sklavin vor und dankte Gott, daß sie nur Kopien großer Höfe kannte. Auch dort gab es für ihren Geschmack schon „Kabalen und Truglarven" genug, und sie war erstaunt, bei den Höflingen, durchlauchtigen und nicht durchlauchtigen, noch hin und wieder

Güte und Geist zu entdecken: „wie viele treffliche Anlagen müssen im Menschen liegen, da sie zu verschrauben oft bei aller Mühe nicht möglich wird.“ Sie spann sich gern in die Einsamkeit ein und wollte von der großen Welt und ihrem sinnlichen Jubel nichts wissen. Doch verschmähte sie es nicht, ihr kleines poetisches Talent in den Dienst des Hofes zu stellen, wenn es galt, den Geburtstag eines Angehörigen zu feiern. Auch Jagdlieder von ihr wurden einmal an die Jagdgesellschaft verteilt. Ihre Verse, meist Gelegenheitsverse oder Übersetzungen aus dem Lateinischen, sind nicht immer glatt und geschmackvoll, aber auch nicht viel schlechter als manche Gedichte ihres Lehrmeisters Gleim. Der Alte, der mit dem Ballenstedter Hofe seit lange nachbarliche Beziehungen hatte, war glückselig über die gelehrige Schülerin und pries sie als „die einzige Fürstin unsers lieben Vaterlandes, die den deutschen Musen opfere“. Pauline war zu verständig, auf ihre Reimereien großen Wert zu legen. „Nur selten und schüchtern, so schreibt sie selbst, wage ich den Musen zu opfern, aus Furcht, mein Weihrauch möchte als mittelmäßiges Rauchwerk den neun vergötterten Schwestern mißfallen.“ Es waren für sie Beschäftigungen müßiger Stunden, der Ehrgeiz der Dichterin lockte sie nicht. Aber ein heißes Verlangen, ihre Gedanken und Empfindungen auch in den Herzen andrer wieder erklingen zu lassen, war schon früh in ihr lebendig; sie wollte wirken und schaffen, den Menschen nützen und sie besser und glücklicher machen. So setzte sich das neunzehnjährige Mädchen an den Schreibtisch und schrieb eine Abhandlung — „Über den Tanz, in Rücksicht seiner Wirkung auf das weibliche Herz.“*)

Wie unjugendlich, wie kalt und übernünftig! wird man sagen. Man denkt an Friederiken, die sich mit dem Straßburger Studenten so fröhlich im Kreise drehte, an Lotten, die mit Werthern zum Balle fuhr. Auch Pauline verwahrt sich dagegen, eine „grämliche Moralistin“ zu sein. Aber sie hat über diese Beschäftigung, die, wie sie aus Selbstprüfung und Erfahrung weiß, so heftig auf Herz und Sinnlichkeit wirkt, viel nachgedacht und durch zwei jüngst erschienene Romane des bekannten Modeschriftstellers Joh. Timotheus Hermes noch eine besondre Anregung empfangen. Daß eine junge und hochgebildete Dame an diesen seicht und unerträglich breit geschriebnen Geschichten Geschmack finden konnte, erscheint uns heute unbegreiflich. Doch gerade das, was uns so unangenehm berührt, die lehrhafte Tendenz, die Absichtlichkeit im Moralisieren, gefiel den damaligen Lesern. Und so mochte es auch Paulinens Herz hoch befriedigen, als sie bei dem Verfasser von „Sophiens Reise von Memel nach Sachsen“ las, wie sündhaft und für die Gesundheit schädlich der Tanz sei. Diesen Gedanken führt sie nun weiter aus, und abgesehen von einigen Verstiegenheiten und Wunderlichkeiten, durchaus nicht ungeschickt. Sie schreibt, besonders für eine Prinzessin jener Zeit — man vergleiche die deutschen Briefe

*) Wieder entdeckt und mit dem weiter unten erwähnten Aufsatz herausgegeben von Hans Schulz. (Zur Frauenzimmermoral, Leipzig, 1903.)

der Königin Luise — einen recht flüssigen und gewandten Stil, und ein liebenswürdiger Geist, ein für das Wohl der Menschheit warmfühlendes Herz leuchtet überall hindurch. Wenn der Tanz selten und mäßig genossen wird, hält sie ihn für eine ganz heilsame körperliche Bewegung und macht deshalb den seltsamen Vorschlag, „Frauenzimmerbälle“ zu veranstalten. Denn der Tanz mit Männern schadet der weiblichen Schamhaftigkeit und Sittsamkeit, das Blut gerät in Wallung, Triebe erwachen, die sonst tief in der Seele verborgen sind, Eitelkeit und Gefallsucht werden gefördert. Dabei will sie nicht einmal von „dem frechen und sinnlichen Tanz der Deutschen“ reden — sie meint den Walzer, der sich damals immer mehr in der Gesellschaft Eingang verschaffte. Ein Frauenzimmer, das diesen oft mit einem ihr nicht unangenehmen Liebhaber tanzt, gibt sie schon halb verloren: „denn mit welchem Mut wird sie dem Manne etwas versagen, der sie im Augenblick vorher an sein laut klopfendes Herz drückte, dessen Arme voll kochenden Blutes sie fest umfaßten und wild im rauschenden Wirbeltanze drehten.“ Man sieht, Pauline steuert ganz im Fahrwasser jener Sittenschildrer aus der Schule Richardsons, die, um ihren Lehrsatz zu beweisen, auch vor der Ausmalung des Verfänglichen und Häßlichen nicht zurückschrecken. Wie merkwürdig, wenn eine Neunzehnjährige von „dem wollüstigen Kitzel“ redet, den der Tanz bei Männern erweckt, oder von dem schmeichelnden Verführer, der das durch den Tanz, vielleicht auch noch durch Weingenuß aufgeregte Mädchen nach Hause begleitet und in der einsamen Stille der Nacht ihren keuschen Widerstand besiegt! Kopfschüttelnd fragt man sich, wo eine junge durch die Etikette sorgsam behütete Prinzessin solche Beobachtungen gemacht haben kann, und man wird wieder auf jene moralischen Familienromane hinweisen müssen, die in ihrem Streben nach anschaulicher Belehrung soviel Unnatürliches und Gekünsteltes bringen.

Paulinens Aufsatz erschien ohne ihren Namen in einem von einem wohlmeinenden Theologen herausgegebnen „Jahrbuch für die Menschheit“. Sie lieferte dafür noch einen zweiten Beitrag mit der Überschrift „Über die jetzt allgemeine Gewohnheit, jungen Frauenzimmern Talente zu geben“ und entsprach so vortrefflich dem Zweck jener Zeitschrift, die es sich zur Aufgabe gemacht hatte, „die häusliche Erziehung, die häusliche Glückseligkeit und die praktische Menschenkenntnis zu fördern“. Dieser zweite Aufsatz mutet uns natürlicher an, er enthält manchen beherzigenswerten Gedanken. Pauline ist keine ausgesprochne Gegnerin des Zeichnens und der Musik und wendet sich nur gegen die Modetorheit, das, was nur eine Nebenbeschäftigung, eine kleine Annehmlichkeit des Lebens sein soll, auf Kosten der häuslichen Pflichten zur Hauptsache zu machen. Besonders für die niedern und mittlern Stände gilt das. Denn hier hängt das ganze Glück und die Vermögenserhaltung des Mannes von dem Fleiß und dem Ordnungssinn der Frau ab. Durchaus verwerflich aber erscheint es ihr, mit diesen kleinen Talenten vor der Öffentlichkeit zu prunken oder sie gar als Lockmittel für die Männer zu benutzen. Wenn sie

Töchter hätte — auch ein wunderliches Wort aus dem Munde einer neunzehnjährigen Weisheit —, so würde sie ihnen zwar Talente geben, aber heimlich, ohne daß es jemand erführe, damit sie dereinst ihre Gatten überraschen könnten, wenn Hymen das Band der Liebe schon fest gewunden, um sie so zu überzeugen, daß sie sich diese Vollkommenheit allein für sie erwarben.

Eine Emanzipierte — das erkennt man deutlich — ist Pauline nicht, trotz ihrer ernsten Denkart und ihrer weit über das Durchschnittsmaß der damaligen Mädchenbildung hinausgehenden Kenntnisse. Die Frau scheint für sie nur dazu da zu sein, dem Gatten die Sorgen von der Stirn fortzuscheuchen und ihm die Häuslichkeit so angenehm wie möglich zu machen. Doch für die höhern Stände läßt sie eine Ausnahme gelten. Fast wie wenn sie ihr künftiges Schicksal voraussähe, wirft sie die Frage auf, ob ein Frauenzimmer mit hervorstechenden Talenten, aber mit einem ungebildeten Herzen zur Ratgeberin, zur Erzieherin, zur Vormünderin und endlich — zur Regentin geschickt sein könne. Pauline war nicht nur klug und geistvoll, sondern auch eine sehr anmutige Erscheinung mit seinem, regelmäßigem Gesicht und kräftig gezeichneten Brauen, unter denen ein Paar wundervolle Augen offen und frei in die Welt blicken. Nur ihre Gestalt neigte schon in der Jugend etwas zur Fülle, und später machte sie sich gern selbst über ihr Embonpoint lustig. Sie war einundzwanzig Jahre alt, als sich ihr zum erstenmal ein Freier mit ernsten Absichten näherte. Es war der junge Fürst Leopold zur Lippe-Detmold, der von Leipzig, wo er studierte, immer in den Ferien nach Ballenstedt herüberkam und von dem Vater und dessen Ratgebern sehr begünstigt wurde. Paulinen dagegen gefiel er gar nicht, sein wenig anziehendes Äußere flößte ihr geradezu Widerwillen ein. Sie fand ihn auch willensschwach und geistig unbedeutend, sodaß er völlig dem Idealbilde widersprach, das sie sich von ihrem künftigen Gatten entworfen hatte. Zu diesem Manne konnte sie nicht mit Verehrung und unbeschränktem Gehorsam emporschauen, sie fühlte sich ihm überlegen. Trotzdem war sie schon beinahe entschlossen, dem Drängen ihres Vaters nachzugeben, als sie auch über das sittliche Verhalten des jungen Fürsten sehr ungünstiges erfuhr. Man sagte zwar, er habe sich aus Liebe zu ihr schon gebessert, und seine Tugend stehe nun desto fester. Aber das streng denkende Mädchen ließ sich nicht überreden, dieser Freier war abgetan. Bald darauf machte der Detmolder so törichte Streiche und verfiel in eine so schwere Gemütskrankheit, daß er entmündigt werden mußte. Bekanntlich ist auch sein Enkel, der letzte seines Stammes, vor einigen Jahren in einer Heilanstalt gestorben.

Von dieser Seite hatte Pauline nun Ruhe, und einen köstlichen Gewinn hatte ihr die leidige Angelegenheit noch dazu eingetragen: eine Herzens- und Seelenfreundschaft mit einem gleichgesinnten Gefährten, in der sich ihr schwärmerisches Empfinden voll ausleben konnte. Der damalige Erbprinz, spätere Herzog Friedrich Christian von Augustenburg war ihr kein Fremder. Die frühverstorbnen Mütter der beiden waren Schwestern gewesen. Der Prinz hatte als

Student die Verwandten am Harz bisweilen aufgesucht, und drei Jahre vor der unglückseligen Werbung war auch Pauline mit ihrem Vater in Holstein gewesen und hatte sich dort besonders eng an ihre Cousine Luise angeschlossen. Dem Vetter trat sie erst näher, als er — gerade zu der Zeit, wo der Detmolder schriftlich um sie anhielt — mit seiner jungen Frau wieder nach Ballenstedt kam. Ob sich Pauline damals in ihrer Not an ihn gewandt, oder ob er nach seiner Abreise aus freien Stücken Erkundigungen über den lästigen Freier eingezogen hat, geht aus ihren Briefen nicht deutlich hervor. Ohne Zweifel aber war es sein Bericht, seine Warnung, die Paulinens Widerstand entschied. Sie nennt ihn ihren „edeln Ritter", ihren „brüderlichen Freund"; seine Hand, „die Hand eines hilfreichen Engels", hat sie vor dem Abgrund gerettet. Und nach diesem ersten feurigen Hymnus des Dankes entspinnt sich zwischen den beiden einer jener Briefwechsel, wie sie das empfindsame Zeitalter liebte.*)

Der Augustenburger, als hochherziger Wohltäter Schillers allgemein bekannt, war klein und unansehnlich von Gestalt, aber begeistert für alles Schöne und Edle, verstand er auch wieder Begeisterung einzuflößen. So brachte er denn in Paulinens Leben, das bis dahin an dem kleinen Hofe ziemlich einförmig verlaufen war, einen neuen, reichen Inhalt. Endlich hatte sie ein empfängliches Herz gefunden, dem sie ihre Sorgen und Kümmernisse, vor allem aber ihre Gedanken und Ansichten über Welt und Menschen, über die kleinen und großen Dinge des Lebens anvertrauen konnte. Sie sah den Vetter nur selten, bei seinen flüchtigen Besuchen in Ballenstedt. „Ihr einziges, wenn auch unvollkommnes Ergänzungmittel" war dieser „liebreiche" Briefwechsel, der aber gerade durch den Schmerz der Entsagung für sie vielleicht noch einen Reiz mehr erhielt. Durch keine äußerlichen Umstände und Rücksichten gehemmt, konnten sich die Seelen um so leichter in der Welt der Gedanken finden. Man schrieb damals nicht bloß Briefe, um sich Mitteilungen zu machen, sondern man schrieb Briefe, die zugleich Selbstbekenntnisse waren, man legte Wert auf einen gewählten Ausdruck, man wollte schöne Empfindungen in dem Freunde erwecken. Auch Paulinens Briefe tragen dem Geschmack der Zeit Rechnung. Manchen Satz, manche Wendung kann man heute nicht ohne Lächeln lesen. So hat sie ihm einmal zum Geburtstage eine Weste gestickt und bittet ihn nun, wenn er sie zu tragen würdige, der liebevollen Freundin zu gedenken, die bei jedem Stich Segen für ihn vom Himmel erflehte. Seine Freundschaft ist ihr köstlichstes Gut, sie zittert, es zu verlieren. Als er ihr bei einem Besuch in Ballenstedt — für sie ein „Silberblick von Glück" — zu kalt und gleichgiltig erschienen ist, fragt sie in banger Sorge, worin sie gefehlt, wodurch sie ihr Glück verscherzt haben könnte. Und am Schlusse dieses Briefes versichert

*) P. Rachel, „Fürstin Pauline zur Lippe und Friedrich Christian von Augustenburg". Briefe aus den Jahren 1790 bis 1812. Leipzig, 1903, Verlag von Wilh. Weicher (mit einer wertvollen Einleitung).

sie: „Wenn gleich ich Ihnen nicht mehr lieb bin, so sind Sie es doch mir, solange dieses Auge offen ist, diese Brust atmet und wahres Verdienst zu schätzen weiß.“ Ist das noch die Sprache der Freundschaft, ist das nicht schon ein Liebesgeständnis? Eine junge Dame von heute würde gewiß nicht so schreiben; aber in jener gefühlsseligen Zeit trieben sogar die Männer untereinander einen förmlichen Kultus mit Liebesbeteuerungen. Pauline war auch eine zu gesunde Natur, als daß sie sich einer hoffnungslosen Leidenschaft für einen verheirateten Mann hingegeben hätte, und darum braucht man es ihr nicht als Heuchelei oder berechnende Klugheit auszulegen, wenn sie auch mit der jungen Frau des Vetters gute Freundschaft hielt. Ja die Harmlosigkeit dieser Beziehungen geht so weit, daß sie auch ihre Zukunft mit dem Familienkreis des Freundes verflechten möchte. Gleich ihrer Cousine Luise widerstrebte sie Hymens Fesseln, und beide hatten es sich sehr schön ausgemalt, nach dem Tode ihrer Väter zusammenzuziehen und die eine Hälfte des Jahres am Harz, die andre in Holstein zuzubringen. Dort würden Gattin, Schwester und Freundin den Freund umgeben, und um das Glück zu vollenden, dachte sich Pauline noch „kleine Geschöpfe“ dazu, an deren Erziehung sie mitarbeiten wollte. Die Begeisterung macht sie zur Dichterin:

Ach größre Freunde gibt es nicht,
Als in dem Circul seiner Teuren,
Mit jedes jungen Tages Licht
Die Lieb und Achtung warm erneuren,
Die ihnen jeder Blick verspricht,
Wenn Sympathie sie uns verbindet
Und Geist und Herz in ihnen findet,
Was leider uns bisher gebricht.
Dann lebt in einem Jahr man mehr,
Als sonst in zwanzig langen Jahren
Und findet es von Kummer leer,
Ein Glück sonst nimmer widerfahren.

Die Verse sagen klar, was dieser Briefwechsel für Pauline bedeutete. Es war für sie mehr als eine bloße Unterhaltung, „ein entzückendes Geschäft“. Im anregenden und belehrenden Verkehr mit dem Freunde entfaltete sich ihr Geist, ihr Wissen und Menschentum zur schönsten Blüte, und auch der Augustenburger, der über den Wert des fürstlichen Standes sehr gering dachte, bekannte freudig, daß sie „eine Ausnahme aus seiner Fürstenkategorie“ sei.

Nicht immer freilich war sie geneigt, seinen Gedankengängen zu folgen. Für die Philosophie Kants konnte sie sich, obgleich ihr der Vetter zum bessern Verständnis die Reinholdschen Briefe empfohlen hatte, nicht recht erwärmen. Die Skepsis des großen Weisen ängstigte sie: er beraubte sie einiger Gewißheiten, die sie sich höchst ungern nehmen ließ. Ebensowenig glückt es dem weltbürgerlich gesinnten Prinzen, sie für die Französische Revolution zu begeistern, die er gleich vielen der Besten seiner Zeit als die Sache der Menschheit mit großem Jubel begrüßt hatte. Echt weiblich ist es, daß sie seine Schwärmerei für Mirabeau, „den gottlosen Sohn, den Störer ehelichen Friedens, den Wollüstling“, unbegreiflich findet. Aber sie urteilt auch merkwürdig kaltblütig über die neugeborne Freiheit, die wie eine strahlende Sonne jenseits des Rheins aufgegangen war. Schon im Mai 1791 meint sie bedächtig, erst die

Zukunft müsse lehren, ob die Umwälzung für Frankreich heilsam wäre. Die Demütigung und Schändung des Königtums nach dem verunglückten Fluchtversuch erfüllt sie mit tiefster Entrüstung, und voll banger Ahnung sieht sie noch mehr ähnliche und noch schrecklichere Vorfälle voraus. Die Begeisterung des Freundes ist ein schöner Irrtum, der seinem Herzen Ehre macht. Nicht ohne einen gewissen Triumph stellt sie fest, daß er immer kleinlauter wird und sich zuletzt auch mit Entsetzen von den Greueltaten der Pariser Schreckensmänner abwendet. In diesem Hasse gegen die Revolution ist sie mit dem alten Gleim einig, und wie dieser nicht müde wurde, „die Tigernation" mit der Feder in der Hand zu bekämpfen, so richtete Pauline einen leidenschaftlichen, wenn auch dichterisch nicht recht gelungnen Aufruf an die Franzosen:

O was ist aus euch geworden,
Welche Schandtat war es nicht,
Euren guten Ludwig morden —
Weinen ist Europas Pflicht.

Doch Europa soll nicht bloß weinen, sondern auch handeln und die Franken aus der edeln Völker Reihen ausstoßen. Leider entsprach der Verlauf des ersten Koalitionskrieges sehr wenig den allgemeinen Erwartungen, die republikanischen Heere gingen von der Verteidigung bald zum Angriff über, und mit Schrecken erkennt Pauline die furchtbare Gefahr für ihr armes Vaterland. Sie klagt über die Uneinigkeit der Verbündeten, und jeder Sieg der Franzosen ist ihr ein „Stich ins deutsche Herz". Denn sie war früher „eine Tochter Thuiskons" als eine Weltbürgerin. Bisweilen mag sie von Politik gar nichts mehr hören, und es wird ihr nicht leicht, mit dem philosophischen Vetter in allen diesen Weltbegebenheiten die Weisheit des Allgütigen und den Endzweck der allgemeinen Vervollkommnung zu erkennen. Als sie ihn über den Tod seines Vaters trösten will, schreibt sie: „Jetzt, wo jeder Blick um uns her, jeder Vorfall in der Zeitgeschichte die Seele erschüttert, bedarf man mehr als jemals innerer Hilfsquellen, jetzt ist jeder höchst unglücklich, der nicht sich selbst genügt, nicht im eignen Busen Unterhaltung und sanften Frieden schöpft."

Pauline gehörte nicht zu diesen unglücklichen Naturen. Sie hatte ihre Bücher und den Verkehr mit dem Freunde, und dadurch wurde sie auch für manches Unangenehme und Widrige entschädigt, was sie in ihrer nächsten Umgebung erlebte. Das Verhältnis zu ihrem Vater war nicht mehr so herzlich und ungetrübt wie einst. Der Fürst alterte früh und ließ seine verdrießliche Laune oft an der Tochter aus, die ihn nicht nur in seiner Krankheit treu pflegte, sondern auch bei der Regierung des Landes in wertvollster Weise unterstützte. Gerade das aber schuf ihr am Hofe viele Feinde. Pauline war, wie sie selbst später einmal eingesteht, etwas heftig, und „der entscheidende Ton", der der Regentin von Lippe nicht übel anstand, mag damals, als sie noch die kleine Prinzessin von Ballenstedt war, oft genug verletzt haben. Sie klagte, daß sie verkannt werde, daß ihr Verstand und ihre Kenntnisse mehr gepriesen

würden, als sie verdienten, aber leider auf Kosten ihres redlichen Herzens. Eines Tages äußerte sie, um schädliche Schritte zu verhüten, ihre Meinung gar zu nachdrücklich und zog sich auch die Ungnade ihres Vaters zu. Ihre bisherige Arbeit — sie hatte alle Kanzleigeschäfte besorgt — wurde ihr plötzlich in beleidigender Weise abgenommen, der Alte, dem ihre Gesellschaft fast unentbehrlich gewesen war, wich ihr aus. Einflußreiche Personen, die ihn beherrschten, hätten die ihnen unbequeme Prinzessin am liebsten ganz vom Hofe entfernt. Wenn möglich durch eine Heirat. Wie sie ihr vor vier Jahren den Detmolder hatten aufzwingen wollen, so schoben sie jetzt den Erbprinzen von Sondershausen, eine ihr ebenfalls wenig angenehme Persönlichkeit, als Bewerber vor. Auch eine Reise nach Holstein wurde ihr für den Fall, daß sie sich nach der unmittelbar bevorstehenden Vermählung ihres Bruders in Ballenstedt nicht mehr behaglich fühlen sollte, großmütig angeboten. Auf Paulinens erste Andeutung lädt sie der Vetter sofort aufs liebenswürdigste in sein Haus ein, und diese Aufmerksamkeit, in einem Augenblick, wo sie überall verkannt zu werden Gefahr lief, rührte sie bis zu Tränen. Die Holsteiner Reise unterblieb jedoch, da sich das Verhältnis zum Vater inzwischen wieder besserte. Bald darauf fand die Hochzeit des Erbprinzen statt. Pauline kam der neuen Schwägerin herzlich entgegen, fand aber, wo sie Freundschaft erwartet hatte, nur kalte Höflichkeit. Vielleicht war auch ihr bestimmtes Wesen, ihre geistige Überlegenheit daran schuld, daß sich die junge Frau so ablehnend verhielt. Die Lage wurde immer peinlicher, und im August 1795 spricht Pauline in etwas geheimnisvoller Weise von einer „Veränderung", die bald stattha ben und vielleicht alle Teile glücklicher machen würde. Drei Monate darauf enthüllte sich das Geheimnis. Sie verlobte sich — und zwar mit demselben Manne, dessen Werbung sie einst so schroff, ja mit Abscheu zurückgewiesen hatte.

Fürst Leopold war inzwischen von seiner Krankheit genesen und hatte die Regierung wieder übernommen. Trotzdem behält Paulinens Entschluß etwas Rätselhaftes, und sie fühlt sich gedrungen, ihn den Holsteiner Freunden gegenüber zu rechtfertigen: nie hat sie einen Schritt mit mehr Überlegung getan, Liebe hielt ihr wahrlich kein Vergrößerungsglas vor. Aber die Unmöglichkeit, ihre jetzige Lage länger zu ertragen, der ausdrückliche Wunsch des geliebten Vaters und — sie leugnet es nicht — ihres zukünftigen Gemahls grenzenlose Liebe bestimmte ihre Entscheidung. „Ein braver, sanfter, gefälliger und rechtschaffner Mann, der den Mangel glänzender Eigenschaften durch wesentliche Verdienste erkauft": das Lob klingt ziemlich förmlich. In einem Nachtrag, den sie zehn Tage später niederschreibt, wird sie schon deutlicher. Man erkennt: dieser tatkräftigen Natur, die sich am Hofe des Vaters nicht mehr recht zur Geltung bringen konnte, war es hauptsächlich um einen Wirkungskreis zu tun. Das „Bewußtsein der Gemeinnützigkeit" soll ihr manche trübe Stunde rosenroter machen, und da ihr künftiger Gemahl rechtschaffen denkt, schöne Einkünfte besitzt und 70000 Menschen zu beherrschen hat, hofft sie, reiche Gelegenheit

dazu zu finden. Doch seltsam genug — bei näherer Bekanntschaft „tritt ihr Herz zu ihrer Vernunft über"; sie entdeckt immer neue Vorzüge an dem Verlobten, dessen Gutmütigkeit sie allerdings schon bei seiner ersten verunglückten Werbung anerkannt hatte. Der erste Brief, den sie einen Monat nach der Hochzeit aus Detmold nach Holstein sendet, ist ganz der Brief einer glücklichen und zufriednen jungen Frau, und sogar ein romantisch schwärmerischer Zug fehlt darin nicht. „Mehr Gefälligkeit und Güte, als mein Mann mir bezeugt, kann man auch nicht einmal sich träumen; seine Gesinnungen für mich sind ein seliges Gemisch von leidenschaftlicher Liebe, unbeschränktem Vertrauen, wahrer Freundschaft und vollkommner Hochachtung, jeden Tag wachsen seine Empfindungen, und meine Gegenliebe nimmt zu." Jeden Fremden würde sie nicht so detailliert von sich unterhalten, aber vor ihm, dem liebsten Freunde, dem nahen Verwandten, der noch dazu selbst glücklicher Gatte ist, braucht sie sich nicht zu entschuldigen. Auch in ihrem nächsten Briefe plaudert sie viel von ihrem Manne. Sie segnet den Augenblick, wo sie sein ward, er begleitet sie auf ihren Spaziergängen durch die schöne Umgegend der neuen Heimat und versüßt ihre Stunden. Und als ihr nach einigen Monaten der inniggeliebte Vater durch den Tod entrissen wird, ist es „ihr lieber braver Mann", der sie tröstet.

Heuchelei kann das nicht sein. Dazu ist Pauline eine zu ehrliche Natur. Das große Mitleid des wahrhaft weiblichen Herzens hat das Wunder der Liebe in ihr vollbracht. Die Frau, die sich einst nur an der Seite eines Mannes denken konnte, der sie geistig überragte, ist gerührt durch die demütige Anbetung, die dieser tief unter ihr stehende ihr entgegenbringt. Und noch eins kommt vielleicht hinzu: sie fühlt bald, daß sie auch diesem Armseligen etwas verdanken und durch ihn die höchste Bestimmung des Weibes erreichen wird. Vier Tage vor der Geburt ihres ersten Kindes verfaßt sie einen Brief, der ihm für den Fall, daß sie die schwere Stunde nicht überstünde, als das letzte Zeugnis ihrer treuen Anhänglichkeit übergeben werden sollte. Eine Frau, die sich in ihrer Ehe unglücklich fühlt, kann unmöglich so warm und innig schreiben, wenn auch vielleicht die erregte Stimmung ihrem Ausdruck noch einen ganz besondern Schwung verleiht. Sie hoffe, der gute Vater in den Wolken, der unausgesetzt unser Bestes fördere, auch dann, wenn es anfänglich bitter schmerze, werde das Band, das sie beide so wahr beglücke, noch nicht zerreißen; sie werde ihm ein gesundes Kind gebären und die süße Wollust schmecken, es an sein Vaterherz gedrückt zu sehen. Aber sie müsse auch auf den Tod gefaßt sein, und darum sei es ihre letzte Bitte an ihn, seinen Schmerz zu mildern und sich dem Kinde, das ihm der Himmel, wie sie hoffe, an der Mutter Statt zurücklasse, zu erhalten. Aus der Ewigkeit wolle sie dann als Schutzgeist auf ihn herabschauen und ihn dort erwarten zur ewigen Verbindung. Noch einmal dankt sie ihm für alle seine Liebe, sie entschuldigt sich sogar, daß sie ihm wegen ihrer ernsten Geistesrichtung und ihres fast männlichen Wesens nicht ganz die heitere Gefährtin hätte sein können, die Gattenpflicht fordere.

Am 6. November 1798 wurde dem Lande Lippe der erſehnte Thronerbe geboren. Pauline iſt überglücklich und berichtet dem Vetter ſchon nach ſechs Wochen mit Stolz, daß ſie den Kleinen ſelbſt nährt, und daß er gut zunimmt. Auch ſpäter erzählt ſie gern von den Fortſchritten ihres Leopold, von ſeinem „empfehlenden Äußern und ſeinem ganz anhaltiniſchen Geſicht“ — bekanntlich haben ſich die Askanier von jeher durch männliche Schönheit ausgezeichnet. Dagegen ſcheint der zweite ein Jahr jüngere Sohn Fritz mehr nach dem Vater zu arten. „Hübſch iſt er nicht, ſchreibt die Mutter, aber rund und poſſierlich.“

Es iſt wohl kein Zufall, daß nach Paulinens Vermählung der Briefwechſel mit dem holſteiniſchen Vetter immer mehr ins Stocken gerät und bald auf Jahre hinaus ganz abgebrochen wird. Dieſe Briefe waren ihr ein Bedürfnis des Herzens geweſen und hatten eine Lücke ihres Weſens ausgefüllt. Jetzt brauchte ſie ihr reiches Empfindungsleben nicht mehr in toten Buchſtaben ausſtrömen zu laſſen: ſie hatte einen Gatten, dem ſie alles war, Kinder, die ſie hegen und pflegen konnte. Man merkt es an dem Ton der ſpätern Briefe: an die Stelle faſt ſchwärmeriſcher Verehrung iſt jetzt ruhige, gemeſſene Freundſchaft getreten. Wohl hat es für ſie noch immer einen großen Reiz, ſich mit dem Vetter über die wichtigſten Angelegenheiten der Menſchheit zu unterhalten. Aber ſie iſt nicht mehr die Schülerin, die von ihm Anregungen empfangen will, ſie iſt über ihn hinausgewachſen, hat im Leben etwas geleiſtet, und die Sorge für das ihrer Obhut anvertraute Ländchen nimmt ſie faſt vollſtändig in Anſpruch.

Skizzen aus unſerm heutigen Volksleben

Von Fritz Anders

Vierte Reihe

Von der Natur und der Heugabel

2

Alle Abend ums Dunkelwerden hielt Muttche ein Dämmerſtündchen auf dem Sofa ſitzend. Die jungen Mädchen bildeten Gruppe um ſie herum und ſchwärmten, und die, die einen Platz rechts oder links von Muttche einnehmen durften, waren ſelig. Und Erna war ſiebenmal ſelig, wenn ſie neben Muttche ſitzen konnte. Alles Vertrauen und alle Zärtlichkeit, die in ihrem bisherigen Leben in einem Winkel ihrer Seele verkümmert war, gewann Leben und wandte ſich Muttche zu.

Einmal war ſie mit Muttche allein. Muttche hatte den Arm um Erna gelegt, und Erna war ganz ſtill, als fürchte ſie, den ſchönen Traum zu zerſtören.

Was denkſt du jetzt, mein Kind? fragte Muttche. Wars nicht ein Wunſch?

Ja, Muttche.

Was wünſchteſt du dir denn?

Ach, Muttche, sagte Erna schwärmerisch, ich möchte einmal auf dem Kopfe stehn.

Was? auf dem Kopfe stehn?

Ja, Muttche, auf dem Kopfe stehn, die Beine ganz hoch in der Luft.

Muttche machte sich auf und störte ihren lieben Mann bei der Arbeit. Der liebe Mann stellte seine Pfeife beiseite und faltete die Hände.

Was ich dir sagen wollte, begann Muttche, diese Erna ist doch ein zu merkwürdiges Mädchen. Ich frage sie nach einem Wunsche, den sie hat, und sie antwortet: Auf dem Kopfe stehn, die Beine ganz hoch in der Luft.

Gefällt mir, erwiderte Vaterchen. Bescheidner Wunsch, keine Diamantbrosche, kein Automobil, auch keine Badereise.

Aber auf dem Kopfe stehn! Vaterchen.

Warum nicht, wenn sie nicht darauf besteht, das Exerzitium vor versammeltem Kriegsvolke zu machen.

Muttche kannte ihren lieben Mann und bestand nicht darauf, diesen Gedanken weiter zu diskutieren. Es ist mir nur darum, sagte sie, wie kommt ein solches Mädchen auf so einen Gedanken?

Was weiß man denn von einem Menschen, antwortete Vaterchen, wenn man seinen Namen kennt und tausend Worte mit ihm gewechselt hat. Das Sprichwort redet von einem Scheffel Salz. Ich meine, auch das genügt nicht.

Das war ja nun soweit richtig, und Muttche mußte sich damit zufriedengeben, vor einem Rätsel zu stehn, das sie nicht lösen konnte.

Alle Jahre im Herbst war Messe auf der Woorth in Graupenhagen, der benachbarten größern Stadt. Muttche hatte die Erfahrung gemacht, daß solch ein Jahrmarkt für junge Mädchen ein großes Vergnügen bedeutete, auch wenn diese jungen Mädchen aus der Großstadt und aus feinen Häusern stammten. Und so überwand sie denn das eigne Vorurteil und die Rücksichtnahme auf das Kopfschütteln gewisser Amtsschwestern und fuhr mit ihrer jungen Schar auf den Woorthmarkt. Die alte Pastorenkutsche und ein Break des Nachbars wurden bespannt und vollgepackt, und dann ging es mit viel Geschrei und Gelächter los — es war ein Hauptspaß. Auch Erna war ganz bei der Sache, sie strahlte vor Erwartung und Vergnügen. Als man aber den Jahrmarktslärm von ferne hörte, war es ihr, als täte sich ihr eine neue Welt auf, die ihr doch so bekannt vorkam. Und der Jahrmarktsdunst, der aus Staub, Obstgeruch und dem Dampfe von bratendem Öl bestand, war ihr unsäglich interessant. Sie setzte sich an die Spitze der pensionatlichen Expedition und drängte mit brennenden Wangen so schnell vorwärts, daß Muttche kaum folgen konnte. Was hat denn das Mädchen? fragte sich Muttche. Ach es ist wohl darum, weil der arme Vogel, der sein Lebtag im Käfig gehalten wurde, die freie Welt noch nicht gesehn hat.

Man graste den Jahrmarkt gründlich ab, man fuhr auf dem Karussell, man ritt im Hippodrom, man besuchte eine große Extravorstellung eines weltberühmten Zirkus, man amüsierte sich über die Ausschreier, man kaufte Pfefferkuchen und — da war Erna verschwunden. Muttche wurde ungehalten. Wie oft hatte sie gesagt, die jungen Mädchen möchten hübsch beisammenbleiben. Aber Erna war und blieb verschwunden. Nach einer Stunde fand man sie hinter der Budenreihe, wie sie auf der Treppe eines Wohnwagens saß, ein Bärenbaby auf dem Schoße hatte und zusah, wie eine junge Mutter in Trikots ihr Baby aus einem rußigen Topfe fütterte.

Aber Erna! rief Muttche.

Ist es nicht reizend? antwortete Erna, indem sie ganz selig aussah.

Aber Erna, sagte Muttche, hast du uns denn ganz vergessen?

Ach, Muttche, erwiderte Erna, es war zu wundervoll.

Derartige Extravaganzen hinterließen immer ein paar Tage lang merkliche Spuren in den häuslichen Geschäften. Die jungen Mädchen verschliefen das Aufstehn, sie waren zerstreut, sie machten Fehler beim Kochen oder in den Wissenschaften. Diesmal aber war es ärger als sonst, und Jumfer Dorrethee wollte verzweifeln und hielt gewaltige Strafpredigten, die freilich bei der jungen Gesellschaft keinen Eindruck machten. Jeden Abend hörte man oben im Jumfernzwinger dumpfe Töne, wie wenn etwas fiel, Geschrei und Händeklatschen, und wenn nach der Hausordnung die Lampe längst hätte gelöscht sein müssen, war oben immer noch kein Friede. Muttche begab sich also hinauf, fiel durch eine unverschloßne Hinterpforte in den Jumfernzwinger ein und blieb sprachlos in der Tür stehn. Was sah sie? Die Mädchen, die großen erwachsnen Mädchen spielten Zirkus. Auf dem Boden war ein Kreidestrich gezogen, und darauf balancierte Resi in kurzem Röckchen als Seiltänzerin, und Erna, ziemlich stark ausgezogen, hatte die kleine Mimi auf den Schultern. Die übrigen spielten die Rolle der Musikanten und der Zuschauer.

Als Muttche unerwartet eintrat, brach der Lärm ab, und es gab eine große Bestürzung. Nur Erna blieb harmlos in ihrer Athletenstellung stehn.

Aber Erna! rief Muttche, genierst du dich denn nicht?

Erna schaute an sich herunter und dann lachend Muttche ins Gesicht, als wollte sie sagen: Genieren? Vor was denn? Daß ich so bin, wie ich bin?

Muttche war nun auch gnädiger als Jumfer Dorrethee, setzte sich selbst unter das Publikum, ließ sich die Kunststücke noch einmal vormachen, verbat sich dann aber weitere Dummheiten.

Doch konnte sie nicht umhin, ihren lieben Mann bei der Arbeit zu stören. Der liebe Mann stellte die lange Pfeife beiseite, faltete die Hände und nahm eine Miene stiller Ergebung an. Diese Erna, sagte Muttchen, ist ein wunderbares Mädchen. Sie ist warmherzig, selbstlos, gutmütig, sie ist mir so lieb wie eine Tochter, und doch steckt in ihr etwas drin, das ich nicht beschreiben kann. Etwas fremdes. Sie hat in manchen Dingen ein Gefühl, das ganz anders ist als das andrer junger Mädchen. Wie kommt sie darauf, sich auszuziehn und Athletenkünste zu treiben?

Das will ich dir sagen, erwiderte Vaterchen mit scheinbar ernster Miene. Deine Erna ist vermutlich gar nicht die Tochter des Professors Spitzbart, sondern eines Akrobaten oder Seiltänzers.

Aber Vaterchen! sagte Muttche.

Ja das ist so, fuhr Vaterchen fort, naturam expellas furca, tamen usque recurrit. Das will sagen: Macht, was ihr wollt, die Natur dämpft ihr doch nicht.

Vaterchen hatte in seiner Weise scherzen wollen, er ahnte nicht, wie genau er den Nagel auf den Kopf getroffen hatte.

Der Winter verging, ohne daß besondre Ereignisse eingetreten wären. Erna lernte kochen, sie lernte sich für Literatur interessieren, wenn es auch nicht gerade die klassische Literatur war, die sie bevorzugte. Sie deklamierte Chamissos Löwenbraut mit großem Feuer, als wenn sie selbst die Löwenbraut gewesen wäre. Aber freilich die Handarbeiten waren und blieben die schwache Seite. Es lag einmal nicht darin. Sie hing an Muttchen mit leidenschaftlicher Zärtlichkeit, wie wenn Muttche ihre wirkliche Mutter gewesen wäre. Es gab manche heftige Eifersuchtsszene zwischen ihr und ihren Freundinnen, die auch etwas von Muttche haben wollten. Als das Ende der Pensionszeit in der Ferne sichtbar wurde, war es, als wenn sich ein dunkler Schatten über ihr Leben ausbreitete. Sie trauerte schon lange vor der Abschiedsstunde und klagte mit bittern Worten über ihr Verhängnis, daß sie wieder in den Käfig zurückmüsse. Muttche redete zum Guten und erinnerte Erna daran, wie viel sie ihren Eltern verdanke, auch diese schöne Zeit in der Pension.

Es machte wenig Eindruck. Als die alte Pastorenkutsche vor der Tür hielt und Abschied genommen wurde, war das große, starke Mädchen ganz fassungslos, sie stellte sich an, wie wenn ihr die Seele aus dem Leibe genommen werden sollte, und es fehlte nicht viel daran, daß sie auch dem alten Herrn um den Hals gefallen wäre. Muttche tröstete: Kind, du darfst wiederkommen. Wann du willst. Unser Haus und unser Herz stehn dir immer offen.

Ich werde niemals wiederkommen, rief Erna, verzweifelt die Hände ringend.

Du darfst schreiben, sagte Muttche. So oft du willst. Was du auf dem Herzen hast, sprich es aus, schreibe es, und ich werde dir antworten.

Eine Zeit lang ging alles leidlich gut. Erna hatte den besten Willen, sich zu Hause nützlich zu machen und sich in ihre Verhältnisse zu schicken. Aber ihre Briefe wurden je weiter hin, desto unglücklicher, und es ließ sich in ihnen ein bittrer Ton bemerken.

Mein liebes, gutes Muttche, schrieb Erna, könnte ich doch zu Ihnen zurück. Ich wollte Sie lieb haben und Ihnen dienen wie eine Magd. Ich sitze hier im Käfig. Vater arbeitet, und Mutter ist in der Küche und gibt mir nichts zu tun. Ich soll sticken. Sie wissen, wie fürchterlich mir das ist. Ich soll immer nur korrekte Haltung zeigen, ich soll artige Phrasen im Munde führen und alles bewundern, was Frau Rätin Soundso und Frau Professor Soundso sagen. Ach du lieber Gott! Kann der liebe Gott wollen, daß der kleinste Schmetterling freie Luft hat, und daß ich armes Menschenkind mein junges Leben lang an der Kette gehalten und mit lauter Nichts gefüttert werde?

Muttche redete zum Guten und vermahnte zur Dankbarkeit und Geduld. Und Erna antwortete: Ich weiß, daß ich undankbar bin; aber ich kann nicht anders.

Muttche störte ihren lieben Mann bei der Arbeit und überlegte mit ihm des Weiten und Breiten, was zu tun sei. Man kam zu dem Schlusse, es gehe nicht an, in fremde Verhältnisse und fremde Erziehung hineinzureden.

So verging Jahr und Tag, da kam ein Brief, der war ganz verzweifelt und in der höchsten Aufregung geschrieben: Es ist vorbei! Ich kann nicht mehr. Ich muß, ich muß. Fragen Sie nicht, forschen Sie nicht, Sie sehn mich niemals wieder.

Folgendes war geschehn. Ein altes Weib war Erna auf der Straße begegnet, hatte sie überrascht angesehn und ihren Namen genannt. Erna hatte nicht geantwortet, sondern war weiter gegangen, und das Weib war hinter ihr hergelaufen und hatte gerufen: Erna, mein Kindchen.

Ich bin Ihr Kindchen nicht, hatte Erna stolz geantwortet.

Nein, Herzchen, hatte das Weib gesagt: mein Kindchen nicht, aber des Ignaz Klopatsch Kindchen bist du, der mit seiner Frau auf einen Tag im Zirkus den Hals gebrochen hat.

Das ist nicht wahr, hatte Erna bebend erwidert.

Das ist doch wahr, Kindchen. So wahr, als du die schönen, schwarzen Augen deiner Mutter hast. Und ich habe dich angenommen und an den Professor verkauft und habe dich zur feinen Dame gemacht. Gib mir Geld, Goldkind.

Erna gab, was sie bei sich trug, und eilte, wie gesagt, nach Hause. Die Frau log, sagte sie sich. Nein, sie log nicht. Aus dem tiefen Brunnen ihrer Seele stiegen Erinnerungen auf, Schattenbilder, die durch alle Erziehung nicht hatten ausgelöscht werden können, und die bestätigten, was die Frau gesagt hatte. Sie sagte sich, wenn der Professor und seine Frau nicht ihre Eltern waren, und sie nicht ihre Tochter, sondern ein angenommnes Kind war, daß sie für all das Gute, das sie genossen hatte, um so dankbarer hätte sein müssen, aber sie empfand nichts von Dankbarkeit, sondern nur die Last, die ihr durch eine langjährige Erziehung auf-

gelegt war, die Unfreiheit ihres Lebens, die Sklaverei der Liebe, in der sie gehalten wurde. Sie wollte ihre Eltern bitten, ihr die Wahrheit zu sagen, aber sie verschob es von Tag zu Tage.

Da fand eine Revision des Gymnasiums durch den Herrn Provinzialschulrat statt. Das Resultat war unerfreulich. Die Kollegen hatten mehr oder weniger schlecht abgeschnitten. Und am allerschlechtesten der Herr Professor selbst, der inzwischen alt und zittrig geworden war. Der Herr Provinzialschulrat hatte von Pensionierungen gesprochen, auf denen er zwar heute nicht bestehn wolle, die sich aber später als notwendig erweisen würden, und das war dem Herrn Professor arg in die Knochen gefahren.

Eines Tages trat er, gefolgt von seiner Frau, ernst und feierlich in Ernas Zimmer und eröffnete ihr, daß Doktor Rusterbeck um sie angehalten habe.

Wer? Doktor Rusterbeck? Dieser arme Mensch mit seinen blöden Augen und krummen Beinen? Erna hätte darüber lachen können, wenn es ihr nicht so bitter weh ums Herz gewesen wäre. Also für den war sie gut genug.

Doktor Ruster—ebeck, fuhr der Herr Professor fort, ist ein tüchtiger und ehren—ehafter Mann. Deine Mutter und ich — Erna sah den Herrn Professor mit so fragenden Augen an, daß der Professor erschrak, aber es war jetzt keine Zeit, auf die unausgesprochne Frage einzugehn — wir haben uns über—ezeugt, daß Doktor Ruster—ebeck dich wohl versorgen und gut behandeln wird.

Erna schwieg.

Erna, sagte er, du mußt bedenken, daß wir keine reichen Leute sind. Wir haben an dich gewandt, was wir konnten, aber von dem knappen Gehalte zu sparen, war un—emöglich. Wenn wir einmal sterben, was bald geschehn kann, dann stehst du mittel—elos da.

Und da ist es doch eine Gnade vom lieben Gotte, daß er uns jetzt gerade den Doktor Rusterbeck schickt, fügte Frau Professor hinzu.

Kann ich mir denn nicht mein Brot verdienen? fragte Erna.

Womit? frogte der Herr Professor.

Bin ich so lange erzogen worden, sagte Erna, habe ich so viel Geld gekostet und habe noch nicht einmal so viel gelernt, um leben zu können?

Eine bittre Frage, aber es gab keine andre Antwort als die: Was du an Sprachen, Literatur und Kunst gelernt hast, davon konnst du nicht leben. Heirate, das ist die einzige Versorgung, die wir dir geben können.

Erna bat um Bedenkzeit.

Am andern Tage lag ein Brief auf dem Tische, worin Erna unter bittern Tränen — man sah es dem Briefe an — bat, ihr zu verzeihen. Sie könne den Doktor nicht heiraten. Sie dankte für alles Gute, das sie genossen hatte. Sie wolle nicht undankbar sein, aber sie könne nicht anders. Sie wolle auch dem Herrn und der Frau Professor nicht zur Last werden, sie wolle sich ihr Brot selbst verdienen.

Von da an war sie verschwunden. Alle Nachforschungen waren vergeblich, vornehmlich darum, weil man eine Erna Spitzbart suchte, und diese hatte den Namen, der nicht der ihre war, abgelegt.

Es war wieder einmal Messe auf dem Wasserth. Muttche mit ihrem jungen Volke war in die Stadt gekommen, und man bewunderte die riesigen Plakate an den Straßenecken, auf denen Eisbären und Löwen abgebildet waren. Und in der Mitte erblickte man das Bild der schönen Sulamith, der unübertrefflichen und noch nie gesehenen Löwenkönigin. Als man hinaus auf den Platz kam, war das erste, was man sah, eine Tierbude von endloser Länge. Beim Eingang in die Bude waren riesige Bilder von allerlei wildem Getier aufgehängt und davor Papageien

und Aras, die einen greulichen Lärm machten. Auf einer Tribüne saß eine dicke Frau bei der Kasse, und exotisch gekleidete Musikanten bliesen das Publikum an. Und da stand Sulamith die Löwenkönigin in ihrer ganzen Schönheit in Zirkuskostüm als große Anziehungskraft, einen Papagei auf der Schulter tragend. Und wer war es — Muttche glaubte nicht richtig zu sehen — Erna! Erna! ihr schönes, großes, schwarzäugiges Kind. Und ein junger braungebrannter Mann mit dem Fes auf dem Kopfe zog mit Othelloblicken um sie herum. In demselben Augenblicke erkannte Erna Muttche. Sie warf ihren Vogel auf seine Stange, sprang mit einem Freudenrufe von der Tribüne mitten ins Publikum hinein und eilte mit ausgebreiteten Armen auf die Frau Superintendentin zu.

Man denke sich ihre Lage. Sie, die Frau Superintendentin, eine der ersten Damen des Kreises, auf offnem Markte von einem jungen Mädchen begrüßt, das einen Rock anhatte, der nur eine sehr entfernte Ähnlichkeit mit einem Frauenkleide hatte. Muttche war ja, wenn es ihr gutes Herz gebot, bereit, sich über viele Vorurteile hinwegzusetzen; aber dies war denn doch etwas zu viel. Erna merkte es. Sie ließ sich von ihrem Othello einen Mantel herabreichen, warf ihn um und führte Muttche um die Bude herum zu ihrem Wohnungswagen, einem großen und eleganten Bauwerke auf Rädern. Die jungen Mädchen folgten schüchtern und neugierig. Man trat ein in einen zwar engen aber prächtig eingerichteten Salon. Alles von Mahagoni und goldglänzendem Messing. Da hing auch an der Wand in reichem Goldrahmen das Pensionsbildnis mit Muttche und dem Herrn Superintendenten. Und da stand auch ein Sofa. Man nahm Platz, begrüßte sich, küßte sich, und bald war eine Gruppe zusammengebracht, wie man sie manchmal zum Dämmerstündchen gebildet hatte. Erna erzählte ihre Erlebnisse, wie sie erfahren habe, wer ihre Eltern seien, und wie sie des Doktor Rusterbeck wegen, und weil sie sich selbst ihr Brot verdienen wollte, geflohen sei.

Aber Kind, fragte Muttche, wie bist du denn darauf gekommen, Löwenbändigerin zu werden?

Ach, Muttche, sagte Erna schalkhaft, ich hatte ja in meiner Jugend nichts gelernt, keinen Überschlag, keine Kreuzbeuge, keinen Spagat. Und das holt man später nicht mehr nach. Da mußte ich schon Dompteuse werden.

Aber hast du denn auch bedacht, daß du bei deinen Bestien einmal das Leben verlieren kannst?

Das kann schon sein, erwiderte Erna lachend, aber ich habe doch zuvor gelebt.

Da kam denn auch der junge Mann mit dem Fes und den Othelloblicken und wurde als gehorsamer Ehegemahl vorgestellt und fortgeschickt, aus dem Keller Tokaier zu holen. Der Keller war ein großer Kasten, der nahe der Erde zwischen den vier Rädern des Wagens hing. Von diesem Tokaier wurde so lange gekostet, bis jegliches junge Mädchen einen Spitz hatte. Sie waren ungeheuer vergnügt und wollten nun auch Erna mit ihren Löwen arbeiten sehen. Aber Muttche konnte sich nicht überwinden, ihre Erna vor der gaffenden Menge im Löwenzwinger zu sehn. Und so nahm man Abschied, nachdem Erna versprochen hatte, während die Menagerie weiter reiste, ein paar Stunden nach Waltersroda hinauszukommen.

Und das geschah denn auch. Sie erschien als große Dame in einem eleganten zweirädrigen Wagen, hinter sich als Groom einen Negerknaben in rotem Frack und hohem Zylinder. Jumfer Dorrethee schlug die Hände über dem Kopfe zusammen. Muttchen söhnte sich mit dem Lebensgange ihrer Erna aus und übernahm es, an Professor Spitzbart zu schreiben.

Das ist die Geschichte einer sorgfältig erzognen höhern Tochter, die zuletzt Löwenbändigerin wurde — nicht aus Not, sondern aus Passion, ein offenbarer

erzieherischer Mißerfolg. Und woran hat es gelegen? Daran, woran es oft liegt, wenn etwas schief geht, daß wir Menschenkinder, wenn wir einmal ein Fündlein gemacht haben, sogleich tun, als hätten wir Himmel und Erde entdeckt. Kann man denn Menschenseelen ergründen und einhegen? Kann man denn Gedanken im Netze fangen? Ist man denn seines Erfolges sicher, wenn man Erinnerungen auslöschen und Vorstellungen einimpfen will? Und ist nicht zuletzt die Natur stärker als die Heugabel?

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Reichsspiegel Berlin, 26. April 1908

(Der Frankfurter Parteitag der Freisinnigen Vereinigung und die Absplitterung der Gruppe um Barth. Der neue Hardenprozeß. Das Ost- und Nordseeabkommen.) — (Zur Tabaksteuerfrage.)

Der Wahlverein der Liberalen, dessen parlamentarische Vertretungen den Namen der „Freisinnigen Vereinigung" führen, hat in der letzten Woche seinen Parteitag zu Frankfurt a. M. abgehalten. Bei dieser Gelegenheit hat sich vollzogen, was schon seit längerer Zeit im Werke war, die Abbröcklung der kleinen Gruppe, die sich um Dr. Theodor Barth und die ehemals nationalsozialen Mitglieder der Freisinnigen Vereinigung scharte. Die Gruppe spielte auf dem Parteitage ein hohes Spiel. Sie ließ das Schicksal nicht duldend über sich kommen, sondern ergriff die Initiative, um ihre Fraktionsgenossen mit energischem Griff in ihre Bahnen hinüberzureißen. Man hatte kühnlich einen Antrag gestellt, der nichts Geringeres bedeutete als ein Mißtrauensvotum gegen die Mehrheit des Wahlvereins der Liberalen oder mindestens ihre parlamentarische Vertretung, und als der Abgeordnete Schrader diese wahre Bedeutung des gestellten Antrags kurz kennzeichnete, kam aus dem Kreise der Antragsteller die stolze Antwort, daß sie ihrerseits die Verwerfung des Antrags als ein Mißtrauensvotum der Versammlung empfinden und daraus die vollen Konsequenzen ziehen würden. Es geschah, was kommen mußte. Die Versammlung lehnte den aminösen Antrag, der die Abstimmung der Reichstagsfraktion der Freisinnigen Vereinigung über den Paragraphen 7 des Vereinsgesetzes tadeln sollte, mit großer Mehrheit ab, und nun blieb dem Häuflein um Barth nichts andres übrig, als wirklich in der angekündigten Weise die Konsequenzen zu ziehen, d. h. zunächst aus dem Wahlverein der Liberalen auszutreten.

Sind das nun wirklich die „vollen" Konsequenzen, von denen vor der Abstimmung die Rede war? Zunächst ist es doch nur die erste Hälfte dessen, was geschehn soll, der negative Teil. Die Herren haben mit ihrem Austritt bekundet, was sie nicht wollen. Aber was sie wollen, das ist vorläufig noch recht unklar. Die alte Wohnung ist verlassen, aber die neue noch nicht gemietet, und ob die Mittel reichen, ein neues Haus zu bauen, ist recht zweifelhaft. Man weiß auch nicht recht, worauf sich eine etwa neu zu gründende Partei stützen sollte. Dazu mangelt es den Gründen dieser „Sezession" viel zu sehr an positivem Inhalt. Es sind eben politische Obdachlose, die zwischen Liberalismus und Sozialdemokratie umherirren, ohne zunächst festen Fuß fassen zu können.

Vor allem fehlt jede Übersicht, was eigentlich hinter der Gruppe steht, die soeben ihre Beziehungen zu der Partei, der sie bisher angehörte, gelöst hat. Als

Delegierter auf einer Parteiversammlung aber als Mitglied einer parlamentarischen Fraktian hat der einzelne Palitiker seinen vollen prazentualen Anteil an dem Gesamtgewicht der Partei, die er mit vertritt. Wenn eine affizielle Parteiversammlung van dreihundert Mitgliedern — um eine ganz willkürlich gewählte Zahl zu nennen — besucht ist und hundert Mitglieder einer solchen anerkannten Parteivertretung eine abweichende Meinung äußern, sa hat das eine unleugbare Bedeutung für die ganze Partei, die unter dem Eindruck stehn wird, daß sich ein Drittel ihrer gewissermaßen affiziellen Vertretung von den andern zwei Dritteln in einer bestimmten Frage getrennt hat. Sobald aber diese hundert Mitglieder aus der Parteiorganisation förmlich ausscheiden, können sie nicht mehr ohne weiteres als Vertreter eines entsprechenden Bruchteils der Partei gelten, sandern es sind zunächst nur hundert Leute, die andrer Meinung sind. Ob sich eine entsprechende Partei hinter sie stellt, das muß abgewartet werden. Möglich ist es natürlich, daß sich eine starke Gefalgschaft um sie sammelt, aber einstweilen können aus den Vargängen auf dem Parteitage nach gar keine Schlüsse gezagen werden.

Eine gewisse Wahrscheinlichkeitsrechnung läßt sich allerdings anstellen. Sie liefert jedoch kein Ergebnis, das für das Häuflein der Sezession besonders verheißungsvall wäre. Über Zahl und Namen der aus dem Wahlverein der Liberalen ausgeschiednen liegt nach der Schleier des Geheimnisses; man kennt bis jetzt nur die wenigen Namen, die in der letzten Zeit viel von sich reden gemacht haben. Wir betonen absichtlich: es sind Namen, nicht etwa Führer. Diese Bezeichnung kann allenfalls nur Dr. Theodor Barth beanspruchen, dem auch der schärfste Gegner zugestehn kann, daß ihm seine parlamentarische Erfahrung und der Umfang seiner bisherigen Tätigkeit für die Partei, zu der er sich bekannt hat, var allem aber eine immer zum Ausdruck gebrachte, bestimmte palitische Willensrichtung eine Führerralle gesichert haben. Aber die Herren von Gerlach, Potthoff und Breitscheid kann man wahl kaum als „führende" Persönlichkeiten gelten lassen. Wir beabsichtigen mit dieser Feststellung keine persönliche Herabsetzung, sondern wallen nur damit etwas Charakteristisches feststellen, was uns für die Beurteilung des recht bedeutsamen und vielleicht folgenreichen Vargangs, van dem wir hier sprechen, wichtig scheint. Der Begriff eines palitischen Führers setzt voraus, daß jemand gleichgestimmte Massen um sich zu sammeln vermag. Dazu gehören scharf umrissene palitische Charaktere, deren Meinungen wie bekannte und weithin sichtbar aufgerichtete Wahrzeichen wirken, und denen eine gewisse Art von Einseitigkeit nicht fremd sein darf. Leuten aber, deren Subjektivismus niemals über eine allgemeine palitische Grundstimmung hinauskammt, sich niemals zu einem stetigen und abgegrenzten Willen entwickelt und infolgedessen auch niemals in einer Partei ein dauerndes Wirkungsfeld, sandern immer nur Anlehnung und Unterschlupf findet — salche Leute werden, sa sehr sie auch als fleißige Redner in Versammlungen und Parlamenten, als tätige Mitarbeiter der Presse bekannt sein und im Vardergrunde stehn mögen, doch keine rechten palitischen Führer sein. Sie schillern in allen Farben; ihr schrankenloser Indivídualismus spielt ihnen immer wieder einen Streich, und deshalb werden sie regelmäßig die Verderber der Parteiarganisatianen, denen sie sich anschließen. Dabei sind es im Grunde Männer von Talent und Wissen, aber ein politischer Charakterfehler macht sie zu Verkörperungen der Disziplinlosigkeit. Eine bekannte, halb scherzhafte Redensart behauptet zwar, daß Palitik den Charakter verdirbt, aber das ist nicht wahr; im Gegenteil, Palitik fardert Charaktere. Es ist nichts so bezeichnend, als daß sich Friedrich Naumann diesmal so affenkundig van den Genossen früherer Kampftage im Natianalsazialen Verein getrennt hat. Naumann ist eben ein politischer Charakter, darum hat er zuletzt

doch die Erkenntnis gewonnen, daß man politische Dinge nicht nach Art der Eigenbrödler meistern kann, indem man die eigne Individualität dem Weltlauf entgegenstellt und ihr eine Rolle zuweist, die nur selten einmal dem Genie vergönnt ist. Politik steht mehr als jedes andre Geschäft unter der Devise: „Ich dien'", und es ist auch starken Willensmenschen nicht immer möglich, sich so durchzusetzen, wie sie gern möchten. Nur wo die Massen schon von einem gemeinsamen Empfinden und Sehnen erfaßt sind, vermag eine Persönlichkeit, die der Masse den Puls zu fühlen und ihre unbestimmten Regungen durch Überlegenheit und Harmonie im Denken und Wollen in einen klaren und starken Willen umzusetzen versteht, eine beherrschende Stellung zu gewinnen. Das ist bei uns wegen der Eigenart unsers Volks und unsrer Verhältnisse beinahe unmöglich, wo nicht irgendeine besondre Autorität noch hinzukommt. Aber ganz ausgeschlossen ist es selbst für eine hochbegabte Persönlichkeit, nur mit neuen Ideen eine Volksbewegung hervorzurufen oder eine schon vorhandne in andre Bahnen zu lenken. Naumann hat diese Erfahrung nun reichlich gemacht und fängt jetzt an, anders als bisher mit gegebnen Größen zu rechnen, ohne seinen politischen Idealen untreu zu werden. Vielleicht wäre er früher dahin und im ganzen weiter gekommen, wenn er damals, als er von der Kanzel in die politische Arena stieg, mit seinem reichen Geist und seinem warmen Herzen nicht in den Bannkreis der politischen Irrlichter geraten wäre, die ihn solange umtanzten, und von denen er, wie es scheint, jetzt glücklich losgekommen ist.

Herr Barth denkt, wie er sich kürzlich ausgesprochen hat, selbst nicht daran, an die Gründung einer neuen Partei zu gehn. Aber er wird eine eifrige Werbetätigkeit für die Richtung entfalten, in der er das Heil des Liberalismus sieht. Für ihn liegt die Zukunft des Liberalismus in der Energie, mit der die konservativen Kräfte und Regungen im Staatsleben — alles, was in der Kunstsprache des politischen Agitators mit dem Worte „Reaktion" zusammengefaßt wird, und wobei sich jeder politisch Halbgebildete nach Belieben vorstellen kann, was ihm zufällig irgendwie widerwärtig ist — niedergekämpft werden. Zu diesem Kampfe braucht er die Bundesgenossenschaft der Sozialdemokratie, und so verwischt sich für ihn alles Gegensätzliche, was zwischen Liberalismus und Sozialismus liegt. Es stört ihn auch nicht weiter, daß die Sozialdemokratie ihrerseits diese Gemeinschaft zurückweist und nicht müde wird, zu predigen, daß die Sozialdemokratie für sich allein der homogenen Masse der bürgerlichen Parteien gegenübersteht, und daß auch Herr Theodor Barth und die Seinen schlechte und rechte Anhänger der kapitalistischen Weltanschauung sind. Herr Barth aber stellt sich auf den Standpunkt: „Wenn ich dich liebe, was gehts dich an?" Er wird sich nicht abschrecken lassen, die Verbrüderung mit der Sozialdemokratie wie bisher weiter zu betreiben. Eben jetzt jedoch ist im Liberalismus sehr stark das Bewußtsein erwacht, welche Kluft ihn von der sozialistischen Anschauung trennt. Die Ausscheidung der Gruppe um Barth war also eine Notwendigkeit.

Damit ist zugleich die Schranke zwischen der Freisinnigen Volkspartei und der Freisinnigen Vereinigung so morsch geworden, daß sie wohl über kurz oder lang einmal fallen wird. Noch denkt man freilich nicht daran, die Trennung der beiden Fraktionen und Parteirichtungen formell aufzuheben, aber es würde tatsächlich keinen Sinn haben, sie noch allzulange fortzusetzen. Ein geschichtlicher Rückblick zeigt noch deutlicher, wie wenig im Grunde die Parteiprinzipien selbst und wieviel dafür die Parteitaktik Anteil an dieser Trennung hatte. Einst stand die Freisinnige Vereinigung oder vielmehr die Politikergruppe, aus der die jetzt so bezeichnete Fraktion hervorgegangen ist, rechts von der Freisinnigen Volkspartei als eine Art von Bindeglied zwischen dieser und den Nationalliberalen. Später steht sie auf der andern Seite des alten Freisinns, gewissermaßen ein Übergang vom Freisinn zur Sozial-

demokratie. Einst waren die Angehörigen der Freisinnigen Volkspartei die starren Prinzipienmänner, während die Freisinnige Vereinigung die opportunistische Richtung darstellte. Jetzt ist es umgekehrt. Und ebenso gab es eine Zeit, wo die Gesinnungsgenossen des Dr. Barth die Kerntruppe des Manchestertums bildeten; jetzt steht diese Gruppe in ihren sozialpolitischen Anschauungen der Sozialdemokratie am nächsten. Das sind scheinbar unverständliche Wandlungen, die sich doch bei näherer Kenntnis sehr leicht aus dem Verlauf der politischen Entwicklung erklären. Der äußere Hergang war bekanntlich der, daß sich im Jahre 1880 infolge der Bismarckschen Wirtschaftspolitik aus der großen nationalliberalen Partei die Gruppe der Sezessionisten loslöste, die sich dann 1884 mit der alten Fortschrittspartei zu der deutschfreisinnigen Partei verschmolz. Diese Partei fiel aber im Jahre 1893 wieder in die Freisinnige Volkspartei und die Freisinnige Vereinigung auseinander, weil die Mitglieder der ehemaligen Sezessionistenpartei bei der Abstimmung über die Militärvorlage ihre nationalliberale Vergangenheit nicht verleugnen konnten und wollten. Wenn aber bei dieser Gelegenheit — wie auch später bei Heer- und Flottenfragen — die Volkspartei prinzipienstarr, die Vereinigung opportunistisch erschien, so lag das mehr an den Persönlichkeiten und der geschichtlichen Entwicklung der Umstände als an dem innern Wesen der Parteien. Denn die jetzige Freisinnige Vereinigung mit ihren frühern Gestalten umfaßte von jeher die Elemente, deren Liberalismus weniger in reinpolitischen als in wirtschaftlichen Überzeugungen wurzelte. Diese Überzeugungen führten sie, als ihnen nach 1866 die Ziele von Bismarcks deutscher Politik klar geworden waren, in der Zeit der Begründung und des ersten Ausbaus der deutschen Einheit zu begeisterter Mitarbeit an Bismarcks Werk und im Schwunge dieser Begeisterung auch zu stärkerer Betonung des nationalen Elements in ihrem Liberalismus. Das drückte sich in ihrem Anschluß an die Nationalliberalen aus, im Gegensatz zu den Fortschrittlern, die die Sache des Liberalismus nur in der Erkämpfung reinpolitischer Errungenschaften fördern zu können glaubten. Mit einer neuen Wendung der Wirtschaftspolitik wurde auch die Sezession zur Notwendigkeit, die dann bald darauf die Vereinigung mit der Fortschrittspartei unter der Fahne des entschiednen Liberalismus ermöglichte. Aber immer lag die Eigenheit dieser politischen Gruppe darin, daß sie ihren Schwerpunkt auf wirtschaftlichem Gebiete fand. Und dadurch wurde sie auch leichter als die Gruppe der alten Fortschrittler zu einer wirtschaftlichen Interessenvertretung mit ausgesprochen kapitalistischem Charakter. Es war die Partei der reichen Leute, die in dem alten Agrar- und Polizeistaat nicht genug wirtschaftliche Bewegungsfreiheit fanden, während die Ideale der bürgerlichen Demokratie um des politischen Grundsatzes willen in der Freisinnigen Volkspartei gepflegt wurden. Daher der traditionelle Eigensinn dieser Partei in Heer- und Flottenfragen, während die Freisinnige Vereinigung gerade in diesem Punkte größeres Verständnis zeigte. Und mit diesem Wesensunterschied hängt es auch zusammen, daß die Vereinigung in sozialpolitischen Fragen radikaler wurde als die Volkspartei, die den Unterschied zwischen Liberalismus und Sozialismus stets schärfer empfand. Vom wirtschaftlichen Liberalismus zum Sozialismus ist der Schritt kleiner als vom politischen aus. Die Theorie des Freihandels, der Gegensatz gegen den Agrarstaat, die kapitalistische Abneigung gegen innere Kämpfe auf dem eignen Interessengebiet — das alles legte den Gedanken nahe: wir müssen uns mit dem Sozialismus verständigen. Aber eben die Erfahrungen, die in diesem Stadium der Dinge gemacht worden sind, haben auch wieder in beiden Richtungen des entschiednen Liberalismus zu der Erkenntnis geführt, daß es auf dem bisherigen Wege nicht geht, wenn der Liberalismus überhaupt wieder lebensfähig gemacht werden soll. Der Wahlverein der Liberalen hat die „sozialliberalen" Demagogen, die sich an ihn gehängt hatten, wieder abgeschüttelt, und die Freisinnige

Volkspartei hat sich aus dem Bann fehlerhafter Traditionen herausgearbeitet. Das muß dahin führen, daß sich die beiden getrennten Richtungen wieder einmal zusammenfinden.

Während sich unsre innerpolitischen Verhältnisse in erfreulicher Weise klären, wälzen sich im Anschluß an die von Maximilian Harden verursachten Prozesse wieder trübe Schmutzfluten durch unsre Presse. Der neue Prozeß in München, in dem es Harden gelungen ist, eine schwere Belastung des Fürsten Eulenburg durch die Aussagen zweier Zeugen herbeizuführen, rührt wieder die ekelhaften Erörterungen auf, die man schon glücklich überwunden zu haben glaubte. Die Sache ist nach dieser letzten Wendung noch nicht genug geklärt, als daß man dazu Stellung nehmen könnte. Nur muß Einspruch dagegen erhoben werden, daß Harden jetzt, wo ihm ein Streich gelungen zu sein scheint, sofort wieder von seinen Freunden als Retter des Vaterlandes gepriesen wird. Hatte Harden wirklich von Anfang an so viel belastendes Material, wie er jetzt zu haben behauptet, und glaubte er wirklich an die vernichtende Kraft dieser Zeugnisse, dann konnte er den vorgeblichen patriotischen Zweck auch ohne den öffentlichen Skandal, den er in Szene gesetzt hat, erreichen. Der ganze Verlauf der Sache spricht aber dafür, daß ihm vieles erst zugetragen worden ist, als er seinen Feldzug schon begonnen hatte. Dann liegt aber noch weniger Grund vor, ihn wegen seines Vorgehens zu preisen. Der Schaden, der durch die häßliche und sensationslüsterne Behandlung dieses Falles gestiftet worden ist, wiegt viel schwerer als der vermeintliche Nutzen, der durch die Beseitigung der kompromittierten Männer aus hohen Stellungen erreicht worden ist. Und man soll doch Leuten, die Harden kennen, nicht weismachen wollen, daß dieser Mann die Wirkungen seines Vorgehens nicht ganz genau berechnet haben sollte.

Vor kurzem sind auch die beiden Abkommen über den status quo in der Ostsee und der Nordsee unterzeichnet worden. Wenn diese internationalen Verträge nicht überall besonders hoch eingeschätzt werden, so kann man sich darüber nicht wundern. Schließlich gelten alle solche Abmachungen nur so lange, als sie eben den Interessen der Beteiligten entsprechen, und deshalb schätzt man gewöhnlich nur die unter ihnen, die etwas Neues bringen und daher eine sofortige positive Ausführung fordern. Aber daß alles so bleiben soll, wie es ist, setzt man ungern durch einen besondern Vertrag fest, der, wenn er sich nicht von selbst versteht, doch meist gebrochen wird.

Das ist soweit ganz richtig, aber mitunter haben solche Abmachungen, so überflüssig sie auf den ersten Blick zu sein scheinen, doch einen positiven Wert. Nämlich dann, wenn über Interessen und Meinungen der beteiligten Mächte wirklich falsche Auffassungen gegenseitig verbreitet sind, und eine Klärung und Aussprache, die zu einer bestimmten Einigung und förmlichen Verpflichtung führt, schädliche Einflüsse eine Zeit lang wenigstens außer Kurs setzen kann. Die beiden Abkommen bergen verschiedene Feststellungen, deren gegenseitige Anerkennung durch alle beteiligten Mächte beruhigend wirken muß. Was die Ostsee betrifft, so erinnere man sich der künstlich verbreiteten und an Stellen, wo sie uns sehr unbequem waren, wirklich geglaubten Gerüchte, daß Deutschland die Ostsee zu einem mare clausum machen wolle, ferner der Beunruhigungen, die sich an die Unklarheiten über die Absichten Rußlands in der Frage der Befestigung der Alandsinseln knüpften. Das Ostseeabkommen, das auf Anregung Rußlands abgeschlossen worden ist, schafft doch diese Fragen so weit aus der Welt, daß sie nicht mehr zur Unterlage von vagen Beunruhigungen dienen können. Das Nordseeabkommen aber wirkt zunächst als weiteres Beruhigungsmittel zwischen Deutschland und Großbritannien, da es verschiednen Bestrebungen und Treibereien in England tatsächlich den Boden entzieht und wenigstens für die nächste Zeit einen dicken Strich durch die nicht zu unterschätzenden Machenschaften zieht, die auf der künstlich erregten Besorgnis wegen angeblicher Bedrohung Hollands

und Belgiens durch Deutschland beruhen. Außerdem möge man daran denken, daß die Beteiligung Frankreichs an einem durch Deutschland angeregten Vertrage auch einen gewissen Wert hat und im Sinne einer Verringerung vorhandner Spannungen wirken muß. Wir haben deshalb, ohne uns zu verhehlen, daß der Nutzen solcher Verträge leicht zu erkennende Grenzen hat, doch keine Veranlassung, sie mit solcher Geringschätzung zu behandeln, wie das von manchen Seiten geschehn ist. Denn es werden dadurch mancherlei Fragen und Stimmungen berührt, die auf die Weltlage von Einfluß sind.

Zur Tabaksteuerfrage. Bei allen Versuchen, die Finanzen des Reichs durch neue Steuern in Ordnung zu bringen, hat man in der Regel beobachten können, daß die Interessenten, die sich durch die Steuerprojekte bedroht fühlten, nach dem Motive: „Heiliger Florian, verschon' mein Haus, zünd' andere an!" im Volke und in den Kreisen der Abgeordneten die Meinung zu verbreiten suchten, als sei gerade der von ihnen vertretne Erwerbszweig völlig ungeeignet, zur Minderung der Reichsfinanznot herangezogen zu werden. Wenn schon neue Steuern nötig seien, dann möge man sie bei andern suchen, nur keinesfalls bei ihnen. Wo die öffentlichen Interessen bleiben, wenn jeder, sobald es sich ums Zahlen handelt, mit Fingern auf den andern weist, davon ist freilich dabei nicht die Rede gewesen.

In dieser Richtung hat sich von jeher der Deutsche Tabakverein besonders hervorgetan, dem es auch vor drei Jahren geglückt ist, die der gesamten Tabakindustrie damals zugedachte Steuererhöhung für den Hauptteil der Industrie abzuwehren; gegen die Abschiebung eines Teiles der Mehrbelastung auf den unbequemen Konkurrenten, die Zigarettenindustrie, hatte er freilich nichts einzuwenden.

Schon die Möglichkeit, daß die Zigarrenbanderolesteuer unter den Steuervorschlägen der Reichsregierung im Spätjahre wieder erscheinen könnte, läßt den Tabakverein bereits wieder mobil machen. Es werden Versammlungen der Bezirksvereine organisiert, mit der Aufgabe, die Reichstagsabgeordneten zu „bearbeiten", und Anfang Mai findet eine außerordentliche Hauptversammlung des Deutschen Tabakvereins in Berlin statt, die dem Reichstage selbst zu imponieren bestimmt ist. Wir teilen unsern Lesern ein hierauf bezügliches Zirkular des Vorstandes des Deutschen Tabakvereins vom 2. April d. J. mit und machen dabei besonders auf die gesperrt gedruckten Zeilen aufmerksam, die einerseits die Art der Kampfesweise kennzeichnen und andrerseits die bemerkenswerte Bestätigung enthalten, daß sich auch in den Reihen des Tabakgewerbes Leute finden, die eine höhere Besteuerung des Tabaks für angängig halten. Wie es überhaupt möglich sein soll, Ordnung in die Reichsfinanzen zu bringen, wenn nicht einmal so völlig entbehrliche Genußmittel wie der Tabak, die im Auslande Hunderte von Millionen zu den Staatsausgaben beitragen, in Deutschland von der Steuer nicht weiter getroffen werden dürfen, darüber machen sich die Herren wenig Sorge. Das Zirkular hat folgenden Wortlaut:

„Bei Gelegenheit der Sitzungen des deutschen Handelstags in Berlin hat eine Besprechung von Mitgliedern des Vorstandes und der Denkschriftskommission unsers Vereins stattgefunden, in welcher es für nötig erachtet wurde, sofort eine Eingabe, betreffend die Lage des deutschen Tabakgewerbes und die Tabaksteuerfrage, an den Reichstag und an den Bundesrat zu richten.

Sie erhalten in der Anlage einen Abdruck dieser Eingabe zur gefälligen Kenntnisnahme. Vor Schluß der Reichstagssession, aber vermutlich erst nach stattgehabter preußischer Landtagswahl, werden Verhandlungen zwischen dem Reichskanzler und den Führern der Blockparteien über die Grundlagen der im Herbst dem Reichstage vorzulegenden Reichsfinanzreform stattfinden. Wir glauben Grund

zu der Annahme zu haben, daß bei richtigem Vorgehen unsrerseits eine höhere Belastung des Tabaks in diese Finanzreform nicht aufgenommen werden wird. Zu dem Behufe wird es allerdings nötig sein, daß die Reichstagsabgeordneten von Tabakinteressenten ihres Wahlkreises vor Beginn dieser Verhandlungen besucht werden, um ihnen die gegen die höhere Belastung des Tabaks sprechenden Gründe vorzutragen. Es ist deshalb für die Zeit nach Wiederzusammentritt des Reichstags nach den Osterferien eine außerordentliche Hauptversammlung des Deutschen Tabakvereins in Berlin in Aussicht genommen, welcher Versammlungen in den einzelnen Abteilungen vorausgehn sollen. Verhandlungen wegen der Festsetzung dieser Abteilungsversammlungen finden soeben mit den Vorsitzenden der Abteilungen statt. Weiteres wird Ihnen in einigen Tagen mitgeteilt werden.

Wir bitten Sie dringend, sich für die auf diese Weise in die Wege geleitete Abwehrtätigkeit zur Verfügung zu stellen und an den oben erwähnten Versammlungen teilzunehmen, auch dafür nach Kräften besorgt zu sein, daß nicht nur die übrigen Mitglieder unsers Vereins, sondern auch solche Kollegen, welche dem Vereine nicht angehören, als Gäste zu den Abteilungsversammlungen erscheinen. Es ist uns mitgeteilt worden, daß fortgesetzt diesem oder jenem Reichstagsabgeordneten von Tabakinteressenten gesagt wird, der Tabak könne oder müsse höher besteuert werden, da man nur auf diese Weise zu besseren Preisen kommen könne. Daß eine solche Auffassung der Tabaksteuerfrage eine vollständig verfehlte ist, und daß dabei an die schweren Verluste und an die Erschütterung der Existenz der meisten unsrer Kollegen in der Übergangszeit nicht gedacht wird, braucht nicht näher dargelegt zu werden. Selbst derjenige, welcher der unseres Erachtens unter allen Umständen irrigen Meinung ist, daß ihm eine Erhöhung der Steuer auf die Dauer nicht schaden könne, begeht Verrat am deutschen Tabakgewerbe, wenn er diesem Gedanken einem Abgeordneten gegenüber Ausdruck verleiht. Wir fügen deshalb die weitere Bitte hinzu, im Kreise Ihrer Kollegen solchen Gedanken mit aller Entschiedenheit entgegenzutreten, um zu verhüten, daß schließlich unsre durchaus aussichtsreiche Abwehr aus solchem törichten Vorgehen erfolglos wird."

Vom Flottenverein. Durch die meisten Blätter ging kürzlich eine, wie es hieß, der Deutschen Journalpost entnommne Mitteilung, nach der die Sitzung des Gesamtvorstandes des Flottenvereins am 12. erregt verlaufen sei, und es nunmehr zu einer Spaltung im Verein kommen werde.

Wie wir aus guter Quelle erfahren, ist diese Meldung durchaus unrichtig.

Die von etwa 70 bis 80 Herren besuchte Versammlung im Hotel de Rome zu Berlin verlief im Gegenteil sehr ruhig, die Verhandlungen waren sachlich und von durchaus versöhnlichem Geist getragen.

Die dort gefaßten und vom geschäftsführenden Ausschuß der Presse übermittelten Beschlüsse lauteten bekanntlich:

1. Gemäß Paragraph 2 seiner Satzungen ist der Deutsche Flottenverein ein Verein, der zwecks Schaffung einer starken Flotte vaterländische Aufgaben zu verfolgen hat und über den Parteien und Konfessionen steht.

2. Nachdem die drei anwesenden Mitglieder des alten Präsidiums die Erklärung abgegeben hatten, daß sie unter den jetzigen Verhältnissen eine Wiederwahl nicht annehmen könnten, wurde der Antrag der Thüringer Landesverbände auf Wiederwahl des alten Präsidiums abgelehnt und eine Kommission zur Vorbereitung der Wahl eines neuen Präsidiums gewählt.

Was mit dem ersten Satz gemeint wird, ist vielleicht nicht ohne weiteres verständlich, gewinnt aber sofort Bedeutung, wenn man sich erinnert, welchen breiten

Raum in den frühern Hauptversammlungen des Vereins die Erörterungen über die Frage „politisch“ oder „nicht politisch“ und „was bedeutet politisch“ eingenommen haben.

Wer die alten Sprachen kennt, weiß, daß auch heute das Wort nicht anders ausgelegt werden kann als in der Bedeutung: wer sich mit den öffentlichen Angelegenheiten des Staatslebens befaßt, treibt Politik.

Wenn in frühern Resolutionen der Verein ausdrücklich als „unpolitisch“-nationaler bezeichnet wurde, so hatte das seine besondern Gründe; es hatte dies aber auch eine gewisse Berechtigung, über die man sich klar wird, wenn man an das damals geltende Vereinsgesetz denkt.

Der Streit darüber, ob der Verein ein politischer oder unpolitischer ist, und ob er sich dementsprechend bezeichnen soll, wird aus der Welt geschafft, wenn man dieses Wort einfach vermeidet.

Seit kurzem ist das neue Vereinsgesetz angenommen, und so fällt auch die letzte Rücksicht fort, in Beschlüssen oder Satzungen dem Verein ausdrücklich einen bestimmten Charakter zuzusprechen.

Schließlich sollte man doch bedenken, daß in der Praxis, im Leben, der Richter und die sonst zuständigen Behörden vorkommendenfalls darüber werden zu befinden haben, ob sie den Verein als einen politischen oder unpolitischen betrachten wollen.

Wenn die Antragsteller, die das Wort nationalpolitisch in den Satzungen lesen wollen, damit beabsichtigen, die künftige Tätigkeit des Vereins zu charakterisieren, so muß man ihnen entgegenhalten, daß es mehr auf die Handhabung eines Gesetzes als auf den Buchstaben ankommt, auf den Geist, der darin wohnt. Und in dieser Beziehung läßt die alte Fassung des Paragraphen 2 nichts zu wünschen übrig. Der Verein kann die Gesinnung, die ihn beseelt, in der Wahl des neuen Präsidiums zum Ausdruck bringen.

Wir sind auf die Erwiderung gefaßt: „Dann wollen wir das alte Präsidium!“

So sehr auch der Rücktritt des bewährten alten Präsidiums von verschiednen Gesichtspunkten aus auf das schmerzlichste zu bedauern ist und auch von uns bedauert wird, fragen wir uns doch ernstlich: sollte nicht ein neues Präsidium zu finden sein, das die Aufgaben des alten um so leichter zu erfüllen imstande ist, da ihm nicht von vornherein scharfe Voreingenommenheit entgegentritt?

Es ist von der Kasseler Tagung her bekannt, welche und wieviele persönlichen Verstimmungen in den Ereignissen eine Rolle gespielt haben.

Diese zu beseitigen, die Bahn freizumachen zur friedlichen Weiterentwicklung des Vereins, hat das alte Präsidium sein Amt niedergelegt. Soll nun dieses Opfer vergeblich gebracht sein?

Uns scheint es, gerade die Treue, die Anhänglichkeit für das alte Präsidium sollte es seiner Gefolgschaft verbieten, die Tat als überflüssig hinzustellen, und es zeugt von wenig Achtung vor dem Entschluß, der den Herren nicht leicht gefallen ist, wenn man ihn zu widerrufen trachtet.

Überdies ist es mehrfach, und nicht nur von den drei in der Versammlung anwesenden Mitgliedern des alten Präsidiums, bestimmt ausgesprochen worden, daß das *gesamte* alte Präsidium eine Wiederwahl nicht annehmen würde.

Wie soll man dann nur die Bestrebungen verstehn, die darauf hinausgehn, ein *einziges* Mitglied wiederzuwählen, und zwar gerade das, das den Sturz des Präsidiums verursachte, weil es nicht vermochte, seine eigne Person im Interesse des Ganzen zurücktreten zu lassen?

Man kann die Ereignisse vor Kassel und in Kassel aufs lebhafteste bedauern, man kann der treueste Anhänger des alten Präsidiums sein — wohlverstanden,

des Präsidiums, nicht eines einzelnen seiner Mitglieder —, aber wenn man sich nicht absichtlich der Erkenntnis verschließt, so muß man einsehen, daß eine Wiederwahl nicht möglich ist.

Vor allem: die Verhältnisse, die das Präsidium zur Amtsniederlegung veranlaßten, sind noch unverändert.

Dieser Erwägung hat, so scheint es, sich auch der Gesamtvorstand nicht verschließen können, um so weniger, als auch Vorgänge in Betracht zu ziehen sind, die nicht allgemein bekannt geworden sind.

Wenn es, wie vereinzelt in der Tagespresse verlautete, Strömungen gibt, die den Verein auflösen und einen neuen politisch-agitatorischen gründen wollen, der sich seiner Natur nach gegebnenfalls auch in den Kampf der Parteipolitik mischen muß, so ist zweierlei zu bedenken.

Nationale Wahlen sicherzustellen — dieses Ziel verfolgt seit Jahren der Reichswahlverband; wer das will, braucht sich diesem Verbande ja nur anzuschließen.

Wer aber einen Flottenverein auflösen und einen andern Flottenverein gründen will, scheint zum mindesten einen Punkt außer acht zu lassen.

Die sogenannte „Krisis“ im Flottenverein hat weitgehende Mißstimmung erzeugt, nicht zum mindesten im Verein selbst.

Der Verein verteilt sich mit seinen mehr als 3000 Ortsgruppen zum größern Teil auf die ländliche Bevölkerung und die kleinen Städte.

In den meisten Orten, zumal den weiter abgelegnen, hat man nicht so viel Interesse am Streit genommen, daß man sich über Anfang, Schuld oder Nichtschuld der Parteien unterrichtet hätte.

Man ist aber verstimmt über die Mißhelligkeiten, und wer noch nicht aus dem Verein ausgetreten ist, wünscht möglichst baldigen Frieden und Beseitigung des Unerquicklichen.

Wenn es nun zur Auflösung kommt, und sich die große Masse der Mitglieder plötzlich in der Lage sieht, dem einen Verein nicht mehr anzugehören, einem andern beitreten zu sollen, alles nur infolge einiger Vorgänge, die nicht näher bekannt, aber unerquicklich waren — so spricht alle Wahrscheinlichkeit dafür, daß die meisten, in ärgerlicher Stimmung, von solcher Mitgliedschaft überhaupt nichts werden wissen wollen.

Ein Heerführer darf bedingungslos über seine Truppen verfügen, mit der Gefolgschaft freier Bürger in einem Verein und mit der Anhängerschaft einer beliebten Persönlichkeit ist es ein ander Ding.

Die der Öffentlichkeit übermittelte Notiz des geschäftsführenden Ausschusses über die Berliner Vorstandssitzung des Flottenvereins ist kurz, aber inhaltschwer.

Wir entnehmen daraus, daß es gelungen ist, über die schwebenden persönlichen und sachlichen Streitfragen Einigung zu erreichen; eine Kommission, der Mitglieder aller Parteien angehören, ist ernannt worden, um die Neuwahl eines Präsidiums vorzubereiten. Es steht zu hoffen, daß die geeigneten Männer gefunden werden, und es hat allen Anschein, daß nun das stolze Schiff des Flottenvereins den Kurs aufnehmen wird, den zu steuern sein altes Präsidium ihm durch seine hochherzige Tat ermöglicht hat.

Die Weltwirtschaft. Ein Jahr- und Lesebuch. Unter Mitwirkung zahlreicher Fachleute herausgegeben von Dr. Ernst von Halle, Professor an der Universität Berlin, Wirklichem Admiralitätsrat. 2. Jahrgang 1907. 2. Teil: Deutschland. Leipzig und Berlin, B. G. Teubner, 1907. Preis 4 Mark.

Den zweiten Teil des unsern Lesern hinlänglich empfohlnen Jahrbuchs eröffnet eine einleitende Übersicht der innern und äußern Wirtschaftspolitik von Dr. Gustav

Roloff, in der die Marokkopolitik, die im Laufe des Berichtsjahrs abgeschlossenen Handelsverträge, die Entwicklung der Kolonialgebiete, die Tarifverträge, die Regelung der Schiffahrtsabgaben, die Reichssteuerreform sowie wirtschaftspolitische Maßregeln Preußens und einiger andern Einzelstaaten kurz behandelt werden. Über die Wendung in der Kolonialpolitik, die Ende 1906 eingetreten ist, wird gesagt: „Im großen Publikum war es communis opinio, daß sich das deutsche Kapital von den Kolonien fernhalte, und daß die wirtschaftlichen Unternehmungen in den Kolonien mit wenigen Ausnahmen durch Reichsmittel betrieben würden; daher rührte die Meinung, daß die Kolonien zum größten Teil wertlos seien, und diese Stimmung wirkte auf den Reichstag zurück. Die Kolonialverwaltung erwarb sich das Verdienst, durch genaue Untersuchung und Darlegung der kolonialen Unternehmungen den Nachweis zu führen, daß das deutsche und das ausländische Privatkapital die deutschen Kolonien keineswegs gescheut habe, daß vielmehr das in den Kolonien investierte Privatkapital die dort angelegten Reichsmittel übertreffe: etwa 70 Millionen Mark fiskalische Mittel und fast 300 Millionen Mark deutsches Privatkapital stellte eine Denkschrift des Kolonialamts fest, und dazu kommt noch das ziffermäßig nicht zu berechnende ausländische Kapital.“ Daß sich auf die reichlichen Auskünfte, die die Spezialabhandlungen darbieten, nicht allein der Theoretiker und der Beamte, sondern auch der Gewerbtreibende, der Kaufmann und der Landwirt verlassen kann, dafür bürgen die Namen und die Berufsstellungen der Verfasser. Um nur einige von den 35 anzuführen — es behandeln: die Landwirtschaft Dr. W. von Altrock, Generalsekretär des Kgl. preußischen Landes-Ökonomiekollegiums; den Bergbau Dr. E. Jüngst vom Bergbaulichen Verein in Essen; die Kleineisenindustrie Dr. Ernst Boye, Handelskammersekretär in Hagen i. W.; den Maschinenbau der Ingenieur E. Werner; die Elektrotechnik Professor E. Budde in Berlin; Kraftwagen Ingenieur Dr. Fritz Huth in Berlin; die chemische Industrie Dr. Richard Brauer, Geschäftsführer des Vereins zur Wahrung der Interessen der chemischen Industrie Deutschlands; Seide Professor Paul Schulze, Konservator der Königlichen Gewebesammlung; Baumwolle Dr. Lochmüller, Geschäftsführer des Verbandes deutscher Baumwollgarnkonsumenten; Spielwaren Professor Dr. Anschütz, Syndikus der Handels- und Gewerbekammer in Sonneberg; die Zuckerindustrie Dr. Albert Bartens, Redakteur der „Deutschen Zuckerindustrie“ in Berlin; Konfektion Dr. jur. Kurt Weinberg, Redakteur des „Konfektionär“; das Bauwesen Dr. Andreas Voigt, Professor an der Handelshochschule in Frankfurt a. M. Auch die Bank-, Kredit- und Gründungsverhältnisse sowie die Organisationen der Unternehmer, der Angestellten und der Arbeiter werden in besondern Artikeln behandelt. Im Vorwort wird bemerkt, daß die Landwirtschaft auf allseitigen Wunsch viel ausführlicher dargestellt worden ist als im ersten Jahrgang, und daß die Automobilindustrie, die Feinmechanik und die Eisenbahnen neu aufgenommen worden sind.

Goethe im Gespräch. Unter diesem Titel haben Franz Deibel und Friedrich Gundelfinger im Insel-Verlag zu Leipzig eine Sammlung von Gesprächen Goethes herausgegeben, die allerdings schon 1906 erschienen ist, die wir aber mit Stillschweigen zu übergehn für eine Unterlassungssünde halten würden. Das Buch beabsichtigt nicht, der bekannten verdienstvollen Publikation Woldemar von Biedermanns Konkurrenz zu machen, es richtet sich schon wegen des wohlfeilen Preises (6 Mark für das geheftete, 8 Mark für das in Leder gebundne Exemplar) an ein viel größeres Publikum, bringt nur Gespräche mit Goethe, nicht Äußerungen über ihn und verzichtet auf alles Anekdotenhafte. Leuten, die Goethe am liebsten im Schlafrock sehn und sich ihm kongenial fühlen, wenn sie von seinen kleinen menschlichen Schwächen hören, kann dieses Buch deshalb nicht empfohlen werden.

Was man darin findet, sind Aussprüche, die in irgendeinem Sinn, besonders aber im Goethischen Sinn „bedeutend“ sind, und solche, die über Goethes Beziehungen zu großen Zeitgenossen, zum Beispiel zu Schiller und Napalean, Aufschluß geben. Von den Gesprächen mit Eckermann, die ja in zahlreichen Ausgaben verbreitet sind, ist nichts in die Sammlung aufgenommen worden. Nächst Eckermann sind Heinrich Voß, Riemer, Friedrich von Müller, Falk und Sulpiz Boisserée die Männer, denen sich Goethe am freimütigsten erschloß, und deren Aufzeichnungen das wertvollste Material für die vorliegende Sammlung geliefert haben. Sie sind in der Einleitung knapp aber treffend charakterisiert: „Der junge Heinrich Voß stand zwei Jahrzehnte vor Eckermann in einem ähnlichen Jüngerverhältnis zu Goethe wie dieser, nur daß seine Hingebung noch geteilt war durch die vollständige Abhängigkeit von seinem Vater und die Verehrung für Schiller. Er war bieder und ehrlich, aber beschränkt wie der Autor der »Luise«, eigensinnig und bestimmbar zugleich wie ein kränkliches Kind. Wie ein solches behandelte ihn Goethe auch und gab ihm nicht allzuviel von seinem eigensten Wesen, mit dem der trockne Schwärmer nichts anzufangen gewußt hätte, preis ...“

„Riemer betrachtete seine Beziehung zu Goethe weniger als Erlebnis denn als Beruf. Wenn Eckermann zu dem Olympier als verehrender Schüler, als Jünger stand, so verhielt sich Riemer zu ihm etwa wie ein Beamter zu seinem Staatshaupt. Er war ein trockner, treuer, aufmerksamer, etwas galliger, nicht enthusiastischer, aber gescheiter Zuhörer.“ Es ist höchst merkwürdig, daß Goethe das Bedürfnis empfand, sich gerade diesem Manne gegenüber eingehend über die Frauen auszusprechen.

Friedrich von Müller (der Kanzler) „fühlt sich als ein etwas tiefer stehender Kollege, Goethen nah genug, um sich selbst zu bewahren, und nimmt als Welt- und Geschäftsmann eine gewisse gesellige Freiheit in Anspruch, die Eckermann und Riemann sich versagten, weil die Kluft zwischen kleinen Literaten und dem Weltdichter größer war als die zwischen einem Kanzler und einem Minister. Nicht von der geistigen Seite näherte sich Müller dem Genius, sondern von der weltlichen ...“

Ein apokrypher Evangelist ist Falk. „Für ihn war Goethe der berühmte Mann, seine Gespräche Ausstellungsgegenstände. Ein seelisches Verhältnis zu Goethe hatte er nicht, und ohne dies war ihm nicht möglich, auch nur Goethes Tonfall zu vernehmen. Da er aber das Bedürfnis fühlte, die Zelebrität große Dinge sagen zu lassen, so dehnt er, was ihm in der Erinnerung haftete, zu langen Reden aus, die etwa so authentisch sind wie diejenigen der berühmten Staatsmänner in antiken Geschichtsschreibern ...“

Ganz andre Absichten verfolgte Sulpiz Boisserée. Er „kam zu Goethe gleichsam als Emissär einer andern Großmacht, der Romantik, um mit dem Weimarer Imperator zu unterhandeln. Sein lebhafter, unterrichteter, aber propagatorischer und darum etwas befangner Geist war mehr darauf aus, Goethe in das neudeutsche Kunstinteresse zu ziehn, als von Goethe zu lernen oder zu hören. Seine Konversation war darauf angelegt, den »alten Heiden« mit Verehrung und Widerspruch zu bekehren und ihm romantische Äußerungen zu entlocken ...“

Man wird also bei der Lektüre der einzelnen Äußerungen Goethes berücksichtigen müssen, daß sie alle von dem, der sie aufgezeichnet hat, mehr aber weniger retuschiert sind. Versteht man, die individuelle Retusche zu beseitigen, so wird man das Buch als eine wichtige Ergänzung zu Goethes Werken schätzen lernen. J. R. H.

Brauchen wir die Ausländer in unsern Kolonien?

Von Rudolf Wagner in Berlin

Es hat eine Zeit gegeben, wo wir eine gelinde Gänsehaut bekamen über jeden Engländer, der sich in unsern Kolonien niederließ, über jede Erwerbsgesellschaft, die zum Teil mit englischem Gelde gegründet wurde. Diese Zeit — sie liegt nur wenige Jahre zurück — ist, Gott sei Dank! vorüber. Es ist uns inzwischen das Verständnis aufgedämmert, daß auch fremdes Geld rund ist, daß uns fremder Unternehmungsgeist vielfach erst auf den Wert unsrer Kolonien hingewiesen und dadurch auch bei uns anregend gewirkt hat. Selbstverständlich mußten wir verhindern, daß da und dort der Einfluß fremden (in diesem Fall englischen) Kapitals übermächtig wurde. Diese Gefahr besteht heute nicht mehr, wo das deutsche Kapital in immer größerm Umfange kolonialen Unternehmungen seine Aufmerksamkeit zuwendet und durch den Bau der Eisenbahnen auch eine gewisse Gewähr für lohnende Arbeit erhalten hat.

Zum Teil haben sich die Verhältnisse verschoben. Während man früher gewohnt war, die Kolonien lediglich als ein Feld für kapitalistische Unternehmungen zu betrachten, hat sich allmählich herausgestellt, daß in verschiednen Gebieten der Schwerpunkt bei der Erschließung auf die Kleinsiedlung gelegt werden muß, und daß die ausländische Beteiligung auch von diesem Standpunkt zu betrachten ist.

In der Hauptsache gilt dieses für Südwestafrika, dann aber auch für Ostafrika und Samoa.

Auf die besondern Verhältnisse der einzelnen Kolonien werde ich noch zurückkommen, zunächst sei der Einfluß des Ausländertums rein zahlenmäßig festgestellt. Nach der Bevölkerungsstatistik lebten im Jahre 1907 in unsern Kolonien insgesamt 11000 Weiße, und zwar 7700 Deutsche und 3300 Ausländer. Davon waren 1309 Engländer und Kolonialengländer, 440 Italiener und Griechen, 330 Österreicher und Ungarn, 230 Russen. Die übrigen verteilen sich in kleinerer Anzahl auf die andern Nationalitäten. Man beachte

den hohen Prozentsatz an Engländern, der, wie wir sehen werden, in der Hauptsache auf Südwestafrika entfällt.

Deutsch-Südwestafrika ist unser Ansiedlungsland par excellence, wo Weiße dauernd leben können. Da wir hoffen, daß Südwest einst bei rationeller Erschließung in kleinerm Maßstab ein zweites Deutschland über See, ein Jungbrunnen für unser unter der zunehmenden Industrialisierung leidendes Volkstum werden wird, so ist hier das Verhältnis zwischen Deutschtum und Ausländertum besonders wichtig.

Von den 1309 Engländern, die in unsern Kolonien leben, entfallen 970, also rund 75 Prozent auf Deutsch-Südwest. Dort machen sie rund 14 Prozent der gesamten weißen Bevölkerung aus, und auf fünf Deutsche (im ganzen 4900) kommt schon ein „Engländer". Das Wort Engländer in Gänsefüßchen, denn in Wirklichkeit handelt es sich nur zu einem kleinen Teil um eigentliche Engländer, vielmehr vorwiegend um Buren. In der amtlichen Bevölkerungsstatistik sind die Weißen leider nicht nach der Sprache, sondern nur nach der Staatsangehörigkeit auseinandergehalten, und nur bei der Rubrik „ohne Staatsangehörigkeit" ist in Klammern das Wort Buren beigefügt. Diese 240 Buren, die vor der Annektierung der Burenfreistaaten durch die Engländer in unsre Kolonie eingewandert sind, haben dadurch jede Staatsangehörigkeit verloren. Die Mehrzahl der Buren ist aber jetzt englische Staatsangehörige. Die Anschauung, daß es sich bei den aufgeführten „Engländern" vorwiegend um Buren handelt, wird durch die Schulstatistik gestützt. In der Regierungsschule in Windhuk waren von 74 Schülern der Abstammung und Sprache nach 43 Deutsche, 25 Buren und nur 2 Engländer. Eine besonders deutliche Sprache sprechen die Zahlen des Hauptfarmdistrikts Grootfontein. Dort waren von zwanzig Schülern siebzehn Burenkinder. Bei dem sprichwörtlichen Kinderreichtum der Buren fallen alle diese Zahlen besonders ins Gewicht. Wie sehr, zeigt die Tatsache, daß bei den Deutschen auf 600 verheiratete Frauen 805 Kinder kommen, bei den „Engländern" auf 70 verheiratete Frauen 170 Kinder, bei den alteingesessenen Buren („ohne Staatsangehörigkeit") auf 29 verheiratete Frauen gar 75 Kinder. Die Vermehrung ist also — so kann man ruhig als feststehend annehmen — bei den Buren doppelt so stark wie bei den Deutschen. Nun bedeuten Kinder für südwestafrikanische Verhältnisse nicht, wie teilweise bei uns, eine wirtschaftliche Belastung, sondern im Gegenteil eine Erleichterung, eine Verbilligung des Betriebs durch Ersparung von fremden Arbeitskräften, was namentlich in Anbetracht des jetzt herrschenden Mangels an eingebornen Arbeitern sehr ins Gewicht fällt. Wenn auch der Bur erfahrungsgemäß dem Deutschen an Fleiß und Strebsamkeit nicht entfernt gleichkommt, so bildet die Bureneinwandrung doch eine ernste Gefahr für das Deutschtum. Wenn wir sie nicht beschränken und uns den Burennachwuchs zu assimilieren suchen, so können wir uns an den Fingern ausrechnen, daß in wenig Generationen das burische Element vermöge seiner Vermehrungsfähigkeit

überhandnehmen und einen Pfahl im Fleisch der Kolonie bilden wird. Ich meine, man hat, seit die Burenbegeisterung verflogen ist, und die Dinge nüchterner betrachtet werden, die Buren als ein höchst unruhiges, schwer zu lenkendes Element kennen gelernt und sollte deshalb versuchen, die Kolonie nach Möglichkeit vor spätern innern Kämpfen und Hemmungen zu bewahren, die das Zusammenleben zweier verschiedenartiger Volkselemente mit sich bringen muß. Man soll nicht mehr sagen, daß die Buren unsre Lehrmeister sind. Und wenn sie es je waren, so sind sie von ihren Schülern längst überflügelt worden.

Wenn wir ernsthaft wollen, so bietet uns das Einwandrungsgesetz vom 15. Dezember 1905 mancherlei Handhaben, auch wäre der von manchen Seiten gemachte Vorschlag, das Erbrecht nach holländisch-afrikanischem Muster auszugestalten, sehr zu erwägen. Denn wenn die Ehegatten gehalten sind, nach dem Tode des einen Teils das Erbe der Nachkommen sicherzustellen, ehe sie eine neue Ehe eingehn, so würde dies die Expansionsfähigkeit des Burentums immerhin beschränken. Die Verpflichtung zur sofortigen Seßhaftmachung und die Schulpflicht werden ein übriges tun. Eine besonders wichtige Aufgabe aber fällt der deutschen Frau zu. Nichts wird der Erhaltung und Förderung des deutschen Übergewichts dienlicher sein als die Unterstützung von Bestrebungen, die aus der Kolonie eine deutsche Familiensiedlung machen wollen. Wenn darauf hingearbeitet wird, daß sich unsre südwestafrikanischen Landsleute möglichst schnell nach ihrer Niederlassung eine Familie gründen können, und daß sich die deutsche Bevölkerung in gesunder Weise vermehrt, so wird dadurch dem ausländischen Einfluß am wirksamsten vorgebeugt. Es sei deshalb an dieser Stelle auf die Bestrebungen des vor einem Jahre gegründeten Deutschkolonialen Frauenbundes hingewiesen und dessen Wirken der Beachtung empfohlen.

Dem Burentum gegenüber treten jedenfalls jene Elemente, die der Aufstand nach den Hafenstädten gezogen hat, und die mit ihren unlautern Geschäften dem legitimen Handel vielerlei Schaden zugefügt haben, in den Hintergrund. Immerhin wird sich das Reinigungsgeschäft auch auf diese beziehen müssen, soweit sie nach beendetem Aufstand nicht von selbst verschwinden. Wir haben keinerlei Veranlassung, zuzusehen, wie sich mit Hilfe unsrer Eisenbahnen allerlei ausländisches Gesindel die Taschen füllt, während so und soviel solide deutsche Ansiedler nur notdürftig ihr Leben fristen.

Ganz andre Verhältnisse finden wir in Ostafrika. Zwar hat sich auch dort in neuerer Zeit eine Anzahl Buren niedergelassen, doch sind die Erfahrungen, die hier mit ihnen gemacht worden sind, so wenig erfreulich, daß ein weiterer Zuzug kaum zu erwarten ist. Auch in Ostafrika hat sich wieder gezeigt, daß vom Buren bahnbrechende wirtschaftliche Arbeit kaum zu erwarten ist, daß sein Streben hauptsächlich darauf ausgeht, möglichst schnell und mühelos „Geld zu verdienen“. Fast überall, wo Buren zugezogen sind, wird darüber geklagt, daß sie im Lande umherziehen und das Wild abschießen, statt sich ordentlich an-

zusiedeln und aus dem ihnen zugewiesnen Land etwas zu machen. Von den paar Auslanddeutschen, die sich im Merugebiet angesiedelt haben, namentlich Deutschrussen, will ich hier nicht reden, denn sie spielen weiter keine Rolle.

Desto mehr ist über die Inder zu sagen, denn sie stellen das Hauptkontingent des Ausländertums in Ostafrika. Es ist in der letzten Zeit viel Tinte für und wider sie vergossen worden. Leider wird vielfach übers Ziel hinausgeschossen, indem die einen sie in den Himmel heben, die andern sie am liebsten sofort mit Kind und Kegel ausgewiesen sehen möchten. Sicherlich sind die Inder ein unliebsames Element im ostafrikanischen Wirtschaftskörper, das wird jedem Unbefangnen einleuchten, wenn er erfährt, daß die Tausende von diesen Fremdlingen, die in Ostafrika leben, den ganzen Zwischenhandel in Händen haben. Ein ganzer Erwerbszweig in Händen von fremden Staatsangehörigen, sicher ein ungesunder Zustand. Doppelt ungesund ist an der Sache, daß die Leute samt und sonders mittellos in Ostafrika ankommen, sie schachern sich möglichst rasch in mehr oder minder saubrer Weise, bei der der betrügerische Bankerott eine besondre Rolle spielt, ein paar tausend Rupien zusammen und kehren dann wieder in ihre Heimat zurück. Das Geld, das sie sich errafft haben, geht unsrer Kolonie verloren. Es soll gewiß nicht bestritten werden, daß es auch unter den indischen Händlern eine Anzahl solider Leute gibt, aber die Ausnahmen bestätigen nur die Regel. Die Inder denken gar nicht daran, sich ansässig zu machen, am deutlichsten geht dies daraus hervor, daß die Erwerbung von Grundbesitz sehr selten bei ihnen ist. Vor Jahren ist einmal versucht worden, eine Anzahl Inder anzusiedeln, aber bezeichnenderweise ist aus dieser Inderkolonie nichts geworden, weil sich die Leute, einmal im Lande, sehr rasch auf ihren eigentlichen Beruf besannen, das heißt Händler wurden. Daß auf diesem Gebiet etwas zu holen ist, beweist die wachsende indische Einwanderung. Vor zwanzig Jahren konnte man sie an den Fingern herzählen, und heute sind schon Tausende da, die Schätzung schwankt zwischen 6000 bis 10000. Es wäre sehr wünschenswert, daß die Regierung in ihrer Bevölkerungsstatistik auch einmal die Zahl der Inder wenigstens schätzungsweise feststellen wollte. Es wäre doch interessant, zu wissen, wie stark dieser so vielfach angefochtne Bevölkerungsbestandteil zurzeit ist.

Die Inder sind tatsächlich nirgends in der Kolonie beliebt. Ihre Stütze sind nur einige alteingesessene deutsche Großfirmen, die erklären, der Handel könne nicht ohne sie auskommen. Der Grund, warum sich jene Firmen so sehr an die Inder klammern, ist in den reichlichen Krediten zu suchen, die sie diesen gegeben haben. Nun fürchten sie, ihr Geld zu verlieren, wenn ihre Schuldner plötzlich schärfer angefaßt würden. Und die Verwaltung betet dies alles gewohnheitsmäßig nach. Es wird immer behauptet, die Inder seien unersetzlich, der Europäer könne nicht mit ihnen konkurrieren. Dies ist bis zu einem gewissen Grade richtig. Von heute auf morgen kann sich der Wechsel nicht vollziehen. Aber man könnte es doch wenigstens einmal versuchen. Wenn in den Küsten-

plätzen und den Stationen im Innern grundsätzlich alle Lieferungen für die Behörden an deutsche Kaufleute vergeben würden, so wäre der Grundstock für eine Reihe deutscher Geschäfte gegeben. Jede Station im Innern zum Beispiel gibt 30000 bis 80000 Mark jährlich für ihre Bedürfnisse aus, die größtenteils die Inder schlucken. Ein Umsatz in dieser Höhe genügt auch, um einen deutschen Händler über Wasser zu halten. Den Handel mit den Eingebornen würde er bald lernen, denn diese würden bald merken, daß der Weiße reeller ist, und würden von selbst zu ihm kommen. Niemand wird mehr ernsthaft bestreiten wollen, daß die Eingebornen von der Mehrzahl der Inder in unerhörter Weise bewuchert werden, und eine Eingebornenpolitik, die es mit der Hebung der Eingebornen ernst meint, wird ernstlich daran arbeiten müssen, daß diese Mißstände mit der Zeit verschwinden.

Kein vernünftiger Mensch wird verlangen, daß die Inder aus dem Lande gejagt werden. Was man aber verlangen kann, ist, daß an sie dieselben Anforderungen handelsrechtlicher Natur, eine geordnete Buchführung usw., gestellt werden wie an jeden deutschen Kaufmann. Bei den zahlreichen indischen Bankerotten ist selten etwas zu machen, weil das Fehlen einer Verpflichtung zur Buchführung dem Betrug Tür und Tor öffnet. Wenn den Indern durch strenge Vorschriften auf die Finger gesehen und außerdem die Eingebornen durch Einrichtung möglichst zahlreicher Märkte vor Übervorteilung geschützt werden, so wird sich bald zeigen, daß auch deutsche Händler es sehr wohl mit den Indern aufnehmen können. Der eigentliche Tauschhandel im Innern ist sowieso nicht in Händen der Inder, sondern wird durch Araber und Küstenneger ausgeübt. An die Stelle der Inder können also sehr wohl teils Deutsche, teils intelligente Neger treten. Darauf in geeigneter Weise hinzuarbeiten, ist unsers Erachtens Pflicht der Regierung.

Die Furcht vor Repressalien von seiten Englands ist ganz unberechtigt, denn es verlangt vorläufig niemand Ausnahmegesetze, sondern nur gleiches Recht für alle. Dazu gehört unter anderm auch, daß der fremde Einwandrer bei seiner Ankunft ebenso eine Kaution für eine etwa notwendig werdende Rückbeförderung zu hinterlegen hat wie jeder deutsche Einwandrer, der nicht in der ersten oder zweiten Schiffsklasse ankommt. Daß aber die indische Einwandrung sogar gefährlich werden und den Schrei nach Ausnahmegesetzen berechtigt erscheinen lassen kann, beweist das in den Grenzboten von W. Paschen geschilderte Beispiel der englischen Kolonie Natal. In diesem Sinne muß auch von der Heranziehung chinesischer Arbeitskräfte da abgeraten werden, wo es überhaupt einen andern Ausweg gibt. In Samoa wird es ja leider ohne die Chinesen nicht gehn, dagegen braucht man in Ostafrika zu diesem letzten Mittel wirklich nicht zu greifen, sondern sollte lieber die Neger in ihrem eignen wohlverstandnen Interesse mit sanftem Zwang zur Arbeit heranziehen, ehe man ihnen eine überlegne Konkurrenz ins Land holt, die sie später schwer empfinden. Wenn es aber ohne fremde Arbeiter nicht geht, so soll man sie unter keinen Umständen an-

sässig werden lassen, sondern die nötigen Quartiere schaffen, daß man sie gegebnenfalls zu rechter Zeit wieder los wird.

Wie gesagt, Ausnahmegesetze sollen für Ausländer, die sich in unsern Kolonien ansiedeln wollen, vorläufig nicht gefordert werden. Trotzdem halte ich es für nützlich, das von den Franzosen in ihren Kolonien geübte Verfahren zu erwähnen. In den französischen Kolonien haben Fremde eine Aufenthaltssteuer und eine besondre Gewerbesteuer zu zahlen. Die Franzosen stehn aber auf dem Standpunkt, daß ihre Kolonien dazu dasind, vor allem der französischen Nation Ellbogenfreiheit zu gewährleisten. Ähnlich liegen ja die Verhältnisse in den holländischen Kolonien. Nur die Engländer sind liberal, vielleicht mit guten Gründen, denn sie haben ein Interesse daran, ihrem indischen Überschuß fremde Türen offen zu halten, und trotzdem sträuben sich jetzt schon verschiedne englische Kolonien, zum Beispiel Australien und Südafrika, gegen die asiatische Invasion.

Alles in allem meine ich, man sollte Ausländern, die einige Gewähr für Solidität bieten und entsprechende Mittel aufweisen können, nichts in den Weg legen, wenn sie sich in unsern Kolonien niederlassen wollen, aber man sollte sie auch nicht unterstützen. Wir haben alle Veranlassung, uns die Möglichkeit offen zu lassen, daß unser Bevölkerungsüberschuß mit der Zeit in unsern eignen Kolonien statt auf fremdem Boden eine Heimat findet. Blühende deutsche Siedlungen in aller Herren Ländern beweisen, daß sich der Deutsche in den schwierigsten Lagen zurechtfindet, warum sollte er nicht in unsern Kolonien leisten können, was Fremde vermögen? Doch davon wollen wir ein andermal reden. Jedenfalls brauchen wir die Ausländer nicht.

Amerika und die Dauerhaftigkeit seiner politischen Verhältnisse

2

Imperialismus und Expansion sind Schlagwörter, entsprungen aus dem Verlangen nach Märkten, auf denen die nordamerikanische Industrie eine Art Monopol genießt, die also gegen die Einfuhr aus Europa abgesperrt werden müssen. Die Vereinigten Staaten sind mit hohen Schutzzollwällen umgeben. Seitdem sich die amerikanische Industrie so stark entwickelt hat, ist ihr eignes Gebiet kein genügendes Absatzgebiet mehr. Auf dem Weltmarkt ist die amerikanische Industrie nur bedingt konkurrenzfähig; nur wenn es sich um Spezialitäten handelt (wie zum Beispiel landwirtschaftliche Maschinen und Gerätschaften), und wenn sie auf

Grund übertriebner Preise im Inlande ihren Überschuß erzwungen wohlfeil nach dem Auslande abstößt. Die mächtigen Trusts ziehen den Hauptvorteil aus dieser Politik. Sie sind es, die die Kassen der republikanischen Partei füllen und für die Propaganda durch Wort und Schrift unglaubliche Summen aufwenden. Sie sind dabei mit Roosevelt in Streit geraten, denn ihm wurde dieses System zu arg. Wohin sich der Sieg neigen wird, weiß man noch nicht. Der Drang nach Erwerbung solcher Märkte ist jahrzehntealt. Er trat schon Ende der siebziger Jahre auf, und zwar als Versuch, die Monroelehre auch auf den Handel anzuwenden. Der europäische Handel sollte soweit wie möglich durch den amerikanischen ersetzt werden. Aus Gründen, deren Entwicklung uns hier zu weit führen würde, hatten die übrigen amerikanischen Staaten wenig Neigung, darauf einzugehn.

Bald tauchte für diese Bestrebungen der Name „Panamerikanismus" auf. Ein eifriger und einflußreicher Politiker der republikanischen Partei, Senator Blaine (mehrmals Staatssekretär des Auswärtigen, auch Präsidentschaftskandidat), betrieb sie lange Zeit. Er strebte einen engen Zusammenschluß ganz Amerikas auf vielen Gebieten, Münze, Maß, Gewicht, Rechtsschutz, Schiedsgericht, Monroedoktrin, vor allem aber gegenseitige Zollbegünstigung an. Unter seiner Ägide tagte 1889/90 ein panamerikanischer Kongreß in Washington. Er starb im Januar 1893, doch blieb sein Gedanke am Leben, denn 1901/02 trat zum zweitenmal in Mexiko, 1906 zum drittenmal in Rio de Janeiro ein solcher Kongreß zusammen. Vorübergehend wurden ansehnliche Erfolge erreicht. Es gelang Blaine, mit verschiednen amerikanischen Staaten und sogar mit Kolonien europäischer Mächte sogenannte Gegenseitigkeitsverträge abzuschließen, kraft denen jene den Nordamerikanern und wiederum diese ihnen Zollermäßigungen zugestanden, an denen Europa keinen Anteil hatte. Die Kleinern fanden jedoch, daß sie sich dabei nicht gut stünden, und so erloschen die Verträge allmählich wieder, wozu auch beitrug, daß für 1892 bis 1896 die relativ freihändlerische demokratische Partei in den Vereinigten Staaten ans Ruder gekommen war.

In den letzten Jahren ist der Panamerikanismus auch offiziell wieder aufgenommen worden. Staatssekretär Root benutzte die Abhaltung des panamerikanischen Kongresses in Rio de Janeiro, um eine Rundreise durch die Hauptstädte der südamerikanischen Republiken zu machen. Überall wurde er herzlich aufgenommen, besonders in der Kongreßstadt Rio de Janeiro, und hier trug er auch einen realen Erfolg davon, einen neuen Gegenseitigkeitsvertrag. Vorläufig blieb dieser jedoch vereinzelt. Natürlich wurde in Europa das Wiederaufleben der Versuche, die nordamerikanischen Erzeugnisse in andern Teilen der westlichen Halbkugel zollpolitisch zu begünstigen, mißfällig aufgenommen. Es geschah jedoch nichts dagegen. Europa ist viel zu zersplittert, als daß es sich zu gemeinsamen Schritten aufraffen könnte.

Spuren von Zusammenschlüssen Amerikas sind auch sonst noch hervorgetreten. Von Argentinien ging die Drago-Calvolehre aus: zum Grundsatz zu

erheben, daß die politischen Mächte nicht das Recht haben sollten, die Forderungen ihrer Untertanen mit bewaffneter Hand einzutreiben. Auf dem letzten panamerikanischen Kongreß war die Stimmung dafür sehr groß, doch zauderten die Vereinigten Staaten begreiflicherweise, für diese auch gegen sie gerichtete Lehre einzutreten. Die Südamerikaner verlangten, daß darüber auf der Friedenskonferenz im Haag 1907 verhandelt werden solle; andernfalls wollten sie diese gar nicht beschicken. Schließlich kam unter nordamerikanischer Führung eine im Haag sanktionierte Vereinbarung zustande, deren entscheidender Paragraph 1 lautet: „Die Vertragsmächte sind übereingekommen, bei der Eintreibung von Vertragsschulden, die bei der Regierung eines Landes von der Regierung eines andern Landes für deren Angehörige eingefordert werden, nicht zur Waffengewalt zu schreiten. Diese Bestimmung findet jedoch keine Anwendung, wenn der Schuldnerstaat ein Anerbieten schiedsrichterlicher Erledigung ablehnt oder unbeantwortet läßt oder im Fall der Annahme den Abschluß des Schiedsvertrags vereitelt oder nach dem Schiedsverfahren dem Schiedsspruch nicht nachkommt."

Das Prestige der Vereinigten Staaten ist immer im Wachsen. Es hat bedeutend gewonnen durch die Aussendung der atlantischen Kriegsflotte nach dem Stillen Ozean, um der neu entstandnen japanischen Großmacht begreiflich zu machen, daß sie sich an keinem Punkte Amerikas vergreifen dürfe. Noch weit greifbarer ist die Macht des Nordens an der Landenge von Panama geworden. Schon 1900 ist es den Staatsmännern zu Washington gelungen, das auf dem Clayton-Bulwer-Vertrag von 1850 beruhende Mit-Erbauungsrecht Großbritanniens aufzuheben und die ganze Kanalsache in ihre Hand zu bringen.

Zahllose male ist die Vermutung gehegt und ausgesprochen worden, daß die Vereinigten Staaten daran gingen, weitere Teile Amerikas zu erobern. Der spanische Krieg gab den stärksten Anlaß dazu. Er führte mit kaum nennenswerten Opfern zu der Erwerbung Portoricos und der Philippinen. Von Cuba vermutete man ein gleiches. Die Regierung bewahrte jedoch in der ehrenhaftesten Weise die Erinnerung an ihre vorher abgegebnen Erklärungen, daß sie Cuba befreien aber nicht erobern wolle; sie blieb ihnen treu. Sie half Cuba, sich als eine unabhängige Republik einzurichten. Ihr Militär besetzte das Land nur zeitweilig. Sie machte Vorbehalte dahin, daß ihr Cuba einen zu einem Kriegshafen geeigneten Platz abtreten müsse, daß Cuba nichts von seinem Gebiet an eine fremde Macht veräußern oder verpachten dürfe, daß es ohne Zustimmung der Vereinigten Staaten keine Anleihen aufnehmen dürfe; sie behielt sich ein gewisses Einmischungsrecht vor. Endlich schloß sie nachher einen Zollbevorzugungsvertrag ab, der die cubanische Zuckerproduktion so begünstigt, daß die deutsche Zuckerausfuhr nach den Vereinigten Staaten aufgehört hat. Auf Cuba beginnt sich der Segen einer geordneten Regierung geltend zu machen.

Er beginnt — befestigt ist er noch lange nicht, denn die junge Republik hat schon ihre Revolution gehabt und die erste Regierung gestürzt. Noch ist Leben und Eigentum geschont geblieben. Sollte das einst nicht mehr der Fall sein, so werden die Nordamerikaner einschreiten.

Es wäre unrecht, der Politik der Vereinigten Staaten Eroberungsgelüste vorzuwerfen. Präsident Roosevelt ist zwar das Haupt der imperialistischen Partei, aber er ist auch ein weiser Staatsmann. Auf das Abenteuer von Eroberungen im romanisch-kreolischen Amerika möchte er doch nicht eingehn. Mehrfach hat er in der feierlichsten Weise Anschuldigungen dieser Art zurückgewiesen. Sein Staatssekretär Root erklärte: nach dem Gebiet unsrer Schwesterrepubliken trachten wir so wenig wie nach Landschaften im Monde. Das ist glaublich genug. Mit weiterm Landerwerb würden unausbleiblich auch kreolische Vertreter im Bundeskongreß einziehen, namentlich müßte jeder angegliederte Staat zwei Senatoren in den Bundessenat senden. Das Treiben im Senat im Dienste der Politik der materiellen Interessen ist ohnehin derart, daß Kenner der Dinge nur mit Grausen an einen solchen „Fortschritt" denken. Wenn nicht kreolische Senatoren selber erschienen, so würden vielleicht Newyorker Großkapitalisten das Mandat von zugänglichen Wählern zu erwerben wissen. Das geschieht leider jetzt schon zu viel. Nach Vermehrung solcher Vertretungen sehnt sich kein amerikanischer Patriot. Präsident Roosevelt hat auch den übrigen Republiken wirksam zu Gemüte geführt, daß sie die Monroelehre nicht überspannen dürfen. Wenn sie sich Verfehlungen gegen fremde Mächte zuschulden kommen ließen, so möchten sie nicht denken, daß die Vereinigten Staaten sie in Schutz nehmen würden. Einzig und allein gegen Eroberungsversuche würden diese sie schützen, in allem übrigen müßten sie für ihre Handlungen einstehn. Auch in den Vereinigten Staaten sind die politischen Probleme so ernst und verwickelt, daß man nicht wünschen wird, sie durch Eroberung andrer Staatsgebilde mit einer Mischlingsbevölkerung noch verworrener zu machen.

Das gegenwärtige Haupt des nordamerikanischen Volkes ist ein erleuchteter Politiker und ein höchst ehrenvoller Charakter. Er setzt soeben seine ganze Person ein, um sein Vaterland von der es bedrohenden Trustgefahr zu befreien. Was ihn dabei selbst erwartet, das achtet er nicht. Er will der Korruption das Haupt zertreten. Nach allem, was wir von dem ausgezeichneten Manne wissen, sind machiavellistische Eroberungspläne bei ihm völlig ausgeschlossen.

Etwas andres ist es, ob unter kommenden Regierungen gleiche Weisheit das Ruder leiten wird, und ob man immer entschlossen sein wird, bei auftauchenden Verwicklungen allen Versuchungen zu widerstehn. Man weiß nicht, welchen Einfluß die Trusts gewinnen werden; ihnen ist wohl zuzutrauen, daß sie manches Abenteuer wagen, um zu geschützten Märkten zu gelangen, von

wo sie die europäische Industrie mit Zolltarifen fernhalten werden. Leute, die Eroberungen nur mit ihrem Geldbeutel durchzufechten haben, stehn anders da als solche, die mit ihrem Blut, ihrer Ehre, mit der Existenz ihres Vaterlandes dafür einstehn müssen.

Unter diesen allgemeinen Verhältnissen ist der üble Zustand vieler kleinerer amerikanischer Staaten eine Gefahr. Schon im Eingang haben wir die allgemeinen Verhältnisse berührt. Sehen wir uns in einigen Staaten die Dinge näher an. Die bestgeordnete Republik im spanischen Amerika ist zurzeit der nächste Nachbar der Vereinigten Staaten, Mexiko. Auch ihm haben Bürgerkriege und Mißwirtschaft nicht gefehlt. Seit 1877 steht ein Mann an der Spitze des Staats, der wohl die beste Verkörperung der kreolischen Militärdiktatur genannt werden kann: Porfirio Diaz. Er hat das Land mit eiserner Faust regiert, aber Ruhe und Ordnung, Leben und Eigentum gesichert und große wirtschaftliche Fortschritte durchgeführt, was um so mehr ins Gewicht fällt, als sein Regiment die Zeit der Entwertung des Silbers umfaßt. Mexiko ist der größte Silberproduzent der Erde. Ob aber die jetzige Ordnung das Leben des Mannes überdauern wird, das ist sehr fraglich, denn die wilden Gewalten des Umsturzes sind nur gezähmt, nicht vernichtet. Inzwischen sind vom Norden her viele Yankees eingewandert, und die Summen der in Mexiko investierten, nach den Vereinigten Staaten gehörenden Kapitalien soll 600 bis 1000 Millionen Dollars betragen. Kommt es zu Revolution und Bürgerkrieg, so wird es immer eine Partei geben, die sich nach Washington um Hilfe wendet. An Gründen zur Einmischung wird es nicht fehlen.

Zu solchem Auftreten in Cuba hat sich die große Republik sogar das Recht erworben. In Santo Domingo nehmen die Dinge einen sehr übeln Verlauf. Die Bevölkerung der dominikanischen Republik ist freilich mit ihrer Zwillingsschwester, der haitischen, nicht zu vergleichen. Sie wird verschieden angegeben, auf 500000 bis 610000, erreicht also eine Dichtigkeit von nur 10,3 bis 12,5. Darunter ist der dritte Teil noch als reines Negerblut anzusprechen, der Rest, bis auf wenige Kaukasier, als kreolisch-mulattisch. Mit den Regierungsverhältnissen liegt es wie gewöhnlich im spanischen Amerika. Die Finanzwirtschaft wurde zuletzt so arg, daß die Vereinigten Staaten die Verwaltung der Zölle und Steuern und die Verzinsung der rund 125 Millionen Mark betragenden Schulden in die Hand nehmen mußten. Weitere Einmischung haben sie standhaft abgewiesen. Haiti ist gerade in der jüngsten Zeit wieder der Gegenstand allgemeiner Aufmerksamkeit gewesen, da die Mißwirtschaft und die ganz schnöde Gewalttat hier ihren höchsten Grad erreichten. Die Franzosen, die hier einst Herren waren, haben wenig von ihrem Blut hier zurückgelassen. Auch das Indianerblut ist in dem afrikanischen ziemlich untergegangen. Eine Volkszählung von 1904 gibt die Bevölkerung auf 1425000 an, also eine Dichtigkeit von etwa 50 Köpfen auf den Quadratkilometer. Die unglaubliche Genügsamkeit der sorgenlosen, trägen Einwohner erklärt die große Dichtigkeit.

Zu neun Zehnteln bestehn sie aus reinen Negern; den Rest bilden dunkle Mulatten. Nächst der ungefähr gleich bevölkerten Republik Liberia bildet Haiti den ausgesprochensten Negerstaat auf Grund kaukasischer Kultur. In dieser Hinsicht sind die sogenannten Negerstaaten der Vereinigten Staaten gar nicht mit Haiti zu vergleichen, denn von diesen haben nur zwei eine farbige Mehrheit. Die ausgesprochensten Negerstaaten sind:

	Weiße	Neger
Südkarolina	557807	782231
Mississippi	641200	907630
Nordkarolina	1263603	624469
Georgia	1181294	1034813
Alabama	1001152	827307
Louisiana	729612	650804

Was aus diesen werden kann, wenn einmal nicht mehr die Staatsgewalt von Washington die Fahne der Kultur verteidigt, davon mag Haiti eine abschreckende Vorstellung geben. Und andrerseits kann die Phantasie sich ausmalen, wozu sich Haiti entwickeln kann, wenn die Nordamerikaner hier Ordnung schaffen. Was der europäische Handel dadurch verliert, daß die Amerikaner hier ihre Zollschranken aufrichten, das wird er durch die Ordnung gewinnen. So hat sich die deutsche Ausfuhr nach Cuba trotz des amerikanischen Vorzugszolles von 10 bis 12 Millionen Mark in den Jahren 1899 bis 1900 allmählich auf 19 bis 20 Millionen in den Jahren 1905 bis 1906 gehoben. Bei Haiti ist die Hoffnung auf Reformen aus eigner Kraft am geringsten. Man muß annehmen, daß die Vereinigten Staaten, so wenig Lust sie dazu auch haben werden, eines Tages durch den Gang der Dinge zum Einschreiten genötigt werden. In äußerlicher Weise tun sie das schon jetzt, und neben ihnen auch Deutschland und England. Portorico ist schon ein Teil der Vereinigten Staaten.

Das übrige Westindien ist noch in europäischer Hand, meist in der englischen. Man kann Jamaika als typisch ansehen. Auch hier ist das Negerblut ganz überwiegend. Drei Viertel werden als reine Neger angesehen, der Rest, mit Ausnahme von etwa 16000 bis 18000 Weißen, als Mischlinge. Der Wohlstand auch des europäisch regierten Westindiens hat durch den Rückgang der Zuckerpreise schwer gelitten. Dennoch ist durch die starke und von Einsicht geleitete Hand der Weißen überall ein Verfall wie in Haiti abgewandt worden.

Zentralamerika, die fünf ältern kleinen Republiken, ist wie Spanisch-Amerika überall, jedoch noch verschlimmert durch Kriege zwischen den einzelnen Staaten, die hier an der Tagesordnung sind und das Elend des Aufruhrs und der Bürgerkriege noch verschärfen. Im Grunde sind alle von ganz ähnlichen wirtschaftlichen und ethnographischen Verhältnissen, gleicher Konfession, ohne etwas, was sich mit dynastischen Traditionen, wie einst in Deutschland,

vergleichen ließe. Das Negerblut ist hier viel schwächer als in Westindien und in Südamerika. Die Mischlinge stammen von Weißen und Indianern ab, reine Indianer sind (wie auch in Mexiko) noch sehr zahlreich. Das kaukasische Element ist viel stärker als in Westindien. Guatemala zum Beispiel hat nach der freilich veralteten Zählung von 1893 unter 1364000 Einwohnern (12 auf den Quadratkilometer) 482000 Weiße — ob diese nun gerade einen reinen Stammbaum haben, ist nicht gesagt. Um die Verhinderung der Kriege haben sich Mexiko und die Vereinigten Staaten große Mühe gegeben. Der Erfolg ist unvollständig. Zu innern Reformen kommt man schwer, deshalb bleibt die Möglichkeit einer nordamerikanischen Einmischung immer gegeben, sie hängt von unberechenbaren Ereignissen ab. Vollständig von den Vereinigten Staaten abhängig ist die junge, erst am 3. November 1903 proklamierte Republik Panama. Sie bildete bis dahin einen Teil der Republik Colombia und nahm an häufigem Aufruhr teil. Als die Vereinigten Staaten den Kanal bauen wollten, boten sie Colombia eine hohe Summe, doch überschätzten die Machthaber das Erreichbare. Panama, ohne Frage durch das Newyorker Riesenkapital wirksam unterstützt, jedoch ohne alle Einwirkung der offiziellen Kreise von Washington, erklärte seine Unabhängigkeit und rief den Schutz der Vereinigten Staaten an. Solcher wurde ihm dann natürlich zuteil. Die neue Republik verkündete ihre Unabhängigkeit und erhielt zehn Millionen Dollars dafür, daß sie alle Hoheitsrechte über das Kanalgebiet abtrat. Seitdem herrscht Ruhe und Ordnung; ein im Frühjahr 1908 erfolgter Angriff columbischer Scharen wird wohl eingestellt werden, ehe die Vereinigten Staaten eine strenge Miene machen können. In allen innern Angelegenheiten mögen die Panamesen sich selbst regieren, wenn sie nur nicht den Kanal oder das Eigentum Fremder antasten. Nach außen vertritt sie Washington. Und sollten sie die nordamerikanische Politik durchkreuzen, so wird man rasch mit ihnen umspringen. Dies ist eine Form des Protektorats des Nordens über kleine Republiken. Santo Domingo und Cuba haben andre; es lassen sich wohl noch viele finden.

Je weiter nach Süden, desto mehr verschiebt sich die Frage der Einmischung. Die Entfernung wächst, die Republiken werden größer, die Ausübung einer Vormundschaft wird schwieriger. Die beiden nördlichsten Staaten stellen das Elend des kreolischen Amerikas am ausgeprägtesten dar. Venezuela hat eine Bevölkerung von etwa zweieinhalb Millionen Seelen, unter denen nur etwa 25000 einheimische und 45000 fremde Weiße gezählt werden; ferner etwa 350000 Indianer, zum Teil noch in vollständiger Unabhängigkeit und Wildheit. Der Rest, reichlich zwei Millionen, wird aus den Abkömmlingen der drei völlig verschmolznen Rassen, der Spanier, Neger und Indianer gebildet. Hier zeigt sich der Mangel an staatenbildender Kraft in erschreckender Deutlichkeit. Alle die schon erwähnten Schattenseiten sind hier vereinigt. Das Land ist beinahe so groß wie Deutschland und hat nur eine Bevölkerungsdichtigkeit von 2,3. Es ist sehr schwer zu packen, für Versündigung an Kultur-

mächten also schwer zu strafen. Präsident Castro hat gewagt, Deutschland, England, Frankreich, Italien, Holland zugleich zu trotzen. Die ihm zuteil gewordne Abstrafung hat ihn nicht verhindert, alsbald mit den Vereinigten Staaten anzubinden. Er hat einer nordamerikanischen Gesellschaft, der Bermudez Asphalt Company, die Konzession entzogen, weil sie sich am Aufruhr beteiligt habe, was wahr, jedoch nur in einer Zwangslage geschehen sein soll. Die Vereinigten Staaten sind langsam zum Zorn, wenn keine europäische Einmischung droht. Krieg zu führen haben sie keine Neigung. Man kommt also über Proteste und Klagen nicht hinaus, und unterdessen schlägt Präsident Castro dem großen Bruder in Washington ein Schnippchen.

Es kann nicht unsre Aufgabe sein, alle südamerikanischen Staaten durchzugehn. Das Gesamtbild verändert sich, je weiter wir nach Süden kommen, um so vorteilhafter. Brasilien ist in eine bessere Ära eingetreten, es arbeitet sich vielleicht durch. Argentinien widmet alle Kräfte der Kultur seiner weiten Ebnen und erfreut sich einer starken Einwanderung namentlich aus Italien. Man zählte 1903 schon 500000 Italiener, rund den zehnten Teil der Gesamtbevölkerung. Seitdem hat die starke Einwanderung noch immer angedauert. Die Italiener kommen weniger als dauernde Ansiedler denn als Gäste für fünfzehn bis zwanzig Jahre in der Hoffnung, dann mit einem kleinen Kapital, von dessen Rente sie leben können, heimkehren zu können. Spanier wurden zu derselben Zeit 200000 gezählt, Franzosen 94000, Amerikaner 118000, Deutsche nur 17000. Dennoch brachte die Hypnose gewisser Deutschenfeinde es fertig, Deutschland die Lust, Argentinien zu erobern, unterzuschieben. Aus der Ära der Revolutionen ist Argentinien noch immer nicht heraus. Chile hat am wenigsten unter Unruhen gelitten. Das gebirgige, gemäßigte Klima hat ein kräftiges, kriegerisches Volk erzogen. Chile hat einen Teil Perus und Bolivias erobert und wiederholt dem größern und volkreichern Argentinien kriegsdrohend gegenübergestanden. Einflüsse der Großstaaten und Anrufung von Schiedsgerichten haben den Ausbruch von Feindseligkeiten verhindert. Als bezeichnend für die Abnahme des Einflusses der Vereinigten Staaten nach Süden zu ist hervorzuheben, daß Chile und Argentinien als Schiedsrichter nicht den Präsidenten der Vereinigten Staaten angerufen haben, sondern König Eduard von England. Beide sind niemals in die sogenannten Gegenseitigkeitsverträge mit den Vereinigten Staaten eingetreten. Die Ausfuhr ganz Südamerikas, namentlich der beiden südlichsten Staaten, nach Europa ist ganz bedeutend größer als nach den Vereinigten Staaten. Das ist immerhin ein starkes Hindernis, das diese bei allen Versuchen, den europäischen Handel durch Zollmachinationen auszuschalten, zu überwinden haben. Möchte Europa zu so viel gemeinschaftlichem Handeln kommen, um einen allen seinen Teilen drohenden Schlag dieser Art abzuwenden.

Die Bevormundung ganz Amerikas durch das einzige kräftige, mächtige staatliche Gebilde ist ein Entwicklungsziel, das bei dem zerrütteten Zustande

faſt des ganzen romaniſchen Amerikas keineswegs ausgeſchloſſen iſt. Ob, wann und wie ſich ein ſolches Ereignis aber einmal vollziehen wird, das hängt von dem Zuſammenſpiel der mannigfaltigſten Umſtände ab. In ihrer Geſamtheit ſind dieſe völlig unberechenbar.

Fürſorgeerziehung

Es begegnet dem Rezenſenten nicht oft in dieſen Tagen literariſcher Überproduktion, daß er freudig ausrufen kann: dieſes Buch iſt nicht allein exiſtenzberechtigt, nicht allein nützlich, es iſt geradezu notwendig! Bewahrung der Jugend vor dem Verderben, das einem ganz weſentlichen Teile der Sprößlinge des ärmern Volks droht, gehört zu den allerdringendſten Staatsnotwendigkeiten. Soll aber die Bewahrungs- und Rettungsarbeit mit einiger Ausſicht auf Erfolg betrieben werden, ſo müſſen möglichſt weite Kreiſe für die Teilnahme daran gewonnen, und ſie müſſen über den Umfang und die Natur des Übels ſowie über die zu ſeiner Bekämpfung verfügbaren Mittel genau unterrichtet werden. Das leiſtet J. F. Landsberg, Vormundſchaftsrichter in Lennep, mit ſeinem Buche: Das Recht der Zwangs- und Fürſorgeerziehung. (Berlin und Leipzig, Dr. Walther Rothſchild, 1908.) Sein Inhalt iſt aus reicher Erfahrung und gründlicher Sachkenntnis geſchöpft, ein warmes Herz hat es inſpiriert, und ein geſunder praktiſcher Verſtand ſorgt dafür, daß die Herzenswärme nicht irreführt. Den zunächſt berufnen: Vormundſchaftsrichtern, Lehrern, Kreis- und Gemeindebehörden, Pfarrern, Vormündern, Leitern von Wohltätigkeitsvereinen bietet es ſich als ein Führer durch ein verwickeltes Rechtsgebiet dar, den ſie bald unentbehrlich finden werden.

Im erſten Abſchnitt werden „die Feinde“ beſchrieben, die das ſittliche Verderben anrichten, und wird zunächſt erklärt, was darunter zu verſtehn ſei. Um ſich das klar zu machen, muß man einen praktiſchen Begriff von Sittlichkeit haben, und der Verfaſſer beweiſt nun, daß dieſer Begriff keineswegs mit den Definitionen der chriſtlichen Kirchen zuſammenfällt, daß es darum irre leitet, wenn in den Kommentaren zum preußiſchen Fürſorgegeſetz und in den Ausführungsbeſtimmungen des Miniſters des Innern Sittlichkeit mit Religion beinahe identifiziert wird. Das Chriſtentum predige eine Sittlichkeit, die über das für die bürgerliche Ordnung erforderliche hinausgeht und zu heroiſchen Opfern im Dienſte der Nächſtenliebe befähigt. Aber dieſe Sittlichkeit, darin geben wir ihm recht, iſt nicht das, was einem verwahrloſten Kinde in ſeinem eignen Intereſſe und in dem der Geſellſchaft beigebracht werden ſoll und kann. Und dieſe erhabne Sittlichkeit birgt zudem wirkliche Gefahren. Der Fall iſt

ja doch gar nicht selten, daß aus der Bergpredigt die Verwerflichkeit des Kriegsdienstes gefolgert wird, und jedenfalls ist sie nicht geeignet, hingebende Vaterlandsliebe und kriegerischen Mut einzuflößen. Außerdem werden im Religionsunterricht Dogmen gelehrt, die geradezu Schaden anrichten; so wird das Gerechtigkeitsgefühl untergraben, wenn die Kinder glauben müssen, daß die Ungetauften verdammt werden, daß also die ewige Verdammnis über Unzählige verhängt werde wegen eines Zufalls, den abzuwenden nicht in ihrer Macht stand. Was ein armer Junge braucht, um sich ehrlich fortzuhelfen und Konflikten mit der Gesellschaft zu entgehn, das ist Rechtschaffenheit und Tüchtigkeit. Diese beiden Eigenschaften sind unabhängig von der Konfession. Demgemäß dringen Sachverständige auf Interkonfessionalität: „Die Kinder sollen erfahren und lernen, was die Menschen verbindet, und nicht das, was sie ganz unnötigerweise trennt. Es empfiehlt sich nach wie vor, bei der Erziehung der Kinder Wert darauf zu legen, daß möglichst viele das Glück und den Halt des Gottvertrauens kennen und bewahren lernen. Aber man hüte sich, diese Herzenssache zur alleinigen Grundlage der sittlichen Erziehung zu machen. Durch solche Verquickung schädigt man beides.“ Landsberg geht nicht so weit wie der Verfasser einer Zuschrift an ihn, der geradezu fordert, man solle helle großstädtische Sozialdemokratenkinder nicht frommen Familien in Pflege geben, deren Ansichten und Gewohnheiten nur ihre Spottlust wecken würden, sondern rechtschaffnen konfessionslosen Leuten. Bei dem heutigen Ansturm der Übermenschen, der Antimoralisten und der Vorkämpferinnen einer sogenannten Reform der Sexualethik auf die Grundlagen der bürgerlichen Ordnung könnten die Verteidiger dieser Ordnung des Beistandes der Geistlichen nicht entbehren. Zudem handle es sich um Kinder, denen die elterliche Liebe fehle, für die deswegen ein das Gemüt bereicherndes religiöses Ideal als Zugabe zu den notwendigen Eigenschaften, die anerzogen werden sollen, ein ganz besondres Glück bedeute. (Man wird hinzufügen dürfen, daß für gewöhnlich nur der religiöse Glaube den Erziehern fremder Kinder ein liebevolles Interesse für diese einflößt, das die Elternliebe zu ersetzen vermag.) Aber mit alledem werde der Begriff „religiös-sittlich“ für den hier in Rede stehenden Zweck nicht praktisch verwertbar, und daß der religiöse oder konfessionelle Eifer, besonders der katholische, diesem Zweck manchmal sogar entgegenarbeitet, dafür findet man in den spätern Teilen des Buches manche Beweise. Nur einer der Fälle, die Landsberg zu erzählen weiß, mag hier mitgeteilt werden. Ein Mädchen ist seinen unsittlich lebenden Eltern weggenommen und in einem Kloster untergebracht worden. Fünfzehnjährig, wird es als Dienstmädchen in ein gutes Haus gegeben. Die Nonnen verbieten ihm jeden Ausgang, die Dienstherrschaft dagegen erlaubt den sonntäglichen Besuch des Jungfrauenvereins. Weil das Mädchen dort einmal ein Unwetter abgewartet hat und erst nach Einbruch der Dunkelheit, in anständiger Gesellschaft übrigens, heimgegangen ist, erscheint bald darauf eine Nonne in Begleitung zweier handfester Männer bei der Dienstherrschaft, und

diese entführen das Mädchen unter Anwendung von Gewalt gegen die Entführte wie gegen die Hausfrau. Das brave und unverdorbne Mädchen hat nachträglich geklagt, man wolle es zum Noviziat pressen. Wie wenig übrigens Landsberg gegen den Katholizismus voreingenommen ist, ergibt sich daraus, daß er gerade die von einem katholischen Geistlichen geleitete Provinzial-Fürsorgeanstalt Fichtenhain bei Krefeld als Musteranstalt beschreibt.

Nach den hier dargelegten Grundsätzen sind demnach die zu bekämpfenden Übel: Entartung und Verwahrlosung, als das Gegenteil von Tüchtigkeit und Rechtschaffenheit zu definieren. Angeborne Entartung kann vorhanden sein, ohne daß sie sich nach den Regeln der medizinischen Wissenschaft feststellen läßt. Es gibt Kinder, die, ohne an einer nachzuweisenden körperlichen Deformität zu leiden, durch ihre angebornen Charaktereigenschaften zum Unglück prädestiniert erscheinen. Aus solchen Kindern Menschen zu machen, die nicht mit der bürgerlichen Ordnung in Konflikt geraten, ist die häusliche Erziehung nur dann imstande, wenn die Eltern sehr gut situiert und dabei sehr weise und gewissenhaft sind. Eine eigentümliche Beobachtung hat der Verfasser in Gegenden gemacht, wo die ländliche Bevölkerung allmählich zu städtischem Leben übergeht: an den Enkeln treten die Charakterzüge der bäuerlichen Großväter in karikierter Gestalt hervor, deren Tugenden sind, bei leiblicher Degeneration, in die entsprechenden Laster ausgeartet. Zur Entartung, für die höchstens die Konstitution aber nicht eine schuldvolle Handlungsweise der Eltern verantwortlich gemacht werden kann, tritt die durch Vernachlässigung oder schlechtes Beispiel und ungünstige soziale Verhältnisse verschuldete Verwahrlosung, der auch gut geartete Kinder verfallen, nicht immer erst durch schlechtes Beispiel und Verführung, sondern oft auch dann schon, wenn ihre natürliche Wildheit, die an sich bei Knaben nur ein Symptom der Gesundheit, also erfreulich ist, der richtigen Zügelung und Leitung entbehrt. Den hauptsächlichsten Nährboden für die schlimmen Eigenschaften, die sich als Anzeichen der Entartung und der Verwahrlosung entwickeln, geben, wie jedermann weiß, die mancherlei sozialen Verhältnisse ab, die mit dem Worte „Not“ zusammengefaßt werden können. Besonders auf zwei Formen dieser Not hat der Verfasser sein Augenmerk gerichtet, auf die Hausindustrie und die Kinderarbeit außer dem Hause. Er weist nach, daß die bestehenden Kinderschutzgesetze nicht genügen, wenn er auch die ungeheuern Schwierigkeiten anerkennt, die der Durchführung von weitergehenden entgegenstehn würden. Schon bei der Anwendung der bestehenden Gesetze sei doch eben darauf Rücksicht zu nehmen, daß die Kinder leben wollen, und zu fragen, wie sie leben sollen, wenn man ihre Beschäftigung in der bisherigen Weise oder in dem bisherigen Maße verbietet. Immerhin ließe sich etwas mehr erreichen, wenn das Gesetz nicht so häufig umgangen würde, und wenn die Strafen für Übertretung nicht ihrer Milde wegen unwirksam wären. Der Verfasser hat im letzten Vierteljahr 1906 als Strafrichter mit einer ganzen Kette von direkten Zuwiderhandlungen zu tun gehabt, die mit Unkenntnis des

Gesetzes entschuldigt wurden. Da der durch ein Rundschreiben zur Hilfe aufgeforderte Waisenrat vollständig versagte, hat sich Landsberg an die Volksschullehrer gewandt mit der Bitte, ihm in der Fürsorge für die Jugend auch über das schulpflichtige Alter hinaus beizustehn und ihm Fälle von Ausbeutung der Kinder und der Jugendlichen anzuzeigen und dabei bemerkt, daß auch strafbare Handlungen, die zur Kenntnis des Vormundschaftsrichters gebracht werden, keineswegs als zur strafrechtlichen Behandlung angezeigt gelten. Vielmehr werde sich der Vormundschaftsrichter bemühen, die Sachen mit den ihm an die Hand gegebnen Machtmitteln lediglich im Interesse der Minderjährigen zu behandeln. Der Verfasser schätzt die Zahl der in der Hausindustrie zur Verkümmerung verurteilten Kinder (leibliche Verkümmerung macht eben doch untüchtig) auf eine Viertelmillion. Natürlich sei es unmöglich, diese alle ihren Eltern wegzunehmen und auf Staatskosten zu erziehen. Es müsse demnach darauf hingearbeitet werden, diese volksverderblichen Erwerbsarten durch gesündere zu ersetzen. Die Arbeit im Kohlenbergwerk, in der Grobeisenindustrie ernähre nicht bloß ihren Mann, sondern auch dessen Familie. Warum überlasse so mancher Deutsche diese Arbeit den Polen, Kroaten und Italienern und wähle eine Beschäftigung, bei der er, wie er von vornherein wisse, die Familie nur unter der Voraussetzung zu erhalten vermag, daß die Frau und die Kinder mitarbeiten? Man wende ein, die seit Generationen körperlich entartete Bevölkerung ganzer Gegenden sei zu harter und schwerer Arbeit nicht mehr fähig. Das treffe jedoch glücklicherweise nicht im vollen Umfange zu. (Der Verfasser hätte an dieser Stelle daran erinnern sollen, daß einen wesentlichen Teil der Schuld die Verbildung des Geschmacks und des Ehrgefühls trägt, die in schmutziger und schwerer Arbeit etwas Herabwürdigendes sieht und zum Beispiel die Nadelarbeit für vornehmer hält als die Arbeit der ländlichen oder der städtischen Dienstmagd; je mehr dieser Über- und Verbildungsprozeß fortschreitet, desto weniger kann unsre Landwirtschaft, unsre Großindustrie der slawischen und sonstiger ausländischer Arbeiter entbehren.) Bei jungen Leuten, die das vierzehnte Lebensjahr überschritten haben, reicht die Schutzgesetzgebung namentlich deswegen nicht aus, weil angenommen wird, daß sie dann imstande seien, sich ihren Lebensunterhalt vollständig zu verdienen, und weil die Armenverwaltung mit Berufung auf diesen vom Bundesamt für Heimatwesen anerkannten Grundsatz das Gesuch der Vormundschaft um eine Beihilfe zum Unterhalt und zur Erziehung ablehnen darf.

In dem Kapitel „Fehltritt und Laster“ wird auch der Verband für Mutterschutz als Bundesgenosse im Kampfe gegen die Verwahrlosung begrüßt. Man könne nicht alle Einzelbestrebungen des Verbandes billigen, aber im Grundgedanken: der Fürsorge für das Wohl der unschuldig leidenden und durch Vorurteil niedergedrückten Kinder, müsse man ihm beistimmen. Wie das Vorurteil wirkt, wird an einem Falle gezeigt. Ein unehelich geborner Knabe, für den aber seine bemittelten Verwandten gut sorgten, wird in Böhmen erzogen,

von wo aus er seine in Dresden verheiratete Mutter jeden Sonntag besucht. In den nationalen Kämpfen, die er vor Augen hat, ist er ein begeisterter deutscher Patriot geworden und will Offizier werden. Sein Gesuch um Aufnahme in ein Kadettenhaus wird zurückgewiesen mit der kurzen Begründung, daß unehelich Geborne unter keinen Umständen aufgenommen werden. Das wirkte auf den Burschen sehr niederschlagend, und zunächst beschloß er, gar nicht mehr nach Deutschland zurückzukehren. Liebevollem Zuspruch der Verwandten und des Vormundschaftsrichters ist es gelungen, ihn aufzurichten, „wie aber mag es jungen Leuten von nicht ehelicher Geburt ergehn, denen eine ähnliche Abweisung widerfährt, ohne daß das Wohlwollen aller ihnen nahekommenden Menschen ein solches Gegengewicht bietet?" Was das zunächst und unbedingt Notwendige betrifft, den Unterhalt des Kindes, so ist dazu selbstverständlich der Vater verpflichtet. „Ist es nicht ein schreiendes Unrecht gegen diese Kinder, wenn man zur Bestrafung der unsittlichen Mutter oder um Erpressungen vorzubeugen die »Einrede der mehreren Beischläfer« zum gesetzlichen Grunde für die Verweigerung der Unterhaltungszahlung gemacht hat? Sollte man nicht vielmehr solidarische Haftbarkeit der beteiligten Männer einführen? Allerdings wird man gleichzeitig dafür sorgen müssen, daß die Alimente nur für das Kind verwandt werden. Unter dieser Voraussetzung aber: fort mit der exceptio plurium." Freilich sei es meist sehr schwierig, die Väter zur Erfüllung ihrer Pflicht zu zwingen, namentlich wenn sie Lohnarbeiter sind, die ihren Wohnort oft wechseln. Man müsse mit schweren Strafen und mit Arbeitzwang gegen die Pflichtvergessenen einschreiten. „Man macht so viele Gesetze zum Schutze der Arbeiter, daß man das Privilegium unehrenhafter Arbeiter, ihre unehelichen Kinder im Stich zu lassen, wahrlich nicht länger aufrecht zu erhalten braucht." Es handle sich dabei nicht bloß um das Schicksal der armen Kinder, sondern es dränge ein unmittelbares öffentliches Interesse, weil die Unehelichen einen sehr hohen Prozentsatz der Verwahrlosten ausmachen.

Das zweite Hauptstück ist „die Kämpfer" überschrieben. Als erster wird der Strafrichter vorgeführt, der jedoch schon deswegen wenig in Betracht komme, weil er es in jedem Falle nur mit einer einzelnen Strafttat zu tun hat. „Was diese eine Tat dem Richter sagt, ist maßgebend für das, was er ohne Rücksicht auf Zweckmäßigkeitsgründe zu tun hat. Man mag zu den Grundsätzen des Strafrechts stehn, wie man will, das wird man zugeben müssen, daß bei dem Kampfe um das sittliche Wohl der Jugend nicht von der Frage nach Schuld und Vergeltung ausgegangen werden darf. Ich stehe nicht an, zu behaupten, daß es nach meiner persönlichen Überzeugung überhaupt nicht richtig ist, den Gedanken an Schuld und Vergeltung als leitendes Prinzip an die Spitze des Kampfes gegen das Verbrechen zu stellen; hier genügt es aber, festzustellen, daß dieser Gedanke jedenfalls für die Behandlung der Jugend nicht paßt." Für diese kommen drei Fragen in Betracht, die zu beantworten für gewöhnlich

nicht Sache des Strafrichters sei: ob der Angeklagte so verdorben sei, daß die Gesellschaft vor ihm geschützt werden müsse, ob er durch das Gefängnis gebessert werden könne, und ob nicht sowohl die Besserung des jungen Menschen wie der Schutz der Gesellschaft vor ihm weit eher von einer besonders für den Zweck eingerichteten Erziehung zu erwarten sei. Es werden dann die mancherlei Kompromisse besprochen, zu denen sich in der neusten Zeit die Gesetzgebung verstanden hat, um das Erforderliche trotz der falschen Prinzipien des Strafrechts einigermaßen zu erreichen, und es wird besonders das Strafaufschubverfahren als durchaus unzulänglich charakterisiert. Übrigens sei auch bei diesem nicht der Strafrichter sondern der Vormundschaftsrichter die Hauptperson, weil nur dieser in der Lage sei, den Gewarnten zu überwachen. Neben den Erziehungsberechtigten des Privatrechts aber spielt erst recht der Vormundschaftsrichter die Hauptrolle, weil es sich ja um Fälle handelt, wo diese Berechtigten ihre Pflichten nicht erfüllen. Dem Vormundschaftsgericht hat die neuste Gesetzgebung sehr weitgehende Vollmachten erteilt. Lange Zeit, führt der Verfasser aus, hätten doktrinäre Zweifel von kräftigem Eingreifen zurückgehalten. „Mit einer gewissen resignierten Gleichgiltigkeit sah man zu, wie ganze Scharen von Kindern als Rekruten des Verbrechens oder des Lasters heranwuchsen. Besonders scheute man sich, in die Rechte des Vaters einzugreifen. Die altersgeheiligte väterliche Gewalt genoß, zwar nicht bei den entarteten Kindern, um so mehr aber beim Staate, einen außerordentlichen Respekt. Schließlich hat man aber doch diese Scheu über Bord geworfen und einsehen gelernt, daß einer untauglichen Familie die Erziehung nicht überlassen werden darf. Immer mehr wurde die elterliche Gewalt dem Charakter der bloß vormundschaftlichen angenähert. Und der Staat stärkte seine Hand gegen Familien, die ihre Aufgaben nicht erfüllten. Er stärkte sie bei dem Strafrichter, indem er da, wo eine Strafe noch nicht eintreten kann, eine etwaigen weitern Strafttaten vorbeugende Erziehung eintreten lassen kann. Er setzte den Vormundschaftsrichter zum Hüter über die elterliche Gewalt und machte zugleich auch eine Reihe von staatlichen und Selbstverwaltungsorganen gegen die Verwahrlosung mobil, die bis dahin mit der Erziehung nichts zu tun hatten. Die Hauptrolle aber fiel dem Vormundschaftsgericht zu. Es ist nicht mehr bloß Überwachungsorgan; unmittelbar greift es in die Rechte und Schicksale der Beteiligten ein." Mit der Beschreibung der Tätigkeit des Vormundschaftsgerichts und des Vormundschaftsrichters beginnt nun das, was dieses Buch zu einem unentbehrlichen Lehrbuche macht. Das läßt sich nicht in einem Auszuge wiedergeben. Wir greifen nur einige Punkte heraus, die dem weniger Eingeweihten eine Ahnung von den mancherlei Dingen geben mögen, die darin vorkommen.

Es werden Inhalt, Umfang und Grenzen der elterlichen Rechte und Pflichten beschrieben sowie die Rechte und Pflichten der übrigen Erziehungsberechtigten: der Vormünder, Pfleger und Beistände. Dabei wird auf eine Lücke des Bürgerlichen Gesetzbuchs aufmerksam gemacht; dieses kennt das einfache pflegeelterliche

Verhältnis nicht (die Unterbringung der Kinder bei Pflegeeltern auf Grund privater Abmachungen zwischen den beiden Familien), während diesen so häufig vorkommenden Fall sowohl der Code civil wie das Preußische Allgemeine Landrecht berücksichtigt hat. Von den Hilfsorganen des Vormundschaftsgerichts: Gemeindewaisenräten und Armenbehörden, wird nachgewiesen, daß sie sehr schlechte Gehilfen sind. Fälle von arger Verwahrlosung und Mißhandlung erfahre der Vormundschaftsrichter eher noch von der Polizei als von den Waisenräten; die Armenbehörden aber versagten aus Scheu vor den Kosten, die aus der Fürsorge für verwahrloste und gefährdete Kinder erwachsen. Waisenkinder und durch Richterspruch von ihren Eltern getrennte Kinder bringen sie oft in ein und demselben Hause, ja in derselben Stube mit Landstreichern, Trotteln und verkommnen Menschen unter und überlassen sie dort sich selbst und dieser Sorte von Erziehern. Landsberg empfiehlt dringend allen Personen, die mit der Armenpflege zu tun haben, die Lektüre von Oliver Twist. Bei den Kreis- und Bezirksausschüssen finden die Armenbehörden meist Schutz in dem passiven Widerstande, den sie den Anordnungen des Vormundschaftsgerichts entgegenzusetzen pflegen.

Die Waffen der Kämpfer sind die Gesetze. Es kommen in Betracht die Paragraphen 1666, 1686 und 1838 des Bürgerlichen Gesetzbuchs, der Artikel 135 des Einführungsgesetzes zum Bürgerlichen Gesetzbuche, der Paragraph 55 des Reichsstrafgesetzbuchs (der bestimmt, daß zur Besserung und Erziehung von Kindern unter zwölf Jahren, die strafbare Handlungen begangen haben, die geeigneten Maßregeln getroffen werden können) und die Zwangserziehungsgesetze der Einzelstaaten, unter denen das preußische Gesetz über Fürsorgeerziehung vom 2. Juli 1900 das wichtigste ist. Dieses Gesetz nun und die drei Paragraphen des Bürgerlichen Gesetzbuchs, die dem Vormundschaftsgericht Vollmacht erteilen, bei Gefährdung und Verwahrlosung der Kinder gegen die natürlichen Erzieher einzuschreiten, werden als Waffen sehr verschiedner Art charakterisiert. In den Fällen, wo Zwangs- oder Fürsorgeerziehung angeordnet wird, „treten die privaten Erziehungsrechte vollständig und grundsätzlich dauernd außer Funktion, der Staat oder die von ihm abhängigen und dazu bestimmten Selbstverwaltungsorgane an seiner Statt nehmen die gesamten Erziehungsrechte an sich. Im Gegensatze zu dieser radikalen Vernichtung der sämtlichen privaten Erziehungsrechte steht der Eingriff des Vormundschaftsrichters auf Grund der bezeichneten Paragraphen des Bürgerlichen Gesetzbuchs. Hier werden die privaten Erziehungsrechte nicht aufgehoben, sondern mit einer bestimmten Instruktion belastet aufrecht erhalten, höchstens aber einem Privaten, der sie nicht richtig gebrauchte, genommen und teilweise oder ganz an andre Private übertragen.... Der reichszivilrechtliche Eingriff des Vormundschaftsrichters hat als Grundlage nur das private, persönliche Interesse des Mündels, auch wenn zur Wahrung dieses Interesses auf öffentliche Mittel zurückgegriffen wird. Die Fürsorgeerziehung im Sinne des preußischen Gesetzes aber (ebenso die auf Grund des

oben erwähnten Reichsstrafgesetzparagraphen verfügte Zwangserziehung) ist eine Maßnahme des öffentlichen Rechts und erfolgt zunächst ganz ausschließlich im öffentlichen Interesse zu dem Zweck, dem Verbrechen und dem Laster die Rekruten zu entziehn, weungleich man sie mit dem persönlichen Interesse der Kinder möglichst in Einklang zu bringen sucht." Aus diesem grundsätzlichen Unterschiede ergibt sich zunächst der praktische, daß im zweiten Falle der Staat alles bezahlt, während sich der Vormundschaftsrichter um die Beschaffung der Mittel für die von ihm für notwendig erachteten Maßregeln sorgen muß. Mit der Zwangserziehung hat der Vormundschaftsrichter nur insofern zu tun, als ihm die Entscheidung darüber, ob Zwangs- oder Fürsorgeerziehung anzuordnen sei oder nicht, übertragen ist, nur aus Erwägungen der Zweckmäßigkeit; „theoretisch wäre es ebenso richtig gewesen, die Polizei oder das Strafgericht mit ihr zu betrauen." Ist die Entscheidung gefallen, dann ist das Mündel der Aufsicht und Sorge des Vormundschaftsrichters vollständig und für immer entzogen. Das ist ein Grund, der gewissenhafte Vormundschaftsrichter mit der Entscheidung für die Zwangserziehung auch dann zögern läßt, wenn die Voraussetzungen für diese gegeben sind (was bei weitem nicht in allen Fällen von Verwahrlosung zutrifft). „Eine anders geartete, dem Vormundschaftsrichter wenig bekannte Behörde wird über das Kind befinden. Sie wird es in eine Anstalt stecken, deren Charakter und Wirkungsfähigkeit ihm fremd ist. Dagegen ist er vertraut mit der Geschichte und dem Fiasko der sogenannten Besserungstheorie des Strafrechts. Der Schluß liegt für ihn nicht fern, daß die Zwangserziehungsanstalten nicht anders zu beurteilen seien als die Gefängnisse." Es wird später nachgewiesen, daß dieses verzeihliche Vorurteil glücklicherweise durch die bisherige Erfahrung widerlegt werde; man dürfe annehmen, daß 75 Prozent der in Fürsorgeerziehungsanstalten untergebrachten Kinder gerettet würden. Trotzdem wird sich ein gewissenhafter Vormundschaftsrichter nicht eher entschließen, das Heft aus der Hand zu geben, als bis er sich überzeugt hat: der Fall liegt so verzweifelt, daß kein andres Mittel übrig bleibt. Wird nicht zu diesem äußersten gegriffen, sondern nach dem Bürgerlichen Gesetzbuch verfahren, so hat der Vormundschaftsrichter zu entscheiden, ob das gefährdete Kind in Familienpflege oder in eine Anstalt gebracht werden soll. Als Vorzug der Familienerziehung wird hervorgehoben, daß die ihr anvertrauten Kinder keinen Gegensatz empfinden zwischen sich und den übrigen Kindern des Ortes. Anstaltspfleglinge bilden eine gesonderte Herde, leben anders als die Kinder draußen und stehn zu diesen im Gegensatz. So können sie leicht zu der die Persönlichkeit knickenden Ansicht gelangen, sie seien etwas Schlechteres als die freien Kinder, während sich Zöglinge vornehmer Erziehungsanstalten durch den Gegensatz nicht selten zu der Einbildung verleiten lassen, sie seien etwas Besseres. (In der vom Verfasser gelobten Anstalt Fichtenhain wird die Absperrung in dem Maße vermieden, daß diese schlimme Wirkung nicht leicht eintreten kann.) Bei Familienerziehung wird man auf vollen Ersatz der dem Kinde fehlenden Liebe für gewöhnlich nicht

rechnen dürfen (mehr als vollen Ersatz hat der Verfasser bei Diakonissen wahrgenommen) und schon zufrieden sein müssen, wenn wenigstens schlechte Behandlung verhütet wird. Landsberg erzählt von einem Mädchen, das bei einer gut empfohlnen „religiös-sittlichen" Bauernfamilie untergebracht war und dort trotz allen lobenden Berichten des Ortsgeistlichen zugrunde gegangen sein würde, wenn es nicht den Mut gehabt hätte, fortzulaufen und den sieben Stunden entfernten Vormundschaftsrichter aufzusuchen, der es an einem andern Orte unterbrachte, wo es sich brav gehalten hat. Bei der Fürsorge auf Grund des Bürgerlichen Gesetzbuchs wird nicht eine definitive Lage geschaffen, sondern der Vormundschaftsrichter hat sein Mündel fortwährend im Auge zu behalten und muß Änderungen eintreten lassen, so oft geänderte Umstände das fordern. Fällt die Gefährdung weg, so muß er, ohne die Anregung und das Betreiben der Interessenten abzuwarten, seine Verfügungen wieder aufheben, womit das elterliche Recht in seinem ganzen Umfange von selbst wieder auflebt. Wenig bekannt scheint es zu sein, daß bei Scheidungsprozessen der Vormundschaftsrichter über die vorläufige Unterbringung der Kinder Verfügungen treffen darf, die denen des Prozeßrichters entgegengesetzt sind und deren Vollstreckung hemmen. Hat dieser zum Beispiel entschieden: während der Dauer des Prozesses bleiben die Kinder beim Vater, so kann der Vormundschaftsrichter, wenn das Wohl der Kinder beim Vater gefährdet erscheint, verfügen, daß sie anderswo, etwa bei einem Oheim untergebracht werden. Und auch nachdem das scheidende Urteil ergangen ist, hat er zu prüfen, ob nicht die Kinderfrage in einer vom Gesetze abweichenden Weise zu regeln ist. Es kommt vor, daß der zur Erziehung berechtigte infolge der Aufregungen des Scheidungsprozesses einer Geisteskrankheit verfallen ist, oder daß Pflege und Fortkommen des Kindes bei dem andern Teile besser gesichert erscheinen als bei dem nach dem Gesetze berechtigten. „Ein Verschulden des durch die Abweichung benachteiligten Gatten braucht nicht vorzuliegen, kann aber natürlich entscheidend mitwirken, wenn es vorliegt." Auch über den Verkehr des Kindes mit dem Elternteile, von dem es getrennt ist, hat der Vormundschaftsrichter zu wachen, und dasselbe gilt, wenn ein Kind durch seine Verfügung von beiden Eltern getrennt worden ist. Landsberg teilt einen merkwürdigen Fall mit. Die Verfügung war der schlechten Mutter wegen ergangen. Der Vater war brav, nur so wenig energisch, daß er im Bereiche der Frau seinen Einfluß nicht geltend zu machen vermochte. Deshalb wurde ihm gestattet, die bei einer Bauernfamilie der Umgegend untergebrachten Kinder zu besuchen. „Fern von der Hölle, zu der die Mutter ihr Haus machte, konnten sie einander ruhig sehn und sprechen. Der so geregelte Einfluß des Vaters wirkte gut bis zu seinem frühen Tode. Den Kindern blieb ein freundliches Bild von ihm; die Mutter wünschen sie nicht wiederzusehn." Selbstverständlich gehört viel Weisheit und Vorsicht dazu, nebst der genauesten Kenntnis und der sorgfältigsten Erwägung jedes einzelnen Falles, wenn der Vormundschaftsrichter bei seinen Eingriffen in die elterlichen Rechte immer das Richtige treffen soll. So

wird er nicht unter allen Umständen eine Pflichtverletzung darin finden dürfen, wenn ein vermögender Vater dem Sohne die Mittel zum Hochschulstudium versagt, denn es ist möglich, daß der Vater die Anlagen und Aussichten des Sohnes richtiger beurteilt als dieser selbst. Und es bedeutet nicht immer eine Überschreitung der Grenzen der väterlichen Gewalt, wenn bei der Wahl der Religion ein Druck ausgeübt wird. Das Gesetz, das dem Vierzehnjährigen die Wahl der Konfession freistellt, meint nur die Wahl zwischen der katholischen und der evangelischen Kirche. Heute gibt es aber auch Buddhisten, Theosophen, allerhand abenteuerliche Sekten und die Heilsarmee. Vom Beitritt zu einer solchen Gemeinschaft auch den schon erwachsnen Sohn zurückzuhalten, wird jedem gewissenhaften und verständigen Vater als Pflicht erscheinen. (Kürzlich erzählte man uns von einem jungen Manne, der als Theosoph ein Heiliger nach indischem Muster werden will, und der seine Eltern unglücklich macht, weil er bei keinem Beruf aushält; wahrscheinlich ist seine religiöse „Erleuchtung" nur Vorwand der Faulheit.)

Bessere Hilfe als die verpflichteten Organe leistet dem Vormundschaftsrichter bei seinem „Kampfe" (dessen Darstellung den Hauptteil des Buches ausmacht) die freie Liebestätigkeit der Erziehungsvereine. Der Verfasser erklärt solche für dringend notwendig, und zwar interkonfessionelle. „Gute Erziehungs- und Fürsorgevereine ohne konfessionelle oder politische Nebenabsichten müssen nach einem einheitlichen Plane das ganze Land mit einem Netz ihrer Organisationen überziehn." Hohes Lob wird dem Erziehungsbeirat für schulentlassene Waisen in Berlin gespendet, der jährlich nicht unter 1220 Waisen unterbringe und bei der Berufswahl die körperliche Tüchtigkeit durch die Vereinsärzte (es werden ihrer 130 beschäftigt) untersuchen lasse. Das Kammergericht hat die Benutzung des Vereinsmaterials als Grundlage einer Entscheidung über Zwangserziehung abgelehnt; nur die Aussagen von amtlichen Personen und Behörden kämen in Betracht. Der Verfasser bedauert diese Ablehnung. Der Vormundschaftsrichter müsse möglichst das Zusammenwirken aller Verpflichteten und aller freiwillig Tätigen organisieren, möchten diese nun Vereine sein oder einzelne starke Persönlichkeiten, „deren Namen schon an sich ein Programm bedeute". Eine Auskunft von einer solchen Persönlichkeit oder vom Berliner Erziehungsbeirat sei doch sicherlich zuverlässiger als die von manchen amtlichen Personen, zum Beispiel von einem ländlichen Polizeidiener. Einzelne Landgerichte bereiten, als Vormundschaftsgerichte zweiter Instanz, wie der Verfasser klagt, dem Vormundschaftsrichter sogar noch größere Hindernisse als das Kammergericht mit seinen einschränkenden Interpretationen. Als zweite Instanz über Angelegenheiten der vorbeugenden Erziehung, meint er, „sollten überhaupt nur gewesene Vormundschaftsrichter urteilen. Diese vermeiden es aber, soweit sie den direkten Verkehr mit dem Volke lieben, sich aus der Selbständigkeit in den Zwang eines Kollegiums zu begeben, wo sie mit verzweifelter Dialektik um Dinge kämpfen müssen, die ihnen Herzenssache, manchem andern aber nur »Fälle« sind."

An „kleinen und vorläufigen“ Reformen schlägt Landsberg einige Änderungen der einschlagenden Gesetze und die Einführung von Berufsvormündern vor; die Vormünder, die man jetzt habe, kümmerten sich teils wenig teils gar nicht um ihre Mündel, außerdem solle regelmäßiges Zusammenwirken der Gewerbeinspektion mit dem Vormundschaftsrichter hergestellt werden. Eine tiefer greifende Reform werde in der Veredlung des erwachsnen Geschlechts und in der Umbildung des Strafrechts zu bestehn haben. In Beziehung auf das erste seien die politischen Parteien an die große Verantwortung zu erinnern, die ihnen mit der Macht, deren sie sich erfreuen, zugefallen ist. Vorläufig benützten sie, namentlich die sozialdemokratische Partei, diese Macht nur dazu, den Trieben des Volks zu schmeicheln und dadurch ihre Anhängerschaft zu vermehren, während sie die Aufgabe hätten, auf Besserung hinzuwirken, in der Arbeiterschaft nicht das Klassenbewußtsein sondern das Pflichtgefühl zu stärken. Das Strafrecht aber „muß auf eine andre Basis gestellt werden. An die Stelle der Vergeltung muß die Erziehung treten, an die Stelle oder an die Seite der Strafe die Unschädlichmachung der ihrem Charakter nach gefährlichen Menschen.“ Der durchschnittliche Laie unter den Lesern des Buchs wird außer der Belehrung über eine wichtige Materie, die er daraus schöpft, noch einen andern Gewinn davontragen: einen hohen Begriff von dem Amte des preußischen Vormundschaftsrichters und bewundernde Hochschätzung der Männer, die dieses Amt im Geiste Landsbergs ausüben.

Carl Jentsch

Kaiser Karls Geisel

Von Professor Dr. J. Röhr

Furcht und Mitleid sind bekanntlich die beiden Wirkungen des Dramas, die Aristoteles einst mit genialem Griffe aus der unendlichen Menge der Wirkungen dieser Dichtgattung als die fundamentalsten und wichtigsten herausgegriffen hat. Das neue Stück Hauptmanns ist, wie selten eins, geeignet, die Folgen zu illustrieren, die das Fehlen der zweiten jener beiden Wirkungen, des tragischen Eleos, hat. Der Dichter fand in einer Sammlung alter italienischer Novellen eine einfache und rührende Sage, deren Anfang er seinem Drama vorangesetzt hat. Der Kaiser (es wird nicht gesagt, ob er jung oder alt war) verliebt sich in eine Jungfrau so, daß er alle Regierungssorgen vernachlässigt und dadurch viel Ärgernis erregt. Sogar ihr Tod erlöst ihn nicht. Tag und Nacht harrt er bei dem Leichnam aus. Endlich erhält der Bischof von Köln nach brünstigem Gebet die Eingebung, daß ein Ring unter der Zunge der Jungfrau an Karls Verhexung schuld sei. Der Bischof holt den Ring hervor, worauf des Kaisers

Liebe auf ihn übergeht. Man wirft den Ring in einen Sumpf. Sogar dorthin folgt ihm Karls Liebe. Er erbaut in diesem Sumpfe die Stadt Aachen. Über die moralischen Eigenschaften der Jungfrau erfährt man nichts. Karls Tun in dieser Novelle unterliegt kaum der moralischen Beurteilung. Er erliegt einfach einem Zauber.

Für den modernen Dichter natürlich ein unbrauchbarer Stoff. Hauptmanns Kaiser Karl verliebt sich in durchaus menschlicher Weise. Er ist ein älterer Mann von über sechzig Jahren, der beim Anziehen eines neuen Hemdes Gedanken an das Totenhemd bekommt und den Wert der kurzen Spanne Zeit, die ihm noch beschieden ist, doppelt fühlt, so eitel ihm mit der Weisheit Salomonis alles vorkommt. Besonders eins scheint ihm noch keineswegs eitel. Der noch kraftvolle Mann hebt seinem Günstling Rorico gegenüber bei einer Aufzählung der menschlichen Tätigkeiten besonders das Küssen hervor und beneidet ihn um seine Judith. „Wär ich noch einmal jung, ich gäb all mein weißes Haar dafür", verkündet er mit grimmem Humor. Da tritt ein Wesen in sein Leben, das die unter der Asche vorhandne Glut lohend emporflammen läßt: Gersuind, die sächsische Geisel. Mit der Zeichnung dieser Figur hat Hauptmann einen Fehler begangen, wie er ihm in seiner erfolgreichen theatralischen Laufbahn bisher noch nicht begegnet ist. Indem er diese Figur auf die denkbar niedrigste moralische Stufe stellt, ertötet er in dem Zuschauer das tragische Mitleid, oder wie man besser sagt, die tragische Sympathie mit dem greisen Kaiser, ein Fehler, der sich im Drama bittrer rächt als irgend ein andrer.

Denn was ist diese kleine Hexe, die vorübergehend den mächtigsten Monarchen der Christenheit moralisch ruiniert? Schon ihr erstes Auftreten ist Heuchelei. Sie heuchelt Wiedersehensfreude ihrem Oheim Bennit gegenüber. Dem Kaiser tritt sie mit der erfolgsichern Frechheit der erfahrenen Buhlerin entgegen. Jedes Bewußtsein, vor wem sie stehe, fehlt diesem sechzehnjährigen Kinde. „Wenn alte Männer weinen, schluchz' ich, aus Angst zu lachen, lieber mit", erklärt sie ihr Benehmen gegen den Oheim. „Scheu, warum Scheu?" erwidert sie Karl, als dieser fragt, ob sie wisse, vor wem sie stehe. Seine Blicke erregen ihr ein Gemisch von Verachtung und Mitleid, dem sie den frechsten Ausdruck leiht. „Greisenblicke tun weh; sie flehen wie getretene Hunde." „Du hungerst auch, man siehts dir an", erklärt die von leidenschaftlichster Sinnlichkeit hellsichtig gemachte. Sie bittet um Freiheit. In dieser wird sie tun, was zu tun ihr lustig ist. Man erfährt auch bald, wozu sie diese Freiheit gebraucht. Rorico, des Kaisers Günstling, trifft sie im Dirnenwinkel zu Aachen, einem Ort, wo selbst sein Schecke schaudert.

Schon vorher, nach der Flucht aus dem Kloster, hat sie ihre Freiheit in ähnlicher Weise benutzt. Sie bietet sich Rorico an und läuft neben seinem Pferde her, bis sie erschöpft niedersinkt. Bei ihrem Wiedersehen mit Karl tritt sie diesem mit der gespielten und berechneten Nichtachtung der abgefeimten

Buhlerin entgegen. Sie fängt Schmetterlinge und Eidechsen, scheinbar ohne sich um den Kaiser zu kümmern, und tut, als ob sie seine Worte nicht höre, eine Nichtachtung, die sogar dem verliebten Greise zu stark wird. Sie lacht, als er ihr seine Rechte anbietet, um sie zu retten, und spricht ungescheut von den Männern, die sie besessen haben. Plötzlich hängt sie an seinem Halse. „Ihr redet zu viel, ihr Männer; schweigt doch still und nehmt nur schweigsam und fromm, was man euch gibt", belehrt sie den Kaiser. Jeden Wechsel seiner Stimmung beobachtet sie lauernd, jeden Augenblick die Chancen berechnend, die sich ihr bieten. Als der Kaiser sie verheiraten will, erklärt sie rundweg: „Für alle einen mag ich nicht." Sie hat keine Lust, wie Karls Lieblingsblume stockstill im Beete zu stehn.

Ihr drittes Auftreten wirkt ähnlich wie die vorigen. Sie heuchelt Verachtung gegen das Essen. „Wenn Leute essen, ekelts mich", erklärt sie und weist angebotnen Wein mit einem Pfuiruse zurück. Wahrscheinlich will Hauptmann damit ein Symptom ihrer Hysterie zeichnen, erreicht aber nur den Eindruck empörender Frechheit. Der Bericht Karls, daß sie sich nur von Orangeblütenwasser und Milch von Angoraziegen nähre, versucht vergebens, sie in eine höhere Sphäre zu heben. Sie will alles genannt werden, nur keine Heilige. Schon vorher hat sie ihr Recht proklamiert, immer das Gegenteil von dem zu tun, was gute Menschen tun. Sünde gibt es nicht. Sie fühlt sich nicht als Kind Adams und Evas. „Meine Ureltern aßen von euerm Sündenapfel nicht", verkündet das jenseit von Gut und Böse stehende sechzehnjährige Mägdlein. Als Alkuin von Schamhaftigkeit spricht, erklärt sie dieses für Faselei. Sie droht, ihre Kleider abzustreifen, und Karl fürchtet, daß sie dieses wirklich ausführe. Doch es kommt noch besser. Ercambald, der greise Kanzler, berichtet, von Wut und Ekel geschüttelt, daß sie in einer Spelunke vor Fischern, Handwerksknechten, Maurern und Welschen nackt getanzt und sich dann der Brunst dieser Gesellen preisgegeben habe, bis sie entstellt und entseelt im Winkel gelegen. Das ist selbst für Karl zu stark, obgleich ihr Aufenthalt im Dirnenwinkel zu Aachen ihn vorbereitet haben könnte. Er droht, sie wie einen widerlichen Makel von der Welt zu tilgen, nennt sie Abschaum und Wegwurf und ruft schon bedrohlich nach der Leibwache. Aber die sechzehnjährige Priesterin der Venus vulgivaga weiß ihn bald von dem Unrecht eines solchen Gerichts zu überzeugen. Erst versucht sie zu leugnen, wie sie denn durch das ganze Stück aufs schamloseste lügt, bekommt auch einen Anfall von Todesangst, in dem sie den starken Cherub Karl um ihr Leben bittet. Dann aber kehrt ihre gewohnte Frechheit zurück. „Was hebst du Wegwurf auf?" „Ich mag nicht deinen Kerker, der mich vom Leben ausschließt, von dem Gott trennt! meiner Gottheit! meiner brünstigen Glut; denn brennen muß ich, oder ich erkalte", ruft sie empört über die Störung ihrer so berechtigten Existenzform. Karl sieht auch seinen Fehler ein, diese seltne Liebespotenz in ihrem Wirken gehindert zu haben. Gersuind hat ihn „still und mild" gemacht.

„Und bei mir frierst du?“ fragt er nachdenklich. Die Leibwachen können draußen bleiben. Die Kleine kann ruhig entfliehen, um ihre allumfassende Liebe weiterzuüben.

So ist sie eine Zeit lang aus des Kaisers Augen, aber nicht aus seinem Sinn. Seine Narretei blüht unheilbar weiter, wie er später erzählt. Er hat erkannt, daß Gersuind eine Mission erfülle. Sie ist eine Gesandte des Schicksals. „Auf uns liegt noch der sonderbare Fluch Gottes, der Eva wegen, unsrer Ahnfrau, die immer noch zuweilen uns besucht, damit die Pein nicht sterbe unsers Daseins, mit frischen Äpfeln und mit neuer Schuld“, erklärt er der Oberin. Er gesteht ihr, daß er sich in bittrer Reue verzehre, Gersuind verstoßen zu haben. „Ihre Sucht, ihr wilder Trieb war mehr als einer Dirne Fürwitz, war Zwang eines Dämons, war ein finstrer Dienst.“ Die Oberin soll die Glorie der Unschuld, mit der Gersuind ihn narre, zerstören, sonst mache er diese zum Gott des Frankenreichs. An der Leiche bricht er zusammen wie ein im Erdbeben vibrierender Turm und hält dann dem gefallenen Engel, der mit trotzigen Mienen, Gott gewissermaßen wegen seines Geschicks anklagend, vor ihm liegt, eine übrigens recht dunkle Leichenrede, in der er offenbart, was er bisher verschwiegen hat, nämlich daß er Gersuind geliebt habe.

Es ist bekanntlich fast unmöglich, den Theatererfolg vorauszusehen. In diesem Falle aber konnte kaum ein Zweifel bestehn, daß der größte Teil der Zuschauer die Entrüstung Pipins teilen werde, die dieser dem Kanzler brieflich darüber ausdrückt, daß eine stinkende Dirne den altersschwachen Kaiser am Nasenring führe. Wie so viele Dramen Hauptmanns zeichnet auch dieses eine pathologische Entartung. Gersuind ist eine hysterische Erotomanin, in der, wie immer bei diesen Personen, die moralischen Gefühle gänzlich verkümmert sind. Eine solche Figur findet vielleicht im Leben Mitleid und Nachsicht, niemals auf der Bühne. Das Publikum besteht nicht aus Psychiatern und Ärzten, die alles verzeihen, weil sie alles verstehn. Es stellt sich, und mit Recht, auf den moralischen und soziologischen Standpunkt und empfindet nicht bloß derartige Figuren als gefährlich und verabscheuungswürdig, sondern es hegt ähnliche Gefühle auch für den, der solche Wesen, wie Karl es tut, mit einem Glorienschein umgibt. Nur wenige werden sich in die Seele dieses Greises hineinversetzen, dem ein Johannistrieb den Intellekt so umnebelt hat, daß er da fast eine Heilige sieht, wo sich sogar Jünglinge wie Rorico mit Widerwillen und Entsetzen abwenden. Unter der Jungfrau der Erzählung des Sebastiano Erizzo kann man sich eine liebwerte Jungfrau vorstellen, die des Ringes unter ihrer Zunge gar nicht bedurft hätte, um den Kaiser zu bezaubern. Das durch und durch perverse, lüsterne, lauernde und verlogne Geschöpf, das Hauptmann gezeichnet hat, setzt jeden, der sich in sie verliebt, unter das Sympathie- ja unter das Achtungsniveau hinab, dessen dramatische Hauptfiguren unbedingt bedürfen. Es ist das erstemal, daß Hauptmann in diesen Fehler verfallen ist. Hätte er es noch bei einigen Liebschaften mit Hofleuten gelassen, so wäre schon dies

bei den Erwartungen von Würde und Majestät, die der Name Karls des Großen erweckt, gefährlich; indem er das Mädchen in die Dirnengasse und die Schenke am Flusse führt, macht er jeder tragischen Sympathie mit Karl rettungslos den Garaus. Er sucht zwar den Kaiser dadurch zu heben, daß er ihm eine väterliche, seelsorgerische Milde und Nachsicht gegen die junge Sünderin leiht; aber vergeblich. Im wesentlichen sieht man doch mit Alkuin einen bedauernswerten Greis, dessen Sinne nach einer Buhldirne betteln und winseln.

Paul Gerhardt und der Große Kurfürst

Von Hermann Jacoby, Geh. Kirchenrat in Königsberg i. Pr.

2

Eine Änderung in der kirchlichen Lage Deutschlands, insoweit die Beziehung zwischen Reformierten und Lutheranern in Betracht kam, und die wir als die Einleitung zu dem tragischen Konflikt betrachten dürfen, dessen Opfer Gerhardt wurde, trat erst im Jahre 1661 ein.

Der hessische Landgraf Wilhelm veranstaltete erst in diesem Jahre zu Kassel ein Religionsgespräch zwischen Vertretern der reformierten Marburger und der lutherischen Rintelnschen theologischen Fakultät, das die erfreulichsten Ergebnisse hatte. Beide Teile kamen sich sehr nahe. Und diese Männer vereinigten sich in dem Beschluß, den Landgrafen zu bitten, „daß er dieses göttliche, von ihnen angefangne Werk des geistlichen Kirchenfriedens" befördern möge, damit die benachbarten Universitäten und Kirchen, vor allem aber die brandenburgischen und braunschweigischen, diesem Friedensbunde beiträten.*) In demselben Unionsinteresse wurde 1662 vom Kurfürsten den Studierenden der Theologie und Philosophie der Besuch der Universität Wittenberg verboten, wer dort studierte, wurde zurückgerufen. Solche Verbote waren damals nichts Unerhörtes. Kursachsen hatte seinerzeit den Besuch von Helmstedt, als Calixt dort lehrte, verboten; und 1660 hatte sich die Leipziger Universität für die Ausweisung der Kalvinisten erklärt. Das Verbot des Besuchs der Wittenberger Universität war darin begründet, daß sie nicht bloß der Vorkämpfer der lutherischen Orthodoxie war, sondern zugleich der Träger der heftigsten, maßlosesten Polemik gegen die Reformierten. Als Reformierter sah sich der Kurfürst von den Wittenberger Theologen verletzt. Er mußte befürchten, daß die in Wittenberg studierenden Untertanen zu einer ihm feindseligen Gesinnung verführt würden. Das Verbot war also wesentlich eine politische Maßnahme. Von diesen Vorgängen war es nur einer, der Gerhardt beunruhigte, das Kasseler Religionsgespräch. Wir erkennen dies aus einem Gutachten, das er in bezug auf die Frage abgab, ob

Anmerkung der Redaktion: Zu Anfang des ersten Teiles dieses Artikels (Heft 17) muß es natürlich anstatt „am 12. März d. J." „am 12. März v. J." heißen.

*) Vgl. Hering, Geschichte der kirchlichen Unionsversuche. Bd. 2. Leipzig, 1838. S. 134.

die Geistlichen Berlins an dem Religionsgespräch zwischen Lutheranern und Reformierten, das der Kurfürst für das Jahr 1662 anberaumt, und zu dem er die Geistlichen Berlins und Kölns aufgefordert hatte, teilnehmen sollten. Die Geistlichen Kölns waren bereit, unionsfreundlich, die Geistlichen Berlins der Union feindlich und dem Religionsgespräch abgeneigt. In diesem Gutachten bezeichnet Gerhardt das Ergebnis des Kasseler Gesprächs ausdrücklich als einen Synkretismus. Überhaupt zeigt sich darin eine sehr scharfe Absage gegenüber den Reformierten. So tadelt er, daß in Kassel die Lutheraner die Reformierten, obwohl sie bei ihrer Lehre verblieben waren, doch als Brüder erkannt und angenommen haben.*) Wir stehn an einem entscheidenden Wendepunkt im Leben Gerhardts. Er hatte vieles erfahren, was ihm als Lutheraner unerfreulich erscheinen mußte. Er hatte sich einem unierten Konsistorium unterstellen müssen. Die Konkordienformel, auf die er verpflichtet war, und die eingehend und scharf gegen den Kalvinismus polemisierte, hatte ihre verbindliche Kraft für die zukünftigen Geistlichen der Mark verloren; und schon seit 1658 wurde, wenn auch nicht allgemein, von den Predigern bei Antritt ihres Amts die Unterschrift von Reversen gefordert, in denen das Edikt von 1614 ausdrücklich erwähnt wurde.**) Ein Edikt, das das Schelten und Lästern den Geistlichen verbot, war 1662 erlassen worden. In diesem, vom reformierten Hofprediger Stosch verfaßten Edikt war die reformierte Konfession als die wahre bezeichnet worden. Als maßgebende protestantische Bekenntnisschriften waren die Augsburgische Konfession und die Apologie genannt worden, die Katechismen Luthers, die Schmalkaldischen Artikel, die Konkordienformel, also alle eigentümlich lutherischen Bekenntnisschriften waren übergangen worden. Das Edikt verlangte, die Geistlichen sollten Religion und Theologie (principia fidei und dogmata theologiae) zu unterscheiden wissen.***) Dies alles waren Bestimmungen, an denen jeder strenge Lutheraner damals Anstoß nehmen mußte. Gerhardt hatte geschwiegen. Wir haben auch keine Spuren, daß er von diesen Ereignissen beunruhigt worden war. Alles wird nun mit einemmale anders. Nicht, daß in Berlin ein Religionsgespräch gehalten wird, erregt ihn lebhaft. Wäre er selbst nicht zur Teilnahme aufgefordert worden, wir möchten glauben, er wäre davon nicht allzusehr bewegt worden. Das Neue, was jetzt geschieht, ist die Nötigung, in der konfessionellen Frage tätig mitzuwirken. Damit wurde Gerhardt für den Verlauf der Angelegenheit verantwortlich gemacht. Die Entscheidung in einer für ihn sehr wichtigen Frage wird mit in seine Hand gelegt. Und außerdem muß er handeln als Mitglied eines Kollegiums der Geistlichkeit von Berlin. Er muß Stellung nehmen, ob er mit ihr gehn will. Und jetzt weiß er sich verpflichtet, sein lutherisches Bewußtsein, das bis dahin gleichsam in ruhigem Fluß sein Handeln begleitet hatte, in aggressive Tatkraft umzusetzen. Was bis dahin von seiten des Kurfürsten getan worden war, dafür trug Gerhardt keine Verantwortung. Er konnte es sich deshalb gefallen lassen; was aber jetzt geschehn sollte, dafür war er mit verantwortlich. So begreifen wir die neue Physiognomie in seinem Bilde. Er hat im Berliner Religionsgespräch, das ergebnislos verlief, eine sehr tätige Rolle gespielt. Er zeigt sich hier als einen lutherischen Theologen von großer Enge. Wer die lutherische Abendmahlslehre kennt, weiß, wie sie verteidigt wird, und

*) Vgl. Langbecker, Leben und Lieder von Paulus Gerhardt. Berlin, 1841. S. 23 bis 27.

**) Hering, Neue Beiträge zur Geschichte der evangelisch-reformierten Kirche in den Preußisch-brandenburgischen Ländern. Zweiter Teil. Berlin, 1787. S. 111. 2.

***) Abgedruckt bei Hering, Historische Nachricht von dem ersten Anfang der evangelisch-reformierten Kirche in Brandenburg und Preußen usw. Halle, 1778. Im Anhang S. 73 bis 80.

sie dennoch ablehnt, ist ihm kein Mitbruder in Christus, besitzt nicht den wahren, seligmachenden Glauben, rein und unverfälscht, zeigt nicht dessen Früchte in seinem Leben und Wandel; der Kalvinist als solcher ist nicht ein Christ.*)

Der Mißerfolg dieses Religionsgesprächs, die Ablehnung seiner Unionstendenzen, mußte den Kurfürsten peinlich berühren. Sein Ziel wurde ihm dadurch nicht verrückt; aber er beschritt nun einen andern Weg. Er wollte die gegenseitige Duldung und Anerkennung zwischen den beiden protestantischen Konfessionen erzwingen. Er brauchte Gewalt. Er erneuerte das Verfahren Johann Sigismunds, durch Toleranzedikte und durch Reverse, die die Geistlichen zu unterschreiben hatten, beide Seiten einander zu nähern. Er erließ 1664 ein ähnliches Edikt**) und forderte von den Geistlichen die Unterschrift. Zweihundert Geistliche der Mark haben sie geleistet. Die Geistlichen Berlins, darunter Gerhardt, haben sich geweigert. Magistrat und Stände sind für diese eingetreten. Infolgedessen ist der eine, ein siebzigjähriger Greis, der schon entsetzt war, auf Grund eines frei von ihm zusammengestellten Reverses wieder eingesetzt worden; die Unterschrift des kurfürstlichen Reverses war ihm erlassen worden. Wie stellte sich nun Gerhardt zu dieser Angelegenheit? Auch er war, weil er die Unterschrift verweigert hatte, entsetzt worden; aber auch er sollte auf die Fürbitte der Bürgerschaft und des Magistrats von Berlin sowie der Stände wieder eingesetzt werden; die Unterschrift des Reverses wurde ihm erlassen. Man motivierte diese Vergünstigung damit, er würde auch ohne dies dem Toleranzedikt des Kurfürsten Gehorsam leisten; aber diese Voraussetzung war nicht zutreffend. Gerhardt war mit den Edikten durchaus nicht einverstanden. Er erklärte: „Könnte ich den Edikten gehorsam sein, so würde ich ja die Reverse zu unterschreiben mich nicht entziehen; denn was ich mit gutem Gewissen wohl tun kann, das kann ich auch leicht zusagen und versprechen, daß ichs tun wolle.“***)

Was war es nun, das Gerhardt zum prinzipiellen Widerspruch gegen das Edikt bewog? Er spricht sich darüber sehr klar und bestimmt in den Schreiben an den Magistrat und an den Kurfürsten aus, in denen er es ablehnt, wieder in sein Amt einzutreten, unter der Voraussetzung, daß er dem Edikt gehorchen wolle, dessen Unterschrift ihm erlassen war. Das Edikt oder genauer die Edikte von 1614, 1662, 1664 verlangten in der Behandlung der Streitpunkte die beste Moderation, den Verzicht auf eine Bekämpfung der andern Konfession, wobei deren Vertreter mit verletzenden Namen bezeichnet würden. Der Revers in seiner ursprünglichen Gestalt, dessen Unterschrift von den Geistlichen verlangt wurde, ging über dies Edikt hinaus. Er forderte, daß die Konkordienformel omittiert, das heißt ignoriert werde, forderte es auch von den Geistlichen, die, wie Gerhardt, bei ihrer Ordination auf sie verpflichtet waren. Aber dieser Revers war schon 1665 geändert worden. In dem neuen Revers war vom Omittieren der Konkordienformel nicht die Rede.†) Und hier erklärte nun Gerhardt, diesen Bestimmungen des Edikts könne er nicht entsprechen: er forderte, daß ihm der Gehorsam gegen die Edikte erlassen werde. Er will bei allen seinen lutherischen Bekenntnissen, namentlich der Konkordienformel, unverrückt verbleiben und sich

*) Vgl. Langbecker a. a. O. S. 88.

**) Auch die Ausschaltung des Exorzismus aus dem Taufritual wurde gefordert, falls die Eltern des Täuflings es wünschten; auch dies hat Gerhardt gemißbilligt, doch ist diese Frage nicht von entscheidender Bedeutung gewesen.

***) Langbecker a. a. O. S. 193.

†) Abgedruckt bei Wangemann, Johann Sigismund und Paulus Gerhardt. Ergänzungsheft zum fünften Bande der Una Sancta. Berlin, 1884. S. 186.

zu keiner andern Moderation anheischig machen, als zu einer in diesen Bekenntnissen gegründeten.

Bei dieser Stellung Gerhardts war der Umstand, daß der Kurfürst auf das Dringen der Stände 1667 die Unterschrift des Reverses nicht mehr forderte, ganz unwesentlich. Denn die Giltigkeit der Edikte blieb bestehn; der Kurfürst behielt sich vor, ihre Autorität auf andre Weise zur Geltung zu bringen.*)

Doch bietet das Verhalten Gerhardts ein psychologisches Problem. Das Edikt Johann Sigismunds bestand zu Recht, als Gerhardt in den Dienst der lutherischen Kirche der Mark eingetreten war; daß man unterließ, durch Reverse zum Gehorsam dagegen zu verpflichten, tat seiner rechtlichen Geltung keinen Abbruch. Im Jahre 1656 war die Verpflichtung der Ordinanden auf die Konkordienformel aufgehoben worden, das Geschlecht der Geistlichen, das nun in den Dienst der lutherischen Kirche der Mark trat, mit denen zusammen er fortan das Amt zu verwalten hatte, sah in dieser Bekenntnisschrift nicht mehr eine Norm. Die Physiognomie der märkischen Kirche wandelte sich, ein Bollwerk gegen die Reformierten war gefallen. Der Revers des Kurfürsten von 1653, daß jeder im Lande, der da wolle, bei des Herrn Lutheri Lehre und der Augsburgischen unveränderten Konfession verharren möge und alle und jede ihre symbolici libri, ihre Bekenntnisschriften, also doch auch die Konkordienformel, ungekränkt verbleiben, hatte damit seine praktische Bedeutung verloren. Das Edikt von 1662 hatte, abgesehen von der Apologie, nur die den Reformierten mit den Lutheranern gemeinsamen Bekenntnisschriften als maßgebend genannt. Alles dies hatte Gerhardt zu keinem Einspruch bewogen; auch hatte die Tatsache, daß seine kirchliche Aufsichtsbehörde reformierte Räte in sich schloß, ihn vom Eintritt in den Dienst der märkischen Kirche nicht zurückgehalten. Und, was ihm eine begründete Ursache zum Einspruch gegen den Revers in seiner ursprünglichen Fassung geben mußte, die Verpflichtung zur Omittierung der Konkordienformel, war fallen gelassen worden. Endlich hatte der Kurfürst auch von der Forderung des Reverses abgesehen. Der Kurfürst weicht zurück; es geschieht alles, was Gerhardt gewünscht hat. Kurze Zeit ist der Dichter schwankend geworden. Als der Staatsbeamte, der ihm seine Wiedereinsetzung in das Amt verkündigt, dies damit motiviert, daß der Kurfürst voraussetze, er werde auch ohne Revers den Edikten gehorchen, macht er wohl seine Bedenken dagegen geltend, tritt aber wieder in sein Amt ein, er vollzieht eine Taufe. Aber sofort ist er auch im Gewissen beunruhigt, er will genau wissen, an welche Bedingung seine Wiedereinsetzung gebunden ist. Er erfährt, an keine Bedingungen, aber das Protokoll, das ihm mitgeteilt wird, enthält den Passus, der Kurfürst halte dafür, daß Gerhardt die Meinung der Edikte nicht begriffen habe. Aber dies kann Gerhardt nicht zugestehn, er hat die Meinung der Edikte begriffen, so ruht seine Wiedereinsetzung auf falscher Voraussetzung. Er wendet sich darum an den Kurfürsten, er könne den Edikten nicht gehorchen, weil dies gegen die Konkordienformel verstoßen würde, an die er sich gebunden weiß. Er will sich deshalb des Predigtamts enthalten, bis er es mit besserm Gewissen verwalten kann. Übrigens hat er nach Absendung dieses Schreibens noch eine Amtshandlung vollzogen. Der Magistrat bittet den Kurfürsten, er möge doch Gerhardt eine beruhigende Erklärung zuteil werden lassen. Auch jetzt verfügt der Kurfürst nicht die Absetzung Gerhardts, der Erlaß ist so gefaßt, daß der Magistrat ihn so interpretieren konnte, wenn Gerhardt das Amt nicht wieder antreten wolle, was er vor Gott zu verant-

*) Hering. Neue Beiträge. Zweiter Teil. S. 249. 250.

worten habe, so möge der Magistrat andre friedliebende geschickte Männer zur Probepredigt einladen. Der Magistrat bittet um eine Frist für Gerhardt und sucht diesen zu bestimmen, seine Amtstätigkeit wieder aufzunehmen. Noch mehr, es ist dann privatim von seiten des Hofes eingehend mit Gerhardt verhandelt worden, und wir besitzen einen wohl von Gerhardt selbst verfaßten Bericht über diese Unterredung.*) Das Ergebnis ist, daß die Edikte im Widerspruch mit der Konkordienformel stehn, die Verurteilung der Reformierten, die diese ausspricht, ausschließen. Da der Kurfürst aber vom Gehorsam gegen die Edikte einen einzelnen Prediger nicht entbinden kann, so ist es auch Gerhardt nicht möglich, in sein Amt wieder einzutreten. Und nun tat der Kurfürst einen letzten Schritt, um seine lutherischen Untertanen zufrieden zu stellen. Er erließ am 6. Mai 1668 eine Deklaration der Edikte, in der er ausspricht, daß es den Predigern gestattet sein solle, die streitigen Lehrpunkte in der Predigt vorzutragen, die eigne Meinung zu verteidigen, die Lehre der Gegner zu widerlegen; aber es solle geschehen ohne Bitterkeit, Verketzerung, Verdammung oder Anathematisieren, mit Sanftmut und einem gottesfürchtigen Theologen anständiger, geistlicher Bescheidenheit. Auch solle die reformierte Lehre nur nach Maßgabe ihrer Bekenntnisschriften, vor allem nach dem Bekenntnis Johann Sigismunds dargestellt werden.**) Gerhardt weilte damals noch in Berlin, wohl auch noch in seiner Amtswohnung. Hätte ihn diese Deklaration beruhigt, so hätte er wieder zum Kirchendienst in Berlin zurückkehren können, aber sie konnte ihn nicht beruhigen. Denn in welcher Auffassung sollte er die Reformierten auf der Kanzel bekämpfen, wenn nicht als Ketzer, und eben dies war ihm verboten. Der Ausgang konnte kein andrer sein, als er war, die freiwillige Amtsniederlegung Gerhardts. Sie ist ihm sehr schwer geworden, denn er hatte sich bis zum Konflikt in Berlin sehr wohl gefühlt. Als er nach Lübben übersiedelte, war er ein gebrochner Mann. Der dichterische Quell war versiegt, der Dichter in ihm war gestorben.

Wenn wir zurückblickend unser Urteil über den Konflikt zusammenfassen, so richten wir zuerst unser Auge auf den Kurfürsten. Es unterliegt keinem Zweifel, daß er die rechtlichen Befugnisse, die ihm zustanden, nicht überschritten hat. Der Westfälische Friede legte die Ordnung der Verhältnisse der Religionsgesellschaften in die Hand des Fürsten. Man kann ihm nur vorwerfen, daß er mit sich selbst in Widerspruch geraten ist, indem er 1653 die Geltung der lutherischen Bekenntnisschriften anerkannte und sie 1656 illusorisch machte, indem er bei der Ordination die Verpflichtung auf die Konkordienformel ausschaltete, obwohl sie zu den Bekenntnisschriften der lutherischen Kirche der Mark gehörte.

Ebenfalls müssen wir die Tendenz billigen, die seine Edikte verfolgen, die Verbreitung des Geistes der Mäßigung und Milde im Verhalten der beiden protestantischen Konfessionen zueinander. Er hat auch Erfolg gehabt, denn die Geistlichen haben sich mit verschwindend geringen Ausnahmen gefügt. Aber in der Ausführung dieser Tendenz hat er gefehlt. Die Edikte konnten, bevor der Revers gefordert wurde, als Wegweiser interpretiert werden, denen jeder nach seinem Gewissen folgen möchte. Sie erhielten durch den Revers Gesetzeskraft im Vollsinne des Wortes, jetzt konnte sich ein zartes Gewissen fragen, ob es die vom Edikt geforderte Mäßigung anwenden könne oder nicht. Es lag ein Gewissenszwang vor, eine Verletzung der religiösen Freiheit. Und es war mit

*) Abgedruckt bei Wangemann a. a. O. S. 206 bis 218.
**) Vgl. Hering, Neue Beiträge II, S. 251. 252.

dem Zurückziehen der Reversverpflichtung auch nichts geholfen, denn jeder wußte, die Aufrechterhaltung der Edikte werde auf andern Wegen erzwungen werden. Wenden wir uns nun Paul Gerhardt zu. Der Konflikt, in den er hineingenötigt wurde, war in zweifacher Beziehung tragisch. Der Dichter, dem jede Befähigung zu selbständigem theologischen Denken fehlte, der zu kirchenpolitischen Verhandlungen schlechthin keine Begabung hatte, mußte die Interessen des orthodoxen Luthertums theologisch und kirchenpolitisch öffentlich vertreten. Die theologische Waffenrüstung, die er anlegte, stammte aus Wittenberg, und der Führer der dort geltenden Orthodoxie, Calov, mit dem er nachweislich in Korrespondenz stand, wird ihm behilflich gewesen sein, im Religionsgespräch zu Berlin die notwendig erscheinenden Angriffs- und Verteidigungsmethoden anzuwenden. Das Luthertum konnte mit Gerhardt zufrieden sein. Er hat hier eine führende Rolle gespielt; er zeigt sich theologisch wohl orientiert, und seine lautere, ehrwürdige, nur durch das Gewissen gebundne Persönlichkeit gibt seiner Beweisführung großes Gewicht. Aber das schließt nicht aus, daß die Fechterstellung, zu der er sich verpflichtet wußte, seiner Natur nicht entsprach. Die Welt des theologischen Streites hatte ihm bis dahin fern gelegen; er hätte genug Anlaß gehabt, hier einzugreifen. Wir haben mehrfach darauf hingewiesen, daß die kirchlichen Verhältnisse der Mark ein unter der Herrschaft der lutherischen Orthodoxie stehendes religiöses Bewußtsein in vielfacher Beziehung verletzen mußten. Gerhardt hat sich zurückgehalten. Und schwerlich hat er sich zu dieser Zurückhaltung gezwungen. Was um ihn geschah, berührte ihn wenig. Die lutherische Kirche als solche zu verteidigen, fühlte er keinen Beruf. Sein Christentum ist im großen und ganzen nur auf das Verhältnis der Seele zu Gott, Gottes zur Seele, gerichtet. Seine Lieder*) sind überwiegend Ich-Lieder oder Du-Lieder. Nur selten wird das Ich und das Du durch Wir und Uns ersetzt. Und dieser individuelle, subjektive Charakter wird auch da festgehalten, wo der heroische Ton angeschlagen wird, wie in dem herrlichen Liede: „Ist Gott für mich". Und auch darauf müssen wir hinweisen, um den innern Widerspruch, in den ihn die Kämpfe hineinzwangen, zu verstehn, daß seine Poesie aus den Tiefen einer in sich harmonischen Persönlichkeit hervorquillt. So ist denn seine Lyrik durchaus harmonisch. Nicht als ob er sich in flachem Optimismus die dunkeln Schatten, die schwer lastenden Rätsel des Lebens verborgen hätte, aber im hoffenden Glauben wird er von der Gewißheit erfüllt, daß er in Gott einen Reichtum des Lebens findet, der ihn alles Weltelend geduldig tragen läßt, und eine Weisheit und Liebe, die ihm, oft schon diesseits, sicher jenseits, selige Ausgänge und helles Licht verbürgt. So kann er in der Konfliktszeit sein stimmungsvolles, friedenatmendes Lied singen: „Gib dich zufrieden". Und dieser harmonische Geist wurde nun zum Kampf gezwungen. Solange dieser währte, konnte er noch dichten; denn er hatte wohl bis zuletzt noch gehofft, es möchte sich doch vielleicht noch ein Ausgang finden. Der Kurfürst ließ ihn ja, auch nachdem er freiwillig aus dem Dienste geschieden war, in seiner Amtswohnung weilen. Der Kurfürst, vor allem die Kurfürstin, warteten auf einen Wandel in den Entschließungen des Dichters,**) und der Dichter auf einen Wandel in den Ent-

*) Vgl. die Charakteristik seiner religiösen Dichtung bei Wernle, Paulus Gerhardt (Religionsgeschichtliche Volksbücher, vierte Reihe, zweites Heft). Tübingen, 1907.

**) Die Absetzung Gerhardts erfolgte am 6. Februar 1666, am 9. Januar 1667 wird er wieder eingesetzt. Der freiwillige Verzicht Gerhardts auf das Amt wird perfekt durch die Verfügung des Kurfürsten vom 4. Februar. Doch blieb die Stelle bis tief in das Jahr 1668 offen, der Dichter weilte in seiner Amtswohnung und bezog auch noch einige Einnahmen.

schließungen des Herrschers; und als beide vergeblich aufeinander gewartet hatten, da war der Dichter gestorben, wenn auch der Mensch noch wenige Jahre in Lübben freudlos sein Pfarramt verwaltete.

Eine ganz anders geartete Persönlichkeit war der Kurfürst. Er war die führende Persönlichkeit für die Interessen des Protestantismus in Deutschland geworden; er hatte es durchgesetzt, daß die Reformierten staatsrechtliche Anerkennung im Westfälischen Frieden erlangt hatten.*) Und über Deutschland hinaus ging die Fürsorge des Kurfürsten für den Protestantismus; er suchte alle protestantischen Mächte, ob lutherisch oder reformiert, zu gemeinsamer Abwehr des Katholizismus zu vereinigen. Das war nicht möglich, wenn die beiden protestantischen Konfessionen nicht in friedlichem und freundlichem Verhältnis zueinander standen. Der Kurfürst mußte alle dahingehenden Bestrebungen unterstützen. In seinen eignen Landen ergriff er die Initiative. Er schaltete darum die Bekenntnisschriften aus, die den Gegensatz zwischen beiden Konfessionen scharf betonen, die Artikel der Dordrechter Synode auf der reformierten, die Konkordienformel auf der lutherischen Seite. Sein letztes Ziel ist die Union beider Kirchen, aber solange diese nicht zu erreichen ist, gegenseitige Duldung und Anerkennung. Diesem Zwecke dienen die Edikte. Er hat taktisch fehlgegriffen, daß er Präventivmaßregeln statt Repressivmaßregeln anwandte; auch darin, daß er die in der Mark zu Recht bestehende Konkordienformel aufgehoben hat. Aber was er wollte, muß voll und ganz gebilligt werden. Seine Bestrebungen dienten dem Fortschritt. Auf seinem Wege sind die Träger der preußischen Krone weiter gegangen, und die Geschichte hat ihnen Recht gegeben.

Gerhardt und der Große Kurfürst haben beide gehandelt, von den Impulsen ihres Gewissens bestimmt; der eine folgte den Verpflichtungen seines Ordinationsgelübdes, des andre der Verpflichtung, den gesamten Protestantismus vor den ihm drohenden Gefahren zu schützen. Ein individuell und ein universell bestimmtes Gewissen traten miteinander in Widerspruch. Jenes vertrat die Tendenzen einer Zeit, die bald der Vergangenheit angehören sollte, dieser Tendenzen, denen die Zukunft gehörte. Der Konflikt zwischen dem Großen Kurfürsten und Paul Gerhardt ist eine Tragödie, nichts Kleinliches spielt eine entscheidende Rolle, beide Gegner schätzen sich. Der Kampf entbrennt nicht zwischen Personen, sondern zwischen Prinzipien. Deshalb geht von dem Kampfe eine sittlich stärkende Kraft aus. Sieger und Besiegte fesseln uns durch die Treue, mit der sie für die Heiligtümer ihres Gewissens streiten.**)

*) Vgl. Landwehr, Die Kirchenpolitik Friedrich Wilhelms, des Großen Kurfürsten. Berlin, 1894. S. 32 bis 51.

**) Vgl. die zutreffende Beurteilung des Konflikts bei Haupt, Der Konflikt zwischen Paul Gerhardt und dem Großen Kurfürsten. (Deutsch-evangelische Blätter, 1907, Heft 2.)

Skizzen und Bilder aus dem westfälischen Industriegebiete

Der Bergmann einst und jetzt

Vor dreißig Jahren: In der Morgenfrühe läutet die Zechenglocke zur Einfahrt. Mit der Mappe unter dem Arm tritt der Steiger unter die versammelten Bergleute: „'n Morgen, sinn je olle do?" Ein kurzes Gebet wird gesprochen. Dann geht es hinunter in die Grube. Fleißig wird gearbeitet, aber ohne jede Überspannung der Kräfte. Und wenn der Steiger durch die Stollen geht, fällt manches derbe oder freundliche Wort ab. Sie wissen, daß sie zusammengehören, Beamter und Arbeiter. Der eine kennt den andern.

Das war die patriarchalische Zeit im Bergwerksbetriebe. Auf einigen kleinern Zechen ist sie noch nicht ganz geschwunden. Da gehn die Veteranen der Arbeit noch einfach zu ihrem „Alten", dem Betriebsführer, wenn eine Sorge sie drückt, und wissen, daß er ihnen hilft, soweit er kann. Aber das sind Ausnahmen. Die gewaltige Vergrößerung der Betriebe — die Belegschaft mancher Zechen zählt nach Tausenden —, das Wechseln der Bergleute von einer Arbeitsstelle zur andern hat das persönliche Verhältnis zwischen Arbeitern und Beamten aufgehoben. Es herrscht der Arbeitsvertrag. Auch sonst hat sich manches geändert. Die Arbeitszeit ist verkürzt, die Arbeit selbst aber auch intensiver geworden. Der Fleiß gleicht mehr einer nervösen Hast. Denn es muß gefördert werden — soviel als möglich. Die Bergleute vom alten Schlage haben eine lebhafte Empfindung von dieser Veränderung der Lage. Wer die frühern Zustände nicht gekannt hat, nimmt die gegenwärtigen als etwas Gegebnes hin.

Einst und jetzt! Der Beobachter ist geneigt, in der Umgestaltung des Bergwerksbetriebs eine Revolution, nicht mehr eine Evolution zu sehen. Aber es ist doch hier wie bei allen ähnlichen Erscheinungen: es hat sich nur eine beschleunigte Entwicklung vollzogen, die dem allgemeinen industriellen Fortschritte entspricht. Eine weniger schnelle Entwicklung läßt sich feststellen — bei den Bergleuten selbst. Es scheint, als wäre das tote Material wandlungsfähiger als die Menschen. Bei ihnen stößt man immer wieder auf die Tradition. Freilich ist auch hier manches anders geworden. Die Bergleute in ihrer Gesamtheit haben längst aufgehört, ein Stand zu sein, eine Knappschaft im alten Sinne. Zu viele fremde Elemente sind eingedrungen, die mehr Gelegenheitsarbeiter sind. Dennoch lebt in der Mehrzahl der Bergleute noch das Bewußtsein, eine besondre Arbeiterklasse darzustellen, nicht mit jedem gewöhnlichen Lohnarbeiter auf einer Stufe zu stehn. Der Bergbau wird als eine Art Handwerk gewertet, besonders von den Alteingesessenen. Sie sind stolz auf ihren Beruf, ein Zug, der sich nie bei gewöhnlichen Lohnarbeitern findet.

Nur selten sieht man noch die alte, schmucke und doch ernste Bergmannskleidung, die sonst bei festlichen Gelegenheiten, bei Beerdigungen getragen wurde und immer an das Wort erinnert: „Mitten wir im Leben sind mit dem Tod umfangen." Wie hoch war doch in dieser Beziehung die Kultur der alten Zeit, daß die persönlichen Empfindungen der Menschen ihren Ausdruck selbst in der

Kleidung suchten und fanden! Geblieben ist bis heute nur die Bergmannsmütze als das Abzeichen der Mitglieder freier Knappenvereine.

Die Bergleute sind in der Gegenwart loser miteinander verbunden, als sie es einst waren — durch ihre Arbeit, durch ihre Ordnungen und Sitten. Aber es scheint, als ob der Zusammenschluß in Gewerkschaften neben der wirtschaftlichen Interessenvertretung wohl auch ihr Standesbewußtsein heben könnte. Bisher ist freilich unter dem Einfluß der sozialdemokratischen Organisation nur eine Stärkung des „Klassenbewußtseins" im allgemeinen zu verzeichnen. Verliert aber der sozialdemokratische Einfluß sein Übergewicht, dann könnte sehr wohl durch die gewerkschaftliche Vereinigung eine starke Belebung des Standesbewußtseins bei den Bergleuten erfolgen, wie sie in kleinern Kreisen schon eingetreten ist. Und damit würde die Gewerkschaftsbewegung eine hohe Kulturaufgabe lösen. Denn Arbeiter im Volke haben, die nicht nur gut entlohnt werden, sondern ihren Beruf auch mit Stolz und Freude ausüben, das wäre einer der gewaltigsten Fortschritte, den das soziale Leben seit Jahrhunderten aufzuweisen hätte.

Armut und ihre Ursachen

Es wird viel Geld verdient im westfälischen Industriegebiete. Und doch fehlt es auch nicht an Erscheinungen menschlichen Elends. Auf diese wird häufig hingewiesen, um die traurige Lage der arbeitenden Bevölkerung als eine allgemeine Tatsache zu erweisen. Wie mir scheint, mit Unrecht. Es soll nicht geleugnet werden, daß es nach hier und da unzulängliche Löhne gibt. Aber im allgemeinen sorgen schon die Arbeiter durch Selbsthilfe für genügende Aufbesserung. Armut und Elend haben ihren Grund gewöhnlich nicht in schlechten Löhnen. Viele Ursachen wirken hier oft zusammen.

Da ist ein Fabrikarbeiter arbeitsunfähig geworden. Es handelt sich dem Anschein nach mehr um eine Nervenerkrankung als um ein äußerlich festzustellendes Leiden. Trotz seines schlechten Aussehens erscheint der Mann dem Kassenarzte nicht als völlig erwerbsunfähig. Er bekommt also nur eine geringe Invalidenrente, monatlich etwa 24 Mark. Vergeblich hat er regelmäßige Arbeit zu leisten versucht. Ohnmachtsanfälle ließen ihn niemals festen Fuß fassen. Nun trägt er Zeitungen herum. Er kann das nur, weil Frau und Kinder ihn darin unterstützen oder ganz für ihn eintreten. Das bringt ihm ungefähr 10 bis 15 Mark im Monat ein. Seine sehr fleißige und brave Frau verdient noch etwas nebenbei durch Waschen und Nähen. So schlägt sich die Familie mühsam und kümmerlich, aber redlich durch. Sie ist arm. Denn wenn alles zusammenkommt, betragen die Einnahmen noch nicht die Hälfte von dem, was sonst ein Familienvater verdient. Davon können nur die allernotwendigsten Lebensbedürfnisse befriedigt werden.

Frühe und nur teilweise Invalidität ist in vielen Fällen die Ursache von dauernder Armut, während die ältern Invaliden, die auch kaum noch für eine größere Familie zu sorgen haben, wohl auskommen können. Nicht selten ist aber die schlechte wirtschaftliche Lage einer Familie selbstverschuldet. Ich denke an einen Bergmann in mittlern Jahren mit größerer Kinderzahl, der aus drückender Not nie herauskam, solange er in meinem Gesichtskreise war. Einmal kam die Frau im strömenden Regen mit geschwollnen Füßen anderthalb Wegstunden gelaufen, um eine Unterstützung zu erbitten, da sie nichts mehr zu essen hätten. Die Kinder sahen immer erbärmlich aus, als ob sie nie recht satt bekämen. Im Sommer, wenn das Stück Gartenland Kartoffeln und etwas Gemüse darbot, war das Äußerste abgewehrt. Im Winter aber, wenn alles gekauft werden mußte, fehlte eben oft das Notwendigste. Ich suchte die Ursache dieser Not zuerst allein in der zahlreichen Familie. Die vielen Kinder, die Erschöpfung der Frau haben auch offenbar zu dem

täglichen Elende beigetragen. Aber andres kam hinzu. Der Mann verdiente soviel wie jeder andre Bergmann, aber er trank auch regelmäßig, meist auf Borg, sodaß er am Lohntag zuweilen 14 Mark beim Wirt zu bezahlen hatte. Er hatte außerdem manche Wirtschaftsgegenstände auf Abzahlung gekauft und mußte bei jeder Lohnzahlung abtragen. Das waren „die vielen Abgaben", worüber die Frau klagte. Es schien mir, als ob die Leute überall Schulden hätten. Daher wohl auch der häufige Wechsel der Wohnung, der Arbeitsstelle, der doch auch wieder mit Unkosten verbunden war.

Arbeiterfamilien von dieser Art kommen oft vor. Gewöhnlich gehn sie immer mehr zurück. Sie müssen tiefes Mitleid erwecken, wenn anders auch menschliche Schuld ein Gegenstand unsers Mitleids ist. In vielen Fällen liegt aber die Ursache solch ungünstiger Lebensverhältnisse noch weiter zurück. Während der Mann des Mittelstandes erst in reifern Jahren eine Ehe eingeht, nachdem er sich eine gesicherte Existenz errungen hat, heiraten die Arbeiter meist sehr früh, nicht selten freilich gezwungen. Das ist nicht nur vom ethischen Standpunkt aus bedenklich, sondern zieht auch schwere wirtschaftliche Nachteile nach sich. Der neunzehnjährige Bergmann, der gleich nach der Schulentlassung zur Zeche gekommen ist, hat es schon zum Kohlenhäuer gebracht und damit so ziemlich den Höchstlohn erreicht. In der Regel denkt er in diesem Alter nicht ans Sparen. Er gibt das verdiente Geld aus und gewöhnt sich noch dazu daran, viel für seine Person zu gebrauchen. Das geht einige Jahre so hin. Dann heiratet er eines Tages. Ob die neue Lebensgemeinschaft eine gesunde wirtschaftliche Grundlage hat, kümmert ihn wenig. Ihm fehlt in dieser Beziehung das Verantwortlichkeitsgefühl. Vielleicht besitzt die Braut einige Ersparnisse. Im übrigen wird auf Abzahlung gekauft, teuer und schlecht. Das ist der Anfang des Elends. Das Geld, das vorher einer verzehrte, soll nun für zwei reichen und noch dazu zur Schuldentilgung dienen. Es kommt ja vor, daß der Mann in der Ehe sparsam wird, und die Frau durch sorgsames Haushalten ihm zur Hilfe kommt. Aber wenn die Frau selbst noch unerfahren ist, und die Familie von Jahr zu Jahr wächst, wenn Krankheitsfälle eintreten, so ist eigentlich die Aussicht auf eine glückliche Zukunft dahin. Mann und Frau verlieren unter dem Druck der Verhältnisse gleicherweise die Freude an ihrem Familienleben. Der Mann ergibt sich dann nur zu häufig dem Dämon Alkohol, die Frau wird nachlässig und verdrossen in ihrem Hauswesen.

Es wird kein Fehlschluß sein, daß viel wirtschaftliche Not in Arbeiterkreisen aus zu frühem und leichtsinnigem Heiraten herzuleiten ist. Mit wenig Ausnahmen gilt hier auch das Sprichwort: „Jeder ist seines Glückes — oder seines Unglückes — Schmied."

Maienfest

Von Kostas Paroritis. Aus dem Griechischen von K. Dieterich

Er war vom Tische aufgestanden, an dem er stundenlang über sein geliebtes Buch gebeugt gesessen hatte, und trat an das Fenster, das auf das Meer hinausging. Seine Augen waren ermüdet vom vielen Lesen, sein Kopf war schwer. Das Meer, wie ein geschmolzner Goldschmuck, liebäugelte mit der Sonne, die es von oben her wie seine Liebste bewundernd betrachtete. Ein weicher Wohlgeruch kam von irgendwoher herangeweht. Er richtete sich empor. Sein Geist war noch etwas verwirrt vom Lesen, und das Schauspiel war so beruhigend, so entzückend. Die

Boote unten im Hafen lagen in regungsloſer Wonne auf dem toten Gewäſſer; ein Matroſe kletterte wie eine Katze auf einen Maſt, um einen Maienkranz in ſeine Spitze zu hängen. Er hatte ſchon weißes Haar, und der Kranz ſtach mit ſeinen grellen Farben ſcharf dagegen ab.

Da dachte er daran, daß ja morgen der erſte Mai war. Ein kummervoller Tag für ihn, ſo wonnig er es auch für die andern war. Was hülfe es ihm, fröhlich zu ſein und auch einen Kranz aufzuhängen? Sein Herz bedrückte ihn an dieſem Tage nur noch mehr. Er pflegte dann einen Kranz zu kaufen, hängte ihn an der Tür auf und ſchloß ſich allein in ſein Stübchen ein. Immer allein war es ihm wohl. In ſeiner Stube hielt er dann eine Gedenkfeier ab; er dachte und dachte, und die Tränen rannen ihm auf die toten Hoffnungen, die er bisweilen in ſeiner Bruſt in ſüßen Schlummer gewiegt hatte, wenn er träumte. An alte Zeiten, an ſeine Jugend, die dann an ihm vorbeihuſchte, dachte er immer ſo gern. Wozu war er denn in die Welt gekommen, was konnte er denn ausrichten, um eine Spur von ſich zu hinterlaſſen?... In ſeinem Innern empfand er etwas wie Totenluft, wie einen Bruch. Er wollte dann aufſpringen, doch wie mit Bleigewichten hielt es ihn an der Erde feſt. Das Blut ſchlich träge durch die kranken Adern, und ſein Blick — ach! er reichte nicht weit.

Alle Boote hatten ſich inzwiſchen bekränzt, bekränzt auch die Verkaufsbuden am Markt. Das Schauſpiel war ihm gar nicht behaglich. Er zog ſich vom Fenſter zurück, ſetzte ſich an ſeinen Schreibtiſch und verſuchte wieder zu leſen, doch umſonſt. Die Buchſtaben des Buchs fingen an ſich zu vergrößern und wurden zu lauter Maienkränzen. Eine geheimnisvolle Stimme ſchien ihm leiſe ins Ohr zu flüſtern: Alt biſt du in dieſen vier Wänden geworden, mein Lieber, und weiß dein Haar. Die Stimme war ſo unheimlich, als käme ſie aus einer weiten Tiefe, und er wandte ſich unwillkürlich um, zu ſehn, ob ſich nicht jemand ins Zimmer geſchlichen hätte. Keine Menſchenſeele war drinnen. Nur das leiſe Geplätſcher des Meeres an den Kieſeln des Strandes war zu verſpüren und der ſüße Blumenduft, der durchs Fenſter hereindrang. Beunruhigt durch die Stimme ſtand er auf und trat vor den Spiegel mit dem Goldrahmen. Er erblickte darin ſein Geſicht. Die Stimme hatte Recht gehabt: ſein Geſicht war bleich, ſeine Stirn gefurcht, ſein Blick müde. Und er war doch noch nicht weit über die dreißig hinaus. So leicht alſo altert der Menſch?

Er zog ſich eilig an und ging hinaus. Sein Atem ſtockte ihm da drinnen. Er blickte zerſtreut um ſich; jene Stimme ſummte ihm noch in den Ohren wie eine Weſpe. In einer Marktbude verkaufte man Kränze, die auf eine lange Stange gezogen waren. Er kaufte einen, den größten und ſchönſten, und ging fort. Er ſollte das Opfer ſein für die Totenfeier, die er jedes Jahr veranſtaltete. Es dämmerte. Die Nacht zog herauf, ſtill und weich. Er ſchlug wieder den Weg nach ſeinem Hauſe ein. Auf den Straßen zündete man ſchon die Laternen an. Er ging langſamen Schrittes daher, als wollte er nie nach Hauſe kommen. Er fürchtete ſich heute abend vor dem Hauſe. Er fürchtete, er könne wieder die furchtbare Stimme vernehmen. Er wiederholte bei ſich die Worte. Die Stimme hatte Recht. Wirklich! Er war gealtert und hatte doch noch nicht gelebt. Wo iſt ſeine Jugend? War er denn eigentlich auch einmal jung? Er bemühte ſich, eine Erinnerung zu finden, aber nichts kam ihm in den Sinn, das ihn an ſeine Jugend erinnerte. Sein ganzes Leben war über dem Denken und über den Büchern dahingegangen, und die hatten ihm die Stirn ſo tief gefurcht.

Er kam nach Hauſe. Er nahm eine kleine Leiter und ſtellte ſie an die Wand. Er ſtieg einige Sproſſen empor, in der Hand den Kranz haltend, den er gekauft hatte. Die alte Leiter knarrte unter der Laſt ſeines Körpers, und dieſes Knarren

erweckte in seiner Seele einen traurigen Widerhall, als wollte es die Worte der Stimme wiederholen. Er nahm den vorjährigen Kranz herunter und hängte an dessen Stelle behutsam den andern auf. Der Kranz duftete frisch, aber sein Duft fand heute abend keine Seele, die ihn einsaugen konnte. Ihn erfreute diesen Abend mehr der Duft des alten Kranzes mit den dürren, verstaubten Blättern. Sie zerrieben sich in seiner Hand, und es blieb nur noch das Drahtgestell übrig mit den trocknen Zweigen, die in der Sonne verdorrt und voll Staub waren. Er nahm den trocknen Kranz und ging hinein. Es war finster. Er zündete eine Kerze an, ging durch einen engen Gang und blieb vor einer geschloßnen Tür stehn. Er setzte die Kerze nieder, schloß die Tür auf und ging hinein. Die Kammer wurde von dem Kerzenlicht erhellt. Ein ganzes Jahr lang hatte sie kein Licht gesehn. An den Wänden hingen Gestelle von Maienkränzen. Über jedem Kranz war ein Zettelchen mit einer Zahl, die das Jahr bezeichnete, wo er gekauft war. Das war die Totenkammer; dort drinnen schliefen seine toten Hoffnungen und seine Träume den ewigen Schlaf. Jeder Kranz war eine Hoffnung. Da hingen nun seine Hoffnungen alle der Reihe nach, tot und verdorrt. Welche Zauberhand könnte sie wieder aufrichten? Welch sanft wehendes Lüftchen über sie hin fahren, um den Staub wegzublasen und ihnen den alten Duft, die frühern Farben wiederzugeben?

Er hängte den Kranz in die Reihe und steckte das Zettelchen mit der neuen Zahl daran. Dann setzte er sich auf einen Stuhl an dem Tischchen, wo die Kerze brannte. Sein Gesicht sah in dem trüben Licht noch bleicher aus. Die Kammer roch nach Moder. Eine wahre Totenkammer. Er betrat sie sonst nie; er wollte den Schlummer seiner Toten nicht stören. Nur jeden Abend vor dem ersten Mai schloß er die Tür auf, hängte den trocknen Kranz vom vergangnen Jahre auf, leistete seinen Toten einige Zeit Gesellschaft, dachte nach über das Leben, das er mit ihnen geführt hatte, ging dann fort und schloß zu, um sie in Ruhe ihren Trauergenossen zu überlassen. Sie hatten sich wohl auch ihre Geheimnisse zu erzählen. So feierte er den ersten Mai mit einer Gedenkfeier, mit einem Gange zu den Grabsteinen, die sein vergangnes Leben bedeckten, und er ließ den Moder und den Staub bei einem trüben Lichtglanz aufwirbeln. Aber diesen Abend wollte ihn der Moderduft fast ersticken; ihn dürstete nach reiner Luft, nach Sonne, nach frischer Kühle. Die Kerze schmolz langsam dahin, und die siedend heißen Tropfen fielen auf das Tischchen. Er konnte es nicht mehr aushalten. Er stand auf und trat ans Fenster, das voll Staub war; die Riegel waren verrostet, ein klagendes Klirren störte die sanfte Stille der Nacht. Er öffnet. Welch wonnige Nacht! Welch süßer Duft von Blumen, die unter dem Silberlicht des Mondes leise ihre Träume weben. Das Meer liegt unten wie ein regungsloser Spiegel, und in den erstarrten Gewässern malen sich umgekehrt die Schatten der Schiffsleiber und der Häuser, die den kleinen Hafen umgeben. Da ist auch ein kleines Boot, das bei einem Feuerschein auf Fischfang ausgeht. Kein Fenster ist erleuchtet. Von dem Gipfel des Berges tönt ein schwerer Glockenschlag langsam hernieder: in dem Kloster werden die Mönche eine Mitternachtsmesse halten. Die Stirn brennt ihm; seine Seele saugt das Mysterium der Nacht ein. Weit draußen auf dem Meere erscheint jetzt ein rotes Licht; es ist ein Dampfer, der vorüberfährt. Wie lieblich sich das rote Licht vereinigt mit dem Silberglanz, den der Vollmond von oben herabgießt!

Doch schon steigen die Plejaden hinter dem Berge empor; der Hahn beginnt zu krähen; in einem der Schiffe windet man den Anker auf. Ein leichtes Lüftchen hat sich erhoben; die Kerze geht zu Ende, noch ein wenig, und sie wird erlöschen, es wird finster sein. Doch der Mond, der sanfte, wonnige Mond, der die Seelen mit seinem weichen Lichte erquickt wie mit einem Kuß, er ist noch da. Könnte er

doch die Gedanken besänftigen, die aufgepeitscht durch sein Hirn jagen! Etwas summt in seinem Innern, etwas empört sich, etwas stürzt zusammen. Wie Fesseln, wie grausame Fesseln löst es sich los, wie ein Wind erhebt es sich in den Trümmern seiner Seele und verjagt die Schatten.

Er steht auf. Zerhauen ist der Strick, der ihn gefesselt hielt. Er nimmt die Kränze, einen nach dem andern, von den Wänden und legt sie auf einen Haufen. Es rascheln die dürren Zweige, der Staub wirbelt wie eine stickige Dampfwolke auf, die Blätter zerreiben sich in seinen Fingern zu Staub.

Er geht hinunter in den Hof. Der letzte Augenblick ist da. Er häuft die Kränze auf dem Boden auf. Seine ganze fruchtlose Vergangenheit hat er jetzt auf einem Trauerhügel vor sich. In der Hand hält er eine brennende Kerze. Vorwärts! spricht eine Stimme zu ihm; es würgt in ihm, er schließt die Augen, um nicht zu sehn, und hält die Kerze an den Blätterhaufen. Die trocknen Zweige knistern, und eine rötliche Flamme züngelt hoch empor in die stille Luft. Ein Qualm steigt aus der glühenden Asche auf.

Es ist aus — er ist wiedergeboren. Nichts verbindet ihn mehr mit der Vergangenheit. Er hat einen Strich darunter gezogen. Die Luft strömt wohligen Duft aus. In der Ferne dehnt sich unabsehbar ein blühendes Gefilde. Weidende Herden, flatternde Schmetterlinge, lustig gaukelnde Insekten. Das Leben ist auf dem Siedepunkte. Es ist der erste Mai. Er hat den Weg nach dem Lande zu eingeschlagen. Sein Geist ist nun friedevoll, seine Füße sind leicht. Das Leben lächelt ihm lieblich zu. Vögel flattern ihm singend ums Haupt. Er macht sich auf, um Feldblumen vom Berge zu pflücken und mit eigner Hand den neuen Maienkranz daraus zu winden; seinen eignen Kranz, keinen gekauften. Seine Füße sind stark; er könnte bis zum Gipfel des Berges emporklimmen wie ein Adler. Er ist jetzt selbst ein Adler.

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Reichsspiegel 3. Mai 1908

(Das Kaiserpaar auf Korfu. Österreich und Italien. Die deutschen Bundesfürsten beim Kaiser Franz Joseph. Der deutsch-französische Vertrag über die Abgrenzung von Kamerun. Ostasiatisches.)

Das Kaiserpaar hat am 3. Mai Korfu wieder verlassen, um die Rückreise nach der Heimat anzutreten. Zum erstenmal in seiner Geschichte hat das liebliche Eiland der Phäaken und des Alkinoos, des Odysseus und der Nausikaa einen modernen fürstlichen Hofhalt großen Stils gesehen. Denn der Kaiser reiste eben doch nicht als Privatmann, sondern mit großem Gefolge, und er wurde auch nicht als solcher, sondern als Monarch eines mächtigen Reichs von allen Seiten behandelt. Nicht nur die griechische Königsfamilie, die ja mit dem Kaiserhause eng verwandt ist, begrüßte ihn im Geleite von Kriegsschiffen auf Korfu, sondern auch ein englisches und ein österreichisches Geschwader wie eine Abordnung des Sultans erschien; und das klassische Achilleion, der Ruhesitz der unglücklichen Kaiserin Elisabeth, die hier in stiller Zurückgezogenheit Vergessenheit suchte, wimmelte von glänzenden Hoftoiletten und bunten Uniformen. Das Idyllische Korfus trat dabei freilich ganz in den Hintergrnnd. Ein Kaiser hat es eben nicht so gut wie andre

Leute, er hat niemals Ferien oder Urlaub, die großen Geschäfte gehn immer fort und sind die Feinde jeder Idylle.

Politische Bedeutung sollte die Kaiserreise allerdings nicht haben und hatte sie nicht. Da nun aber die Politik einmal von lebendigen Menschen gemacht wird, und auch Monarchen Menschen sind, so sind doch auch ihre persönlichen Begegnungen und Eindrücke nicht ohne Bedeutung, trotz allen Redereien von der verringerten Wichtigkeit solcher Vorkommnisse. Und wie das Zusammentreffen des Kaisers mit dem König Viktor Emanuel, dessen „hoher Intelligenz" Fürst Bülow letzthin ein glänzendes Zeugnis ausgestellt hat, in der Lagunenstadt die Unerschütterlichkeit des Dreibundes von neuem vor Augen geführt hat, so mag der Kaiser von Korfu aus so manchmal den Blick auf den gegenüberliegenden politischen „Wetterwinkel" Europas geworfen haben und diesen Verhältnissen innerlich näher getreten sein als sonst, wie es jedem aufmerksamen Reisenden im fremden Lande geschieht. Noch ist die makedonische Frage keineswegs gelöst, und die Verschiedenheit der Interessen Österreichs und Italiens an diesen Gestaden ist zwar zurückgedrängt, aber nicht aufgehoben, weil sie in der Natur der Dinge liegt. Die „Sandschakbahn" ist unzweifelhaft ein zunächst wirtschaftlicher Vorstoß Österreichs nach dem Süden, der dem Weltverkehr zugute kommen wird, und unter den neuen italienischen Postämtern auf türkischem Boden befindet sich auch eines in Valona an der epirotischen Küste. Wie könnten auch die Italiener jemals vergessen, daß die Ostküste der Adria jahrhundertelang unter venezianischer Herrschaft gestanden hat? Noch heute tragen die Städte Dalmatiens und Istriens ein durchaus italienisches Gepräge, das Italienische ist die bevorzugte Verkehrssprache, und der Löwe von San Marco schaut dort noch von Toren und Palästen herab. Das alles ist politisch gleichgiltig und begründet keinen praktischen Anspruch, aber vergessen ist es nicht, und dann und wann verrät ein an sich ganz unverbindliches Wort, wie manche gebildete Kreise Italiens darüber denken. Als letzthin das neueste Drama Gabriele d'Annunzios La Nave, eine Verherrlichung altvenezianischer Seeherrlichkeit, eben in Venedig eine Reihe von Abenden hintereinander aufgeführt wurde — auch aus dem tirolischen Trentino gingen billige Sonderzüge dorthin —, und der Dichter, der selbst am Adriatischen Meere zu Hause ist und dieses gern als das eigentlich italienische Meer betrachtet, dabei erschien, da hat er bei einem Bankett die Hoffnung ausgesprochen, dereinst beide Ufer der Adria unter einer Herrschaft vereinigt zu sehen. Das geht noch über die irredentistischen Ansprüche hinaus. Aber das Bündnis zwischen Österreich und Italien ist nun einmal eine reine Vernunftehe, kein Herzensbündnis, das wissen und fühlen beide Teile; wie es Italien davor bewahrt, der Gefolgschaft Frankreichs zu verfallen, so sichert es Österreichs Südwestgrenze. Aber drohend schauen österreichische Forts vom Monte Brione bei Riva her auf den breiten blauen Spiegel des Gardasees, und von der andern Seite erinnert der gewaltige Turm von San Martino, der überall an und auf dem See sichtbar ist, an die Entscheidungsschlacht von Solferino, die der österreichischen Herrschaft über die Lombardei ein Ende machte und die Möglichkeit zur Einheit Italiens schuf, noch keineswegs diese Einheit selbst. Unter diesen Umständen ist es eine wichtige Aufgabe der deutschen Politik, zwischen den beiden Bundesgenossen das gute Vernehmen aufrecht zu erhalten und alte Erinnerungen zurückzudrängen um realer gemeinsamer Interessen willen.

Auf der Rückreise von Korfu her wird nun der Kaiser auch den österreichischen Kriegshafen Pola besuchen, das einst auch zu Venedig gehört hat, und dort die österreichische Flotte sehen, die sich ihre 1866 ruhmvoll behauptete Stellung in der Adria nicht entreißen lassen darf. Von dort wird er nach Wien gehn, um hier am

opferung von Person und Besitz einem größern Kreise zu dienen, der darf sich eben nicht an eine Familie binden, wer aber einmal geheiratet hat, der sündigt, wenn er das Brot seiner Kinder Fremden schenkt. Daneben bleibt Weinels Nachweis richtig, daß einem jeden aufrichtigen Christen seine besondre Lebensaufgabe „über die Kraft“ geht; daß eben hierin die Idealität der christlichen Lebensauffassung besteht, und daß darin die Unentbehrlichkeit des Glaubens an die Erfüllung der christlichen Hoffnung im Jenseits gegründet ist. — Wie unrecht man tut, den Brand zu schwer zu nehmen, geht aus der Angabe Aalls hervor, Ibsen habe in ihm zwei wirkliche Personen darstellen wollen. Die eine ist natürlich Kierkegaard; wer diesen kennt, denkt bei der Lektüre von Brand sofort an ihn. Die andre ist der hierzulande unbekannte Separatistenprediger Lammers. Allerdings habe Ibsen viel von seinen eignen Empfindungen und Phantasien in diese Gestalt hineingelegt und eine starke Liebe zu diesem Schwärmer gehegt; hat er doch auch einmal geschrieben: „Brand bin ich selbst in meinen besten Augenblicken.“ Er war christlich erzogen und als träumerischer Norweger für religiöse Schwärmerei disponiert. Wahrscheinlich — das vermuten beide Autoren — ist es der Einfluß von Georg Brandes gewesen, der seinen Sinn vom Christentum ab- und ganz und gar zum Realistischen hingelenkt hat, das dann nach und nach, aller Idealität bar, das schlechthin Scheußliche geworden ist. Anathon Aall hat es in seinem schon vor zwei Jahren (bei Max Niemeyer in Halle) erschienenen Buche: Henrik Ibsen als Dichter und Denker, nicht ausschließlich und auch nicht besonders auf Ibsens Verhältnis zum Christentum abgesehen. Er kennt Ibsen durch und durch, hat auch persönlich mit ihm verkehrt und ist ein Verehrer, dem die Verehrung und Bewunderung das klare Urteil nicht trübt. Er schildert u. a. den Einfluß seines Vaterlandes auf den Dichter. Daß die (natürlich nicht räumlich zu fassende) Kleinheit dieses Vaterlandes verbitternd auf den Dichter gewirkt haben mag, wie ich vermute, diesen Gedanken spricht Aall nicht aus; dagegen beschreibt er die Wirkung der nordischen Natur ungefähr so, wie ich es getan habe, und lenkt die Aufmerksamkeit auf die gesunden sozialen und die höchst einfachen politischen Zustände Norwegens, die für grausame Konflikte eigentlich gar keinen Nährboden abgeben. In dieser durchaus gesunden und normalen Welt, dieser Welt robuster Menschen, mußte sich Ibsen mit seinen Gespenstern ein wenig als Don Quixote vorkommen, und das war nun auch nicht geeignet, seiner steigenden Verbitterung entgegenzuwirken. Aall sagt das nicht, aber er macht u. a. darauf aufmerksam, wie Nora so gar nichts Norwegisches an sich hat — die Norwegerinnen seien sehr gute und tüchtige Mütter —, und daß Gestalten wie der Baumeister Solneß weder Norwegen noch überhaupt einem Lande dieser Erde angehören. So ist es, und wie viele Personen Ibsens, so sind auch die meisten Konflikte, in die wir sie verwickelt finden, nicht wirklich vorkommenden Verhältnissen entsprungen, sondern vom brütenden Dichterhirn erkünstelt. Nora wird übrigens an einer andern Stelle vom Verfasser entschuldigt: wie der Knoten einmal geschürzt war, sei der Bruch unvermeidlich gewesen. Interessant ist der Nachweis in Aalls Buche, wie dem Dichter oft ein Gedanke, den er in einem Stück gelegentlich ausspricht oder nur andeutet, zum Thema des folgenden Stücks wird; so hat er die in den Gespenstern behandelte Vererbung schon in dem vorhergehenden Puppenheim berührt. Bei allem Erkünstelten und Ergrübelten bleibt es jedoch ein unbestrittenes Verdienst Ibsens, auch wirkliche Probleme und Konflikte des modernen Lebens in ein helles und scharfes Licht gestellt zu haben; das hat, wie jüngst in der Frankfurter Zeitung zu lesen war, sogar ein Franziskanerpater in München in einem öffentlichen Vortrage ausgeführt. C. J.

Neue Zeitschriften der Volks- und Heimatkunde. Es ist schon einmal in den Grenzboten (S. 180, I, 1904) auf eine Anzahl von Zeitschriften hingewiesen worden, die sich die Pflege der Landes- und Volkskunde für bestimmt abgegrenzte Landschaften zum Ziele gesetzt haben. Es konnten damals die Halbmonatschrift Niedersachsen, die Rote Erde, die Hessischen Blätter für Volkskunde u. a. genannt werden. In der neusten Zeit sind weitere Zeitschriften dieser Art ins Leben gerufen worden, auf die an dieser Stelle kurz aufmerksam gemacht werden soll.

1. Schlesische Heimatblätter. Zeitschrift für schlesische Volkskunde. Herausgeber Dr. jur. Otto Reier in Hirschberg in Schlesien. Preis jährlich 6 Mark. Genau in derselben Weise, wie ich damals in den Grenzboten ausführte, daß diese Zeitschriften neben den längst bestehenden wissenschaftlichen Heften der Geschichts- und Altertumsvereine ihre volle Berechtigung hätten, erörtert Dr. Reier in der Einführung der neuen schlesischen Zeitschrift die Frage, ob diese Blätter neben den Veröffentlichungen des Vereins für Geschichte und Altertümer Schlesiens und der Gesellschaft für schlesische Volkskunde noch notwendig seien. Er kommt ebenfalls zu dem Ergebnis, daß jene Vereinigungen die Forschungen wissenschaftlicher Art anregen, daß ihre Mitteilungen zwar unschätzbares Material für ein tieferes Studium schlesischer Eigenart enthalten, aber auch gerade deshalb auf kleinere Kreise berechnet und beschränkt seien. Die schlesischen Heimatblätter dagegen wollen volkstümliche Weisen erschallen lassen, sie wollen zu allen schlesischen Volksgenossen in Dorf und Stadt kommen und zur gemeinsamen Freude an der schönen schlesischen Heimat aufrufen. Darin liegt eigentlich schon alles, was die neue Zeitschrift will; sie will Heimatkunst, Heimatschutz und Heimatfreudigkeit wecken und üben und alle die Bestrebungen fördern, die sich auf diesem Gebiete überall in Deutschland in so erfreulicher Weise regen. Und daß es der Zeitschrift Ernst damit ist, beweisen die Mitarbeiter, von denen aus einzelnen Heften nur Dr. Karl Hauptmann in Schreiberhau, Professor Dr. Heinrich Nentwig in Warmbrunn, Karl Meißner in Dresden, Richard Nordhausen (über Bergbahnen), G. W. Prollius genannt werden sollen.

Um aus dem reichen Inhalt nur eins herauszugreifen, so erwähne ich, daß im 7. Heft Hans Heinrich Borcherdt eine Aufsatzreihe über Denker und Dichter in Schlesien beginnt. Der Verfasser schildert darin Theodor Körners Reise nach Schlesien und will in diesem und den folgenden Aufsätzen den Aufenthalt der einzelnen Dichter und deren Äußerungen über das schlesische Landschaftsbild mitteilen. Das ist gewiß eine dankenswerte Aufgabe, die auch für andre Landschaften und Provinzen beachtenswert ist, da sie uns dadurch unsre Dichter näher bringt, deren Leben und Schaffen man meist nur in Umrissen aus den Literaturgeschichten kennt.

Schließlich soll nicht unerwähnt bleiben, daß die Heimatblätter, deren Vertrieb die Verlagsbuchhandlung von Max Leipelt in Warmbrunn in Schlesien übernommen hat, ihren Lesern gute Abbildungen beigeben, wie zum Beispiel das 6. Heft ein vorzügliches Porträt der Elisa Radziwill und des Schlosses Ruhberg bei Schmiedeberg enthält.

2. Pommersche Heimatblätter für Geschichte, Sage und Märchen, Sitte und Brauch, Lied und Kunst. Herausgegeben von L. Hamann, verlegt von Prange in Stargard in Pommern. (Jährlich 12 Hefte, Preis 3 Mark.)

Auch diese Zeitschrift, die wie die schlesische seit dem Oktober 1907 besteht, will die Heimatkunst pflegen und alles sammeln, was aus Pommerns Geschichte und Sage berichtet worden ist, sie will „durch Feld und Wald streifen und vor den Lesern eine Bilderreihe ausbreiten: Seht, das ist Pommern, das ist eure Heimat“. Wie in andern Provinzen, so gibt es auch in Pommern einen großen Geschichts- und Altertumsverein, der eine besondre Zeitschrift: Baltische Studien und sogar Monats-

blätter herausgibt, und doch scheint das Bedürfnis damit nicht befriedigt zu werden, da man sonst wohl nicht an die Herausgabe der Pommerschen Heimatblätter herangegangen wäre.

3. Hannoverland. Monatsschrift für Geschichte, Landes- und Volkskunde, Sprache, Kunst und Literatur unsrer niedersächsischen Heimat. Herausgegeben von G. F. Konrich. Verlag von Ernst Geibel in Hannover. Jahrgang 5 Mark.

Man braucht nur das Inhaltsverzeichnis des Jahrgangs 1907 durchzugehn und die einzelnen Abschnitte über Geschichte und Vorgeschichte, Kulturgeschichte, Landeskunde, Volkskunde, Kunst- und Literaturgeschichte, Heimatbewegung, Erzählungen, Skizzen, Sagen, Dichtungen, Heimat und Heimatschutz, über heimatliche Museen, Funde und Ausgrabungen, über das Vereinsleben und Bücherbesprechungen zu überfliegen, wenn man einen Begriff von der Fülle des Stoffes bekommen will, der hier geboten wird. Die Namen Robert Mielke, Hermann Löns, Heinrich Sohnrey und viele andre, die nur in Niedersachsen bekannt sind, bürgen dafür, daß die Zeitschrift einen äußerst gediegnen Inhalt hat und wohl eine führende Stellung unter den Zeitschriften dieser Art beanspruchen darf, obwohl auch sie erst in den zweiten Jahrgang eintritt. Jedes Heft hat eine Kunstbeilage, und zwar zum größten Teil Originalzeichnungen auf feinstem Papier, wie auch die übrige Ausstattung der Hefte nichts zu wünschen übrig läßt.

Unsre Heimatliteratur kann mit diesen Unternehmungen zufrieden sein; wenn überhaupt eine Bewegung in die so beliebten „weiten, weitern und weitesten Kreise" einzudringen vermag, so müßte es die Heimatbewegung mit Hilfe dieser Zeitschriften sein. Aber freilich diese Kreise sind doch immer noch sehr eng zu ziehen; die große Masse der Gebildeten nicht weniger als die der einfachern Bevölkerung hat keinen Sinn und kein Verständnis für solche Art Literatur. Die tägliche Berufsarbeit nimmt überdies den größten Teil der Zeit in Anspruch, und was davon übrig bleibt für geistige Beschäftigung, wird für die vielen Tageszeitungen mit ihren oft recht zweifelhaften Romanen und den großen Prozeßverhandlungen, an denen es niemals fehlt, verwandt. Doch das wird die Anhänger und Freunde der Ziele dieser Heimatblätter nicht entmutigen, und es sind Anzeichen genug vorhanden, daß sie auch in andern Landesgebieten allmählich Anklang finden und eingeführt werden, namentlich seitdem die Einzelstaaten, zum Beispiel Hessen und Preußen, durch gesetzliche Bestimmungen gegen die Verunstaltung der Landschaft, zu der Denkmalpflege und den Naturdenkmälern Stellung genommen haben. R. Krieg

Kultur- und Kunstgeschichtliches. Die Geschichte — das ist das Ergebnis unsrer Beschäftigung mit den im folgenden genannten Büchern — bleibt die große Lehrmeisterin. Sie schließt ja auch die Entwicklung der Naturwissenschaften, die Entwicklung der Weltanschauung mit ein. Wenn uns die Fragen: Wie darfst du sein? Was mußt du tun? in den Nebeln der Gegenwart immer wieder bedrängen, so beruhigt uns ein Blick auf den von den Vätern zurückgelegten Weg. In große Tiefen zurück reicht das Auge des nordischen Gelehrten Troels-Lund, dessen „Himmelsbild und Weltanschauung" der Verlag von B. G. Teubner nun schon zum drittenmal in der guten Übersetzung von L. Bloch vorlegen kann; Troels-Lund weiß die Hauptetappen des Weges interessant zu beleuchten. Im einzelnen nur selten daneben greifend, mit einem Überschuß von Sprachphantasie begabt, zuweilen bedeutend im Goethischen Sinne schildert er uns die religiösen Stimmungen von den Babyloniern bis zur Gegenwart im Anschluß an die Veränderung der sinnlichen Vorstellung von dem Weltganzen.

Zwei ausgezeichnete neue Werke über Teilgebiete aus der Geschichte des deutschen Wirtschaftslebens sind die „Geschichte des deutschen Buchhandels vom Westfälischen

Frieden bis zum Beginn der klassischen Literaturperiode (1648 bis 1740)" von Johann Goldfriedrich und „Die wirtschaftlichen Grundlagen der deutschen Hansa und die Handelsstellung Hamburgs bis in die zweite Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts" von dem Sekretär der Hamburger Handelskammer Dr. jur. Arnold Kiesselbach. Es ist erstaunlich, welche Menge verschiedenartiger, zum großen Teil völlig unbekannter, aus Archiven herauszusuchender Tatsachen über den deutschen Büchermarkt, die Buchhändler, die Büchermesse und die Absatz- und Preisverhältnisse um 1700 der Leipziger Goldfriedrich — unparteiisch für Leipzig — in originaler, kräftiger Darstellung zur Aufweisung einer organischen Riesenentwicklung zu verbinden verstanden hat, und es verdient lebhafte Anerkennung, wie Kiesselbach aus der Masse der von der Hansageschichtschreibung zutage geförderten Daten das Bild des flandrischen Handels als des mittelalterlichen nordeuropäischen Handelszentrums herausgehoben und eine für die Zeit bis 1370 daneben sekundäre Stellung wie die Hamburgs als solche deutlich gezeichnet hat.

An diese beiden vorzüglichen Spezialwerke, die nirgends die volle Weite des Blickes für alle in Frage kommenden Probleme vermissen lassen, fügen wir einige Worte über zwei große neue illustrative Geschichtswerke. Der Berliner Verlag von Ullstein und Co. gibt von einer sechsbändig geplanten Weltgeschichte zuerst die „Geschichte der Neuzeit" von 1500 bis 1650 heraus: Mitarbeiter an diesem Bande sind von Pflugk-Harttung für Entdeckungs- und Kolonialgeschichte, Brandi für Renaissance, Brieger für Reformation, von Zwiedineck-Südenhorst für Gegenreformation in Deutschland und Phillippson für Gegenreformation in Süd- und Westeuropa. Die drei mittlern dieser Abschnitte vermögen auch höhern Ansprüchen gerecht zu werden, Brandi durch seinen flüssigen Stil, Brieger durch sein warmes Pathos, Zwiedineck durch die Plastik seiner Darstellung; im übrigen hat der Verlag viel getan, den Band mit annähernd zeitgenössischen, möglichst faksimilierten Dokumenten zu beleben, vielen Schwarzweiß- und einer Anzahl Vierfarbendrucken. Der Gesamtplan des Werkes dürfte aber nicht genügend ausgereift sein: das Vorsatzpapier ist eine Nachahmung des Sternhimmels, und die Namen Kopernikus, Tycho, Giordano Bruno, Galilei fehlen in dem Bande! — Nur Bilder — mit kurzen, manchmal zu berichtigenden Unterschriften — enthält der große Folioprachtband des Diederichsschen Verlages „Deutsches Leben der Vergangenheit in Bildern" (I: fünfzehntes und sechzehntes Jahrhundert), eine wahre Fundgrube für Kunst- und Kulturhistoriker auch neben Hirths Kulturgeschichtlichem Bilderbuch, aber auch ein Hausbuch zur Betrachtung und Belehrung, wie wir es in deutschen Familien gern sehn.

Wir empfehlen zum Schluß den betreffenden Interessenten zwei kleine Bücher: die hübsch orientierende Arbeit von Kende-Ehrenstein „Das Miniaturporträt" (sie ist als erste Nummer einer Reihe von Sammlerkompendien erschienen, die der Verlag von Halm und Goldmann herauszugeben beabsichtigt) und den Jahrgang 1908 von dem gut eingeführten „Kunstjahrbuch" des Malerarchitekten W. O. Dreßler, dessen solide und schlichte lexikalische Fülle uns nur gar nicht mit den altperuanisch oder wie stilisierten Zwischentiteldecken zu harmonieren scheint.

Aus den Papieren eines Wiener Verlegers. Unter diesem Titel hat Friedrich Arnold Mayer einen Teil der an Leopold Rosner gerichteten Briefe herausgegeben*), die einen Zeitraum von annähernd vierzig Jahren umfassen. Leopold Rosner war eine der merkwürdigsten Persönlichkeiten Wiens in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts, eine markante Erscheinung im literarischen, buchhändlerischen und vor allem im Theaterleben der alten Kaiserstadt. Geboren am

*) Wien, Wilhelm Braumüller.

21. Mai 1838 in Pest, war er früh nach Wien gekommen und hier ganz zum Wiener geworden. Schon mit dreizehn Jahren mußte er in das von seiner Mutter ererbte Antiquariat eintreten, wurde jedoch vom Theaterteufel gepackt und betrat in Preßburg, Wien und Innsbruck die Bühne. Nach dreijähriger, nicht gerade erfolgreicher Tätigkeit in der Welt des Scheins kehrte er zu seinem ursprünglichen Berufe zurück, nahm einen Gehilfenposten in der Wallishausserschen Buchhandlung — dem Verlage Grillparzers — an und brachte es hier zum Geschäftsführer. Im Jahre 1871 eröffnete er unter den Tuchlauben ein eignes Geschäft — Sortiment und Verlag —, das in der kürzesten Zeit der Treffpunkt der Wiener Literaten und Künstler wurde. Er führte Anzengruber in die Literatur ein, verlegte Wilbrandts Dramen, Novellen und Romane, Spitzers berühmte „Wiener Spaziergänge", ferner Werke von Marie von Ebner-Eschenbach, Kürnberger, Nissel, Friedrich Schlögl, Bauernfeld, Julius von der Traun, Breuning, Grisebach u. a. In einer Zeit, wo die Buchausstattung ihren tiefsten Stand erreicht hatte, griff er auf die zierlichen Elzevirausgaben zurück, verwandte Drugulinsche Schriften, Bütten- und Kupferdruckpapier, Kopfleisten und Vignetten. Aber der allzu uneigennützige, immer hilfsbereite Mann vermochte keine Seide zu spinnen, denn ganz besonders traf auf ihn zu, was er in seinen „Erinnerungen an Anzengruber" beklagt: „Gelingt es einem Wiener Verleger aber, ein paar Autoren, die der großen Lesewelt früher gar nicht oder doch nur aus einzelnen Zeitungsartikeln bekannt waren, mit Glück einzuführen und ihre Namen mit Hilfe seiner rastlosen Tätigkeit bald zu den beliebtesten zu machen, so darf er sich seines Glückes nicht lange übermütig freuen, denn längst lauert draußen ein deutscher Bruder, der ihm neidisch die Buttersemmel aus der Hand schlägt und ihm den Autor abfischt..."

Und als sich nun im Jahre 1885 noch eine schwere Krankheit einstellte, die Rosner zwang, wiederholt einen Aufenthalt in Meran zu nehmen, ging es mit dem Geschäft immer mehr bergab. Er gab es in andre Hände ab und plagte sich trotz seiner körperlichen Hinfälligkeit redlich, für sich und die Seinen den Lebensunterhalt mit der Feder zu verdienen. Seine umfassenden literarischen Kenntnisse, die er sich auf autodidaktischem Wege erworben hatte, und seine alten, nie völlig gelösten Beziehungen zum Theater kamen ihm nun zustatten. Er war ein lebendiges Lexikon zur Geschichte der dramatischen Kunst in Wien, deren Jünger und Jüngerinnen ihm fast alle persönlich nahe standen. Davon legen auch die hier gesammelten Briefe ein beredtes Zeugnis ab: selten wohl hat ein einzelner Mensch so allgemeines Vertrauen genossen wie er. Was auf diesen Blättern steht, sind keine weltbewegenden Ereignisse, keine tiefen Gedanken, aber interessante Dokumente zur Geschichte des Theaters und der Literatur in Wien, mit ihrem echten Erdgeruch, dem unverwüstlichen, auch der gemeinen Not des Lebens trotzenden Humor, dem gemütlichen Leichtsinn und der wahrhaft erquickenden Grobheit köstliche Erinnerungen an die Zeit, wo über den Wassern der Wien noch der Geist Grillparzers, Nestroys und Laubes lag.

J. R. H.

Der Abschluß der großen englischen Heeresreformen

Nachdem nunmehr der englische Kriegsminister die nähern Bedingungen bekannt gegeben hat, unter denen am 31. März d. J. die neue Territorialarmee ins Leben getreten ist, ist es möglich, sich im Zusammenhange ein klares Bild von der gewaltigen Umgestaltung zu machen, die das englische Heer erfährt, und die schon soviel Staub aufgewirbelt hat. In der Hauptsache haben wir in Zukunft nur noch zwei große Gruppen zu unterscheiden, in die sich die militärischen Landstreitkräfte Großbritanniens gliedern: das Feldheer, das vor allem für den überseeischen Dienst bestimmt ist, und die Heim- oder Territorialarmee, die im Mobilmachungsfalle zu Hause bleiben und die Landesgrenzen gegen feindliche Angriffe schützen soll. Beide Heeresteile sind nach neuen Grundsätzen aufgestellt worden, unter denen die Auflösung aller bisherigen Miliz- und Freiwilligenformationen mit die wichtigsten sind. Für die Feldarmee hat man die bisherige schwerfällige Einteilung in Armeekorps aufgegeben und die Gliederung in Divisionen vorgezogen, die sich bei den Japanern im Kriege gegen Rußland vorteilhaft bewährt hat. Von den sechs Divisionen, aus denen das Feldheer in der Hauptsache zusammengesetzt ist, sind je zwei auf das Aldershotkommando und das irische Kommando und je eine auf das südliche und das östliche Kommando verteilt. Durch Überweisung von Spezialtruppen, Munitionskolonnen und Trains sollen die Divisionen im Kriege zu selbständigen Operationen befähigt werden, ähnlich wie bei uns die Armeekorps. Damit ist natürlich gegen die bisherige Einteilung des Heeres ein Vorteil von der allergrößten Bedeutung geschaffen. Denn die Friedensgliederung ist nun dieselbe wie die des Krieges, und damit wird einer Wiederholung aller jener verhängnisvollen Fehler in der Bereitstellung kriegsbrauchbarer Verbände vorgebeugt werden können, durch die im südafrikanischen Feldzuge die britische Armee nahe daran war, völligen Schiffbruch zu erleiden. Außer den sechs Divisionen ist aus den frühern vier Kavalleriebrigaden

eine Kavalleriedivision gebildet worden, mit der Bestimmung, im Kriegsfalle die strategische Aufklärung weit vor der Front des Heeres zu übernehmen. Und endlich sind zu dem neuorganisierten Feldheere, neben den Etappentruppen, noch sogenannte Armeetruppen getreten, die außerhalb des Divisionsverbandes stehn und eine ganz eigenartige Zusammensetzung aufweisen. Den Hauptbestand bilden zwei berittene Brigaden, die jede aus einem Kavallerieregiment, zwei Eskadrons Yeomanry und zwei Bataillonen berittner Infanterie besteht. Ihre Aufgabe soll sein, in der Rolle der Divisionskavallerie den Aufklärungs- und Sicherheitsdienst unmittelbar vor der Front der Truppe zu übernehmen, der sie zugeteilt sind. Die Kriegsstärke des Feldheeres ist auf 150000 Mann bemessen. Es wird die Frage sein, ob dieser Stand im gegebnen Augenblick tatsächlich erreicht werden wird, da mindestens 60000 Reservisten dazu notwendig sind.

Angesichts der Tatsache, daß die englische Armee nie Überfluß an brauchbarer Reservemannschaft gehabt hat, weil nach siebenjähriger aktiver, häufig in den Tropen verbrachter Dienstzeit sehr viele Leute einen Teil ihrer Felddienstfähigkeit eingebüßt haben, sind Zweifel an dem Vorhandensein eines so hohen Reserveaufgebots, wie es verlangt wird, zum mindesten berechtigt. Der Kriegsminister ist sich dieser Schwierigkeit natürlich voll bewußt, und deshalb geht sein Plan dahin, durch Anwerbung von Milizen schon im Frieden etwaige Lücken an der Vollzähligkeit des mobilen Feldheeres zu decken. Indem Mr. Haldane die Bedingungen für eine solche Werbung viel günstiger gestellt hat als früher, hofft er jährlich 20000 Milizen aufbringen zu können. Möglich ist, daß dieses Deckungsprojekt Erfolg bringt. Bedenklich erscheint nur, daß sich die Leute auf sechs Jahre verpflichten sollen, und daß die Ausbildungszeit der Rekruten gegen jetzt mehr als verdoppelt ist und in Zukunft 63 Tage dauern wird. Auch ein Wiederholungskurs von 27 Tagen im zweiten Dienstjahr und von 14 Tagen in jedem darauffolgenden Jahre wird bei der notorischen Abneigung jedes freien Bürgers gegen den Dienstzwang vielleicht manchen stutzig machen und von der Unterzeichnung des Werbekontrakts abbringen. Noch schwerer wiegend als diese Bedenken gegen die Möglichkeit, genügende Milizen zur Ergänzung des Feldheeres anzuwerben, erscheinen die Einwände, die aus ernst zu nehmenden Milizkreisen gegen die Haldaneschen Vorschläge mit der Begründung vorgebracht werden, daß sie darin eine empfindliche Schmälerung ihrer spätern Rechte, eine geringere Einschätzung ihres militärischen Wertes sehen müßten. In der alten Heeresorganisation hätten die Miliztruppen einen selbständigen Teil der Armee gebildet, der in Kriegs- und Friedenszeiten sein Bestes eingesetzt habe zur Verteidigung des Vaterlandes. Dadurch, daß jetzt die Milizformationen aufgelöst würden und die Leute teils in das stehende Heer, teils in Ersatztruppenteile eingestellt werden sollten, rüttle die Regierung an den Grundpfeilern einer durch Jahre bewährten Institution und gefährde dadurch die Wehrkraft der Nation.

Aber Mr. Haldane hält trotz dieser Schwierigkeiten, die ihm bereitet werden, mit eiserner Energie an den Plänen seiner Heeresreformen fest, hofft mit Zuversicht, sie bis zu einem glücklichen Ende durchzuführen und ohne allgemeine Wehrpflicht doch ein kriegstüchtiges Volk in Waffen zu schaffen. Den Schlußstein dieser Ideen hat der Minister mit der soeben organisierten Territorialarmee gelegt. Ist sie auch noch nicht in allen ihren Einzelheiten fertig, so stehn doch die fundamentalen Bedingungen so weit fest, daß sich das ganze Gebäude übersehen und folgerichtig beurteilen läßt. Danach wird die Territorialarmee gebildet sein aus den bisherigen Freiwilligen und der Yeomanry, die bisher in Verbänden von verschiedner Stärke und ungleichem militärischen Wert zusammengestellt waren und sich deshalb in Kriegszeiten zu einheitlicher Verwendung wenig geeignet haben. Mr. Haldane rechnet mit 300000 Mann, die, in vierzehn Divisionen und vierzehn Kavalleriebrigaden gegliedert, ausreichen sollen, jede feindliche Invasion ins Mutterland erfolgreich abzuweisen. Die Verteilung der Territorialdivisionen richtet sich nach der bestehenden alten Einrichtung in Grafschaften, die zugleich die Verwaltung und die Rekrutierung der Territorialdivisionen in die Hand zu nehmen haben. An der Spitze dieser Verwaltung oder dieses Verbandes (county association) steht der Lordleutnant, der Lordstellvertreter des Königs für die Provinz. Diese von dem Lordleutnant zu übernehmende Rolle ist übrigens nicht neu, die Lordleutnants wurden unter Heinrich dem Achten zur Kontrolle der militärischen Streitkräfte des Landes geschaffen. Im Jahre 1662 erhielten sie die Aufsicht über die Miliz, ihre Funktionen wurden aber 1882 der Krone übertragen. Darauf kehrten die Lordleutnants zu ihren ursprünglichen Aufgaben, wenn auch nur in administrativer Beziehung, zurück. Nun da die Lordleutnants wieder in ihre frühern Ämter eingesetzt sind, hat König Eduard es sich nicht nehmen lassen, sie persönlich auf die Wichtigkeit dieses Regierungsaktes hinzuweisen. In seiner Ansprache führte der König aus, daß er den Statthaltern mit der Pflicht der Fürsorge für das Territorialheer ein altes Ehrenrecht zurückgebe, „das die Statthalter in England, Schottland und Wales vormals mit Stolz übten", und er forderte sie auf, sich die Unterstützung aller vaterländisch gesinnten Männer zu gewinnen.

Neben dem Präsidenten des Grafschaftsverbandes fungiert ein chairman, ein Direktor, auf dessen Intelligenz und militärisches Interesse ein ganz besondrer Wert gelegt wird; an der Seite des Direktors steht ein Sekretär. Die Organisation verfügt über einen Rat, dessen Aufgabe es ist, festzustellen, wie jede Grafschaft am besten ihren Anteil zu der Division stellen kann. Vier oder fünf Grafschaften bilden einen Regimentsverband, und jeder Regimentsverband hat eine Division zu bilden. In diesem Augenblick sind die dahin zielenden Arbeiten noch nicht so weit abgeschlossen, daß jeder Grafschaft die Zahl der Truppen mitgeteilt werden konnte, die sie für ihre Territorialdivision beizusteuern habe. Aber den Verbänden ist doch ein Übersichtsentwurf

zugegangen, worin die zu stellenden Territorialtruppen teils nach Maßgabe der Bevölkerungsziffer, teils nach den bisher bestehenden Truppenteilen (Volunteers, Yeomanry) aufgeführt sind. Die Vorsitzenden der Verbände sind aufgefordert worden, diese Übersichten zu prüfen und sich bei Bedenken oder Fragen an die kommandierenden Generale des Kommandos zu wenden, zu dem der Bezirk gehört. Die Kosten für die Territorialarmee trägt natürlich der Staat. Sie werden von der county association aufgestellt, alsdann von den militärischen Vorgesetzten geprüft und schließlich vom Kriegsamt bewilligt. Kriegsamt und Armeerat überwachen auch die Ausbildung der Territorialen, die nur in der Hand von aktiven Offizieren und Unteroffizieren liegt und nicht etwa den Grafschaften überlassen ist, wie fälschlich in der Presse berichtet wurde. Der Eintritt in die Territorialarmee wird auch in Zukunft freiwillig sein und erfolgt nur durch Anwerbung. Die vom 1. April d. J. an sich meldenden Leute, die im Lebensalter von 17 bis 35 (anstatt bisher 49) Jahren stehn müssen, werden auf 4 Jahre angeworben. Mit Zustimmung des Kommandeurs ist eine erneute Anwerbung auf 1 bis 4 Jahre zulässig. Die Altersgrenze für das Verbleiben der Mannschaften im Territorialheer ist das 40., mit besondrer Erlaubnis das 45. Lebensjahr, und für Sergeanten, die nicht zum permanenten Stabe gehören, das 50. oder 55.

Was die Ausbildung der Territorialen anlangt, so tritt auch hierbei wieder die enge Verbindung von Heer und Land hervor, die diesen Teil der Haldaneschen Heeresreformen infolge der Mitarbeit der Grafschaftsverbände besonders auszeichnet. Denn diese sind es, die zwischen der Militärbehörde und den Arbeitgebern die einzelnen Perioden für Ableistung der Übungen ihrer Angestellten vereinbaren. Die Übungszeit ist sehr kurz bemessen und beschränkt sich im wesentlichen auf acht bis fünfzehn jährliche Übungstage im Lager. Außerdem wird durch die zahlreichen Schießvereine einiger Unterricht im Schießen erteilt und durch Jugendwehren eine angemeßne Vorbereitung auf den militärischen Dienst eingeleitet. Ernster soll der Dienstbetrieb bei der Territorialarmee erst im Falle einer Mobilmachung gehandhabt werden. Dann werden alle Hebel angesetzt, um in sechs Monaten eine feldmäßige tüchtige Truppe zu schaffen, mit der einem feindlichen Angriff entgegengetreten werden kann. Der Gesetzgeber ist dabei von der Ansicht ausgegangen, daß die Heimatarmee vor sechs Monaten nicht verwendungsbereit zu sein brauche, weil so lange, selbst im ungünstigsten Fall, die Flotte die Seeherrschaft behaupten würde und dadurch feindliche Landungen verhindern könne.

Alles in allem genommen, kann die neue englische Armeereform als ein wesentlicher Fortschritt gegen früher angesehn werden. Aber nach unsern Begriffen ist es kein abgeschloßnes Werk, das mit Sicherheit Erfolg verspricht. Wie bei allen bisherigen Projekten, die am englischen Heere versucht worden sind, hängt das Gelingen der neuen Organisation zunächst von der Frage ab, ob das Werbesystem ausreicht, der Armee Ersatz zu verschaffen. Ist das nicht der Fall,

dann wird auch das englische Volk im Interesse der Selbsterhaltung den heutigen Widerstand gegen die Einführung der allgemeinen Wehrpflicht aufgeben müssen.

Es ist vielleicht nicht unabsichtlich, daß sich fast zugleich mit dieser vollständigen Reorganisation des gesamten englischen Heerwesens auch ein Wechsel im Oberkommando der Armee vollzogen hat, der um so größere Beachtung finden muß, als er im Zusammenhang steht mit großen politischen Fragen. Der Feldmarschall und Generalinspekteur der britischen Truppen im Mutterlande, der Herzog von Connaught, ist nämlich aus dieser militärischen Stellung ausgeschieden, um den Oberbefehl über das neu geschaffne Mittelmeerkommando mit dem Sitz in La Valetta auf Malta zu übernehmen. Zum Nachfolger des Herzogs in England ist General John French ausersehn, der bisher das Armeekorps in Aldershot kommandierte und sich namentlich im Burenkrieg als kühner Reiterführer hervorgetan hat. Auch wurde der General viel genannt, als von dem Abschluß einer angeblichen Militärkonvention zwischen Frankreich und England die Rede war, und es hieß, der englische Feldherr sei der intellektuelle Urheber eines solchen Abkommens gewesen. In England ist man nun recht geteilter Meinung über die neue Stellung des bisherigen Armeegeneralinspekteurs und ist vielfach geneigt, sie im Vergleich mit den bisherigen Funktionen als eine Zurücksetzung anzusehn. Das würde aber um so auffallender sein, als sich der Herzog von Connaught nicht nur bei allen seinen Untergebnen einer außerordentlichen Beliebtheit erfreute, sondern auch in sämtlichen militärischen Kreisen für einen sehr tüchtigen, energischen und kenntnisreichen Offizier gehalten wird. Es trifft deshalb bei näherm Eingehn auf die Pläne der englischen Regierung im Mittelmeer wohl die Annahme zu, daß bei einer rein zahlenmäßigen Gegenüberstellung der Truppen, die dem Kommandierenden in Malta im Vergleich zu früher zur Verfügung stehn werden, allerdings ein starker Unterschied ist, daß aber im übrigen der zukünftigen Stellung des Herzogs eine weit höhere Bedeutung zukommt und ihr größere Aufgaben bestimmt sein werden, als sie dem Generalinspekteur der Armee im Mutterlande oblagen. Denn in Wirklichkeit ist doch dieses Generalinspektorat keineswegs das hohe militärische Amt, wie wir es uns vorstellen. Im Gegenteil sind die Befugnisse des Generalinspekteurs sehr eng begrenzt, sie bestehn im wesentlichen aus dem Recht, die Truppen und das Material zu besichtigen und auf Kriegsbrauchbarkeit und Bereitschaft zu prüfen. Irgendwelche Anordnungen oder Maßnahmen zu treffen, um vorhandne Schäden abzustellen oder Mängel zu beseitigen, ist der Generalinspekteur nach eignem Ermessen nicht berechtigt, auch stehn die Verwaltungsangelegenheiten des Heeres in keiner Weise unter seinem Befehl. Vielmehr muß er sich in allen solchen Fällen zunächst erst mit den verschiednen Waffeninspekteuren, von denen die englische Heeresorganisation fünf kennt, ins Einvernehmen setzen, und alsdann erstattet er dem Armeerat (Army Council) Bericht, der den vorgebrachten Wünschen näher tritt und über sie entscheidet. Vor der Tür dieses Armeerats, der erst im Jahre 1904 ins

Leben gerufen wurde, um die bisherigen Autoritätsrechte des Kriegsministers und des Generalissimus einzuschränken, muß also der Befehlsbereich der nominell höchsten Kommandostelle des Heeres Halt machen. Große Verdienste soll sich der Herzog von Connaught erworben haben in seiner Eigenschaft als Vorsitzender des Selection Board, der sich mit den Vorschlägen zur Beförderung von Offizieren vom Hauptmann aufwärts zu befassen hat. Lag auch für diese Anträge die Entscheidung beim Armeerat, so war dies doch hier mehr eine Formsache, und niemals soll es vorgekommen sein, daß solchen Wünschen des Generalinspekteurs nicht sofort entsprochen worden ist.

Also in bezug auf die Zahl der ihm in Zukunft unterstehenden Truppen wird das Oberkommando im Mittelmeer vorläufig wenigstens nicht sehr in Anspruch genommen sein. Denn die in Ägypten und im Sudan, in Malta und in Gibraltar, auf Kreta und in Cypern untergebrachten englischen Heeresbestandteile erreichen zusammen nur die Stärke von 19500 Mann. Schon darin liegt begründet, daß, um sie zu besichtigen, die britische Regierung schwerlich nötig hätte, den verdienten Generalinspekteur der Armee im Amte abzulösen. In der Aufgabe des neuen Oberkommandierenden soll es nun liegen, zunächst zu prüfen und dementsprechend Vorschläge zu machen, wie viel Landstreitkräfte England auf den einzelnen Mittelmeerstationen haben muß, um den an sie in Zukunft möglicherweise herantretenden großen Aufgaben gewachsen zu sein. Vor allen Dingen wird es sich dabei um Ägypten handeln, wo die 5000 englischen Truppen schon lange nicht mehr für ausreichend erachtet werden, den sich so häufig wiederholenden Unruhen im Innern und bei Übergriffen seitens der Türkei mit Erfolg gegenübertreten zu können. Zur Verfügung für solche Verstärkungen steht das vom Kriegsminister Haldane neu geschaffne Feldheer, das auf diese Weise vielleicht nach und nach unter den Befehl des Oberkommandos im Mittelmeer tritt. Es heißt aber, daß die Befehlsgewalt der in Malta neu geschaffnen Kommandobehörde nicht auf die Landtruppen beschränkt bleiben soll, sondern im Laufe der Zeit auch auf die Flotte im Mittelmeer ausgedehnt werden wird, um dadurch die Operationen der Landtruppen und der Kriegsschiffe im gegebnen Falle in einer Hand zu vereinigen. Damit erscheint die künftige Stellung des Herzogs von Connaught natürlich in ganz anderm Lichte. Sie bringt den Willen der englischen Regierung nachdrücklich zum Ausdruck, daß die Vormachtstellung Großbritanniens im Mittelländischen Meer in festen Händen liegt und sich keinen Schritt beiseite schieben lassen will. Die Richtigkeit dieser Auffassung bestätigt ein höchst lesenswerter Artikel in der Army and Navy Gazette, der am Schluß lautet: „Es ist für England von der größten Wichtigkeit, daß wir die Verbindungswege zwischen dem Occident und dem Orient unter dauernder Kontrolle behalten. So war es seit den Zeiten des großen Herzogs von Marlborough, der als der erste die eminente Bedeutung der Mittelmeerstraße für unsern Welthandel erkannt und festgelegt hat. Unsre Lage in diesem Meer ist von unsern Lebensinteressen nicht zu trennen. Das

wird bis in die fernste Zukunft so bleiben, und daher müssen wir zum Schutze an dieser Stelle unsre militärischen Vorbereitungen treffen. Denn in einem großen Kampfe gegen die gesamten Streitkräfte einer bedeutenden Macht wird der Ausgang davon abhängen, wie wir vor allem unsre militärischen Maßnahmen im Mittelmeer, in Ägypten und im Sudan eingerichtet haben. In Gibraltar, Malta und Ägypten haben wir ja schon starke Stützpunkte für unsre Flotte. Nun wird es nur noch darauf ankommen, daß wir die Garnisonen an der Weltwasserstraße besser organisieren und ausbilden, damit sie sich beim Angriff gut verteidigen können und sich gegebnenfalls auch als Expeditionskorps verwenden lassen. Aber dazu gehört ein besonders befähigter General an die Spitze des Ganzen."

Inzwischen hat General French das Kommando über die englische Armee im Mutterlande übernommen. Diese Gelegenheit hat der Höchstkommandierende benutzt, gleichsam als Armeebefehl seine taktischen Anschauungen, die grundlegend für die Ausbildung der ihm unterstellten Truppen sein sollen, bekannt zu geben. Er hat dazu eine lehrreiche Kritik herangezogen, die er an das Aldershotkorps, das er bis jetzt befehligte, nach den letzten Herbstübungen gehalten hat, und die auch für uns höchst interessant ist, weil sie uns einen Einblick gibt in die Grundsätze, nach denen das englische Heer gegenwärtig ausgebildet und geleitet wird.

Sehr günstig beurteilt der General zunächst die Leistungen seiner Infanterie; sie sei einzig in ihrer Art (sui generis) und habe nirgendwo ein Seitenstück (conterpart). Besonders hervorgehoben zu werden verdiene die geschickte Angriffsweise der Truppen der Division Grierson gegen die gegnerische Stellung bei Chilton. Völlig der feindlichen Sicht entzogen, wäre die Entwicklung der vordern Schützenlinie vor sich gegangen, und dahinter hätten die Sturmkolonnen in aller Ruhe und in guter Deckung abgewartet, bis die eigne Artillerie hinreichend den Angriff vorbereitet hatte, um dann den entscheidenden Stoß durchzuführen. Das Zusammenwirken der drei durch Waldungen getrennten Brigaden hierbei sei mustergiltig zu nennen. Als sehr nachteilig für die Ausbildung der Infanterie werden die geringen Stände der Einheiten bezeichnet, und es wird gefordert, daß durch geeignete Mittel diese ungünstigen Verhältnisse geändert werden. Bei den heutigen Einrichtungen komme es alljährlich vor, daß Tausende von Leuten niemals an Manövern teilnähmen. Die Urlaubszeit müsse daher auf die Monate Oktober und November verlegt und die Einberufung der Rekruten bis zum November verschoben werden, damit man auf diese Weise genügend ausgebildete Mannschaft im September unter der Fahne habe.

Nicht so günstig wie über die Infanterie lauten die Urteile des ehemaligen Korpskommandeurs über die Kavallerie. Es wird ausgesprochen, daß die Regimenter an sich gut seien, das Pferdematerial und die Reitausbildung der Leute mit jedem Jahre besser würden, aber die Führung der Reiterei im Felde

lasse viel zu wünschen übrig. Der Hauptfehler sei dabei, daß sich die Kavallerie nicht in den Verband der übrigen Waffen hineinschicke, sondern immer nur auf eigne Faust operiere. Fast an jedem einzelnen Übungstage habe man die Wahrnehmung machen können, daß der Zusammenhang zwischen der Kavallerie und der Infanterie und der Artillerie fehle, daß sich jene um die Vorgänge auf dem Gefechtsfelde so gut wie gar nicht kümmere, und daß die Patrouillen nicht darüber instruiert gewesen seien, an welche Stelle die Meldungen abgegeben werden müßten; sie seien immer nur zu den Vorgesetzten ihrer Waffe zurückgeeilt. Vielfach haben es die Regimenter auch an Geschicklichkeit im Gelände gegenüber den Wirkungen des Infanterie- und Artilleriefeuers fehlen lassen, und von einer katzenartigen (catlike) Beweglichkeit im Verschwinden und Erscheinen bald hier bald dort, die heutzutage von der Kavallerie unbedingt gefordert werden müsse, sei nirgends etwas zu sehn gewesen. Kurz die Führung und das Auftreten der Reiterei habe fast durchweg einen etwas veralteten (grand-motherly) Eindruck gemacht. Vielleicht kommen diese Fehler daher, daß die Kavallerie zu viel für sich allein übe und darüber die Übungen der gemischten Waffe versäumt habe.

Am eingehendsten behandelt die Kritik die Leistungen und das Verhalten der Artillerie. Das erklärt sich einmal aus der Neubewaffnung dieser Waffe mit Rohrrücklaufschnellfeuergeschützen und dann aus den neuen reglementarischen Bestimmungen, die zum erstenmal in der Manöverpraxis erprobt worden sind und Stoff zu vielerlei Erwägungen geben. Wir lassen darum eine der interessantesten Stellen aus dieser Beurteilung im Wortlaut folgen: „Der wahre Wert einer Artillerie kann nur auf dem Übungsplatz ermessen werden, und es ist erfreulich, festzustellen, daß die neuen Geschütze fortgesetzt uneingeschränktes Lob ernten, und daß die Geübtheit der Batterien, samt denen der berittnen Artillerie, immer weiter fortschreitet. Bedauerlich ist jedoch, daß wir immer noch ohne die notwendige Haubitze sind, nämlich eine solche, die eine 35 lbs (15,9 Kilogramm) Granate 7000 Yards (6400 Meter) weit zu verfeuern vermag und hinter dem Gespann nicht schwerer ist als unsre 18-Pfdr.-Feldkanone. Unbefriedigend ist ferner, daß wir der Gewinnung einer schweren Haubitze nicht näher gekommen sind als vor einem Jahre. Die Haubitze ist eine wirklich unschätzbare Waffe, und die Offiziere und Mannschaften der Haubitzbatterien sind so gut, daß sie es verdienen, mit einer bessern Waffe ausgerüstet zu werden, als worüber sie jetzt verfügen. Seit dem letzten Jahre ist in unserm Feldartillerie-Exerzierreglement eine Anzahl von Änderungen vorgenommen worden, und diese sind während der soeben beendeten Übungen versucht worden. Manche von ihnen sind technischer Art und betreffen das Richten, die Seitenabweichung usw. Man hat aber auch wichtige Änderungen im Verfahren zum Einschießen angeordnet, was erkennen läßt, daß man den Wert der Geschwindigkeit und die durch Einschießen mit dem Bz.-Schrapnell erhaltnen Ergebnisse besser zu schätzen weiß. Diese und andre Änderungen in bezug auf die Feuerleitung scheinen von praktischer

Bedeutung und wohl erwogen zu sein, obwohl wir bis jetzt noch nicht überzeugt zu sein scheinen, daß wir viel gegen Schutzschildartillerie durch direkte Treffer auszurichten vermögen, wie die französische Artillerie dies tun zu können glaubt.

Das doktrinäre Gezänk über direktes und indirektes Zielen dauert fort. Das eine Kommando in unsrer Armee geht den einen Weg und das andre einen andern. Tatsächlich ist an diesem Streit gar nichts. Wie fast alles andre in der Taktik hängt es von den Umständen ab, welches Verfahren die Artillerie wählen muß, und sie kann sogar beide Verfahren in einer einzigen Brigade zugleich ganz und richtig in Anwendung bringen. Im Aldershotkommando bestand in diesem Jahre das Bestreben, zum direkten Zielen zurückzukehren und die Batterien bis an die Front vorzuschieben, um die Infanterie näher als früher unterstützen zu können. Das wird General Rohne gefallen. Das Bestreben führte jedoch zu einer etwas unnötigen Bloßstellung einzelner Batterien, so zum Beispiel am 19. September, weshalb General Sir John French in schonender Weise dagegen Widerspruch erhob, indem er sagte, »daß es zwar nicht seine Absicht sei, dies allzusehr zu betonen, daß aber die Bloßstellung von Geschützen und Gespannen nicht ganz wünschenswert sei«. Andrerseits ist auch bekannt geworden, daß sich der Führer einer Haubitze entschieden geweigert hat, sich am 19. September in der Front von Chilton nach vorwärts in die Deckung eines Eisenbahnkörpers zu begeben, indem er einwandte, daß, wenn er gehe, er in dreiviertel Stunden außer Gefecht gesetzt würde, und daß er von der Stellung aus, die er eingenommen hatte, imstande sei, die ganze feindliche Stellung zu übersehn und unter Feuer zu nehmen. Er schien in seiner Ansicht Recht zu haben, und sein Divisionskommandeur pflichtete ihm bei. Wenn jemand in der Armee nicht angetrieben werden darf, so ist es der Führer von Haubitzen.

Der Herzog von Connaught scheint den Nagel auf den Kopf getroffen zu haben, als er sagte, daß die Artillerie im allgemeinen mit indirektem Richten beginnen und später nicht zögern sollte, vorwärts zu gehn, um direkt visieren zu können. Es sollte die Frage aufgeworfen werden, was eigentlich unter naher Unterstützung der Infanterie durch die Artillerie zu verstehn sei. Die Idee, daß Batterien in der Feuerlinie der Infanterie auftreten können, gehört zu denen, die beim Angriff oft nicht ausführbar sind, wenn man nicht in Formationen der ersten Viktorianischen Zeit gegen Wilde Krieg zu führen hat. Die zum Angriff vorrückende Infanterie freut sich am meisten, wenn ihre eignen Geschosse in ununterbrochnem Feuer gegen den Feind in der Front einfallen, und sie sieht nicht nach rückwärts und fragt sich nicht, ob die Geschütze sich nahe oder weit fort befinden, solange dieses Ergebnis erreicht wird. Es ist eine schlechte Infanterie, die rückwärts sieht, und die unsrige ist glücklicherweise eine gute. So geschickt waren unsre Batterien in Natal, daß sie am Pietershügel das Vorrücken der Infanterie durch einen Hagel von Schrapnells deckten, die oft nur wenige hundert Meter vor unsrer vordern Linie krepierten. Wenn unsre

Kanoniere dies tun können, und wenn ihr Einschießen mit dem Vorrücken der Infanterie gleichen Schritt halten kann bei indirektem Richten der Geschütze aus der Deckung, so ist gegen die Verwendung des indirekten Richtens in solchem Augenblick nichts einzuwenden. Es ist aber fraglich, ob dies oft möglich sein wird. Und auf jeden Fall müssen einige Batterien losgelöst werden, um der vorrückenden Infanterie zu folgen und die eroberte Stellung mit möglichst geringer Verzögerung zu besetzen. In solchem Augenblick ist der Feind vorübergehend in Verwirrung. Seine Reserven und seine Trains, die bisher im Gelände versteckt waren, kommen plötzlich hervor, und die Wirkung einer einzigen Batterie oder selbst einer einzigen Kanone bei den Truppen, die eine Stellung erobert haben, kann entscheidend sein, da sie die Unordnung zu erhöhen und eine Panik zu schaffen vermag. Sowohl in Wiltshire als in Buckinghamshire schien es dieses Jahr an Batterien zu fehlen, die die besondre Aufgabe hatten, diesen speziellen Zweck zu erfüllen, und auf jeden Fall verzögerte sich das Vorwärtsbringen der Kanonen in die eroberten Stellungen."

Das Tagebuch des Grafen Blumenthal von 1870/71

Am 9. Januar d. J. starb zu Berlin der Generalleutnant z. D. von Müller. Mit ihm ist ein Offizier dahingeschieden, der sich nicht nur in Krieg und Frieden große Verdienste um die Förderung seiner Waffe, der Artillerie, erworben hat, sondern auch als Militärschriftsteller weit über die Grenzen unsers Vaterlandes hinaus das größte Ansehn genoß und als eine der ersten Autoritäten auf dem Gebiete des Festungskrieges und des Waffenwesens galt. Nun wo er die Feder niedergelegt hat, die er bis zu seinem fünfundsiebzigsten Jahre mit so großem Erfolge*) geführt, sei es dem Verfasser, der ihm auch im Leben nahestand und wie er an der Einschließung von Paris teilnahm, gestattet, eine Meinungsverschiedenheit zum Austrag zu bringen, die zwischen ihm und gewissen Kreisen bestand über die Frage, welche Bedeutung den Anschauungen des Grafen Blumenthal, wie sie in seinem Tagebuch niedergelegt sind, für das endgiltige Urteil über die Beschießung von Paris beizumessen sei.

Diese Frage will nicht zur Ruhe kommen. Es wird, trotz wiederholter sachmännischer Widerlegung, immer wieder aufs neue versucht, die Anschauungen des Grafen Blumenthal, wie er sie in seinem Tagebuch zur Darstellung bringt, doch als richtig zu erweisen. Da diese Versuche nur dahin führen können, die

*) Sein letztes Werk: Geschichte des Festungskrieges (1907) enthält die beste bis jetzt erschienene Darstellung über die Belagerung von Port Arthur.

Verdienste der Armee und besonders auch des Königs herabzusetzen, so dürfen sie nicht unwidersprochen bleiben.

Am 23. Dezember 1870 schreibt Blumenthal: „Es ist ein wahrer Segen, daß der König fest bleibt und von dem kindischen Einzelschießen und dem zwecklosen Knallen nichts wissen will." Dazu bemerkt der General von Müller*): Unverständlich ist es, wie nach den vom Könige in der Konferenz (am 17. Dezember) getroffnen Entscheidungen General von Blumenthal noch am 23. Dezember behaupten konnte, der König sei gegen die Beschießung ... Das große Verdienst, das König Wilhelm sich durch seine Initiative erworben hat, wird durch jene Aufzeichnung Blumenthals verdunkelt, die von vielen ungenügend unterrichteten Lesern für zutreffend angenommen wird.

Diese Zurückweisung wird nun neuerdings**) aus gewissen Kreisen angefochten. Zwar die Tatsache, daß seit dem 28. November der König und demnächst auch Moltke entschieden für die Durchführung des Artillerieangriffs eintraten, können sie nicht in Abrede stellen. Auch die Entscheidung der Konferenz vom 17. Dezember steht fest, nämlich daß der König ein Bombardement vor der Niederkämpfung der Forts ablehnte, dagegen den Angriff auf die Forts in Aussicht nahm, um dadurch ein Bombardement möglich zu machen. Ganz klar spricht das der Beschießungsbefehl vom 29. Dezember aus: Die erste Aufgabe der Belagerungsartillerie ist das Niederkämpfen des Feuers der Forts ... und die Gewinnung näherer Stellungen zur Einleitung einer kräftigen Beschießung der Stadt.

Nun wird versucht, jene Bemerkung Blumenthals doch zu retten, indem ihr die Bedeutung untergelegt wird, er habe dabei unterschieden zwischen Beschießung der Forts und der innern Stadt, und nur diese habe er dabei im Auge gehabt. Seine Befürchtung, der König werde nicht fest bleiben, habe sich in der Tat als begründet erwiesen, da die Stadt doch auch alsbald beschossen worden sei, nachdem durch eine neue Erfindung die Schußweite der Geschütze vergrößert worden sei.

Wie steht es nun mit dieser neuen Erfindung? Wer vom Artilleriewesen einige Kenntnisse hat, weiß, daß jedes Geschütz für eine gewisse größte Schußweite konstruiert ist. Dieser entspricht die größte Erhöhung des Rohres, nach der die Stärke der Lafette bemessen wird, so zwar, daß diese bei einer weitern Vermehrung der Erhöhung der Gefahr des Unbrauchbarwerdens ausgesetzt ist. Im Jahre 1870 wußte jeder Artillerieoffizier, daß durch besondre Maßregeln die normale (schußtafelmäßige) Schußweite für außergewöhnliche Fälle vermehrt werden kann, nämlich durch das Herumlegen oder Herausnehmen der Richtmaschine, wozu bei der Feldartillerie das Eingraben des Lafettenschwanzes kam; und es ist danach auch in verschiednen Fällen verfahren, zum Beispiel bei Metz,

*) v. Müller: Ergänzungsheft zur Beschießung von Paris, 1904, Seite 13.

**) Grenzboten 1907, Heft 25, Seite 605 ff.

bei Sedan u. a. Was aber nicht bekannt war, das war die zahlenmäßige Angabe der dadurch bei den einzelnen Geschützen erreichbaren Schußweite. Und deshalb gab der Oberst von Rieff dem ihm schon im Frieden zu ähnlichen Aufgaben unterstellten Feuerwerksleutnant Prehn (nicht Zeugleutnant; die falsche Titulatur und die Bemerkung „der davon mehr verstände wie Rieff", sind bezeichnend) den Befehl, rechnungsmäßig die größtmögliche Schußweite zu ermitteln. Das ist geschehn, und davon ist denn auch dem Prinzen Hohenlohe Meldung gemacht worden. In der Tat haben dann auch später einige Geschütze mit dieser künstlich vermehrten Erhöhung gefeuert, aber es sind dadurch auch alsbald, wie vorausgesehn worden war, eine Anzahl Lafetten unbrauchbar geworden. Auf die operativen Anordnungen des Artillerieangriffs ist die Maßregel nachweisbar ohne Einfluß geblieben. Die von vornherein in geringem Umfang angeordnete Beschießung ist vielmehr eine allgemein übliche Maßregel. Jeder Laie, der die Berichte über die zahlreichen Belagerungen von 1870/71 durchblättert, wird da ersehen, daß bei der artilleristischen Niederkämpfung der feindlichen Festungswerke in der Regel als Begleitmaßregel eine mäßige nächtliche Beschießung der Festung stattfindet zu dem Zweck, die Besatzung und Bevölkerung zu beunruhigen und die meist in der Nacht stattfindenden Transporte von Munition und Lebensmitteln nach den angegriffnen Werken zu stören. In diesem Sinne ist auch der Vorschlag des Oberst von Rieff, gleich von Anfang an einige Granaten in die Festung zu werfen, erfolgt und von dem Prinzen Hohenlohe alsbald gebilligt worden. Der General von Blumenthal aber untersagte die Ausführung; auf Antrag des Prinzen Hohenlohe hat dann der König ausdrücklich befohlen, daß der Vorschlag ausgeführt werde. Dieser Sachlage entspricht auch der Beschießungsbefehl vom 29. Dezember, der eine spätere kräftige Beschießung vorsieht, also eine frühere schwache Beschießung zur Beunruhigung der Besatzung schon im Auge hat.

Damit fällt doch jeder Versuch, die Darstellung des Generals von Müller zu widerlegen, in sich zusammen; besonders aber muß die Annahme, der König habe sich in seinen Entschließungen schwankend gezeigt, entschieden zurückgewiesen werden.

Will man nun der Frage näher treten, wie denn die in Frage stehende Äußerung Blumenthals zu deuten sei, so muß man sich vor allem gegenwärtig halten, daß die so schroff ablehnenden Urteile des Tagebuchs, also Worte wie „kindisch", „fähnrichsmäßig" usw. im leidenschaftlichen Streit der Meinungen niedergeschrieben sind, nicht für die Öffentlichkeit bestimmt waren und besser, wenigstens in dieser Form, noch nicht sobald hätten veröffentlicht werden sollen. Es wird doch niemand im Ernst glauben, daß der Kriegsminister von Roon, auf dessen Vorschläge sich diese Worte zunächst beziehen, nicht ganz genau gewußt hätte, was er wollte. Gerade als Kriegsminister war er über die Fragen des Festungskrieges besser unterrichtet als irgendein Infanteriegeneral in Versailles. Was er erstrebte, liegt deutlich zutage; er wollte offenbar, daß

entsprechend der kraftvollen Offensive, die den ganzen Feldzug kennzeichnet, auch gegen Preis offensiv, das heißt mit einer wirklichen Belagerung vorgegangen werde. Wenn er zunächst nur ein Bombardement aus acht Geschützen vorschlug, weil für mehr die Munition nicht vorhanden war, so war er sich zweifellos klar darüber, daß das einen entscheidenden Erfolg nicht haben werde. Er wollte offenbar nur den möglichst baldigen Beginn des Artillerieangriffs, weil er sicher wußte, daß wenn der König den Angriff erst befohlen hätte, auch alsbald die Mittel zur erfolgreichen Durchführung bereitgestellt würden. Und gerade dieser selbe Gedanke war es auch, der die Schießer, also die Artillerieoffiziere, aber auch den König und Moltke, denn auch sie zählen seit dem 17. Dezember zu den Schießern, von einem vorzeitigen Angriff abhielt. Sie wollten den Angriff erst dann, wenn auch die Sicherheit gegeben war, ihn mit Erfolg durchzuführen.

Es muß dabei entschieden dem Versuch, Moltke und Blumenthal als einerlei Meinung hinzustellen, entgegengetreten werden. Der König und Moltke waren, solange die Einschließungsarmee durch die sich im Norden und im Süden Frankreichs bildenden Entsatzarmeen bedroht war, in Übereinstimmung mit Blumenthal der Ansicht, daß da eine ernstliche Belagerung nicht möglich sei; und das mit vollem Recht. Denn es ist klar, daß wenn sich Metz auch nur vierzehn Tage länger gehalten hätte, die Einschließung von Paris hätte aufgegeben werden müssen, und also die dann etwa schon aufgestellten Belagerungsgeschütze verloren gegangen wären. Als aber die erste Armee im Norden, die zweite Armee im Süden in ihre die Einschließung deckenden Stellungen eingerückt waren, hat der König persönlich (vom 28. November ab) die Beschießung sehr entschieden betrieben, und ebenso Moltke spätestens vom 17. Dezember ab, wo er sie als „notwendig" bezeichnete. Da nun tatsächlich alle Anordnungen über die Beschießung vom Könige oder von Moltke verfügt sind, so wird der Vorwurf, daß sie das Verdienst des Königs oder seines genialen Generalstabschefs herabsetzen, mit Recht gegen alle die erhoben, die jetzt an der Beschießung zu nörgeln versuchen.

Blumenthal aber ist immer ein Nichtschießer geblieben; er hat zwar anfänglich am 7. und 10. Oktober die Übertragung des Oberbefehls über den artilleristischen Südangriff mit voller Zuversicht auf Erfolg angenommen; bei näherer Prüfung der Verhältnisse aber kam er zu der Überzeugung, daß mit den vorhandnen Mitteln ein Erfolg nicht möglich sei, und diese Überzeugung hat er mit Entschiedenheit vertreten. Das war sein Recht und sogar seine Pflicht, und niemand wird ihn deshalb tadeln dürfen. Gleichwohl war es, wie der Verlauf ergab, ein Irrtum, der vorwiegend darin seinen Grund hat, daß er über die Überlegenheit der preußischen Belagerungsgeschütze über die französischen nicht genügend unterrichtet war. Seine Äußerung vom 23. Dezember kann also nur den Sinn haben, daß er damals noch hoffte, den Beginn der Beschießung und damit diese selbst hintertreiben zu können. In

demſelben Sinne ſchreibt er an jenem Tage: „Ich freue mich, daß noch immer nicht die ganze Munition hier iſt.“ (Das iſt deshalb beſonders bezeichnend, weil der König ſchon im November die größte Beſchleunigung des Munitionstransports ſehr entſchieden befohlen hatte.) Und noch am 27. Dezember ſchreibt er von der Beſchießung der Forts: „Mir ſcheint ſie trotz aller Intrigen noch recht fern zu liegen.“ Daß er Nichtſchießer blieb, zeigen am beſten die Bemerkungen, mit denen er die Beſchießung ſelbſt begleitete. Über die glanzvoll verlaufne Beſchießung des Mont Avron ſchreibt er am 28. Dezember: „Die Kanonade ſcheint, wie ich vorausgeſehen, kein nennenswertes Reſultat gehabt zu haben.“ Er muß dann freilich am 29. geſtehn, daß er ſich geirrt habe. Als der Südangriff beginnt, nennt er die guten Berichte des erſten Tages (5. Januar) eine „arge Täuſchung“. Am 7. Januar ſpricht er von der „abſcheulichen Beſchießung“. Am 9. Januar ſchreibt er: „Die Blamage hat ihren regelmäßigen Anfang genommen und wird ſich wohl noch weiter ausbilden.“ Am 24. Januar nennt er die Beſchießung „einen begangnen militäriſchen Fehler“. Am 26. iſt er „über das Schießen förmlich erbittert“. Dieſe wenigen Ausſprüche — ſie könnten leicht ſtark vermehrt werden — mögen genügen, das Bild der Beſchießung zu geben, wie es ſich nach dem Tagebuch vorſtellt.

Dagegen hat Moltke noch in Verſailles in einer Selbſtkritik ausgeſprochen, wenn er noch einmal die Dispoſitionen für die Operationen nach der Schlacht von Sedan — und die wichtigſte davon war doch die Einnahme von Paris — auszuarbeiten hätte, ſo würde er es genau ebenſo machen, wie es in Wirklichkeit geſchehen war. Er war alſo ebenſo wie der König, der das wiederholt in Verſailles ausgeſprochen hat, mit der Ausführung und dem Erfolg der Beſchießung zufrieden. Über die materielle Wirkung der Beſchießung ſei der ſehr urteilsfähige und unparteiiſche General von Stoſch, der zuerſt zu den Nichtſchießern rechnete, angeführt, der am 30. Januar die große Genugtuung über den Erfolg ſchildert und hinzufügt: „Die gewonnenen Reſultate hatte niemand erwartet.“ Größer noch war die moraliſche Wirkung, die ſelbſt Blumenthal anerkennt; er ſchreibt am 21. Januar: „Die Franzoſen können nun wenigſtens ſpäter nicht ſagen, daß wir es nicht gewagt hätten, ihre berühmte Weltſtadt zu beſchießen.“ Auf die Wichtigkeit dieſer moraliſchen Wirkung hat Moltke noch in Verſailles hingewieſen, als er ausführte, in welcher Weiſe die Kriegführung auf den ſchließlichen Frieden hinwirken müſſe. Es müſſe nicht nur jeder Widerſtand im freien Felde niedergeworfen, ſondern auch die moraliſche Widerſtandskraft des franzöſiſchen Volkes völlig gebrochen werden. Nur ſo war ein ſo opferreicher und auch ein dauernder Friede zu erzwingen. Bei der großen Bedeutung, die Paris für Frankreich hat, mußte in der Tat vor allem die moraliſche Widerſtandskraft der Hauptſtadt gebrochen werden, und dazu hat die Beſchießung weſentlich beigetragen, der es alſo mit zu danken iſt, daß ſeit 1871 der Friede gewahrt geblieben iſt. Genauern Aufſchluß über

die tatsächlichen Erfolge geben die beiden Bücher des Generals von Müller*), auch das sehr lesenswerte Buch des Professors Busch**). Jeder, der diese Werke sachwissenschaftlich zu würdigen weiß, wird sich, wenn er sie mit den Angaben des Tagebuchs vergleicht, in der Tat der Überzeugung nicht verschließen können, daß diese nur „von den vielen ungenügend unterrichteten Lesern für zutreffend angenommen werden" können. Leider gilt das aber nicht nur von ungenügend unterrichteten Lesern, sondern auch geistig hochstehende Männer sind allmählich in den Bann der Blumenthalschen Darstellung geraten, wenn sie***) die Beschießung eine verfehlte Maßregel oder gar einen völligen Mißerfolg nennen. So schreibt General von Blume auch in seinem neuesten Werke: Kaiser Wilhelm I. und Roon, daß der Angriff auf Paris „zum Stehn gekommen" sei, was mit einem Mißerfolge gleichbedeutend wäre. Diese Behauptungen stehn aber mit den Tatsachen im Widerspruch; der Irrtum rührt daher, daß diese Herren nur den Südangriff vor Augen haben, über den ja auch das Tagebuch nur handelt, und ihn mit dem Artillerieangriff identifizieren. Dieser setzte sich aber aus drei Teilen zusammen, dem Nord-, Süd- und Ostangriff; der Ostangriff blieb Episode, die beiden andern aber bildeten ein Ganzes, waren von vornherein als solches vorgeschlagen und können auch nur so gewürdigt werden.

Nun ist es richtig, daß gegen Mitte Januar der Moment eintrat, wo der erste Auftrag der Belagerungsartillerie (siehe Beschießungsbefehl vom 29. Dezember) beim Südangriff erfüllt war, und nun der zweite Auftrag, der Bau weiter vorgeschobner Batterien, hätte befohlen werden müssen. Es war alles dafür vorbereitet, und nach den bisherigen Resultaten war am Erfolge nicht zu zweifeln. Der Befehl wurde aber vom König nicht für den Süden gegeben, sondern für den Norden, weil sich inzwischen herausgestellt hatte, daß dort die französischen Werke viel weniger stark ausgerüstet waren, also mit weniger Mitteln und mit geringern Opfern angegriffen werden konnten wie im Süden. Solche Verschiebungen der Hauptangriffsfront sind wiederholt, zum Beispiel auch bei Belfort, vorgekommen.

Infolge davon wurde nun im Süden nur ein hinhaltendes Feuergefecht geführt, im Norden aber der Angriff kraftvoll weiter fortgesetzt, sodaß am 21. Januar vom Könige die Eröffnung des förmlichen Angriffs auf die Nord-

*) v. Müller, Band IV und Ergänzungsheft zu der Beschießung von Paris.

**) Dr. Busch, Das große Hauptquartier und die Bekämpfung von Paris. Die Denkwürdigkeiten des Prinzen Hohenlohe: Aus meinem Leben, Band IV, haben die erhofften Aufklärungen nicht gebracht. Es ist allseitig erkannt worden, daß Band IV erst nach langem Zwischenraum, ohne schriftliche Notizen, nur nach dem Gedächtnis niedergeschrieben worden ist. Er enthält deshalb so viele offenbare Irrtümer, sodaß er als Geschichtsquelle nicht anzusehen ist.

***) Siehe z. B. Preußische Jahrbücher Februar 1903, oder von Blume im Militärwochenblatt von Januar 1902.

front befohlen*) und auch sofort mit der größten Energie begonnen wurde. In diesem Sinne wurde zum Beispiel auch eine Anzahl Geschütze vom Süden an den Nordangriff abgegeben. Die Batterien im Norden haben nicht nur, wie sich nach der Übergabe zeigte, materiell einen sehr bedeutenden Erfolg gehabt, sondern auch moralisch. Fürst Bismarck berichtete**), daß ihm die französischen Unterhändler gesagt haben, die schnellen Fortschritte des Nordangriffs hätten besonders dazu beigetragen, den Entschluß zur Kapitulation zur Reife zu bringen, also das Ziel zu erreichen, das Moltke der Belagerungsartillerie als Aufgabe gesetzt hatte.

Damit ist doch für jeden, der sich vorurteilsfrei über die Sachlage unterrichten will, der Beweis geliefert, daß von einem Zumstehnkommen des Angriffs, der allerdings einen Mißerfolg bedeuten würde, durchaus nicht die Rede sein kann, sondern daß der Artillerieangriff trotz der feindlichen Überlegenheit an Zahl seinen erfolgreichen Fortgang genommen hat. Und damit ist die erfreuliche Tatsache erwiesen, daß auch beim Angriff auf Paris, wie im ganzen Feldzuge, die Leitung der Operationen durch den König und Moltke sachgemäß und richtig war, und daß der Angriff von allen Truppenteilen mit voller Hingebung und Tapferkeit und auch mit großem Erfolge durchgeführt wurde.

An diesem Urteil ändert auch der Umstand nichts, daß vor der vollständigen Durchführung des Angriffs die Lebensmittel in Paris zu Ende gingen. Es war menschlich richtig und militärisch statthaft, deshalb die Kapitulation abzuschließen. Es war von den französischen Machthabern sogar klug, nicht bis zuletzt zu warten, wo sie jede Bedingung hätten annehmen müssen, sondern daß sie sich hinreichende Zeit für Unterhandlungen sicherten. Auf französischer Seite hebt man mit Recht als ruhmvoll hervor, daß nur der Hunger zur Übergabe gezwungen habe; wenn das auch auf deutscher Seite, und zwar sehr ostentativ geschieht, so erscheint das doch wenig angebracht. Die Geschichte zeigt viele Beispiele, wie es in einer mit Heroismus verteidigten, aber durch den Hunger bezwungnen Festung auszusehen pflegt. Auch Blumenthal spricht in seinem Tagebuch am 18. November zum Teil in recht drastischen Ausdrücken von dem Elend und dem Schrecken der Hungersnot, wie sie eine wirkliche Aushungerung als Ende mit sich bringt. Von alledem war in Paris noch sehr wenig zu merken; eine Hungersnot ist nicht entstanden; es waren noch reichlich Lebensmittel für einige Tage vorhanden, was durch mehrfache Zeugnisse bewiesen wird. So haben die französischen Truppen, als sie die Forts übergaben, darin eine Menge Lebensmittel, Schinken, Würste, sogar das frisch gebackne, übrigens recht gute Weißbrot, was ihnen denselben Morgen geliefert worden war, zurückgelassen. General von Stosch berichtet, daß der König entschieden verboten habe, Lebensmittel aus den Armeebeständen an Paris

*) Generalstabswerk über den Feldzug 1870/71, S. 1172.

**) Hassel, Aus dem Leben des Königs Albert von Sachsen.

abzugeben, ein Beweis, daß der König bestimmt wußte, daß zu einer planmäßigen Wiederverproviantierung noch Zeit genug war. Gegenteilige Äußerungen, wie in den angezognen Artikeln der Preußischen Jahrbücher und des Militärwochenblatts, sind also nicht nur unangebracht, sondern geradezu irrig.

Es erscheint deshalb zum Schluß der Wunsch wohl gerechtfertigt, es möge nun die Zeit gekommen sein, wo man aufhört, Personenkultus zu treiben, und wo man die Vorgänge in ihrer Wirklichkeit zu erfassen sucht. Der Ruhm der preußischen Armee und die Ehre der deutschen Geschichtschreibung fordern gleichmäßig, daß auch hier die Wahrheit zu ihrem Rechte komme.

Fürstin Pauline zur Lippe

Von Siegfried Fitte

2

Als Pauline im Januar 1796 als neue Herrin in Detmold einzog, war der von ihr und ihrem alten Freunde Gleim so heiß ersehnte Friede für das ganze deutsche Reich noch immer nicht zustande gekommen. Nur die norddeutschen Staaten waren dem Sonderfrieden, den Preußen mit der Republik geschlossen hatte, beigetreten, und im August 1796 wurde eine Demarkationslinie gezogen, die alles Land nördlich vom Main und rechts vom Rhein gegen die Schrecken des Krieges schützen sollte. Im Bereich dieser norddeutschen Neutralität lag auch die Grafschaft Lippe, und deshalb mußte sie für das aus preußischen, braunschweigischen und hannoverschen Truppen gebildete Observationskorps ebenfalls Naturallieferungen und Geldbeiträge leisten.*) Sehr unangenehm aber empfanden es Paulinens Untertanen, als preußische Soldaten bei ihnen einquartiert wurden und sich mannigfache Übergriffe, sogar in die Hoheitsrechte des Landesherrn, erlaubten. Die Fürstin Pauline, die eben erst vom Wochenbett aufgestanden war, hatte Mühe genug, die Erbitterung des hitzigen Gemahls zu beschwichtigen. Sie überarbeitete den Entwurf einer Beschwerdeschrift an das Berliner Auswärtige Amt, und ebenso gab sie einem etwas schroff gehaltnen Brief an den Prinzen Louis Ferdinand, den Kommandeur der drei preußischen Bataillone, einen versöhnlichen Abschluß. Wenn es da heißt: „Ich verlasse mich darauf, Sie werden mich fürs künftige beruhigen und für dergleichen sicherstellen; wenn man Ihrer schönen menschlichen Seele so gern und ganz vertraut, so wird man sicher nicht getäuscht", so war dieser Zusatz eine fein berechnete Schmeichelei, die

*) Vgl. hierüber und für das folgende: Kiewning, Die auswärtige Politik der Grafschaft Lippe vom Ausbruch der französischen Revolution bis zum Tilsiter Frieden. Detmold, 1903.

jedoch ihre Wirkung verfehlte. Der preußische Prinz behandelte das kleine Lippe ziemlich von oben herab. Der Freund Pauline Wiesels ist dieser Pauline, deren Geist und frauenhafte Würde vielleicht auch in ihm tiefere Gefühle ausgelöst hätten, nicht näher getreten und hat sie wahrscheinlich nicht einmal persönlich kennen gelernt.

Es ist ein seltsames Zusammentreffen, daß die erste nachweisbare Beteiligung Paulinens an den öffentlichen Angelegenheiten sie in einen scharfen Gegensatz zu dem großen Nachbarstaate brachte, der schon der anhaltinischen Prinzessin so unheimlich gewesen war. Als ganz junges Mädchen hatte sie zum Entzücken Gleims eine lateinische Ode auf Friedrich den Großen ins Deutsche übersetzt. Aber diese Begeisterung war wohl mehr fritzisch als preußisch. In ihren Briefen an den Augustenburger kommt manche bittere Bemerkung gegen Preußen vor. Ihr Vater mag ihr oft genug erzählt haben, wie schwer die anhaltinischen Lande im Siebenjährigen Kriege durch Zwangslieferungen aller Art gelitten hatten. Nun war sie als Fürstin von Lippe doch wieder in die Nachbarschaft Preußens gekommen, und das sanfte und friedliche Regiment Friedrich Wilhelms des Dritten zeigte sich in diesem Punkte nicht weniger drückend und rücksichtslos. Moralische Eroberungen machte Preußen damals in Norddeutschland nicht. Die schmähliche und nachgiebige Neutralitätspolitik seit dem Basler Frieden nahm ihm zuletzt auch die Achtung, die seine glänzende Vergangenheit und militärische Stellung beanspruchen durfte. Daß es im Jahre 1803 die Besetzung Hannovers durch die Franzosen, die Verletzung der Demarkationslinie ungeahndet ließ, war ein Fehler, der nie wieder gutgemacht werden konnte. Die kleine Grafschaft Lippe lag jetzt wie eingekeilt zwischen den beiden Großmächten, und darum überrascht es nicht, daß Pauline von nun ab auch mit Frankreich rechnete. Von der Frau, die sich einst eine „Tochter Thuiskons" genannt hatte, hätte man vielleicht eine nationalere Politik erwarten sollen. Aber wo gab es die damals in Deutschland? Auch Preußen trieb einseitig preußische Interessenpolitik, hatte schon in Basel die allgemeine Sache Deutschlands treulos preisgegeben und auch beim Reichsdeputationshauptschluß nur an sich selbst gedacht.

Seit dem Tode ihres Gatten, der am 4. April 1802 starb, war Pauline für die politischen Geschicke des kleinen Landes allein verantwortlich. Das Testament des Fürsten hatte sie zur Vormünderin und Regentin eingesetzt, und die Stände waren „in Rücksicht auf ihre ausgezeichneten Eigenschaften" damit einverstanden. So hatte sie sich in ihrem Gedicht an Gleim als eine schlechte Prophetin erwiesen; sie war nun doch Regentin geworden und mußte sich sehr eingehend mit der ihr einst so unleidlichen Politik beschäftigen. Ihre erste Sorge galt den Verhandlungen der Regensburger Reichsdeputation, die im August 1802 endlich zusammengetreten war, um die durch den Verlust des linken Rheinufers völlig verwirrten Besitzverhältnisse des deutschen Reiches neu zu ordnen, in Wahrheit aber doch nur zu bestätigen hatte, was die beutegierigen deutschen

Fürsten durch Sonderverträge mit der Pariser Regierung längst erreicht hatten. Durch ein Versehen wurde auch das Damenstift Kappel, das seit lange unter lippischer Landeshoheit stand, zur Entschädigungsmasse geschlagen. Pauline wandte sich mit ihrer Beschwerde an Preußen und Rußland und setzte glücklich die Streichung des betreffenden Artikels durch. Noch wichtiger aber schien die Frage, ob es jetzt nicht an der Zeit sei, dem Hause Lippe eine Virilstimme am Reichstage zu verschaffen. Denn mit dem Fürstentitel des Landesherrn war die persönliche Reichsstandschaft bisher nicht verbunden gewesen, Lippe wurde in Regensburg im Westfälischen Grafenkollegium mit vertreten. Als nun aber verschiedne Reichsgrafen, die Salm-Salm, Fürstenberg, Löwenstein-Wertheim und andre, in den Reichsfürstenrat neu aufgenommen wurden, um die durch den Wegfall der geistlichen Stimmen entstandnen Lücken zu ergänzen, meldete sich auch Pauline mit ihren Ansprüchen. Die Sache war jedoch nicht so einfach. Die Entscheidung lag nicht in Regensburg, sondern in Paris, wo damals mit deutschen Landstücken und Hoheitsrechten ein einträglicher Handel getrieben wurde. Es gab förmliche Taxen, wie einst beim römischen Ablaß. Eine Virilstimme zum Beispiel kostete 24000 Franken, die zu bestimmten Teilen an höhere und niedere Beamte des Auswärtigen Amtes gezahlt werden mußten. Von diesen „Bestechungen" aber wollte Pauline nichts wissen: ihre Grundsätze erlaubten ihr „dieses Pfades Betretung" nicht. Da sie fünf Jahre später, nach der Aufnahme in den Rheinbund, den französischen Unterhändlern nicht geringere Summen geopfert hat, ist zu vermuten, daß sie der Reichsstandschaft keinen allzugroßen Wert beilegte. Um Sein oder Nichtsein des Landes Lippe handelte es sich hier noch nicht.

Trotzdem schaute Pauline sorgenvoll in die Zukunft. Die große Umwälzung von 1803 hatte gezeigt, wie morsch und verfallen, wie reif zum völligen Untergang die altehrwürdige Verfassung des Heiligen Römischen Reiches war. Die durch Napoleons Gnade groß gewordnen Mittelstaaten gingen auf neue Beutezüge aus und versuchten zunächst die Reichsritterschaft ihrer straffen monarchischen Landeshoheit zu unterwerfen. Nach diesen Kleinsten im Reiche mußten die Reichsgrafen an die Reihe kommen. Schon im Jahre 1795 hatte Pauline die Befürchtung ausgesprochen, daß vielleicht einmal die kleinern deutschen Fürsten von ihren mächtigern Mitständen verschlungen werden könnten. Doch niemals würde sie der verlornen Fürstenwürde eine Träne nachweinen, da der Privatstand im ganzen glücklicher sei; sie hätte sehr wenig Bedürfnisse, und wie sie sich schmeichle, Hilfsquellen genug in ihrer eignen Brust. Damals hatte sie gemeint, die jetzige Generation würde diesen Umsturz wohl nicht erleben. Inzwischen sah sie mit eignen Augen, wie der gewaltige Erbe der Revolution das Antlitz der Welt von Grund aus änderte. Nach dem Reichsdeputationshauptschluß erschien ihr das Dasein der kleinern Staaten sehr unsicher. „Wahrscheinlich werden unsre Enkel im Privatstande leben", schrieb sie im Juni 1804. Und ähnlich wie neun Jahre vorher fügt sie hinzu: „aber sind sie nur achtungs-

werte Menschen, ist ihr Auge dem Licht und der Wahrheit eröffnet, so wird der Verlust des Hermelins sie nicht unglücklicher machen."

Diese philosophische Ergebenheit hindert sie aber nicht, so tapfer wie möglich um die Selbständigkeit ihres kleinen Landes zu kämpfen. Als der schlimmste Feind galt ihr nach wie vor der preußische Nachbar, und dieser stellte bei der Mobilmachung von 1805 wieder recht hohe und unliebsame Forderungen, denen sich Pauline immer nur schweren Herzens fügte. Die Berliner Regierung benahm sich so rücksichtslos, als ob Lippe schon ein preußischer Kreis geworden wäre. Vielleicht würde die Fürstin dem Willen der Großmacht leichter nachgegeben haben, wenn diese wirklich als Großmacht gehandelt und ihre eigne und Deutschlands Ehre besser gewahrt hätte. Sehr treffend vergleicht sie das Preußen von 1806, das Preußen des Schönbrunner und Pariser Vertrags, mit einer von heftigen Stürmen schon arg mitgenommnen Flotte. Schon im März 1806 suchte sie, zunächst vergeblich, mit Napoleon Fühlung zu gewinnen. Auch an eine Reise nach Paris dachte sie. Und obwohl schon vier Jahre vorher zahlreiche deutsche Fürsten, unter ihnen ein Schwager des preußischen Königs, dem ersten Konsul in St. Cloud ihre Aufwartung gemacht hatten, obwohl sich das unwürdige Schauspiel im Herbst 1804 vor dem neuen Kaiser in Mainz wiederholt hatte, hielt sie es doch noch für nötig, sich vor den Holsteiner Freunden gewissermaßen zu entschuldigen: sie wollte in deren Augen nicht als frivol und zu dienstfertig (prompte) erscheinen. Aber es handelte sich nicht um ihr eignes Schicksal; sie war Mutter und Vormünderin, und nichts, weder die Rücksicht auf ihre Gesundheit noch persönliche Bedenken (désagréments) würden sie von dieser Reise zurückgehalten haben, wenn sie damit ihren Kindern genützt hätte. Doch vorläufig war das Schlimmste noch glücklich verhütet. Der russische Kaiser hatte sie, wie sie meint, vor den Klauen des schwarzen Adlers gerettet; sie konnte noch einmal Atem schöpfen. Das war Ende April. Dann erfolgte die Gründung des Rheinbundes. Ein neuer unerhörter Gewaltstreich vernichtete die politische Selbständigkeit zahlreicher Reichsstände im deutschen Süden und Westen. Was den Fürstenbergs und Hohenlohes zugestoßen war, konnte jeden Augenblick auch Lippe-Detmold treffen. Preußen bemühte sich jetzt, dem Rheinbund einen norddeutschen Bund entgegenzustellen. Dem Ehrgeiz und der Ländersucht der beiden wichtigsten Mittelstaaten, Sachsen und Hessen, mußten einige Zugeständnisse gemacht werden. Kein Zweifel, daß auch hier die Kleinern aufgeopfert werden sollten. Der Kurfürst von Hessen-Kassel warf sein Auge auf die beiden Lippe und Waldeck-Pyrmont. Das Unwetter der Mediatisierung zog drohend auch über Norddeutschland herauf.

Paulinen blieben diese geheimen Verhandlungen zwischen Berlin und Kassel nicht verborgen. Im August 1806 machte sie sich auf das Einrücken hessischer Truppen gefaßt und war entschlossen, in diesem Falle sofort nach Paris zu gehn. Das fürstliche Blut regte sich in ihr, so sehr sie noch vor gar nicht so langer Zeit die Vorzüge des Privatstandes gepriesen hatte. Der „Tochter,

Schwester und Witwe regierender Fürsten" kam es hart an, „Untertanin von ihresgleichen zu werden". Und vor allem: sie hatte als Regentin eidlich gelobt, ihrem Sohne alle seine Rechte zu erhalten, und wollte ihre Seele nicht mit einem Meineid belasten. Aber auch für das Land selbst erschien ihr die Mediatisierung nicht heilsam: „Wo bleibt das liebliche Bild einer freundlich geleiteten, glücklichen, zu übersehenden Familie, was nur kleine Länder bieten? Es wäre für ewig verlöscht." Nicht gewöhnlicher engherziger Kleinstaatgeist spricht sich in diesen Worten aus. Das Land Lippe konnte mit den zahllosen, zum Teil arg verrotteten politischen Existenzen, die der eiserne Besen des Korsen vom Reichsboden hinweggefegt hatte, nicht verglichen werden: Pauline verdiente Herrscherin zu sein und zu bleiben. Für unser nationales Empfinden aber ist es noch heute schmerzlich, daß ihr in dem Kampfe um ihre Selbsterhaltung nichts andres übrig blieb, als sich Napoleon in die Arme zu werfen und so, wie sie es selbst in einer Denkschrift ausdrückt, ihr kleines hilfloses Fahrzeug „dem prächtigen, stolzen Kriegsschiff anzuvertrauen, das im Pompe des Sieges sich bläht und einer ganzen ihm folgenden Flotte gebietet".

Noch vor Jena und Auerstedt bewarb sie sich um Aufnahme in den Rheinbund. Daß sie es in ihren Gesuchen an Schmeicheleien gegen den Gewaltigen nicht fehlen ließ, ist wohl begreiflich. Die Fürstenbriefe an Napoleon gehören bekanntlich zu den betrübendsten Erscheinungen der deutschen Geschichte. Aber auch hier weiß Pauline in die herkömmliche Melodie noch eine eigne Note zu bringen. „Nur Eure Majestät, so schreibt sie, versteht es, den Erdkreis zu beherrschen und noch bis in die kleinsten Einzelheiten mit Wohltaten zu überhäufen.... Das beigefügte Memoire ist ohne Kunst und Beredsamkeit geschrieben; das Herz allein hat es diktiert, und ich habe keine fremde Feder dazu entliehen, da es sich um meine geheimsten Gefühle handelte." Trotzdem gelangte Pauline erst nach vielen Schwierigkeiten und nur mit knapper Not an das ersehnte Ziel. Napoleon hatte keine große Lust, diese politischen Zwerggebilde Norddeutschlands zu erhalten, überließ aber die gleichgiltige Sache seinen Unterbeamten, und einer von diesen war gutmütig genug, auf die Wünsche des geschickten nassauischen Staatsmanns Hans von Gagern einzugehn. Der Kaiser schalt nachher sogar darüber, daß er getäuscht worden sei. Pauline aber wußte, warum sie diesmal mit Geld und Geschenken für die gefälligen Unterhändler nicht sparte. Als sie im April 1807 endlich in den Rheinbund aufgenommen worden war, verkündigte sie ihren Untertanen mit stolzer Freude, daß sie ihnen „künftige Ruhe und bleibende Selbständigkeit durch mächtigen und kraftvollen Schutz" gesichert habe.

Ganz ungetrübt war freilich diese Freude nicht. Napoleon stellte sehr hohe Anforderungen an seine Vasallen. Lippe, das nach der alten Reichsmatrikel im Kriegsfalle 274 Mann zur Reichsarmee geschickt hatte, mußte jetzt ein Kontingent von 500 Mann zur steten Verfügung des mächtigen Protektors unterhalten. Das waren schmerzliche Opfer für die treue Landesmutter, be-

ſonders als viele ihrer braven Soldaten in dem ſpaniſchen Kriege zugrunde gingen. Auch die Kontinentalſperre war ſehr drückend, und an außerordentlichen Kriegsſteuern fehlte es nicht. Im übrigen aber blieb Lippe während der Rheinbundzeit von Truppendurchzügen und ſonſtigen Beläſtigungen ziemlich verſchont. Pauline benahm ſich ſtets ſehr geſchickt und verſtand durch den Reiz ihrer Unterhaltung und die Liebenswürdigkeit ihrer Briefe Diplomaten und Generale zu gewinnen. Auch mit Jérôme in Kaſſel hielt ſie gute Nachbarſchaft und lobte ſeine Gefälligkeit und Artigkeit im Gegenſatz zu dem ehemaligen „Dünkel“ der Preußen. Wie aber dachte ſie über Napoleon ſelbſt? Sie hatte keinen Grund, ihn zu haſſen, wie Luiſe von Preußen oder Maria Ludovika von Öſterreich; und in der Bewunderung für ihn ſtimmte ſie mit dem Größten ihrer Zeit überein. L'empereur par excellence, ce genie terrible et colossal, ſo bezeichnet ſie ihn in ihren Briefen. Auch perſönlich hat ſie ihn kennen gelernt. Im Spätherbſt 1807 unternahm ſie eine Reiſe nach Paris, um eine bei der Errichtung des neuen Königreichs Weſtfalen beabſichtigte, unangenehme Schmälerung ihrer Souveränität zu hintertreiben. Über dieſe Reiſe liegt ihr Tagebuch vor, das in das Hofleben von Fontainebleau einen hübſchen Einblick gewährt. Die Kaiſerin Joſephine kannte ſie ſchon von einem frühern Beſuch in Mainz her, und ſchon damals hatte es ihr die hübſche, aber oberflächliche Kreolin angetan. Sie erſchien ihr als ein „Muſter der Grazie und Liebenswürdigkeit“, ihren Wuchs und ihr Auge fand ſie einzig ſchön. Die erſte Begegnung mit Napoleon verlief ſehr kurz und war nur ein raſches Wechſelſpiel von Frage und Antwort: Wie alt iſt Ihr Sohn? Iſt er bei Ihnen? Wie ſtark iſt die Bevölkerung Ihres Landes? Wie groß iſt Ihr Kontingent? Deſto geſprächiger war der Kaiſer bei der Privataudienz, die ſie endlich nach langem Warten erlangte. Er ging auf ihre Angelegenheiten ein, als ob er nie ein wichtigeres Geſchäft gehabt hätte. Pauline erreichte ihren Zweck; der gefürchtete Paragraph wurde in die weſtfäliſche Konſtitution nicht aufgenommen. In Paris beſuchte die Fürſtin die Ateliers berühmter Künſtler und wohnte auch einer Sitzung der Akademie bei. Unter den Sehenswürdigkeiten feſſelte ſie beſonders der Dom der Invaliden. Sie ſah dort die erbeuteten öſterreichiſchen und preußiſchen Fahnen und den Degen Friedrichs des Großen: „Es iſt kein wohltätiges Gefühl, mit dem man das alles ſtill betrachtet.“

Eine kleine, ſchlichte Bemerkung, die aber doch wohl zeigt, daß in der Rheinbundsfürſtin noch das Herz der Tochter Thuiskons ſchlug. Es muß auch hervorgehoben werden, daß ſie in ihrem Lande niemals jenen entehrenden Napoleonkultus duldete, der damals in andern Staaten getrieben wurde. Und darum ſind die begeiſterten patriotiſchen Töne, die ſie nach der Leipziger Schlacht in verſchiednen Aufrufen an ihre Untertanen erklingen ließ, nicht leeres Wortgepränge, ſondern der lebendige Ausdruck einer ſtarken, doch lange zurückgedrängten nationalen Geſinnung. Das kleine Lippe erlebte jetzt eine Nachblüte des großen preußiſchen Völkerfrühlings. Auch hier wurden Landwehr und Landſturm

errichtet, und die Spalten der Lemgoer Intelligenzblätter füllten sich mit den Verzeichnissen der freiwilligen Liebesgaben. Im Feldzuge von 1815 erwarb sich das lippische Kontingent besondern Ruhm bei der Erstürmung der Festung Montmédy, Blücher selbst teilte das der Fürstin in einem schmeichelhaften Schreiben mit, und „dieses Zeugnis des verehrungs- und bewunderungswürdigen Helden" machte sie öffentlich bekannt, um das ganze Land ihre eigne Freude mitgenießen zu lassen.

Die äußere Politik Paulinens, die immer nur die Unabhängigkeit ihres kleinen Staates im Auge gehabt und diesem Zweck alle andern Rücksichten untergeordnet hatte, ist jetzt zu einem gewissen Abschluß gelangt. Frankreich war nicht mehr zu fürchten, und in dem friedlichen und schläfrigen Deutschen Bunde mit seinen neununddreißig Staaten war die lippische Souveränität auch vor allen Anfechtungen des einst so unbequemen preußischen Nachbars gesichert.

Paulinens äußere Politik ist aber doch trotz aller Geschicklichkeit und aller Erfolge nur ein Teil ihres Wesens. Das, was sie hauptsächlich zur großen Regentin gemacht hat und, wie Treitschke einmal sagt, den wenigen bedeutenden Frauen der Geschichte an die Seite stellt, ist ihre innere Verwaltung. Dankbar gedachte sie, als sie Regentin geworden war, des Vaters, der ihr eine so ungewöhnliche Erziehung hatte zuteil werden lassen. In seinem Kabinett, als sein Geheimsekretär, hatte sie sich die nötige Geschäftsgewandtheit angeeignet; schon damals, als sie noch mit dem alten Gleim von einem stillen Musensitz schwärmte, war sie doch weit davon entfernt, sich ganz „der süßen Ruhe" hinzugeben. Ihre lebensfrische Natur konnte sich nur in angestrengter Tätigkeit wahrhaft glücklich fühlen. Lust und Liebe zum Wirken für ein größeres Ganze waren ihr angeboren. Nicht gering schätzte sie die Freuden des Regierens ein; es erlabte und ermutigte sie, auch nur für den Augenblick zu hoffen: siehe, Tausende hängen an dir, erwarten alles von dir, lieben dich kindlich ... Vor dieser Sorge für das ihr anvertraute Land mußten alle andern Interessen und Neigungen zurücktreten. Auch die Musen, denen sie in ihrer Jugend so gern gehuldigt hatte, vernachlässigte sie jetzt. Sehr hübsch erklärt sie in einem Geburtstagsgedicht an die von ihr hochverehrte Stiefmutter ihres verstorbnen Gatten:

Seit in Teutoburgas Hallen
Meine Schritte feierlicher wallen,
Weh und Klagen oft vor mir erschallen,
Nenn ich Themis Herrscherin;
Sorge, daß nicht ihre Wage gleite,
Strebe, daß mich Pallas Eule leite,
Nemesis kein herbes Los bereite,
Und die Musen, ach, sind hin.

Die Akten waren ihr jetzt wichtiger als alles, was die schöne Literatur an neuen Werken hervorbrachte. Mechanisch griff ihre Hand nach dem Aktenstoß, und Matthissons Liedersammlung oder Goethes „Dichtung und Wahrheit"

blieb daneben unbeachtet auf dem Schreibtische liegen, bis sie ihr Tagewerk vollendet hatte.

Ein stark patriarchalischer Zug geht durch Paulinens Regiment. Das, was sie einst als den Vorzug des Kleinstaats gepriesen hatte, das Gemütliche, Übersichtliche, kam darin aufs glücklichste zur Geltung. Sie erscheint als das Oberhaupt einer großen Familie, das nach allen Seiten hin seine Wohltaten ausstreut, aber streng auf Ordnung sieht und die Zügel fest in der Hand hält. Seit ihrem Beitritt zum Rheinbunde hat sie den lippischen Landtag nicht mehr berufen. Doch faßte sie die ihr jetzt zugestandnen Souveränitätsrechte nur als eine vermehrte Verpflichtung auf „zur Ausübung der Gerechtigkeit, Billigkeit und Milde". Die oft recht mechanische Vielregiererei der Vasallen Napoleons war ihr fremd; in ihrer ganzen Art knüpft sie mehr an das aufgeklärte Fürstentum des achtzehnten Jahrhunderts an. Und ihr weibliches Empfinden verleugnet sie auch als Regentin nicht: ihre Erlasse und Verordnungen haben vielfach einen kleinen Stich ins Feierliche und Gefühlvolle, so kräftige Töne sie auch gelegentlich zu finden weiß. Da heißt es zum Beispiel in einem Erlaß zur Beförderung der Schutzblatternimpfung und zur Verhinderung der Ansteckung: „Wir haben zu der Mehrheit Unsrer geliebten Untertanen das feste Zutrauen, daß ihnen das Leben ihrer Kinder höchst schätzbar ist, daß sie diesen unsterblichen Wesen, denen sie das Dasein gaben, es auch erhalten wollen. . . . Unterlassen die Eltern diese Pflicht, so wird ihr eignes Gewissen sie unerbittlich strafen, ihr häusliches Glück für immer vernichtet sein und der nagende, nicht wieder zu besänftigende Kummer, Mörder ihrer Kinder durch Unterlassung gewesen zu sein, ihr Grab öffnen."

Pauline nahm das Gute, wo sie es fand. Als sie am Ende des Jahres 1808 die Leibeigenschaft aufhob, wies sie auf das Beispiel andrer Bundesstaaten hin; die Steinsche Gesetzgebung konnte für die Rheinbundsfürstin selbstverständlich nicht in Betracht kommen. Während Scharnhorst mit rastlosem Eifer der Begründung der allgemeinen Wehrpflicht zustrebte, führte sie nach französisch-westfälischem Muster die Konskription ein. Doch auch diese schon war für den geplagten Bauernstand eine bedeutende Erleichterung. Nachdrücklich bekämpfte sie ständische Privilegien und Ansprüche: so erneuerte sie eine alte Polizeiordnung, wonach niemand, weder Adlicher noch Geistlicher, von Leistungen für die Ausbesserung der Landstraßen befreit werden sollte. Sehr lag ihr die Rechtspflege am Herzen; sie verkürzte das Prozeßverfahren und ordnete den Instanzenweg. Regelmäßig ließ sie sich die Kriminalakten vorlegen und versah sie mit Randbemerkungen. Gern wies sie darauf hin, daß der Verbrecher doch auch Mensch sei, und daß die Strafe dazu dienen solle, den Bestraften zu bessern. Als es sich aber um einen Sohn handelte, der seine Eltern mißhandelt hatte, verwarf sie jede Milde als Sünde gegen Tugend, Religion und Sittlichkeit. Auch gesellschaftliche Unterschiede wollte sie vor Gericht nicht gelten lassen: Vornehme dürfen nicht entschlüpfen, wo Geringe bestraft werden. Unermüdlich war sie

bestrebt, ihre Untertanen zu belehren, zu bessern und zu erziehen. Bisweilen tut sie wohl darin ein wenig des Guten zuviel. War es nötig, den Seiltänzern die öffentliche Ausübung ihrer Künste zu verbieten, damit ja nicht die Kinder zu gesundheitsschädlichen Nachahmungsversuchen verleitet würden? oder den Juden die Feier des Hamans (Purim) festes zu stören, weil es geeignet schien, den Aberglauben und das Gefühl der Rache zu nähren? Einen sehr hartnäckigen Kampf führte sie gegen den Branntwein, „dies schädliche, zerstörende Gift, was allgemein zu verfertigen erlaubt und sogar obrigkeitlich befördert wird". In den von dem Detmolder Generalsuperintendenten Cölln herausgegebnen „Beiträgen zur Beförderung der Volksbildung" veröffentlichte sie einen recht wirkungsvoll geschriebnen Aufsatz, der die Folgen der Trunksucht aufs grellste beleuchtet. Nacheinander führt sie die verschiedensten Bilder vor: den allgemein verachteten Greis, der alles für den verderblichen Trank hingab, das verzweifelnde Weib seines ihm schon ähnlichen, mit Zuchthaus bestraften Sohnes, das epileptische, wimmernde Kind. Und noch widerlicher der Anblick eines halbvertierten alten Weibes und einer jungen liederlichen Person. Zum Schluß wendet sie sich an den Genius des neuen Jahrhunderts und fleht ihn an, das deutsche Vaterland von dem lastenden, schimpflichen Vorwurf, die Verfertigung eines so gefährlichen, doppelt tödlichen Giftes zu gestatten, endlich zu befreien. Die begeisterte Idealistin verstand sich aber auch auf die nüchterne Realpolitik; sie beabsichtigte den Branntweingenuß durch die Einführung einer sehr hohen Verbrauchssteuer einzuschränken und hoffte auf diese Weise zugleich die Mittel für die Anlage eines Generalarmensonds und die Errichtung eines Irrenhauses herauszuschlagen. Ihr Plan scheiterte — es war noch vor der Rheinbundszeit — an dem Widerstreben der Stände. Doch vermochte sie wenigstens den Bau der Irrenanstalt durchzusetzen, und sie war glücklich, als sie ihrer Freundin Luise von dem vollendeten Werk erzählen konnte. Wenn die meisten Regierungen damals aus fiskalischen Gründen die Branntweinbrennerei begünstigten, so galt der Kaffee als ein schädliches Luxusgetränk, das dem kleinen Mann die heimische Biersuppe verleidete und unnötig viel Geld aus dem Lande führte. Es ist bekannt, wie sehr die „Kaffeeriecher" der Volkstümlichkeit des alten Fritz geschadet haben. Auch in Lippe sind zu derselben Zeit eine ganze Reihe von Verordnungen gegen das Kaffeetrinken erlassen, aber nicht befolgt worden. Und da Pauline außerdem bemerkte, daß vielfach der Gesundheit noch nachteiligere Surrogate eingeführt wurden, hielt sie es endlich für das beste, die völlig wirkungslosen Verbote aufzuheben. Echt paulinisch klingt wieder die Begründung: Gesetze, die nicht gehalten werden, schaden der Moralität.

Wirklich musterhaft entwickelte sich unter Paulinens Regentschaft das Schulwesen des Landes. Pädagogische Schriften las sie mit Vorliebe, und an dem Nachfolger Cölns, dem Generalsuperintendenten Weerth, fand sie, besonders für die Dorfschulen, einen ganz vorzüglichen Berater. Als in dem benachbarten Königreich Westfalen die geistlichen Stifter aufgehoben wurden, verwandte sie

gewisse Einkünfte und Rechte, die diese bisher aus ihrem Lande bezogen hatten, nicht für ihre eigne Kasse, sondern gab sie ihrem frühern Zweck zurück, das heißt, sie stattete mit den flüssig gewordnen Geldern die Schulen besser aus und erhöhte den Lehrern die Gehalte. In Detmold errichtete sie eine Art Realschule. Ganz eigenartig aber war die Gründung von Erwerb- oder Industrieschulen, in denen die Kinder unvermögender Eltern, die sonst entweder gar nicht oder nur sehr unregelmäßig in die Schule gingen, nicht bloß unterrichtet, sondern auch mit nützlichen Handarbeiten beschäftigt wurden. Es wurde dort genäht, gestrickt und gesponnen, das Arbeitsprodukt verkauft und der Erlös den Kindern teils sofort ausgezahlt, teils — ein ganz moderner Gedanke — als Spargeld aufgehoben. Überhaupt erfreuten sich die Armen und Ärmsten ihrer besondern Fürsorge, und durch öffentliche Aufrufe forderte sie auch das Publikum zur Mitarbeit auf. Zweckloses Wohltun aber war ihr zuwider, da der Bettler mit barem Gelde ja doch nichts anzufangen wisse. Mehr als einmal betonte sie, die Unterstützungen dürften nicht zur Trägheit und Unordnung oder gar zum Laster führen, die Armen sollten gewissermaßen erzogen und die Ursachen der Armut beseitigt werden. Wer gesund war und arbeiten wollte, brauchte nicht zu betteln: er fand in dem freiwilligen Arbeitshaus zu Detmold, auch im Winter, eine warme Stube, gute Kost und ausreichende Beschäftigung, und für die Miete seiner Wohnung erhielt er einen Vorschuß, den er allmählich abarbeiten mußte. Auch hier wurden, ähnlich wie in den Erwerbschulen, Arbeitsmaterial und Handwerkszeug gestellt. Pauline, die über das Gedeihen dieser ihrer Lieblingsschöpfung in den Intelligenzblättern alljährlich öffentlichen Bericht abstattete, wies oft darauf hin, daß viele Personen ihr Material, besonders Flachs und Wolle, gern in der Anstalt verarbeiten ließen, während sie es dem einzelnen Armen nicht anvertraut hätten, und ebenso berechnete sie, wieviel Licht und Feuerung kosten würden, wenn eine jede Familie für sich allein im Hause arbeitete. Auch an behaglicher Lebensfreude sollte es den Armen nicht fehlen; sie bekamen auf herrschaftlichem Boden ein Stück Land zugewiesen und konnten sich dort in ihrer freien Zeit selbst ihr Gemüse ziehen. Aber so freundlich die Fürstin den Arbeitsluftigen entgegenkam, so hart traf ihr Zorn „die Faulen und Schlechtdenkenden", die noch jetzt bettelten und die private Wohltätigkeit in Anspruch nahmen: sie kamen ohne Gnade in das Strafwerkhaus. Dagegen wurde für die Arbeitsunfähigen und Kranken in liebevollster Weise gesorgt.

Pauline hatte in ihren sozialen Bestrebungen nicht nur selbst schöpferische Gedanken, sondern wußte sich auch die Ideen andrer zunutze zu machen. Ohne Zweifel hat sie der amerikanische Philanthrop Rumford beeinflußt, der am Ende des achtzehnten Jahrhunderts in München soviel für die Beseitigung der Bettelei tat. Die von ihm erfundne und nach ihm genannte billige Suppe stand fast regelmäßig auf dem Speisezettel des Detmolder Arbeitshauses. Ein andermal las sie in einem Journal einen Aufsatz über die von der damaligen Konsulin Bonaparte in den verschiednen Stadtteilen von Paris errichteten Kleinkinder-

bewahranstalten, und sofort forderte sie die Damen der Gesellschaft auf, ihr behilflich zu sein, „diese Pariser Mode nach Detmold zu verpflanzen". Das geschah denn auch wirklich. Die Anstalt wurde begründet, ältere Mädchen aus dem Waisenhause oder der Erwerbschule übernahmen die Aufsicht über die Kleinen, und abwechselnd erschienen die Damen, um nach dem Rechten zu sehen. „Welch eine Erleichterung für arme Mütter, schrieb Pauline, für Witwer, denen ihre Lage nicht gestattet, eine Wärterin zu nehmen, eine Quelle jener oft so unüberlegt schnellen, das Zartgefühl der Sittlichkeit verletzenden zweiten oder dritten Ehen, oft schon geschlungen, wenn die Erdenhülle der ersten Freundin kaum erkaltet ist." Gedanken und Worte, wie sie treffender gar nicht Paulinens Wesen bezeichnen können, in dem sich kräftig zugreifender Wirklichkeitssinn so eng mit Gefühlsschwelgerei verbindet.

Die letzten Jahre ihrer Regentschaft wurden der Fürstin getrübt durch einen unerquicklichen Streit mit den Ständen ihres Landes. Sie hatte die ehrliche Absicht, den berühmten Artikel 13 der deutschen Bundesverfassung zu erfüllen, wollte jedoch den seit lange nicht mehr berufnen Landtag nicht mehr in der mittelalterlich feudalen Form bestehen lassen, sondern in modern bürgerlichem Sinne umgestalten.*) Die ci-devants, wie Pauline sie nannte, waren darüber außer sich, verklagten sie beim Frankfurter Bundestag, verlangten die Wiederherstellung der alten Verfassung, ja sogar die Revision der letzten zehn Regierungsjahre der Fürstin, das heißt der Zeit, wo sie ohne Landtag regiert hatte. So begann auch in Lippe-Detmold der Kampf ums alte Recht. Doch Pauline war keine rücksichtslose Despotin wie der dicke Friedrich von Württemberg, und kein Uhland erhob gegen sie seine Stimme. Abgesehen von der Ritterschaft scharte sich das ganze Land einmütig um die geliebte Herrin. Dadurch ermutigt, wagte sie den äußersten Schritt. Am 26. Juni 1819 ließ sie die neue Verfassung, deren Artikel sie persönlich ausgearbeitet hatte, in den Intelligenzblättern veröffentlichen. Es war eine wirkliche Volksvertretung, die auf dem Grundeigentum beruhte und die drei Stände der Rittergutsbesitzer, Bürger und Bauern zu gleichen Teilen berücksichtigte. Und recht ketzerisch und im Zeitalter Metternichs sehr gewagt lauteten die Grundsätze, die der Archivrat Clostermeier im Auftrage der Fürstin in einer Rechtfertigungsschrift darlegte: Der rechtliche Bestand der alten landständischen Verfassung sei erloschen, sobald die fortschreitende Aufklärung sie als unvereinbarlich mit der Vernunft und den geläuterten Begriffen des allgemeinen Staatsrechts anerkannt hätte und die Völker für fähig gehalten werden müßten, ihre von jenen Korporationen als Standesprärogative usurpierte und zum eignen Vorteil benutzte Vertretung selbst zu übernehmen. Die Detmolder feierten den Staatsstreich durch eine Illumination, und die Bauern erklärten laut, sie würden sich das, was ihre „Mutter" ihnen gegeben habe, nicht

*) Vgl. hierüber Treitschke, Deutsche Geschichte II 544 und M. Weerth in den Mitteilungen aus der lippischen Geschichte und Landeskunde I, 63 ff.

wieder entreißen laſſen, ſondern es im Notfalle mit ihren Armen verteidigen. Die alten Stände aber wandten ſich von neuem an den Bundestag, auch der Bückeburger miſchte ſich aus freundnachbarlicher Eiferſucht ein, und ſchließlich entſchied die Reklamationskommiſſion, die Regentin hätte die frühere Verfaſſung nicht einſeitig auflöſen dürfen und ſolle mit der Einführung der neuen Verfaſſung warten. Pauline fügte ſich dem Rechte des Stärkern, war aber auch zu keinem Vermittlungsvorſchlage geneigt; ſie wollte lieber ihren ganzen Plan aufgeben „wie einen frommen Traum als eine Adelskammer und etwas fremdartiges ganz ſchreiender Natur darin aufnehmen, lieber ein zartes Kind verklären ſehen im ſchönen Reiche der Ideen, als verderben, gemein werden und jahrelang dahinwelken". So gelangte weder das neue Staatsgrundgeſetz zur Wirkſamkeit, noch wurden die alten Landſtände wieder berufen. Erſt nach mehr als ſechzehn Jahren, im Jahre 1836 kam ein Ausgleich zuſtande.

Pauline ſehnte ſich nach Ruhe. Als die Karlsbader Beſchlüſſe dem Bundestage aufgezwungen waren, freute ſie ſich, dem Grabe näher zu ſein als der Blütezeit des Lebens. Ungern wollte ſie eine zweite, der franzöſiſchen ähnliche Revolution erleben. Das Jahr 1848 blieb ihr erſpart. Sie ſtarb am 28. Dezember 1820, nachdem ſie gerade ſechs Monate vorher ihrem Sohne Leopold, der inzwiſchen ſchon vierundzwanzig Jahre alt geworden war, in feierlicher Verſammlung die Regierung abgetreten hatte. Die Worte, mit denen ſie ſich in ihrer Abſchiedsrede an den jungen Fürſten wandte, ſind das Bekenntnis einer edeln Frauenſeele und wahrhaft fürſtlicher Geſinnung. Sie empfahl ihm, nie jemand zu verdammen, der ſich noch nicht verteidigen könne, nie auf Günſtlinge zu hören, gut und ſorgſam im Kleinen wie im Großen hauszuhalten, um der chriſtlichen Tugend der Wohltätigkeit, dem fürſtlichen Vorzuge der Großmut ſich nicht entziehen zu brauchen. Sie bat ihn um raſche Tätigkeit, dem Regenten ſeien Freuden und Zerſtreuungen nur nach Erfüllung ſeiner Pflichten erlaubt. Nach dieſen Grundſätzen möge er handeln, dann würde ihr mütterlicher Segen ſein Teil, und was unendlich mehr ſei, Gottes Wohlgefallen ſein Eigentum ſein.

Aus dem griechiſchen Erzgebirge

Von Karl Dieterich

Wer in Fallmerayers „Fragmenten aus dem Orient" im neunten Stück (Hagion Oros oder der heilige Berg Athos) die herrlichen Naturſchilderungen geleſen hat, die ihn in einen romantiſchen Urwaldzauber einſpinnen und ihn trotz der Verſicherung des Verfaſſers, das Bild ſei nicht phantaſtiſch, ſondern naturgetreu, manchmal an der Wahrheit der Schilderungen irre werden laſſen, und wer dann einige Seiten weiter jene mit Bangen um ihre Vernichtung gemiſchte

Apotheose der Waldeinsamkeit vernommen hat, den wird ein jubelndes Gefühl überkommen, wenn er jetzt, nach über sechzig Jahren, den Spuren eines jüngern Forschers folgt, der jene lange vernachlässigten Gebiete der alten Erz- und Waldgebirge Griechenlands, die Chalkidike, mit offnen Augen und Sinnen für alle ihre Schönheiten und Merkwürdigkeiten durchstreift und seine Beobachtungen in einem anspruchslosen und doch so ansprechenden Schriftchen niedergelegt hat.*) Denn jetzt sehen wir, daß Fallmerayers bangende Furcht um das Schicksal der chalkidischen Waldgründe nicht begründet war, daß ihre Pracht und Üppigkeit noch jetzt den Wandrer mit Entzücken erfüllt. Wer das Los des Waldes im Orient kennt, wer seine mutwillige Verwüstung geschaut hat, der wird angesichts dieser neuen Schilderungen ein stilles Dankgebet gen Himmel senden und zugleich allen Freunden der griechischen Landschaft laute Kunde geben von der Neuentdeckung einer ihrer verborgensten Kleinodien.

Denn Struck hat, was auch Fallmerayer und viele andre nach ihm nicht getan haben, die ganze Chalkidike mit Ausnahme des Athos durchforscht und damit einen Überblick über ihren Gesamtcharakter ermöglicht, in landschaftlicher, geo- und ethnographischer, wirtschaftlicher und historisch-antiquarischer Hinsicht gegeben. Wir greifen einiges davon heraus, bringen in innern Zusammenhang, was in der Form eines Reiseberichts auseinanderfiel, und werfen einige vergleichende Rückblicke auf die frühere Reiseliteratur.

Des Lobes voll ist auch unser Gewährsmann über das Landschaftsbild der Chalkidike. Das gilt zumal von dem Rumpf der Halbinsel, und zwar weniger von ihrem westlichen Teile, der mehr das Gepräge einer südlichen Kulturlandschaft zeigt mit Gruppen von Oliven, Platanen und Zypressen, als von dem erzhaltigen Cholomondagebirge im Osten, das durch dichte Kastanien-, Eichen- und Buchenwaldungen schon Fallmerayers Entzücken erregte und stellenweise ganz den Charakter eines Urwaldes annimmt. Die Perle dieser Gegend ist das Gebiet zwischen den Dörfern Rawenikia und Larigowi (Struck S. 17 und 21; vgl. Fallmerayer S. 273 und 275), das durch seine Riesenkastanien berühmt ist, und wo es noch starke Wildbestände von Hirschen, Rehen und Wildschweinen gibt. Die drei südlichen Landzungen, Ajon Oros, Longos und Kassandra (im Altertum Akte, Sithonia, Pallene) stufen sich in ihrem Waldreichtum von Osten nach Westen ab: Ajon Oros ein romantischer Walddom, den Fallmerayer so unnachahmlich beschrieben hat, mit weichern, rundern Formen, Longos von rauherm, wildromantischem Charakter und mit ebenfalls noch wildreichen Waldbeständen von Fichten, Platanen, Buchen, Erdbeerbäumen und Steineichen (Struck S. 61), endlich Kassandra, waldarm und, landschaftlich dem westlichen Rumpfstück entsprechend, nur Kulturland ohne hohe Gebirgszüge.

*) Adolf Struck, Makedonische Fahrten. I. Chalkidike. Zur Kunde der Balkanhalbinsel. Heft 4, 83 S. Wien und Leipzig, Hartleben, 1907.

Dieſer Verteilung von Wald- und Kulturgebiet entſpricht auch die der Ortſchaften: am dichteſten beſiedelt iſt die weſtliche Hälfte; hier liegen auch die vier größten Dörfer mit je 2000 Einwohnern: Apanomi, Vaſſiliká, Galátiſta und Polijiros, während die größten der Oſthälfte, wie Larigowi, Wawdos, Ormylia und Jeriſſos, zwiſchen 1000 und 1500 Einwohnern ſchwanken. Im ganzen zählt man 233 Ortſchaften mit 72500 Einwohnern, wovon 163 mit 52000 Einwohnern auf den Weſten, 70 mit 21000 Einwohnern auf den Oſten entfallen.

Auch ethnographiſch läßt ſich eine Scheidung in Oſt und Weſt durchführen. Zwar iſt die erdrückende Mehrzahl der Bevölkerung griechiſch (60000), die übrigen ſind Slawen, Türken, Zigeuner ſowie die auf zwei Diſtrikte beſchränkten Volksſplitter der Jürüken (vgl. über dieſe Struck S. 32 f.), doch iſt zu beachten, daß die Bewohner der öſtlichen Minendiſtrikte urſprünglich Bulgaren waren, die aber jetzt gräziſiert ſind, wie überhaupt der waldreiche Oſten im Mittelalter ganz ſlawiſiert worden iſt, wie man des näheren bei Fallmerayer S. 341 ff. nachleſen kann. Die Berg-, Fluß- und Ortsnamen geben noch Zeugnis davon (den bei Struck S. 48 verzeichneten Namen ſind noch hinzuzufügen der des Gebirges Cholomonda ſowie die Ortsnamen Zagliveri und Larigowi). Altgriechiſche Ortsnamen haben ſich bezeichnenderweiſe vorwiegend im Weſten erhalten, nämlich Anthimos (Blumenau) in der Nähe von Galatiſta, jetzt Flur-, einſt Stadtname, dann der Name des Kalorongebirges (agr. *Καλαύριον ὄρος*), ferner Kaſſandra, aus Kaſſandria, einer Gründung König Kaſſanders (an der Stätte des frühern Potidäa), deren Name ſich dann der ganzen Halbinſel mitgeteilt hat, endlich Athytos (agr. Aphytis) auf derſelben Halbinſel. Im Oſten iſt nur erhalten Stratoni (agr. Stratonikeia) am Golf von Jeriſſos und Toronis (agr. Torone) an der Weſtküſte der Halbinſel Longos. Alle übrigen griechiſchen Ortsnamen ſind byzantiniſch, wie ja die ganze Halbinſel im ſiebenten und achten Jahrhundert von den byzantiniſchen Kaiſern neu koloniſiert worden iſt, ſodaß von Reſten altgriechiſcher Bevölkerung keine Rede ſein kann. Immerhin wäre es dankenswert geweſen, wenn Struck außer den Landſchaftsbildern und Volksſzenen auch einige Volkstypen beigefügt hätte aus verſchiednen Gegenden, die intereſſante Vergleiche geſtatten würden. Beſonders in dem ſüdlichen Mittelgebiet (der ſogenannten Chaſſia) ſollen ſich noch ſchöne Phyſiognomien finden (vgl. Couſinéry, Voyage en Macédoine II, 134).

Die byzantiniſche Koloniſierung hat beſonders für die drei ſüdlichen Halbinſeln bemerkenswerte Folgen in ſozialer Hinſicht gehabt. Wie bekannt, iſt die öſtlichſte Halbinſel ſeit faſt tauſend Jahren ein Kloſterland, der „heilige Berg“ geheißen. Weniger bekannt aber iſt, daß auch die beiden andern, Longos und Kaſſandra, zahlreiche Metochien bergen, das heißt „aus frommen Schenkungen herrührende Beſitzungen der griechiſchen Klöſter, vornehmlich der des Athos, die in Gutshöfe umgewandelt wurden und entweder in Pacht gegeben oder

durch exponierte Mönche direkt bewirtschaftet werden" (Struck). Solcher Metochien zählt man auf Longos 24, auf Kassandra 17, wogegen es auf der ersten Halbinsel nur 8, auf der letzten nur 12 Freidörfer gibt, sodaß auf beiden Halbinseln zusammen 20 Freidörfer 41 klösterlichen Meierhöfen gegenüberstehn. Nimmt man dazu die 20 Stammklöster auf dem Athos selbst sowie die am Südrande der eigentlichen Chalkidike verstreuten 14 Metochien sowie die selbständigen Klöster außerhalb des Athos, so kommt man auf 120 klösterliche Niederlassungen auf der südlichen Chalkidike. Man sieht, wie recht Fallmerayer hatte, wenn er den Athos als den Vatikan von Byzanz bezeichnete; denn durch diese Metochien, die alle äußerst günstig liegen, beherrscht er auch wirtschaftlich einen großen Teil der Halbinsel, da die zu ihnen gehörenden Ländereien unveräußerlich sind.

Einen ganz andern sozialen Einfluß hatte der Bergbau im östlichen Teile der Halbinsel. Hier hat sich vom Altertum bis zum Ende des achtzehnten Jahrhunderts nicht nur eine intensive Industrie ausgebreitet, sondern auch im Zusammenhang damit eine kleine Republik von 27 Ortschaften entwickelt, die sich vom Ende des siebzehnten bis zum Anfang des neunzehnten Jahrhunderts erhielt und mit eigner Verfassung und eigner Obrigkeit ausgestattet war — in der Türkei eine ganz einzig dastehende, an antike Verhältnisse erinnernde Erscheinung. Das Nähere kann man bei Struck nachlesen (S. 70 ff.), wo auch von dem neuen Aufblühen der Minenausbeutung durch französisches und italienisches Kapital berichtet wird, während noch zu Fallmerayers Zeit der Betrieb völlig brachlag.

Die Haupterwerbsquelle der Bevölkerung der Chalkidike bildet teils der Ackerbau, der aber trotz einer Ackerbauschule in Dalian (der einzigen in Makedonien) noch auf sehr primitiver Stufe steht, teils, und häufiger, Obst-, Weinbau sowie, besonders im Süden, Bienen- und Seidenraupenzucht. Nur die halbnomadischen Jürüken treiben Viehzucht. Hier und da ist auch Hausindustrie zu finden, namentlich Wollen- und Seidenweberei. Vielleicht der starke Anbau trägt daran Schuld, daß von Resten des Altertums bisher wenig zutage getreten ist. Systematische Ausgrabungen sind hier noch nicht vorgenommen worden, daß sie aber gute Ergebnisse versprechen, darauf weisen die Andeutungen des Verfassers über die Ruinenstätten der beiden einstigen politischen Mittelpunkte der Halbinsel, Olynth und Potidäa (S. 37 bis 43). Interessanter ist, was Struck über den berühmten Xerxeskanal festgestellt hat, der die Athoshalbinsel im Norden an ihrer schmalsten Stelle ($2^1/_8$ Kilometer) durchzogen haben soll. An der Existenz der Kanallinie selbst ist nicht zu zweifeln, wie man wohl früher, nach den fein-ironischen Bemerkungen Fallmerayers (Fragmente S. 277 f.) zu urteilen, trotz der ausführlichen Schilderung Herodots (im siebenten Buch), getan hat. Fallmerayer wie Struck sprechen von der grünen, durch üppigen Pflanzenwuchs bezeichneten und aus dem gelbgrauen Grunde sich scharf abhebenden Linie, die nebst dem umgebenden Gebiete bei

den Umwohnern Provlaka heißt (was nicht, wie Fallmerayer meinte, ein slawisches, sondern ein gut griechisches Wort ist und aus πρό und αὔλαξ entstanden ist, also etwa „Vorgraben" bedeutet*); Struck, der keine Deutung des Wortes versucht, betont übrigens Provlaká, was kaum richtig sein kann, wie er überhaupt die heutigen Namen nicht immer richtig betont). Die Frage ist nur die, ob der Kanal nur in Angriff genommen aber nicht vollendet, oder ob er schon durchfahren worden ist. Was Struck vorläufig feststellen konnte, ist folgendes: die Kanallinie durchzieht den Isthmus in einer Länge von fast zweieinhalb Kilometern in einer von Norden nach Südwesten ausgeschweiften oder in stumpfen Winkeln gebrochnen Linie. Am deutlichsten ist diese im südlichen Teil, wo „der Graben noch eine wenig unterbrochne, zwei bis drei Meter tiefe und zwanzig bis vierzig Meter breite Mulde" bildet. Dagegen ist diese Linie nach Norden zu nur schwach oder gar nicht erkennbar, und zwar um so mehr, je höher sich das Terrain erhebt. Aber auch hier zeigt sich, daß das Erdreich weich und mit Schutt gemengt ist, was Struck aus dem allmählichen Verfall der nicht verkleideten Böschungen erklärt, wie überhaupt das ganze Werk einen rein provisorischen Charakter und später keine Bedeutung mehr hatte. Soweit Strucks Darstellung in seinem Reisebericht. Inzwischen hat er in einer eignen Studie über den Xerxeskanal (Neue Jahrbücher für das klassische Altertum usw., Bd. 19 [1907], S. 115 bis 130) das Problem von der historischen Seite zu fassen gesucht und eine höchst lehrreiche Übersicht gegeben über die literarischen Denkmäler des Altertums und über die neuern Reiseberichte, die den Kanalbau erwähnen. Danach sprechen die griechischen Autoren, wie Platon, Lysias und Äschines, von ihm wie von etwas feststehendem und durch das Imponierende seines Werkes sprichwörtlich gewordnem. Erst die spätern Satiriker wie Lukian, Juvenal und Catull bezeichneten das Werk als etwas fabelhaftes und sprachen von einer Durchbohrung des Athosberges. Nur der Geograph Strabo glaubt noch an die Existenz des Kanals. Für die Schwierigkeit des Baues zeugt der von Plutarch überlieferte Drohbrief des Xerxes an den Athos, wo es heißt: „Göttlicher Athos, dessen Spitze zum Himmel ragt, setze meinem Werke keine großen und harten Felsen entgegen, sonst laß ich dich abhauen und ins Meer stürzen."

Eine wichtige Ergänzung zu den antiken Zeugnissen bilden die der neuern Reisenden aus den letzten hundert Jahren. Von ihnen bezeugen fast alle, Choiseul-Gouffier (1791), Hunt (1815), Leake (1806), Urquhart (1830), Spratt (1838), Grisebach (1839) und Tozer (1853), übereinstimmend das Vorhandensein mehr oder weniger deutlicher Spuren einer alten Kanalfurche. Nur der Franzose Cousinéry kommt zu dem phantastischen Schluß, Xerxes habe beide seitliche Abhänge des Athos leicht abböschen lassen und dann die Schiffe auf einem festen Bretterboden hinüberrollen lassen, während er die Angaben des

*) Wie ich nachträglich sehe, hat diese Deutung schon der Engländer Leake gegeben.

Herodot über den Kanalbau für eitle griechische Prahlerei erklärt. Dem sowie der ablehnenden Haltung Niebuhrs gegenüber hat jetzt Struck sicher nachgewiesen, daß der Kanal nicht nur gebaut, sondern auch durchfahren worden sein muß, und daß die Ergebnisse seiner Nachforschungen bestätigen, wie treu „Herodot das ihm Überlieferte aufgezeichnet und uns erhalten hat".

So wird uns, wie aus dieser gedrängten Zusammenfassung hervorgehn wird, ein landschaftlich, kulturhistorisch und archäologisch reizvolles Stück griechischen Landes dem Naturfreunde wie dem Forscher hier neu erschlossen, und man kann nur lebhaft wünschen, daß auch der Reiseverkehr an diesem auch mit einem gesunden Klima gesegneten Ländchen nicht länger mehr vorbeigehn möge. Von Salonik aus ist ja wenigstens der westliche, kultivierteste Teil der Chalkidike leicht zu erreichen, und hier findet man sogar schon zwei aufblühende Kur- und Badeorte (Sedes und Galátista), die untrüglichsten Vorboten und stärksten Vorposten moderner Kultur, die vielleicht auch einmal den ehrwürdigen Athos aus einem Sitz mittelalterlicher Askese zu einer Stätte modernen Naturheilverfahrens machen werden.

Das Modell der Schmerzen

Von Israel Zangwill

Erstes Kapitel

Wie ich das Modell gefunden habe

Ich möchte nicht behaupten, daß es irgend etwas mit meiner religiösen Anschauung zu tun gehabt hätte, daß ich mir die Aufgabe stellte, den Mann der Schmerzen zu malen, aber ich fürchte beinahe, daß mein guter alter Papa in dem Pfarrhause diesen Entschluß für ein Zeichen des Gnadendurchbruchs gehalten hat. Ich habe als Künstler immer nur ungern eine Linie zwischen dem Geistlichen und dem Schönen gezogen, da ich immer der Ansicht gewesen bin, daß die Schönheit dasselbe unbegrenzte Element umfaßt, das das Wesen jeder Religion ausmacht. Es wird mir übrigens nicht leicht, mich durch Worte auszudrücken, da der Pinsel bisher das einzige Ausdrucksmittel war, dessen ich mich bedient habe. Wenn ich trotzdem in diesem besondern Falle zu der Feder greife, um durch Worte zu erläutern, was mir vielleicht nicht gelungen ist, durch meinen Pinsel auszudrücken, so geschieht dies, weil die Kritik, die mein Bild „Der Mann der Schmerzen" so schwer angegriffen hat, mich dazu reizt, eine Erklärung zu versuchen. Nehmen wir an, daß mein Bild nur halb ausspricht, was ich sagen wollte. Vielleicht gelingt es meiner Feder, die andre Hälfte zu sagen, besonders da diese aus Dingen besteht, die ich teils selbst gesehen, teils mir habe erzählen lassen.

Zuerst möchte ich erklären, daß das Bild, das jetzt in seinem goldnen Rahmen dahängt, weit verschieden von meiner ersten Auffassung ist, daß es sich nur langsam

aus dieser entwickelt hat, denn ich beabsichtigte ursprünglich nichts andres, als ein realistisches Christusbild zu malen, ein Bild des Heilands, wie er in der Synagoge von Jerusalem saß und an den Gestaden des Sees von Galiläa wandelte. Als Maler, der die moderne Richtung vertritt, schien es mir, daß trotz der unzähligen Darstellungen, die die Meister aller Nationen von Ihm gemacht haben, nur wenige, vielleicht keiner ein realistisches Bild von ihm geschaffen hat. Jede Nation hat, sich selbst unbewußt, der Christusgestalt ihren Nationaltypus verliehen, und die Berechtigung dazu läßt sich nicht ableugnen, denn was jedes Volk verehrt hat, war doch wahrhaft der Gott, den es nach seinem eignen höchsten Ebenbilde wiedergeschaffen hatte. Doch war das nicht die Aufgabe, die ich zu lösen suchte.

Ich verwarf von vornherein den blonden bartlosen Typus, den Da Vinci und andre der Welt aufgedrängt haben, denn mein Christus mußte vor allen Dingen ein Jude sein. Selbst als ich auf der Suche nach einem passenden jüdischen Modell zu der Erkenntnis kam, daß es auch unter den Juden blonde Typen gibt, schienen mir diese doch germanischer Herkunft zu sein. Was mir als das Charakteristische eines orientalischen Gesichts erschien, war jene düstere Majestät, wie Rembrandts Rabbis sie uns zeigen, und die in direktem Gegensatz zu den rotwangigen Göttern Walhallas steht. Das den Juden charakterisierende Gesicht muß viel eher an den Araber als an den Goten erinnern.

Ich weiß nicht, ob der nicht fachmännisch gebildete Leser es begreifen wird, wie überaus wichtig für den Künstler sein Modell ist, wie abhängig er von dem Zufall ist, in der Natur das Werk, das er schaffen will, vorgebildet oder doch in schwachen Umrissen angedeutet zu finden. Für mich als Realisten war es unumgänglich notwendig, in der Natur das Original zu finden, denn ohne das kann kein Künstler jemals die zarten Nuancen wiedergeben, die seinem Werke den Schein des Lebens verleihen. Wenn ich trotzdem behaupte, daß ich die Natur nicht kopiere, sondern sie nur benütze und zu einem Kunstwerk umgestalte, so fürchte ich, daß man mir vorwirft, ich widerspräche mir selbst. Aber das muß auf Kosten meiner mangelhaften Fähigkeit, mich auszudrücken, gesetzt werden.

Vielleicht wäre es am richtigsten gewesen, wenn ich nach Palästina gegangen wäre und mir dort ein Idealmodell gesucht hätte, aber gerade um jene Zeit war die Gesundheit meines Vaters so bedenklich, daß ich nicht wagte, eine größere Reise zu unternehmen, und mich immer dem Pfarrhause so nahe hielt, daß ich es in einer kurzen Fahrt mit der Eisenbahn erreichen konnte. Außerdem sind ja die Juden so über die ganze Erde verstreut, daß es möglich war, überall jüdische Typen zu finden, ganz besonders aber in London, wo sämtliche Wanderströme zusammenfließen. Aber ich wanderte vergebens lange Tage und Wochen durch das Judenviertel und verzweifelte schon an dem Erfolge meiner Bemühungen. Ich fand Typen und Modelle zu den Aposteln, aber nicht zu dem Meister.

Um mich etwas zu erholen, fuhr ich zum Sonntag nach Brighton, wo ich mich der Kirchenparade auf dem freien Platze anschloß. Es war an einem schönen sonnigen Morgen eines der ersten Novembertage. Die sich weit ausdehnenden grünen Rasenflächen, die See und der darüber lachende blaue Himmel vereinigten sich zu einem freundlichen Bilde, das selbst durch die verunzierenden Logierhäuser mit ihrer geschmacklosen Stukkatur nicht verdorben werden konnte. Über den Scharen fröhlicher Spaziergänger schwebten die buntseidnen Sonnenschirmchen der Damen wie ein Schwarm bunter Schmetterlinge. Es amüsierte mich, zu beobachten, wie die Pedelle ängstlich darüber wachten, daß sich keine ärmlich gekleideten Leute zu der Kirchenparade eindrängten, und der Anblick der übertrieben elegant aufgeputzten Juden, die merkwürdigerweise an der Festlichkeit teilnahmen, erinnerte mich an das

von mir so sehr gesuchte Modell zu meinem Bilde. Aber mein Auge schweifte vergebens über sie hin, allen diesen Gestalten fehlte jene Würde und Schönheit, die ich oft bei den ärmsten Israeliten gefunden hatte. Da ganz plötzlich wurde mir ein Anblick, der mein Herz vor Freude hoch klopfen ließ. Auf dem Randsteine einer dem Platze gegenüberliegenden Straße saß ein ungeschlachter, zusammengekauerter, mit einem Kaftan bekleideter Jude. Unter dem kleinen grünen Muschelhute entdeckte ich das von einem langen ungekämmten schwarzen Barte umrahmte Antlitz, nach dem ich mich so sehr gesehnt hatte. Er hatte den Kopf gesenkt und gönnte dem bunten fröhlichen Treiben keinen Blick, als ob auch das bloße Anschauen nicht gestattet wäre. Ich war gerade im Begriffe, dieses seltsame Wesen, das so unbeweglich und in sich versunken dasaß, anzureden, als ein Maler der königlichen Akademie, der in Hove wohnte, mir mit ausgestreckter Hand und herzlichem Gruße entgegenkam und mich in eine lebhafte und angeregte Unterhaltung zog. Ich sah sehnsüchtig zurück; es war beinahe, als wolle die Akademie mich von der wahren Kunst fortziehn.

Bitte, entschuldigen Sie einen Augenblick. Ich möchte mir nämlich nur die Adresse jenes alten Burschen geben lassen, sagte ich.

Er sah sich um und schüttelte mit lachendem Vorwurf den Kopf.

Ach so! Ein passendes Modell zu einer schmutzigen und häßlichen Studie! O über euch jungen Leute!

Mein Herz empörte sich gegen die Selbstbefriedigung, die er über seine eignen konventionellen Klitschen und Niedlichkeiten empfand.

Hinter dieser Häßlichkeit und dem Schmutze sehe ich das Antlitz des Heilands, erwiderte ich. Auf der Kirchenparade habe ich ihn nicht gefunden.

Was, machen Sie jetzt in Religion? sagte er mit hellem Lachen.

Nein, aber ich muß jetzt gehn, sagte ich und wandte mich zurück.

Eine Weile stand ich dort, als ob ich die lustigen, bunten Sonnenschirmchen beobachten wollte, aber in Wahrheit studierte ich meinen Juden. Ja, in dieser eigentümlichen Gestalt, die so seltsam zusammengekauert auf dem Pflaster der Straße saß, entdeckte ich in dem Ausdruck des Gesichts die tiefe Traurigkeit und das Geheimnisvolle, nach dem ich solange vergebens gesucht hatte. Ich wunderte mich über die Einfachheit, mit der er solange in seiner demütigen Stellung verharrte. Ich sagte mir, daß er der Repräsentant des Ostens sei, der auf den Steinen wie auf einem Diwan tief nachdenkend dasaß, während der Westen mit Sonnenschirmchen und dem Gebetbuch in der Hand paradierte. Mich wunderte es, daß die Pedelle ihn nicht bemerkt hatten. Genügte es ihnen, daß der Jude den heiligen Grund der Kirchenparade und die etwas weniger heiligen daranstoßenden Spaziergänge nicht zu betreten wagte, oder würden sie, wenn ihr wachsames Auge die dürftige Gestalt erspähte, ihn auch von diesem Platze verweisen?

Ich näherte mich ihm endlich und sagte: Guten Morgen! Er erhob sich, und ohne ein Klagewort schien er sich rasch entfernen zu wollen, wie einer, der es gewohnt ist, überall fortgejagt zu werden.

Guten Morgen! sagte ich noch einmal, aber diesmal in deutscher Sprache, denn bei meinen nutzlosen Wanderungen durch London hatte ich mehrfach die Erfahrung gemacht, daß die Juden der verschiedensten Nationen sich in einem verdorbnen Deutsch, dem sogenannten Jiddisch, zu verständigen pflegen.

Er hielt inne, scheinbar beruhigt. Gut Morgen! sagte er leise. Ich sah nun, daß er von königlichem Wuchse war, wie einer der Söhne Enaks, und daß in seinem ganzen Wesen ein seltsames Gemisch von Majestät und Demut zum Ausdruck kam.

Verzeihen Sie, fuhr ich in absichtlich schlecht gesprochnem Deutsch fort, darf ich eine Frage an Sie richten?

Er machte ein seltsam bejahendes Zeichen, indem er die Achseln zuckte, wobei auch seine Handflächen leicht in die Höhe fuhren.

Suchen Sie vielleicht Arbeit?

Warum wünschen Sie das zu wissen, erwiderte er, meine Frage, wie das die Juden sehr gern tun, mit einer andern Frage beantwortend.

Ich denke, daß ich Ihnen dazu verhelfen kann, sagte ich.

Wünschen Sie Gesetzesrollen von mir ausgeschrieben zu haben? erwiderte er in ungläubigem Ton. Sie sind ja gar kein Jude!

Dennoch habe ich vielleicht Beschäftigung für Sie, sagte ich. Wollen Sie mit mir kommen?

Ich merkte, daß uns einer der Pedelle schließlich aufmerksam beobachtete, und ging daher mit meinem Modell rasch in eine Seitenstraße hinein. Es fiel mir auf, daß er lahmte, als ob er wunde Füße hätte. Er verstand nicht ganz, welche Art von Arbeit ich von ihm verlangte, aber er begriff, daß er wöchentlich ein Pfund Sterling verdienen könne, und das genügte, denn er war dem Hungertode nahe. Als ich ihm dann sagte, daß er Brighton verlassen und mit mir nach London gehn müsse, sagte er wie von heiliger Scheu ergriffen: Das ist der Finger Gottes! Seine Frau und seine Kinder waren in London.

Sein Name war Israel Quarriar, seine Heimat Rußland.

Das Bild wurde schon am Montag Morgen angefangen. Israel Quarriar beehrte das Atelier mit seiner Gegenwart. Seine edle Gestalt, das ernste, tragische Antlitz, das demütige, gesenkte Haupt, der lange Bart, der ihm das Aussehn eines Propheten verlieh, machten einen rührenden und zugleich anregenden Eindruck auf mich.

Es ist der Finger Gottes, murmelte auch ich und machte mich begeistert an die Arbeit.

Ich arbeitete meist in verzücktem Schweigen — vielleicht wirkte die Schweigsamkeit meines Modells ansteckend. Aber ganz allmählich, während des tagelangen ungestörten Beisammenseins überwand seine scheue Seele die Zurückhaltung, und nach und nach erfuhr ich die Geschichte seiner Leiden. Ich gebe die Erzählung, soweit mir das möglich, mit seinen eignen Worten wieder; habe ich doch während der Pausen seine Worte, wenn sie besonders charakteristisch erschienen, sorgsam niedergeschrieben.

Zweites Kapitel

Die Geschichte des Modells

Ich bin hierher gekommen, weil das Leben in Rußland mit der Zeit unerträglich für mich geworden war. Durch ein paar Generationen hindurch sind wir Quarriars Inhaber eines Wirtshauses gewesen, auch meine Eltern und ich haben dadurch unser Brot verdient. Aber Rußland hat uns den Lebensunterhalt genommen, indem es das Branntweinmonopol einführte, und hat uns dadurch dem Elend preisgegeben. Was sollte ich mit meiner großen Familie anfangen? Ich hatte immer gehört, daß man in London wie in Amerika menschlich dächte und obdachlosen Fremden ein gewisses Mitleid entgegenbrächte. Das sind nicht Länder wie Rußland, wo es keine Wahrheit gibt. Die Sorge um meine Kinder drückte schwer auf mir. Es sind alle fünf Mädchen, und in Rußland ist ein Mädchen, wenn es auch noch so schön, gut und klug sein sollte, wenn es keine Mitgift bekommt, gezwungen, jede Gelegenheit zum Heiraten zu ergreifen, selbst wenn der betreffende Mann ihm so unsympathisch wie möglich sein sollte. All dies kam zusammen, um mir Rußland zu verleiden. Ich

machte also all meine Habseligkeiten zu Geld und brachte dadurch eine Summe von 350 Rubeln zusammen. Man hatte mir versichert, daß die Reise nach London für mich und meine Familie kaum mehr als 200 Rubel kosten würde, und ich berechnete daher, daß mir dann immer noch 150 Rubel bleiben würden, um das Leben in dem neuen Lande zu beginnen. Dennoch wurde es mir unendlich schwer, mein Vaterland zu verlassen, aber wie der Muschik sagt: „Wenn es sein muß, so geht es." So trennten wir uns also unter vielen Tränen von unsern Freunden; wir hätten es niemals gedacht, daß wir in unserm Alter uns nach eine neue Heimat suchen müßten. Aber was blieb uns übrig? Wie der Muschik sagt: „Wenn das Lamm nicht zur Schlachtbank gehn will, wird es dahin getrieben." So brachen wir also auf, um nach London zu gehn. Wir kamen bis nach Ischa an der österreichischen Grenze. Als wir dort am Bahnhof saßen und darüber nachsannen, wie wir es wohl anstellen sollten, uns über die Grenze zu schmuggeln, kam plötzlich ein sehr gutmütig aussehender Jude mit ehrwürdigem Barte, zwei langen Ohrlacken und einem Gürtel um die Taille auf den Perron. Er wusch sich umständlich die Hände an der Wasserleitung und betete laut und mit großer Andacht das Asher Yatzer. Nachdem er sein Gebet beendet hatte, blickte er uns alle erwartungsvoll an, und wir alle sagten: Amen! Dann schlug er den Rockärmel zurück, streckte die Hand aus, begrüßte mich mit den Worten Shalom Aleichem und fragte mich dann, wie es mir und den Meinen erginge. Er begann bald von den Schwierigkeiten zu erzählen, die uns an der Grenze gemacht werden würden.

Dann sagte er mir: Ich als ein Isch kascher (das heißt ein streng ritueller Jude) will Euch helfen, und zwar nicht des Geldes wegen, sondern nur um der Mitzwah (der guten Tat) willen.

Ich schöpfte Verdacht und dachte, woher kommt es, daß er weiß, daß wir über die Grenze wollen? Deine Freundlichkeit ist mir verdächtig. Aber wenn wir den Dieb notwendig haben, schneiden wir ihn sogar vom Galgen ab.

Elzas Kazelias hat sich wirklich als ein Schuft erwiesen, dessen Hilfe wir jedoch nicht entbehren konnten. Ich fragte ihn, was er dafür verlange, wenn er uns über die Grenze helfen würde. Er antwortete mir folgendermaßen: Ich sehe wohl, daß Sie ein kluger und anständiger Mann sind. Sehn Sie meinen Bart und meine Ohrlacken an, und Sie werden einsehn, daß ich Sie in keiner Weise zu übervorteilen beabsichtige. Ich will eine Mitzwah vollbringen und nur so ganz nebenbei ein wenig Geld damit verdienen.

Dann warnte er mich, auf keinen Fall den Bahnhof zu verlassen, weil es in den Straßen Juden ohne Bart gebe, die mich ohne weiteres verraten und bei der Polizei angeben würden. Es gibt eben nicht viele Kazelias in der Welt, sagte er. (Wollte Gott, daß selbst dieser eine nicht darin existierte!)

Dann fuhr er fort: Schütten Sie Ihr Geld hier auf den Tisch, wir wollen zunächst mal feststellen, wieviel Sie haben, und dann will ich es Ihnen wechseln.

O, sagte ich, ich muß mich zuerst danach erkundigen, wie der Wechselkurs steht.

Als Kazelias das hörte, schnellte er zurück und rief: Hoi, hoi! Es sind die Juden Eurer Art, die schuld daran sind, daß der Messchiach (Messias) nicht kommen kann, und daß sich die Befreiung Israels immer wieder verzögert! Wenn Sie in die Straße gehn, werden Sie dort bartlose Juden finden, die Ihnen viel mehr Wechselgebühren anrechnen werden als ich, ja die Ihnen sogar all Ihr Geld wegnehmen möchten. Ich schwöre es Ihnen bei Messchiach Ben David, den mein Auge zu erblicken hofft, daß ich nicht daran denke, Geld verdienen zu wollen! Ich wünsche Ihnen Gutes zu tun, weil ich hoffe, daß diese kleine Mitzwah mir im Himmel angerechnet wird.

Ich ließ mich von ihm bereden, und er wechselte mein Geld. Nachher fand ich, daß er mich um volle fünfzehn Rubel beschwindelt hatte. Elzas Kazelias gleicht dem russischen Wegelagerer, der den vorüberziehenden Bauern beraubt.

Wir sprachen nun darüber, wie er uns über die Grenze helfen wolle, und er schwor hoch und teuer bei seiner koschern Jidischkeit, daß die Sache ihn selbst fünfundsiebzig Rubel kosten würde.

Diese Nachricht fiel mir schwer auf das Herz, weil man mir gesagt hatte, daß es höchstens zwanzig Rubel für uns alle kosten würde, und ich sagte ihm das. Darauf antwortete er: Wenn Sie andre Juden mit kurzen Bärten suchen, so werden die Ihnen das Doppelte abfordern. Trotzdem ging ich in die Straße, um einen andern Helfer aufzufinden. Der wollte es auch wirklich billiger tun, sagte, daß Kazelias ein Räuber sei, und versprach mir, mich am Bahnhofe zu treffen.

Unterdessen war Elzas Kazelias, der rechtgläubige kaschere Jude, sofort zur Polizei gegangen und hatte sie davon in Kenntnis gesetzt, daß ich und meine Familie aus Rußland fliehen wollten, um nach London zu gehn. Wir wurden ohne weiteres arretiert und mit unserm sämtlichen Gepäck in eine schmutzige Zelle geworfen, die nur durch das eiserne Gitter der Tür Licht erhielt. Man gab uns weder zu essen noch zu trinken und behandelte uns, als ob wir die größten Verbrecher wären.

In Rußland verbietet die Menschlichkeit es nicht, völlig unschuldige Leute beinahe verhungern zu lassen. Der kleine Speisevorrat, den wir in einer Reisetasche hatten, reichte nicht lange aus, und wir wurden fast ohnmächtig vor Hunger. Am zweiten Tage sandte Kazelias zwei Juden mit langen Bärten zu uns. Ich hörte, wie die Tür unsers Kerkers geöffnet wurde. Dann kamen sie zu uns herein und sagten mir: Wir sind hierher gekommen, um Ihnen eine Gefälligkeit zu erweisen, aber es fällt uns gar nicht ein, dies umsonst zu tun. Wenn Ihnen Ihr Leben und das Ihrer Familie teuer ist, so raten wir Ihnen, der Polizei siebzig Rubel zu geben, wir selbst verlangen nur zehn Rubel für unsre Freundlichkeit. Sie haben ferner Kazelias achtzig Rubel dafür zu bezahlen, daß er Ihnen über die Grenze hilft; wenn Sie das nicht tun, läßt sich die Polizei nicht bestechen. Verschmähen Sie es, unsern guten Rat anzunehmen, so sind Sie verloren.

Was sollte ich darauf antworten? Wie konnte ich die letzte Kapeke weggeben und dann mittellos in einem fremden Lande ankommen? Jeder Rubel, den er mir abzwackte, war ein Stück meines Lebens. Mein Weib und meine Töchter fingen an zu weinen, und wir baten um Erbarmen. Habt Mitleid mit uns! riefen wir. Sie aber antworteten: In einer Grenzstadt wohnt das Mitleid nicht. Geben Sie uns das Geld. Nur dann wird man Mitleid mit Ihnen haben.

Sie schlugen die Tür hinter sich zu, und sie wurde wie vorher fest verschlossen. Unsre Tränen, unser Rufen half nichts. Meine Kinder weinten laut vor Todesangst. O Wahrheit! Wahrheit! Rußland! Rußland! Wie niederträchtig behandelst du die Schuldlosen! Wie ist es nur möglich, daß sich in einem aufgeklärten Lande solche Dinge ereignen können!

Vater, Vater, sagten meine Kinder, gib alles fort, nur laß uns nicht in diesem Kerker vor Hunger und Angst umkommen.

Aber selbst wenn ich es jetzt gewollt hätte, so konnte ich doch hinter der verriegelten Tür nichts machen. All unser Rufen war nutzlos. Endlich gelang es mir doch, die Aufmerksamkeit eines Gefängniswärters, der in dem Korridor die Wache hielt, auf uns zu ziehen.

Rufen Sie einen Juden hierher, sagte ich ihm, ich möchte ihm sagen, in welch übler Lage wir uns befinden. Er antwortete: Halten Sie das Maul, wenn

Sie nicht wollen, daß man Ihnen die Zähne einschlägt. Begreifen Sie denn nicht, daß Sie ein Gefangner sind? Sie wissen sehr gut, was von Ihnen gefordert wird.

Ja, ich verstand es nun — mein Geld oder mein Leben!

Am dritten Tage unsrer Gefangenschaft fingen unsre Leiden an beinahe unerträglich zu werden; die russische Kälte machte uns erschauern, und unsre Kräfte ließen nach. Wir glaubten schon, daß dieser Kerker unser Grab würde, und wir gedachten Kazelias als unsers Todesengels. Hier, so schien es, waren wir verdammt, des Hungertodes zu sterben. Wir verloren die Hoffnung, die Sonne wieder zu erblicken. Denn wir kannten Rußland nur zu wohl. Sagt doch schon das russische Sprichwort: „Wer die Wahrheit sucht, wird den Tod finden."

Aber endlich schien der Gefängniswärter doch Mitleid mit unserm Jammer zu empfinden, er ging und holte die zwei Juden wieder herbei. Wir sagen es Ihnen jetzt zum allerletztenmale. Geben Sie uns das geforderte Geld, und wir werden uns dafür erkenntlich zeigen und Ihnen helfen. Es geschieht aus Mitleid mit Ihrer Familie.

Ich protestierte nicht länger, sondern gab ihnen alles, was sie von mir forderten; alsbald erschien dann Elzas Kazelias und sagte vorwurfsvoll zu mir: Es ist charakteristisch für die Juden, daß sie nie eher mit dem Gelde herausrücken wollen, als bis sie gezüchtigt worden sind. Ich antwortete Elzas Kazelias darauf: Ich glaubte, Sie wären ein ehrenhafter und frommer Jude. Wie konnten Sie eine arme Familie so behandeln?

Er erwiderte darauf trocken: Auch ein ehrenhafter und frommer Jude muß Geld verdienen.

Darauf führte er uns aus dem Gefängnis und schickte nach einem Wagen. Kaum hatten wir darin Platz genommen, als er sechs Rubel dafür verlangte. Nun, was konnte ich machen? Wir waren eben in Räuberhände gefallen, und ich mußte mein Geld hergeben. Wir fuhren zu einem Hause, wo man uns ein kleines Zimmer anwies, in dem wir ein paar Stunden warten mußten, weil, wie es schien, noch nicht alle nötigen Vorbereitungen zu unserm Überschreiten der russischen Grenze getroffen waren. Wir mußten dafür drei Rubel bezahlen. Endlich führte man uns zu der Grenze, die hier durch einen schmalen, ganz seichten Fluß gebildet wird. Man ermahnte uns ernstlich, so leise und vorsichtig als möglich zu sein, da wir, wenn die Soldaten uns entdecken sollten, ohne weiteres erschossen würden. Ich mußte meine Hosen hochstreifen, um durch das Wasser zu waten, während ein paar handfeste Männer meine Familie hinübertrugen. Meine zwei großen Bündel jedoch, die all mein Hab und Gut, unsre Kleider und Haushaltsschätze enthielten, blieben auf der russischen Seite. Plötzlich entstand ein wildes Durcheinander. Die Soldaten, die Soldaten! Versteckt euch, rasch, in den Wald, in den Wald!

Als endlich alles wieder ruhig wurde — es waren übrigens gar keine Soldaten sichtbar geworden —, gingen die Männer zurück, um unser Gepäck zu holen, aber sie brachten nur eins der Bündel herüber. Das andre, das viel mehr als hundert Rubel wert war, war verschwunden. Unsre Klagen halfen nichts. Kazelias sagte: Seid ruhig. Auch hier seid ihr noch von Gefahren umdroht.

Ich verstand, daß er falsches Spiel mit mir getrieben, aber ich war hilflos seinen Händen überliefert. Er führte uns in sein Haus, wo das uns gebliebne Gepäck deponiert wurde. Als ich etwas später in die Stadt ging, begegnete ich dem Rabbi, bei dem ich mich beklagte. Aber er zuckte nur die Achseln und meinte: Was könnte ich solchen Erpressern gegenüber ausrichten? Sie müssen sich in den Verlust finden.

Ich kehrte wieder zu meiner Familie in Kazelias Haus zurück. Er warnte mich, mich in der Straße sehen zu lassen. Ich war nämlich auf meiner Wandrung durch die Stadt einem Manne begegnet, der mir sagte, daß er uns für 28 Rubel pro Kopf bis nach London befördern würde. Kazelias war augenscheinlich bange, ich möchte in ehrlichere Hände als die seinen fallen.

Wir fingen dann an, mit ihm über unsre Reise nach London zu sprechen, denn es ist am Ende noch besser, mit einem Teufel zu unterhandeln, den man schon kennt, als wie mit einem, den man noch nicht kennt. Er sagte: Es wird fünfunddreißig Rubel für jeden von euch kosten. Darauf sagte ich: Man hat mir angeboten, uns für achtundzwanzig Rubel hinzubefördern, aber ich will Ihnen dreißig geben. — Hoi, hoi! rief er darauf. An einem Juden ist jede gute Lehre verloren! Es ist genau so wie an der Grenze: Sie wollten keine achtzig Rubel bezahlen, und dann hat es Ihnen das Doppelte gekostet. Es wird Ihnen jetzt ebenso gehn, Sie wollen es nicht anders. Man darf einem Juden keine Gefälligkeit erweisen.

Ich hielt also den Mund und nahm seine Bedingungen an. Aber ich fand, daß mir fünfundzwanzig Rubel fehlten, um das Ziel unsrer Reise zu erreichen. Da sagte Kazelias: Ich will Ihnen helfen. Ich kann Ihnen die fünfundzwanzig Rubel auf Ihr Gepäck an der Eisenbahn vorschießen, wenn Sie dann in London sind, können Sie es mir später zurückzahlen. Er nahm mein Bündel und brachte es an die Eisenbahn. Was er dort getan hat, weiß ich nicht. Er kam zurück und sagte mir, daß er mir einen Dienst erwiesen habe. (Diesesmal kam es mir wirklich vor, als ob es ein guter Dienst gewesen sei.) Dann nahm er Kuverts und legte in jedes das Fahrgeld, das wir an den verschiednen Stationen unsrer Reise zu zahlen hatten. So erreichten wir endlich den Zug und fuhren fort. An jeder Hauptstation bezahlte ich das Fahrgeld aus einem besondern Kuvert. Unsre Mitreisenden boten den Kindern unterwegs etwas zu essen an, aber wir bewahrten unsern Stolz und nahmen es nur dann an, wenn es koscher war. Wir reisten mit einer sehr guten, mitleidigen Jüdin aus Lemberg, die ein Herz von Gold und die köstlichsten Würstchen bei sich hatte.

(Fortsetzung folgt)

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Reichsspiegel 10. Mai 1908

(Der deutsche Fürstentag in Wien und ein Rückblick auf die Regierung Kaiser Franz Josephs. Der Schluß des Reichstags und seine Ergebnisse; ein Wort zur Reichsfinanzreform.)

Das Kaiserjubiläum in Wien am 7. Mai hat sich zu einer höchst eindrucksvollen Kundgebung gestaltet, an der die ganze Bevölkerung den wärmsten Anteil nahm; es war vor allem eine Feier des deutsch-österreichischen Bündnisses. Als treuen Bundesgenossen und als Muster fürstlicher Pflichterfüllung hat unser Kaiser den greisen Jubilar begrüßt, und indem dieser selbst sich feierlich zu diesem Bündnis bekannte, hat er, verzichtend auf jede Erwähnung dessen, was ihm vorausgegangen ist, ausdrücklich das monarchische Prinzip betont, das den beiden verbündeten Reichen ihre Festigkeit verbürge. Uns andern aber wird es verstattet sein, einen

kurzen Blick auf die sechzig Jahre zu werfen, auf die zwei Menschenalter, die Kaiser Franz Joseph als Monarch geschaltet hat, in denen sein Thron festgeblieben ist, allen Umwälzungen, allem Wandel der Zeiten zum Trotz. Fürwahr, wenn einer das Recht hat, das monarchische Prinzip als festen Halt zu rühmen, so hat er es.

Welche Wandlungen hat er vor allem in seinem Verhältnis zu Deutschland und Italien erlebt wie innerhalb seines eignen Reiches! Seine Politik, oder vielmehr die Politik, die dem jugendlichen Herrscher die Umstände aufdrängten und seine Ratgeber empfahlen, wandte sich in seinem ersten Jahrzehnt gegen die deutschen Einheitsbestrebungen, wie sie von Frankfurt und später, freilich schwächlich und inkonsequent, von Berlin aus betrieben wurden, brachte sie zu Fall und behauptete nachdrücklich die Vorherrschaft Österreichs im Deutschen Bunde, da Österreichs Teilnahme am politischen Leben Deutschlands nur in der Form des Staatenbundes, nicht in der eines straffen Bundesstaats, der allein den Bedürfnissen der Nation genügen konnte, möglich war. Gleichzeitig wurden Italien und Ungarn mit Waffengewalt niedergeworfen, die ganze Monarchie als zentralisierter Einheitsstaat absolutistisch geordnet und regiert. Es waren bedeutende zielbewußte Männer, die damals, einer großen Zukunft sicher, Österreich leiteten. Aber die einzige Gewähr für diesen Zustand bot die tapfre, siegreiche Armee, nicht die Gesinnung der Völker, und etwa die Hälfte des Reiches war im Belagerungszustande.

Da begann mit der Übernahme der Regentschaft durch Prinz Wilhelm von Preußen im Oktober 1858 wieder eine größere Selbständigkeit der preußischen Politik. Sie wirkte entscheidend auf den Verlauf des italienischen Krieges 1859; die Lombardei ging für Österreich verloren, die Gründung des Königreichs Italien war nicht zu verhindern, und der Absolutismus brach unter der Wucht seiner Mißerfolge zusammen. Im Innern begann die Zeit der Verfassungsexperimente, im Deutschen Bunde die Zeit der Bundesreformversuche, die im Frankfurter Fürstentage 1863 gipfelten und mit seinem völligen Fehlschlag endeten. Der sehr ernst gemeinte Versuch Bismarcks, das staatenbündische Deutschland unter die dauernde gemeinsame Führung Österreichs und Preußens zu bringen, führte beide Großmächte ohne den Bund 1864 nach Schleswig-Holstein; aber eben der Zwiespalt über dessen Besitz brachte 1866 den entscheidenden Bruch. Besiegt schied Österreich aus dem Deutschen Bunde, um dem Bundesstaat unter preußischer Führung Raum zu lassen, und gab auch Venezien auf. Ein Jahr später, 1867, verwandelte sich der Kaiserstaat aus einem zentralisierten, fast absolutistisch regierten Einheitsstaat in die konstitutionelle Doppelmonarchie Österreich-Ungarn, die diesseits der Leitha vom bürgerlichen deutschen Liberalismus, jenseits in modern parlamentarischen Formen vom magyarischen Adel ungefähr nach entgegengesetzten Prinzipien regiert wurde.

Das dritte Jahrzehnt der Regierung Franz Josephs war zunächst begreiflicherweise von der Idee der Revanche für 1866 beherrscht, die der von Sachsen übernommne Freiherr von Beust ausführen sollte und wollte. In der Tat gediehen die Verhandlungen mit Frankreich und Italien über ein Kriegsbündnis gegen das neue Deutschland bis nahe zum Abschluß. Doch schwerlich war der Kaiser selbst mit der Kriegspartei unter dem Erzherzog Albrecht, dem Sieger von Custoza, ganz einverstanden, denn zum französischen General Lebrun sagte er im Juni 1870 zum Abschied, er würde nur dann am Kriege teilnehmen, wenn die Franzosen in Süddeutschland als Befreier begrüßt würden. Die nationale Haltung der Süddeutschen und die raschen deutschen Siege im August ersparten ihm die Entscheidung, und nach der Errichtung des Deutschen Reichs näherte sich Österreich, von der Friedlichkeit der deutschen Politik überzeugt, dem Nachbarstaat, sodaß 1872 das Dreikaiserverhältnis möglich wurde, zumal da Beusts Rücktritt (November 1871)

das alte Mißtrauen in Berlin beseitigt hatte. Österreich orientierte von neuem seine auswärtige Politik; indem es die Umgestaltung Deutschlands und Italiens als unabänderliche Tatsache anerkannte, richtete es seine Front nach der Balkanhalbinsel und besetzte 1878 als Mandatar Europas Bosnien und die Herzegowina, allerdings unter schweren Kämpfen, die aber doch auch der hartgeprüften, tapfern Armee eine Genugtuung gaben, wie sie andrerseits der österreichischen Verwaltung einen neuen Schauplatz schufen, ihre Tüchtigkeit in kulturarmen Gebieten erfolgreich zu entfalten. Endlich schloß sich 1879 das deutsch-österreichische Bündnis, eins der größten Werke Bismarcks, das die Aussöhnung der alten Gegner besiegelte und 1883 durch den Beitritt des isolierten Italiens zum mitteleuropäischen Dreibunde erweitert wurde. Auf dieser Grundlage hat sich seitdem in der zweiten Hälfte der Regierung Franz Josephs die österreichische Politik bewegt.

Freilich das, was man die Versöhnung der Nationalitäten nannte, gelang auch jetzt nicht. Fortwährend fühlten sich die Deutschen benachteiligt, und die Slawen waren niemals befriedigt. Das Widerstreben gegen die Besetzung Bosniens und die unumgängliche Heeresverstärkung kostete die deutschen Liberalen, die jene Gegensätze doch auch nicht hatten versöhnen können, 1879 ihre langjährige Herrschaft, und alle übrigen nun zur Leitung berufnen Elemente erreichten das ersehnte Ziel ebensowenig, höchstens, wie Graf Taaffe „die moderierte Unzufriedenheit aller Parteien". Auch die jeweilige Erneuerung des ungarischen Ausgleichs konnte immer nur mit neuen Zugeständnissen an die magyarische Begehrlichkeit erkauft werden, bis die Einführung des allgemeinen Wahlrechts zunächst in Österreich, der sich auch Ungarn nicht auf die Dauer wird entziehen können, einen radikalen Versuch machte, die nationalen Gegensätze wenigstens zurückzudrängen. Trotz ihrer hat sich aber die Monarchie, namentlich ihre österreichische Hälfte, wirtschaftlich sehr erfreulich entwickelt, und die Zweifel an dem Fortbestehen der Monarchie sind der Hoffnung auf eine bessere Zukunft und größerer Zuversicht gewichen. Das mag den greisen Herrscher, der niemals an solchen Aussichten verzweifeln durfte, am Abend seines Lebens über so manchen Fehlschlag trösten und erheben. Freilich, worauf hatte er alles in den sechs Jahrzehnten seiner Regierung verzichten müssen! Auf so manche legitimistischen und konservativen Ideen seiner Jugend, auf die absolute Gewalt seiner Krone, auf die Vorherrschaft Österreichs in Deutschland und seinen schönen italienischen Besitz, auf die Einheit seiner Monarchie sogar! Daß er sich in alle diese Schicksalswendungen ehrlich gefunden hat, darin liegt ein großer Teil seiner persönlichen Bedeutung. So allein war auch die Begrüßung durch den Kaiser und die Fürsten des Deutschen Reichs möglich, so nur auch die herzliche Glückwunschdepesche des dritten im Bunde, des Königs von Italien. Aber wie dieser 7. Mai eine glänzende Kundgebung des Dreibundes war, so bedeutete sie für Österreich auch das Bekenntnis, daß die eigentlichen Träger des Staats doch die Deutschen sind, in deren Sinn das Bündnis mit Deutschland von allem Anfang an sein mußte und gewesen ist.

Wie es in der Ordnung war, entbot auch der deutsche Reichstag als Vertretung des deutschen Volks dem kaiserlichen Jubilar seinen Gruß. An demselben Tage vertagte er sich bis zum 20. Oktober. Die Regierung und die Blockparteien dürfen mit Befriedigung auf diesen Abschnitt ihrer Tätigkeit zurücksehen. Nachdem das Börsen- und das Vereinsgesetz unter Dach gebracht worden waren, hat die Mehrheit in den letzten Tagen die Erhöhung der Subvention für den Norddeutschen Lloyd, die besonders für die bessere Verbindung mit unsern Besitzungen in der Südsee erforderlich war, wenigstens zur Hälfte bewilligt, und was ungleich wichtiger war, die Eisenbahnvorlagen in sämtlichen afrikanischen Kolonien mit den dafür erforderlichen Anleihen im Gesamtbetrag von 150 Millionen Mark unter Reichs-

garantie angenommen. Endlich ist ein großer Zug in unsre Kolonialpolitik gekommen, nachdem Dernburg das Verständnis dafür erweckt und große Ziele gesteckt hat. Die Blockpolitik hat sich also trotz allem Nörgeln und Zerren völlig bewährt, und das Zentrum hat die Erfahrung machen müssen, daß auch ohne seine Teilnahme regiert werden kann. Für eine so große und lange so mächtige Partei ist das auf die Dauer unerträglich; sie muß entweder den Anschluß wieder zu gewinnen suchen oder sich spalten. Das Übergewicht ihres linken demokratischen Flügels, der die törichte Haltung der Partei im Dezember 1906 verschuldet hat und fast so radikal und demagogisch ist wie die Sozialdemokratie, legt eine solche Aussicht ohnehin nahe. Bei der bevorstehenden Reichsfinanzreform wird die Probe gemacht werden müssen, ob die demokratischen Intransigenten siegen oder die immerhin gemäßigte Rechte. Der „Block" wird hoffentlich auch hier zusammenhalten. Die Geschichte, die beste Lehrmeisterin der Völker, von der allerdings die Völker als solche niemals etwas lernen, beweist unwiderleglich, daß das alte Reich nicht zum wenigsten an seiner elenden Finanzwirtschaft zugrunde gegangen ist. Soll der Anfang des zwanzigsten Jahrhunderts ähnliches erleben wie der Anfang des sechzehnten unter Maximilian dem Ersten und Karl dem Fünften? Damals war es die Selbstsucht und die Kurzsichtigkeit der Reichsstände, die dem Reiche die selbständigen gesicherten Einnahmen versagten und es auf die klägliche Aushilfe unregelmäßiger, nur gelegentlich bewilligter Matrikularbeiträge — der uns jetzt so geläufige Name stammt aus dieser Zeit — anwiesen; soll jetzt die Reichsfinanzreform an dem eigensinnigen Doktrinarismus der Parteien und den selbstsüchtigen Interessen einzelner Volksschichten scheitern? Es kommt doch viel weniger darauf an, ob eine Steuer möglichst gerecht verteilt ist — eine absolut gerechte Verteilung direkter Steuern ist überhaupt unmöglich —, als darauf, daß sie möglichst viel einbringt und möglichst leicht getragen wird, und diesen Vorzug haben die indirekten Steuern unleugbar vor jeder direkten Steuer. Auch das mögen die Reichsboten erwägen.

Politische Sitten in England. Bei dem Tode des Right Honourable Sir Henry Campbell-Bannerman hat sich wieder einmal jedem, der beobachten und heimische Zustände objektiv an fremden messen will, gezeigt, wieviel Stil, Vornehmheit und Kultur in dem politischen Leben Englands steckt. Man käme sobald nicht zu Ende, wollte man alle dafür charakteristischen Einzelheiten, die in andern Ländern, auch in Deutschland in analogen Fällen, wenn auch nicht unmöglich, so doch unwahrscheinlich wären, hier erwähnen. Nur einiges sei zufällig herausgegriffen. Vor uns liegt eine Nummer der Times und eine des Punch. In der Times ist ein Brief veröffentlicht, den Mr. Balfour, der Führer der Konservativen und folglich der Opposition, an seinen guten Freund und politischen Gegner, den jetzigen Premierminister Asquith gerichtet hat. Balfour schreibt, wie leid es ihm tue, daß seine Krankheit ihm eine Teilnahme an den Trauerfeierlichkeiten für Sir Henry verbiete. Der Brief ist kein rein formaler und nichtssagender Höflichkeitsbrief, sondern der Ausdruck hoher Achtung für die Persönlichkeit des hingegangnen politischen Gegners, geschrieben aus einem feinen Empfinden für die Würde der Persönlichkeit heraus.

Es ist charakteristisch für die vornehme Kultur des politischen Lebens in England, daß sich Menschen politisch scharf bekämpfen, persönlich aber achten, ja befreundet sein können. Die Persönlichkeit soll unantastbar sein; sie wird dem Kampfe entrückt, und dieser, den ja das Leben unvermeidlich macht, auf Meinungen und Sachen beschränkt.

Je mehr eine Gesellschaft aristokratisch und ihrer Tradition sicher ist, desto

mehr scheint sie unter der Herrschaft der Konvention zu stehn. In Deutschland ist es ja noch vielfach aus einem gewissen unzivilisierten Naturburschentum heraus Sitte, die Konvention für etwas äußerliches und schlechtes und des freien Menschen unwürdiges zu erklären. Was an diesem Irrtum schuld ist, mögen die Kenner der deutschen Kulturgeschichte untersuchen. Genau so wie die gesellschaftliche Konvention die Existenz mehrerer Menschen erträglich macht, indem sie ihre Beziehungen in festen und nicht immer, wie man in Deutschland zumeist glaubt, innerlich bedeutungslosen Formen regelt, soll die feste politische Konvention die Austragung sachlicher Gegensätze ermöglichen, ohne daß die Persönlichkeit, ihr Inneres und ihre Würde dabei gefährdet oder vernichtet würde. Und die Herrschaft dieser Sitte, in der die innere Gesinnung einer Gesellschaft ihren äußern konformen Ausdruck findet, ist der Gradmesser für die Vornehmheit dieser Gesellschaft. Alle die festen und genauen Sitten, Gebräuche und Konventionen, an die in den verschiedensten Zeiten und bei den verschiedensten Völkern die Austragung der Kämpfe zwischen einzelnen — man denke an die verschiednen Formen des Zweikampfes, die Ritterfehden usw. — gebunden war, sind aristokratischen Ursprungs. Alle diese Normen zielen auf eines: die Rettung der innern Persönlichkeit vor den Folgen des Kampfes.

Die Nummer des Punch bringt ein Bild, überschrieben: „Eine gemeinsame Trauer", das zwei weibliche Gestalten, die die konservative und die liberale Partei bedeuten, gemeinsam an der Bahre Bannermans trauernd zeigt. Eine einfache, aber treffende Illustration der politischen Sitten in England. Ein deutsches Witzblatt vom Schlage des Punch würde ein solches Bild schwerlich bringen. Bei uns wird nicht immer der Gegensatz politischer Meinungen und Interessen von der Persönlichkeit getrennt; er vernichtet allzuoft die Achtung vor deren Würde; das Persönliche wird, was niemals sein sollte, zum Mittel im politischen Kampfe.

In derselben Nummer des Punch ist noch ein andres Bild, das sich zwar nicht auf den Tod des liberalen Premierministers bezieht, aber ebenfalls auf seine Art für das politische Leben Englands charakteristisch ist. Es ist ein Löwenkäfig abgebildet, in dem ein Tierbändiger drei Löwen, die sich ängstlich in die Ecken des Käfigs ducken, mit der Peitsche meistert. Die drei Löwen tragen die Aufschriften Sozialismus, irischer Nationalismus und Antimilitarismus. Kein Engländer, er mag noch so liberal, arbeiterfreundlich, radikal sein, wird jemals in England selbst den antinationalen Bewegungen aus ideologischer Liebhaberei nnr den kleinen Finger reichen. Gegenüber diesen Bewegungen, handelt es sich nun um Sozialismus, Antimilitarismus, den irischen Nationalismus, wird auch jeder Radikale, ob er nun Asquith, Haldane oder Burns heißt, mit schonungsloser Härte auftreten. Vielleicht legen sich die liberalen Politiker gewisser ideologischer Schattierungen einmal die Frage vor, wie es damit bei uns steht, und rufen sich zum Beispiel die Gründe ins Gedächtnis zurück, mit denen seit den Zeiten des Frankfurter Parlaments in Deutschland von Deutschen für die Sache der Polen gefochten worden ist. Man sei doch nicht so naiv und lasse sich über die Stellung der Engländer zu diesen Bewegungen durch die ganz andre Haltung täuschen, die derselbe Engländer, der bei sich zu Hause die Peitsche empfiehlt, gegenüber denselben Erscheinungen einnimmt, wenn sie im Auslande auftreten; man bete doch nicht einfach die Tiraden englischer Zeitungen für die Polen und andre unterdrückte Nationen, für die ausländischen Antimilitaristen und Sozialisten nach! Der Engländer leistet sich eben gern den Luxus der Beglückung Unterdrückter — aber nur auf fremde Rechnung. Geschieht es in England: ja Bauer, das ist ganz was andres! Diese englische Eigenschaft soll der Deutsche gewiß nicht nachmachen; was aber verlangt werden muß, ist, daß er nicht darauf hineinfällt.

Fürst Bülows Tischgespräche in Venedig. In der Neuen Freien Presse ist kürzlich ein lesenswerter Bericht von Sigmund Münz über Tischgespräche des Fürsten Bülow während seines jüngsten Aufenthalts in Venedig erschienen.

Wiederholt, so erzählt der Verfasser, kam die Rede auf die Villa Malta, den nunmehrigen römischen Besitz des Fürsten. Der Reichskanzler sagte: „Ich habe in den Zeitungen gelesen, daß in der Villa noch vieles einzurichten wäre. Das ist ganz und gar nicht der Fall. Es ist so, wie wenn man sagte, daß dieser gedeckte Tisch, an dem wir da sitzen, noch gedeckt werden müßte. Ich habe die Villa Malta aufs beste eingerichtet vorgefunden. Graf Bobrinski, der bisherige Eigentümer, hat sie aufs vollkommenste ausgestattet. Es bleibt uns nichts mehr zu tun übrig."

Ich fragte den Fürsten, ob ihm die Villa von den Tagen her, da er Botschafter in Rom war, vertraut sei. Der Fürst sagte, er wäre nur des Abends beim Grafen Bobrinski einigemale zu Tisch gewesen, aber die Fürstin hätte die Villa genauer gekannt.

Der Fürst legt offenbar Wert darauf, in ein Haus einzuziehen, in welchem einstmals so manche große Deutsche ein und aus gegangen sind. Der Fürst schilderte die Schönheit der Villa Malta mit ihren vielen Rosenarten, die der russische Graf Bobrinski, ein Rosenzüchter ersten Ranges, dort gepflanzt hat. „In Villa Malta wächst in dichten Gebüschen der Loeheer und ragen die Palmen stolz in die Lüfte."

Der Fürst bemerkte: „Goethe hat die Villa anläßlich seines ersten italienischen Aufenthaltes im Jahre 1788 besucht — ein Jahr später verbrachte Herder in der Umgebung der Herzogin Amalie von Weimar den Frühling dort. Zu Anfang des neunzehnten Jahrhunderts beherbergte diese einstige Sommerresidenz der Malteserritter auch die bekannte Verfasserin des Römischen Lebens: Friederike Brun, mit ihrer Tochter, der Gräfin Bombelles. Bald nach ihr etablierte sich dort Wilhelm von Humboldt, der als preußischer Gesandter in Rom fünf Jahre in der Villa Malta lebte und hier auch seinen Bruder Alexander bei sich zu Gaste sah, als dieser von seiner südamerikanischen Forschungsreise zurückkehrte. Thorwaldsen, Canova und auch die in der Nachbarschaft der Villa wohnende Angelika Kauffmann waren gern gesehene Gäste Wilhelm von Humboldts. Im Jahre 1827 wurde Kronprinz Ludwig von Bayern Besitzer der Villa und sein Haus zum Sammelpunkt der hervorragendsten Künstler. Auch als König kam er zuweilen hin und noch häufiger, nachdem er dem Thron entsagt hatte."

Ich fragte den Fürsten, wann er sein neues Heim wieder besuchen würde, und er antwortete: „Voraussichtlich im nächsten Frühling."

„Und werden Durchlaucht zuweilen auch den Herbst dort zubringen?"

Der Fürst: „Das wird von den Geschäften abhängen."

Zur Ergänzung dieses Gesprächs erinnern wir daran, daß sich Fürst Bülow mehrfach dahin ausgesprochen hat, er werde seinen Lebensabend im Lande seiner Väter, an der Elbe verbringen, wo seine Wiege gestanden hat. Die Villa Malta in Rom wird also in der hoffentlich noch fernen Zeit seines Ruhestandes nicht dauernder Wohnsitz des Fürsten sein, er wird sie aber wohl alle Jahre auf ein paar Monate besuchen.

An einer andern Stelle des Berichtes heißt es:

Als ich dem Kanzler mein Befremden darüber ausdrückte, daß er, trotz seiner bekannten Bewunderung für Schopenhauer, nach außen hin den Eindruck hervorrufe, ein Optimist zu sein, meinte er: „Man kann mit einer in der Theorie pessimistischen Weltanschauung in der Praxis ein optimistisches Temperament vereinigen. Das rühmt ja Jakob Burckhardt den alten Griechen als einen besondern Vorzug nach."

Wenn sich der Reichskanzler auch auf dem politischen Gebiete optimistischen Auffassungen zuneigt, so wissen wir aus seinem eignen Munde, daß dieser sein politischer Optimismus in nichts anderm besteht als in dem festen Vertrauen auf den guten Geist des deutschen Volkes.

Reinke und die Vossische Zeitung. Auch über den zweiten und dritten Vortrag Reinkes in der Berliner Singakademie haben die Zeitungen — einschließlich des Berliner Tageblatts, was viel sagen will — objektiv berichtet. Daß sich der Vorwärts über den Bankrott seiner Wissenschaft mit einem elenden Witze zu trösten versucht, wird jedermann natürlich finden. Die Vossische aber — hat den Rückzug angetreten. Selbstverständlich sucht sie ihn mit einigen Witzeleien, Sophismen und

schwachen Argumenten zu maskieren. Im dritten Vortrage hat Reinke ausdrücklich die Art und Weise, wie in „liberalen" Kreisen sein Auftreten charakterisiert worden ist, als Verleumdung bezeichnet. Die Vossische schreibt nun: „Freilich, die Polizei hat er nicht gerufen. Aber ist es nicht bezeichnend, daß der geübte Journalist auf der Parlamentstribüne, der gewohnt ist, den Inhalt langer Reden in kurzen Sätzen wiederzugeben, den Eindruck, den auf ihn die Worte Reinkes machten, in den Ruf nach Polizei zusammenfaßte?... Was die Journalisten am meisten dazu veranlaßt haben mag, das ist die Tatsache, daß Reinke im Herrenhause, in der doch wohl unbestritten reaktionärsten öffentlichen Körperschaft Preußens, das Einschreiten des Staates gegen eine Kulturbewegung forderte, daß er das Herrenhaus zum Tribunal machte über die Wissenschaftlichkeit der Schriften von Gelehrten." Der Hörfehler der Herren Journalisten ist eben daher gekommen, daß die Journalisten vom Schlage der Vossischen Zeitung voller Vorurteile stecken. Sie sind a priori überzeugt, daß Haeckel der Inbegriff aller Wahrheit und Weisheit, daß jedes Mitglied des preußischen Herrenhauses und jeder Mensch, der an Gott glaubt, ein Reaktionär und ein unwissenschaftlicher Dummkopf ist, und daß alles, was an einem solchen Orte gesprochen wird, schlecht und dumm sein müsse. Und so hören sie denn „Polizei", wenn Reinke im Herrenhause „Biologie" fordert; Biologie kann er doch gar nicht gefordert haben, denn die ist ja etwas Gutes, sogar, wie jeder Berliner Backfisch weiß, das allerbeste, mit Liebesleben in der Natur und ähnlichen schönen Sachen garniert; wenigstens muß er tendenziöse Biologie gefordert haben. Er hat aber in Wirklichkeit tendenzlose gefordert. Nicht „Einschreiten des Staates gegen eine Kulturbewegung" hat er gefordert, sondern wissenschaftliche Belehrung der Jugend, damit diese zu erkennen vermöge, daß Haeckel und seine Anhänger den Schein der Wissenschaft zu einer durchaus unwissenschaftlichen Agitation gegen den christlichen Glauben mißbrauchen. Und nicht zum Tribunal über die Wissenschaftlichkeit der Schriften von Gelehrten hat Reinke das Herrenhaus gemacht, sondern er hat bloß in der Begründung der Forderung einer Erweiterung des Schulunterrichts die zur Sache gehörende Tatsache konstatiert, daß als wissenschaftliche Schriften Bücher und Broschüren verbreitet werden, die nach dem Urteile der Fachgelehrten keinen oder vielmehr einen negativen wissenschaftlichen Wert haben, da sie den Grundsätzen der Wissenschaft ins Gesicht schlagen. Nachdem übrigens ein Jahr lang über die Herrenhausrede Reinkes debattiert worden war, mußte die Vossische Zeitung über jenen Journalistenirrtum längst aufgeklärt sein; es gibt darum keine Entschuldigung für die Unverschämtheit, mit der sie im Bericht über den ersten Reinkevortrag die Verleumdung wiederholt hat. Reinkes Polemik gegen den Materialismus, behauptet ferner das Blatt, passe nur auf den Materialismus von vor hundert Jahren. „Ist denn der Monismus religionsfeindlich? Ist der Monismus nicht selber Religion? Man erinnere sich des Vortrags, den Pastor Steudel vor einem Jahre gehalten hat." Reinke hat es nicht mit Steudel sondern mit Haeckel zu tun, und wie dessen Religion aussieht, das weiß die Welt: sie besteht in Lächerlich- und Verächtlichmachung nicht bloß des Christentums sondern schon des Glaubens an Gott, also jeder Religion. Im zweiten Vortrage hatte Reinke gefordert, daß Vermutungen nicht für Tatsachen ausgegeben, daß Tatsachen und Hypothesen auseinander gehalten würden. Dazu bemerkt die Vossische: „Hypothesen soll man nicht für Tatsachen ausgeben! Zugestanden! Darf man aber Hypothesen als Hypothesen dem Volke vorsetzen? Die Frage wirft Reinke nicht auf, aber er bejaht sie durch die Tat, denn der Theismus, den er so stramm vertritt, ist doch auch eine Hypothese." Warum soll man dem Volke nicht Hypothesen als Hypothesen vorsetzen dürfen? Wird doch die atomistische Hypothese in jedem Physikunterricht vorgetragen. Wenn man nur nicht, wie Haeckel tut, Hypothesen und Phantasien, die nicht einmal den Namen von wissenschaftlichen Hypothesen verdienen, für Tatsachen ausgibt. — Bei einem

Festmahl, das nach dem letzten Vortrag dem verdienten Gelehrten zu Ehren gegeben wurde, dankte Baron van Flöckher, der die Anregung zu dem Vortragszyklus gegeben hatte, der Berliner Presse für die Unterstützung, die sie durch ihre objektive Berichterstattung dem Unternehmen haben angedeihen lassen. Die Grenzbotenleser aber bitten wir aufs neue, die (bei Eugen Salzer in Heilbronn erscheinenden) Naturwissenschaftlichen Vorträge für die Gebildeten aller Stände, deren viertes Heft die drei Berliner Vorträge enthält, selbst zu lesen und für ihre weiteste Verbreitung zu sorgen. C. J.

Neuscholastik. Angeregt durch die Enzyklika des Papstes Leo des Dreizehnten, in der die Philosophie des Thomas von Aquin als Norm empfahlen wird, haben die belgischen Bischöfe 1882 an der katholischen Universität Löwen einen Lehrstuhl für thomistische Philosophie errichtet und den 1851 gebornen Professor Désiré Mercier darauf berufen, der sich bald großer Beliebtheit und starker Frequenz erfreute. Auf seine Bitten und auf den Wunsch Leos wurden nach und nach noch sechs Professoren angestellt (ihr bedeutendster scheint de Wulf zu sein), die jetzt zusammen das Institut für thomistische Philosophie bilden. Über die Art, wie diese aufzufassen und zu behandeln sei, schreibt Mercier: „Das Bekenntnis des christlichen Glaubens darf kein Hindernis sein für die hochherzigen Unternehmungen des Gelehrten, auch nicht für die Kühnheit des Genies. Die berechtigte Freiheit des Mannes der Wissenschaft soll nicht durch übertriebne Befürchtungen des religiösen Sinns eingeschränkt werden. Pflegen wir die Wissenschaft, ohne unmittelbares apologetisches Interesse, um ihrer selbst willen! Die Wissenschaft der Gegenwart ist vorzugsweise eine Wissenschaft der sorgfältigen Einzelforschung. Auf allen ihren Gebieten müssen wir, wie Papst Leo sagt, Forscher und Meister haben, die durch ihre Leistungen das Recht erwerben, in der gelehrten Welt mitzusprechen und sich Gehör zu verschaffen; und wenn man sich einfallen läßt, den ewigen Vorwurf zu wiederholen, daß der Glaube blind mache, daß er sich nicht mit der Vernunft vertrage, dann werden wir nicht mit abstrakten Prinzipien, nicht mit gelehrten Bänden, nicht mit dem Hinweis auf die Vergangenheit antworten, sondern mit dem Hinweis auf unsre gegenwärtigen Leistungen. Die aristotelisch-scholastische Philosophie soll der erweiterungsfähige Rahmen sein, innerhalb dessen die Ergebnisse der modernen Wissenschaften geordnet werden, aber vielmehr sie soll das Fundament sein, auf dem ein aus der Synthese dieser Einzelwissenschaften bestehendes Gebäude errichtet wird." Und de Wulf erklärt: „Halten wir vor allem fest, daß der Katholik mit ruhigem Gewissen sich auch andrer Philosophien bedienen darf. Es gibt keine katholische Philosophie, keine katholische Wissenschaft, sondern es gibt nur Philosophen, die an eine bestimmte religiöse Dogmatik glauben, wie es ja Chemiker und Mediziner gibt, die zugleich gläubige Katholiken, Protestanten oder Juden sind. Die Neuscholastik wird ohne religiöse Voreingenommenheit betrieben [das dürfte Selbsttäuschung sein]; wollte man ihr einen apologetischen Zweck zuweisen, so würde das Verwirrung stiften. Davon kann keine Rede sein, den Gesamtinhalt der alten Scholastik anzunehmen. Nur die Dinge seiner eignen Zeit interessieren einen jeden, darum muß auch die heutige Philosophie modern sein. [Pius der Zehnte hat nur den Modernismus in der Theologie verdammt.] Die Neuscholastik ist nur in ihren Prinzipien scholastisch: sie stellt dem Neukantianismus und dem Positivismus einen rationellen Dogmatismus gegenüber, und sie ist auf dem Gebiete des Dogmatismus das einzige zeitgenössische System, das ernstlich in Frage kommen kann." Von deutschen Philosophen hat u. a. Eucken die Leistungen dieser Belgier gewürdigt. Er schreibt: „Auch wer diesen Versuch einer Versöhnung der Wissenschaft der Gegenwart mit der mittelalterlich-kirchlichen Grundüberzeugung ablehnen muß, wird

die ehrliche Überzeugung, in der er unternommen worden ist, sowie die Energie und das Geschick, womit er durchgeführt wird, anzuerkennen haben. Namentlich zwingt das unermüdliche Schaffen Merciers zur Hochachtung, ja Bewunderung. Und sehr bemerkenswert bleibt die Tatsache, daß der Thomismus heute da die größte Lebenskraft und Leistungsfähigkeit zeigt, wo er das mittelalterliche Gewand abgelegt hat und in der Sprache der Gegenwart redet."

Von Merciers Werken liegt uns nun eine Probe vor: der erste (bei Jos. Kösel in Kempten und München 1906) erschienene Band seiner Psychologie. Der Übersetzer, L. Habrich, schickt einen Bericht über die neuscholastische Löwener Schule voraus, dem wir das oben angeführte entnommen haben. Der Studierende findet in diesem „das organische Leben und das sinnliche Leben" darstellenden ersten Teile alles, was die moderne Wissenschaft an biologischem, physiologischem und anatomischem Material aufgehäuft hat, soweit es zum Verständnis des Seelenlebens notwendig ist. Selbstverständlich beherrscht der Verfasser die einschlagende Literatur und stützt sich namentlich auf die deutsche. Sehr gut wird S. 44 bis 46 der Unterschied zwischen dem chemischen Prozeß im anorganischen Gebiet und der Ernährung der Zelle klar gemacht. Der radikale Dualismus des Cartesius wird entschieden abgelehnt und der beseelte Organismus, das Tier, als eine Einheit aufgefaßt. Hier freilich mutet die scholastische Definition dieses Organismus als einer mit dem innerlichen Bewegungs- und Bildungstriebe ausgestatteten „Substanz" fremdartig an, da der moderne Denker gewöhnt ist, den Substanzbegriff entweder auf das Atom zu beschränken, oder, wenn er Phänomenalist und Energetiker ist, ganz abzulehnen. Das Wesen der „sinnlichen" Erkenntnis, die auch dem Tiere eignet, wird schon in diesem ersten Teile erörtert, das Seelenleben der Tiere ganz ähnlich wie bei Wundt dargestellt, den Mercier oft zitiert. In der Polemik gegen einen Franzosen, der aus den Gefühlsäußerungen der Hunde die Wesensgleichheit der menschlichen mit der Tierseele folgert, schreibt Mercier: „Das Tier hat gleich dem Menschen alle die Leidenschaften, die von sinnlichen Vorstellungen abhängen [besser: aus solchen entspringen], aber das beweist nicht, daß es Verstand habe, denn der Verstand ist das Vermögen, zu abstrahieren und zu generalisieren. [Dieses Vermögen suchen freilich die meisten heutigen Forscher auch bei den Tieren nachzuweisen.] Gemütsbewegungen, denen eine sie erregende Verstandeserkenntnis vorausgeht, empfindet nur der Mensch." (In der sehr ungeschickten Übersetzung Habrichs lautet der Satz bedeutend anders.) Man darf gespannt darauf sein, wie im zweiten Teile das Verhältnis des Geistes zum Menschenleibe bestimmt werden wird. — Wir zeigen bei dieser Gelegenheit noch einige philosophische Werke an, für deren Besprechung der Raum fehlt. Plotin und der Untergang der antiken Weltanschauung von Arthur Drews. Zur Harmonie der Seele von Karl Lambeck. Aus dem Dänischen übersetzt von Elisabeth Dauthendey, mit Einführung von Ellen Key. Beide bei Eugen Diederichs in Jena 1907 erschienen. Menschheitsziele. Eine Rundschau für wissenschaftlich begründete Weltanschauung und Gesellschaftsreform, herausgegeben von Dr. H. Molenaar. Heft 1: Wolfgang Kirchbach-Nummer. Leipzig, Otto Wigand. Grundzüge einer neuen Glaubens-, Seelen- und Lebenslehre von Ludwig Zoeller. Selbstverlag des Verfassers. Zweibrücken, 1907. An Neuausgaben von Werken alter Philosophen sind uns zugegangen: des Aristoteles Metaphysik, deutsch von Adolf Lasson (Jena, Eugen Diederichs, 1907) und zwei Bände der im Dürrschen Verlage zu Leipzig erscheinenden Philosophischen Bibliothek: Immanuel Kants Metaphysik der Sitten, 2. Auflage, von Karl Vorländer, und Hegels Phänomenologie des Geistes (Jubiläumsausgabe) von Georg Lasson; beide 1907 erschienen.

Was hat uns der Krieg in Oſtaſien gelehrt?

Der Krieg zwiſchen Rußland und Japan war der erſte, in dem ſich zwei moderne große Armeen unter Verhältniſſen entgegengetreten ſind, die uns erlauben, die Erfahrungen, die dort gemacht worden ſind, auch für europäiſche Verhältniſſe anzuwenden und — mit gewiſſen Vorbehalten natürlich — für unſre Heeresausbildung zu benutzen. Bei den Erfahrungen, die im Burenkriege geſammelt worden ſind, war das lange nicht in demſelben Maße möglich. Zwar waren auch damals beide Gegner mit modernen Waffen ausgerüſtet, aber die Eigentümlichkeiten des Burenheeres, einer undiſziplinierten Jägermiliz, in Verbindung mit denen des Kriegsſchauplatzes, der gerade dieſer Jägermiliz beſonders angemeſſen war, zwangen dazu, die Lehren dieſes Krieges ſehr vorſichtig zu unterſuchen und ſich vor Verallgemeinerungen zu hüten, um ſo mehr als die Buren, deren taktiſches Verfahren man ſogleich überall als muſtergiltig anpreiſen hören konnte, ſchließlich nach anfänglichen Erfolgen unterlagen. Natürlich hatte man ſich, aus Mangel an andern Kriegserfahrungen mit modernen Waffen, immerhin einiges von dem zunutze machen können, was der Burenkrieg gezeigt hatte, und die ſogenannte Burentaktik hat lange genug in unſrer Preſſe und auf unſern Übungsplätzen ihr Weſen getrieben. Aber der Krieg in Oſtaſien hat doch in vielen Dingen unſre Anſichten geändert und berichtigt. Die Hauptfrage, die alle Taktiker beſchäftigt, ſeitdem die Erfindung des rauchloſen Pulvers und der kleinkalibrigen Gewehre mit ſo vielen alten Traditionen aufzuräumen nötigte, war der Verlauf des Infanteriekampfes: ob es möglich ſei, einen Angriff gegen das verheerende Feuer dieſer neuen Gewehre zu führen, und in welchen Formen dieſer ſich abſpielen werde. Denn eines war von vornherein klar: jeder Fehler, den der Angreifer hierbei machte, mußte ihn bei dem ſicher wirkenden ſchnellen Fernfeuer, das die neuen Waffen abgeben konnten, ſolche Verluſte koſten, daß die Gefahr beſtand,

der Angriff werde ſchon im Anfangsſtadium zerſchellen und zuſammenbrechen. Die erſten Mißerfolge der Engländer in Südafrika haben das beſtätigt. Die Folge dieſer Wahrnehmung war zunächſt, daß man in das Gegenteil verfiel: man bekam vor den modernen Waffen einen ſolchen Reſpekt, daß man taktiſche Formen erfand, in denen man ſchon auf die weiteſten Entfernungen keine dichte Schützenlinie, geſchweige denn eine geſchloßne Abteilung zu zeigen wagte und nur mit ganz lichten Schützenlinien an den Feind heranging. Dieſe wurden allmählich im Bereich des feindlichen Feuers durch ebenſo dünne Linien, die mit weiten Abſtänden einander folgten, ſo weit verſtärkt, daß ſie den Kampf mit dem Gegner aufnehmen konnten. Das iſt in großen Zügen das Weſen des ſogenannten Burenangriffs. Es iſt ein Verfahren, das gewiß hier und da ſehr gut anwendbar iſt, und dem die Engländer im weitern Verlaufe des ſüdafrikaniſchen Feldzugs auch manchen Erfolg zu verdanken hatten, nur beging man bei uns vielfach den Fehler, zu glauben, daß man nun den Stein der Weiſen habe. Man überſah, daß die Sache doch auch ihre großen Schattenſeiten hatte, vor allem eine, die ſich ſchon bei Friedensübungen in größern Verbänden zeigte, nämlich die, daß es ſchon im Gefecht der Brigade, erſt recht aber bei Manövern von Diviſionen und noch größern Einheiten außerordentlich umſtändlich und zeitraubend war; kurzum, ſo gewiſſenhaft das ganze Jahr auf Kompagnie- und Bataillonsexerzierplätzen der Burenangriff geübt worden war, ſo wenig wußte man im Manöver damit anzufangen, und ſo ſah man dort das alte Verfahren ſich ſiegreich behaupten, daß der Angriff im weſentlichen von Anfang an mit ſtarken Schützenlinien geführt wurde. Das einzige Neue blieb, daß man das ſogenannte ſprungweiſe Vorgehen, das früher immer von ganzen Zügen oder Kompagnien ausgeführt wurde, jetzt im Bereich des wirkſamen feindlichen Feuers in kleinen Abteilungen, meiſt in Gruppen ausführte.

Man war noch zu keinerlei Klarheit gekommen, als der Krieg in Oſtaſien ausbrach. Die Japaner hatten eingeſtandnermaßen ihre militäriſche Ausbildung nach deutſchen Vorbildern gerichtet. Wie ſie dieſe Vorbilder benutzt haben, iſt muſtergiltig und lehrreich für uns. Es war zu erwarten, daß bei den Japanern ebenſowenig wie bei uns Klarheit über das Verfahren beim Infanterieangriff herrſchen werde. So konnte man denn auch zu Anfang des Krieges die verſchiedenſten Mutmaßungen leſen, die zum Teil wohl auch auf Äußerungen japaniſcher Offiziere zurückzuführen waren. Im allgemeinen war dabei wohl eine gewiſſe Abneigung gegen das Burenverfahren zu erkennen. Die klugen Japaner erkannten deſſen Mängel ſehr wohl, die hauptſächlich darin liegen, daß man ſich künſtlich immer in die Minderheit ſetzt; die dünnen Schützenlinien, die möglichſt weit in das feindliche Feuer vorgehn ſollen — denn wenn ſie das nicht tun, hat es gar keinen Zweck, ſie ſo dünn und ſchwach zu machen —, ſind ſo lange dem übermächtigen Feuer

des Verteidigers ausgeſetzt, bis ſie durch die nachfolgenden Linien aufgefüllt ſind. Da dieſe aber, wenn ſie ſich einigermaßen dem Feuer entziehen wollen, nur mit weiten Abſtänden folgen können, ſo dauert es ſehr lange, bis die vorderſten Linien dem Verteidiger eine ebenbürtige Feuerkraft entgegenwerfen können. Da der Verteidiger mit Munition nicht zu ſparen braucht — er braucht ſie ja nicht zu ſchleppen, ſondern legt ſie handlich neben ſich —, ſo kann er, wenn auch die anfänglichen dünnen Schützenlinien ein ſchlechtes Ziel bieten, ein ſolches Maſſenfeuer darauf abgeben, daß ſich die einzelnen Linien des Angreifers verbluten, ehe ſie überhaupt zu wirkſamem Feuer kommen. Außerdem bedachten die Japaner wohl, daß ſie keine mit der Büchſe in der Hand aufgewachſnen Jäger wie die Buren ſich gegenüber hatten, ſondern eine reguläre Armee, deren Schießausbildung ſie jedenfalls kannten und bei ihren Erwägungen mit in Betracht ziehen konnten.

Die Japaner haben nicht nur dieſe, ſondern überhaupt jede einheitliche Form verworfen. Die Berichte über den Krieg, die inzwiſchen in der Öffentlichkeit erſchienen ſind, zeigen, daß die Japaner ganz verſchieden gehandelt haben, daß ſie jede Gleichartigkeit in ihrer Angriffsweiſe vermieden haben. Und hierin liegt die weſentliche Lehre des Krieges; es gibt eben keine Angriffsart, die für alle Fälle paßt, jeder Gegner, jedes Gelände, jedes Wetter, jede Tageszeit, kurzum jeder Zuſammenſtoß mit dem Feinde verlangt etwas andres. Das iſt ein etwas mageres Ergebnis, wenn man bedenkt, wieviel Arbeit aufgewandt, wieviel Papier verbraucht worden iſt, um das abſolut Wahre zu finden. Die Sache wird dadurch nicht gerade troſtreicher, daß man ſich ſagen muß, daß die Verſtändigſten das ſchon vorher geſagt haben, und daß ſich unſer altes Reglement von 1888 darauf beſchränkt hat, für das Gefecht nur Anhaltspunkte zu geben, und ſich vor jeder bindenden Vorſchrift ängſtlich gehütet hat. So iſt denn auch in dem neuen Reglement von 1906 an den Grundſätzen für das Gefecht gar nichts geändert worden. Das Weſen des Infanteriekampfes iſt nach wie vor dasſelbe. Es kommt darauf an, dem Gegner ſo nahe zu Leibe zu gehn, daß man ihn mit dem Feuer niederkämpfen kann, und dann die reife Frucht durch einen möglichſt energiſchen, unaufhaltſamen Sturm auf die feindliche Stellung zu ernten. Wie das im einzelnen zu machen iſt, ob man zuerſt in dünnen oder gleich in dichten Schützenlinien vorgeht, ob bei Tage oder bei Nacht, ob man ſich unterwegs eingräbt oder nicht, wann, wo und wie man ſeine geſchloßnen Abteilungen folgen läßt, darauf gibt es keine allgemeine Antwort. Es kommt eben darauf an, was ſich der Gegner bieten läßt. Schießt er ſchlecht, oder ſcheint ihm die Sonne ins Geſicht, daß er mich nicht ſieht, ſo kann ich vielleicht mit einer langen dichten Schützenlinie ſo weit herankommen, daß ich von meinem Gewehr ausreichende Wirkung auf die kleinen Kopfziele des Verteidigers erwarten kann. Geht das nicht, ſo muß man zunächſt

auf weitere Entfernung liegen bleiben und durch plötzliches, überraschendes Vorspringen oder durch Herankriechen oder durch allmähliches Anschleichen kleiner Teile näher heranzukommen suchen, vielleicht auch die Nacht erwarten, um das zu erreichen, was das Feuer des Feindes bei Tage verwehrt. Das die Truppe beherrschende Streben nach vorwärts muß diese in jedem Falle andre Mittel und Wege finden lassen, an den Feind heranzukommen. Hierin aber, in dieser erfinderischen Selbsttätigkeit haben die Japaner etwas bisher Unerreichtes und Neues geleistet. Ihnen darin gleich zu werden, muß die höchste Aufgabe unsrer Ausbildung sein, die Aufgabe, von deren erfolgreicher Lösung der Erfolg im nächsten Kriege abhängt.

Unser Exerzierreglement fordert, daß der Mann zum denkenden, selbständig handelnden Schützen erzogen werde. Tapferkeit und todesverachtender Mut genügen heute für sich allein nicht mehr zum Soldaten. An diesen Eigenschaften hat es den Russen nicht gefehlt, aber wohl an dem andern, an dem regsamen lebendigen Geiste, der nicht an der normalen Form klebt, sondern der nur an den Zweck denkt, diesen aber mit eisernem Willen verfolgt und unbekümmert alle Mittel findet und ausnutzt, die sich ihm bieten. Die Kriegsgeschichte ist hier wieder einen Schritt vorwärts gegangen. Zur Zeit Friedrichs des Großen wurde das Denken nur von den obersten Führern besorgt. Sie stellten die Bataillone auf den richtigen Fleck und erwarteten den richtigen Moment, sie antreten zu lassen. Dann ging die Maschine vorwärts, und wie ein Uhrwerk feuerte sie ihre Salven in den Feind. Die Offiziere hatten nur zu sorgen, daß sie im Gange blieb, daß die „Kanaille“ ihre Schuldigkeit tat. Das Zündnadelgewehr stellte an die untere Führung aber schon bedeutend höhere Aufgaben, und wo man das vergaß, wie zum Beispiel beim Angriff der preußischen Garde auf St. Privat am 18. August 1870, da hat es sich durch schwere, blutige Opfer gerächt. Heute sind wir so weit, daß der Soldat in den schwersten Augenblicken, in denen es sich um die Entscheidung, um Sein oder Nichtsein handelt, auf sich selbst oder höchstens auf die Anleitung seiner untersten Führer, des Gruppen-, allenfalls noch des Zugführers angewiesen ist.

Das ist die neuste Konsequenz, zu der die fortwährend gesteigerte Technik geführt hat, daß die Anforderungen des Krieges an jeden einzelnen Mann ungeheuer gewachsen sind. Das Wort Friedrichs des Großen, daß der Geist einer Armee nur in ihren Offizieren stecke, ist nicht minder veraltet wie die Waffen und die Technik des großen Königs. Volk und Heer sind heute identisch, und wenn die sittliche und geistige Kraft des Volkes diesem nicht den festen, unbeugsamen Willen zum Siege zu geben vermag, dann wird uns keine taktische Form und keine Feldherrnkunst dazu verhelfen.

Die Friedensausbildung muß ihre Aufgabe darin sehen, den Soldaten auf die Eindrücke vorzubereiten, denen er im Ernstfalle ausgesetzt ist, und ihn die Mittel finden lehren, die ihm den Sieg verschaffen. So etwas läßt sich

aber nur erreichen bei einer geistig und körperlich gesunden Nation, in der jeder einzelne bereit ist, sich dem Wohle des Ganzen zu opfern in richtigem nationalem Idealismus und Egoismus. Diese Eigenschaften haben die Japaner zum Siege geführt. Mögen sie uns im rechten Augenblick auch nicht fehlen!

Kg.

Arbeitskammern

Von Otto Brandt

Der Deutsche Reichsanzeiger veröffentlichte am 4. Februar 1908 einen Gesetzentwurf über Arbeitskammern, der für das ganze Reich die Errichtung solcher Kammern für die Unternehmer und die Arbeiter eines oder mehrerer Gewerbezweige in Anlehnung an die Einteilung und die Bezirke der gewerblichen Berufsgenossenschaften vorsieht. Die Arbeitskammern sind nach Paragraph 2 des Entwurfs berufen, den wirtschaftlichen Frieden zu pflegen. Sie sollen die gemeinsamen gewerblichen und wirtschaftlichen Interessen der Unternehmer und Arbeiter der von ihnen vertretnen Gewerbezweige sowie die auf dem gleichen Gebiete liegenden besondern Interessen der beteiligten Arbeiter wahrnehmen. Die einzelnen übrigen Bestimmungen des Entwurfs interessieren uns an dieser Stelle, wo wir nur die grundsätzlichen Fragen behandeln wollen, nicht.

Es ist vielleicht kein Zufall, daß der skizzenhafte, für die praktische Durchführung noch nicht reife Entwurf gerade am 4. Februar erschien, denn an demselben Tage des Jahres 1890 wurde der kaiserliche Erlaß veröffentlicht, auf dessen Grunde er ruht. In diesem Erlasse heißt es: „Für die Pflege des Friedens zwischen Arbeitgebern und Arbeitnehmern sind gesetzliche Bestimmungen über die Formen in Aussicht zu nehmen, in denen die Arbeiter durch Vertreter, die ihr Vertrauen besitzen, an der Regelung gemeinsamer Angelegenheiten beteiligt und zur Wahrnehmung ihrer Interessen bei Verhandlung mit den Arbeitgebern und mit den Organen meiner Regierung befähigt werden. Durch eine solche Einrichtung ist den Arbeitern der freie und friedliche Ausdruck ihrer Wünsche und Beschwerden zu ermöglichen und den Staatsbehörden Gelegenheit zu geben, sich über die Verhältnisse der Arbeiter dauernd zu unterrichten und mit den letzteren Fühlung zu behalten.“ Seit diesem Erlasse sind achtzehn Jahre verflossen, und vieles hat sich geändert, die Regierung braucht heute vielleicht keine neuen Organe, um die Bedürfnisse der Arbeiter kennen zu lernen; die freie Organisation der Arbeiter hat sich machtvoll entwickelt, allerlei paritätische Organisationen sind, wie die Begründung zugibt, entstanden, und so ist denn auch in dem Gesetzentwurf die Begründung des Bedürfnisses und die Berufung auf den kaiserlichen Erlaß

recht matt. Wenn man die wohlüberlegte, vorsichtige Fassung dieses Erlasses richtig betrachtet, so sieht man, daß er wohl für die Arbeiter Formen verlangt, in denen sie ihre Interessen vertreten und an der Regelung von Angelegenheiten, die Unternehmern und Arbeitern gemeinsam sind, beteiligt werden sollen, daß er aber über diese Formen wenig aussagt. Die Botschaft legt sich auf eine bestimmte Form dieser Vertretung der Arbeiterinteressen nicht fest, und es haben auch in den Kreisen der Parteien des Reichstags, der Arbeiterorganisationen und der bürgerlichen Sozialpolitiker von jeher die verschiedensten Meinungen über diese Form geherrscht, und sie haben bei denselben Parteien und Personen mit der Zeit gewechselt. Es handelt sich dabei immer um die Frage, ob die zur Vertretung der Arbeiterschaft dienende Körperschaft nur aus Arbeitervertretern (Arbeiterkammern) oder aus Vertretern der Unternehmer und Arbeiter in gleicher Stärke (Arbeitskammern) bestehn soll. Die freien Gewerkschaften haben zuerst die Arbeitskammern vertreten, neuerdings die Arbeiterkammern; die Sozialdemokratie hat dieselbe Wandlung durchgemacht. Führende Parlamentarier, wie Hitze, haben sich früher für Arbeiterkammern, jetzt für Arbeitskammern ausgesprochen. Auch bei den Handlungsgehilfenverbänden werden die verschiedensten Formen einer besondern Interessenvertretung gewünscht, neben einseitigen und paritätischen sogar solche mit Anschluß an die Handelskammern.

Der Gesetzentwurf entscheidet sich für die paritätisch besetzte Arbeitskammer. Er sagt zur Begründung: „Für die Gestaltung der Arbeitskammern mußte ihre grundlegende Zweckbestimmung maßgebend sein, wonach sie zur Pflege des Friedens zwischen Arbeitgebern und Arbeitnehmern dienen. Danach war zunächst von der Errichtung einseitiger Arbeitervertretungen abzusehen. Nur auf dem Wege gemeinsamer Vertretungen kann es gelingen, Arbeitgeber und Arbeitnehmer in engere Fühlung zu bringen, und nur bei einer gemeinsamen Tätigkeit ist die Möglichkeit gegeben, daß der eine Teil die Ansichten des andern Teils kennen und sie auch von seinem Standpunkt aus verstehen und würdigen lernt. Damit ist aber eine wesentliche Vorbedingung zur Milderung und Ausgleichung der bestehenden Gegensätze geschaffen. Hierfür mußte also in erster Linie Sorge getragen und die Einrichtung von Vertretungen vorgesehen werden, die aus einer gleichen Zahl von Arbeitgebern und Arbeitnehmern zusammengesetzt sind. Dementsprechend war der Wirkungskreis der Kammern dahin zu bestimmen, daß sie den wirtschaftlichen Frieden zu pflegen und die gemeinsamen wirtschaftlichen und gewerblichen Interessen der Arbeitgeber und Arbeitnehmer sowie die auf dem gleichen Gebiete liegenden besondern Interessen der Arbeitnehmer wahrzunehmen haben."

Damit ist die große und entscheidende Frage für die Regierung gelöst im Sinne der bürgerlichen Sozialpolitiker, die sich seit Jahren zu ihr geäußert haben. Die Regierung kann sich dabei auch auf zustimmende Erklärungen aus den Kreisen der Handelskammern berufen. Von diesen hat die Handels-

kammer zu Mainz den paritätischen Standpunkt am folgerichtigsten vertreten, und der hessische Handelskammertag und nicht wenige andre Handelskammern haben sich ihr angeschlossen. Die Mainzer Handelskammer sagt: „Durch eine Zusammenfassung beider gemeinsamen Organe, paritätische Arbeitskammern, würde unseres Erachtens weit mehr erreicht als durch die Bildung reiner Arbeiterkammern. Vor allem würde damit der Tatsache Rechnung getragen, daß die sozialen Verhältnisse der Angestellten Fragen sind, die durchaus nicht rein vom Standpunkte dieser Angestellten richtig zu beurteilen sind, sondern solche, bei denen die wirtschaftlichen Grundlagen und Existenzbedingungen des ganzen Gewerbes in Berücksichtigung gezogen werden müssen. Sind Unternehmer und Arbeiter in denselben Körperschaften vereinigt, so ist jede Partei genötigt, zum wenigsten auf die Ansichten der Gegenpartei Rücksicht zu nehmen, sie anzuhören, auf sie einzugehen und andererseits auf Einwürfe gegen ihre Ansichten zu erwidern. Hiermit ist aber schon viel gewonnen; denn wenn auch vielleicht bei der Wahl der Mitglieder zu den Vertretungskörperschaften sich noch extreme Bestrebungen geltend machen, so kann doch erwartet werden, daß die einmal in die betreffenden Körperschaften gewählten Mitglieder bei gemeinsamer Arbeit richtigen Argumenten sich nicht völlig verschließen. Dies ist um so mehr zu erhoffen, als ihr Mandat einige Jahre läuft und sie daher in ihrer Stellungnahme von den Tagesströmungen weniger abhängig und objektiver zu urteilen befähigt sind als oft die Führer freier Vereinigungen, die häufig nur durch radikales Auftreten ihr Ansehen und ihre Führerschaft zu behaupten vermögen. Es entsteht also durch paritätisch zusammengesetzte Organe die Aussicht, daß bei widerstreitenden Interessen leichter eine Verständigung, oder wenn dies nicht möglich ist, doch eine größere Klarstellung der in Betracht kommenden Gesichtspunkte erzielt wird. Auf der anderen Seite halten wir die Besorgnis nicht für gerechtfertigt, daß etwa in paritätischen Organen die Angestellten und Arbeiter mit ihrer Ansicht nicht genügend zur Geltung kommen würden. Sollte wirklich bei ihren Vertretern zunächst eine gewisse Scheu in der Darlegung ihres Standpunktes bestehen, was wir übrigens nicht glauben, so wird sich diese jedenfalls recht bald verlieren und völliger Unbefangenheit Platz machen."

Andre Handelskammern, fast sämtliche industriellen Vereine, die sich über die Frage ausgesprochen haben, und mit ihnen viele maßgebende Arbeiterorganisationen und die Sozialdemokratie nehmen einen ganz andern Standpunkt ein, und es ist ein gewiß beachtenswerter Umstand, daß die paritätischen Körperschaften von großen Unternehmer- und Arbeitergruppen verworfen werden.

Gegen die Arbeitskammern kann man folgendes geltend machen:

Die Arbeitskammern sind ganz neue Gebilde, die mit keiner der jetzt bestehenden Körperschaften, die den Namen Kammern tragen, zu vergleichen sind. In den Handelskammern, Handwerkskammern, Landwirtschaftskammern

herrscht unter den beratenden Mitgliedern Interessengleichheit, bei den Arbeitskammern der schärfste Interessengegensatz. Jene Gruppe von Körperschaften berät Dinge, die oft nur mittelbar die materiellen Interessen des einzelnen Betriebs der in der Körperschaft vertretnen Unternehmer angehn, oder bei denen es sich doch um materielle Opfer dem Staate gegenüber handelt; Arbeitskammern beraten viel häufiger, vielleicht sogar der Regel nach, Fragen, deren Erledigung den unmittelbaren materiellen Vorteil oder Nachteil der gesamten einen Hälfte der Kammermitglieder angeht. Es gehört ein übergroßer Optimismus dazu, anzunehmen, daß unter solchen Verhältnissen die Arbeitskammern geeignet wären, den wirtschaftlichen Frieden zu pflegen. Die gemeinschaftlichen gewerblichen und wirtschaftlichen Interessen der Unternehmer und Arbeiter mögen in manchen Fällen — nicht in allen — in der Tat gemeinschaftlich vom Standpunkte der Volkswirtschaft sein, vom privatwirtschaftlichen Standpunkt des Unternehmers sowohl wie des Arbeiters sind sie gegnerische Interessen, und das wird sich bei den Beratungen der Arbeitskammern deutlich zeigen. Man muß den Dingen doch gerade ins Auge sehen, wenn man zu klarer Einsicht und zu vernünftigen Entschlüssen kommen will.

Wenn man die Sachlage so auffaßt, wird man nicht immer von einem Übelwollen der Unternehmer reden dürfen, wenn sie Arbeiterforderungen nicht nachgeben, denn alle Sozialpolitik ist abhängig vom technischen Stande der Industrie, von ihrer Organisation (Syndikate) und vom Verhältnis der Industrie zum Wettbewerb auf dem Weltmarkte. Man kann deshalb nicht immer sagen, daß die Industrie früher gesündigt hat, weil sie heute unter ganz andern technischen wirtschaftlichen Verhältnissen sozialpolitisch mehr tragen kann, als sie früher unter andern Verhältnissen getragen hat. Solche und andre Gedanken in einer Arbeitskammer zu entwickeln und vor allem zur Anerkennung zu bringen, wird aber nach Ansicht der Industrie eine unmögliche Aufgabe bleiben, weil da nach menschlichem Ermessen immer die gereizte Stimmung des Kampfes herrschen wird. Es ist leicht ausgesprochen, die Arbeitskammern müssen erzieherisch auf beide Teile wirken, aber schwer durchgeführt. Und was tun, wenn das Experiment mißlingt? Wenn man zwei Parteien in einer Arbeitskammer zusammengeschmiedet hat, die sich trotz bestem Willen nicht verstehn? Dann hat man arbeitsunfähige Körperschaften, die jährlich Riesensummen kosten und ihren Zweck verfehlen. Nach den vorliegenden tatsächlichen Verhältnissen würde man etwa 300 bis 500 Arbeitskammern in Deutschland einrichten müssen, die einen jährlichen Kostenaufwand von 15 bis 20 Millionen Mark erfordern und von den Unternehmern allein getragen werden sollen.

Immerhin wird sich vielleicht bei allgemeinern Angelegenheiten, bei sozialpolitischen Nebenfragen (man darf diesen Ausdruck nicht mißverstehen!) ein Weg der Verständigung finden, man wird bei Fragen des Arbeiterschutzes, der Verbesserung der hygienischen und der Wohlfahrtseinrichtungen manchen

gemeinsamen Beschluß fassen können, weil hier die Reibungsflächen nicht so breit sind. Doch kann man sehr zweifelhaft sein, ob man dazu so große neue und kostspielige Körperschaften braucht, da sich auf diesem Gebiet bei den in jedem Betriebe verschiednen Verhältnissen am wenigsten generalisieren läßt, sondern individualisiert werden muß. Darum wird eine ganze Reihe dieser Fragen der Arbeitskammer entzogen sein, da sie sich nicht mit den Verhältnissen einzelner Betriebe beschäftigen darf. Auch eine gutachtliche Tätigkeit werden die Arbeitskammern entfalten können. Damit ist aber noch längst nicht das Bedürfnis für sie nachgewiesen.

Der Hauptkampf zwischen Unternehmertum und Arbeiterschaft entspinnt sich um die Arbeitsbedingungen und von diesen vor allem um Lohn und Arbeitszeit. Ist es in diesen Fragen des Arbeitvertrags möglich, mit einer Arbeitskammer zum Ziele des sozialen Friedens zu kommen? Hierauf muß unbedingt und glatt mit Nein geantwortet werden. Wenn irgendwelche Möglichkeit vorhanden wäre, die Arbeitsbedingungen im Streitfalle bindend (auf diesem Worte liegt der Nachdruck) und besser, als es heute geschieht, durch die Arbeitskammern zu ordnen, so würde sicherlich die ganze Industrie mit Freuden dem Plane zustimmen, denn die Industrie ersehnt nichts mehr als Ruhe und ein gutes Verhältnis zur Arbeiterschaft. Das ist aber nicht möglich.

Die Kämpfe um die Arbeitsbedingungen führen in steigendem Maße zu einer straffen Zusammenfassung der Kräfte der Arbeiter, und der Not gehorchend, auch der Unternehmer in Gewerkschaften und Unternehmerverbänden. Die Gewerkschaften werden nach der Einrichtung der Arbeitskammern nicht etwa fallen, wie es Grundbedingung für eine gedeihliche Arbeit der Arbeitskammern wäre, sondern sie werden im Gegenteil um ein wichtiges Machtmittel reicher. Der freisinnige Abgeordnete Goldschmidt geht in einer Besprechung der Arbeitskammerfrage in den Hirsch-Dunckerschen Gewerkvereinen nach der Vossischen Zeitung (12. Februar 1908) noch weiter. Er meint, die Gewerkschaften würden nicht nur nicht fallen, sondern es sei von Amts wegen ein moralischer Hinweis auf den Eintritt in die Arbeiterverbände zu erteilen.

Gewerkschaften und Arbeitgeberverbände müssen sich für Kampf, Verhandlung und Friedensschluß ihre eignen Formen suchen und finden sie auch. Die Arbeitskammer kann diesen Formen nicht genügen, weil sie keine Macht hat, ihre Beschlüsse durchzusetzen, sie kann diesen Formen nicht genügen, weil diese nicht reine Äußerlichkeiten sind, sondern vielmehr der lebendige Abdruck grundsätzlicher Anschauungen und tatsächlicher Machtverhältnisse, die sich beide Teile nicht nehmen lassen werden und nehmen lassen können. Die Gewerkschaft kann und wird nicht zugunsten der Arbeitskammern abdanken, sondern diese nur, soweit es möglich ist, für sich ausnutzen, ihre ausschlaggebende Stellung aber gerade dann, wenn es darauf ankommt, nämlich im Kampfe, bestreiten. Das zeigt der Umstand, daß die Gewerkschaft nie für den Arbeiterausschuß in den Fabriken eingetreten ist, sondern in der Praxis immer über

ihn hinwegging, weil der Friedensschluß zwischen dem einzelnen Unternehmer und seinem Arbeiterausschuß den Kampf zersplittert, ihm seine Geschlossenheit nimmt, auf der allein der Erfolg beruhen kann. Daß sich die Arbeitervertreter in einer Arbeitskammer dem Einfluß der Gewerkschaften entziehen sollten oder könnten, ist unmöglich.

Der Gedanke, der Arbeitskammer einen ausschlaggebenden Einfluß in den Hauptfragen des Arbeitsverhältnisses zu geben und den Einfluß der Gewerkschaften so zu brechen, könnte vielleicht Wurzel schlagen, wenn die Gewerkschaften nicht mit politischen Parteien untrennbar verbunden wären. Auf diesem Zusammenhang aber beruht die Stellung der Sozialdemokratie und des Zentrums, und der Umstand, daß die freisinnigen und christlich-sozialen Parteien politisch ohnmächtig sind, erklärt die verhältnismäßige Machtlosigkeit der Hirsch-Dunckerschen Gewerkvereine und der evangelischen Arbeitervereine, und umgekehrt sind diese Parteien ohnmächtig, weil sie die Arbeitermassen nicht hinter sich haben. Einer politischen und sozialpolitischen Neutralisierung der Gewerkschaftsarbeit in den Arbeitskammern — und das ist der Grundgedanke des Gesetzentwurfs auf die kürzeste Formel gebracht — können deshalb selbst die politischen Parteien, die heute zum Teil, wie das Zentrum, für Arbeitskammern eintreten, aus Gründen der Selbsterhaltung nicht zustimmen, und damit fallen die Hoffnungen auf die Arbeitskammern.

Nun hat man gesagt, die Arbeitervertretungen seien schon aus dem Grunde notwendig, um eine Körperschaft zu schaffen, die auch die nichtorganisierten Arbeiter umfaßt, und man hofft offenbar, daß diese den organisierten Arbeitern ein Gegengewicht gemäßigter Anschauungen, denen sich die der Unternehmer nähern könnten, bieten würden. Aber abgesehn davon, daß wir auch bei Anwendung der Verhältniswahl nicht an eine starke Gruppe nichtorganisierter Arbeiter in den Arbeitskammern glauben können, sondern von den Arbeitskammern eher eine Stärkung der gewerkschaftlichen Organisationen erwarten, wird auch der Einfluß einer solchen Gruppe nicht in dem gehofften Sinne wirksam werden. Außerdem kann den nichtorganisierten Arbeitern doch eine stärkere Vertretung nur zufallen, wenn sie sich auch organisieren. Eine solche Organisation aber kann man nach der Ansicht der Vertreter des paritätischen Prinzips nur dann vaterlandsfreundlich und unternehmerfreundlich erhalten, wenn diese Arbeiter sehn, daß auch die Unternehmer mit ihnen in paritätischen Körperschaften verkehren wollen. Man vergißt dabei nur, daß jede Arbeiterorganisation gegen das Unternehmertum gerichtet sein muß. Der Gedanke, von seiten der Unternehmer alles zu tun, was dazu dienen kann, die Arbeiter nach der vaterlandstreuen Seite zu ziehn, ist sicherlich sehr beachtenswert, aber eine Verwirklichung liegt doch wohl mehr in den allgemeinen politischen Einrichtungen, und er allein genügt bei weitem nicht, die schweren Bedenken zu zerstören, die gegen Arbeitskammern bestehn. Denn man wird den sozialen Frieden in diesen Kammern niemals fördern können.

Die Hoffnung, daß die Arbeitskammern den sozialen Frieden fördern, daß sie insbesondre die Kämpfe um die Arbeitsbedingungen vermindern oder gar beseitigen werden, ist darum nichtig. Das Verhindern von Streiks ist aber die große Aufgabe. Die Tätigkeit der Kammer nach dem Kampfe als Einigungsamt bietet keinen Ersatz und wird ebensowenig ersprießlich sein können, wie wir eben schon ausgeführt haben, und wie die Geschichte der ausländischen Arbeitskammern und unsrer Gewerbegerichte erweist. Gerade den Frieden nach dem Kampfe müssen die Organisationen selbst schließen, weil sie genau wissen, worauf es ankommt.

Die kaiserliche Botschaft von 1890 fordert, daß die Arbeitervertretung den Arbeitern den freien und friedlichen Ausdruck ihrer Wünsche und Beschwerden ermögliche. Die Arbeiterorganisationen, die sich gegen paritätische Kammern aussprechen, fügen hinzu, es müsse aber der reine und unbeeinflußte Ausdruck der Arbeiterinteressen sein, nicht ein mit den Unternehmern etwa geschloßner Kompromiß; das sei keine Arbeitermeinung mehr.

Man könnte hierfür mehrere sehr charakteristische Äußerungen aus der Arbeiterpresse anführen. An dieser Stelle möge nur ein Urteil des Reichstagsabgeordneten Schack, des Vertreters des Deutsch-nationalen Handlungsgehilfenverbandes, über diese Frage Platz finden. Er sagte im Reichstage beim Justizetat am 25. Februar 1908: „Ich möchte zunächst darauf hinweisen, daß die Gutachten der Kaufmannsgerichte in dieser Frage, auch von seiten des Reichsjustizamts, mit einer gewissen Reserve aufgenommen werden müssen, weil sie meiner Ansicht nach, soweit sie mir bekannt geworden sind, nicht überall deutlich das zum Ausdruck bringen, was als tatsächliche Meinung der beteiligten Kreise angesehn werden kann. Mir ist von verschiednen Seiten mitgeteilt worden, daß in den Sitzungen der Kaufmannsgerichte, wo darüber verhandelt worden ist, der Vorsitzende von vornherein erklärt hat: »Ein völliges Verbot der Konkurrenzklausel werden wir doch nicht erreichen; es ist anzunehmen, daß die Regierung darauf niemals eingehn wird; infolgedessen ist es besser, wir beschränken uns von vornherein in unsern Wünschen, um ein möglichst übereinstimmendes Gutachten der Prinzipale und Handlungsgehilfen beibringen zu können.« Meiner Ansicht nach ist das eine unrichtige Auffassung; denn die gutachtliche Tätigkeit der Kaufmannsgerichte soll nicht auf Vergleichen und Kompromissen zwischen den verschiednen Anschauungen beruhen. Die paritätische Zusammensetzung ist wohl da, damit Prinzipale und Handlungsgehilfen sich gegenseitig von entgegengesetzten Ansichten überzeugen können; aber da, wo das nicht möglich ist, müssen die beiderseitigen Ansichten auch unverfälscht und deutlich zum Ausdruck kommen, was bei Kompromißvorschlägen naturgemäß nicht der Fall ist.“ Eine solche Ansicht ist sehr wohl vertretbar, nur verneint sie in schärfster Weise die Möglichkeit, in einer Arbeitskammer Gutes zu schaffen; sie widerspricht dem Sinne der ganzen Einrichtung und nicht weniger der Begründung des Gesetzentwurfs über die Arbeitskammern, die ausdrücklich sagt, die Arbeiten der

Kammern sollten in ihrem weitern Verlaufe möglichst zum friedlichen Ausgleiche führen.

Aber solche Urteile geben uns ein Bild davon, wie man den Äußerungen der Arbeitskammern gegenüber verfahren würde. Man würde sie benutzen, wenn sie der Partei und ihrer Richtung bequem sind; man würde sie als Verwässerungen und gar Fälschungen der Arbeitermeinungen ablehnen und verächtlich machen, wenn sie unbequem sind. Darin liegt aber eine große Gefahr. Die Unternehmervertreter in einer Arbeitskammer können und werden vielfach in einem gezwungnen Gegensatze zu ihren Berufsgenossen in andern nicht paritätisch zusammengesetzten Körperschaften stehn oder doch infolge des Ausfalls der Arbeitskammerbeschlüsse zu stehn scheinen. Genau dasselbe wird bei den Arbeitervertretern eintreten. Dem sozialen Frieden aber wird man mit all dem nicht dienen.

Es ist merkwürdig, daß man die Pflege des sozialen Friedens von einer Körperschaft erwartet, die in ihrer Zusammensetzung so wenig homogen ist. Homogen ist sie nämlich noch nicht einmal, wenn man jede der beiden Parteien für sich betrachtet. Es ist bekannt, daß sich niemand erbitterter und mit häßlichern Schimpfworten befehdet als die Arbeiterorganisationen untereinander. Diese werden sich auch in den Arbeitskammern fast allein gegenüberstehn, und an einen Ausgleich der Gegensätze ist deshalb nicht zu denken, weil die Arbeitervertreter in den Kammern von ihren außenstehenden Verbänden überwacht werden. Bei der Stärke der freien Gewerkschaften muß angenommen werden, daß diese, also die radikalste Richtung meist herrschen und die Vertreter andrer Richtungen oft zur Gefolgschaft zwingen werden. Auch aus diesen Gründen würde eine friedliche Annäherung, die doch wohl gelegentlich einmal — um es ganz vorsichtig auszudrücken — auch in einem Nachgeben der Arbeitervertreter und nicht immer nur — wie es wohl die Regel sein wird — in einem Nachgeben der Unternehmer bestehn müßte, sehr schwierig sein.

Wenn wir alle diese Gedanken zusammenfassen, so kommen wir nicht ohne ein gewisses inneres Bedauern zu einer vollständigen Ablehnung des paritätischen Aufbaues der Arbeitskammern.

Es ist ein unheilvoller Entschluß, zwei Parteien zu einer Körperschaft zusammenzuschließen, die beide in ihr gar nicht arbeiten wollen, zu einer Körperschaft, die keine Machtmittel hat, einen entscheidenden Einfluß auf das Arbeiterverhältnis auszuüben, und der diese Machtmittel auch niemals gegeben werden können, wenn man nicht die ganze Wirtschaftsverfassung grundsätzlich ändert. Man sollte dazu um so weniger kommen, als auch die kaiserliche Botschaft nicht zwingt, gerade die Form der Arbeitskammern als Arbeitervertretung zu wählen.

Die Industrie erhebt wenigstens zum Teil keine Einwendungen gegen die Schaffung von Arbeiterkammern. Sie hält sie aber auch nur in dieser Form für möglich und ist der Ansicht, daß die Arbeiterinteressen erst unter sich aus-

geglichen werden müssen, daß sich erst einmal bei den Arbeitervertretern selbst eine maßvolle Verfolgung ihrer Forderungen unter Berücksichtigung des Gesamtinteresses der deutschen Industrie und Volkswirtschaft zeigen muß. Ist das eingetreten, so wird es an Möglichkeiten, mit den Unternehmern zu verhandeln, nicht fehlen, auch wenn keine paritätischen Kammern vorhanden sind. Die Arbeiterkammer ist etwas in sich Einheitliches, nach der Art der Vertreter und den gesteckten Zielen. Diese Einrichtung vermeidet auch tausend andre Schwierigkeiten der Organisation und der praktischen Arbeit, die bei den Arbeitskammern sicher auftreten werden; sie beeinträchtigt die Handelskammern nicht im Wirken und Ansehn, was die Arbeitskammern in hohem Maße tun.

Man hat allerdings gesagt, die Arbeiterkammer werde eine reine Kampfkörperschaft für die Gewerkschaften werden und ein Zwangsmittel, die Arbeiter in die Verbände zu treiben, indessen ist darauf zu erwidern, daß man diese Gefahr in paritätischen Körperschaften in demselben Maße läuft, nur ist es da viel schlimmer, weil in den Einflußkreis dieser gewerkschaftlichen Bestrebungen auch das Unternehmertum offiziell hineingezogen wird. Außerdem ist es zweifelhaft, ob man den Arbeiterkammern durch Arbeitskammern entgeht. Schon heute wird es offen ausgesprochen (Gewerkschaften, Naumann u. a.), daß durch die Arbeitskammer das Bedürfnis nach einer besondern Arbeitervertretung nicht erfüllt sei, außer der Arbeitskammer müsse auch die Arbeiterkammer kommen.

Soll nun mit diesen Ausführungen die Möglichkeit und Notwendigkeit einer Verständigung zwischen Unternehmern und Arbeitern für jetzt und künftig als ausgeschlossen betrachtet werden? Wir haben schon angedeutet, daß wir nicht dieser Meinung sind.

Das Unternehmertum verstößt schon heute nicht gegen die Forderung, sich um die Bedürfnisse der Arbeiter zu kümmern, andrerseits hat es sicher allen Anlaß, nicht die Brücken ganz abzubrechen, die zu einer offiziellen Verständigung mit den Arbeitern führen könnten. Die Stellung der Unternehmer und auch der Handelskammern zur Arbeitskammerfrage beruht auf den heutigen sozialen und politischen Zuständen. Niemand aber kann sagen, ob oder wie schnell sich diese verändern. Sollen wir tatsächlich die Hoffnung ganz aufgeben, daß einmal eine Zeit kommt, wo eine ehrliche, friedliche Verständigung zwischen den Interessen von Kapital und Arbeit Platz greift, wo auch Arbeiterorganisationen eine auf die nächsten Ziele gerichtete praktische Politik in maßvoller Form verfolgen? Und muß sich nicht das Unternehmertum schon um der Selbsterhaltung willen dann den Weg offen halten zur gemeinsamen Arbeit? Das Unternehmertum muß nach unsrer Auffassung notwendig optimistisch über die Entwicklung der sozialen Verhältnisse in Deutschland denken. Wenn wir annehmen wollten, daß sich die sozialen Kämpfe in der Zukunft in demselben Maße steigern würden wie in den letzten zwanzig Jahren, so müßte man an der Zukunft der deutschen Industrie und Volkswirtschaft verzweifeln. Das können und dürfen wir nicht; wir müssen deshalb den festen Glauben haben,

daß irgendwo und irgendwann eine Umkehr erfolgt, und daß zur Verständigung mit den Arbeitern Raum ist.

Deshalb meinen wir, man sollte zwar Unternehmern und Arbeitern ihre eignen wirtschaftlichen Interessenvertretungen lassen, aber auch diese werden Gelegenheit haben, sich, wenn es an der Zeit ist, zu gemeinsamen Besprechungen zusammenzufinden; genau so, wie sich die Organisationen der Arbeiter und der Unternehmer der bergischen Kleineisenindustrie gemeinsame Organe, Schiedsgerichte, geschaffen haben. Aber wohlgemerkt, sie sind von den Verbänden der Unternehmer und der Arbeiter geschaffen worden, die auch die Macht haben, ihre Beschlüsse durchzusetzen. Und solche gemeinsamen Ausschüsse sind etwas wesentlich andres als eine Arbeitskammer. In solchen gemeinsamen Besprechungen der Ausschüsse treten sich Unternehmer und Arbeiter ganz anders gegenüber; die Unternehmer sind nicht losgelöst von den Körperschaften, die ihre eignen Interessen, oder richtiger, die objektiven Interessen der Unternehmung vertreten, sondern werden bei allen Handlungen von ihnen gestützt. Gelingt eine Verständigung in dem gemeinsamen Ausschuß nicht, so wird nicht die eine Partei von der andern erdrückt; es ist nicht Gefahr, wie bei den Arbeitskammern, vorhanden, daß ihre Kundgebungen eine einseitige Darstellung der in ihr vorhandnen Ansichten enthalten; keine Partei wird durch steten oder häufigen fruchtlosen Kampf der Meinungen verbittert, sondern wenn man in einer Frage keine Verständigung erreicht, trennt man sich ruhig, um das nächstemal eine andre Frage ohne Voreingenommenheit aufzugreifen. Sollte aber doch die Neigung zur Verständigung wachsen, so ist der neutrale Boden in dem gemeinsamen Ausschuß gegeben, diese Entwicklung zu fördern.

Der Orient in unsrer historischen Bildung

Von Rudolf Stübe

In zwiefacher und zugleich entgegengesetzter Weise wird an unserm höhern Bildungswesen Kritik geübt. Auf der einen Seite wird im Interesse des praktischen Lebens eine Verminderung gefordert; dagegen erheben die akademischen Wissenschaften die Klage, unsre höhern Schulen gewährten nicht mehr eine zulängliche Vorbereitung für den Arbeitsbetrieb der Universität. Was an diesen Anklagen berechtigt ist, und wie unser höheres Bildungswesen nach den neuen Ansprüchen der Zeit zu gestalten ist, das sind Fragen, die nur in langer Arbeit bewältigt werden können. Darüber ist kein Zweifel, daß die Welt, in der wir leben, anders ist als vor fünfzig oder zwanzig Jahren. Daß auch die Bildung, die dem Leben dienen will, durch seine Wandlungen mitbestimmt wird, ist ebenso unbestritten. Auf-

der andern Seite steht die Wissenschaft, die sich ebenfalls in steter Wandlung des Wachsens und der innern Erneuerung bewegt. Keine höhere Bildung ist denkbar, die nicht aus dem befruchtenden Zusammenhang mit der wissenschaftlichen Arbeit hervorwächst. Aber kann und darf die Schule alles, was an sich wertvoll und wissenswert ist, in sich aufnehmen, ohne dadurch den innern Wert ihrer Leistung bedenklich zu gefährden? Das ist eine Frage, die neuerdings für den Geschichtsunterricht nahegelegt worden ist, einmal durch die innere Wandlung der Geschichtsforschung, die neben die politische Geschichte die Geschichte der Wirtschaft und des geistigen Lebens gestellt hat, sodann aber durch die zeitliche wie räumlich-ethnographische Ausdehnung der Geschichte. Die bisher „geschichtslosen" Völker Amerikas, Afrikas und der Südsee sind in der letzten Zeit Gegenstand historischer Bemühungen geworden. Und zeitlich sind wir durch die Ausgrabungen im Nillande und in Babylonien um Jahrtausende nach rückwärts geführt worden, ohne damit auch nur annähernd die Anfänge geschichtlichen Lebens gewonnen zu haben.

In der letzten Zeit ist mehrfach die Aufnahme der altorientalischen Geschichte in den höhern Unterricht gefordert worden. In der Tat liegt die Frage nahe, ob wir den großartigen Ausbau der alten Geschichte, wie er durch die Entzifferung der Hieroglyphen, der altpersischen und der babylonischen Keilschrift und in der letzten Zeit durch die Auffindung des Archivs der hethitischen Könige in Boghazköi erreicht worden ist, unberücksichtigt lassen dürfen. Babylon zumal erweist sich immer mehr als die große Kulturzentrale, die auf Jahrtausende ganz Westasien beherrscht und weit darüber hinaus gewirkt hat. Erst wenn ihm die gebührende Stellung auch im Unterricht zugewiesen werde, kämen wir zu wahrhafter Einheitlichkeit unsrer geschichtlichen Bildung. Erst vom Orient aus vermöge man auch das „klassische" Altertum in richtiger historischer Perspektive zu sehen.

Mit diesen Ansprüchen scheint uns allzufern liegendes und schon aus praktischen Gründen unerfüllbares gefordert zu werden. Doch gilt es auch hier, das Berechtigte in den neuen Forderungen zu erkennen, wenn wir zugleich das betonen, wodurch sie beschränkt werden. Es lassen sich in der Tat Gründe dafür geltend machen, daß unsre geschichtliche Bildung den orientalischen Kulturvölkern ein höheres Maß von Beachtung zuwenden müsse.

Zwei Tatsachen legen diese neuen Forderungen auch dem allgemeinen Interesse nahe. Durch die Erschließung der altorientalischen Denkmäler hat unser geschichtliches Gesamtbild eine tiefgreifende Umgestaltung erfahren. Die Völker des Orients haben nicht nur für sich betrachtet ein bedeutsames geschichtliches Leben geführt, sie haben auch auf die Anfänge der europäischen Kultur stark eingewirkt, sie haben unsre Geschichte mehrfach politisch wie kulturell nachhaltig beeinflußt und angeregt. Aber nicht nur die Erweiterung der geschichtlichen Forschung kann es nahelegen, die geschichtliche Bildung durch einen weitern Umblick, durch eine universale Betrachtung der Zusammenhänge

des Weltlebens zu bereichern. Wir stehn heute an einem welthistorischen Wendepunkt: seit der Erschließung des östlichen Asiens, das sich anschickt, seine Bahnen bis an die Westgrenze des eigentlichen China zu führen, nähern sich wieder die beiden großen geschichtlichen Hälften der Menschheit in einer sich gegenseitig bestimmenden geschichtlichen Gemeinschaft. Eine wirkliche „Weltgeschichte", an der die gesamte Völkerwelt beteiligt ist, deren Wirkungen überall fühlbar sind, die Umspannung der Erde durch ein gemeinsames, die ganze Menschheit berührendes Leben beginnt erst mit unsrer Zeit. Die Voraussetzung dafür ist die geographische Erschließung der Erde und die Eroberung und Erschließung der Neuländer durch die europäische Expansionskraft in der großen kolonialen Ära Europas. Aber diese kolonisierende und erobernde Erweiterung Europas, seine Ausbreitung über die Erde, stößt heute auf Widerstände. Die alten Kulturvölker Asiens, aus ihrem isolierten Leben aufgescheucht, sind gerade durch die eindringenden Wirkungen des erregenden europäischen Wesens zu stärkerem Selbstbewußtsein, zur selbständigen Behauptung und Gestaltung ihres geschichtlichen Daseins gedrängt worden. Die nervös-erregbarste Nation natürlich zuerst, die Japaner; aber ebenso gehn nationale Bewegungen durch Indien, Persien und China.

Es ist vielfach von ausgezeichneten Kennern des Orients betont worden, daß die neuen Beziehungen zum Orient eine tiefere Kenntnis seiner Völker, ein eindringendes Verständnis ihres geistigen Lebens zu einem praktischen Erfordernis machen. Die Orientalen sind keine Barbaren, sondern durch ein großes historisches Leben geformte Völkerindividualitäten. Die Zeiten, wo uns die Gebilde orientalischer Kulturen als Kuriositäten erschienen, sind vorüber. Die wissenschaftliche Erforschung des Orients verbindet sich heute mit gewichtigen Interessen des realen Lebens, die jene befruchten und diesem dienen sollte. Den Orient in seiner Geschichte, seinen wirtschaftlichen Verhältnissen und seinem Kulturleben kennen zu lernen, ist eine Aufgabe, die nicht mehr abzuweisen ist.

So liegt in der Tat die Frage nahe: Was kann unsre geschichtliche Bildung dafür leisten? Jede Bewegung unsers Kulturlebens stellt ja neue Forderungen an unsern höhern Unterricht, als ob er alles zu leisten vermöchte. Das Neue macht sich immer mit der Energie eines jungen Lebens geltend, übertreibt deshalb bisweilen seine Ansprüche. Fragen wir, was erreichbar ist, so kann man die allgemeine Bedeutung der orientalischen Welt erst einem etwas mehr gereiften geschichtlichen Verständnis nahebringen. Es genügt, wenn sich der Blick einmal an größere Fernsicht gewöhnt, wenn er Interesse für die Weite des geschichtlichen Daseins und eine Vorstellung von seinem Inhalt erweckt. Erst auf der obern Stufe läßt sich einiges aus der Geschichte der alt-orientalischen Kulturvölker mitteilen, wie es auch geschieht. Daß dabei gelegentlich noch veraltete und unhaltbare Ansichten mit unterlaufen, soll nicht bestritten werden. Aber auch hier dürfen wir nicht zu viel erwarten; gerade das Wichtigste, das

Verständnis der allgemeinen Kulturbeziehungen, wird oft schwierig sein. Alles geschichtliche Verstehen knüpft an das Wollen und Handeln der geschichtlichen Persönlichkeiten an. Und darauf beruht der Bildungswert des geschichtlichen Unterrichts. Das lebendige Vorbild des tatenerfüllten Lebens ist es, was der Geschichte ihren ethischen Wert gibt. Denn darin enthüllt sich — machtvoller als es jede Lehre vermag — der höchste menschliche Lebenswert: der Wille und die mit ihm verbundne sittliche Verantwortung. Hier liegt die Schranke der orientalischen Welt. Lebendige menschliche Größe, die uns fühlbar nahetritt, zu der wir uns erhoben fühlen könnten, hat sie uns außer etwa dem ältern Kyrus und Dareus kaum gezeigt.

Ermöglicht aber die bisher gewonnene Erkenntnis der orientalischen Geschichte ihre Berücksichtigung in unsrer historischen Bildung? Die Frage liegt nahe bei den großen Gegensätzen unter den Forschern und bei der offenkundigen Unsicherheit vieler einzelner Annahmen. Gerade neuerdings ist durch Ed. Meyers bedeutende Abhandlung „Sumerer und Semiten in Babylonien" (1906) ein kulturgeschichtliches Problem von der größten Bedeutung, die Entstehung der babylonischen Kultur, in ein neues Licht gerückt worden. Trotzdem darf man nicht verkennen, daß es im Orient nicht schlechter steht als in der griechisch-römischen Geschichte, vielfach sogar besser. Auch in der Geschichte des Altertums sind wir über weite Strecken wenig unterrichtet, über viele, oft wichtige Ereignisse besteht mancherlei Ungewißheit. Und im bekannten Bereiche hat sich die Auffassung von Persönlichkeiten, Vorgängen und Zuständen vielfach gewandelt. Was ist denn hier die historische Wahrheit? Die historische Betrachtung ist immer Auffassung der Vergangenheit im Geiste der Gegenwart. Trotzdem verzichten wir nicht auf geschichtliches Erkennen.

So vieles im einzelnen noch strittig und ungewiß bleiben mag, so darf deshalb doch nicht die in zahlreichen Erscheinungen zutage tretende historische Tatsache verkannt werden, daß die babylonische Kultur eine Weltkultur war, die ihre Nachwirkungen noch heute übt, obwohl das babylonische Weltbild als Einheit seit Kopernikus und Galilei für unser Denken durch ein andres ersetzt worden ist. Nicht minder interessant ist der große Versuch der Assyrer, über der bunten Fülle der kleinern Stämme und ihrem Sonderleben einen Einheitsstaat zu errichten. Sie haben das Werk des Kyrus und des großen Dareus vorbereitet.

Ein Vorzug der altorientalischen Geschichte aber liegt in der urkundlichen Überlieferung durch Denkmäler. Wo die historische Überlieferung durch das Medium der Literatur erfolgt, wird sie vielfach umgewandelt durch die Individualität des Schriftstellers, durch die mannigfachen Wandlungen, die jeder Bericht in längerer Überlieferung erleidet, oft auch durch rein literarische Abhängigkeitsverhältnisse und Absichten. Im Vergleich mit den historischen Berichten des Alten Testaments oder der ältern griechischen Historiker, die — mit Ausnahme des Thukydides — oft ein recht unklares Bild geben, hat das Tatsächliche in

der orientalischen Überlieferung oft eine erfreuliche Sicherheit. Natürlich fehlt es in offiziellen Berichten über die Taten der Könige nicht an Übertreibungen oder an Verhüllungen, wo etwas zu verschweigen war. Das gehört aber zum Stil der Königsinschriften. Der König ist ein Gott, oder er steht den Göttern nahe; so wird ihm menschliches Geschick ferngehalten. Freilich haben wir bisher zwar große Massen an Aufzeichnungen geschichtlichen Inhalts aus dem alten Orient; aber eine wirkliche Geschichtsdarstellung fehlt noch. In Indien ist die Literatur von dem spekulativen Geist und der Kraft der Phantasie beherrscht. Die geschichtliche Erinnerung ist ins Epos eingegangen. Die ungeheuer reiche indische Literatur hat kein einziges wirkliches Geschichtswerk. Als den „geschichtslosen Weltteil der Brahmanen" hat G. Bühler Indien bezeichnet, und auch Pischel betont, daß den Indern der geschichtliche Sinn fehlt. Selbst die als historische Dokumente wichtigen Inschriften zeigen auffallend wenig den Charakter einer Geschichtsdarstellung. Der große Buddhistenkönig Asoka legt in Inschriften seine Überzeugungen dar und ermahnt seine Völker zu moralischem Wandel. Und die Inschriften der Guptadynastie (zweites bis fünftes Jahrhundert n. Chr.) sind Preisgedichte auf Herrscher, ganz im Stil der höfischen Kunstpoesie gehalten. Die beiden buddhistischen Mönchschroniken aus Ceylon (fünftes Jahrh. n. Chr.), die wir durch W. Geiger kennen gelernt haben, sind rein legendarischen Charakters. Erst aus dem zwölften Jahrhundert n. Chr. lernen wir eine Königschronik aus Kaschmir kennen, die Rajatarangini. Das will wenigstens eine Landesgeschichte sein. Aber auch dieses Werk, in Versen geschrieben, ist ganz im Stil des dichterischen Panegyrikus gehalten und hat einen vielfach märchenhaften Charakter, obgleich es nicht ohne historischen Gehalt ist. Oldenberg, der kürzlich die indische Geschichtschreibung zu würdigen gesucht hat, hat wohl mit Recht gesagt, daß aus dem indischen Geist ebensowenig ein echtes Geschichtswerk erstehen könne, wie seine Kunst einen Apollo zu schaffen vermöchte.

Dagegen hat ein andres Volk des Orients, die Chinesen, mit Recht den Ruhm, die besten Überlieferer geschichtlicher Ereignisse zu sein. Freilich haftet ihr Blick am einzelnen; es fehlt an dem Gefühl für die innern Zusammenhänge, an historischer Perspektive, wie solche auch ihrer Malerei fehlt. Aus Westasien ist zwar kein eigentliches Geschichtswerk erhalten; aber es ist nicht ausgeschlossen, daß es solche gab. Wir werden noch glückliche Funde abwarten müssen, ehe ein Urteil über die orientalische Geschichtschreibung möglich ist. Die historischen Bücher des Alten Testaments genügen dafür bei weitem nicht.

Überhaupt liegt ein besonders schwieriges Problem in der Tatsache, daß die „Tradition" auf verschiednen Gebieten sehr verschieden zu bewerten ist. Sie ist ein Spiegelbild der nationalen Geistesart; das geschichtliche Bewußtsein, der Umfang wie die Sicherheit der Erinnerung hängen sowohl von den Beziehungen des Volkes zu seinem Boden wie von der sozialen Konstruktion des Volkskörpers ab. Ein Volk, das seit der ältesten Zeit als Ackerbauer mit seinem Boden verwachsen ist, bei dem überdies in Familien- und Stammesgemeinschaft das Leben

stark gebunden ist, kann eine weitreichende und zuverlässige Tradition haben. Die Chinesen werden dafür ein Muster sein. Aber schon das starke Bewußtsein für genealogische Zusammenhänge festigt bisweilen die geschichtliche Erinnerung für lange Zeiträume, wie bei den Irokesen und zentralasiatischen Türkvölkern. Ganz anders liegen oft die Verhältnisse, wenn die geschichtliche Erinnerung Angelegenheit eines Standes wird, z. B. des Priestertums oder eines berufsmäßigen Dichterstandes. Hier greifen oft neben der frei gestaltenden Phantasie auch bestimmte Tendenzen verwirrend ein. So wird die Tradition, wo sie sich entwickelt, eine sehr verschiedenartige Erscheinung, über deren Wert nur die Kenntnis der Voraussetzungen, unter denen sie entstanden ist, entscheiden kann. Auf dem Boden der orientalischen Geschichte liegt gerade in der Frage nach Art und Wesen der Tradition eine besondre Schwierigkeit.

Aber wenn wir für Hellas und Rom ein geschichtliches Verständnis gewinnen können, so ist es für den Orient bei der Fülle seiner Dokumente und Denkmäler nicht minder möglich. Vielfach sind neuerdings die orientalische und die griechische Kultur aneinander gemessen worden. Unfraglich sind sie die beiden großen, unsre Geschichte bestimmenden Mächte. Heute darf man ihr Verhältnis zueinander nicht dahin bestimmen, daß der Orient nur die militärisch-politische Macht, das Griechentum aber die eigentliche Kulturmacht bedeute. Einerseits ist das Griechentum aus einer vom Orient beherrschten Kultur erwachsen, andrerseits hat auch der Osten geistig wie künstlerisch Großes geschaffen. Auch an ethischem Wert darf man den Orient nicht herabsetzen. Gewiß hat Hellas einen einzigartigen Reichtum an persönlichen Größen. Aber neben allen wertvollen Erscheinungen stehn auch in den besten Zeiten der griechischen Geschichte die Erscheinungen menschlicher Niedrigkeit. Auf der andern Seite sind zumal Indien und China reich an denkenden und handelnden Menschen von höchster Genialität und sittlicher Größe und Würde. Auch in der babylonischen Kulturwelt kann es nicht an Persönlichkeiten von tiefem, wertvollem Lebensgehalt gefehlt haben, die sich hoch über die Maße des Gewöhnlichen erhoben. In Indien stehn neben den tiefsinnigen Lehrern einer religiösen Weltanschauung, neben einem Yajnavalkya, Buddha und Krischna die großen, echt philosophischen Denker wie Kapila und Kanada.

Der Abstand zwischen dem Orient und Hellas ist dabei deutlich fühlbar. Nur muß man den Wesensunterschied an der rechten Stelle suchen. Bei aller Kulturhöhe, bei den erstaunlichen technischen Leistungen ihrer Kunst und bei den großartigen Organisationen der politischen und sozialen Lebensordnungen sind die orientalischen Völker niemals aus einer gewissen Gebundenheit herausgetreten. Dem Orient fehlt es nicht an großen Persönlichkeiten, aber es fehlt der sein eignes Leben frei darstellende, in sich und aus sich eine Welt gestaltende Mensch. Hier gerade liegt die Kulturbedeutung des Griechentums, das vor einer alten, übermächtigen Kultur stand, in der es aufgegangen wäre, wenn nicht ein Neues und Bleibendes mit dem griechischen Wesen in die Geschichte getreten wäre.

Die griechische Demokratie entfesselte die auf einen engen Raum beschränkten Kräfte des persönlichen Lebens, das sich in der Wissenschaft und Kunst, im Staate wie in der Religion darstellt. Darauf beruht die Vielgestaltigkeit und Beweglichkeit des griechischen Lebens, darauf seine Schwäche.

Damit werden wir beiden Seiten, dem Orient wie dem Griechentum, als den wirksamsten Mächten unsers geschichtlichen Lebenskreises gerecht werden. Das ist nötig gegenüber einseitigen und überspannten Ansprüchen zumal von babylonischer Seite. Man möchte den Wert und die Bedeutung des griechischen Geistes für die europäische Entwicklung möglichst verkleinern und zugunsten der Babylonier herabsetzen. Bisweilen scheint es fast, als sollte nun Babylon an die Stelle von Athen und Rom treten. Solche Verirrungen zeigen nur, daß mancher ausgezeichnete Gelehrte sein eignes Gebiet, dem er die Kraft seines ganzen Lebens zugewandt und worin er seine Erfolge gewonnen hat, für das einzige hält, was als Wissenschaft gelten könne. Dabei stellt sich leicht das Streben ein, die ganze Weltgeschichte von einem Punkte aus zu durchleuchten und als Einheit zu erklären. Von der babylonischen Flut ist denn in der Tat kein Gebiet der Welt verschont geblieben. In ihr ist nicht nur die Schöpferkraft des Griechentums versunken. Es gibt bald überhaupt nichts mehr auf der Welt, was nicht babylonischen Ursprungs sein soll. Die Kultur der Chinesen und Inder soll im Grunde babylonisch sein — Berührungen sind in der Tat vorhanden. Aber auch die kosmologischen Dichtungen der Polynesier, Kalenderwesen, Architektur und religiöser Kultus der alten Mexikaner werden aus Babylon abgeleitet. Gewiß sind oft überraschende Parallelen vorhanden, und die Verbindungen der Völkerwelt sind älter, mannigfacher und wirksamer, als man früher bei einer allzu isolierenden Betrachtung annahm.

Wir stehn vor einem Gebiet unübersehbar reichen und großen Lebens, wenn wir nach Osten blicken. Man kann seine Berücksichtigung in unsrer geschichtlichen Bildung damit begründen, daß die letzten Wurzeln unsrer Gesamtkultur am Euphrat zu suchen sind. Wer in der eignen Zeit wirklich Bescheid wissen will, der muß die Herkunft der Ströme kennen, die sie befruchten. Aber nur was als lebendig wirkende Macht noch in unserm Dasein Bestand hat, was für unser Bewußtsein Gegenwartswert hat, das allein hat auch in unsrer allgemeinen Bildung Anspruch auf Beachtung. Was uns die wissenschaftliche Forschung über die Bedeutung der babylonischen Kultur gelehrt hat, das ist gewiß wertvoll und wichtig für historische Erkenntnis, aber es hat für unser geistiges Sein kaum eine Bedeutung, es ist lediglich von antiquarischem Interesse. Wohl läßt sich heute manches seltsame Stück im europäischen Kulturleben, z. B. die Astrologie, die sieben Wochentage u. a., auf babylonischen Ursprung zurückführen. Aber wo ist jemals in der europäischen Entwicklung das Bewußtsein für diesen Zusammenhang lebendig oder wirksam gewesen? Längst haben sich andre Motive für uralte Überlieferungen eingeschoben. Gegenüber den vielfachen Überspannungen wird man die einfache Wahrheit immer wieder betonen müssen,

UNIVERSITY OF CALIFORNIA

daß nicht alles, was an ſich wertvoll und wiſſenswürdig iſt, auch im höhern Unterricht eine Stätte finden kann. Was für Babylon recht iſt, wäre für Indien, China und Japan billig, Gebieten, mit denen uns obendrein ſtarke Intereſſen der eignen Gegenwart verbinden. Wer aber die Schranken des Menſchlichen kennt, der wird ſie auch dem höhern Schulweſen zugeſtehen und von ihm nicht erwarten, daß hier einmal ein Land unbegrenzter Möglichkeiten ſei.

Hier gebührt ſicher dem Griechentum in der geſchichtlichen Betrachtung der Vorrang, und zwar nach ſeinem Lebensinhalt wie wegen des lebendigen Zuſammenhangs unſrer Geſittung mit den Schöpfungen von Hellas. Wenn ihm gegenüber die Behandlung des Orients, ſoweit der höhere Unterricht in Frage kommt, wohl ſtets auf ein beſcheidneres Maß beſchränkt bleiben muß, weil ſein Leben uns ferner gerückt iſt, ſo kann darin doch das Wünſchenswerte, eine Vorſtellung von ſeiner hiſtoriſchen Eigenart und Wirkſamkeit gewonnen werden. Beiden Seiten kann damit ihr Recht werden. Freilich dürfen wir die großen orientaliſchen Kulturvölker nicht mehr in einem vorgeſchichtlichen Halbdunkel laſſen und erſt auf die Griechen das volle Licht des geſchichtlichen Lebenstages fallen laſſen. Dieſe nach den kleinen europäiſchen Maßen verengerte Auffaſſung iſt heute unhaltbar: die Griechen ſelbſt haben ſie nicht gehabt, wie Herodot zeigt. Es genügt, wenn ſich dem Blicke die Tatſache erſchließt, daß die geſchichtliche Welt nicht an irgendwelche Landesgrenzen gebunden iſt, und daß das Menſchheitsleben in ſeiner geſchichtlichen Entfaltung trotz aller Abſtände eine Einheit bildet. Das Leben der Gegenwart fordert eine weitere Umſicht auf allen Gebieten der Arbeit, weil wir in weitern Zuſammenhängen wirken. Die höhere Bildung kann nur zum Verſtändnis ſolcher Beziehungen hinführen. Darin mag ein gewiſſes Recht neuer Forderungen liegen, die ſich freilich immer in engen Grenzen werden erfüllen laſſen. So gern wir uns für die Erkenntnis des Altertums vom Orient aus belehren laſſen, ſo freudig wir zur Aufnahme jeder neuen, geſicherten Erkenntnis bereit ſind, ſo ſehr ſcheint doch noch Vorſicht geboten zu ſein gegenüber einer Konſtruktion des geſchichtlichen Bildes, das überreich an unſichern Annahmen iſt.

Tereſa de Jeſus

Don Quixote ſieht Kriegsheere, Rieſen und goldne Ritterhelme, wo der normale Menſch Schafe, Windmühlen und Barbierbecken ſieht, und zu Ehren einer nicht exiſtierenden Dame von unausſprechlicher Schönheit verrichtet er Heldentaten, die ihm ungezählte Prügel eintragen, und peinigt er ſeinen ausgemergelten Leib in der Waldwüſte mit Bußwerken. Sollte Cervantes nicht auch ein wenig an die wunderbaren Dinge gedacht haben, die ſo mancher ſpaniſche

Heilige ſeiner Zeit geſchaut und vollbracht hat? Zum Helden ſeines Romans konnte er freilich einen Mönch nicht wählen; das hätte die Inquiſition nicht erlaubt, und eine Mönchsgeſchichte mit erotiſchen Novellen zu ſchmücken, das hätte allenfalls dem italieniſchen, aber nimmermehr dem ſpaniſchen Volksgeiſte entſprochen. Damit ſollen die Heiligengeſchichten nicht auf das Niveau der Rittergeſchichten herabgeſetzt werden. Während die weltliche Caballeroromantik Spanien in Politik, Wirtſchaftsleben und Wiſſenſchaft zum Ritter von der traurigen Geſtalt heruntergebracht hat, darf es ſich rühmen, durch die Viſionen, die Ignaz von Loyola in Manreſa empfangen hatte, in den Gang der Weltgeſchichte beſtimmend eingegriffen zu haben. Es ſoll nur bemerklich gemacht werden, daß es dasſelbe Überwiegen der mit hoher Willensenergie gepaarten Phantaſietätigkeit geweſen iſt, was beide Erſcheinungen hervorgebracht hat, und niemand kann die frappante Ähnlichkeit beider entgehn, wenn er lieſt, wie Ranke in ſeiner Geſchichte der Päpſte die Fahnenwacht beſchreibt, die Ignaz auf dem Monſerrat abgehalten hat, ehe er nach Manreſa ging. Iſt nun eine ſolche Perſönlichkeit von vornherein nicht iſoliert zu denken, ſo iſt ja eben ſchon geſagt worden, daß ſie ein Produkt des damaligen ſpaniſchen Volksgeiſtes war, der ſich übrigens bis heute nicht weſentlich geändert zu haben ſcheint. In der Tat ſehen wir Loyola von vielen ähnlichen Geſtalten umgeben, die ſeine Wirkung verſtärkten.

Die bedeutendſte darunter iſt Tereſa de Cepeda y Ahumada, die ſich als Nonne Tereſa de Jeſus*) genannt hat. Sie wurde 1515 als das ſechſte von den zwölf Kindern des Ritters Cepeda zu Avila in Altkaſtilien geboren. Von ihren ſehr frommen Eltern erbten dieſe Kinder eine ſchwärmeriſche Frömmigkeit, und ſehr jung entwarf Tereſa mit einem ihrer Brüder abenteuerliche Pläne. Vierzehnjährig, verfiel ſie auf das Leſen von Ritterromanen, wurde kokett und benahm ſich im Verkehr mit jungen Männern ſo, daß ihr Vater es geraten fand, ſie zur Erziehung in ein Kloſter zu ſchicken. Nicht dieſes jedoch, ſondern erſt eine ſchwere Krankheit bekehrte ſie und beſtimmte ſie, nach zweijährigem Aufenthalt im Elternhauſe gegen den Willen des Vaters heimlich in das Kloſter der Karmelitinnen einzutreten; zugleich entfloh ihr Bruder Antonio in ein Männerkloſter. Der Vater gab nachträglich ſeine Einwilligung und nahm ſie, als ihr die Abtötungen des Noviziats eine neue ſchwere Erkrankung zugezogen hatten, wieder in ſein Haus auf. In einem Kurort verſchlimmerten ungeſchickte Ärzte ihren Zuſtand dermaßen, daß ſie, nach Hauſe zurückgekehrt, vier Tage lang in einer ſtarrkrampfähnlichen Ohn-

*) Leben der heiligen Tereſa von Jeſus, von ihr ſelbſt geſchrieben; aus dem Spaniſchen überſetzt von Ida Gräfin Hahn-Hahn; Mainz, 1867. — Die ſämtlichen Schriften der heiligen Thereſia, deutſch in vier Bänden von Gallus Schwab und Dr. Magnus Jocham; Regensburg, 1869. — Briefe der heiligen Thereſia, deutſch in zwei Bänden von Ludwig Clarus; Regensburg, 1852. — Der Artikel „Die heilige Thereſia" von Zöckler in der Real-Enzyklopädie für proteſtantiſche Theologie und Kirche von Herzog und Plitt.

macht lag, und daß schon die Anstalten zu ihrer Beerdigung getroffen wurden. Aber sie erwachte aus ihrer Betäubung, legte eine Generalbeichte ab, mit der ihr innerliches Leben begann, und hatte damit auch die leibliche Krisis überstanden. Das geschah im Jahre 1536. Sie verlangte ins Kloster zurückgebracht zu werden — „zusammengeschrumpft, nur einen Finger der rechten Hand zu rühren fähig, in einem Leintuch getragen, weil ihr jede Berührung Schmerz verursachte", wurde sie übergeführt —, wo sie noch acht Monate festlag, dann mit Gehversuchen auf allen vieren begann; erst nach drei Jahren konnte sie sich wieder frei bewegen. Mit Magenschwäche, Neigung zum Erbrechen und „Getöse" im Kopfe blieb sie zeitlebens behaftet. Ihr inneres Leben nun entwickelte sich unter der Leitung ihrer geistlichen Führer, als welche ihr aber nicht ihre Beichtväter dienten, von denen sie viel auszustehn hatte, sondern asketisch-mystische Schriften, über die in diesen Schriften beschriebnen Stufen hinweg zur Höhe. Sie hat diese Stufen selbst in ihren Werken nach ihren eignen Erfahrungen noch einmal beschrieben und eine genaue Terminologie eingeführt. Das Originellste an ihrer Darstellung sind einerseits die Bilder, mit denen sie die innern Vorgänge veranschaulicht, andrerseits die genaue Beschreibung ihrer ekstatischen Zustände. Sie vergleicht die verschiednen Stadien des Weges zu Gott mit den verschiednen Arten der Bewässerung eines Gartens. Gleich einem Gärtner, der jeden Eimer Wasser mit der Hand aus dem tiefen Brunnen schöpfen muß, hat der Anfänger auf der ersten Stufe des Herzensgebets, des betrachtenden Gebets, schwere Arbeit; er muß Meditationsstoff herbeischaffen, ihn in anstrengender Verstandestätigkeit verarbeiten und hat dabei gegen Zerstreuungen anzukämpfen. Auf der zweiten und der dritten Stufe, beim Gebet der Ruhe und dem der Vereinigung, bringt die zu Hilfe kommende, Frieden und Wonne spendende Gnade große Erleichterung. Auf der zweiten Stufe besorgt eine Maschinerie das Schöpfen, auf der dritten wird der Garten mittelst kleiner Gräben bewässert, die jedes Beet um- und durchziehen. Auf der vierten Stufe, in der Entzückung, verhält sich die Seele vollkommen passiv; sie hat da nichts mehr zu tun und kann nichts tun; das himmlische Wasser fällt in Strömen auf sie hernieder. In der Seelenburg beschreibt sie die Seele als einen von sieben Höfen umgebnen Palast, die Vervollkommnung der Seele als den unter allerlei Kampf mit wüstem Getier anfangs sehr mühselig vollzognen Fortschritt aus den äußern in die innern Höfe und schließlichen Eintritt in den von Gott mit Licht erfüllten Zentralraum. Des scheinbaren Widerspruchs, der darin liegt, daß die Seele in der Seele, also in sich selbst, eine Wandrung unternehmen solle, ist sie sich wohl bewußt; aber es sei nun einmal so. Wenn man „Seele" spricht, müsse man sich eine Weite, eine Fülle vorstellen, ein Gebäude mit unzähligen Gemächern, die alle aus dem Zentralraume ihr Licht empfangen. Und wenn sie erfahren hätte, daß dreihundert Jahre nach ihr die Weltweisen finden würden, durch das kopernikanische System sei Gott unterstandslos geworden,

ſo würde ſie herzlich gelacht haben, denn ſie lachte oft und gern und verſtand das Spaßhafte jeder komiſchen Situation. Gott wohnt ja, hat ſie oft hervorgehoben, in der Menſchenſeele, und wo Gott iſt, da iſt der ganze Himmel, und die Seele hat vollkommen Raum für dieſen. Eines ihrer Gedichte gloſſiert den Zweizeiler: „O Seele, ſuche dich in Mir, und Mich ſuch nirgends als in dir.“ Den Zuruf: ſuche dich in Mir, hatte ſie einmal innerlich vernommen und teilte das als ein Geheimnis ihrem Bruder Lorenzo mit.

Was dann die Ekſtaſen betrifft, ſo lehrt ſie, es beſtehe eigentlich kein weſentlicher Unterſchied zwiſchen der auf der dritten Stufe ſchon erlangten Vereinigung mit Gott und der Verzückung, die ſie als vierte Stufe bezeichnet, aber der Unterſchied des Grades ſei ſo bedeutend wie der zwiſchen einem kleinen und einem großen Feuer; jenes vermöge nur ſehr langſam, dieſes im Nu ein Stück Eiſen in Glut zu verſetzen. Die liebende Seele gleiche einem Vöglein, das von Zweig zu Zweig aufwärts ſtrebt, bis der Herr es nimmt, es ins Neſt ſetzt und ihm die Ruhe gönnt. Dort „fühlt ſie mit ungemein lebhafter und ſüßer Freude, wie mehr und mehr ihre leiblichen Kräfte nachlaſſen, der Atem ausgeht, und ſie in eine ſelige Ohnmacht verſinkt. Sie kann ohne Anſtrengung nicht einmal die Hand regen; die Augen ſchließen ſich von ſelbſt, und wollte man ſie offen halten, würde man dennoch ſo gut wie nichts ſehen. Sie kann nicht leſen. Buchſtaben erkennt ſie, doch nicht den Sinn, den Zuſammenhang; der ordnende Verſtand iſt anderwärts beſchäftigt. Ihre Sinne dienen ihr alſo nicht mehr; ja ſie ſtören die Seele im Genuß reiner Wonne und hemmen ihn. Umſonſt würde ſie verſuchen zu reden; ſie vermag nicht Worte zu finden und hat nicht die Kraft, ſolche auszuſprechen. Je mehr alle äußern Kräfte nachlaſſen, deſto mehr nehmen die innern zu, deſto größer wird ihre ſelige Wonne. Auch nach außen hin gibt ſich die hohe Freude zu erkennen, die ſie genießt.“ Wer ſie gekoſtet hat, und wer erfahren hat, daß ſie endloſer Steigerung fähig iſt, der würde gern im irdiſchen Leben alle erdenkbaren Martern erdulden, wenn er wüßte, daß er dadurch ſeine dauernde Seligkeit im Himmel um einen Grad erhöhen könnte. Der Geſundheit ſchade dieſer Zuſtand niemals. Erleide man ihn während einer Krankheit, ſo fühle man ſich nach dem Erwachen aus ihm beſſer. Er dauert niemals lange, höchſtens eine halbe Stunde. (Viele Nonnen hatten ſtundenlang währende Ohnmachten, die ſie für Ekſtaſen hielten. Tereſa ſchreibt in ihren Anweiſungen, das ſeien keine Ekſtaſen, ſondern entweder wirkliche Ohnmachten infolge von Krankheit oder übermäßigem Faſten, oder es ſei ein Schwelgen in angenehmen Phantaſien; die Oberinnen ſollten dergleichen Ohnmachten nicht dulden.) „Der Wille hält die Vereinigung mit Gott am entſchiedenſten feſt, während Verſtand und Gedächtnis ſich recht bald wieder ſelbſtändig regen und unruhig werden. Dann muß der Wille, der in der Ruhe iſt, ſie wieder ſanft zurück und in die Gebundenheit hineinführen. Da verbleiben ſie ein Weilchen und beginnen dann wieder ihre natürlichen Lebens-

äußerungen.“ Mit ſolchen Unterbrechungen könne ſich der ekſtatiſche Zuſtand allerdings ſtundenlang hinziehen, aber die völlige Gebundenheit, die eigentliche Verzückung ſei immer von kurzer Dauer. Höre ſie auf, ſo erlangten die leiblichen und die Seelenkräfte nicht ſofort wieder ihre volle Leiſtungsfähigkeit, ſondern blieben noch ſtundenlang in einem ſüßen Rauſche. Anderwärts ſpricht ſie von den ſüßen Schmerzen und peinvollen Wonnen der Ekſtaſe, von der Lanze mit glühender Spitze, mit der ein Seraph ſie durchbohrt habe. Ihre erſten Beichtväter erklärten dieſe Zuſtände für Teufelswerk. Erſt der Jeſuit Borgia, der ſpätere General des Ordens, beruhigte ſie und half ihr aus großer Not. Aber daß Verzückungen auch vor Zeugen eintraten, verurſachte ihr Pein. Sie wehrte ſich aus Leibeskräften dagegen, was ihr jedoch nichts nützte, ſondern nur ihre Pein erhöhte. Der Wille ſei der ihn ergreifenden Kraft Gottes gegenüber ſo ohnmächtig wie der Strohhalm, wenn er vom Bernſtein angezogen wird, oder die abgeſchoſſene Kugel. Lebensgefährlich nennt ſie einmal die Ekſtaſen; im erſten Moment werde ſie von Schrecken ergriffen und müſſe ſchreien. Ganz beſonders unangenehm war es ihr, wenn ſie ſich, was einigemal geſchah — einmal in der Kirche bei der Vorbereitung auf die Kommunion —, in die Höhe gehoben fühlte, ſodaß ſie den Boden nicht mehr berührte. (Wie das zu erklären ſei, darüber iſt im 7. Heft S. 325 eine Vermutung aufgeſtellt worden.) Auch ſchärft ſie ihren Nonnen ein, ſie ſollten dergleichen Zuſtände nicht etwa verlangen, erſtreben, von Gott erbitten, herbeizuführen ſich bemühen. Sie ſeien keine Leiſtungen der Frömmigkeit, ſondern reine Gnadengeſchenke Gottes, zu deren Erlangung man nichts tun könne und auch nichts tun dürfe. Ja ſie ſeien nicht einmal ein Beweis beſonders hoher Vollkommenheit oder auch nur des erlangten Gnadenzuſtandes. Einem, der wiſſentlich im Zuſtande der Todſünde lebe, würden ſie freilich wohl kaum zuteil werden, aber daß ſie einer erlebe, der ſich unwiſſentlich in dieſem ſchlimmen Zuſtande befinde, das könne vorkommen. Was der Menſch, der nach Vollkommenheit ſtrebt, wünſchen und wollen müſſe, das ſei einzig und allein die vollkommne Vereinigung ſeines Willens mit dem göttlichen, ſodaß er jede, auch die kleinſte Sünde meide (auf die katholiſche Sündenlehre kann hier nicht eingegangen werden) und Gott durch Pflichterfüllung diene. Vor allem ſolle man nicht fliegen wollen, ehe einem die Flügel gewachſen ſind, und nicht Maria ſpielen wollen, ehe man aus dem Marthaſtadium heraus iſt. Der Weg der Martha ſei der ſichrere und für die meiſten Menſchen allein gangbare, doch ſei es unrecht, ſolche zurückzuhalten, die Gott auf den andern Weg rufe. Übrigens ließen ſich beide Lebensweiſen miteinander verbinden. Sie habe lange Zeit alle ihre äußern Obliegenheiten auf das genaueſte verrichtet und doch keinen Augenblick ihre Vereinigung mit Gott unterbrochen gefühlt, die dann natürlich nicht ekſtatiſcher Natur geweſen ſei. Sie habe gewiſſermaßen zwei Seelen gehabt, die verſchieden beſchäftigt geweſen ſeien. Das möge wie Unſinn klingen, aber ſie könne es nicht anders ſagen. Es

würde ja auch wohl Vermeſſenheit ſein, wenn ſie all das Wunderbare, das in der ſo ſehr komplizierten Menſchenſeele vorgeht, erklären wollte, ſie, die nicht einmal Philoſophie ſtudiert habe. Daß ſie dies nicht habe tun können, und darum über ihre innern Erfahrungen, die ſie aus Gehorſam gegen ihre Beichtväter aufſchreibt, nur in ſehr unvollkommner Form berichten könne, bedauert ſie; wie ſie denn überhaupt manchmal bedauert, daß ſie kein Mann geworden iſt und nicht als Mann wirken kann, ſondern zu den Weibern gehört, die nur beten können und zu ſonſt nichts taugen, und ſie möchte auch ihre geiſtlichen Töchter zu tapfern Männern erziehen. Was nun den Inhalt der Offenbarungen betrifft, die ihr in ihren Entzückungen zuteil werden, ſo beſchränken ſie ſich auf Weiſungen über den einzuſchlagenden Weg — gewöhnlich beſagen ſie dann, daß ſie tun ſoll, was ſie ſich vorgenommen hat, ohne ſich durch Einreden beirren zu laſſen — und auf Vergewiſſerungen ihres Glaubens. Die Worte, die ſie vernimmt, hört ſie nicht, ſie wird ihrer auf eine unbegreifliche und unbeſchreibliche Weiſe inne. Und die Nähe Jeſu, ja aller drei göttlichen Perſonen, fühlt ſie, ohne äußerlich oder innerlich irgend etwas zu ſchauen. Viſionen von Jeſus, von Heiligen und von Engeln kommen vor (Viſionen von Gott Vater und dem Heiligen Geiſt ſind ſelbſtverſtändlich nicht möglich), aber ſie ſind ſelten, und ſie ſind nicht weſentlich für die innere Gewißheit, die ihr ohne Vermittlung der Sinne und der Phantaſie zuteil wird. Sie unterſcheidet dieſes Wahrnehmen auf das beſtimmteſte und entſchiedenſte von Phantaſiebildern, die, wie ſie ſagt, auch vom Menſchen ſelbſt und vom Teufel erzeugt werden können; das, was ſie wahrnimmt, könne weder der Menſch noch der Teufel machen. Als Kriterien zur Unterſcheidung göttlicher von teufliſchen Eingebungen ſtellt ſie auf: was gegen den katholiſchen Glauben und gegen das Sittengeſetz verſtoße, das könne nicht von Gott kommen; fühle ſich die Seele durch innerlich vernommne Worte zur Verletzung des Glaubens oder der Sitten verſucht, ſo brauche ſie keinen Beichtvater und keine Gelehrten zu befragen: der ungöttliche Urſprung einer ſolchen vermeintlichen Offenbarung ſtehe von vornherein feſt. Das zweite der beiden Kriterien, die ſittlichen Wirkungen, laſſen wir ſelbſtverſtändlich gelten. Thereſen verbürgte es den göttlichen Urſprung ihrer Ekſtaſen, daß ſie ſich nach jeder ſolchen heiter, ruhig, demütig, menſchenfreundlich, zu jeder Pflichterfüllung aufgelegt, von allem Sündhaften angewidert fand. Ein paarmal hat ſie auch den Teufel geſehen — nicht oft —, ſich jedoch vor ihm nicht gefürchtet, ſondern ihn mit Weihwaſſer verjagt; er ſei ein feiger Geſell, der vor Mutigen Reißaus nehme. Und zweimal iſt ſie in der Hölle geweſen. Das einemal iſt ſie durch einen engen, mit ſtinkendem Unrat angefüllten Gang in die Zelle gelangt, die ihr, falls ſie verloren ginge, beſtimmt war. Dort hat ſie, obwohl in tiefem Dunkel, ein ſeeliſch-leibliches Feuer und im Gedanken an die ewige Dauer dieſes Zuſtandes eine Angſt ausgeſtanden, mit der keine der von ihr in Krankheiten erduldeten Qualen auch nur im entfernteſten zu vergleichen

sei. Offenbar ein Angsttraum, dem ihr Kirchenglaube den Phantasiestoff und ihr feines Nervensystm die Intensität gab. Es ist ein schönes Zeugnis für den edeln Sinn und die reine Phantasie der Heiligen, daß sie nicht Henkerszenen beschreibt, die ihr doch im Lande der Inquisition und im Zeitalter der greuelvollsten Justiz näher lagen, als sie dem Dichter der Hölle gelegen haben mögen. Das zweitemal, wo sie, ohne selbst gepeinigt zu werden, nur andre leiden sah, steigerte die Vision ihre Liebe zu den Seelen und ihr Verlangen, sie vor der ewigen Pein zu bewahren; besonders mit den unglücklichen Lutheranern und den armen Heiden in Indien empfindet sie herzliches Mitleid. Eine andre Nonne, von der sie erzählt, hatte einmal erfahren, daß andern Tags einige Verurteilte verbrannt werden sollten, die verstockt blieben. Sie bat Gott, diese Unglücklichen zur Reue zu erwecken, und dafür ihr die ärgsten leiblichen Qualen aufzuerlegen. Ihr Gebet wurde erhört. Die Verbrecher starben bußfertig, sie aber fiel in eine Krankheit, die jahrelang bis zu ihrem Tode dauerte und schreckliche Schmerzen verursachte.

So bereit Teresa auch war, ihre äußern Pflichten zu erfüllen, bereitete ihr dennoch die Rückkehr aus der Ekstase in die „traurige Komödie des Lebens" jedesmal Schmerz; als eine Pein empfand sie die Notwendigkeit, Nahrung zu sich zu nehmen, zu schlafen und so viele weltliche Geschäfte besorgen zu müssen, besonders so lästige wie die Geldgeschäfte und die ewige Briefschreiberei, für die sie, wenn sie die Geduld verliert, auch manchmal den Teufel verantwortlich macht. Diese vielen Geschäfte zog ihr die Klosterreform zu, die sie unternahm. Wie das so zu gehn pflegt, die Karmeliter und Karmelitinnen waren von der Strenge ihrer Ordensregel abgewichen, und Teresa fand, das Leben, das die Mönche und Nonnen des Ordens führten, sei weit schlimmer als das weltliche Leben. „Wollten die Eltern, schreibt sie in ihrer Biographie, meinen Rat annehmen, so würden sie trotz allen Gefahren der Welt schon im Interesse ihrer eignen Ehre ihre Töchter lieber — sei es auch tief unter ihrem Range — verheiraten oder in ihrem Hause behalten, als sie in ein Kloster mit laxer Disziplin treten lassen, es sei denn, daß sie so gut geartet wären, daß sie sich auch unter höchst ungünstigen Verhältnissen zu halten vermöchten. Führen sich Mädchen im elterlichen Hause schlecht auf, so wird dies viel früher entdeckt als im Kloster, wo sie ihre Ausschreitungen lange verbergen können, bis der Herr sie endlich doch an den Tag bringt. Aber dann haben sie bereits nicht nur sich selbst, sondern auch andern den empfindlichsten Schaden zugefügt. Die Ärmsten selbst haben ja am Ende nicht die größte Schuld; sie gehn nur auf dem Wege fort, der ihnen im Kloster gewiesen wird." Ermuntert durch das Beispiel und den Rat des großen Asketen Peter von Alcantara, der den Franziskanerorden reformiert hatte, und den sie 1560 persönlich kennen lernte, schritt sie zur Reform ihres eignen Ordens. Sie stiftete ein Klösterchen zu Avila, in dem sich wenige arme Jungfrauen zur Beobachtung der ursprünglichen strengen und von ihr noch durch Geißelungen und Versagung der Fußbekleidung verschärften Regel

verpflichteten. Ganz barfuß sollten nur die Männer gehn, die Frauen durften Sandalen tragen. Die Karmeliter der strengen Observanz, die sich im Fortgang der Reform als ein besondrer Orden konstituierten, nannten sich darum unbeschuhte (discalceati). Für die Gründung von Männerklöstern bot sich ihr Johann vom Kreuz als Gehilfe an, der jünger und im geistlichen Leben ihr Schüler war, von dem sie sich aber in den theologischen Wissenschaften unterrichten ließ. Daß sie auf gänzlicher Armut bestand — ihre Nonnen sollten bloß von Almosen und etwaigem Ertrag ihrer Handarbeit leben —, bereitete ihr gleich im Anfang Schwierigkeiten; die Bürger fürchteten, daß ihnen diese Klosterleute zur Last fallen würden. Auch die Gründung von Jesuitenkollegien erregte aus diesem Grunde manchmal Unruhen, wie man aus Briefen Theresens erfährt; die Spanier sind also damals noch nicht so bigott gewesen wie später. Teresa sah sich genötigt, den Grundsatz der vollkommnen Armut aufzugeben und zu gestatten, daß die Existenz der Klöster durch Schenkungen und durch die von wohlhabenden Novizen mitgebrachten Kapitalien gesichert wurde. Daß die Brüder und Schwestern von der mildern Observanz, für die in der Reform ein Vorwurf und eine Gefahr lag, ihr nicht freundlich gesinnt sein konnten, versteht sich von selbst, und Teresas Verfahren und Benehmen war nicht geeignet, sie und die geistlichen und weltlichen Behörden, die von ihnen gewonnen wurden, zu versöhnen. Sie reiste in ganz Spanien herum, gründete nach und nach über dreißig Klöster, machte sich wenig aus Einsprüchen, Verboten und Exkommunikationen und liebte es, faits accomplis zu schaffen. Sie ließ nicht neue Häuser bauen, sondern kaufte Bürgerhäuser, und um die Machinationen der Gegner zu vereiteln und zukünftigen vorzubeugen, pflegte sie die Verhandlungen mit den Hausbesitzern geheim zu halten und durch rasche, womöglich nächtliche Besitznahme alle Weiterungen abzuschneiden. „Läßt man sich erst darauf ein, Gutachten zu sammeln, so bringt der böse Feind alles in Verwirrung.“ Leute, die ebenso entschlossen sind wie sie selbst, machen ihr Freude; furchtsame, bedächtige und unentschlossene bereiten ihr Unbehagen. Von einer solchen nächtlichen Okkupation in Medina del Campo erzählt sie, Gottes Barmherzigkeit habe es gefügt, daß ihnen keiner von den Stieren begegnet sei, die für den Kampf des nächsten Tages in die Arena geführt wurden. Die Einrichtung war natürlich im Anfang immer sehr dürftig, was ja dem Ordensgeiste entsprach; je kümmerlicher sich die Nonnen behelfen mußten, desto mehr freuten sie sich. Einmal brachte der bei der Gründung behilfliche Bruder, weil Pünktlichkeit doch sehr wichtig sei, fünf Uhren geschleppt, was den Nonnen großen Spaß machte. Manche der erworbnen Häuser waren schlecht und verfallen. Da gab es viel Arbeit und Sorge wegen der Herstellung, und in allen Fällen mußte ja manches verändert, namentlich ein Saal zur Kirche umgestaltet werden, und Teresa ließ es am Antreiben der Handwerker nicht fehlen. Sie möchte nur bescheidne, womöglich ärmliche Häuser, ohne Wandschmuck, freute sich aber doch, als sie in Sevilla ein sehr schönes Haus, das zwanzigtausend Dukaten wert sei, „so gut wie umsonst“ erworben hatte. Die

Lage ſei vortrefflich; man werde darin die Hitze nicht ſpüren; der Hof ſei „wie aus Eiszucker gemacht“ (alſo wohl mit weißem Marmor gepflaſtert); um den innern Hof lägen gute Zimmer, in denen ſie ſich ſehr wohl fühlten; ſie hätten einen reizenden Garten und prachtvolle Ausſicht. Während ihre Regel den Verkehr der Nonnen mit der Außenwelt in dem Grade beſchränkt, daß nicht bloß Tatſünden, die Anſtoß geben könnten, ſondern auch ſchon der Verdacht ſolcher beinahe unmöglich gemacht erſcheint, legt ſie ſich ſelbſt auf ihren Reiſen gar keinen Zwang auf, wählt Neffen, Kloſterbrüder, andre Herren zu Reiſebegleitern, freut ſich eines armen jungen Mannes, der ſich ihr für allerlei Dienſte anbietet und ſich ungemein eifrig und tauglich erweiſt. Sie berichtet über derlei ſo unbefangen, daß man ſieht, es kommt ihr gar nicht in den Sinn, daß jemand etwas Arges darin finden könnte.

Im Jahre 1576 entlud ſich der Unwille ihrer Gegner, den ſie ſchon in einzelnen Vexationen zu fühlen bekommen hatte, in einem großen Sturm, der über drei Jahre anhielt. Sie kam darin verhältnismäßig glimpflich weg — ihr Gehilfe Johannes hatte Hartes zu erdulden — mit Internierung in einem Kloſter, das ſie ſelbſt wählen durfte; ſie entſchied ſich für Toledo. Mit welcher Leidenſchaft auf beiden Seiten gekämpft wurde, erſieht man aus folgender Szene, die Tereſa in einem Briefe an die Priorin zu Sevilla ſchildert. In ihrem Mutterkloſter zu Avila war Priorinwahl. Der Provinzial der Beſchuhten kam hin, die Wahl zu leiten, und „brachte Bannſprüche und andre Kirchenſtrafen für die mit“, die Tereſen wählen würden. Trotzdem ſtimmten fünfundfünfzig Nonnen für dieſe. Bei jeder Stimme, die abgegeben wurde, „ſprach der Provinzial Bann und Fluch aus, zerklopfte und zerknitterte die Stimmzettel mit der Fauſt und verbrannte ſie“. Als Tereſa das ſchrieb, lebten die Nonnen ſchon vierzehn Tage im Bann, durften keinen Gottesdienſt beſuchen und mit keinem Menſchen ſprechen. „Was aber noch lächerlicher iſt, der Provinzial berief ſie am Tage nach der zerknitterten Wahl anderweit [?] zuſammen, um eine neue Wahl vorzunehmen; jene aber antworteten: die Wahl ſei vollzogen, eine neue vorzunehmen, keine Veranlaſſung.“ Tereſa ſiegte zuletzt, wie es ſcheint, mit Hilfe Philipps des Zweiten, an den ſie ſich in mehreren Briefen gewandt hatte. Die bei der Inquiſition gegen ſie und ihre Gehilfen anhängig gemachten Prozeſſe wurden eingeſtellt, der fernern Ausbreitung der Reform und der Konſtituierung des neuen Ordens keine weitern Hinderniſſe bereitet. Die Ekſtaſen haben in ihrer letzten Lebenszeit (wie es ſcheint, während der ganzen Periode der Kloſtergründungen) aufgehört; ihre Vereinigung mit Gott war jene ruhige und habituelle, das äußere Wirken nicht hindernde, die ſie als ein Zweiſeelenleben charakteriſiert. Sie ſtarb auf der Rückreiſe von Burgos, wo ſie ihre letzte Kloſtergründung vorgenommen hatte, infolge von Erkältung und ſchlechter Pflege zu Alba am 4. Oktober 1582. Im Jahre 1622 wurde ſie kanoniſiert, und 1818 haben ſie die Cortes dem Apoſtel Jakobus (San Jago) als Patronin Spaniens beigeſellt. Die Verdoppelung der himmliſchen Patronanz hat den Spaniern nichts genützt.

Besser wäre es gewesen, sie hätten sich die praktische Frau zum Beispiel genommen, die ihren Nonnen einmal schreibt: Helft euch selbst, so wird Gott euch helfen.

Jene Loslösung von der Welt, die sie predigt, ist in ihren Briefen nicht zu spüren. Sie berichtet einmal über eine „herrliche Freundschaft" mit einer edeln Witwe; wie sie darob von ihrem Beichtvater getadelt worden sei, sie aber geantwortet habe, ihre Freundschaften überschritten nicht die Grenzen des Erlaubten, warum also mit den Freunden lieblos brechen? Der Beichtvater habe ihr jedoch geraten, diese Angelegenheit Gott zu empfehlen, da sei ihr, während sie den Hymnus Veni creator Spiritus betete, die erste Verzückung zuteil geworden, und darin habe sie die Worte vernommen: „Ich will, daß du fortan nicht mehr mit Menschen, sondern nur noch mit Engeln verkehrst." Seitdem sei es ihr leicht gefallen, den Verkehr mit ihren Freunden abzubrechen, und sie empfinde besondre Liebe und Zuneigung nur noch für solche Personen, die Gott lieben und im Gebet leben. Umgang mit andern, Verwandte und alte Freunde nicht ausgenommen, sei ihr ein schweres Kreuz. Sei es nun, daß sie sich in dieser Beziehung über ihr eignes Herz getäuscht hat, oder daß sie es für Pflicht der Nächstenliebe hielt, eine Teilnahme und ein Interesse an den Schicksalen andrer zu bezeigen, die sie nicht empfand — ihre Briefe (gesammelt und herausgegeben sind deren 342) fließen über von solcher Teilnahme an weltlichen Dingen, obwohl sich allerdings die größere Hälfte mit Ordensangelegenheiten und Erfahrungen des innern Lebens beschäftigt. Sie hängt mit großer Liebe und Verehrung an ihrem Vater („mit Zärtlichkeit" darf man nicht sagen, denn sie versichert, daß sie nicht im mindesten zärtlich sei) und steht ihren Brüdern, Schwestern und Neffen in deren weltlichen Angelegenheiten, die sie unausgesetzt im Auge behält, mit Rat und Tat bei. Sie bittet ihren Bruder Lorenzo, einem entgleisten Bruder, der sich ihm unausstehlich gemacht hat, ein Jahrgeld auszusetzen, und klagt sich bei dieser Gelegenheit an, daß ihre Liebe zu diesem verunglückten Bruder so äußerst schwach sei; sie empfinde, zu ihrer großen Betrübnis, nicht einmal den Schmerz, den sie beim Unglück eines fremden Menschen zu empfinden verpflichtet sein würde. (Der bigotte Herausgeber Clarus nennt diese Selbstanklage „heilige Verstellung". Die durchaus gerade, offne und wahrhaftige Frau hat aber sicherlich nie in ihrem Leben Verstellung geübt und würde mit einem, der ihr „heilige" Verstellung hätte anraten wollen, gründlich abgefahren sein.) An den Bruder Lorenzo und seine Kinder hat sie zahlreiche Briefe gerichtet. Er war sehr fromm und wählte sie zur Seelenführerin, gelobte ihr sogar Gehorsam, was sie eine Dummheit nannte. Sie mahnte ihn, in Abtötungen Maß zu halten, auf seine Gesundheit bedacht zu sein und sich namentlich nichts am nötigen Schlaf abzubrechen. Daß er guten Schlaf habe, worüber er klage, sei eine Gnade Gottes; alte Leute brauchten mindestens sechs Stunden Schlaf. Ein Gutskauf verursacht ihm Besorgnis; er werde nun nicht mehr so viel Zeit für Gebet und Betrachtung übrig haben; es würde für sein Seelenheil vorteilhafter sein, wenn er als Rentner lebte. Sie beruhigt ihn. Auch das

Zinſeneintreiben verurſache viel Zeitverſäumnis und dazu Ärgernis. Ein Landgut bewirtſchaften ſei viel beſſer; das ſei eine nützliche Beſchäftigung; die darauf und auf die Erziehung der Kinder verwandte Zeit ſei nicht verloren, ſondern ebenſogut angewandt, als wenn ſie mit Gebet ausgefüllt würde. Als Familienhaupt müſſe er ein Haus machen und ſeine Kinder verſorgen. (Einen andern Edelmann tadelt ſie, daß er, aus Beſorgnis, mit ſeinen beſcheidnen Mitteln nicht ſtandesgemäß auftreten zu können, auf ſeinem Dorfe hocken bleibt, anſtatt in die Stadt zu ziehn, wo er Schulen für ſeine Kinder fände.) Vor ſeinem Gutsverwalter, an deſſen Ehrlichkeit ſie zweifelt, warnt ſie ihn. Sie freut ſich über die Verehelichungen in ihrem Verwandten- und Bekanntenkreiſe. Dem Biſchof von Palencia gratuliert ſie zur Verlobung ſeiner Nichte. Daß der Bräutigam ein ältrer Mann ſei, dürfe man nicht als einen Übelſtand anſehn; von ältern Männern würden die Frauen gewöhnlich beſſer behandelt als von ganz jungen. (Ihren Nonnen hält ſie oft vor Augen, was es für ein Glück für ſie ſei, daß ſie nicht unter das Ehejoch zu kriechen brauchten.) Nach dem Tode ihres Bruders Lorenzo ſchreibt ſie an deſſen Sohn Lorenzo, ſie fühle ſich jetzt ſehr vereinſamt, und ſpricht ihre Freude aus über die Verlobung eines andern Neffen, deſſen fünfzehnjährige Braut ſchön, klug und mit großen Familien verwandt ſei (ſie nennt unter andern zwei Herzöge und einen Marquis). Leider ſei ſie nicht reich; ſie bekomme nur viertauſend Dukaten mit, und da der Bräutigam verſchuldet ſei, würden ſie ſchlecht durchkommen. Mehrere ihrer Verwandten haben in Indien und Peru Vermögen geſammelt und unterſtützen ſie. Sie braucht nämlich oft Geld zu ihren Kloſtergründungen, obwohl einzelne ihrer Novizen anſehnliche Summen mitbringen. Unter anderm iſt bei Hauskäufen eine Abgabe, die Alcabala, zu entrichten. Deren Berechnung iſt manchmal nicht leicht, aber ſie kennt ſich, da ſie genug Übung hat, in allen juriſtiſchen und Geſchäftsſachen gut aus und iſt ſchon eine rechte „Schacherfrau“ geworden. Manchmal muß ſie Geld leihen und wundert ſich, daß ſie ſo viel Kredit hat, da ſie doch keine Sicherheit bieten könne. Wenn eine Novize ſtatt des baren Geldes Liegenſchaften zubringt, iſt ihr das verdrießlich wegen der Umſtände, die es verurſacht. Daß ſie eine Zeit lang zwei liebenswürdige Kinder bei ſich haben darf, iſt ihr eine willkommne Erholung. Einer Priorin empfiehlt ſie als Mittel gegen Harnbeſchwerden getrocknete wilde Roſenäpfel(?), rät aber doch dringend, den Arzt zu befragen. Gegen Fieber hat ihr geholfen: Räucherung mit einer Mixtur aus Haarſtrang(?), Koriander, Eierſchalen, Öl, Rosmarin und Lavendel. Ein ſcherzhafter Brief an eine Dame, die ſich bei einem Beſuch in Thereſens Kloſter vergebens auf eine geiſtliche Unterhaltung geſpitzt hatte, gibt dem Herausgeber Anlaß zu der Bemerkung, daß Tereſa ſolchen Unterhaltungen auszuweichen pflegte, wenn man ſie ſuchte (wenn ſie interviewt wurde, ſagen wir heute). Bei Hofe brachte ſie die Herren und Damen, die recht viel Myſtik von ihr zu profitieren gedachten, durch das Lob der ſchönen Straßen von Madrid aus der Faſſung, und einen Jeſuiten, der bei ſeinem Beſuch dreimal zu einer Erörterung der

Myſtik anſetzte, behandelte ſie als Luft, indem ſie ſich mit einem gleichzeitig anweſenden Gutsbeſitzer über landwirtſchaftliche Gegenſtände unterhielt. In den Briefen an den König iſt ihre Sprache ſo natürlich wie in allen andern; ſelbſtverſtändlich beobachtet ſie die konventionelle Form, die einfach genug iſt: „Euer Majeſtät unwürdige Dienerin und Untertanin Tereſa von Jeſus“, in der Anrede nichts als „Euer Majeſtät“, während ſie in den übrigen Briefen, auch an ihre Verwandten, ihre jungen Neffen, nie das „Euer Gnaden“ verſäumt, das die ſpaniſche Höflichkeit fordert. In einem der Briefe an den König ſchreibt ſie: „Die Göttliche Majeſtät erhalte Sie ſo viele Jahre, als die Chriſtenheit Ihrer bedarf.“ Gewiß originell. Charakteriſtiſch iſt eine Nachſchrift in einem Briefe an ihre Schweſter Johanna. Sie legt einen Brief ihres Bruders Lorenzo an dieſe bei, den ſie in einer an ſie gerichteten Sendung zur Weiterbeförderung bekommen hatte. (Die Briefbeförderung war unſicher und umſtändlich, und Tereſa berichtet oft über die Sicherungsmaßregeln, die ſie trifft.) Da bemerkt ſie nun: „Ich öffnete den beifolgenden Brief meines Bruders, um ... Nein! Ich wollte ihn öffnen, bekam aber Gewiſſensbedenken. Steht etwas darin, was nicht dortige, ſondern hieſige Angelegenheiten betrifft, ſo benachrichtigen Sie mich!“ Dieſe verheiratete Schweſter Johanna, ſchreibt ſie einmal an Lorenzo, ſei ein Engel; ſie ſelbſt, Tereſa, ſei unter allen Geſchwiſtern die ſchlechteſte und böſeſte. Ihre Geldklemmen entſtanden einigemal daraus, daß ſie Summen, die ihr ſpäter fehlten, voreilig verwandt hatte, teils auf Almoſen, teils auf Geſchenke an Gelehrte, die ſie in Seelenangelegenheiten zu Rate zog; ich mache ſolche Geſchenke, ſchreibt ſie, „um mir dieſen Herren gegenüber die Freiheit zu wahren, ihnen meine Meinung zu ſagen.“

Ehe ich meine Meinung über Tereſa ausſpreche, will ich vorher noch etwas von ihrem Gehilfen Johannes erzählen. Gleich dieſem, hat ſie auch Gedichte hinterlaſſen; nicht viele, ſchreibt Zöckler, aber um ſo gehaltreichere. Die erſten beiden Strophen der Motette an den Erlöſer: O hermosura que excedeis lauten in Diepenbrocks Überſetzung:

Schönheit, Sonne, die die Kerzen
Aller Schönheit dunkel macht,
Ohne Wunden gibſt du Schmerzen,
Tilgeſt ohne Schmerz im Herzen
Aller irdſchen Liebe Macht.

Band, das einiget zwei Weſen,
Die getrennt ſind himmelweit,
Ach, warum willſt du dich löſen,
Da, als du geknüpft geweſen,
Sich in Luft verkehrt das Leid.

Carl Jentſch

Von englischen Gartenbüchern

Wenn jede Kunst im letzten Grunde Dichtung ist, dann ist Gartenkunst Wirklichkeit gewordne Poesie, schreibt Willi Lange in dem Abschnitt seines Buches „Gartengestaltung der Neuzeit", der für eine poetisch durchdachte Reform des Landschaftsgartens eintritt. Der schöne Gedanke, der Gartenkunst einen geistigen Inhalt zu geben, der den verschiednen Reformrichtungen gemeinsam ist, steht bei uns erst auf der Schwelle der Verwirklichung. Ihr näher ist er auf den britischen Inseln, wo sich schon eine weit zurückreichende geschichtliche Tradition Gartenkunst ausgebildet hat, und wo mancherlei technische Formfragen schon der vor Jahrzehnten ausgefochten worden sind. England besitzt neben einer sehr reichen und gut orientierenden Fachliteratur eine große Gruppe poetischer Gartenbücher, die sich an den Laien wenden. Zwar sprechen diese zarten Gebilde nicht zur großen Menge — ein wenig Natursinn gehört dazu, wenn man ihre stille, unaufdringliche Schönheit verstehen will. Doch aus ihrer steigenden Beliebtheit kann man darauf schließen, daß viele Leser den Standpunkt dieser Autoren, die von irgendeinem Asyl in grüner Einsamkeit her in ruhevoller Beschaulichkeit Welt und Menschen betrachten, zu würdigen wissen.

Zu dieser Gruppe gehören die feinen Bücher der Gräfin Arnim, besonders das erste: Elizabeth and her German Garden mit den behaglich idyllischen Schilderungen des vergessenen Gartens nahe dem Küstenwalde der Ostsee, zwischen dessen verwilderten Flieder- und Jasminhecken Elizabeth einen einsamen Frühling verträumt. Ferner in jüngster Zeit Alfred Austins, des Poet Laureate Plauderbuch Missing Chapters in the Garden that I love (Macmillan, London), in dem der Verfasser noch einmal auf ein früher gewähltes Thema zurückkommt. Indessen fehlt diesen Schilderungen die ungezwungne Anmut des vorhergenannten Buches, das, wenn auch schon weiten Kreisen ein trauter Bekannter, wohl verdient, sich zu den alten noch immer neue Freunde zu gewinnen.

Weniger bekannt als die durch den Tauchnitz-Verlag verbreiteten Werke „Elizabeths" dürfte ein andres Buch geworden sein, dessen Erscheinen schon einige Zeit zurückliegt, A Bachelor in Arcady von Halliwell Sutcliffe (Fisher Unwin, London). Der glückliche Junggesell, dessen Arkadien in seinem heimatlichen Yorkshire liegt, teilt mit Elizabeth die Freude am Weben der Natur, wie es sich auf dem kleinen Fleckchen Erde, seinem väterlichen Erbe, kundtut. Nach kurzem Aufenthalt in der Großstadt ist er zu dem beschaulichen Leben seines Arkadiens zurückgekehrt, wo „Blumen des Jahres Sonnenuhren sind, die die Zeit nicht nach geizigen Stundeneinheiten, sondern nach Monden und Jahreszeiten messen; und die Blumen sind die einzigen Uhren, deren man in Arkadien bedarf".

Denn dieser Einteilung entsprechend hat man natürlich viel Zeit — viel mehr, als sich der von einer Arbeit zur andern hastende Städter träumen läßt. Man findet Muße, die Unterhaltungen der beflügelten und vierbeinigen

Bewohner Arkadiens zu beobachten, belauscht das Gespräch eines Amselpärchens, dessen männlichem Teil bei einem allzu dreisten Raubzug in des Hausherrn Erbsenspalier die Schwanzfedern weggeschossen worden sind, oder man beobachtet das wunderliche Gebaren der Krähen, wie sie ihre Schildwachen ausstellen, um in Sicherheit und Ruhe ihre wichtigen Staatsverhandlungen führen zu können. Für so feinhörige Ohren haben auch die Waldbäume ihr eignes Lied in jeder Jahreszeit: wenn der Wintersturm die schneebelasteten Zweige rührt, dann rauscht der Wald schwermütigen Sang aus alter Zeit; wenn aber die Sommerluft verträumt mit dem Blattwerk tändelt, dann erklingen im Geäst die Liebeslieder Arkadiens.

Doch wäre es ein allzu müßiges Leben, das seine ganze Befriedigung darin suchte, solche Laute zu deuten, die jedem Lauscher anders klingen, da ihr tiefster Sinn dem Menschenohr verschlossen ist. Die Bewohner von Arkadien glauben noch an das Evangelium der Arbeit im freien Felde: „Kein Mann kann mit seinem Lebenswerk größere Ehre gewinnen als durch treue, verständige, unentwegte Arbeit auf gutem, fruchtbarem Boden.“ Zwar um die Blumen macht man sich nicht allzuviel Sorge — die bleiben der gütigen Mutter Natur überlassen, die sie zur Freude der Menschen ins Leben rief. Aber der Küchengarten erfordert schon ernsteres Zugreifen, und ferner warten die Wiesen in der Üppigkeit des Frühsommers auf den ersten Schnitt. Dann nimmt der Gutsherr in Gesellschaft seines getreuen Tom lad, der Verwalter und Gärtner in einer Person ist, selbst die Sense auf die Schulter, und im Morgengrauen, wenn der Tau noch schwer an den Halmen hängt, gehts ans Werk. Drei heiße, arbeitsfrohe Tage genügen, den Wiesenbestand des kleinen Gütchens zu mähen, denn die einst so weit ausgedehnten Ländereien sind im Lauf der Jahrzehnte arg zusammengeschmolzen. Zwar gegen den Schluß des Buches weiten sich die Grenzen dieses Arkadiens, auch wandert sein Besitzer nicht mehr allein darin. Immer wieder hat er sich eingeredet, daß die niedliche Kathi, seines Gutsnachbarn Töchterlein, noch lange nicht erwachsen sei. Es kommt doch ein Tag, da die beiden nebeneinander auf der „Freundschaftsbrücke“ stehn, wo sich schon früher einmal ein Pärchen aus ihren Familien zusammengefunden. Und da entdeckt Murphy, daß das Baby als Königin in seinem Herzen regiert, und daß er sie keinem andern lassen kann. So bleibt ihm denn nichts andres übrig, als sie selbst zu heiraten, und er schließt seine Bekenntnisse mit der Versicherung, daß sein Arkadien noch viel schöner geworden, seit eine junge Hausfrau darin waltet.

Wenn auch die eben besprochnen Werke dem Naturfreund manche angenehme Stunde und mehr als einen schätzbaren Wink zu eignem Nutz und Frommen bieten, so tritt doch jede absichtlich praktische Anleitung bei ihnen hinter das belletristische Interesse zurück; hingegen ist Gertrude Jekylls „Wald und Garten“ (Julius Baedeker, Leipzig) ein Fachbuch, aber eins, das durch seine gefällige Form und den Reichtum an künstlerischen Gedanken weit über den Kreis der Fachleute hinaus Leser finden wird. Es liegt in einer vortrefflichen deutschen Übersetzung von Gertrud von Sanden vor und besticht gleich auf den ersten Blick durch 71 wohlgelungne Abbildungen nach Photographien aus Mrs. Jekylls Garten.

Ein kleines Juwel in Farben und landschaftlicher Gestaltung muß dieses Fleckchen Erde sein mit den weichen Übergängen vom gepflegten Blumengarten in den Hain mit den breiten Graswegen und von dort in den Wald mit seinen tiefeingeschnittnen Senkungen, vor deren urwüchsiger Schönheit die Hand des Gärtners

innehält, um nur hin und wieder dem Naturgemälde sparsame Lichter aufzusetzen. So leuchten aus tiefem Waldesschatten Rhododendren in weißen, lila und purpur Nuancen hervor, von dunkeln Föhren zeichnen sich die kerzenschlanken Blütenstengel des weißen Fingerhutes ab, und an schattigen Abhängen, wo kleine Lücken im Baumbestand sind, neigen sich die dreistrahligen Sterne der nordamerikanischen Waldlilie (Trillium).

Die zwölf Monate ergeben die Kapiteleinteilung, in denen Mrs. Jekyll den Leser durch ihr Besitztum führt. Nun wird man fragen: Was gibt es denn in den toten Monaten in solchem Garten zu sehen? Darauf weiß die Verfasserin Antworten ohne Ende. Da ist zunächst der Nußweg, dessen Sträucher im Januar schon fingerlange Kätzchen haben, und um die Büsche herum ist die durch sechs kalte Monate hindurch blühende Iris stylosa gepflanzt, zu deren zartem Blütenflor sich später die Helleborus gesellen. Und auch wenn nichts blühen würde, wären Hain und Garten schön. Genug des wintergrünen Laubwerks tragen Stechpalme und Wacholder und das rötliche, schwingende Schleiergewirk der Birken, die tiefen Farben der absterbenden Brombeerranken und der teppichartig ausgebreiteten Walderdbeerstauden bringen eine feine, warme Abtönung in das winterliche Bild. Zudem weiß man im Sommer nie — so schreibt die Verfasserin —, wie schön die Formen der Laubbäume eigentlich sind. „Erst im Winter, wenn die Blätter abgefallen sind, kann man sich voll an all der Herrlichkeit in Wuchs und Zeichnung erfreuen, dem meisterhaften Gleichmaß an Kraft und Grazie und an der Art, wie die breitästige Krone dem weitreichenden Griff der Wurzeln im Boden entspricht. ... Die Schönheit alter Apfelbäume ist im Winter besonders auffallend, wenn ihre seltsam verschlungnen und doch graziösen Formen, die im Frühling unter der Blütenherrlichkeit oder in der reichen Fülle der Herbstfrucht nicht so deutlich zutage treten, sich dem Auge voll darbieten."

So schaut es im Februar aus. Doch bald darauf zeigen sich die ersten schüchternen Sendboten des Frühlings. Im Felsgarten blüht niederes Gesträuch, in der Waldlichtung sprießen die bläulichen Blattspeere der wilden Narzissen, und bald danach wogt die ganze Pflanzung in leuchtendem Gelb; in leichtgeschwungnen Linien ist sie angelegt, den alten Spuren nicht mehr befahrner Heidewege folgend. Und kaum ist diese Blütenpracht vergangen, so beginnen im Birkenwäldchen die Primeln ihre zarten Büschel zu entfalten, und von nun an blüht es im Garten bis in das fernste Eckchen, bis sich das Jahr neigt. Im Päoniengarten öffnen sich die ersten Knospen, dann breiten zwischen Hain und Wald die Holundersträucher ihre Dolden aus, und zugleich setzt die Hauptblüte der Rosen ein, deren Mrs. Jekylls Garten eine schier unerschöpfliche Menge von Arten aufzuweisen hat. Da gibt es hochstämmige mit breiten Wipfeln von einer Elle im Durchmesser, ferner solche in Fontänenform, am Stamme einer 25 Fuß hohen Stechpalme klettert ein Dundee Rambler hinauf und läßt seine blütenschweren Zweige tief hinabfallen. Die schnellwachsende Rosa polyantha hat sich zu einem Busch von hundert Fuß Umfang ausgebreitet, andre ranken in hohem Bogen über Heckentoren, und so geht es fort — Blütenpracht ohne Ende, doch jede verlockende Schilderung mit nützlichen Winken über die Eigenart der verschiednen Pflanzen versehen.

Da findet sich eine genaue Beschreibung, wie die alte Mauer entstand, auf deren oberer mit festgestampftem Humus gefüllter Fläche Berberitzen, wilde Rosen, Ribes und Ebereschen abwechselnd mit den zartern Ranken des Adiantum und andern Farnen mit breitern Wedeln wachsen, während Steinbrech und

allerlei den Alpen entstammende niedre Pflanzen die Steine der Seitenwände umklammern. Auch die Pergola (Laubengang), dieses Lieblingskind des englischen Gartens, wird ausführlich behandelt, und auch hier zeigt sich wieder der feine Farbensinn der Verfasserin. Aus der grünen Dämmerung der Pergola schweift der Blick des dort ausruhenden hinüber in das Licht der Rabatte mit ihren roten und gelben Farbengluten oder, zu späterer Jahreszeit, nach den mildern und doch noch so lebensfreudigen Blütenfarben des Asterngartens.

Ein Lebenswerk ist dieser Garten, und es ist vollkommen begreiflich, daß eine dreißigjährige Erfahrung dazu gehört hat, ihn in so vollendeter Schönheit erstehn zu lassen. Das Erscheinen des Buches in deutscher Sprache möchte gerade jetzt von Wichtigkeit sein, wo in den Reihen unsrer Gartenkünstler und Architekten ein erbitterter Kampf ausgefochten wird — hüben geometrischer Garten, strenge Linienführung, Einheit der Farbe — drüben Einfügung in das Landschaftsbild, harmonisches Anpassen an Bodengestaltung und weitere Umgebung. Gertrude Jekylls Garten hält in glücklicher Weise die Mitte, und die Bilder ihres „wilden Gärtnerns" dürften auch bei den begeistertsten Vorkämpfern des Architekturgartens für schön gelten.

Noch eindrucksvoller zeigt sich die Verschmelzung der Stilarten in der jüngst von der englischen Zeitschrift The Studio zusammengestellten Separatausgabe The Gardens of England, Text von Charles Holme, einer Sammlung mustergiltiger Beispiele aus englischen Schloßgärten, die über den Werdegang und den gegenwärtigen Stand der englischen Gartenkunst trefflich orientieren.

Weitaus die meisten dieser Gärten sind nach geometrischen Zeichnungen angelegt, und die schönsten stammen aus früherer Zeit. In ihnen hegt man noch liebevoll die bizarr verschnittnen Hecken des alten holländischen Stils, doch zwischen den rechtwinkligen Fliesengängen sprießen, wie zufällig, feingefiederte Pflänzchen, und an das dunkelbelaubte Rund eines doppelkugligen Taxus schmiegt sich ein schlanker Azaleenstrauch mit leuchtenden Blüten. Das um seiner Wassergärten willen berühmte Sedgwick Park in Sussex bewahrt noch die massigen, palisadenartig verschnittnen Hecken; doch gerade hier ist ihr Kontrast mit der unbewegten Wasserfläche, auf der hier eine kleine Insel weißer Mummeln schwimmt, dort ein märchenhaftes Seetier auf einen Callabusch zuzusteuern scheint, von hohem malerischem Reiz. Der Eindruck ist der eines Kunstwerks, das man ein Weilchen den Händen der schaffenden Natur überlassen hat, und überall, wo ihr die Linien zu herb, die Farben zu düster schienen, hat sie ihre Blumenkinder dazwischen gestreut, um zu mildern, zu erhellen und zu verschönen. Natürlich verdanken die eben genannten Gärten diese scheinbar zufälligen Schönheiten eben auch der gärtnerischen Kunst; doch ist die Art dieses Blumenschmucks zweifellos durch die phantastische Anmut eines verwilderten Architekturgartens angeregt worden.

Dem, was wir Landschaftsgarten nennen, nähern sich einige sehr schöne Beispiele von Devonshire-Gärten, wo das hüglige Terrain mit seinen mannigfaltigen Ausblicken die Hineinziehung der Landschaft zu fordern scheint. Hier winden sich die Wege in freien Krümmungen, die Felsgärten folgen den natürlichen Bodenwellen, und ein anmutiges Landhaus (Chaddlewood) nimmt die Formen der Schweizerhütte an — nicht ohne praktische Modifikationen. Breit und hoch ist das Fenster des Speisezimmers, damit Licht und Luft frei hereinströme, und der Blick ungehemmt über den lichten Blütenteppich schweife, der sich in unmittelbarer Nähe ausbreitet.

Dieſen hübſchen Neuerungen unbeſchadet hütet die engliſche Gartenkunſt getreulich ihre alten Traditionen, die Statuen und Deckelvaſen aus Blei, die Wind und Wetter im Laufe der Jahre ſo köſtlich tönen, die kunſtvoll geſchmiedeten Gittertore, die weinumſponnenen gotiſchen Pförtchen — auch wohl hier und da, wo der Fuß über hiſtoriſchen Boden ſchreitet, ein altersgraues Kreuz auf einem Raſenteppich mit gelben Narziſſen vor einer dunkeln Laubwand. Auch die Sonnenuhr iſt nach wie vor ein gern geſehener Gaſt. Bald beherrſcht ſie eine kreisförmige, geometriſche Anlage als Mittelpunkt, bald ſteht ſie auf freiem Raſenplatz inmitten eines quadratiſchen, heckenumfriedeten Gartens. Der ihr eigne ſymboliſche Charakter ſpricht ſich manchmal klarer in einer Inſchrift aus, wie auf der ſchönen, ſehr alten Säule im Roſengarten von Broughton Caſtle:

I tell men hourlie how the shadowes flie,
For men are shadowes and a shadowe I.

Ein ſinniger Spruch für einen alten Garten, der jahraus jahrein zahlloſe Schatten der lebenden und lebloſen Geſchöpfe vorüberwandern ſah.

Er berührt ſich wiederum mit den Forderungen des anfangs erwähnten deutſchen Gartenkünſtlers, der ſich kein erfolgreiches Schaffen denken kann ohne Leitmotiv. Nur daß Langes Leitmotive — meiſt Bildwerke — lebensfreudiger ſind als die Sonnenuhren in den alten engliſchen Gärten. Lange ſtellt den betenden Knaben auf einen roten Blütenteppich in eine Pflanzung junger Fichten, den Dornauszieher in einen Roſenhag und gewinnt ſo der traditionellen Art, Anlagen mit Statuen zu ſchmücken, neue Seiten ab. Für die junge deutſche Gartenkunſt iſt es zweifellos von günſtiger Vorbedeutung, daß ſie eigne Wege zu wandeln trachtet und das gute Alte, das ſie übernimmt, ihren eignen Zielen gemäß neu geſtaltet.

Beda Prilipp

Das Modell der Schmerzen

Von Iſrael Zangwill

(Fortſetzung)

Als wir in Leipzig ankamen, ſagte man uns, daß an dem Fahrgeld zwölf Mark fehlten. Man erlaubte uns nicht, in den Zug zu ſteigen, und wir wußten nicht, was wir anfangen ſollten, da ich kein andres Geld mehr hatte als das für die Reiſe beſtimmte.

Als der Tag anbrach, war ich zu einem Entſchluß gekommen; ich nahm zwölf Mark aus dem Kuvert, das das Geld für die Seefahrt enthielt, nahm Billetts nach Rotterdam und erreichte ſo das Ende unſrer Landreiſe. Als wir auf das Schiff kamen, brachte man uns dort in einer Art von Schuppen unter, als ob wir Vieh geweſen wären. Einer der mit Kazelias Verbündeten — denn ſein Arm reicht über Europa — rief uns in ſein Bureau und fragte mich: Wieviel Geld haben Sie? Ich ſchüttete das in den Kuverts befindliche Geld vor ihm auf den Tiſch. Da ſagte er, da fehlten zwölf Mark daran; Kazelias habe ihm mitgeteilt, daß ich eine beſtimmte Summe bringen würde, und die hätte ich nicht.

Sie können dieſe Nacht an Bord bleiben. Aber morgen früh gehn Sie zurück. So nützte er meine Unwiſſenheit aus, denn in Wahrheit habe ich an allen Stationen mehr gezahlt, als das richtige Fahrgeld betrug. Ich wußte nicht, welche

Macht er hatte. Jeder Beamte erregte unsre Furcht. Wir verlebten eine trostlose Nacht.

Am andern Morgen bat ich flehentlich, doch meinen Tallis und Tephillin (meinen Gebetschal und meine Amulette) anstatt der zwölf Mark in Zahlung zu nehmen. Er aber sagte: Für die habe ich keine Verwendung, Sie müssen zurückgehen. Mit Mühe erhielt ich die Erlaubnis, einen Gang in die Stadt machen zu dürfen. Ich nahm Tallis und Thephillin und ging damit in die Schul (die Synagoge) und versuchte dort, irgendwen durch meine Bitten zu bewegen, mir die Sachen abzukaufen. Aber es fand sich ein edler Mann, der den Handel nicht gestatten wollte. Er gab mir ohne Zögern zwölf Mark. Ich bat ihn, mir seine Adresse mitzuteilen, damit ich ihm später das Geld zurückerstatten könne, er aber sagte: Ich begehre weder Dank noch eine Zurückerstattung dieses Geldes. So gelang es mir, das für die Überfahrt fehlende Geld beizubringen.

Wir schifften uns also ein, und zwar ohne auch nur noch einen Heller oder einen Bissen Brot zu haben. Wir kamen um neun Uhr morgens in London an, ohne Geld und Gepäck, während ich darauf gerechnet hatte, wenigstens 150 Rubel und unsre Kleider und Haushaltungssachen mitzubringen. Ich hatte jedoch die Adresse eines guten Freundes, und wir machten uns sofort auf den Weg, ihn aufzusuchen, aber als wir die angegebne Wohnung erreichten, hieß es, daß er London verlassen und nach Amerika gegangen wäre. Wir wanderten den ganzen Tag bis um acht Uhr abends verzweifelnd in den Straßen Londons umher. Die Kinder vermochten es kaum, sich weiter zu schleppen, so hungrig und müde waren sie. Endlich setzten wir uns erschöpft auf die Stufen eines Hauses in Wellclose-Square. Ich blickte um mich und entdeckte ein Gebäude, das ich für eine Schul (Synagoge) hielt, weil hebräische Zeichen daran waren. Ich ging darauf zu. Ein alter Jude mit langem grauem Bart kam auf mich zu und fing eine Unterhaltung mit mir an. Aber ich verstand rasch, was für eine Art von Mensch er war, und wandte mich von ihm ab. Dieser Meshummod (bekehrte Jude) ließ jedoch nicht nach und drängte mich, seine Hilfe anzunehmen, er bot mir an, meine Familie mit Essen und Trinken zu versorgen und mir in London weiter zu helfen. Ich aber sagte: Ich begehre nichts von Ihnen und wünsche nicht mit Ihnen bekannt zu werden.

Ich ging dann zu meiner Familie zurück. Die Kinder saßen und schrien nach Brot. Sie erregten die Aufmerksamkeit eines Mannes namens Baruch Zezangski (25 Ship-Allee), der ging weg und kehrte mit Brot und Fisch zurück. Als die Kinder das sahen, war ihre Freude groß, sie erfaßten die Hand des Mannes und küßten sie. Unterdessen brach die Dämmerung herein, und wir wußten nicht, wo wir eine Unterkunft für die Nacht finden sollten. Ich bat also den Mann, uns doch dazu zu verhelfen. Er führte uns zu einem Keller in Ship-Allee. Es war vollständig dunkel. Man sagt, daß es eine Hölle gibt. Ob dies so ist oder nicht, jedenfalls haben wir in der Nacht, die wir an diesem Orte verlebten, mehr als Höllenqual erlitten. Es schien, als ob sich die scheußlichsten Geschöpfe dort versammelt hatten. Wir saßen die ganze Nacht und suchten das Ungeziefer von uns wegzufangen. Nach langen, qualvollen Stunden, die uns wie Jahre vorkamen, dämmerte endlich der Tag. Am Morgen erschien der Wirt und forderte einen Schilling Logisgeld. Ich hatte keinen Pfennig mehr, aber ich gab ihm eine lederne Tasche für das Nachtquartier und bat ihn dann, mir doch ein kleines Zimmer im Hause zu überlassen. Er vermietete mir darauf ein ganz kleines Hinterzimmerchen ganz oben im Hause zum Preise von dreieinhalb Schilling die Woche. Er verließ sich darauf, daß wir die Miete von mitleidigen Glaubensgenossen zusammenerbitten würden.

Wir waren froh, eine Unterkunft gefunden zu haben, und setzten uns auf den Fußboden des ganz leeren, unmöblierten Zimmers. Wir blieben den ganzen Tag ohne Brot. Die Kinder bekamen ab und zu eine trockne Kruste von den andern Mietern, aber sie weinten doch tagsüber vor Hunger und abends wieder, weil sie nichts hatten, um darauf zu schlafen. Ich fragte unsern Wirt, ob er mir nicht angeben könne, wie ich es anstellen solle, Arbeit zu finden. Er sagte, er wolle sehen, was er für mich tun könne. Am nächsten Tag ging er aus und kam mit einem großen Haufen Wäsche zurück, der gewaschen werden sollte. Die Familie machte sich sofort an die Arbeit, und ich bin sicher, meine Frau wusch die Sachen nicht nur mit Wasser, sondern auch mit Tränen. O Kazelias! Wir wuschen die ganze Woche über, der Wirt besorgte uns jeden Tag Brot und neue Arbeit. Am Ende der Woche sagte er: Ihr habt eure Miete abverdient und braucht mir nichts zu bezahlen. Ich denke, daß wir das getan haben.

Meine älteste Tochter war glücklich genug, bei einem Schneider eine Stellung zu finden, wo sie wöchentlich vier Schilling bekam. Die andern suchten sich durch Waschen und Putzen etwas zu verdienen. Auf diese Weise gelang es, uns notdürftig durchzubringen und jeden Samstag unsre Miete zu bezahlen. Indessen lebten wir nur von Wasser und Brot. Dann aber kamen die Ferien, meine Tochter wurde entlassen. Man sprach von einer Sauregurkenzeit, ich verstand das nicht und fragte meine Tochter, was damit gemeint werde. Sie erklärte, das es schlechten, flauen Geschäftsgang bedeute. Sie konnte keine Arbeit bekommen. Was sollte ich also anfangen? Ich hatte kein Geld zum Leben. Die Kinder schrien nach Brot und nach Betten und Decken. So ging es bis zum Rosch Haschonoh (dem neuen Jahre), wir hofften, daß wirklich ein neues, besseres Jahr für uns anbrechen würde.

Es war am Erev Yontow (dem Tage vor dem Feste), wir konnten keine Wäsche zu waschen bekommen. Wir kämpften verzweifelnd mit Hunger und Frost. Da kam der Hauswirt zu uns herein. Schämen Sie sich nicht, sagte er zu mir, sehen Sie denn nicht, daß Ihre Kinder kaum mehr Kraft zum Leben haben? Warum haben Sie kein Mitleid mit den armen Kleinen? Gehn Sie nach dem Armenkomitee, dort wird man Ihnen helfen. Glauben Sie es mir, ich wäre lieber gestorben. Aber meine Kleinen hungerten, und ihr Weinen zerriß mir das Herz. So ging ich wirklich zu einem Armenkomitee. Ich sagte weinend: Meine Kinder sterben, weil sie kein Brot haben. Ich kann ihre Leiden nicht mehr mit ansehen. Ein Herr des Vorstandes antwortete mir: Wenn das Erev Yontowfest vorüber ist, wollen wir Sie nach Rußland zurückschicken. Aber, antwortete ich, unterdessen müssen die Kinder etwas zu essen haben. Darauf ließ der Herr eine Glocke ertönen, worauf ein handfester Hausknecht, der mir wie der Todesengel selbst vorkam, mich so fest am Arm packte, daß er noch den ganzen Tag schmerzte, und mich ohne weiteres aus der Tür warf. Trostlos ging ich davon, meine Augen waren so von Tränen geblendet, daß ich meinen Weg nicht sehen konnte. Es dauerte sehr lange, bis ich mich nach Ship-Allee zurückfand. Meine Frau und meine Töchter hatten schon geglaubt, daß ich in der Verzweiflung in das Wasser gegangen wäre. So traurig erging es uns am Vorabend des großen Versöhnungstags, wir hatten keine Rinde Brot zu essen, um uns für die vorgeschriebnen religiösen Fasten zu stärken. Aber gerade als unser Elend den Höhepunkt erreicht hatte, kam eine in dem neben uns liegenden Zimmer wohnende Frau zu uns und engagierte die eine meiner Töchter dazu, während der Fasten, wenn sie selbst in der Kirche sei, ihr kleines Kind zu verwahren, sie bot ihr dafür einen Schilling und erbot sich im voraus zu bezahlen. Wir waren ganz glücklich, kauften für alles Geld Brot und stillten unsern Hunger; dann beteten wir, der Versöhnungstag möge lange dauern,

damit wir gezwungen wären zu fasten und kein Essen zu kaufen brauchten. Denn wie der Muschik sagt: „Wenn man nicht den Mund zu stopfen hätte, könnte man goldne Kleider tragen."

Dann ging ich in die Freischule der Juden, die als Synagoge hergerichtet war, und verbrachte den ganzen Tage in heißem Gebete. Als ich am Abend nach Hause zurückkehrte, saß meine Frau da und weinte. Ich fragte sie, warum sie weine. Sie antwortete: Warum hast du mich in ein Land geführt, wo selbst das Beten Geld kostet, wenigstens für Frauen. Ich bin den ganzen Tag von einer „Schul" zur andern gewandert, aber man wollte mich nirgendwo hereinlassen. Endlich ging ich zur „Schul der Söhne der Seele", wo die orthodoxen Juden mit langen Bärten und Ohrlocken beten, aber selbst dort wallte man mich nicht hereinlassen. Der heidnische Polizist bat für mich und sagte ihnen: Schämt euch, daß ihr diese arme Frau nicht hereinlassen wollt. Der Gabbai (Schatzmeister) antwortete: Wenn man kein Geld hat, muß man zu Hause bleiben. Da sagte meine Frau weinend zu ihm: Meine Tränen kommen über dein Haupt — und ging nach Hause und blieb dort und fuhr fort bitterlich zu weinen. Für eine Frau ist Jom Kippur ein wundertätiger Tag. Meine Frau glaubt, daß ihre Gebete erhört werden, wenn sie sich in der Synagage ausweinen und dem Allerhöchsten ihr Leid klagen darf. Aber dieses Vorhaben wurde vereitelt, und das war vielleicht einer der härtesten Schläge, die sie getroffen haben, um so mehr, da es ihre Glaubensgenossen waren, die ihr den Eingang in die Synagoge versagten — das war ihr das Bitterste. Wenn es durch Andersgläubige geschehn wäre, dann würde sie sich mit dem Gedanken getröstet haben: Wir sind eben im Exil. Als der erste Fasttag vorüber war, hatten wir nur noch ein kleines Brot, um uns damit für den folgenden Hungertag zu stärken. Dennoch und trotz aller unsrer Sorgen schliefen wir die Nacht über in Frieden. Als wieder der elende Tag herankam, gingen meine ältern Töchter in die Straße, um Parnoso (Arbeit) zu suchen; sie nahmen Scheuer- und Schrubbarbeit an, die ihnen ungefähr einen Schilling einbrachte. Wir kauften Brot dafür und fristeten damit unser armseliges Leben. Wenn wir ab und zu drei Schilling für Waschen einnahmen, dann glaubten wir, reich wie Rathschild zu sein. Als Sukkoth (das Laubhüttenfest) herankam, hatten wir jedoch weder Brot noch Arbeit, und ich irrte den ganzen Tag in den Straßen umher, um Arbeit zu suchen. Wenn man mich fragte, was für ein Handwerk ich verstünde, war ich natürlich gezwungen, zu antworten, daß ich in keinem Bescheid wüßte, denn seltsamerweise halten es die Juden in dem Teile Rußlands, aus dem ich komme, für eine Schande, Handwerker zu werden, und wenn man seine Verachtung vor jemand ausdrücken will, so sagt man zu ihm: Jeder kann es sehen, daß du von einem Handwerker abstammst.

Ich konnte Gebetrallen schreiben, verstand es, ein Wirtshaus zu führen, aber wozu konnte mir das hier helfen? Als ich sah, daß ich nirgends Arbeit fand, ging ich in die „Schul der Söhne der Seele". Ich setzte mich neben einen Glaubensgenossen, der mich freundlich anredete. Ich erzählte ihm von meiner Not. Da sagte er: Ich will Ihnen einen Rat geben. Wenden Sie sich an unsern Rabbi. Das ist ein edeldenkender Mann.

Ich tat es. Als ich zu ihm in das Zimmer trat, saß noch ein andrer Mann bei ihm, der seine Lulow und Esrog (Palmzweig und Paradiesapfel) in der Hand hielt. Was wünschen Sie? Mein Herz war so schwer, daß ich ihm nicht antworten konnte, aber die Tränen drängten sich mir plötzlich in die Augen. Mir war, als müsse nun endlich die Hilfe nahe sein. Ich glaubte, daß er Teilnahme für mich empfinden werde. Ich faßte mich und erzählte ihm, daß wir dem Verhungern nahe wären und kein Brot mehr hätten, und daß ich keine Arbeit finden

könne. Ich bat ihn, mir zu raten, was ich tun solle. Er antwortete mir mit keiner Silbe. Er wandte sich an den andern Mann und sprach mit ihm über die Laubhütte. Von mir nahm er nicht die geringste Notiz, er ließ mich einfach stehn, wo ich stand.

Da begriff ich, daß er nicht besser sei als Elzar Kazelias. Und das war ein Rabbi! Ich begriff nun, daß ich ebensogut mit der Mauer hätte reden können, und ich verließ das Zimmer, ohne daß er ein Wort an mich gerichtet hätte. Wie der Muschik sagen würde: Traurig und bitter ist das Los der Armen. Es ist besser, im dunkeln Grabe zu liegen und die Sonne nicht mehr zu sehen, als arm und gezwungen zu sein, um Geld zu bitten.

Ich ging nach Hause, wo meine Familie geduldig meine Heimkehr erwartete, in der Hoffnung, daß ich Brot mitbringen würde. Ich sagte: Guten Abend! und weinte bitterlich, denn sie sahen alle so elend aus, als ob sie sterben wollten, da sie an jenem Tage keinen Bissen zu essen bekommen hatten.

Wir versuchten zu schlafen, aber die Natur forderte ihre Rechte, der Hunger quälte uns so, daß wir keine Ruhe fanden. Hunger, du alter Narr, warum läßt du uns nicht schlafen? Aber er wollte nicht mit sich reden lassen. So verbrachten wir die Nacht. Als aber der Tag kam, fingen die kleinern Kinder an zu weinen und riefen: Vater, laß uns gehn. Wir wollen in der Straße um Brot betteln. Wir sterben vor Hunger. Halte uns nicht zurück.

Als die Mutter hörte, daß sie davon sprachen, in der Straße zu betteln, wurde sie ohnmächtig, worauf die Kinder in große Aufregung und Angst gerieten. Als es uns endlich gelang, sie wieder zu sich zu bringen, machte sie uns bitterliche Vorwürfe darüber, daß wir sie zum Leben erweckt hätten.

Ich würde lieber gestorben sein, als davon zu hören, daß ihr in den Straßen betteln wollt; ehe dies geschieht, möchte ich meine Kinder vor Hunger sterben sehen. Über diesen Worten vergaßen die Kinder ihren Hunger, sie setzten sich zueinander hin und weinten.

In einem benachbarten Zimmer wohnte ein Mann, der Gerschon Katcol hieß; als der das Weinen meiner Kinder hörte, kam er zu uns herein, um zu hören, was denn los sei. Er sah umher, begriff unser Elend, und es ging ihm zu Herzen. Er verließ uns, aber nur um sehr rasch zurückzukehren und uns Brot, Fische, Tee und Zucker zu bringen; dann ging er wieder weg und kam mit fünf Schilling zurück. Er sagte: Dies leihe ich euch. Später kam er noch einmal zurück und brachte noch einen Mann mit, der Nathan Beck hieß. Der ließ sich unsre Geschichte erzählen und nahm dann die drei jüngern Kinder mit sich, damit sie für das erste bei ihm bleiben sollten. Als ich nachher nach der St.-Georgesstraße ging, wo er wohnte, und die Kinder dort besuchen wollte, versteckten sie sich vor mir, weil sie fürchteten, daß ich sie wieder mitnehmen und den Qualen des Hungers aussetzen würde. Es war furchtbar hart für mich, meine Kinder der Sorge eines Fremden überlassen zu müssen, und noch bitterer empfand ich es, daß sie Furcht davor hatten, mit ihrem Vater gehn zu müssen.

Nach den Festtagen suchte ich Grunbach, den Schiffsagenten, auf, um zu sehen, ob mein Gepäck nun endlich angekommen sei, da mir Kazellas gesagt hatte, daß es etwa in einem Monat hier sein würde. Ich zeigte meinen Pfandschein und fragte danach. Er sagte: Ihr Gepäck wird nicht nach London kommen, sondern nur nach Rotterdam. Wenn Sie es wünschen, will ich einen Brief nach Rotterdam schreiben, um mich zu erkundigen, ob es dort ist, und wieviel Geld notwendig ist, um es einzulösen. Ich sagte ihm, daß ich fünfundzwanzig Rubel darauf geliehen hätte. Er rechnete dann aus, daß es mich mit der Schiffsfracht immerhin vier Pfund Sterling

und sechs Schilling kosten würde, es einzulösen. Ich bat ihn, jedenfalls zu schreiben und nachzufragen. Einige Tage später kam ein Brief aus Rotterdam; darin stand, daß ich ohne die Schiffsfracht dreiundachtzig Rubel (acht Pfund Sterling dreizehn Schilling) bezahlen müsse. Als ich das erfuhr, erschrak ich sehr und schrieb sofort an Kazelias: Warum behandeln Sie mich, als ob Sie ein Wegelagerer wären, und verlangen dreiundachtzig Rubel für Rückgabe meines Gepäcks, da Sie mir doch nur fünfundzwanzig Rubel darauf geliehen haben? Er antwortete: Schämen Sie sich, mir einen solchen Brief zu schreiben. Sind Sie nicht in meinem Hause gewesen und haben gesehen, daß ich ein rechtschaffner, ehrenhafter Jude bin? Schämen Sie sich! Solchen Leuten, wie Sie es sind, sollte man sich niemals gefällig erweisen. Denken Sie vielleicht, daß es viele so gute Menschen wie Kazelias in der Welt gibt? Ihr seid alle miteinander Dickköpfe. Ihr könnt keinen Brief lesen. Ich habe bloß vierundfünfzig Rubel auf das Gepäck genommen, und ich mußte dann noch etwas draufschlagen, weil ich Unkosten davon hatte, daß ich Ihnen nach London verhalf. Ich habe meinen Verlust berechnet und nur das genommen, was mir rechtmäßig zukommt. Ich zeigte Grunbach den Brief, und der schrieb noch einmal nach Rotterdam; man antwortete von dort, daß sie nichts von Kazelias wüßten, daß ich aber acht Pfund Sterling dreizehn Schilling bezahlen müßte, wenn ich mein Bündel wieder haben wollte. Gut, was konnte ich machen? Das Wetter wurde kälter. Daran, immer hungrig zu sein, hatten wir uns schon gewöhnt. Aber wir konnten doch die kalten Winternächte nicht auf dem nackten Fußboden und ohne Decken und Kissen verbringen! Ich schrieb noch einmal an Kazelias und erhielt diesmal überhaupt keine Antwort. Tag und Nacht lief ich umher und fragte um Rat, wie ich es anstellen solle, zu meinen Sachen zu kommen. Niemand kannte und wollte mir helfen.

(Fortsetzung folgt)

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Reichsspiegel 17. Mai 1908

(Das Kaiserpaar in Karlsruhe. Die Einweihung der Hohkönigsburg. Die Eröffnung des mecklenburgischen Reformlandtags. Die sächsische Wahlrechtsreform. Ausstände italienischer Landarbeiter. Dernburgs Reise nach Südafrika und die Solidarität der europäischen Mächte.)

In dieser Woche standen die heimischen Verhältnisse im Vordergrunde des Interesses. Beim Besuche des Kaisers in Karlsruhe ist das alte schöne Verhältnis beider Höfe auch unter dem neuen Großherzog wieder erfreulich in die Erscheinung getreten, und dankbar hat der Kaiser des verstorbnen Großherzogs gedacht, dessen Verdienste um die Einigung Deutschlands niemals vergessen werden können. Die Kaiserin war vorher in Straßburg gewesen und hier mit einem Jubel empfangen worden, der weder gemacht noch erfunden sein kann, der vielmehr wohl beweist, daß die den neuen Verhältnissen noch widerstrebenden Kreise der „Französlinge“ nur in den höhern Schichten, den städtisch Gebildeten zu suchen sind. Hat sich doch auch bei der Einweihung der erneuerten Hohkönigsburg am 13. Mai, deren mächtige Ruinen die Gemeinde Schlettstadt dem Kaiser schenkte, ein fröhliches Volksfest mit all den bunten Trachten dieser Täler entwickelt, wie es nur irgendwo im innersten

Deutschland gefeiert werden konnte. Als die Wiedereroberung des Elsasses 1870 naherückte, da mahnte Heinrich von Treitschke in seiner berühmten Flugschrift „Was fordern wir von Frankreich?“ gegenüber der verwelschten Gegenwart des Landes wieder anzuknüpfen an die ungleich längere und bedeutendere deutsche Vergangenheit, all die starken und tiefen Geister zu rufen, die zwischen Vogesen und Rhein am deutschen Leben teilgenommen haben. Das hat der Kaiser getan, indem er die Hohkönigsburg weihte; er hat sie als ein Wahrzeichen deutscher Kultur und Macht hier im äußersten Westen des Reichs neben die Marienburg im Osten an der Weichsel gestellt, wie sie einst entstanden ist durch jenen Schwabenherzog Friedrich von Hohenstaufen, den Vater Kaiser Friedrich Barbarossas, der die Macht seines Geschlechts begründete. Der Hohenzoller sah dabei „die Zeiten mittelalterlicher Ritterherrlichkeit“ vor seinem geistigen Auge aufsteigen, wie sie dann das bunte Bild des historischen Festzuges leibhaftig vorführte, und er bestimmte die Burg zu einer Sammelstätte für elsässische Kulturgeschichte. Denselben historischen Sinn hat er bewiesen bei der Enthüllung des Denkmals seines oranischen Ahnherrn Wilhelms des Schweigers in Wiesbaden. Freilich gibt es Leute, die darin eine bedenkliche Romantik sehen, die in seinen Worten eine Hinneigung des Kaisers zu mittelalterlichen Ideen wittern. Es sind dieselben, die im Mittelalter, von dem sie nichts richtiges wissen, eine Zeit dumpfen Geistesdrucks und feudaler Knechtung des Bauernstandes sehen. Tatsächlich war das Mittelalter ein sehr lebendiges, trotz aller Asketik sinnenfreudiges Zeitalter, und die Knechtung des Bauernstandes hat erst das sechzehnte Jahrhundert, das erste der Neuzeit, vollendet; die Bauern, die den Osten jenseits der Elbe, der Saale und des Böhmerwaldes besiedelten und deutsch machten, die kamen als freie Männer, nicht als Hörige oder Leibeigne. Und eins hatte das Mittelalter vor der Gegenwart voraus: es hatte die Einheit der Weltanschauung, und darum hatte es Stil, zwei Güter, die wir in unsrer zerrissenen Zeit vermissen und entbehren bis zum Verzweifeln. Der Kaiser ist — das hat er hundertfach bewiesen — ein ganz moderner Mensch und gar kein Romantiker, aber er will den Zusammenhang mit der Vergangenheit nicht verlieren, aus der die Gegenwart und seine eigne Stellung erwachsen ist. Das englische Volk ist das konservativste der Welt, und es ist trotzdem oder deshalb zur ersten Weltmacht geworden.

Die feudale ständische Staatsordnung Mecklenburgs, die der am 12. Mai eröffnete „Reformlandtag“ durch eine neue, modern konstitutionelle Verfassung umgestalten soll, beruht wohl in ihren Grundlagen auf dem Mittelalter, ist aber ein Ergebnis erst der ständisch-territorialen Zeit, als der „Staat“ nach nichts weiter war als ein Bündel von fürstlichen Domänen, Rittergütern und Städten; der „Landesgrundgesetzliche Erbvergleich“, auf dem die gegenwärtige Verfassung beruht, stammt erst von 1755. In ihm ist ein Zustand, wie er anderwärts schon damals überwunden war aber wurde, gewissermaßen versteinert und dadurch in immer stärkern Widerspruch geraten mit den Zuständen im übrigen Reiche, auch von dessen moderner Gesetzgebung nur hier und da durchbrochen wurden, nachdem die liberale mecklenburgische Verfassung von 1848 in den Jahren der Reaktion wieder aufgehoben worden war. Aber eine alte, festgewurzelte Aristokratie reformiert sich selten von sich aus, und so hat auch hier ein monarchischer Wille den Anstoß geben müssen.

Die Revision des sächsischen Wahlrechts scheint auf einem toten Punkte angelangt zu sein; die Kommission hat die Gesetzvorlage der Regierung verworfen und ihr einen Vorschlag entgegengesetzt, der zwar ein Pluralsystem und eine Vermehrung der Wahlkreise (auf 96) enthält, aber die teilweise Ergänzung der Zweiten Kammer durch Wahlen der Selbstverwaltungskörper ausschließt; Graf Hohenthal hat dagegen

erklärt, daß die Regierung auf ihrem Standpunkte stehn bleibe. Wer wird nachgeben? Oder soll es doch zu einer Auflösung der Kammer oder gar zu einer Oktroyierung kommen?

In Italien ist es in mehreren Provinzen des Nordens (Parma und Piacenza) wie des Südens (Bari) zu ausgedehnten Arbeitseinstellungen der Landarbeiter gekommen, die besondre polizeiliche und militärische Vorsichtsmaßregeln veranlaßt haben. Die Führung liegt ja natürlich in den Händen der Sozialdemokratie, deren linker Flügel aber ist dort gänzlich dem Anarchismus verfallen, der in Italien nicht die unbedingte Souveränität des Individuums, sondern des Proletariats predigt, bis zur sogenannten „Sabotage", d. h. der Zerstörung der Arbeitswerkzeuge, Maschinen u. a. m., also bis zur brutalsten zivilisierten Barbarei. Dagegen haben sich die Arbeitgeber, Pächter und Grundbesitzer zu festen Verbänden zusammengeschlossen. Da es sich gar nicht um eine Verbesserung in der Lage der Landarbeiter handelt, sondern um die Herrschaft des Proletariats, so steht hier lediglich eine Machtfrage zur Entscheidung, und nur eine feste Hand kann das Ärgste verhüten. Freilich steht bei irgendwelchen Konflikten mit der Polizei die italienische Presse größtenteils immer auf der Seite der Massen im Namen der „Freiheit", sieht in etwaigen Verwundeten oder gar Toten nur die „Opfer" polizeilicher Willkür, niemals Schuldige, und unterstützt die Regierung nicht, sondern lähmt sie.

In dieser Woche wird der Staatssekretär des Kolonialamts Dernburg seine auf fünf Monate berechnete Reise nach Südafrika antreten und zunächst nach Kapstadt gehn, um das holländisch-englische Südafrika zu studieren. Das ist der richtige Weg. Drei Zweige der germanischen Rasse beherrschen jetzt den Süden des Erdteils, Holländer, Briten und Deutsche. Daß sie den einheimischen Rassen gegenüber auf sich angewiesen sind, und daß sie also miteinander, nicht gegeneinander an dem großen, ihnen zugefallnen Kulturwerke arbeiten müssen, das ist ein Satz, der jetzt wohl allgemeine Anerkennung gefunden hat, und den auch Dernburg in London ausgesprochen hat, wo er zugleich das gute Wort geprägt hat: „Der Bau von Eisenbahnen bedeutet den Bau des afrikanischen Reichs." Diese Solidarität der Kulturvölker europäischer Gesittung hat einmal im Mittelalter bestanden, als die christlichen Nationen des Abendlands geschlossen gegen Heiden und Mohammedaner auftraten; seit dem sechzehnten Jahrhundert begann sie sich aufzulösen und verschwand endlich beinahe aus dem Bewußtsein. Heute ist Ostasien erwacht, und seitdem geht ein verstärktes Selbstbewußtsein auch durch Indien und die ganze Welt des Islams. Das spüren die Franzosen auch in Marokko, und bei einem Fehlschlag drüben dürfte der Funke auch nach Algier überschlagen. Denn man täusche sich nicht darüber: die Zivilisation mit Eisenbahnen, Fabriken, Waffen und Automobilen bringen wir den fremden Rassen, aber innerlich, in ihrer Kultur bleiben sie unverändert. Gegenüber diesem Zusammenstoß alter und mächtiger Kulturen erscheinen alle die heimischen Parteien- und Interessenkämpfe kleinlich und unbedeutend; sogar die alten europäischen Gegensätze verblassen, wo es sich um die Frage handelt, ob die weiße Rasse, ob die christliche Kultur ihren Vorrang in der Welt behaupten soll oder nicht; das Mahnwort unsers Kaisers lange vor der großen Entscheidung in Ostasien: „Völker Europas, wahret eure heiligsten Güter!" beginnt erst jetzt recht verstanden zu werden. *

Koloniale Rundschau

Berlin, 12. Mai 1908

Die koloniale Eisenbahnvorlage ist in der letzten Woche ohne weitere Erörterung angenommen worden, der Reichstag hatte nichts mehr daran zu erinnern. Wir haben mit unsrer Ansicht, daß die Vorlage, soweit sie Ostafrika betrifft, in der bewilligten Form bedenkliche Folgen zeitigen kann, nicht hinterm Berge

gehalten. Da sich die gegen die ostafrikanische Vorlage von vielen ernst zu nehmenden Seiten erhobnen Bedenken nicht auf vage Befürchtungen, sondern auf offensichtliche Tatsachen gründen, so wundern wir uns immerhin, daß sich im Reichstag neulich keine Stimme erhob. Freilich sind gerade die beiden „alten Afrikaner" im Reichstag, von Liebert und Arning, als alte Zentralbahnfreunde bekannt, und es war seitens des Herrn von Liebert eine anerkennenswerte Selbstverleugnung, daß er wenigstens bei der ersten Lesung auf die Gefahr der Überflügelung durch die englische Konkurrenz im Süden Ostafrikas hinwies. Wir haben die hier in Betracht kammenden Verhältnisse schon ausreichend dargelegt, können uns also hier auf den Hinweis beschränken, daß die Frage auch einen ernsten politischen Hintergrund hat. Das portugiesische Ostafrika ist völlig unter britischem Einfluß. Beira ist in Wirklichkeit eine englische Stadt, denn von dort geht schon jahrelang eine englische Bahn in das englische Hinterland (Anschluß an die Rhodesiabahn), dasselbe ist mit Laurenzo Marquez der Fall. Und ein großer Teil des Landes, namentlich auch das uns benachbarte Nyassagebiet, ist vorwiegend in Händen von englischen Kanzessionsgesellschaften. Überlassen wir durch unsre Untätigkeit im Süden Ostafrikas den Engländern die Erschließung des Nyassagebiets durch Eisenbahnen, so stärken wir deren Einfluß und beschleunigen den Aussaugungsprozeß. Erst vor wenigen Wochen wurde in maßgebenden englischen Blättern die Liquidation des portugiesischen Kolonialbesitzes gefordert, falls sich die Unruhen in Lissabon wiederholen sollten. Wir denken, das ist deutlich genug!

Nichtsdestoweniger freuen auch wir uns über die unter Dach gebrachte Kolonialbahnvorlage, denn sie bedeutet für unsre Kolonien den Beginn großzügiger wirtschaftlicher Erschließungstätigkeit. Vor wenigen Jahren stritt man sich im Reichstag noch wegen hundert Kilometern Eisenbahn wochenlang herum, und nun sind rund 1500 Kilometer fast ohne Debatte bewilligt worden. Angesichts dieses Fortschritts, der die kühnsten Hoffnungen des verflossenen Jahres übertrifft, vertrauen wir, daß der Reichstag baldigst auch die erwähnten Lücken ausgleichen und die daraus entspringenden Befürchtungen und Verstimmungen beseitigen wird.

Dernburgs Fahrt nach Südwest ist mittlerweile mit einem Besuch in London eingeleitet worden, und unser Kolonialsekretär hatte sich der üblichen Ehrungen zu erfreuen. Aus den mehr oder minder unverbindlichen Begrüßungsreden klang das deutliche Bestreben heraus, den Vertreter unsrer kolonialen Interessen ein wenig einzuwickeln. Zugleich die dringende Ermahnung, sich die koloniale Praxis der Engländer zum Muster zu nehmen und die „gemeinsamen Interessen" beider Völker in Südafrika nicht zu vergessen. Gewiß, wir haben gemeinsame Interessen, nur liegen sie auf einem andern Gebiete, als die Engländer meinen. Nach der ostafrikanischen Reise betonte Dernburg in bezug auf die „Nordbahn", er halte es für falsch, der englischen Ugandabahn, die nun einmal den Viktoriasee erschließe, Konkurrenz zu machen. Für einen Kaufmann ein etwas merkwürdiger Standpunkt, den die Engländer in praxi noch nirgends vertreten haben, höchstens in der Richtung, daß sie sich beeilen, im Süden unsrer ostafrikanischen Kolonie dieselbe Situation zu schaffen und das deutsche Gebiet anzuzapfen, in der Erwartung, daß wir ihnen „loyalerweise" auch hier keine Konkurrenz machen werden. So haben wir nicht gewettet, und wir können erwarten, daß Dernburg bei seinen Verhandlungen mit den maßgebenden Stellen in Britisch-Südafrika jene wahl nur gedankenlos hingeworfne Bemerkung nicht in die Praxis umsetzt. Was wir in Afrika brauchen, ist eine freie aber anständige Kankurrenz, die wir, nebenbei bemerkt, immer hochgehalten haben. Die gemeinsamen Interessen liegen auf dem Gebiete der Eingebornenpolitik und der Solidarität aller Weißen in den Kolonien. In puncto Eingebornenpolitik wollen wir um Gottes willen nicht die

Engländer nachahmen, und mit der Solidarität war es, wie wir leider im südwestafrikanischen Aufstande spüren mußten, bei unsern Nachbarn nicht weit her. Wenn wir von den Engländern etwas lernen können, so ist es namentlich der ihnen eigne nationale Egoismus!

Man spricht wieder von dem Austausch der Walfischbai gegen den Caprivizipfel oder sonst etwas für die Engländer Wertvolles, das heißt, es ist wahrscheinlich, daß darüber in London oder in Kapstadt geredet wird, denn für die Engländer ist die Frage wichtig. Für sie ist dieser mitten im deutschen Gebiete liegende Hafen ein teures Vergnügen, das ihnen nie etwas einbringt. Für uns ist er ebenso wertlos und höchstens ein Schönheitsfehler auf der Karte. Wir haben das benachbarte Swakopmund mit teurem Geld zu unserm Ein- und Ausfuhrplatz gemacht, und wenn wir es aufgeben wollten, so wären viele Millionen verloren. Einen Austausch mit einem andern Gebiete, namentlich dem für uns wichtigen Caprivizipfel, ist die Walfischbai nicht wert, und Kauf durch Bargeld erst recht nicht. Das können wir vorest in Südwest besser verwenden. Später, wenn die Kolonie blüht und voll entwickelt ist, läßt sich vielleicht über Luxusausgaben, wie die Beseitigung dieses Schönheitsfehlers, reden, aber das hat noch Zeit.

Doch zurück zu näherliegenden Dingen. Dernburgs Reise wird der Kolonie, wie ziemlich sicher anzunehmen ist, eine erneute Erweiterung ihres Eisenbahnnetzes bringen, und zwar vermutlich die allerdings dringend notwendige Süd-Nordbahn Windhuk—Keetmanshoop, die gewissermaßen das Rückgrat des künftigen Eisenbahnnetzes der Kolonie bildet. Denn das Ziel ist der Anschluß unsrer Querbahnen an das englisch-südafrikanische Bahnnetz und die Hereinziehung der uns benachbarten Gebiete in den Einfluß unsrer Bahnen. Die Voraussetzung für die Erreichung solcher Ziele ist natürlich eine vernünftige und bewegliche Tarifpolitik, die die Ausnutzung der Marktlage gestattet und der Nutzbarmachung des Landes in jeder Beziehung in die Hände arbeitet. Wenn aber zum Beispiel gegenwärtig eine Linie so hohe Frachten für Vieh, das Vielfache der andern Linien, verlangt, daß der Transport fast unmöglich ist, so ist dies eine Tarifpolitik, die dem Lande nichts nützt, sondern schadet, indem sie einen Produktionszweig in der Entwicklung hemmt. Dernburg wird sich diesen Fall näher ansehen müssen. Doch dies nur nebenbei.

An einer Reihe von Plätzen Südwests ist man unter Anleitung des eigens dazu hinausgesandten Oberbürgermeisters Dr. Külz dabei, die Grundlagen für die Einführung der Selbstverwaltung zu schaffen. Es spricht für den Gemeinsinn der Ansiedler, daß diese Bestrebungen, obwohl sie mit manchen unter den jetzigen Zeitläuften recht fühlbaren Opfern für diese verbunden sind, nur auf geringen Widerstand stoßen. Es ist anzunehmen, daß Dernburg drüben sein Augenmerk darauf richten wird, wie die Lage der jungen Kommunen im Anfang in finanzieller Hinsicht erleichtert werden kann.

Recht neugierig kann man sein, wie Dernburg der Eingebornenpolitik in Südwestafrika gegenübertreten wird. Soeben erst ist die Kriegsgefangenschaft der Hereros aufgehoben worden, und die in der letzten Rundschau erwähnten Eingebornenverordnungen gelten jetzt auch für sie. Dernburg macht nun kein Hehl daraus, daß er die durch diese Verordnungen charakterisierte Politik der festen Hand als ein Übergangsstadium betrachtet. Es kommt darauf an, für wie lange er sich dieses Übergangsstadium denkt. Aus wirtschaftlichen Gründen mag es praktisch sein, daß die Kriegsgefangenschaft aufgehoben worden ist, obwohl eine Reihe bandenmäßiger Widersetzlichkeiten der Hereros eigentlich nicht sonderlich dazu ermutigt hat. Um so weniger darf aber daran gedacht werden, die von Herrn von Lindequist eingeführte scharfe Kontrolle vor einer Reihe von Jahren aufzuheben. Größerer Freiheiten müssen sich die Eingebornen erst durch mehrjähriges

Wohlverhalten und ernsthafte Mitarbeit an unsern wirtschaftlichen Bestrebungen würdig zeigen.

Hoffentlich wird es Dernburg bei seinem Besuch englischen Gebiets gelingen, den zunächstliegenden Mißstand zu beseitigen, nämlich jene „Geschäftsleute" unschädlich zu machen, die durch Waffenschmuggel im Süden und Osten den Widerstand der Hottentatten nähren. Ein zweiter Punkt wäre die gegenseitige Sicherung des Eingebornenbestands, damit die Abwandrung der Hereros nach Transvaal aufhört.

Auszunehmen hiervan sind die Ovambas, die in steigender Zahl von Narden ins Hereroland herüber zur Arbeit kammen und ein sehr wertvolles Arbeitermaterial für die Kalanie darstellen. Darum muß auch vereinzelt hervortretenden Bestrebungen, die auf eine gewaltsame Unterwerfung dieses Stammes zielen, entschieden entgegengetreten werden. Wir können froh sein, wenn die Unterwerfung auf friedlichem Wege var sich geht, und sallten uns hüten, die Leute zu vergrämen. Die Ovambos sind für uns zu wertvoll, als daß wir ahne Not eine kriegerische Auseinandersetzung heraufbeschwären sallten, die auch diesen Stamm unnötig dezimieren würde.

Nur wenn alle diese elementaren Gesichtspunkte beabachtet werden, ist die Gewähr gebaten, daß sich die Kalanie, die am 1. Mai auf ein fünfundzwanzigjähriges Bestehen seit Besitzergreisung durch Adalf Lüderitz und Heinrich Vogelsang zurückblicken kann, einer ungestörten Entwicklung erfreuen wird.

Das Verhältnis zwischen Dernburg und den Ostafrikanern scheint sich nicht bessern zu wollen. Auf beiden Seiten sallen immer nach harte Warte. Auf die offnen Briefe und Erklärungen der Pflanzer und Bergwerksunternehmer wallen wir nicht weiter eingehen, ebensowenig wie auf die schraffen Äußerungen Dernburgs: peccatur intra muros et extra. Dagegen mächten wir darauf hinweisen, daß verschiedne neue Maßnahmen der Regierung nicht geeignet sind, unsre Landsleute drüben milder zu stimmen.

Da ist zuerst die Einführung einer Gewerbesteuer, in der die davon mitbetroffnen Pflanzer eine Antwart der Regierung auf ihre Varstöße sehen. Wahl mit Unrecht. Aber wir können nicht umhin, die Heranziehung gerade der Pflanzer zu dieser Steuer wenig glücklich und sachgemäß zu finden. Es ist an sich gewiß anerkennenswert, daß die Verwaltung der Kalonie sucht, ihre Einnahmen zu verbessern, um den ihr aus der gesteigerten Erschließungstätigkeit erwachsenden Aufgaben gerecht werden zu können. Voll entwickelte und gut rentierende Gewerbebetriebe mögen ruhig ihr Scherflein zu den Verwaltungsausgaben des Landes beitragen, das sie ernährt. Verfrüht ist es aber, daß auch die Pflanzungen durch die Gewerbesteuer belastet werden. Auf dem Extrag der landwirtschaftlichen Produktian beruht vorläufig die Wirtschaft des Landes, und der Plantagenbetrieb ist das Rückgrat und der Lehrmeister für diesen Hauptproduktianszweig. Nur er vermag hervarragende Pradukte auf den Markt zu bringen und durch fortlaufende Versuche die Erzeugungs- und Aufbereitungsmethaden zu verbessern und damit auch auf die Eingebarnenkultur mit der Zeit veredelnd einzuwirken. Nun ist es eine nicht zu leugnende Tatsache, daß die Plantagenwirtschaft in Ostafrika kaum erst aus dem Stadium der Versuche herausgetreten ist. Viele Plantagen haben erst in den letzten Jahren unrentable Kulturen fallen lassen und aussichtsvallere eingeführt. Es scheint darum bedenklich, daß dieser sich nach in der Entwicklung befindende Erwerbszweig durch eine Gewerbesteuer nicht unwesentlich belastet wird, um so mehr als viele Pflanzungen nach gar keinen Reingewinn abwerfen und sich samit ihre Betriebsmittel durch die Steuer kürzen lassen müßten. Unsers Erachtens wäre es viel vernünftiger, varläufig die Besteuerung der Eingebarnen weiter auszubauen. Damit wäre dem Fiskus viel besser geholfen und außerdem der Erziehnng der Neger zur Arbeit Varschub geleistet.

Nach eine zweite Maßnahme der Regierung hat drüben böses Blut gemacht. Dernburg ist bekanntlich kein besonders begeisterter Freund der europäischen Besiedlung. Im Reichstag in die Enge getrieben gab er aber doch zu, daß die Regierung der Frage pflichtgemäß ihre Aufmerksamkeit schenken werde. Sie könne zwar vorläufig nicht dazu ermutigen, aber wer auf eigne Gefahr komme, solle willkommen sein. In der Praxis scheint man anders verfahren zu wollen, denn im Bezirk Muansa, der dank der englischen Ugandabahn die erforderlichen wirtschaftlichen Voraussetzungen für europäische Besiedlung bietet, ist plötzlich durch das Gouvernement der Preis für Kronland verzehnfacht worden. Bei diesem Landpreis ist aber eine Besiedlung unmöglich. Wie reimt sich dies mit den Versprechungen des Staatssekretärs zusammen?

Da wir gerade bei der Besiedlungsfrage sind, noch ein paar Worte über die Russensiedlungen am Meruberg, die bekanntlich mit Hilfe der Wohlfahrtslotterie durch ein besondres Komitee der Deutschen Kolonialgesellschaft ins Leben gerufen sind. Schon seit längrer Zeit munkelt man allerlei, daß dieses Unternehmen ziemlich verfehlt sei. Obwohl sich das Komitee im Organ der Gesellschaft sehr energisch gegen dieses Gerücht gewandt hat, wollen die Stimmen nicht verstummen, daß es mit den Deutschrussen am Meru nicht gut stehe. Und die in Tanga erscheinende Usambara-Post, ein sehr angesehenes Blatt, das eigentlich Bescheid wissen müßte, wußte wiederholt zu berichten, daß verschiedne Ansiedlerfamilien verlangen, in ihre Heimat, den Kaukasus zurückgesandt zu werden. In der letzten Nummer derselben Zeitung wird sogar berichtet, daß sich sämtliche russischen Ansiedler diesem Verlangen anschließen wollen. Wir wollen nicht weiter untersuchen, was an diesen Gerüchten ist. Aber es will uns scheinen, daß diese Russen, die so splendid von dem erwähnten Komitee unterstützt worden sind, nicht das geeignete Ansiedlermaterial für Deutsch-Ostafrika sind, und daß man mit dem schönen Gelde lieber reichsdeutsche Bauern hätte glücklich machen sollen. Wenn die Merusiedler absolut nicht zufriedenzustellen sind, so sollte man sie in Gottes Namen leichten Herzens ziehn lassen und auf unsre vielen deutschen Auswandrungslustigen zurückgreifen. Der Baden ist ihnen ja bereitet. Vielleicht nimmt sich die Regierung der Sache an und beweist ihren guten Willen durch Unterstützung des Siedlungsausschusses.

Zum Schluß möge noch des Grenzabkommens zwischen Kamerun und Französisch-Kongo in wirtschaftlicher Hinsicht gedacht werden, nachdem dieses im letzten „Reichsspiegel“ vom politischen Standpunkt beleuchtet worden ist. Es ist in der Presse lebhaft darüber gestritten worden, ob wir bei dem Abkommen gut abgeschnitten haben oder wieder die Hereingefallnen sind. Die Mehrheit neigt der letzten Ansicht zu, und nach den frühern Erfahrungen ist dies begreiflich. Demgegenüber muß darauf hingewiesen werden, daß man ein solches Abkommen nicht rein mechanisch nach der Zahl der ausgetauschten Geviertkilometer beurteilen darf, sondern vom wirtschaftlichen Standpunkte aus. Und da muß man sagen, daß wir, soweit sich dies nach der Karte beurteilen läßt, unsern Besitz anscheinend sehr geschickt abgerundet und für uns wertlose, weil unkontrollierbare Gebiete gegen Landstriche eingetauscht haben, die vermöge ihrer Lage an natürlichen Verkehrsstraßen, Flüssen für die Nutzbarmachung der Kolonie sehr wertvoll sind. Im übrigen ist das Kopfzerbrechen ziemlich zwecklos, denn die volle Wahrheit wird erst die Zukunft lehren.

Immerhin kann nur noch darauf hingewiesen werden, daß wir von den andern Mächten kolonialpolitisch allmählich ernst genommen werden. Mit dem Übertölpeln in Grenz- und ähnlichen Fragen geht es nicht mehr so leicht. Dernburg hat in Südafrika Gelegenheit, diesen Eindruck noch zu vertiefen. Rudolf Wagner

Zur mazedoniſchen Frage

Als am 27. Januar Freiherr von Aehrenthal in der Kommiſſion der ungariſchen Delegation für die auswärtigen Angelegenheiten ſeine bekannte Programmrede gehalten hatte, brach ein Sturm los. Die am tollſten ſchrien, die Ruſſen, beruhigten ſich alsbald, als das Unerwartete geſchah und der aus verſtaubtem Pult hervorgeholte Plan der Adria–Donaubahn von dem kühnen Öſterreicher anſtandlos angenommen wurde. Als dann in den erſten Märztagen Sir Edward Grey das Wort von dem europäiſchen Gouverneur Mazedoniens ſprach, erhob ſich wieder ein drohendes Murmeln. Man iſt namentlich in Konſtantinopel „unangenehm überraſcht“, und man behauptet, das engliſche Vorgehen trage nur zur Verwirrung der ohnehin heikeln Situation bei: der Sultan ſei durchaus bereit, die Mandate der Reformbeamten zu verlängern, und ein ſo gewaltſamer Schritt ſei unnötig und gefährlich.

Die programmatiſchen Erklärungen der beiden Staatsmänner, des öſterreichiſchen und des britiſchen, beleuchten ſcharf die beiden Wege auf denen ſich die Löſung der mazedoniſchen Frage zu bewegen hat, den verkehrspolitiſchen und den ſtaatspolitiſchen. Kann man auch kaum ſagen, daß der britiſche Vorſchlag eine unumgängliche Ergänzung des Aehrenthalſchen bietet, ſo iſt er doch mit Freuden als ein Mittel zu begrüßen, den Erfolg, den jener haben muß, zu erleichtern und zu beſchleunigen. Dem mit der Geſchichte des osmaniſchen Reichs nicht vertrauten mag die britiſche Löſung etwas gewaltſam erſcheinen, und der Urteilsloſe wird geneigt ſein, ſich durch die Lärmſignale am Goldnen Horn ängſtlich machen zu laſſen. In Wirklichkeit iſt dieſe Löſung bei nur einigem gutem Willen der Beteiligten die leichteſte und einfachſte, und darauf iſt, ſoviel mir bekannt, noch nicht hingewieſen worden, ſie hat eine Parallele, die man wohl einen Präzedenzfall nennen darf.

Die Organiſation des Libanon, die im Jahre 1845 von der Pforte im Einverſtändnis mit den Mächten geſchaffen worden war, hatte nicht gehalten, was man von ihr erwartet hatte. Immer von neuem kam es zu Zuſammen-

stößen zwischen Drusen und Maroniten, die ebenso erbittert kämpften wie Bulgaren und Griechen in Mazedonien. Die Gemetzel des Juni 1860 im Libanon und die sich daran schließende Christenschlächterei in Damaskus schärften Europa das Gewissen. Österreich, Frankreich, Großbritannien, Preußen und Rußland entsandten Kommissare nach Beirut, um nach dem Rechten zu sehen; hinter ihnen stand eine französische Okkupationsarmee. Das wirkte. Es ist bekannt, daß die Pforte bedeutende Opfer bringen mußte, und daß dem Libanon eine Verfassung gegeben wurde, die das Gebirgsland den Intrigen der unmittelbaren osmanischen Beamten entzog und ihm eine Autonomie sicherte, die mit einem Schlage jenen wüsten Kämpfen ein Ende machte und ihm eine Entwicklung schuf, die keine andre unmittelbare Provinz des osmanischen Reichs zu verzeichnen hat. Weniger bekannt ist, daß Großbritannien nichts Geringeres anstrebte, als die Schaffung eines halb unabhängigen Syriens. Am 8. November 1860 unterbreitete diesen Plan Lord Dufferin, der britische Kommissar in Beirut, Sir H. Bulwer, dem Botschafter in Konstantinopel. Natürlich erfolgte ein Gegenzug der Pforte. Ali Pascha protestierte, indem er unter dem 22. Januar 1861 an den osmanischen Botschafter in London, Musurus Pascha, ein Programm für die Verwaltung Syriens zur Mitteilung an die britische Regierung schickte, das völlig befriedigen würde. Dieses Programm, mitgeteilt bei Edwards, La Syrie 1840 à 1862, läßt alles beim alten: von fremder Kontrolle ist keine Rede. Großbritannien bestand nicht auf der Einbeziehung ganz Syriens. Aber auch gegen die maßvollen Forderungen der fremden Mächte betreffend den Libanon erhob die Türkei als zu demütigend Einwendungen. Indessen man blieb fest, und am 9. Juni 1861 wurde das Reglement des Libanon von dem Großwesir und den fremden Vertretern in Pera unterzeichnet.

Alle Vergleiche hinken, und man muß zugeben, daß die Lage in Mazedonien eine etwas andre ist als die des Libanon. Es handelt sich um ein ungleich reicheres und größeres Gebiet. Es leben da sechs größere und eine Anzahl kleinerer Gruppen nebeneinander, zum Teil durcheinander, die sich befehden, und von denen einige, wie Bulgaren und Griechen, einen dauernden organisierten Kampf miteinander führen. Den Schwierigkeiten, die sich hier einem geeinten Vorgehn der Mächte bieten, steht aber eine Hilfe gegenüber, die im Libanon nicht vorhanden war: die wirtschaftspolitische Seite. Bei deren richtiger Behandlung wird sich sowohl die ungünstige innerpolitische Lage des Landes heben wie auch der zu erwartende Widerstand des Sultans beseitigen lassen.

Unter den wirtschaftlichen Maßnahmen, die den ausgezeichneten natürlichen Bedingungen des Bodens eine Entwicklung schaffen sollen, steht der Anschluß der Linie Mitrovitza–Salonik an das österreichisch-bosnische Bahnnetz in erster Linie. Diese Verbindung schafft dem Lande neue Wege der Ein- und Ausfuhr. Dazu wird schon durch diesen Anschluß Westmazedonien in

Verbindung mit der Adria gebracht, denn Serajevo ist über Mostar mit Gravosa und andern Hafenplätzen verbunden. Doch diese Verbindung darf nicht die einzige bleiben, soll ganze Arbeit geleistet werden. Es handelt sich dabei nicht bloß um ein wirtschaftliches Interesse, sondern zugleich um die Beruhigung der Gemüter, die sehr wohl als Posten wirtschaftlicher Entwicklung in Rechnung zu stellen ist. Es wird beständig über die Prätentionen der kleinen Balkanstaaten gespottet, von denen ein jeder auch seine Bahn haben will. Es darf aber nicht verkannt werden, daß diesem Streben ein durchaus berechtigtes wirtschaftliches Entwicklungsbedürfnis zugrunde liegt. Bei der Behauptung, daß die von Serbien und Bulgarien gewünschten Anschlüsse gar keine Bedeutung für den Verkehr hätten, wird ein wichtiger Punkt außer acht gelassen: die Nähe Italiens, mit dessen vortrefflichem Hafen Brindisi sich eine Verbindung herstellen läßt, die nicht bloß dem Transport von Personen und Stückgütern, sondern auch dem von Massengütern neue Wege weisen würde. Auch hier gibt die historische Betrachtung einen Fingerzeig, der nicht zu verachten ist. Der westeuropäisch-mazedonische Verkehr ging über Dyrrhachium, das heutige Durazzo (slawisch Dratsch), das Epidamnos der Griechen. Dieser Ort, heut ein ärmlicher Hafenplatz, der von den Küstendampfern des Österreichischen Lloyd berührt wird, liegt nur 150 Kilometer von Brindisi entfernt, wäre also von dort in fünf Stunden zu erreichen. Nun ist heute Durazzo als ein ungeeigneter Ausgangspunkt einer Bahnlinie zu betrachten. Der Schienenweg ist aber mit Leichtigkeit die 60 Kilometer der Küstenebene nach Norden zu führen in die Nähe des letzthin vielgenannten San Giovanni di Medua, von wo aus er dem Drintale zu folgen hat, um nach 200 Kilometern Prizrend zu erreichen. Der diesem Orte in der Luftlinie am nächsten liegende Punkt der Bahn Mitrovitza–Üsküb–Salonik ist Varos, 40 Kilometer östlich von Prizrend, doch wird der Terrainverhältnisse halber der Anschluß an einem etwa 20 Kilometer nördlicher gelegnen Punkte, am Südende des berühmten Amselfeldes zu erfolgen haben. Schon durch eine solche Verbindung, die doch nur eine unbedeutende Strecke darstellt und kostspieliger Kunstbauten nicht bedarf, wird Serbien mit der Adria in Verbindung gesetzt, und ebenso Bulgarien, wenn man ihm die kurze Strecke Köstendil–Kumanowa (an der Linie Nisch–Üsküb) bewilligt. Wollen die Serben dann noch ein übriges tun, so mögen sie Nisch mit dem Amselfelde durch eine Bahn verbinden, die im Tal der Topliea aufsteigt zu dem Punkte der serbisch-türkischen Grenze, bis zu dem auf den neusten Karten eine aus dem Amselfelde nach Norden abzweigende Seitenbahn schon trassiert ist. Wird eine gut funktionierende Seeverbindung Brindisi–Durazzo oder Brindisi–San Giovanni di Medua geschaffen, und werden direkte Züge auf der Linie Adriaküste–Prizrend–Amselfeld geführt, so wird der Hauptverkehr Italiens mit Konstantinopel und Salonik, und sobald die von Herrn von Aehrenthal in Aussicht genommne Verbindung mit Athen hergestellt ist, auch mit diesem den Weg über den Adriahafen

nehmen. Es ist namentlich ein gewaltiger Aufschwung Saloniks zu erwarten, das bei Ausbau dieses Netzes mit Italien, mit Österreich (durch die Linie Üsküb–Mitrovitza–Serajevo), mit Ungarn (durch die alte serbische Linie) und mit Bulgarien und Rumänien in Schnellverbindung gebracht ist.

Man wird die Wirkung der ungeheuern Arbeitsmenge, die durch die Bevölkerung zu bewältigen ist, wenn es zur Ausführung der hier kurz skizzierten Unternehmungen kommt, nicht überschätzen dürfen. Die berühmten Hammeldiebe, die in jenen Gegenden hausen, wobei sich die Unfähigkeit, mein und dein zu unterscheiden, durchaus nicht auf die niedern Klassen beschränkt, sind nicht ganz leicht zu erziehen. Vielleicht kann man für ihre Arbeitsfähigkeit anführen, daß der Krieg aller gegen alle, der jetzt dort herrscht, nicht unbeträchtliche Anforderungen an physische Kraftleistung, Energie und Ausdauer stellt. Ein nicht geringer Prozentsatz wird sehr bald einsehen, daß die Ausnutzung der Arbeitsgelegenheit bekömmlicher und einträglicher ist als das Brigantenhandwerk und das Komitadschigewerbe. Hier wird die staatspolitische Leitung einzugreifen haben.

Um diese in die Wege zu leiten, bedarf es hauptsächlich der wohlwollenden Haltung des Landesherrn, des Sultans. Glücklicherweise ist hier durch die Mürzsteger Punktationen vom 1. Oktober 1903 und die wohlwollende Haltung, die die andern Mächte den Abmachungen Österreichs und Rußlands gegenüber eingenommen haben, vorgearbeitet worden. Die osmanische Regierung kann sich nicht darüber täuschen, daß es den Mächten mit dem Willen, dem unerträglichen Zustande in Mazedonien ein Ende zu machen, Ernst ist, und daß keine Intrige von Stambul aus auf die Dauer diesen Willen wird brechen können. Es ist auch nicht abzusehen, warum Abdul Hamid nicht tun sollte, was Abdul Medschid im Jahre 1860 tun konnte: eine seiner Provinzen durch einen seiner christlichen Untertanen regieren zu lassen und diesem Generalvollmacht zu seiner Vertretung zu geben. Die kleine Beschränkung, daß dieser Beamte in Übereinstimmung mit den fremden Mächten auf Zeit zu ernennen ist und vor Ablauf der Zeit nicht absetzbar ist, ist ein unwesentlicher Nebenumstand, den der erleuchtete Herrscher des osmanischen Reichs gern gewähren wird, wenn man ihm die Vorteile dieses Verhaltens klarmacht.

Diese Vorteile sind bedeutend. In erster Linie steht die Geldfrage. Die drei Wilajets Salonik, Monastir und Kossowo, die Mazedonien ausmachen, mögen schon jetzt ganz gute Erträge abwerfen, aber die Aufwendungen für Verwaltung und militärische Expeditionen dürften den größern Teil verschlingen. Daneben die Opfer an Leben und Gesundheit der tapfern türkischen Soldaten, die immerwährend im Felde stehn müssen, um die allerorten ausbrechenden Aufstandsbrände zu löschen! Nur wenige Jahre der Ruhe und eines geordneten gewerblichen Lebens, und das herrliche Land, in dem hochragende Berge, liebliches Hügelland und weitgedehnte, fruchtbare Ebenen schön wechseln, wird dem kaiserlichen Schatze die reichsten Erträge zuführen.

Eine zweite, nicht minder wichtige Seite ist, daß durch den Ausbau des Bahnnetzes in dem ausgeführten Sinne die Zentralregierung von Stambul die Möglichkeit erhält, zunächst die nördliche der beiden albanischen Provinzen, Schkodra, zu pazifizieren. Auch dort gärt es beständig, und gerade der unbotmäßigste Teil wird von der Bahn durchschnitten werden. Ist einmal dort Ordnung geschaffen, dann wird sich auch die südliche Provinz, Janina, leicht völlig beruhigen lassen.

Diese Aussichten werden den Großherrn geneigt machen, dem Drängen der Mächte nachzugeben und einem seiner Untertanen die Verwaltung des Landes in der freiesten Weise anzuvertrauen. Ein Mann mit Generalvollmacht, dem der Rat erfahrner fremder Kommissare zur Seite steht, wird leicht die Geschäfte führen können nach einem Reglement, das ähnlich wie das Statut Organique du Liban die Hauptzüge festlegt. Es wird alles darauf ankommen, ähnlich wie im Libanon die tatsächlichen Verhältnisse richtig einzuschätzen, und den verschiednen Gruppen die Institutionen zu gewähren, die ihrer Vorstellungswelt angepaßt sind: der oberste Verwaltungsbeamte eines Bezirks muß der Religion der Majorität angehören, ebenso die Richter. Im Libanon hat sich dieses System vortrefflich bewährt. Wo ein Bezirk in mehrere Gruppen gespalten ist, ist möglichst eine Verschiebung herbeizuführen. Man wird es bei gehöriger materieller Entschädigung immer erreichen, daß Elemente, die in stammfremder Umwelt wohnen, zu den Stammesgenossen übersiedeln. Die Kosten, die durch solche Schiebungen verursacht werden, werden sich reichlich einbringen. Noch ist die Bevölkerung jener Gegenden bedürfnislos, und das Geld hat eine bedeutende Kaufkraft; da werden die Aufwendungen zu solchen Zwecken nicht zu hoch sein.

Von dem Lärmen gegen Herrn von Aehrenthals Bahn durch Novibazar ist es stille geworden. So wird auch das Geschrei verhallen, das über den durchgreifenden Vorschlag Sir Edward Greys erhoben wurde. Wenn Friedrich List vor nun etwa achtzig Jahren predigte: „Deutschland hat eine Kulturmission in Südosteuropa", so ist die Gelegenheit dazu verpaßt, und es ist müßig, zu spekulieren, durch wessen Schuld. Das Österreich des Herrn von Aehrenthal wird, daran dürfen wir nicht zweifeln, Träger deutschen Wesens seien. Das Reich kann und darf einen direkten Einfluß in den Gebieten, um die es sich hier handelt, nicht üben. Es hat aber die Pflicht, an der gemeinsamen Aktion der Mächte im Sinne der Kulturentwicklung teilzunehmen und nicht etwa den Widerstand zu unterstützen, der voraussichtlich in Stambul wird versucht werden. Die deutsche Nation hat die Pflicht, in den Wettbewerb, der nun da unten beginnen wird um Gewinnung moralischer und materieller Werte, energisch und zielbewußt einzutreten.

Hermsdorf bei Berlin Martin Hartmann

Die preußiſche Artillerie im Dienſte des Küſtenrettungsweſens

Ein Beitrag zu ihrer Geſchichte von Ludwig Kemmer

2. Ein Artillerieoffizier vom Strand

Langſam, aber lang wirkte der Erfolg, den die Pillauer Artilleriſten mit ihrem Siebenpfünder im Jahre 1828 auf dem Möwenhaken errungen hatten, nach. Der Bericht über das Ereignis, der im Jahrgang 1836 des Archivs für die preußiſchen Artillerie- und Ingenieur-Offiziere erſchienen war, veranlaßte im Jahre 1845 den Kaufmann und Leutnant a. D. Gaedtke in Leba, bei dem Oberpräſidium der Provinz Pommern die Errichtung einer Mörſerſtation in Leba anzuregen. Aus dieſer Anregung erwuchſen zwiſchen 1845 und 1849 die Stationen Leba, Stolpmünde, Rügenwaldermünde und Kolbergermünde.

Unmittelbar nach dem Unglücks- und Glückstag hatte es den Anſchein, als ſolle die preußiſche Küſte bald eine Strandungswehr erhalten. Der Miniſter des Innern entſchloß ſich, eine Anzahl von Küſtenorten mit Manbyſchen Rettungsapparaten auszurüſten. Der Kriegsminiſter war bereit, die Mörſer und die Munition zu ſtellen. Die Regierungen wurden beauftragt, mit den Militärbehörden zu beraten, welche Ausrüſtungsgegenſtände für die Apparate aus den Artilleriedepots entnommen werden könnten. Die Ergebniſſe der Verſuche, die von Danziger und Königsberger Artillerieoffizieren „mit ſo großer Bereitwilligkeit“ angeſtellt worden waren, ſollten bei den neuen Apparaten nutzbar gemacht werden. Dieſe ſollten in Danzig hergeſtellt werden, in der Stadt, deren Türmer nach Eichendorff ſeit uralten Zeiten ſingt:

Wolle Gott den Schiffer wahren,
Der bei Nacht vorüberzieht! —

im Bereiche der Behörden, die das Verfahren bis jetzt am freudigſten aufgenommen und am verſtändigſten gefördert hatten, an der Küſte, auf der die Weihe dieſes guten Strebens und des erſten Erfolgs lag. Ein engliſcher Originalapparat, der ſich ſeit dem Jahre 1825 in Neufahrwaſſer befand, ſollte als Muſter dienen. An der oſtpreußiſchen Küſte, im Bezirke der Königsberger Regierung gedachte der Miniſter in Memel, in Pillau und in Georgenswalde auf der Friſchen Nehrung Rettungsſtationen zu errichten, an der weſtpreußiſchen

in Hela und nach der Wahl der Danziger Regierung in Großendorf, Pasewalk oder Karlberg, im Regierungsbezirk Stettin in Hoff zwischen Treptow und Dievenow, endlich im Regierungsbezirk Stralsund in Glowe auf Jasmund.

Aber es stand kein freundlicher Stern über diesem Unternehmen.

Der Gründungsplan wurde am 17. Dezember 1829 an die Regierungen hinausgegeben. Im Oktober des nächsten Jahres beauftragte Beuth, der seit dem Jahre 1828 Direktor der Ministerialabteilung für Handel, Gewerbe und Bauwesen war, die Stralsunder Regierung, einen Siebenpfünder und die Munition für die Station Glowe aus dem Artilleriedepot zu entnehmen. Am 21. November 1830 erkundigte sich die Regierung bei ihrer Schwesterbehörde in Danzig, ob die zur Ergänzung des Apparats nötigen Gegenstände, deren Herstellung den Danziger Artilleriewerkstätten übertragen war, bald fertig seien. Wenige Tage danach, am 29. November, erhoben sich die Polen in Warschau gegen die russische Herrschaft, und die Stralsunder Regierung erhielt aus Danzig den Bescheid, daß die Arbeit an den Rettungsapparaten „wegen höchst dringender Artillerie-Arbeiten" unterbrochen worden sei. Die Kampfbereitschaft, wozu Preußen im Jahre 1831 durch den Krieg im Nachbarlande gezwungen war, ließ den Artilleriewerkstätten keine Zeit zur Herstellung von Rettungsgeräten. So wurden die Fäden, die man am Ende des Jahres 1830 notgedrungen fallen ließ, erst im Frühling des Jahres 1832 wieder aufgenommen.

Der artilleristische Apparat war um diese Zeit fertig. Er war nicht in den Artilleriewerkstätten, sondern von einem Waffenschmied in Langfuhr hergestellt worden, aber die Danziger Geschützrevisionskommission hatte die achtunddreißig Gegenstände, die neben dem Mörser, den Granaten und den Leinen den Rettungsapparat bildeten, schon am 29. September 1831 abgenommen und vorschriftsmäßig gefunden. Das Geschützzubehör war damit fertig, nun wurden noch die Wurfleinen, ein Korb für das Zapfengerüst, auf dem die Leine schußfertig aufgewickelt werden sollte, eine Wage und ein Pfundgewicht angeschafft. Erst im August des Jahres 1832 war alles zur Versendung bereit, und erst im Oktober kam der Apparat auf dem Seewege in Stralsund an. Er wurde im Marinedepot untergebracht und kam so in die besten Hände. Denn Vorstand des Marinedepots war der Marinemajor Longé, der erste preußische Seeoffizier im neunzehnten Jahrhundert.

Diedrich Johann Longé entstammte einer französischen Protestantenfamilie, die seit dem Ende des siebzehnten Jahrhunderts in Finnland ansässig war. Er brachte im Jahre 1815 als schwedischer Oberleutnant zur See sechs Kanonenschaluppen, die Schweden bei der Abtretung Neuvorpommerns und Rügens der preußischen Regierung zur Küstenverteidigung überlassen hatte, nach Stralsund. Seit dem Jahre 1800 hatte er auf der englischen und auf der schwedischen Flotte „mit Ruhm" gedient. Nun fand er in Preußen eine neue Heimat, trat in preußische Dienste und wurde am 28. Dezember 1815 als Hauptmann und Marineoffizier

übernommen. Noch vor seiner Anstellung reichte er bei dem Kriegsministerium eine Denkschrift ein, worin er riet, die preußische Küste durch Kriegsschoner zu verteidigen. Nachdem er als Hauptmann übernommen war, wurde nach seinen Ideen und nach seinem Anschlag der Kriegsschoner Stralsund erbaut, der als erstes preußisches Kriegsschiff die Orlogsflagge mit dem Eisernen Kreuze führte, die nach dem Vorschlage des Kommandanten von Stralsund, des Generals von Engelbrechten, festgestellt worden war. Seitdem kämpfte Longé, von dem General von Engelbrechten und andern unterstützt, mit der Kraft des Genies für die Gründung einer preußischen Marine, und er war zu diesem Werke als Konstrukteur und als Organisator gleich berufen. Als auf Rügen eine Rettungsstation errichtet werden sollte, griff der geniale Offizier, dessen „praktische und theoretische Kenntnisse auf der Höhe damaliger Zeit standen", auch diese kleine Aufgabe mit dem sichern Scharfblick und mit der unvergleichlichen Gewissenhaftigkeit an, die er im Dienste seines Adoptivvaterlandes immer bewährte. Er hatte zwei Jahrzehnte lang unermüdlich immer wieder neue Flottengründungspläne gemacht und sich gewöhnt, immer noch geringere Mittel zu fordern. Er kannte die damaligen knappen Finanzverhältnisse Preußens gut. So war sein Anschlag zur Vervollständigung des Apparats mäßig genug. Er forderte nur eine Bettung für den Mörser, ein Boot, das in seinem Bau den Strandverhältnissen auf Jasmund angepaßt werden sollte, einen Wagen zum Transport des Bootes, Leinen zur Herstellung und Blöcke zum Befahren des Taugeleises zwischen dem Wrack und dem Strande, Signalgeräte und andre Gegenstände, die ihm zur Anwendung und zur Instandhaltung des Apparats unentbehrlich erschienen. Die Mörserbettung kostete nach seinem Kostenanschlag nur 4 Taler 28 Silbergroschen, das Boot mit allem Zubehör 106 Taler 22 Silbergroschen, der Wagen 100 Taler, die Blöcke 12 Taler 6 Silbergroschen, durch die Forderung von vier Trossen mit Zubehör stieg jedoch der Gesamtbetrag auf 532 Taler 3 Silbergroschen. Das Geschützzubehör, das in Danzig hergestellt worden war, hatte 151 Taler 23 Silbergroschen gekostet. Die Einrichtung der Station Glowe forderte demnach rund 1100 Taler. Und nun teilte Longés bescheidne Forderung das Schicksal seiner Flottengründungspläne. Der Staat war zu arm für solche Unternehmungen.

General von Rauch, der im Jahre 1825 Beratungen „über das Erforderniß und die Ausführbarkeit der Bildung einer Seewehr für Preußen" geleitet hatte und ein begeisterter Mitarbeiter Longés gewesen war, kannte diese Schwäche seines Vaterlandes wohl und lehnte darum im Jahre 1834 den Vorsitz in einer neuen Kommission zur Gründung einer Flotte mit folgenden Worten ab: „Mir hat sich die Überzeugung aufgedrängt, daß ich den dadurch an mich gemachten Forderungen nicht gehörig gewachsen bin, meine Kenntniß der Sache dazu nicht ausreicht und meine überhäuften Dienstgeschäfte, sowie der Zustand meiner Gesundheit es mir nicht gestatten, mich mit einer so verwickelten Angelegenheit, als die in Rede stehende solches ist, mit

der dazu erforderlichen angestrengten Thätigkeit zu befassen, indem ich zugleich voraussehe, daß die ganze neue umfassende Berathung wiederum fruchtlos sein und ebenso wenig als die früheren mit so großer Mühe und Zeitaufwand ausführlich bearbeitete Seewehr-Angelegenheit von ersprießlichem Nutzen und Folgen sein wird, da die Ansichten der höheren Behörden über diese ganze Angelegenheit zu verschieden sind, die der Sache selbst zu viel materielle Hindernisse und Schwierigkeiten entgegensetzen und besonders die Kosten allzu bedeutend sind, um nur etwas den beabsichtigten Zwecken Entsprechendes herzustellen, halbe oder unzureichende Maßregeln aber zu nichts Reellem führen können und das ganze Geschäft mithin nur neue vergebliche Anstrengungen und Mühwaltungen veranlassen wird!"

Das waren die Verhältnisse, die auch die Rettungsstationen nicht gedeihen ließen.

Beuth fand den Betrag von 1100 Talern für die Station Glowe sehr hoch. Er forderte die Rechnungen, die dem Kostenanschlage Longés zugrundelagen, ein. Um beurteilen zu können, ob „wohlfeile ähnliche Apparate", die, wie er hoffe, im Laufe der Zeit erfunden würden, an der Küste des Stralsunder Bezirks anwendbar seien, beauftragte er die Regierung, festzustellen, „in welcher Entfernung Strandungen nach Maßgabe der Beschaffenheit der Küste in der Regel vorkommen dürften".

Die Regierung erhielt auf ihre Frage von den Landräten der Bezirke Franzburg und Bergen den Bescheid, daß die Schiffe, je nach der sehr unregelmäßigen Formation des Vorlandes — des Schaars — und dem unberechenbaren, von der Windrichtung und von der Windstärke abhängigen Wasserstande, bald, vom Sturm und vom Hochwasser das Schaar hinangetragen, auf der Küste selbst strandeten, bald vom Schaar 500 Ellen (330 Meter) weit und oft noch weiter draußen festgehalten würden. Die Technik schritt voran, sie schuf leistungsfähigere Rettungsapparate, aber die Hoffnung Beuths, daß sie billigere liefern werde, erfüllte sie nicht.

Das Boot, der Wagen und der Schuppen für Glowe sollten im Jahre 1833 107, 100, 416 Taler kosten, als die Deutsche Gesellschaft zur Rettung Schiffbrüchiger im Jahre 1865 die Station Amrum errichtete, kosteten die gleichen Gegenstände 930, 260, 441 Taler, heute erfordern sie einen Aufwand von 2500 bis 5500, 1500, 7000 bis 10000 Mark. Ein Mörserapparat kostete zu Beuths Zeiten ungefähr 600, im Jahre 1854 620 Taler, der Dennettsche Raketenapparat, womit im Jahre 1866 die englische Küste ausgerüstet war, kostete 660 Taler, und die Rettungsgesellschaft bezahlt für einen modernen deutschen Raketenapparat 4500 Mark.

Der Landrat von Franzburg hatte in dem Bericht über die Strandungen an der Küste seines Kreises für Darsserort eine Feuerbake beantragt, weil sich von diesem Punkte aus ein gefährlicher Untiefenhaken ungefähr zwei Kilometer ostwärts erstreckt. Die Regierung befürwortete beim Ministerium die Errichtung

der Bake. Ob wenigstens dieser Stern für die Schiffer, die dort bei Nacht vorüberzogen, aufging, ist aus den Akten nicht ersichtlich. In Glowe war seit dem Spätherbste des Jahres 1832 die Bedienungsmannschaft für den Apparat zusammengestellt. Es waren fünf Kossäten, Seeleute und Fischer, brave Männer. Sie hatten sich im Jahre 1826 bei der Rettung der Mannschaft eines gestrandeten Schiffes ausgezeichnet und waren vom König mit Geldgeschenken belohnt worden. Die Mannschaft wartete vergeblich auf das Geschütz. Die Station Glowe wurde nicht errichtet. Der Mörserapparat wurde im Jahre 1834 inventarisiert, dann blieb er vergessen im Marinedepot. Die leise, sorgsame Pflege, die das Rettungsgerät unter den Vernichtungsgeräten genoß, störte seine tiefe Ruhe nicht.

Ein Dornröschenschlummer senkte sich auch auf die Rettungsidee. Und eine Tarnkappe muß sie und ihre Waffen unsichtbar gemacht haben. Denn als sich im Jahre 1846 das mecklenburgische Amt Ribnitz bei der Regierung in Stralsund nach der Art, der Ausdehnung und den Kosten der Rettungseinrichtungen erkundigte, die es im Stralsunder Bezirk vermutete, gab die Regierung diese Anfrage zur Beantwortung an die Stettiner Schwesterbehörde weiter. Der Rettungsapparat im Marinedepot und die Verhandlungen, die man über die Station Glowe sieben Jahre lang, von 1827 bis 1834, geführt hatte, waren ganz vergessen.

Ein Schreiben, das Hauptmann Trost, Artillerieoffizier des Platzes in Stralsund, unter dem 9. November 1847 an das Finanzministerium richtete, brach den Bann.

Trost berichtete, daß er im Sommer bei der Übernahme des Artillerie- und Marinedepots einen unvollständigen Manbyschen Rettungsapparat vorgefunden habe, und erbot sich, ihn zu ergänzen und aufzustellen.

Er hatte im Dezember 1840 und im November 1842 zu Swinemünde Versuche mit dem Mörserapparat angestellt, die Wurfkraft der preußischen Sieben- und Zehnpfünder mit der des Dennettschen Raketenapparats verglichen und eine „Instruktion für den Gebrauch des Manbyschen Rettungsapparats bei Strandungen" verfaßt. Damals war er Premierleutnant, als Frontoffizier in der 2. Artilleriebrigade begann er die Versuche, als Adjutant bei der 1. Artillerieinspektion setzte er sie fort. Zehn Jahre war er Adjutant der 3. Abteilung der 2. Brigade in Stralsund. In dieser Stellung trug er die Uniform der reitenden Artillerie, aber eine geheime Sympathie scheint ihn zu den Rossen Poseidons gezogen zu haben, eine ähnliche Sympathie wie jene, auf der die Tatsache beruht, daß in Bayern die Flottenidee im letzten Jahrzehnt bei keiner Waffe so freudige, tatkräftige Förderung gefunden hat wie bei der Kavallerie.

Ludwig Trost war ein Märker, das Dörfchen Thyrow im Kreise Teltow war sein Heimatort. Fontane weiß nichts von ihm. Und doch verdient auch dieses Kind der Mark, daß man seiner gedenkt.

Weitab von der See verlebte Trost seine erste Jugend, die nächsten größern Gewässer, der Schwielowsee und der Rangsdorfer See, waren achtzehn und zehn Kilometer entfernt, für einen frischen Knaben nicht weit, aber doch zu weit, als daß sie ihm täglich als Tummelplatz hätten dienen können. Aber seine Phantasie mögen sie genährt haben. Mit sechzehn Jahren trat er im Jahre 1817 bei der 2. Artilleriebrigade in Stettin in den Heeresdienst. Nun war er am Meer, und er blieb wohl zeitlebens dort. Wenigstens verlebte er seine ganze Dienstzeit an der Küste. Die zwanzig Jahre seiner Leutnantszeit — er war fünfzehn Jahre Sekondleutnant, fast sechs Jahre Premierleutnant — stand er in Stettin und Stralsund, Hauptmann, Kompagniechef, Artillerieoffizier des Platzes und Batteriechef war er ebenfalls in diesen Städten, und auch bei seiner Beförderung zum Major und Abteilungskommandeur mußte er nicht von der See scheiden. Er kommandierte die Festungsabteilung des 1. Artillerieregiments in Danzig und Pillau. Im Jahre 1858 wurde ihm der Abschied mit Pension, der Regimentsuniform und dem Charakter als Oberstleutnant bewilligt.

Jene Versuche, die er als vierzigjähriger Premierleutnant in Swinemünde mit dem Mörserapparat anstellte, hat er mit der grübelnden Gründlichkeit, die auch die Berichte des Oberfeuerwerkers Kohler über die Memeler Versuche auszeichnet, beschrieben.

Es ist überhaupt viel grübelnde Gründlichkeit auf das artilleristische Rettungsverfahren verwandt worden. In den Jahren 1816, 1819, 1820, 1821, 1825, 1826, 1828, 1832, 1840, 1842 wurde es sorgfältig erprobt, immer wieder. Immer wieder arbeiteten Artillerieoffiziere und -unteroffiziere, Hafenbaubeamte, Lotsenkommandeure und Ballastinspektoren mit preußischer Zähigkeit an der Errichtung von Mörserrettungsstationen, aber es war niemand da, der die Ergebnisse dieser Mühe addierte, diese Summe hätte schon in den ersten Jahrzehnten des neunzehnten Jahrhunderts ausgereicht, die preußische Küste vor allen andern Festlandküsten mit Rettungsstationen auszustatten. Die einzelnen Versuche wurden ohne jeden Zusammenhang veranstaltet, Erfahrungen, die in Memel gewonnen worden waren, mußten ein Jahr später in Pillau erarbeitet werden. Man sang von den braven Männern an der Küste kein Lied, man ließ ihre hilfreiche Begeisterung immer wieder ermatten und erkalten und hielt die Rettungsidee in der Enge einer untergeordneten Etatsposition gefangen. Man ließ Gießbäche von Kraft und gutem Willen verrinnen, man sparte die Räder, die sie gern getrieben hätten, man vergeudete im Großen: das konnte man, Kraft und guten Willen gab es genug im Lande — und sparte im Kleinen: das mußte man, man brauchte Geschütze zur Erfüllung einer großen nationalen Aufgabe, hinter der die Rettungsidee und ihr Bedarf an Geschützen zurücktraten. Preußisch war die Zähigkeit, womit man immer wieder an einer Aufgabe arbeitete, deren Lösung einer reifern Technik vorbehalten war, aber unpreußisch mutet das Tempo an, in dem die Angelegenheit

durch die Jahrzehnte ging. Durch drei Jahrzehnte. Der Geschäftsgang litt unter einem ewigen Verwickeln und Zerreißen der Fäden, als hätte er sich die Leinen und ihre Launen zum Vorbilde genommen. So wurden die Schießversuche und die Organisation der Rettungsstationen zu einer Danaidenarbeit.

In die Reihe dieser weichherzigen Danaiden war Trost getreten, als er in Swinemünde seine Versuche anstellte. Aber es ist wahrscheinlich, daß er schon länger für die Sache arbeitete, und daß er es war, der im Jahre 1836 die abgeriffenen Fäden der Angelegenheit dadurch aufhob und verband, daß er im Archiv für die Offiziere der Königlich Preußischen Artillerie- und Ingenieur-Korps Mörserschießversuche, die bei Danzig im Jahre 1820 und bei Swinemünde im Jahre 1832 angestellt worden waren, beschrieb und von der Rettung auf dem Möwenhaken erzählte.

Nun knüpfte er wieder die Fäden an. Seine Tätigkeit in Stettin gab der Mahnung, die in seinem Berichte lag, Gewicht, und er erschien danach geeignet, auch die Küste des Stralsunder Bezirks mit Rettungseinrichtungen zu versehen.

Das Ministerium nahm die Angelegenheit, die nun fünfzehn Jahre geruht hatte, wieder auf.

Der Nachfolger Beuths, Pommer-Esche, teilte der Regierung zu Stralsund den Bericht Trosts mit und schrieb hiezu, daß die Ausrüstung der vorpommerschen Küste mit Manbyschen Apparaten seinerzeit zurückgestellt worden sei, weil zur Zusammenstellung und Aufbewahrung der Apparate bedeutende Geldmittel gefordert worden seien, ohne daß man von ihrer Anwendbarkeit hinreichende Beweise gehabt habe. Obwohl dem Ministerium seit dem Jahre 1827 nur zwei Strandungsfälle bekannt geworden seien, bei denen sich der Mörserapparat an der preußischen Ostseeküste bewährt habe, und obwohl sich ergeben habe, daß der Apparat nur eine etwa 300 Meter breite Strandzone beherrsche, solle dennoch wenigstens der in Stralsund schon vorhandne Apparat mit Trosts Unterstützung nutzbar gemacht werden. Da der Apparat voraussichtlich nur selten angewandt werden könne, sei die Aufstellung besondrer Mannschaften zur Bedienung des Apparats ausgeschlossen. Zur Unterbringung solle ein Raum gegen mäßigen Zins gemietet werden. Überhaupt komme es darauf an, die Kosten der Einrichtung mit dem vermutlich geringen Erfolge in Einklang zu bringen.

Nachdem die Vorbereitungen zur Errichtung der Station — allerdings erst nach fünf Monaten — so weit gediehen waren, daß die Tätigkeit Trosts einsetzen konnte, wurde durch den Ausbruch der Feindseligkeiten mit Dänemark seine Beteiligung an dem Werke unmöglich gemacht, sodaß die Regierung gezwungen war, die Angelegenheit zu „reponieren".

Doch kam das Unternehmen nicht wieder in Vergessenheit. Man stellte aus den Akten und aus Zeitungsberichten die Strandungen zusammen, die sich an den Küsten des Bezirks ereignet hatten. Da aus den Jahren 1819

bis 1827 in den Akten kein Strandungsfall verzeichnet war, und die Zeitungsberichte nur bis zum Jahre 1835 zurückgingen, war das Bild, das ſich ergab, ſehr unvollſtändig. Aber auch ſo war es düſter genug.

Nach den Akten waren zwiſchen 1828 und 1847 an dem verhältnismäßig kurzen Küſtenſtreifen des Bezirks 48 Schiffe geſtrandet, hinzu kamen, nach den Zeitungsberichten, zwiſchen 1835 und 1845 29 Strandungsfälle. Der von Darſſerort oſtwärts ſich erſtreckende Untiefenhaken, überhaupt die Küſten der Halbinſeln Darß und Zingſt, ferner die Küſten der rügiſchen Halbinſeln Jasmund und Mönchgut waren nach dieſer Zuſammenſtellung mit 14, 17, 9, 7 Strandungsfällen die gefährlichſten Punkte des Stralſunder Küſtenbezirks.*)

Nach dieſem Verzeichniſſe erſchien der Regierung die Errichtung von Rettungsſtationen an der Oſtküſte von Rügen am notwendigſten. Wieder wählte man Glowe als Stationsort, da es dort nicht an Bedienungsmannſchaften fehlte.

(Schluß folgt)

Das vorgoethiſche Weimar

Wie es im Herzogtum Sachſen-Weimar und beſonders in deſſen Reſidenz zu der Zeit ausſah, wo hier Karl Auguſt regierte und die großen Dichter wirkten, wiſſen wir aus Hunderten von Literaturgeſchichten, Biographien, Tagebüchern und Briefwechſeln und aus Tauſenden von Spezialarbeiten. Dank der reichen Überlieferung und der unermüdlichen Forſchung ſind wir über das Weimariſche Leben in der klaſſiſchen Periode ſo genau unterrichtet, daß wir beinahe über jeden einzelnen Tag den ausführlichſten Bericht erſtatten könnten, einen Bericht, aus dem zu erſehen wäre, was bei Hofe geſchah, was ſich in der Stadt ereignete, welcher Fremde ankam oder abreiſte, womit Goethe ſich beſchäftigte, wie Schillers Geſundheitszuſtand war, wer dem greiſen Wieland ſeine Aufwartung machte und mit wem Herder korreſpondierte.

Dieſe Zeit beginnt mit Karl Auguſts Regierungsantritt oder, was ſo ziemlich auf eins herauskommt, mit Goethes Erſcheinen in Weimar. Was dieſem Wendepunkt vorangeht, verſinkt für die meiſten in ein trübes Dämmerlicht, aus dem im beſten Falle ein paar Namen und Daten hervorleuchten. Und doch iſt es

*) Nach einer ſpätern Zuſammenſtellung der Verluſte an Menſchenleben hatten in der Zeit von 1836 bis 1847 im Prerower, Zingſter und Pramorter Revier 29 Menſchen bei 6 Strandungsfällen den Tod gefunden.

so wichtig, das gelobte Land der deutschen Literatur in einem Zustande kennen zu lernen, worin es sich noch durch nichts von jedem beliebigen deutschen Kleinstaat unterschied, und den Acker zu untersuchen, auf dem bald danach eine so verheißungsvolle Saat keimen sollte.

Hierzu gibt uns ein Buch von Wilhelm Bode, zurzeit wohl dem besten Kenner der in Frage kommenden Verhältnisse, eine Anleitung, das als der erste Band einer ausführlichen dreibändigen Biographie der Herzogin Amalie unter dem Sondertitel Das vorgoethische Weimar soeben erschienen ist.*) Es zeigt uns die junge Witwe des früh verstorbnen Herzogs Ernst August Konstantin als Vormünderin ihrer beiden Söhne und als Regentin. Die begabte, lebhaft empfindende Frau, die als Prinzessin am braunschweigischen Hofe die Rolle des Aschenbrödels gespielt hatte, hatte auch in Weimar keinen leichten Stand. Die maßgebenden Männer beim Hof und bei der Regierung waren nicht gewillt, sich einer unerfahrnen Frau ohne weiteres unterzuordnen, und von den Söhnen verriet wenigstens der Erbprinz Karl August schon früh einen zuweilen an Starrsinn grenzenden Hang zur Selbständigkeit.

Das Geheime Konsilium, die oberste Regierungsbehörde, mit der die Herzogin am meisten in Berührung kam, und der der Minister von Fritsch, ein pflichttreuer aber nicht immer bequemer Beamter, präsidierte, entsprach etwa dem, was wir heute ein Ministerium nennen. Ihm untergeordnet waren an höhern Behörden die „Landesregierung", etwa nach heutigen Begriffen Justizverwaltung und Oberappellationsgericht, das „Kammerkollegium", dem in der Hauptsache die Verwaltung des fürstlichen Grundbesitzes oblag, das „Oberkonsistorium", das „Landschaftskassendirektorium", die „Generalpolizeidirektion", die sich vorwiegend mit der Wohlfahrtspflege zu befassen hatte, das „Obergeleitsamt" — Weimar beanspruchte das Geleitsrecht auf den wichtigsten Straßen im nördlichen Thüringen —, die „Oberaufsicht in Jena", die „Landesregierung in Eisenach", der ein besondres Oberkonsistorium zugeordnet war, die „Jägerei", der neben dem Jagddienst auch die Verwaltung des Forstwesens zufiel, und die „Kriegskommission" mit besondern Ressorts der Kriegskanzlei, der Proviantbäckerei und der Marschkommission.

Das Militär setzte sich aus Garde du Corps, Husaren und Infanterie zusammen, es entsprach, was die Zahl der Soldaten anlangte, den Anforderungen der Reichsverfassung, war aber alles andre als kriegstüchtig und diente fast nur zu Polizeizwecken, zur gelegentlichen Erweiterung der Hofdienerschaft und zur Repräsentation. Die Soldaten lagen nicht in Kasernen, sondern in Privatquartieren bei Bürgern; zuweilen wurden sie auch in die Häuser säumiger Steuerzahler gelegt. Sie erfreuten sich übrigens des ausgedehntesten Urlaubs und beschäftigten sich als Tagelöhner oder als Handwerker.

*) Berlin, E. S. Mittler & Sohn, jeder Band geh. 3 Mark, geb. 3 Mark 50 Pfennige, alle drei Bände geb. 10 Mark.

Bekannt sind Goethes Klagen über die komplizierte Organisation und die unverhältnismäßig hohen Kosten der Verwaltung, die ein Land tragen mußte, das weniger volkreich war als heute die einzige Stadt Erfurt. Am stärksten wurden natürlich die Bauern und die Handwerker ausgesogen. Dieser Vorwurf trifft weniger das Fürstenhaus; der Mißstand war durch die historische Entwicklung des außerordentlich zerrissenen Gebiets hervorgerufen. „Gerade die Fürsten, sagt Bode, pflegten die Freisinnigsten und Neuerungsfreundlichsten zu sein; aber wo sie zugreifen wollten, faßten sie in einen Rattenkönig von alten Gesetzen, Rechten, Freiheiten, Privilegien, Observanzen, Kompetenzen, Inkumbenzen, Lehnsbriefen und Erbpflichten, von denen immer eins mit dem andern und alles wieder mit ihren eignen Fürstenrechten verwachsen war.“ Kein Wunder, daß hier der Weizen der Advokaten blühte; im Jahre 1776 gab es in Weimar-Jena ihrer 77, in Eisenach 38, es kam also 1 Advokat auf 790 Einwohner in Stadt und Land.

Jedes Fleckchen Land hatte seine eigne politische Geschichte und deshalb auch seine besondern Gesetze, Rechte und Obrigkeiten, die Zugehörigkeit mancher Gebiete zum Herzogtum war allerjüngsten Datums und deshalb rechtlich noch keineswegs geklärt. „Eisenach und Jena waren erst seit 1741 mit Weimar wiederum vereinigt; die Dörfer Fischbach, Wiesental und Urnshausen im Eisenacher Oberlande erwarb erst Herzogin Amalie endgiltig, indem sie den seit 1741 zwischen Weimar und dem Kloster Fulda geführten »Fischbacher Streit« durch einen sehr magern Vergleich beendete.“

Das alles waren die Schattenseiten der deutschen Kleinstaaterei. Daß ein solches Duodezfürstentum auch seine guten Seiten hatte, darf nicht geleugnet werden. Der Fürst konnte seinen Landeskindern gegenüber wirklich die Vorsehung spielen, er kannte nicht nur den Adel und die höhere Beamtenschaft seines Landes persönlich, sondern auch viele der niedern Beamten, der Bürger und der Bauern. Das Vertrauen seiner Untertanen sprach sich besonders in den unzähligen Bittschriften aus, mit denen man ihn, besonders wenn er sich auf Reisen befand, überschüttete. Schon deren Lektüre verlangte ein gewaltiges Maß von Zeit und Hingebung. Amalie sah sich genötigt, in einer Verordnung von 1764 zu tadeln: „daß viele an Uns eingereichte Bittschriften zur Ungebühr weitläufig abgefaßt und durch Einmischung vieler zur Sache nicht gehöriger Nebenumstände, besonders auch Uns unangenehmer und beinahe ekelhafter Schmeicheleien und Lobeserhebungen ungebührlich ausgedehnt werden.“ Dafür machte das Bestreben der Untertanen, sich in die Angelegenheiten der Regierung und der Politik einzumischen, den Landesherren noch keine Sorge, von der sogenannten „öffentlichen Meinung“, die bekanntlich alles besser versteht und ihre Wissenschaft aus den von heute auf morgen zusammengeschriebnen Leitartikeln der Tagespresse bezieht, konnte keine Rede sein, da es politische Zeitungen in unserm Sinne noch nicht gab. Die Wochenblättchen, die seit 1755 in Weimar und Eisenach erschienen, brachten zwar hie und da Nachrichten aus der großen Welt, verlegten sich jedoch noch nicht darauf, an den gemeldeten Ereignissen eine Kritik zu üben.

Eine Volksvertretung gab es allerdings damals auch schon in Weimar, aber die Bauern und die Arbeiter waren in dem kleinen Feudalstaate, wo nur die Freien und Herren mitregieren konnten, logischerweise von dieser Vertretung ausgeschlossen. Sie genossen die Wohltaten eines geordneten Staatswesens und der ihnen für ihre Person und ihren Besitz gewährleisteten Sicherheit, hatten jedoch sonst nur Pflichten und keine Rechte, während man heute die Theoretiker, besonders unsre weltfremden Katheder-sozialisten, immer nur von den Rechten, nie aber von den Pflichten der handarbeitenden Staatsbürger reden hört.

Der Landtag, der eigentlich aller fünf Jahre zusammentreten sollte, in Wirklichkeit aber so selten wie möglich einberufen wurde, bestand für das Fürstentum Weimar aus 1 Prälaten, 43 Rittergutsbesitzern und 9 städtischen Abgeordneten, für Jena aus 1 Prälaten, 18 Rittern und 4 Städten, für Eisenach aus 23 Rittern und 3 Städten. (Der „Prälat" ist die Akademie zu Jena.) Seine Tätigkeit beschränkte sich auf die Kritik der Regierungsmaßnahmen, besonders der Gesetzgebung, auf die Äußerung von Wünschen und auf die Bewilligung der Steuern. Die Stände verhandelten unter sich ohne besondern Aufwand von Beredsamkeit und verkehrten mit der Regierung auf schriftlichem Wege, was trotz der sorgfältig gewahrten devot-weitschweifigen Form und der recht häufigen grundsätzlichen Gegensätze merkwürdigerweise gewöhnlich nur zwei bis vier Wochen in Anspruch nahm. Die Tagung wurde mit einem feierlichen Aufzug im Schlosse, wobei der ganze Hof, die Beamtenschaft, das Militär und die Bedienten in Aktion traten, einer Predigt in der Schloßkirche, der feierlichen Eröffnungsrede einer Exzellenz vom Geheimen Konsilium im „Großen Saal" und einem Festmahl im „Schönen Saal" eingeleitet und später durch einen Festakt, den „Landtagsabschied", beschlossen. Die Verhandlungen wickelten sich nicht immer glatt ab; Regierung und Stände pochten auf ihre alten Rechte, und die Herzogin ließ es sich nicht nehmen, die Beschlüsse des Landtags gelegentlich zu „korrigieren". Kein Wunder, daß man nicht immer in Frieden schied, und daß der Minister bei der Schlußrede einen ermahnenden Ton anschlagen mußte, wie zum Beispiel bei der Tagung von 1763, wo er sagte: „Wenn getreue Stände und Untertanen gewahr werden, daß eine Landesherrschaft ihre Pflichten beobachte, so müssen sie sich solches zu einem desto stärkeren Triebe dienen lassen, ihren eignen Pflichten genug zu tun. Sie müssen die Größe der durch eine sanfte, weise und gerechte Regierung ihnen zufließenden Wohltat erkennen. Sie müssen vor ihre Obrigkeit beten. Sie müssen derselben die Regierungslast nicht noch mehr erschweren, sondern durch Vertrauen, Liebe, Treue und Gehorsam erleichtern." Bewiesen die Stände dagegen ein ausreichendes Maß von Entgegenkommen, wie zum Beispiel bei dem Eisenachischen Landtage desselben Jahres, so erhielten sie zum Schluß auch eine gute Note im Betragen: „Unsere verehrungswürdigste Regentin haben sowohl in der Proposition als in dem anjetzo auszuhändigenden Landtagsabschied Dero Sorge vor das Beste des Landes sowohl, als Ihro edelmütige Uneigennützigkeit überzeugend zutage geleget. Und denen getreuen

Ständen muß ich öffentlich nachrühmen, daß sie sich als rechtschaffene Patrioten erwiesen und die unumgängliche notwendige Landesbedürfnisse ohne Zurückhaltung gerne bewilliget."

Dieser Ton paßte vollkommen in eine Zeit, wo sich die Bevölkerung eines deutschen Kleinstaates noch als eine große Familie fühlte und in dem Landesherrn tatsächlich auch den Landesvater sah.

Die Fürstentümer Weimar und Eisenach waren wirtschaftlich durchaus nicht auf das „Ausland" angewiesen, sie produzierten alles, was sie brauchten, vielleicht mit Ausnahme einiger Luxusartikel, selbst. Handel und Wandel waren durch gesetzliche Vorschriften, Privilegien und Taxen geregelt, gesichert und bis zu einem gewissen Grade auch eingeschränkt; Grundsatz war, daß „Erzeuger und Verbraucher einander in die Augen sehn mußten". Am besten standen sich die Handwerker. Sie waren durch ihre Innungen vor unliebsamer Konkurrenz geschützt, sie arbeiteten nicht gerade mit Überstürzung, dafür aber mit Geschicklichkeit und Liebe und waren in ihrem Fache mehr oder weniger Künstler. Der Zwischenhandel galt noch als Wucher, „nur Ernte und Arbeitslohn galten als ehrliche und christliche Einnahmen". Wenn sich bei außerordentlichen Ereignissen die bestehenden Verordnungen als unzureichend erwiesen, griff die Landesherrschaft fürsorglich ein: so verbot Amalie bei schlechten Ernten die Verwendung von Korn zum Branntweinbrennen oder bei einer Fleischteuerung die Viehausfuhr. Den Judenzoll hob sie auf, beließ es jedoch bei der Bestimmung, daß die Juden für jeden Tag Aufenthalt im Lande einen Taler zu zahlen hatten.

Der Großgrundbesitz galt noch nicht als beliebig veräußer- oder teilbares Eigentum, sondern als Lehn. Der Erbe mußte den Lehnseid leisten und dabei gewisse Abgaben zahlen. Starb die Familie aus, oder machte sich der Lehnsträger eines gemeinen Verbrechens schuldig, so fiel das Gut an die Herrschaft zurück. Dafür waren die Gutsbesitzer auch hoffähig, regierten als „Stände" mit, „hatten im Theater einen besonderen Platz und konnten in Weimar mit vollem Geläut Schlitten fahren".

Viel schlimmer waren die Bauern daran, da sie für ihre Produkte an bestimmte Absatzgebiete und Preise gebunden waren und bedeutende Abgaben an Geld und Naturalien zu entrichten hatten. Am schwersten empfanden sie wohl ihre Verpflichtung zu Hand- und Spanndiensten. Doch schaffte Amalie hier Wandlung, indem sie die Fronen bei fürstlichen Bauten durch eine sehr mäßige Steuer ablöste und die Holzfuhren der „Küchenamts-Untertanen" in eine Geldabgabe verwandelte.

Die Häuser, sogar die in der Residenz, waren aus Holz und Lehm gebaut und mit Stroh oder Schindeln gedeckt. Ihr Wert war deshalb gering, die Feuersgefahr dafür um so größer. Die Herzogin suchte darauf hinzuwirken, daß ihre Untertanen zur Bedachung mit Ziegeln übergingen, für Neubauten ordnete sie solche durch eine Vorschrift von 1768 an; wer alte Häuser mit Ziegeln deckte, erhielt den fünften Teil der Kosten ersetzt. Die wichtigste Regierungshandlung

Amaliens ist die Einführung der Feuerversicherung, die sie in den Jahren 1763 bis 1772 trotz des Widerstandes der Stände und der Bevölkerung durchsetzte.

Über die öffentliche Sittlichkeit, soweit sie das Volk betraf, wurde mit drakonischer Strenge gewacht. Bei den Entgleisungen der Honoratioren drückte man dagegen ein Auge zu, und zwar aus dem Grunde, weil hier die wirtschaftlichen Folgen weniger schwerwiegend waren als bei den Unbemittelten, deren uneheliche Deszendenz in der Regel der Allgemeinheit zur Last fiel und das Landstreichertum vermehrte. Aus demselben Grunde erneuerte Amalie 1763 auch das Gesetz, das allen Männern unter vierundzwanzig Jahren das Heiraten verbot.

Es entsprach durchaus dem Geiste der Zeit, daß man mit immer neuen Verordnungen den Luxus bekämpfte, was in einem Lande ohne nennenswerte Industrie gewiß seine Berechtigung hatte. Hand in Hand damit gingen Amaliens Bemühungen um die öffentliche Gesundheitspflege und die Hebung des Entbindungswesens, Bestrebungen, bei denen sie freilich dank den Vorurteilen und dem Aberglauben ihrer Untertanen häufig genug auf Mißtrauen und Widerstand stieß.

Von ganz besondrer Bedeutung waren in dem Lande, dem die Rolle zufallen sollte, die erste Pflegestätte geistiger Freiheit zu werden, die Stellung und die Macht der Kirche. Sie war ein wesentlicher Teil des Staates, die Erhaltung des strengsten Luthertums war die vornehmste Pflicht der Landesherrschaft. In jedem Ereignis erkannte man den Finger Gottes; mit einer an den Gewissenszwang des Katholizismus gemahnenden Machtfülle machte die Kirche ihren Einfluß bis in das Privatleben des Einzelnen hinein geltend. Die Kirchenbuße wurde der ihr zugrunde liegenden vernünftigen Idee entfremdet und zu einer entehrenden Strafe gemacht, von der sich — und das war das Bedenklichste! — Vermögende mit Geld loskaufen konnten.

Die Volksschule lag, besonders auf dem Lande, wie damals überall im argen. Die Lehrer, als Glöckner und Küster den Pfarrern untergeben, mußten ein Handwerk oder Ackerbau treiben. Sie hatten täglich vier Stunden zu unterrichten, sollten aber auch „die Kirchhöfe mit allem Fleiß verwahren und acht haben, daß dieselben nicht etwa von den Schweinen zerwühlet und die Gräber von den Hunden aufgescharret werden". Die meisten waren wohl alte Soldaten, Bediente oder verkommne Handwerker. Für die wenigen besser gestellten diente das Gymnasium zu Weimar als Seminar. Es war überhaupt eine seltsame Mischung verschiedner Bildungsanstalten. Im Jahre 1766, als Professor Musäus, der Märchendichter, als „Schulkollege" daran wirkte, zählte es in sechs Klassen etwa vierhundert Schüler, darunter viele vom Lande, die bei „christlichen, ehrlichen Leuten" untergebracht waren. Über Schulordnung und Lehrplan berichtet Bode mancherlei Interessantes. Ergötzlich ist, daß zu den vielen Dingen, die den Schülern verboten waren, auch das Schießen auf der Gasse, das „Auslaufen auf die Dörfer", das Tabakrauchen und das Baden in der Ilm gehörten. „Kein Schüler soll sich gelüsten lassen, sich mit Weibspersonen einzulassen und ihnen die Ehe zu versprechen."

Die Beſprechung der Akademie zu Jena greift ſchon mehr in das wiſſenſchaftlich-literariſche Gebiet hinüber und braucht uns deshalb hier nicht zu beſchäftigen. Auch gehörte dieſe Anſtalt ja nur zum Teil zu Weimar, da ſie von vier erneſtiniſchen Fürſten unterhalten wurde. Aber auch hier verrät die Überfülle der Gebote und Verbote, wie ſchwer es den nutritores wurde, mit der zum Teil recht leichtſinnigen und gewalttätigen Jugend fertig zu werden und den Geiſt einer neuen Zeit, der ſich zunächſt in rohen und abſtoßenden Formen geltend zu machen begann, im Zaume zu halten. Julius K. Haarhaus

Die Kulturgrundlagen der ruſſiſchen und der japaniſchen Literatur

Von K. Dieterich

Iſt man ſich darüber einig, daß der ruſſiſch-japaniſche Krieg und ſein Ausgang nichts Geringeres bedeutet als einen Sieg des öſtlichen Aſiens über das öſtliche Europa, ſo wird es lehrreich ſein, zu unterſuchen, wie ſich das geiſtig-ſeeliſche Leben beider Völker zueinander verhält, und ob dieſes ſchon die Anſätze zu den Ergebniſſen erkennen läßt, die die Kulturüberlegenheit der Japaner gegenüber den Ruſſen offenbart haben. Eine Gegenüberſtellung der ruſſiſchen und der japaniſchen literariſchen Kultur und ihrer Grundlagen wird zur Löſung dieſer Frage vielleicht einiges beitragen. Eine willkommne Gelegenheit zu einer ſolchen Gegenüberſtellung bieten uns die beiden neueſten Darſtellungen der ruſſiſchen und der japaniſchen Literatur, die in dem großen und muſtergiltigen Sammelwerk der „Literaturen des Oſtens“ in Amelangs Verlag erſchienen ſind, bearbeitet von zwei ſo bedeutenden Fachmännern wie Al. Brückner in Berlin und K. Florenz in Tokio. Durch Heraushebung zweier charakteriſtiſcher Literaturen des europäiſchen und des aſiatiſchen Oſtens ſoll dem Leſer zugleich eine Probe des dankenswerten Unternehmens vorgeführt werden.

In den Grundlagen der Kulturen Rußlands und Japans beobachten wir zunächſt einige hervorſtechende Übereinſtimmungen. Beide ruhen auf einer ältern, höhern Kultur, die ihrerſeits durch ihre Abkömmlinge überholt, ja überwunden worden iſt: iſt die ruſſiſche Kultur ein Kind der byzantiniſchen, ſo die japaniſche ein Kind der chineſiſchen Kultur. China und Byzanz pflegt man ja gern zuſammenzuſtellen als Inbegriffe aller geiſtigen Stabilität und Sterilität. Wie hätten ſie aber dann ſo kulturzeugend wirken können? Dieſe Frage zu beantworten, iſt hier nicht unſre Aufgabe; wer ſich darüber unterrichten will,

findet dazu Gelegenheit in den Bänden unſrer Serie, die die chineſiſche und die byzantiniſche Literatur behandeln. Uns muß hier die feſtſtehende Tatſache genügen, daß, wie Rußland die byzantiniſche, ſo Japan die chineſiſche Kultur ererbt und weitergeführt hat, in ſprachlicher, kirchlicher und geiſtiger Hinſicht.

Wie die ältere ruſſiſche Literatur lange unter dem von Byzanz überkommnen Dualismus zwiſchen literariſcher und geſprochner Sprache litt (ſiehe Brückner S. 45f.), ſo auch Japan unter dem von der chineſiſchen Kultur herrührenden (ſiehe Florenz S. 257).

Und wie ſich Rußland zu dem Chriſtentum der griechiſch-orientaliſchen Kirche bekehrte, ſo Japan zum chineſiſchen Konfuzianismus, daneben freilich auch zum indiſchen Buddhismus.

Wie endlich die altruſſiſche Literatur größtenteils eine Kopie der byzantiniſchen war (ſ. Brückner S. 15f.), ſo wurde die japaniſche jahrhundertelang von der chineſiſchen geſpeiſt (ſ. Florenz, Index unter „Chineſiſch“).

Auch im politiſchen Leben wäre die Parallele weiterzuführen, wenn — Rußland von einer Schickung verſchont geblieben wäre, die auch Japan zu derſelben Zeit (im dreizehnten Jahrhundert) gedroht hatte, die es aber glücklich abwandte, von dem Mongoleneinfall. Dieſer brachte in die ruſſiſche Kultur einen Riß, der noch viel verhängnisvoller gewirkt hat als für uns der Dreißigjährige Krieg und an deſſen Folgen Rußland bis heute krankt. Das alte Rußland mit ſeinem politiſchen und Kulturmittelpunkt Kiew enthielt alle Keime zu einem freiheitlichen Staatsweſen, und erſt nach deſſen Zerſtörung durch die Mongolen und der Verlegung des Schwerpunktes nach Norden kam der im Moskowitertum verkörperte tatariſch-mongoliſche Deſpotismus und griechiſch-orientaliſche Cäſaropapismus auf, unter dem Rußland bis jetzt gelitten hat (vgl. Brückner S. 24) und auch geiſtig zurückkam.

Von dieſem Deſpotismus iſt Japan dank ſeiner inſularen Lage verſchont geblieben; ſein Staat und ſeine Kultur konnte ſich in gerader Linie fortentwickeln, und das Geſunde dieſer Entwicklung liegt vor allem darin, daß Japan im weſentlichen ein Feudalſtaat blieb bis in die jüngſte Zeit (1868), indem ſich ſchon in früher Zeit durch das Vorherrſchen einer ſtarken Kriegerkaſte eine Art Hausmeiertum bildete (Shōgunat), das die kaiſerliche Gewalt immer in Schranken hielt. Dieſes Syſtem wurde am dauerndſten begründet durch den Militärgouverneur Yoritomo (1186). „Von Kamakura aus, das er ſich in Oſtjapan, fernab von der Hauptſtadt Kyōto, zum Sitz erkoren hatte, regierte er die ſechsundſechzig Provinzen des Landes durch von ihm ſelbſt ernannte Beamte, und dem Kaiſer blieb, wie einſt den letzten fränkiſchen Königen, nur der äußere Schein der Macht. Faſt ſiebenhundert Jahre hat ſich das von Yoritomo begründete Syſtem gehalten, dem Kaiſer in Kyōto als dem ſcheinbaren Inhaber und Spender aller Macht und Ehren theoretiſch die höchſte Ehrfurcht zu bezeigen, ihm dabei aber nicht ein Atom von Einfluß auf die Regierungsgeſchäfte zu erlauben.“ (Florenz S. 255.) Es iſt bezeichnend, daß die verſchiednen

Perioden der japanischen Geschichte nicht nach den Kaiserdynastien, sondern vielmehr nach diesen Shôgunaten benannt werden. Daß diese sich nicht zu fest einnisteten, dafür sorgten schon die zahlreichen kleinen Feudalfürsten, von deren Bezwingung oder Nichtbezwingung oft ihr Schicksal abhing. Das letzte und längste Shôgunat war das der Tokugawa (1601 bis 1868), dessen Stammherr Jeyshu „eine kluge, weitsichtige, feste, aber das Volkswohl befördernde Politik" einleitete, die auf Jahrhunderte in Geltung blieb.

Vergleichen wir nun, wie sich hiernach das Kulturbild ausnimmt, das uns Rußland und Japan im sechzehnten Jahrhundert bieten.

Die Nationalisierung und Sozialisierung der Sprache hatten sich in Japan schon im dreizehnten Jahrhundert vollzogen (die ältesten Denkmäler der japanischen Literatur stammen aus dem Anfang des achten Jahrhunderts), also zu einer Zeit, wo in Rußland zwar noch der kleinrussische (Kiewer) Dialekt in Blüte stand, aber durch die Verschiebung nach Norden bald ganz zurückgedrängt wurde, um dann der tyrannischen Macht des Kirchenslawischen zu weichen, das jede volkstümliche Regung bis in die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts erstickte und auch jede freiere Entfaltung der Literatur unterband. „Das Wesen der Schriftstellerei erkannte man in dem »schlauen Verflechten« der Worte, hinter denen sich der Verfasser selbst nichts Rechtes mehr gedacht hat" (Brückner S. 18). Als 1683 der Psalter ins Großrussische übersetzt wurde, verbot der Patriarch die Drucklegung. Die Buchdruckerei lag ja noch das ganze siebzehnte Jahrhundert hindurch in den Händen der Geistlichkeit.

Demgegenüber finden wir in Japan schon im dreizehnten Jahrhundert die organische Mischung zwischen Chinesisch und Japanisch in dem Grade vollzogen, als neues Blut aus andern Kreisen der Bevölkerung (als den höfischen) in die Schriftstellerzunft drang. „Die Schlachtenepen sind bereits in der Sprache geschrieben . . ., die in vielerlei Abstufungen . . . das Ausdrucksmittel der spätmittelalterlichen und modernen Literatur und weiterhin die moderne Umgangssprache geworden ist." (Florenz S. 258.)

Man sieht also schon hieran: organische Entwicklung in Japan, unorganische in Rußland. Welcher Unterschied zwischen dem Moskau und dem Yedo des sechzehnten Jahrhunderts! Dort war alles geistige Leben unter dem dumpfen Druck der Geistlichkeit erlahmt, hier herrschte unter dem Shôgun Jeyashu ein völlig demokratisches Bildungssystem. „Überall erwachte die schlummernde Energie und trat eine vordem nie erlebte Rührigkeit aller Schichten des Volkes vom Fürsten bis zum gemeinen Manne zutage." (Florenz S. 417.) Gab es in Moskau nur eine einzige Druckerpresse auf dem Hofe des Patriarchats (Brückner S. 40), so wurden in Yedo die wichtigsten Bücher durch Druck mit beweglichen Typen vervielfältigt, sowohl in der offiziellen wie in zahlreichen Privatdruckereien (Florenz S. 418), die das Lesebedürfnis der mittlern und der untern Volksklassen befriedigten, was in Rußland noch heute ein frommer Wunsch ist. Und lag hier die literarische Produktion im sechzehnten Jahr-

hundert noch völlig im argen, so war sie in Japan schon bis ins Volk gedrungen: „das Volk begann für das Volk zu schreiben".

Faßt man diese grundlegenden Unterschiede fest ins Auge, so wird man sich von hier aus schon einen Begriff von dem Charakter der russischen und der japanischen Literatur machen können, in ihrem allgemeinen psychischen Habitus wie in den einzelnen Gattungen.

Die russische Literatur nimmt sich neben der japanischen aus wie die Ilias neben der Odyssee. Dort ist alles von Kampfesstimmung erfüllt und von Kampfeswogen, von Ruhelosigkeit und Unstetigkeit; es ist der Kampf eines Volkes, das noch kein festes Kultur- und Lebensideal gefunden hat, dessen geistiges Leben in keinem festen Punkte ruht, das wie eine Magnetnadel bald zu dem einen, bald zu dem andern Pol zittert, bald gegen Rußland, bald gegen Europa kämpft, das seine Vergangenheit verleugnen möchte und doch von ihr nicht los kann und so in einen Zwiespalt mit sich selbst gerät.

Hier aber herrscht eine friedliche, genußfrohe, mit sich selbst zufriedne, mehr beschauliche als tatenlustige Stimmung; die Stimmung eines Volkes, das sich in einem selbstgebauten Hause wohl fühlt und keine Neigung empfindet, dieses Haus zu zerstören, aber auch keine, sich in diesem Hause ein- und abzuschließen: eines Volkes, das die Harmonie des Daseins zu schätzen weiß, das auch in dem freiwilligen Umbildungsprozeß, dem es sich unterzogen hat, keine Kulturdissonanzen aufkommen läßt, das vielmehr, in seiner eignen alten Kultur fest ruhend, nun die fremde zu sich heranzieht und sich assimiliert.

Diesen Unterschied bemerkt man schon in dem Versuch, die Entwicklung beider Literaturen zu gruppieren: die neunzehn Kapitel, in die Brückner die russische Literatur zu bringen suchte, lassen sich schwer unter größere, gemeinsame Gedanken zusammenfassen; die russische Literatur löst sich in Persönlichkeiten auf, von denen jede ihren eignen Weg geht; Puschkin, Gogol, Tolstoj, Dostojewskij bilden bei ihm eigne Kapitel.

Ganz anders in der japanischen Literatur: diese bildet eine große, ungebrochne Entwicklungslinie von der ältesten Zeit (bis 792) über das Mittelalter (792 bis 1601) zu der neuern Zeit (1601 bis 1868). Nur die neueste Zeit, die des europäischen Einflusses, bezeichnet einen gewissen Bruch mit der Tradition, ohne aber darum, soweit aus der etwas zu knappen Darstellung auf fünfzehn Seiten erkennbar ist, in eine Feindschaft gegen die eigne Vergangenheit umzuschlagen. Der friedliche Übergang scheint auch hier gewahrt worden zu sein, wenn es auch an kleinern Konflikten und Spannungen nicht fehlen kann.

Freilich wird man sagen, daß sich wahre Größe erst unter widerwärtigen Verhältnissen entfaltet. Soweit man darunter Seelengröße versteht, hat die russische Literatur diesen Beweis geliefert, rein ästhetisch wird man auch an ihren bedeutendsten Werken vieles auszusetzen haben. Die japanische Literatur als ein Kind des Glückes und des Friedens kann freilich nicht an innerer Gewalt mit der russischen wetteifern; sie zeigt vielmehr nur zu oft die Züge

des Epikuräers, der einen leichten Lebens- und derben Sinnengenuß liebt, dazu einen burſchikoſen, hausbacknen Humor und eine beſchaulich-ſentimentale Freude an der Natur. Die japaniſche Phantaſie erſchöpft ſich alſo weſentlich in der Darſtellung der bunten Erſcheinungswelt, ſie iſt vorwiegend objektiv gerichtet, ſteht alſo hierin im Gegenſatz zu der ſubjektiven, nach innen gewandten, darum weniger künſtleriſchen, aber um ſo mehr philoſophiſch-ſkeptiſchen ruſſiſchen Literatur. Dekadenten hat die japaniſche Literatur bisher nicht aufzuweiſen, und wenn ſie vielfach ſchlüpfrig iſt, ſo liegt darin mehr der Ausdruck einer naiven Naturfreude als einer moraliſchen Morbidität.

Was alſo die japaniſche Literatur im Gegenſatz zur ruſſiſchen kennzeichnet, iſt eine frühe und ſtarke Neigung zur Lyrik, eine Vorliebe für die humoriſtiſch-realiſtiſche Erzählung und eine beſonders hohe Entwicklung des Dramas.

„Zeiten und Menſchen waren der Entwicklung einer lebensvollen, ja nur lebensfähigen Lyrik nicht günſtig geweſen. Bei dem Betonen des ſozialen Zweckes der Literatur, wie es ſeit und durch Bjelinskij Mode wurde, mußte ſubjektive Kunſt zurücktreten.“ (Brückner S. 467.) Demgegenüber iſt die japaniſche Literatur mit Lyrik geſättigt, und zwar mit einer Lyrik, die uns zeigt, „daß ſchon die älteſten Japaner ein lebensluſtiges, geſangesfreudiges, ſelbſtbewußtes und kriegeriſches Volk waren, von dem wir ſehr wohl begreifen, daß es zwar ſpäter die Lehren des weltflüchtigen Buddhismus übernehmen konnte, ſich aber dadurch nicht dauernd um ſeine Tatkraft bringen ließ“ (Florenz S. 12). Die für die ſpätere Lyrik ſo charakteriſtiſche Liebe zu ſinniger Naturbeobachtung, „das ewige Schwärmen und Tändeln mit Blumen und Blüten, Vögeln, Inſekten, Wind und Mond“, das Beſingen von Aſtern, Pflaumen- und Kirſchblüten findet ſich erſt ſeit dem achten Jahrhundert und beruht auf chineſiſchem Einfluſſe, den ſie „mit merkwürdiger Beweglichkeit und Anpaſſungsfähigkeit“ auf ſich wirken ließen, ſodaß die ihnen urſprünglich fremde Gedanken- und Gefühlswelt bald „ein weſentliches Element ihrer eignen Seele bildet“. Die Japaner haben denn auch bei ihrer Neigung für die Kleinkunſt dieſes maleriſche Element in den beliebten Kurzgedichten zu hoher Virtuoſität entwickelt. Ich ſetze einige Proben her.

Siebentes und achtes Jahrhundert

Ach, wie könnt' ich allein
Schlafen die lange, lange Nacht,
Lang wie der wallende
Schweif der Kupferfaſanen
Auf dem breitfüßigen Berge.

Dem Liebſten mein
Gedacht' ich ſie zu zeigen,
Die Pflaumenblüten.
Nun ſchneit's — und ich vermag nicht
Blüten und Schnee zu ſcheiden.

Zehntes Jahrhundert

O wie ſo heiter
Das Mondlicht iſt, das zwiſchen
Den Wolken durchſcheint,
Die ſich im Wehn des Herbſtwinds
Am Firmament ausbreiten!

's iſt Abend, meine
Grobe Hütte aus Schilfrohr
Umweht der Herbſtwind,
Und aus dem nahen Felde
Rauſchen die Reishalmblätter.

Zwölftes Jahrhundert

Der ganze Himmelsraum
Iſt wie von Nebelduft erfüllt,
Vom Duft der Pflaumenblütenpracht.
Drum will der Wolkenſchleier
Nimmer weichen
Vom Mond der Frühlingsnacht.

Hoch über dem Gebirge
Ziehn ſchreiend wilde Gänſe
Und tragen auf dem Fittich
Die Wolken, die der Herbſtwind
Mit ſeinem Hauche kräuſelt.

Sechzehntes bis achtzehntes Jahrhundert (Epigramme)

Hört' ich ſein Schreien nicht? —
Fürwahr, ich hielt den Reiher
Für einen Streifen Schnee.

Es ſcheint, als wär' er
Ein ſtarrer Klumpen Kälte,
Der nächtliche Mond.

Die Aſtern blühen —
Kommt, Schmetterlinge,
Spielet auf
Buntblumiger Palette!

Die abgefallne Blüte, dacht' ich,
Kehrt wieder zurück zum Zweige —
Doch war's ein Schmetterling!

Ein ſtiller, öder Teich —
Da plötzlich rauſcht's im Waſſer:
Es ſprang ein Froſch hinein.

Beim Niederflattern,
Wie leicht muß ihr zumut ſein,
Der Blume des Mohns!

Die Hauptſtärke der ruſſiſchen Erzählungskunſt bildet die realiſtiſche und die ſatiriſche Erzählung, die der japaniſchen die hiſtoriſche und die humoriſtiſche. Darin ſpiegelt ſich wider die verſchiedne Stellung beider Völker in politiſcher, kultureller und pſychologiſcher Hinſicht. Der ruſſiſche Erzähler ſtellt ſich außerhalb der Geſellſchaft, die er ſchildert, der japaniſche ſtellt ſich mitten in ſie hinein. Jener hat immer irgendeine Tendenz, eine ſoziale, moraliſche oder der Kultur, dieſer will nur durch die Schilderung wirken, erheiternd und unterhaltend; nur ſelten wird er lehrhaft, myſtiſch überhaupt nicht. Es iſt übrigens eine höchſt auffallende Tatſache: während die hervorragendſten ruſſiſchen Romandichter wie Gogol und Tolſtoj im ſpätern Alter einem ungeſunden Moralismus und Myſtizismus, ja Asketismus verfallen (ſ. Brückner S. 248 und 357f.), finden wir bei den buddhiſtiſchen Japanern eine ſolche Neigung nicht, ſie ſind vielmehr in viel höherm Grade „Kinder der Welt", als man von Orientalen erwarten ſollte. Wir greifen zur Charakteriſtik je einen Hauptvertreter der hiſtoriſch-romantiſchen, der komiſchen und der realiſtiſchen Richtung heraus, und zwar für die erſte Bakin (1767 bis 1848), für die zweite Ikku (1765 bis 1831) und für die dritte Shunſui (1789 bis 1842).

Bakin, deſſen Popularität bis in die achtziger Jahre vorhielt, wirkte weniger durch künſtleriſche und pſychologiſche als durch techniſche und ſentimentale Effekte und lyriſche Anwandlungen. Er hat ſich durchaus dem herrſchenden Durchſchnittsgeſchmack angepaßt; ſeine Helden ſind konfuzianiſche Idealmenſchen, die mit moraliſchem Pathos auftreten und tugendhaft handeln. In ſeinen Romanen wimmelt es von phantaſtiſchen Ereigniſſen, die geſtrüppartig durcheinander wuchern; es ſind nach unſerm Begriff mehr Märchen als Erzählungen und weit ausgeſponnen — ſein beliebteſter Roman umfaßt 106 Bände —,

sodaß er sich oft selbst nicht mehr zurechtfand. Als sein bestes Werk gilt die „wunderbare Geschichte vom Bogenspannmond“ (Florenz S. 532).

Höher als der Moralist Bakin steht der genial-leichtsinnige Humorist Ikku. Sein Reiseroman „Auf Schusters Rappen“ (Florenz S. 557 ff.), der in der Erfindung einigermaßen an Chaucers „Canterbury-Geschichten“ erinnert, zum Teil auch in der naiven Derbheit der Schilderungen, erfreut sich der größten Beliebtheit und verdient sie auch vollauf schon durch die Zeichnung der beiden Hauptgestalten Yaji und Kida, „die gelungensten Gestalten, welche bisher ein japanischer Dichter dargestellt hat; lebensvolle Individuen, deren Bekanntschaft man so leicht nicht wieder vergißt, und welche in der komischen Literatur für das japanische Volkstum eine ähnliche Rolle spielen wie Sancho Pansa, Falstaff, Tartarin und Onkel Bräsig für die westlichen Völker“.

Die realistische Erzählungskunst ist fast ganz erotisch, und zwar im niedrigsten Sinne; ihre bedeutendsten Vertreter, Saikwaku im siebzehnten und Shunsui im neunzehnten Jahrhundert, zeichnen nur Wüstlinge und Lustdirnen. „Die bürgerliche Gesellschaft war eben sittlich so tief verkommen, daß eine realistische Darstellung des Lebens von der anständigen Seite überhaupt nicht mehr denkbar erschien.“ Auffallend ist, daß sich auch in der neuesten Zeit des europäischen Einflusses (seit 1889) eine naturalistische Reaktion im Geiste Saikwakus vollzieht (Florenz S. 615), nachdem schon der modern-europäische Realismus manche schöne Probe seines Wirkens geliefert hatte.

Man sieht jedenfalls: ethische und künstlerische Tendenz stehn bei den Japanern in umgekehrtem Verhältnis zueinander wie bei den Russen.

Wie ist es nun im Drama? Hier gilt, was seine Pflege betrifft, dasselbe wie für die Lyrik: wie diese ist es in Rußland nur schwach, in Japan sehr stark ausgebildet. Die Gründe für das eine wie für das andre mag man bei Brückner (S. 466) und Florenz (S. 370 f.) nachlesen. Jedenfalls beweist der Unterschied wieder den mehr volkstümlichen und historischen Ursprung der japanischen Literatur. Das Drama hat sich in Japan ganz ähnlich entwickelt wie in Griechenland (s. Florenz S. 372 f.), liegt jedoch wie die Lyrik mit seinen Wurzeln in China; es hat im Gegensatz zur Erzählung einen ernsten Charakter, sodaß ein komisches Drama bis heute nicht aufkommen konnte. Wohl aber hat sich, wie bei den Griechen das Satyrspiel oder bei den ältern Italienern „Intermezzo“, ein scherzhaftes Zwischenspiel entwickelt, das sich später zur Komödie oder besser zum Schwank auswuchs. War auch dieses ältere Drama aus dem Mittelstande hervorgegangen, so nahm doch das Bürgertum erst einen stärkern Anteil daran im achtzehnten Jahrhundert, wo es seine höchste Blüte erreichte, indem es seine Hauptnahrung aus dem Puppenspiel und der Pantomime zog und mit musikalischer Begleitung verbunden war. Der bedeutendste und fruchtbarste Bühnendichter war Chikamatsu (siebzehntes und achtzehntes Jahrhundert; s. Florenz S. 587 bis 600); seine Bedeutung liegt weniger in seinen historischen als in seinen bürgerlichen Schauspielen — wieder eine wichtige

ſoziale Tatſache —, und zwar iſt er hierin ein Pendant zu Saikwaku, nur daß der Dramatiker künſtleriſch und pſychologiſch höher ſteht als der Novelliſt. Für Japan hat er jedenfalls dieſelbe Bedeutung wie Shakeſpeare für England. Sein beliebteſtes Stück iſt noch jetzt „Die Kämpfe des Reichsvaters“, eines berüchtigten Piraten, der die Holländer aus Formoſa vertrieb. Dieſes Stück verdankt ſeinen Erfolg vor allem der Verherrlichung der japaniſchen Tapferkeit und Vaterlandsliebe. Neuerdings bereitet ſich eine große Reformbewegung in der dramatiſchen Dichtung wie in der Schauſpielkunſt vor (ſ. Florenz S. 617 ff.).

Manchen wird vielleicht die vorſtehende flüchtige Überſicht enttäuſcht haben, und vor allem wird ihm die Vergleichung mit der ruſſiſchen Literatur bedenklich vorkommen. Die japaniſche Literatur, ſo wird man ſagen, iſt ja noch gar nicht in die Reihe der Weltliteraturen eingetreten, während die ruſſiſche ſchon längſt ihren Platz darin einnimmt. Es kam uns auch nicht auf die literariſch-äſthetiſche, ſondern auf die kulturpſychologiſche und ſoziale Seite an, und da muß man ſagen: wenn ein Volk, das bis vor kurzem nicht aus ſeiner Kulturſphäre herausgetreten iſt und auch keine nennenswerte Volkspoeſie beſitzt, eine ſo reiche Kunſtliteratur erzeugt hat, und zwar durch glückliche Anpaſſung an die chineſiſche Literatur, ſo muß das für die Zukunft die beſten Hoffnungen erwecken, zumal wenn man bedenkt, daß ſich die ruſſiſche Literatur trotz ihrer ſo reichen Volkspoeſie erſt entfalten konnte, als ſie in Berührung mit dem kulturfremden europäiſchen Geiſte trat. Gerade die frühe Individualiſierung iſt es, die man bei aller Macht der Überlieferung an der japaniſchen Literatur bewundern muß, die geiſtige Regſamkeit, die alle Stände auszeichnet und ein lebendiges Zuſammenſpiel der Kräfte ermöglicht, im Gegenſatz zu den vielen hemmenden Elementen in der ruſſiſchen Kultur. Dieſe alte Individualiſierung aber bietet die beſte Gewähr dafür, daß ſich auch die jetzt ſich vollziehende Literaturreform, wie alle übrigen Reformen, weniger gewaltſam, aber um ſo durchgreifender geſtalten werden als die des petriniſchen Rußland.

Studienfahrten in der römiſchen Campagna

Von H. Bachmann in Aachen

Es war meine dritte Reiſe, die ich im Frühjahr 1907 nach Rom unternahm. Schon bei den erſten beiden Fahrten reifte in mir der Entſchluß, die römiſche Campagna, jenes eigenartige Gebiet außerhalb der Mauern Roms, eingehend kennen zu lernen. Sowohl die gewaltigen hiſtoriſchen Ereigniſſe, die ſich hier abſpielen, als auch die eigentümlichen wirtſchaftlichen Verhältniſſe und ebenſo die Reformmaßnahmen der italieniſchen Regierung, die ſich auf das Gebiet beziehen,

regen zum Studium an. Weitgehende Empfehlungen ermöglichten es mir, die eigenartigen Verhältnisse des Gebiets kennen zu lernen.

Unmittelbar hinter den Mauern der Stadt Rom beginnt das ehemalige Suborbio, ein 7530 Hektar großer Gürtel, bedeckt mit Weinbergen, Gärten und Parkanlagen, zwischen denen einzelne Gehöfte, Osterien, Villen und Kirchen hervortreten. Ganz unmerklich geht nun dieses Gebiet in die eigentliche römische Campagna über. Im Norden und Osten von einem schützenden Wall freundlicher Gebirge, nach Süden und Westen vom Meere umgeben, bildet sie eine fast unbewohnte, wellige Grasfläche mit größern und kleinern Plateaus. Bogen antiker Wasserleitungen ziehn vom Gebirge her; auf dem langen Rücken der Via Appia erkennt man die Trümmer ehemaliger Grabdenkmäler; in den Niederungen breiten sich Wassertümpel und Rohrpflanzen aus; einzelne Pinien und hohe Eukalyptusbäume wechseln mit kleinen Gehölzen von Steineichen, Akazien u. a. ab; zerstreut treten größere Gehöfte, Strohhütten und Strohfeime hervor; wenige Herden langwolliger Schafe oder silbergrauer, langgehörnter Rinder, von berittenen Hirten bewacht, beleben diese menschenleere, öde und doch ausdrucksvolle Landschaft. Es ist ein seltsames Bild von melancholischer Größe, das wir um die ehemalige Weltstadt erblicken!

Das gesamte Gebiet hat einen Umfang von mehr als 204300 Hektar. Davon wird der größte Teil, und zwar etwa neun Zehntel, als Weide und Wiese genutzt, während sich nur ein geringer Teil, etwa ein Zehntel, unter dem Pfluge befindet. Die bewaldete Fläche beträgt beinahe 20 Prozent der Gesamtfläche. Der größte Teil des Waldes besteht aber aus wirrem Gestrüpp der Macchien und nur zum Teil aus landschaftlich zwar schönen, aber wirtschaftlich wertlosen Wäldern von immergrünen Eichen und Pinien. Solche bedecken die Küste von der Mündung des Tibers bis zur Bucht von Antium. Südlich von Castel Fusano beginnt das Gestrüpp der Macchien, das von langgestreckten Sandhügeln unterbrochen wird, in denen die Ruinen der römischen Villen vergraben liegen.

In das Gebiet teilen sich nicht viel mehr als zweihundert Eigentümer. Selbst nach der Säkularisation der Kirchengüter im Jahre 1873 versäumte man eine dem Staate zugefallne Fläche von 47000 Hektar zur Gründung von Bauerngütern zu benutzen, statt dessen verkaufte man die Güter an wenige Großgrundbesitzer. Acht Eigentümer besitzen über die Hälfte des Areals. Fast die Hälfte umfaßt Güter von 1000 bis 7400 Hektar, das Haus Ferri besitzt sogar 15000 Hektar, etwa 7 Prozent der ganzen Campagna. Von dem Grundbesitze sind heute 8 Prozent im Besitz der Toten Hand, 92 Prozent sind freies Eigentum. Davon besitzen adliche Grundherren 51 Prozent und bürgerliche 41 Prozent. Der adliche Besitz befindet sich größtenteils in den Händen päpstlichen Nepotenadels. Jedes dieser Geschlechter hat einen oder mehrere ihrer Angehörigen auf dem Stuhl Petri gehabt, daher verdanken sie ihre Besitzungen ihrer päpstlichen Verwandtschaft. Die andre Klasse der Campagnaeigentümer ist größtenteils aus dem Pächterstande hervorgegangen.

Die charakteristische Eigentümlichkeit unsers Gebiets ist die Latifundienwirtschaft und die nomadisierende Schafweidewirtschaft zum Teil in Verbindung mit einem extensiven Ackerbau. Diese Wirtschaftsweise kann als Prototyp eines großen Teils der Landwirtschaft des südlichen Italiens angesehen werden. Kennen wir die Landwirtschaft der römischen Campagna, so kennen wir damit zugleich einen großen Teil der landwirtschaftlichen und sozialen Verhältnisse des übrigen Italiens überhaupt. Man hat zwar im Auslande die Landwirtschaft dieses Landes als eine Teilbauwirtschaft betrachtet. Und doch dominiert der Teilbau nur in Toskana, in der Romagna, in Umbrien und im Norden Mittelitaliens in der Hauptsache, während das Latifundium in Süditalien und in Sizilien, wenn auch nicht ausschließlich, so doch größtenteils verbreitet ist. Nur an der Küste und in einzelnen Talgebieten ist die Kleinwirtschaft in Verbindung mit der Baumkultur vertreten. Es ist einleuchtend, daß die Anhäufung des Grund und Bodens in wenigen Händen ein Hemmschuh für die wirtschaftliche Entwicklung des Landes sein muß. Rückwirkend beeinflußt dieser Zustand aber auch ganz besonders die ganze ökonomische Entwicklung des Landes, da Italien ein ackerbautreibendes Land ist und auch infolge seiner natürlichen Beschaffenheit ein solches bleiben wird. Aber auch bei der jetzigen Besitzverteilung würde die Landwirtschaft ihre Aufgabe weit besser erfüllen, wenn sich der Grundbesitz nicht in den Händen des hohen Adels befände. Der römische Edelmann ist meist kein ausübender Landwirt. Es fehlt ihm jede Lust am Landleben. Er verpachtet seine Güter in der Regel nur an einen Pächter, um möglichst wenig Unangenehmes zu haben. Erfreulicherweise hat sich aber in neuerer Zeit in der Bewirtschaftung der Güter, wie überhaupt in landwirtschaftlicher Beziehung, ein Wandel wohltuend bemerkbar gemacht. Es gibt auch jetzt größere Grundherren in Italien, die sich die Bewirtschaftung ihrer Güter sehr angelegen sein lassen und mustergiltig wirtschaften. Der wirtschaftliche Zustand der römischen Campagna ist jedoch heute im wesentlichen derselbe, wie er sich im vierzehnten Jahrhundert entwickelt hat. In den letzten Jahren sind zwar Landwirtschaftsbetriebe eingerichtet worden, die das Ackerland unter dem Pfluge intensiv bewirtschaften, doch ist ihre Zahl so gering, daß der Gesamtcharakter der Landwirtschaft der römischen Campagna dadurch nicht beeinflußt wird.

Historisch interessant ist nun, daß das Gebiet im kaiserlichen Rom ein völlig andres Bild zeigte. Wie bekannt, nahm Reichtum und Wohlstand im alten Rom ins Ungemessene zu, weshalb auch die Nachfrage nach verfeinerten Nahrungs- und Genußmitteln stetig steigen mußte. Brotgetreide erzeugte man in der Umgegend schon längst nicht mehr, da dessen Bedarf durch den überseeischen Import gedeckt wurde. Dagegen brachte die Landwirtschaft der Umgegend solche Nahrungs- und Genußmittel hervor, deren die verfeinerte Millionenstadt bedurfte. Frisches Gemüse und Obst wurden im alten Rom in großen Mengen verzehrt. Solche konnten wegen ihrer geringen Haltbarkeit nur aus der Umgegend bezogen werden. So befinden sich hinter den prächtigen

Parks der herrlichen Villen die Gemüsegärten, Obstbaumpflanzungen und Blumenfelder. Die Gegend war ein weiter Garten, und jedes Fleckchen Erde wurde sorgsam bearbeitet, gedüngt und bewässert. In der landwirtschaftlichen Tierhaltung trat die Zucht von Hühnern, Tauben, Krammetsvögeln, Pfauen, Rebhühnern, Kranichen, Schwänen und dergleichen mehr in den Vordergrund. Es handelte sich namentlich um die Gewinnung einzelner Körperteile, wie u. a. von Leber, Zunge usw., die zu feinen Gerichten verarbeitet wurden. In der weitern Umgegend folgten dann Milchwirtschaft und Futterbau. Von hier aus verkaufte man Kuh- und Schafmilch, gemästete Kälber und junge Lämmer. Die Viehhaltung muß hier eine weite Verbreitung gehabt haben, denn der Bedarf an frischer Milch und Fleisch in der damaligen Millionenstadt ist ungeheuer gewesen. Plinius der Ältere berichtet uns, daß die Landwirtschaft in unserm Gebiete zur Zeit des kaiserlichen Roms die höchste Stufe der Entwicklung erreicht hatte. Sobald nur die Nachfrage nach den überfeinerten Genußmitteln nachließ, mußte eine furchtbare Krisis über das Gebiet hereinbrechen. Es ist bekannt, wie Roms Glanz schnell verblaßte. Volkszahl und Reichtum verminderten sich schnell; Gregorovius schlägt die Einwohnerzahl der Stadt bei der Ankunft Alarichs auf höchstens 300000 an. Im vierten und im fünften Jahrhundert war dann die römische Campagna völlig ruiniert. Am Ende des sechsten Jahrhunderts gelangte das Gebiet in den Besitz der Kirche, die dann für eine Bebauung des Bodens sorgte. Doch wurde dessen weitere Entwicklung durch das Hereinbrechen der Barbaren und der Langobarden gehemmt. Bei dieser fortdauernden Unsicherheit rief die Kirche die ansässigen Baronalherren als Beschützer an. Sie übertrug ihnen die Verteidigung des Landes, wofür sie mit Land beschenkt wurden. Sogar die Päpste selbst wandten sich in der Not an die Großen. Im elften und im zwölften Jahrhundert befand sich das Land in der Hand von wenigen Geschlechtern. Die Zustände mußten natürlich auf die wirtschaftlichen Verhältnisse unsers Gebiets verderblich einwirken. Unter dem ewigen Kriegsgetümmel wurde der Boden nicht regelrecht bebaut, denn der ehemalige Ackerbauer war nun Kriegsknecht. So mußte unter dem Einfluß des Feudalismus das römische Gebiet entvölkert werden. Daher kamen auch weite Strecken Landes in völlige Verwahrlosung. Der Großgrundbesitz gelangte nun auch im übrigen Italien zur Entwicklung. Nach dem elften Jahrhundert begann auch ein neuer Kampf, der zwischen dem Adel und den Städten. Die jugendfrischen aufblühenden Städte Norditaliens warfen den Landadel zu Boden. Rom dagegen fand dazu nicht Kraft genug. In Norditalien konnte sich demgemäß der Grund und Boden nicht in wenigen Händen konzentrieren, wie es in Mittel- und Süditalien geschah. Das Papsttum bildete sich aber allmählich zur Fürstenmacht aus und brach nach langen Kämpfen die Gewalt des Adels. Dessen Grundbesitz wurde zum überwiegenden Teil von der Kirche konfisziert. Das auf diese Weise in die Hände der Päpste gelangte Eigentum wurde nun an die nepotischen Anhänger des jeweiligen Inhabers des Heiligen Stuhls vergeben. Doch unser

Gebiet war schon entvölkert, und es ist auch nach dieser Zeit nicht mehr bevölkert worden.

Ebenso wie der Großgrundbesitz ist die weltberüchtigte Malaria ein unumschränkter Gewalthaber für die wirtschaftlichen Zustände der römischen Campagna geworden. Vor nicht langer Zeit hat man noch die Krankheit als alleinige Ursache für die ungesunden wirtschaftlichen und sozialen Zustände des Gebiets angesehn. Man war in maßgebenden Kreisen der Ansicht, daß an eine Reform der Campagna in volkswirtschaftlicher und sozialer Richtung nicht gedacht werden könne, bevor nicht die natürlichen Bedingungen für die landwirtschaftliche Produktion gebessert würden. So sehr dies auch als richtig anerkannt werden muß, so ist doch zu bedenken, daß auch eine intensive Bodenkultur die Malaria nicht völlig beseitigt. Auch in der blühenden Campania und in der fruchtbaren Poebene schleicht die Malaria ebenso wie in der romanischen und apulianischen Steppe umher. Wohl aber werden durch die Entwässerung die sanitären Verhältnisse verbessert, sodaß die Zahl der Erkrankungen, namentlich die der schweren Fälle, ganz bedeutend vermindert wird. Als Beispiel möge hierfür das entwässerte Gebiet von Ostia und Maccarese dienen. Die Malaria verhindert jedoch keineswegs eine intensive Kultur und hat durchaus nicht eine Verödung des Landes zur Folge. Darum sind auch in der römischen Campagna die wirtschaftlichen Zustände hauptsächlich an der Verödung des Gebietes schuld. Das Gebiet würde sich bald bevölkern, wenn man Land zu günstigen Bedingungen hätte kaufen können. Eine Melioration des Bodens würde dann schon bald gefolgt sein. Als Ursache der Krankheit erkannte im Jahre 1880 der französische Arzt Laveran einen Parasit, der sich im Blute der an der Malaria erkrankten vorfindet. Der englische Bakteriologe Roß stellte weiter fest, daß Blutparasiten der Vögel von Mücken aufgesogen und durch den Stich auf andre Tiere übertragen werden. Später ist es dann dem italienischen Zoologen Grassi gelungen, unter den Moskitoarten die Familie Anopheles als die Malariaträger festzustellen. Der Malariaparasit gelangt durch den Mückenstich in das menschliche Blut, wo er sich ungeschlechtlich vermehrt, und kehrt dann wieder beim Saugen der Mücke in deren Leib zurück, wo er sich geschlechtlich und ungeschlechtlich vermehrt. Stagnierendes Wasser ist die Brutstätte für die Mücke. Es gilt demnach, dieser ihre Lebensbedingung durch Entwässerung zu nehmen. Sodann ist der Keim im Blute des Menschen durch Einnehmen von Chinin zu vernichten. Als Schutz dient weiter die Absperrung der Wohnung durch Schutznetze an Fenstern und Türen sowie das Tragen von Gesichts- und Handschuhnetzen, wie sich dies bei Eisenbahnangestellten äußerst wirksam erwiesen hat.

Nach diesen allgemeinen Betrachtungen wollen wir uns dem natürlichen Faktor für die wirtschaftliche Technik, dem Grund und Boden, der Campagna zuwenden. Wie die ganze Westküste Italiens, so ist auch unser Gebiet dadurch entstanden, daß sich das Apenningebirge auftürmte, dann nachsank und so zu sogenannten Kesselbrüchen Veranlassung gab. Gemeinsam wurden dann die

Vertiefungen vom Meere bedeckt. Später, am Ende der Tertiärzeit, traten dann wieder die Senkungsfelder mit dem vom Meere abgelagerten Ton, Sand und Muscheln aus den Fluten hervor. Auf dem Seegrunde bildete sich nun eine mit Sümpfen bedeckte Ebene, die in der Folgezeit viele Jahrhunderte hindurch mit den Auswurfsstoffen der umliegenden Vulkane bedeckt wurde. An der Westküste Mittelitaliens zog sich eine Reihe von Vulkanen hin. Aus den südetruskischen, deren erloschne Krater Seen geworden sind (Lago Bolsena, Lago Vico, Lago Bracciano), ergoß sich die Aschen- und Schlackenmasse in die Ebene und bildete mit Wasser vermischt eine bis 80 Meter mächtige, bald feste, bald bröcklige Schicht, die des rotbraunen und schwarzen Tuffs. Später flossen dann wieder neue Lavaströme über diesen hinweg. Im Laufe der Zeit traten dann noch neue Vulkane im Albanergebirge in Tätigkeit, die ebenfalls das Gebiet mit einzelnen Lavaströmen überzogen und weite Flächen bedeckten. Aus den vulkanischen Ablagerungen erheben sich die ältern Massen, die zu unterst aus graugelbem sandigem oder mergeligem Ton und reinem Ton und darüber aus versteinerungsreichem gelbem Mergelsande bestehn. Diese sind vielfach mit Ton durchsetzt und zu einem kalksandigen Gestein (Breccia) verkittet. Eine solche vom Meere abgesetzte Lagerung findet sich auf dem rechten Tiberufer; sie bildet ferner den Monte Mario und den Monte Verde. Auch hat der Tiber an seinen Ufern und seiner Mündung Boden gebildet, indem er ungeheure Schlammassen zur Zeit der Herbstregen und der Schneeschmelze mitführt und damit das nahe Gelände bedeckt. Zahlreiche Wasserläufe, aus den umliegenden Seen kommend, haben in der spätern Zeit an dem Tuff und dem sich darunter befindenden Mergel genagt und so die heutigen Täler und Hügel der römischen Campagna geschaffen. An Stelle geschlossener oberirdischer Wasserläufe treten teils unterirdisch verlaufende Grundwasserströme, die zur Quellen- und Sumpfbildung Veranlassung gegeben haben. Auch im Sommer führen sowohl oberirdische wie unterirdische Wasserläufe bedeutende Wassermengen. Die Sümpfe in der Nähe des Meeres, die von Maccarese und Ostia, die nun entwässert worden sind, entstanden dadurch, daß einmal die Brandung des Meeres das Küstenland mehr und mehr abtrug und das zerriebne Gestein vor die Küste lagerte, daß zum andern der Tiber ungeheure Schlammassen mit fortführte und hier ablagerte.

Die römische Campagna ist eben oder doch wenig geneigt, sodaß der größte Teil mit dem Pfluge bearbeitet werden kann. Nur ein verschwindend kleiner Teil ist wegen starker Neigung der Bearbeitung mit dem Pfluge nicht zugänglich. So beträgt zum Beispiel der Umfang des stark geneigten Bodens in einem Umkreise von 10 Kilometern um Rom etwa 10 Prozent. Die Tiefe der Ackerkrume ist, wie ich beobachtet habe, recht verschieden. Böden mit flacher Ackerkrume und steiniger Beschaffenheit sind vorhanden, doch sind solche mit einer tiefen, der Pflugkultur zugänglichen Ackerkrume vorherrschend. Vielfach läßt sich die seichte Ackerkrume vertiefen, da der Untergrund meist zu

bearbeiten ist. Außerdem zersetzt sich der Tuff unter dem Einfluß der Atmosphärilien leicht, sodaß er bald zu Kulturboden wird. Die Fruchtbarkeit des Bodens ist teils bedeutend größer als die der meisten Böden Deutschlands. Sogar Ackerland, das ohne Düngung bebaut wird, liefert immer noch mittlere Getreideernten. Die Erfolge, die in neuerer Zeit in einzelnen, modern eingerichteten Wirtschaften in der Nähe Roms erreicht werden, liefern den Beweis, daß der Tuffboden der römischen Campagna sehr fruchtbar ist. Es gedeihen Kulturpflanzen, wie Tabak, Zuckerrüben, Wein, Melonen, Luzerne, Klee, Obst, Maulbeerbäume, Gemüse, Weizen, in solcher Üppigkeit, wie wir es in unsrer Heimat nicht kennen. Die Fruchtbarkeit der römischen Campagna, die die Alten einst bewunderten, besteht also auch heute noch. Eine Ausraubung des Bodens findet kaum statt, da der an Mineralien reiche vulkanische Tuff immer von neuem pflanzliche Nährstoffe hergibt. Der Boden selbst, dann vor allem die umliegenden vulkanischen Gebirge sorgen für neuen Ersatz, indem das Quell- und Gebirgswasser die Mineralien auflöst und in die Ebene mit fortführt. Treffend sagt Theobald Fischer: „An ein Aufbrauchen der zum Wachstum der Pflanzen nötigen Stoffe: Kali und Natronverbindungen, Phosphor- und Kieselsäure ist recht wohl in den Tiefebenen Deutschlands zu denken, wo keine vulkanischen Kräfte das Innere erschlossen haben, keine Quellen aus dem Innern des Berges heraus deren mineralische Schätze immer von neuem herbeiführen ... nicht so in Südeuropa. Hier fehlt die Formation der Ebene fast ganz ... überall türmen sich die Berge auf, die schreinartig in ihren zahllosen Spalten und Poren Wasser aufnehmen und aufbewahren, um es dann als reiche Quelle den Bergabhängen, Tälern und Küstenebenen gesättigt mit mineralischen Bestandteilen aus ihrem innern Herzen herauszuführen.“*) Die Worte sind auch auf unser Gebiet anzuwenden. Eine Frage, die sich jedem unwillkürlich in der Bewundrung solcher Fruchtbarkeit aufdrängt, ist die, weshalb man nicht schon früher die Naturschätze des Bodens besser auszunutzen verstanden hat. Der Grund hierfür liegt darin, daß die wenigen Großbesitzer, denen die römische Campagna gehört, mit der bestehenden Benutzung und landwirtschaftlichen Betriebsform zufrieden sind, da ihnen der Pachtzins eine hohe Bodenrente liefert. Die Pächter als kapitalistische Unternehmer verpachten ihrerseits wiederum einen großen Teil der Gutsfläche als Schafweide an Herdenbesitzer, und infolge der großen Nachfrage nach Weide ist der Pachtzins der Weiden ebenfalls hoch. Mit Rücksicht auf die hohe Bodenrente haben sowohl Gutsbesitzer als Pächter wenig Neigung, an Stelle der bestehenden Betriebsform eine kapitalintensive einzuführen.

Mit Ausnahme der wenigen „Bonifikationsgüter“ in der römischen Campagna wird der größte Teil des Gutsareals als primitive Dauerweide (d. h. ohne künstliche Anfaat, Düngung und Pflege) genutzt, dann wird auch wohl eine

*) Beiträge zur physischen Geographie der Mittelmeerländer.

Weide von Zeit zu Zeit umgebrochen und auf einige Jahre mit Getreide bebaut, worauf dann wieder die natürliche Berasung erfolgt, und schließlich wird ein Teil in Rotation regelmäßig ein oder zwei oder drei Jahre mit Getreide bestellt und ebensolange als natürliche Weide genutzt. Im ersten Falle herrscht das System der wilden Feldgraswirtschaft, im letzten das der geregelten Feldgraswirtschaft vor. Auf dem gepflügten Lande wird Weizen, Mais und Hafer angebaut. Die Aufeinanderfolge der Früchte ist verschieden und richtet sich nach dem Kulturzustande und nach der Bodenbeschaffenheit. Vielfach werden die Früchte ohne jede Düngung angebaut. Zwar bringen auch manche Pächter eine rationelle Düngung und eine moderne Technik der Bodenkultur in Anwendung, doch ist im großen und ganzen der Feldbau noch recht primitiv. Moderne Pflüge und größere landwirtschaftliche Maschinen sind größtenteils in der römischen Campagna eingeführt worden.

Eine künstliche Beförderung des Graswuchses durch Bewässerung und Düngung findet in den extensiven Gutswirtschaften nicht statt, ebenso ist der Anbau von Futterkräutern unbekannt. Die Heugewinnung ist nur in geringem Umfange gebräuchlich. Sie wird dort vorgenommen, wo der Graswuchs besonders üppig ist. Die betreffende Fläche wird für die Zeit vom 15. März bis Ende Juni eingezäunt und für sich verpachtet. Heu für die eigne Wirtschaft wird nur in geringem Umfange gewonnen. Es wird gefüttert, wenn die Weide am Ende des Winters wenig Futter liefert.

Der Viehbestand besteht aus Pferden, Rindvieh und Schafen und nur zum geringen Teil aus Schweinen. Das römische Pferd wird nur zur Zucht und zum Reiten, dagegen nicht zur Arbeit verwandt. Es ist mittelgroß, gedrungen, anspruchslos und von großer Ausdauer, da es zeitlebens auf der Weide gehalten wird. Die Pferdezucht spielt in der römischen Campagna eine große Rolle; das Gebiet ist eine der bedeutendsten Zuchtstätten des italienischen Remontepferdes. Von der Viehzucht überwiegt die Schafzucht. Große Herden von 2000 bis 3000 Stück beweiden dreiviertel Jahr, von Ende September bis Johanni, die Campagna. Die Herden beziehen nach dieser Zeit die Weiden des Apennins. In die römische Campagna ist das Schaf eingedrungen, nachdem sie wirtschaftlich ruiniert war, und eine Nutzung des Bodens nicht mehr stattfand. Noch heute ziehen in Süditalien die Schafherden auf denselben Triften wie zur Zeit des Hohenstaufen Friedrich, der für die Weidewanderwirtschaft besondre Rechtsverhältnisse und festgefügte Organisationen schuf. Aber auch schon vorher dominierte in Mittel- und Süditalien die Schafwirtschaft mit ihrem Wanderbetriebe. Schon Varro berichtet von den periodischen Wanderungen der Schafherden zwischen Apulien und dem Apenningebirge. — Die wichtigste Nutzung des Schafes ist die Milcherzeugung. Schafmilch wird fast ausschließlich an Ort und Stelle zu Käse verarbeitet (formaggio pecorino und ricotto). Nächst der Milcherzeugung bilden die jungen Lämmer, die dem Geschmacke des Südländers besonders ent-

ſprechen, das wichtigſte Erträgnis. Der Hammel iſt unbekannt. Sodann liefert die Wolle, die von guter Qualität iſt, eine weitere Einnahme. Die Schafraſſe, die in der Campagna weidet, iſt eine Naturraſſe im wahren Sinne, ſie ſtammt aus den Bergen und iſt an karges Futter, rauhe Haltung und an das Wandern gewöhnt. Neben dieſer urſprünglichen Raſſe unterſcheidet man das Halbmerino, ein Kreuzungsprodukt der einheimiſchen Raſſe mit dem ſpaniſchen Merinoſchaf. — Die Rindviehzucht tritt gegenüber der Schafzucht in der Campagna zurück. Das Rind verbleibt Sommer und Winter auf der Weide, die Kälber werden hier geboren. Die Tiere werden zur Zucht und Maſt, dagegen ſelten zur Milchgewinnung gehalten. Die Ochſen werden nur in der Landwirtſchaft zur Arbeit verwandt. Das Rind iſt grauweiß von Farbe, es zeichnet ſich durch eine ſtattliche Größe und prächtige Formen aus. Lange, ſchöngewundne Hörner zieren den Kopf des Tieres.

Der moderne Landwirtſchaftsbetrieb der römiſchen Campagna unterſcheidet ſich nun weſentlich von der extenſiven Weidewirtſchaft. Was die Technik auf landwirtſchaftlichem Gebiete neuerdings in der römiſchen Campagna leiſtet, iſt bewundernswert. Der Fürſt Torlonia war einer der erſten, der auf ſeiner Tenuta delle Caffarella Entwäſſerung durchführte und einen modernen Landwirtſchaftsbetrieb einrichtete. Alsbald folgte der Herzog Salviati auf ſeiner Tenuta Cervellata, dann folgten u. a. die Güter Bocca di Leone, Grotta di Gregna, Grotta perfetta. Große Verdienſte um die Reform des Landwirtſchaftsbetriebes gebührt den Gebrüdern Nardi. Durch die Entwäſſerung des Bodens ſind die ſanitären Verhältniſſe auf den Gütern derartig gehoben worden, daß ſie nun dauernd bewohnt werden können. Malaria tritt in dieſen Gegenden nicht oder doch nur mit geringer Heftigkeit auf. Auf den genannten Gütern ſind die durch das „Bonifikationsgeſetz“ des Agro Romano den Gutsbeſitzern vorgeſchriebnen Verbeſſerungen völlig durchgeführt worden.

Das Modell der Schmerzen

Von Iſrael Zangwill

(Fortſetzung)

Inmitten dieſer Trübſal bekam ich Nachricht von einem Landsmann, dem ich in beſſern, glücklichen Tagen und als ich noch mein Wirtshaus hatte, einmal geholfen hatte, aus der ruſſiſchen Armee zu entweichen. Man ſagte mir, daß er ein großes Juweliergeſchäft habe in der Nähe des Meeres, in einer Stadt, die Brighton heiße. Ich machte mich ſofort auf den Weg, um ihn aufzuſuchen. Zwei Tage mußte ich wandern — aber ich war feſt davon überzeugt, daß er mir helfen werde; wenn er es nicht tat, wer ſollte es dann tun? Ich wollte als ſein Sabbatgaſt zu ihm kommen; er würde mich ganz beſtimmt mit offnen Armen aufnehmen. In der erſten Nacht ſchlief ich mit einem Landſtreicher in einer Scheune; er wies

mir den richtigen Weg. Da ich mich aber unterwegs aufhielt, um einen halben Schilling durch Holzhacken zu verdienen, geschah es, daß ich mich verspätete. Ich war noch zwölf Meilen von Brighton entfernt, als der Sabbat anfing; ich wagte es nicht, den Tag des Herrn dadurch zu entheiligen, daß ich meine Wandrung fortsetzte. So blieb ich an jenem Freitag Abend in einem kleinen Dorfe und dankte Gott, daß ich wenigstens Geld zu einem bescheidnen Nachtlager hatte, obwohl es ja schon sündhaft ist, am Sabbat Geld zu berühren. Am nächsten Tage jedoch wurde ich, ich weiß nicht weshalb, von den Straßenbuben verfolgt. Sie nannten mich Goi (Heide) und Fuchs; Goifuchs, Goifuchs höhnten sie mich und warfen mir brennendes Feuerwerk in das Gesicht. Ich floh vor ihnen und verbarg mich im Walde, und erst als die drei ersten Sterne am Himmel erschienen, nahm ich meine Wandrung nach Brighton wieder auf. Aber meine Füße waren wund, und ich kam erst gegen Mitternacht dort an, sodaß ich meinen Freund nicht mehr aufsuchen konnte. Ich setzte mich also auf eine Bank; es war sehr kalt, und ich war sehr müde. Aber da kam ein Polizist und trieb mich weg — er war sicher von Gott gesandt, denn wenn ich in der Kälte sitzen geblieben wäre, so wäre ich gewiß gestorben. Eine halbbetrunkne Frau mit geschminktem Gesicht bat für mich und sagte dem Konstabler, er möge mich gehn lassen; dann gab sie mir einen Schilling. Ich konnte ihn nicht zurückweisen; ich schlief in dieser Nacht in einem Bett. Am Sonntag Morgen machte ich mich dann gleich auf den Weg und ging auf die große, nahe am Meer liegende Straße. Aber mein Mut sank, als ich sah, daß alle Läden geschlossen waren. Endlich entdeckte ich einen Juwelierladen, über dem der Name meines Landsmanns stand. In der Auslage leuchtete es von Gold und Diamanten, und dazwischen lagen kleine Zettel, darauf stand: „Großer Ausverkauf! Großer Ausverkauf!" Ich ging vergnügt auf die Tür zu, aber sie war verriegelt. Ich klopfte und klopfte, bis endlich eine Frau von oben herunter kam; sie sagte mir, daß der Besitzer des Ladens nicht hier, sondern in der Hovestraße wohne. Ich ging dahin, und dort habe ich wirklich meinen Erlöser gefunden — freilich nicht in der Person meines Landsmanns. Es war ein großes Haus mit mehreren Treppen. Ich klopfte an einer großen Tür, die von einer schönen heidnischen Frau geöffnet wurde; sie trug ein blendend weißes Mützchen auf dem Kopfe und eine ebensolche Schürze; sie jagte mich ohne weiteres fort.

Scher dich weg, Goifuchs! rief sie mit einem Fluche und schlug die Tür vor mir heftig zu. Ich setzte mich verzweifelnd auf die Pflastersteine vor dem Hause, selbst meine Tränen versagten, ich wurde wie eine Salzsäule. Aber als ich aufblickte, da sah ich den Engel des Herrn.

Drittes Kapitel

Das Gemälde entwickelt sich

So lautete die einfache Erzählung meines Modells. Ihr schlichter Realismus machte einen tiefen Eindruck auf mich, da sich mir in all diesen traurigen Details die alte Tragödie des ewig wandernden Juden enthüllte. War es Heine oder ein andrer Schriftsteller, der gesagt hat: „Das Volk Christi ist der Christus der Völker!" Auf jeden Fall war es diese Idee, die mich allmählich gefangen nahm, während ich das kummervolle Antlitz meines vielgeprüften Modells malte. Ich ging ganz von meinem ersten Plane ab und suchte einen durch sein Volk verkörperten Christus darzustellen, einen leidtragenden Christus — und wer weiß, ob er nicht durch die Leiden seines Volkes die Marter wiederum empfindet? Ja, Israel Quarriar konnte mir als Modell dienen, aber nur nachdem ich mich zu einer ganz andern Auffassung entschlossen hatte.

Ich konnte übrigens die schon vollendeten vorbereitenden Arbeiten zu meinem Bilde sehr gut benützen. Die Hauptsache sollte der Kopf sein, und da ich nun beschlossen hatte, die Gestalt in der den Juden eigentümlichen Tracht des Kaftans darzustellen, hatte ich nur wenig an der Zeichnung zu ändern. Ich ging also mit erneutem Eifer an meine Arbeit, und nun, da ich zu malen angefangen und ein so brauchbares Modell gefunden hatte, fühlte ich mich viel sichrer, als da ich nur aus der Phantasie die geheiligte Gestalt, die in Galiläa wandelte, zu rekonstruieren versucht hatte.

Aber ich hatte kaum damit angefangen, mein Bild in meiner neuen Auffassung darzustellen, als ich dahinter kam, daß diese im Grunde eine sehr alte war. Sie schien sogar in der Heiligen Schrift begründet zu sein, denn aus einem kurzen Berichte über die historisch-theologische Vorlesung eines protestantischen deutschen Professors erfuhr ich, daß viele der Stellen in den Propheten, die man fälschlich als Prophezeiungen auf das Erscheinen des Messias gedeutet hat, sich in Wirklichkeit auf das Volk Israels beziehen. Es ist das Volk Israel, von dem Jesaias in seinem berühmten 53. Kapitel spricht, und das er beschreibt als „verachtet und verworfen von den Menschen: ein Mann der Schmerzen". Israel ist es, der die Sünden der Welt trägt. „Er war beladen und betrübt, und doch öffnete er seinen Mund nicht, er ist wie ein Lamm zur Schlachtbank geführt worden." Ja, Israel war „der Mann der Schmerzen". Ich entdeckte, daß diese Ansicht des deutschen Professors nur ein Echo des Glaubens der Rabbiner war. Mein Modell erwies sich mir als eine wahre Fundgrube dieser Wissenschaft wie vieler andern Dinge. Er hatte sogar den Glauben des von den Juden allgemein erwarteten Erscheinens des Messias niemals geteilt — er lehrt, daß der Messhiach auf einem weißen Esel reitend kommen würde. Israel würde sich selbst erlösen, obwohl viele seiner Glaubensgenossen dies für eine epikureische Irrlehre hielten.

Wer immer mich erlöst, der ist mein Messhiach, erklärte er plötzlich und ergriff meine Hand, um sie zu küssen.

Nun erregen Sie mein Mißfallen, sagte ich ihn wegstoßend.

Nein nein, sagte er. Ich stimme mit dem Worte des Muschik überein: „Der gute Mensch, das ist Gott."

Mir scheint beinahe, daß Sie ein sogenannter Zionist sind? sagte ich.

Ja, erwiderte er, und nun, da Sie mich gerettet haben, erkenne ich, daß sich Gott nur durch die Menschen offenbart. Was den Messhiach auf dem weißen Esel betrifft, so glauben sie in Wirklichkeit nicht daran, sie wollen aber trotzdem von keinem andern Glauben wissen. Was mich betrifft, so denke ich, wenn ich jetzt beie: Gesegnet seist du, der du den Toten zum Leben erweckst, dabei immer nur an Sie.

Diese übertreibende orientalische Dankbarkeit hätte auch den lobgierigsten Wohltäter befriedigen müssen, sie stand in keinem Verhältnis zu dem, was ich für ihn getan hatte. Er schien gar nicht zu begreifen, daß er mir schließlich doch eine Gegenleistung für das vereinbarte Geld machte, wenn er unermüdlich und in jedem Wetter einen meilenweiten Weg machte, um rechtzeitig in meinem Atelier zu sein. Es ist ja wahr, daß ich ihm so schnell wie möglich dazu behilflich war, seine Penaten einzulösen, aber konnte ich weniger für einen Mann tun, der immer noch kein Bett zum Schlafen hatte?

Ich gab ihm das nötige Geld, um das Gepäckbündel in Rotterdam einzulösen. Die Agenten in East-End forderten drei Schilling für jeden Brief, den sie in dieser Angelegenheit schrieben, und zogen die Sache so viel wie möglich in die Länge. Aber erst als einer dieser Herren erklärte, daß Kazelias ein sehr ehrenhafter Mann sei, befestigte sich in mir und meinem Modell der Verdacht, daß sich

die lange Kette der Betrügereien bis nach London hinziehe, daß man absichtlich die Sache hinziehe, damit der Pfandschein Quarriars verfalle und die Eisenbahn das Recht hätte, das nicht eingelöste Gepäck zu verkaufen, wobei sie sicher Nutzen gehabt hätte.

Quarriar sagte mir dann eines Tages, daß seine zweite Tochter, die älteste war auf einem Auge blind, sich entschlossen habe, allein nach Rotterdam zu fahren, da dies der sicherste, kürzeste Weg sei, das Eigentum der Familie zurückzuerhalten. Ich bewunderte den Mut des Mädchens und gab Quarriar das Reisegeld für sie.

Eines schönen Morgens erschien dann mein Israelit freudestrahlend in meinem Atelier.

Wann freut sich der Mensch am meisten? rief er. Wenn er etwas Verlornes wiederfindet!

Ach, dann haben Sie wohl endlich Ihr Bettzeug bekommen; ich hoffe, Sie haben gut darauf geschlafen, sagte ich. An seine wunderliche Ausdrucksweise hatte ich mich schon gewöhnt.

Nein, wir konnten nicht schlafen, weil wir die ganze Nacht Segen auf Sie herabflehten. Wie sagt der Psalmist? „Alles, was in mir ist, lobe den Herrn", war die unerwartete Antwort.

Doch war die Sache bis zuletzt noch keineswegs glatt abgegangen. Die Bande des Kazellas in Rotterdam tat, als ob sie überhaupt gar nichts von dem Gepäck wisse, und schickte das Mädchen zum Bahnhofe, wo man ihr sagte, daß die Unkosten durch das Lagern des Gepäcks jetzt auf zehn Pfund Sterling gestiegen seien. Wieder wurde ihr der Becher vor dem Munde weggezogen, denn ich hatte ihr nur neun Pfund Sterling gegeben. Aber sie ging zu dem Rabbi in Rotterdam, bat ihn, ihr zu helfen und sich dafür durch die zwei silbernen Sabbatleuchter, die einzigen wertvollen ererbten Familienstücke, die in dem Bündel waren, bezahlt zu machen. Während sie noch ihn anflehte, kam ein edeldenkender Jude dazu, er bezahlte das fehlende Geld, brachte sie in ein Logis, ließ ihr zu essen geben und sorgte dann selbst dafür, daß sie sicher mit den lange verlornen Schätzen an Bord kam.

Viertes Kapitel

Wochen gingen vorüber, und meine Befriedigung über die Fortschritte meiner Arbeit wurde sehr dadurch gedämpft, daß ich mir sagen mußte, daß nach Vollendung meines Bildes mein Modell wieder brotlos sein würde. Es kam mir manchmal so vor, als weile sein Auge mit einer Art von hoffnungsloser Angst auf meiner Leinwand. Meine Besorgnis, was aus ihm und seiner Familie werden solle, wuchs von Tag zu Tag, aber es gelang mir nicht, ein Mittel ausfindig zu machen, Quarriar endgiltig zu helfen.

Er war rührend gewissenhaft, bot alles auf, um mich zu befriedigen, und klagte niemals über Kälte und Hunger. Einmal gab ich ihm ein paar Schilling, um ein Paar alte hohe Stiefel zu kaufen, die ich für irgendein Bild gebrauchte. Es gelang ihm, diese auf dem Ghettotrödelmarkte lächerlich billig zu erstehn, und er brachte mir gewissenhaft das übriggebliebne Geld zurück, es war über zwei Drittel der ihm anvertrauten kleinen Summe.

Ich verkaufte um diese Zeit zufällig eine englische Landschaft an Sir Asher Aaronsberg, den berühmten Philanthropen und Kunstmäcen von Middleton, der sich zurzeit seiner parlamentarischen Pflichten halber in London aufhielt. Da ich wußte, wie unermüdlich er ist, und daß er in steter Fühlung mit den Wohltätigkeitsangelegenheiten der Londoner Juden steht, wandte ich mich an ihn mit der Frage, ob er mir kein Komitee angeben könne, an das ich mich wenden könne, um dauernde Hilfe für Quarriar zu erlangen. Sir Asher nahm meine Bitte in nicht

sehr ermutigender Weise auf. Der Mann verstünde kein Handwerk. Doch falle Quarriar alle auf einem mir übergebnen Papier gestellten Fragen auf das gewissenhafteste beantworten; er wolle dann sehn, was sich machen ließe. Ich sorgte dafür, daß Quarriar den Fragebogen, wie es sich gehörte, ausfüllte: Namen, Alter und Geschlecht seiner fünf Kinder angab usw.

Aber das Komitee kam zu dem Schlusse, das einzige, was es tun könne und wolle, sei, den Mann in sein Vaterland zurückzuschicken. Nach Rußland zurück! Niemals! rief Israel entsetzt.

Gelegentlich fragte ich ihn wohl, ob er sich selbst irgendeinen Zukunftsplan gemacht habe. Aus eignem Antriebe sprach er niemals von seiner bedrängten Lage, und das ernste Schweigen, die gelassene Würde dieses armen Mannes erschien mir unendlich rührend und pathetisch. Hin und wieder kamen etwas hellere Aussichten. Seine zweite Tochter wurde, wenn die Arbeit gut ging, für einige Schilling von dem Hauswirte, der ein Schneidermeister war, zum Helfen engagiert. Die Familie war dadurch instandgesetzt, zwei kleine Speicherzimmer zu mieten. Die halbblinde Tochter suchte durch Waschen etwas zu verdienen. Der Hauswirt gestattete ihr den Gebrauch der Waschküche.

Eines Tages aber entdeckte ich, daß er einen Zukunftsplan gemacht habe — es war schon mehr, er hatte ihn bis in alle Details ausgearbeitet. Für mich war der Plan, den er entwickelte, ganz neu und überraschend; er bewies mir, wie sehr sich die Kunst, unter den schwierigsten Verhältnissen einen Lebensunterhalt zu suchen, in einem Volke entwickelt hat, das seit Jahrhunderten gezwungen ist, unter fast unmöglichen Bedingungen zu leben.

Sein Plan war kurz folgender: In den unzähligen Schneiderwerkstätten dieses Distrikts sammelten sich große Haufen von kleinen Stückchen Tuchs jeglicher Art und Qualität, und eine gewisse Klasse von Leuten, die sogenannten Sortierer, waren immer bereit, diese Tuchabschnitte zu kaufen. Der Verkauf solcher Abfälle nach Gewicht und gegen Barzahlung brachte den Schneidermeistern eine ganz annehmbare kleine Rente ein, die um so willkommner war, da sie eine Art von Nebenverdienst war. Die Schneidermeister durften sogar Barherbezahlung für diese Abfälle fordern, und die Sortierer kamen dann am Schlusse jeder Woche, um das abzuholen, was sich angesammelt hatte, bis die Vorschußzahlung, die sie geleistet hatten, beglichen war. Quarriar wollte ein Sortierer werden und hoffte dann auch seine Töchter in diesem Geschäfte beschäftigen zu können. Die ganze Familie konnte ihm beim Sortieren seiner Einkäufe helfen. Die Tuchabschnitte mußten nach Qualität und Größe geordnet werden, wurden dann als Rohmaterial verkauft, um von neuem zu billigern wollnen Stoffen verwebt zu werden. Einige seiner Landsleute hatten sich warm für ihn verwandt, und infolgedessen hatten sich mehrere Schneider bereit erklärt, ihm den Vorzug zu geben. Besonders sein Hauswirt hatte ihm fest versprochen, ihm freundschaftlich entgegenzukommen, und sammelte jetzt schon alle Abfälle, um sie ihm zu überlassen, sobald er über bares Geld verfügen würde. Überdies hatten seine Freunde ihn mit einem sehr achtungswerten und ehrlichen Sortierer bekannt gemacht, der sich mit ihm assoziieren, ihn das Geschäft lehren und ihm gestatten wollte, daß seine Töchter sortieren hülfen, wenn er nur 20 Pfund Sterling deponieren wolle. Seine Freunde hatten sich bereit erklärt, ihm 8 Pfund Sterling auf die silbernen Armleuchter vorzustrecken, wenn es ihm gelingen sollte, irgendwo die andern 12 Pfund Sterling aufzutreiben.

Dieser verlockende Plan nahm wirklich einen Alp von meinem Herzen. Ich beeilte mich, dem Philanthropen von Professian, der gar keinen Ausweg hatte finden können, die Mitteilung zu machen, daß ich die Absicht hätte, Quarriar dazu zu verhelfen, Sortierer zu werden.

Ach, antwortete Herr Asher sehr gleichmütig, dann sollten Sie sich an einen gewissen Conn wenden, er tut viel derartige Arbeit für mich. Er wird schon einen passenden Partner für Quarriar finden, der ihn auch in dies Gewerbe einführt.

Aber Quarriar hat schon einen Partner gefunden, erklärte ich ihm.

Das ist einer, der ihn unfehlbar betrügen wird. 20 Pfund Sterling zu fordern, ist einfach lächerlich. 5 Pfund Sterling ist ganz genug. Nehmen Sie meinen Rat an, und lassen sie alles durch Conn besorgen. Wenn ich mein Porträt gemalt haben wollte, würden Sie mir nicht raten, daß ich mich an einen Dilettanten wenden sollte. Übrigens, hier sind fünf Pfund Sterling für Ihren Schützling, aber bitte, sagen Sie Conn nicht, daß ich sie gegeben habe. Ich glaube nämlich kaum, daß mit dem Geide irgend etwas Gutes ausgerichtet wird, und Conn möchte dann die Achtung vor mir verlieren.

Mein Interesse für Sortieren — eine Beschäftigung, von der ich bisher noch niemals etwas vernommen hatte — war abnorm gewachsen; ich interessierte mich für die Details, hatte ausgerechnet, welcher Vorteil bei hundert Pfund Abfällen, die zu 15 Schilling eingekauft worden, zu erreichen wäre, nachdem sie sortiert, geordnet und zu verschiednem Preise verkauft wurden. Ich machte diese Berechnung mit einem Eifer, als solle ich mir selbst den Lebensunterhalt durch Sortieren verdienen.

Ich gestehe, daß es mich einigermaßen befremdete, daß Sir Asher der Ansicht war, die Kosten einer Partnerschaft seien so sehr viel geringer, wie Quarriar mir gesagt hatte, aber ich war dazu geneigt, den Skeptizismus dieses Herrn auf Kosten des Pessimismus zu setzen, der die Plage professioneller Philanthropen ist.

Auf der andern Seite mußte ich jedoch zugeben, daß, gleichviel ob die Partnerschaft 5 Pfund Sterling oder 20 Pfund Sterling koste, Quarriars Zukunft sichrer unter dem Schutze von Sir Asher und seines Conn sein würde. So übergab ich also diesem die 5 Pfund Sterling und bat ihn, für Quarriar einen passenden Partner, Führer und Freund zu suchen.

Mit dem Tage, an dem ich mit Conn gesprochen hatte, fingen meine Sorgen an, der dritte und letzte Akt der Tragikomödie begann.

Ich fand sehr bald heraus, daß es Quarriar und seinen Freunden durchaus nicht paßte, daß sich Conn in die Sache mischen solle. Sie behaupteten, er begünstige einige Leute auf Kosten andrer und sei gar nicht populär unter den Angestellten, mit denen er arbeite. Es wurde mir vollständig klar, daß Quarriar viel lieber seinen eignen Weg gegangen wäre, und daß ihm eine offizielle Einmischung nicht paßte.

Etwas später erhielt ich einen Brief von Sir Asher, worin er mir mitteilte, daß der Partner, den Quarriars Partei in Vorschlag gebracht habe, ein fauler Kunde sei. Conn hatte einen ordentlichen Mann gefunden, aber wie die Sachen stünden, sei wenig Aussicht dafür, daß sich Quarriars Zukunft besser gestalten würde.

Es schien mir, als mißtraue Sir Asher auch Quarriar, aber ich tröstete mich damit, daß er ja in meinem Modell nur einen ganz gewöhnlichen, seine Hilfe in Anspruch nehmenden Bittsteller sähe, während ich, der ich monatelang in täglicher Berührung mit ihm gestanden hatte, ihn ja ganz anders und von einem menschlichern Standpunkt aus beurteilte.

Der Frühling war nun nahe. Ich vollendete mein Bild in den ersten Märztagen — nachdem ich vier Monate lang angestrengt daran gearbeitet hatte; ich nahm Abschied von meinem Modell, schüttelte ihm die Hand und empfing seinen Segen. Es verdroß mich etwas, als ich erfuhr, daß Conn ihm noch nicht die fünf Pfund Sterling gegeben habe, deren er bedurfte, um sein neues Gewerbe zu beginnen; ich hatte gehofft, daß er, sobald unsre Sitzungen vorüber wären, den Anfang damit machen würde. Ich gab ihm ein kleines Geschenk, um ihn während der Wartezeit über Wasser zu halten.

Aber es war, als ob das tragische Antlitz auf meiner Leinwand mich verfolge, mich frage, was aus seiner Zukunft werden solle, und es waren kaum ein paar Tage verflossen, als ich mich aufmachte, um Quarriar in seiner Wohnung aufzusuchen. Er wohnte in der Nähe von Ratcliffe-Straße, ein Distrikt, der nichts von dem unruhigen romantischen Treiben der Matrosen hatte, das ich in meinen Gedanken immer damit verbunden hatte.

Das Haus war ein niedriges Gebäude, das sicher noch aus dem sechzehnten Jahrhundert stammte; die Hausnummer war mit Kreide auf die mit Schmutz bedeckte Tür geschrieben. Der Zufall wollte es, daß ich gerade am Tage des jüdischen Passahfestes kam. Quarriar wurde herunter gerufen; er war offenbar erstaunt und nicht darauf vorbereitet, daß ich ihn in seiner bescheidnen Wohnung aufsuchte, aber er schien sich sehr zu freuen und führte mich die steile enge Treppe hinauf; mein Kopf stieß dabei beinahe an die Decke, während ich hinter ihm hinaufkletterte. Auf der ersten Etage kam uns der Hauswirt in festlicher Kleidung entgegen, stellte sich mir in englischer Sprache vor (die er höchst unkorrekt sprach), protestierte dagegen, daß ich nach höher steigen solle, und vollständig Besitz von mir ergreifend, führte er mich in seine gute Stube, als ob es ganz unpassend sei, daß sein Mieter einen wirklichen Herrn in seinem Dachzimmer empfinge.

Er war ein stämmiger junger Bursche, der gescheit und kräftig aussah — ein direkter Gegensatz zu Quarriars gebeugter würdevoller Gestalt, deren Armut und leidendes Aussehn doppelt bemerkbar wurden, wie er in dem kleinen getäfelten Zimmer mit dem eleganten aus Nußholz geschnitzten Kabinett, den bunten Farbendrucken und den ausgestopften Vögeln gebeugt und demütig dastand. Der Schneidermeister hielt sich offenbar dazu berufen, die Sache des armen Burschen zu verfechten, und protestierte heftig gegen die Partnerschaft, die Quarriar durch den berüchtigen Conn aufgedrängt werden sollte. Obwohl er sich das kaum leisten könne, hielte er doch schon die ganze Zeit über alle Abfälle fest, trotz der verlockenden Anerbietungen, die ihm von andrer Seite gemacht worden; man hatte ihm schon einen Schilling für den Sack geboten. Aber das sähe er nun doch nicht ein, daß ein ihm ganz Fernstehender, der durch das philanthropische Faktotum aufgedrängt werde, nun den Nutzen von seiner Güte haben solle. Er erzählte mir mit beredten Worten von den Sorgen und Entbehrungen seiner Mieter in zwei engen Speicherstübchen. Während dieser ganzen Zeit bewahrte Quarriar seine stille würdige Haltung und sprach nur dann ein Wort, wenn ich ihn direkt anredete.

Der Hauswirt hatte zu Ehren des vornehmen Gastes eine Flasche mit Fruchtlimonade und Rum, und wir alle stießen miteinander an; der junge Schneidermeister strahlte vor Vergnügen, als er sein Glas wieder hinsetzte.

Ich habe gute Gesellschaft gern, rief er, ohne sich bewußt zu sein, daß seine Familiarität mir gegenüber ziemlich unverschämt sei.

Ich brachte das Gespräch wieder auf das Thema, das augenblicklich für mich von so großem Interesse war, nämlich auf das Sortieren. Es fiel mir erst nachher ein, daß ich an einem so hohen jüdischen Feiertage vielleicht besser nicht von weltlichen Dingen hätte sprechen sollen, aber der Hauswirt hatte ja zuerst davon angefangen, und er wie Quarriar ließen sich sofort auf eine Diskussion dieses Gegenstandes ein. Der Hauswirt fing wieder an darüber zu klagen, wie traurig es für Quarriar wäre, wenn er wirklich gezwungen würde, den von Conn vorgeschlagnen Partner anzunehmen, als Quarriar schüchtern damit herauskam, daß er schon den Kontrakt mit dem künftigen Teilnehmer des Geschäfts unterschrieben habe, obgleich er das versprochne Kapital von Conn weder erhalten, noch Näheres von ihm über den betreffenden Mann erfahren habe. Der Hauswirt schien sehr überrascht und

ärgerlich zu sein, als er dies erfuhr, er spitzte förmlich die Ohren, als Quarriar das Wort „unterschrieben“ aussprach, und warf ihm einen entsetzten Blick zu.

Unterschrieben! rief er in jidischer Sprache. Was hast du unterschrieben?

In diesem Augenblick kam die junge Frau des Hauswirts zu uns in das „gute Zimmer“. Sie trug ein hübsches Kind auf dem Arme, während sich ein andres verlegen an die Mutter drängte. Sie sah zufrieden und heiter aus, und die ganze Häuslichkeit machte den Eindruck des Glücks und des Gedeihens, sie bildete einen schneidenden Kontrast zu dem andern Heim, zu dem ich dann kurz darauf die steile dumpfe Treppe hinaufkletterte. Ich war kaum auf den traurigen Anblick vorbereitet, der mich oben erwartete. Es waren weniger die ärmlichen, schmutzigen Zimmer, in denen sich nur ein paar Matratzen, ein wackliger Holztisch, ein paar Stühle und ein Haufen von Passahkuchen befanden, als vielmehr die abstoßende Häßlichkeit der drei Frauen, die verlegen und vor dem wichtigen Besuche errötend dastanden. Die Frau und Mutter war sehr klein und sah beinahe wie eine Zwergin aus, sie trug eine schwarze Perücke. Die Töchter waren vierschrötig, mit talgfarbnen runden Gesichtern, die an die Abstammung von russischen Bauern erinnerten, das älteste der Mädchen mit dem blinden Auge war abschreckend häßlich.

Wie wenig kennen meine akademischen Freunde mich, wenn sie glauben, daß das Häßliche mich anzöge! Die Wahrheit ist, daß ich manchmal durch die Häßlichkeit eine Schönheit schimmern sehe, für die sie blind sind. Ich gestehe aber, daß ich hier nur das krasseste Elend und eine abschreckende Häßlichkeit fand. Dieser trostlose Anblick, verbunden mit der verdorbnen drückenden Luft, wirkte so auf mich, daß mir ganz übel wurde.

Darf ich das Fenster aufmachen? fragte ich unwillkürlich.

Der liebenswürdige Hauswirt, der mir auf dem Fuße gefolgt war, beeilte sich, meinen Wunsch zu erfüllen, und nachdem ich wieder freier atmen konnte, fand ich, daß die ganze Szene trotz ihrer Gemeinheit etwas unendlich Tragisches hatte. Mein Auge fiel wieder auf die Gestalt Quarriars, der immer noch in gebeugter aber königlicher Haltung dastand; es war allerdings hier sehr notwendig, daß er sich nicht hoch aufrichtete, denn dann würde er sein stolzes Haupt an der niedrigen Decke zerstoßen haben.

Gewiß, wenn ich eine hübsche Frau mit reizend graziösen Töchtern gefunden hätte, so würde das Bild ein ganz andres und nicht so tragisches gewesen sein. Da stand Israel, von Häßlichkeit und Gemeinheit umgeben, ohne dabei seiner königlichen Würde etwas zu vergeben — wahrlich, dies war „der Mann der Schmerzen“.

Ehe ich fortging, fiel mir plötzlich ein, nach den drei jüngern Kindern zu fragen. Der Vater sagte mir, daß sie immer noch bei dem freundlichen Wohltäter seien.

Ich denke, wenn es mit dem Sortieren gut geht, und Sie Glück haben, werden Sie die Kinder wieder zu sich nehmen?

Gott gebe es, antwortete er. Meine Seele schmachtet nach diesem Tage.

Gegen meine ursprüngliche Absicht ließ ich die sieben Pfund Sterling, die ich für ihn bestimmt hatte, in seine Hand gleiten. Wenn es mit dem Geschäftsteilnehmer auf die Dauer nichts sein sollte, so versuchen Sie es allein, sagte ich.

Er begleitete mich mit Segen und Dankesworten die steile Treppe hinab. Seine Frauen verharrten in verlegner, scheuer Haltung, und ohne daß eine von ihnen auch nur ein Wort gesagt hätte.

(Schluß folgt)

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Reichsspiegel Berlin, 24. Mai 1908

(Zur Marokkofrage. König Eduards Besuch beim Zaren. Die Bagdadbahn. Die Wahlbewegung in Preußen.)

Zu Beginn der verflossenen Woche hatte die politische Welt — oder war es vielmehr die Börsenwelt? — einen kleinen Anfall von Nervosität. Während seines Aufenthalts in Wiesbaden hatte der Kaiser eine Veranstaltung abgesagt, um Vorträge entgegenzunehmen, und das gerade in einem Augenblick, als gewisse Nachrichten über das Vorgehn der Franzosen in Marokko unwirsche Klagen über französische Rücksichtslosigkeiten und Eigenmächtigkeiten gegenüber deutschen Interessen hervorgerufen hatten. Man flüsterte von einer plötzlichen Zuspitzung der politischen Lage und glaubte eine Parallele zu finden zwischen dem, was sich jetzt in Wiesbaden abspielte, und den verhängnisvollen Ereignissen von Ems im Jahre 1870. Es war blinder Lärm, aber die nervöse Stimmung spiegelte das Unbehagen wider, das sich bei den Nachrichten aus Marokko weiter Kreise bemächtigt hatte.

Es war freilich kaum noch zu verbergen, daß das französische Expeditionskorps in Marokko anfing, sich mit zunehmender Unbekümmertheit über die Verpflichtungen, die ihm die Algecirasakte auferlegte, hinwegzusetzen. Und wenn auch vielleicht die französische Regierung das loyale Entgegenkommen der deutschen Reichsregierung dankbar anerkannte, so war doch die gerechte Würdigung dieses Sachverhalts anscheinend in den Vorzimmern am Quai d'Orsay stecken geblieben; dem französischen Volk und Heer erschienen die Deutschen mit ihrer ständigen Berufung auf die Algecirasakte als übelwollende Mahner, und dementsprechend erschien auch, was die deutsche Regierung der französischen loyal eingeräumt hatte, als widerwillig gemachtes, von Zaghaftigkeit und Schwäche eingegebnes Zugeständnis an die kühne Initiative der französischen Marokkopolitik. In dem Gebaren des französischen Expeditionskorps mußte diese Auffassung mit der Zeit so stark hervortreten, daß es auf die ganze politische Lage zurückwirken mußte. Mit zunehmender Schärfe meldeten die Berichte der Vertreter deutscher Interessen in Marokko, daß sich das Vorgehn der Franzosen nicht nur immer weniger mit der Algecirasakte vereinigen lasse, sondern immer offenkundiger eine Spitze besonders gegen die deutschen Interessen herauskehre. Nun kam dazu auch noch der Zwischenfall mit einem deutschen Schutzbefohlnen, ein Fall, dessen peinliche Nebenumstände zwar in einem Bericht des Generals d'Amade zum Teil abzuleugnen versucht wurden, der aber nicht ganz verschleiert werden konnte und immer noch genug übrig ließ, was der deutschen Regierung zu ernsten Vorstellungen Anlaß bieten konnte. Man darf auch wohl annehmen, daß die französische Regierung nicht in Zweifel darüber gelassen worden ist, daß sie im Begriff stand, den Bogen zu überspannen. Es scheint, als ob sich die französische Regierung nun doch die Frage vorgelegt hat, ob sie es verantworten kann, die Dinge so weiter laufen zu lassen, oder ob es nicht vielmehr notwendig ist, das Verhalten der Truppen in Marokko mehr in Übereinstimmung mit der offiziell verkündeten und vertretnen Politik Frankreichs zu bringen. Darauf ist es wohl zurückzuführen, daß neuerdings ernstlich von Räumung einzelner Gebietsteile in Marokko, von Einschränkung der Operationen und Zurückziehung eines Teils der Truppen die Rede ist.

Vorläufig überwiegt also auch in Frankreich augenscheinlich das Bedürfnis, das mühsam genug hergestellte politische Gleichgewicht in der Weltlage nicht leichtfertig zu stören. Der moralische Rückhalt, den Frankreich an England findet, genügt doch nicht, um Deutschland von seinem fest und klar eingenommnen Stand-

punkt in der Marokkofrage abzudrängen. Dieser Standpunkt ist derselbe, den Frankreich selbst offiziell anerkannt hat. Es ist darum auch nicht recht zu verstehn, weshalb diese unsre Stellung ein Zeichen unsrer Schwäche sein soll, wie von manchen Seiten immer wieder behauptet wird. Das könnte doch nur dann mit einigem Recht gesagt werden, wenn wir in Marokko selbst einen andern und weitergehenden politischen Einfluß gewinnen wollten, als er durch unsre Handelsinteressen und das Recht der offnen Tür bestimmt wird. Aber wenn das auch wohl in einzelnen politischen Kreisen gewünscht wird, offizielle deutsche Politik ist es nicht und ist es auch nie gewesen. Wir haben nie auf dem Standpunkt gestanden, daß die Franzosen bei ihrer gewaltsamen „friedlichen Durchdringung" Marokkos etwas täten, was wir nur deshalb mißbilligen, weil wir es selbst gern tun würden. Vielmehr halten wir ein derartiges Vorgehen einer einzelnen Macht mit den internationalen Rechten überhaupt nicht für vereinbar. Und weil es sich eben nicht um einen Wettlauf in irgendwelcher Eroberungspolitik handelt, sondern um Rechte, die wir in jedem beliebigen Augenblick fordern können, darum kann es niemals Schwäche bedeuten, wenn wir den Franzosen jede nur mögliche Rücksicht beweisen, und statt mit nervöser Besorgnis bei jeder Gelegenheit dazwischen zu fahren, mit Ruhe und Festigkeit nur unsre klaren und unantastbaren Rechte betonen.

Die Entwicklung aller solcher Fragen fordert Geduld und Wachsamkeit, und diese Eigenschaften werden wir überall notwendig gebrauchen, wo es sich um das Gewinnen eines sichern Urteils über unsre politische Lage handelt. Je mehr wir uns zeitlich von der Epoche der Reichsgründung entfernen, desto weniger können wir erwarten, daß die andern Mächte unter dem unmittelbaren Bann des Übergewichts unsrer Waffenmacht stehn. In langer Friedenszeit läßt sich eine moralische Einwirkung dieser Art auf das allgemeine Bewußtsein fremder Völker nicht aufrechterhalten. Es muß genügen, in den kundigen und verantwortlichen Kreisen des Auslands die Überzeugung zu erhalten, daß unsre Wehrmacht auf der alten festen Grundlage ruht. Wir können ohne Überhebung und ohne verblendete Prahlerei sagen, daß diese Überzeugung da, wo sie für uns von Wert ist, in der Tat besteht. Darum ist es kindisch und zwecklos, jede politische Schwierigkeit, mit der wir irgendwo zu kämpfen haben, dahin zu kennzeichnen, als ob sich ein Sinken des Ansehens des Deutschen Reichs darin ausspräche. Eine bequeme Prestigepolitik können wir allerdings nicht treiben. Es ist ein verwickeltes Spiel und Gegenspiel der Interessen, in dem wir uns behaupten müssen. Aber es ist falsch, zu behaupten, daß wir ausschließlich von einem Ringe feindseliger, unter sich einiger Interessen umgeben sind. So einfach ist die Lage nicht, und wir haben genug Momente, die zu unsern Gunsten in die Wagschale fallen. Freilich werden wir immer mit den Schwierigkeiten zu rechnen haben, die unsre zentrale Lage mit sich bringt.

Es ist jetzt wieder, wie vor einem Jahre, von Einkreisungspolitik die Rede, weil König Eduard seinen offiziellen Besuch beim Kaiser von Rußland angesagt hat, und weil besonders von französischer Seite große Hoffnungen auf einen neuen Dreibund zwischen England, Frankreich und Rußland gesetzt werden. Dieser Gedanke bedeutet natürlich ein wahres Labsal für alle, die von Mißtrauen gegen Deutschland erfüllt sind oder sich gar mit aktiven feindlichen Absichten tragen. Und doch bietet die Lage eigentlich nichts neues. England und Frankreich haben sich längst zusammengetan, und noch älter ist der berühmte Zweibund Frankreich-Rußland, der die Blütenträume der französischen Revanchepolitiker zur Reife bringen sollte, und der doch in der Hand des einseitigen und mißtrauischen, aber ehrlichen und gewissenhaften Alexanders des Dritten etwas ganz andres wurde. Es klappte zuletzt auch nicht immer und wurde allmählich ein bißchen langweilig, aber schön war es doch, wenn im heiligen Rußland die Marseillaise stieg und die Republikaner an der Seine den lieben Gott

um Schutz für den rechtgläubigen Selbstherrscher im Osten anflehten. Nichts kam dem Reiz dieser Freundschaft gleich, bei der man Lächeln und Händedruck gerade über Deutschland, das böse Deutschland, hinweg austauschte. Aber, wie gesagt, die nationalen Hoffnungen kamen doch nicht auf ihre Rechnung, und so sprach man von der Sache nicht mehr so viel, als das neue Einverständnis mit England angebahnt wurde. Aufgegeben wurde jedoch nichts, die Bundesgenossenschaft bestand fort und konnte jeden Augenblick den frühern Wärmegrad wieder erreichen. Seitdem ist nun auch das Abkommen zwischen England und Rußland über Asien abgeschlossen worden, und damit ist die Möglichkeit gegeben, daß aus den beiden Freundschaften zu zweien nun eine Freundschaft zu dreien wird. Daß die englische Politik diese Möglichkeit nach Kräften auszunutzen bestrebt ist, läßt sich wohl verstehn. Die Lage des britischen Weltreichs zwingt dazu, überall ein Eisen im Feuer zu haben. Seit Japan seinem englischen Verbündeten hier und da unbequem und gefährlich wird, sucht sich England Rußland weiter zu nähern, und der russischen Politik können diese freundschaftlichen Beziehungen zu den Westmächten nur angenehm sein. Soweit darin nur eine Tendenz zum Ausgleich drohender Gegensätze liegt, brauchen uns diese Bestrebungen nicht zu beunruhigen. Es könnte ja nun freilich sein, daß sich der neue Dreibund in den Dienst von feindlichen Absichten gegen uns und unsre Verbündeten stellte. Aber es würde wohl bei diesen Absichten bleiben, so wie es bei dem französisch-russischen Zweibund bei der Absicht geblieben ist. Denn das Schwergewicht der realen Interessen und Möglichkeiten ist größer als das luftige Gespinst der volkstümlichen Sympathien und Antipathien, die gelegentlich als Mittel für die ernstern Zwecke der Staatskunst dienen müssen, aber das Schicksal der Völker nicht allein bestimmen können. Die Interessen der europäischen Mächte sind gegenwärtig nach allen Richtungen so festgelegt, daß neue Bündnisse nur dazu dienen können, unerwünschte oder gewaltsame Lösungen schlummernder Krisen hintanzuhalten, nicht aber neue Konstellationen zu Angriffszwecken zu schaffen. Wenn der erwartete Dreibund England-Frankreich-Rußland zustande kommt und wirklich eine deutschfeindliche Spitze zu zeigen versuchen wollte, so würde er sich sehr bald vor einer Reihe von innern und äußern Unmöglichkeiten sehen und erkennen, daß der Selbsterhaltungstrieb den Gliedern des Bundes nützlichere und wichtigere Aufgaben stellt, mit denen sie vollauf zu tun haben, ehe sie überhaupt in der Lage sind, sich um uns zu kümmern. Das Vergnügen, das deutschfeindliche Kreise in den beteiligten Ländern vielleicht in der Vorstellung finden, Deutschland mit einem solchen Bunde beunruhigen und in Schach halten zu können, brauchen wir den guten Leuten nicht zu mißgönnen; es hält sie vielleicht von gefährlichen Plänen zurück.

Wie wenig das wichtigtuende, im Gewande politischer Weisheit einherstolzierende Gerede von den ständigen Schwierigkeiten und Mißerfolgen der deutschen Politik oft gilt, zeigt auch der Schritt vorwärts, der neuerdings wieder in der Frage der Bagdadbahn getan worden ist. Das Unternehmen ist bekanntlich rein wirtschaftlicher Natur, vollzieht sich unter türkischer Oberhoheit, arbeitet mit internationalem Kapital und dient keineswegs nur deutschen Interessen, sondern Handelsbeziehungen, die ein großes Völkergebiet umfassen. Und doch weiß jedermann, daß man mit vollem Recht dieses Unternehmen als deutsch, ja im politischen Sinne deutsch betrachtet. Denn seine Ausführung wäre tatsächlich unmöglich gewesen ohne das Vertrauen des Sultans und der Pforte zu deutschem Können auf technischem und administrativem Gebiete, zu der Solidität deutscher Geschäftstätigkeit und zu der politischen Loyalität Deutschlands. Erst dadurch ist die Sache in Fluß gekommen. Daß dieses Vertrauen erworben und erhalten wurde, ist in Wahrheit eine politische Tat Deutschlands. Die Ausführung des Unternehmens ist daher auch stets von einer starken politischen Gegenarbeit andrer Mächte begleitet gewesen. Diese hat um so stärker eingesetzt, je mehr sich der Bahnbau dem wichtigsten Teil der Arbeit

näherte, nämlich der Überschreitung des Taurus. Denn war dies geschehn, so war die Durchführung der Bahn bis zum Tigris so gut wie selbstverständlich. Deshalb wurde alles getan, um das Steckenbleiben des Unternehmens auf anatolischem Boden herbeizuführen. Man ließ sich deshalb die Erschütterung der Stellung Deutschlands bei der Pforte so angelegen wie möglich sein, und in diese Bemühungen wurden alle Fragen der Orientpolitik mit hineingezogen. Auch in der deutschen Presse fand man oft genug nach französischen, englischen und russischen Quellen die Behauptung, daß unsre Diplomatie in der Balkanpolitik falsch operiert habe, und daß es mit dem frühern Einfluß Deutschlands am Goldnen Horn vorbei sei. Jetzt stehen wir der Tatsache gegenüber, daß die Verlängerung der Bagdadbahn um weitere achthundert und einige mehr Kilometer gesichert ist. Diese jetzt konzessionierte Strecke aber bedeutet die Überschreitung des Taurus! Es muß doch also wohl nicht so arg sein mit der Einflußlosigkeit Deutschlands im Orient und mit der Unfähigkeit unsrer Diplomatie, deutsche Interessen gegen die widerstrebenden Einflüsse Englands und andrer Mächte durchzusetzen.

Im Innern nähern wir uns den Zeiten politischer Windstille. Aber noch sind vorher die preußischen Landtagswahlen zu überwinden. Man sollte meinen, das müsse nach dem heftigen Sturme, der wegen des preußischen Wahlrechts bei Beginn dieses Jahres den Blätterwald durchtobte, eine recht starke Bewegung werden. Doch davon ist recht wenig zu bemerken. Die Parteien suchen in den einzelnen Wahlkreisen die Kandidatenfrage so gut zu regeln, wie es nach den Umständen eben geht. Da werden denn die verschiedensten Bundesgenossenschaften geschlossen, und alle diese Bündnisse ad hoc vertragen nicht die starke Aufregung einer großen Prinzipienfrage, die die Wählerschaft in zwei Heerlager teilt. So geht es einstweilen noch recht still zu, und niemand erwartet eigentlich, daß der neue Landtag ein wesentlich andres Gesicht zeigen wird als der bisherige. Nur daß man infolge der Neueinteilung der Wahlkreise doch nicht ganz die Möglichkeit abweisen kann, einen oder den andern Sozialdemokraten in den Landtag einziehen zu sehen. Anstrengungen genug werden dazu gemacht werden.

Eigenarten des politischen Urteils in Deutschland. Ein Franzose, ein Engländer, ein Deutscher machten einst eine Wette. Keiner hatte noch je ein Kamel gesehen; wer nach einem bestimmten Zeitraum ein solches am besten zeichnen könnte, sollte gewinnen. Der Engländer reiste nach Ägypten, beobachtete, zeichnete photographierte, der Franzose ging in die Menagerie und in die Bibliothek, der Deutsche aber blieb zu Hause und schuf das Kamel aus der Tiefe seines Gemüts. Die Anekdote hält es nicht für nötig zu erzählen, wer nun schließlich die beste Zeichnung lieferte. Diese unscheinbare Erzählung enthält eine Wahrheit. Es scheint eine Eigenart des Deutschen zu sein, daß seine Urteile über Dinge vielfach ähnlich zustande kommen wie seine Zeichnung des Kamels.

Es gibt zwei logisch und psychologisch getrennte Arten des Urteilens, für die die einzelnen Völker verschiedne Neigung und Fähigkeit zu haben scheinen. Die eine geht von der Wirklichkeit und dem einzelnen aus und sucht ein allgemeines; die andre geht vom allgemeinen aus und sucht dann das einzelne, das dazu paßt. Die Urteile der ersten Art werden komplizierter Natur, vorsichtiger, weniger umfassend sein und auf manche Einschränkungen verweisen; die andern sind zweifellos bei weitem schöner, viel einfacher, deutlicher, leichter faßbar, apodiktischer und formelhafter; die ersten aber haben den Vorzug, daß sie von der Wirklichkeit etwas aussagen, während die zweiten immer nur eine Idee des Urteilenden geben, die eben alles von der Wirklichkeit, was ihr nicht paßt, ignoriert.

Die zweite Art des Urteils, die keinem andern Volk der Erde so gut liegt wie dem deutschen, hat gewiß ihre Vorzüge — sie ist die Wurzel des Idealismus,

hat Philosophien geschaffen, ein Reich des Geistes und der Idee — und die tiefsten Dinge sind stets deshalb gesagt worden, weil ein allgemeinstes intuitiv geahnt, aus dem einzelnen nicht entwickelt, sondern in ihm wiedergefunden wurde.

Dieser Vorzug, der auf philosophischem Gebiete die Größe des deutschen Denkens schafft, wird wie jeder Vorzug, in andrem Zusammenhang, zur empfindlichen Schwäche. Der Wirklichkeit gegenüber bedeutet diese Denkweise Herrschaft der Theorie und der Formel, das heißt Ungerechtigkeit und Gewalt. Noch ehe wir einen Menschen richtig kennen, haben wir die Formel, die sein Wesen erklärt. Diese Formel verhärtet sich dann gleichsam, ohne mit genauerer Erfahrung bereichert oder verändert zu werden — weil für diese Art des Denkens die Aufgabe gelöst ist, wenn die feste begriffliche Formel gefunden und alles Spätere unbewußt ignoriert wird. Es liegt darin wohl der geheime Grund, warum die deutsche Nation andern, insbesondre den Franzosen in der Feinheit der Psychologie, zumal der Frauen, die ja zumeist begrifflich nicht meßbare widerspruchsvolle Wesen sind, so sehr nachstehen wie in keiner andern Aufgabe des Denkens. Der deutsche Schriftsteller liebt die Einfachheit der Charaktere ebenso wie der französische ihre verwickelte Unmeßbarkeit, ihre geheimen Risse, ihre unfaßlichen Rätsel — die verlockendste, weil schwerste Aufgabe einer jahrhundertealten ererbten und stets verfeinerten psychologischen Kultur. Der Franzose liebt das Irrationale, vor dem sich der Deutsche angstvoll in den Begriff rettet. Ein Deutscher liebt sein Wirtshaus rechteckig, und die Säulen, die die Decke etwa stützen, sollen in der Mitte stehn. Wer französische Cafés, ganz gleich ob in Paris oder in der Provinz, sieht, erschrickt darüber, wie peinlich und krampfhaft dort jede Symmetrie vermieden und unwahrscheinliche Polygone unwahrscheinlich eingeteilt sind. Das Wesen des Menschen aber ist irrational, und wer das Geometrische liebt, wird stets ein schlechter Psychologe bleiben. Eine Schilderung, wie sie z. B. Balzac in seiner Histoire des treize auf zwei Seiten von dem Charakter der Duchesse de Langlais entwirft, wird ein deutscher Schriftsteller niemals schreiben, ein deutscher Leser zumeist nicht ganz genießen können.

Das alles ist natürlich nur im Durchschnitt wahr, wie das meiste, was von Gesellschaften, Völkern, Rassen gesagt wird. Wir haben jeden Tag Gelegenheit, Belege zu beobachten. Wie werden Persönlichkeiten, die die Augen auf sich ziehen, beurteilt! Man begegnet Formeln, nicht aber Charakteren. Man braucht nur nachzuprüfen, was zum Beispiel über den Kaiser gesagt wird. Eines der treffendsten Beispiele ist noch in aller Gedächtnis. Irgend jemand hatte erzählt, der Reichskanzler hätte gesagt: „Nur keine innern Krisen." Das Wort wurde aufgegriffen, wurde zum Programm, zur Formel, zur Charakterschilderung. Der Reichskanzler hat das Wort niemals ausgesprochen, wie er selbst im Reichstag erklärt hat. Es wurde lediglich geglaubt, weil es eine bequeme Formel war und bleibt, als bequeme Formel, auch noch im Gedächtnis, nachdem die Reichstagsauflösung eindringlich genug gezeigt hat, daß Formel und Wirklichkeit nichts miteinander gemein haben.

Ja es scheint sogar, als hätte diese Formel unter Deutschen ein so zähes Leben, daß das Urteil, das sie enthält, aus der innern Politik vertrieben, sich nun in die auswärtige rette, um dort seine Haltung zu behaupten, bis auch da einmal der rechte Augenblick kommt, und ein Staatsmann, dessen Werkzeug nicht die an keine Zeit gebundne Idee, sondern die Situation ist, zeigen kann, daß die Hand, die den Handschuh trägt, auch den Degen führen kann.

Es ist nur eine andre Form derselben Erscheinung, der Liebe zur formelhaften Charakterisierung, wenn wir so oft, am deutlichsten bei Gerichtsverhandlungen, jedes einmal oft vor langen Jahren und in dieser oder jener Situation gesprochne Wort als verbindliches Programm wiederkehren sehen. Der Deutsche spricht und hört Programme. Seine Worte sind nicht leichtbeflügelt, Irrlichter, Sterne, die nur für ein paar Momente flimmern, sondern Programme, schwer und langlebig. Die deutschen

Gesellschaften verlieren so, was die philosophischen Bücher gewinnen. In Deutschland gilt, wer Ansichten äußert, die er nach einem Monat vergessen hat, für unmoralisch, in Frankreich je nachdem für geistvoll oder für vergeßlich.

Hätte der Fürst Bülow wirklich einmal ausgerufen: Nur keine innern Krisen! er hätte zehn gegen eins wetten können, daß der deutsche Zuhörer dies nicht aus der Situation, sondern als Programm verstanden hätte.

Dieses Kapitel könnte sehr weit führen, und einzelne der tiefsten Verschiedenheiten der Rassen werden offenbar aus dem Verhältnis des lebendigen Menschen zu dem toten Wort.

Polnische Vorbereitungen auf den großen Kladderadatsch. Ziemlich spät gelangt nach Deutschland die Nr. 1 des diesjährigen Jahrgangs des in Warschau erscheinenden Kurjer Warzawski, aus der man erfährt, daß das Polentum den ersehnten großen Kladderadatsch im Laufe des Jahres 1913 erwartet. In dieser Nummer schreibt nämlich ein Herr Wladislaw M. Kozlowski, „das polnische Volk im Posenschen" habe „auf Grund chronologischer Aufstellungen die Überzeugung gewonnen, daß die preußische Herrschaft in diesem Lande im Jahre 1913 ihr Ende erreicht". Der Herr fügt hinzu, „das unsinnige Vorgehn der preußischen Regierung" scheine darauf hinauszulaufen, „die Hoffnungen des gemeinen Volks zu bestätigen", denn „die allgemeine, in sämtlichen Ländern, ja selbst Deutschland nicht ausgeschlossen, laut gewordne Stimme der Entrüstung" sei beredtes Zeugnis dafür, daß „es heute nicht mehr möglich ist, die elementaren Grundsätze für Recht und Gerechtigkeit zu vergewaltigen, indem man sich hinter das Prinzip der Nichteinmischung in fremde Angelegenheiten steckt".

Mit dem „unsinnigen Vorgehn der preußischen Regierung" ist natürlich die Einbringung der Enteignungsvorlage gemeint. Tatsächlich hat sich die preußische Staatsregierung zu diesem Vorgehn erst entschlossen, als sie nicht länger daran zweifeln konnte, daß das massenhafte und planmäßige Aufkaufen deutscher Güter in den Ostmarken zu jedem Preise und die Ächtung eines jeden, seinen Grundbesitz an einen Deutschen verkaufenden Polen den Zweck hatten, der preußischen Herrschaft ein Ende zu machen. Neu ist also den Vätern der Vorlage nur die Enthüllung des Kurjer Warzawski, daß das Polentum dieses Ende schon für so nahe gerückt hält. Hätten die Regierungsvertreter diese auf Grund chronologischer Aufstellungen gewonnene Überzeugung des polnischen Volks im Posenschen und seiner Warschauer Stammesgenossen gekannt, so würden sie gewiß nicht verfehlt haben, die Auslassungen des Herrn Kozlowski im Landtage zu verwerten, um die Köhlergläubigen, die sich nicht von Losreißungsplänen der preußischen Polen überzeugen lassen wollen, ad absurdum zu führen und den prinzipiellen Gegnern einer beschränkten und friedlichen Enteignung gegen reichliche Entschädigung zu zeigen, mit welchen großzügigen, allgemeinen und gewaltsamen Enteignungsplänen ohne Entschädigung sich die Polen tragen.

Daß es sich in der Tat nicht um vage, mit historischen Zahlen willkürlich operierende Phantastereien, sondern um durchdachte Pläne mit bestimmten Mitteln handelt, geht aus dem Aufsatze des Kurjer Warzawski klar hervor. Er sagt ganz offen, wie die russischen Polen mithelfen sollen zur Verwirklichung des Projekts in naher Zeit: durch Verdrängung der „übermäßig dienstfertigen" deutschen Industrie und des deutschen Kapitals aus dem „Königreiche" sollen die deutschen Industriellen, Kaufleute und Kapitalisten bewogen werden, auf die Abgeordneten einen Druck zur Ablehnung aller weitern, die freie Bewegung der Polen hemmenden Vorlagen auszuüben. In den oben zitierten Sätzen ist schon angedeutet, wodurch das nichtpolnische Ausland dazu gebracht werden soll, von dem Prinzip der Nichteinmischung dem „die elementarsten Grundsätze für Recht und Gerechtigkeit vergewaltigenden" Preußen-Deutschland gegenüber abzugehn. An einer andern

Stelle zeigt er auch, wie man es machen muß, um dem nichtpolnischen Auslande einzureden, Preußen habe von jeher an seinen Polen in schändlicher, ein Strafgericht geradezu herausfordernder Weise gehandelt. Er schreibt nämlich: „Die historischen Verhältnisse der brandenburgischen Fürsten zu Polen lassen sich kurz in der Geschichte des geriebnen Burschen im Verhältnis zum mächtigen und großmütigen, doch unvorsichtigen Herrn zusammenfassen. Abgerissen, demütig und unterwürfig kommt der »plundrige« Bursche, um sich bei dem Herrn in den Dienst einzubetteln. Großmütig wird er angenommen. Der Bursche ist dienstfertig und gewandt. Schnell gewinnt er an Bedeutung, er wird unentbehrlich. Zugleich mit der Bedeutung wächst bei ihm auch der Hochmut, jenes »Pathos für Entferntes«, das heißt für Rang, das der Philosoph des Preußentums zu rühmen beginnt. Oft muß ihn der Herr mit dem Stocke bekannt machen. Der Bursche erduldet die Schläge, füllt sich aber die Taschen. Er tröstet sich mit dem Gedanken, daß er in seinem Herzen den »Willen zur Macht« verborgen hält. Schrittweise verarmt der Herr, ebenso wie sich der Knecht auf seine Kosten bereichert. Es kommt die Zeit, die den Herrn zum Konkurs führt. Der Bursche, der sich während seiner Dienstzeit den Beutel gespickt hat, übernimmt den größten Teil seiner Besitzungen, und jetzt will er den Herrn aus seiner heimatlichen Stätte verdrängen, ungeachtet des vereinbarten Lebtagsrechts."

Wer die Geschichte Polens und die Rolle, die die brandenburgischen Fürsten in ihr spielen, kennt, der weiß, daß man diese Geschichte gar nicht gröblicher fälschen kann, als es hier geschieht. Jedenfalls spielen im letzten Jahrhundert die Rolle des abgerissenen, plundrigen, sich die Taschen füllenden Dieners, der den ihn erst zum Menschen machenden Herrn aus seinem rechtmäßigen Besitze verdrängt — die Polen. Aber was verschlägt das dem Herrn Kozlowski! Er weiß ganz genau, daß in den Ländern, für die seine „historische" Darstellung hauptsächlich bestimmt ist, der Schulunterricht in der Geschichte sehr im argen liegt, und daß deshalb seine Fälschung dort Tausende von Gläubigen findet, wenn sie unter die Massen gebracht wird. Er weiß ferner, daß in England, Frankreich, Italien und Amerika eine Menge polnischer Preßagenten begierig auf solche Entstellungen stürzt, um sie in die Landespresse zu bringen. Legt doch zum Beispiel die in Graudenz erscheinende Gazeta Grudziadzka dem jungen Strazvereine die Pflicht auf, die ganze Welt über die Gewalttaten Preußens an den unglücklichen Polen zu informieren und zu diesem Zwecke wöchentlich mindestens zwei bis drei Mitteilungen über solche Taten für Blätter jener Länder zu verfassen und durch sprachkundige polnische Damen in die betreffenden Sprachen übersetzen zu lassen. Daß diese Pflicht im vollsten Maße erfüllt wird, dafür sorgt schon der überaus eifrige Strazvater Herr Joseph von Koscielski, unter dessen Leitung die polnischen Schriftsteller und Journalisten häufig genug beraten und sich in die gemeinsame Aufgabe teilen.

Deutsche Gegner der Enteignungsvorlage werden nun vielleicht sagen, der Artikel Kozlowskis in dem Warschauer Blatte würde ohne die Enteignungsvorlage nicht geschrieben worden sein und könnte schlechterdings nicht als beweiskräftig für Losreißungspläne der preußischen Polen angesehen werden. Nun, die „chronologischen Aufstellungen" über das Ende der preußischen Herrschaft „im Posenschen" sind sicherlich nicht erst nach der Einbringung der Enteignungsvorlage erfaigt, und den Zweck, den Koziowski mit seiner Enthüllung und seinen übrigen Ausführungen verfolgt, haben längst vor ihm andre polnische Schiftsteller zu erreichen gestrebt. Wer sich darüber genau unterrichten will, verschaffe sich das soeben zu günstiger Stunde im Verlage von Puttkammer und Mühlbrecht in Berlin erschienene Buch „Polen-Spiegel", das eine übersichtliche Darstellung der polnischen Organisationen in den „drei Anteilen", ihrer Zwecke und Mittel sowie die wichtigiten

Aktenstücke zur Beurteilung der polnischen Rechte und Pflichten darbietet und endlich durch eine reiche Fülle von Zitaten aus polnischen Zeitschriften den unanfechtbaren Beweis erbringt, daß schon längst die Polen im preußischen Staate einen wirtschaftlich-politischen Ring bilden, dessen letztes Ziel es ist, in Gemeinschaft mit den Polen in Österreich und Rußland das polnische Reich wiederherzustellen. In diesem verdienstlichen Werke fehlt es auch an Beweismaterial dafür nicht, daß schon lange bevor die preußische Staatsregierung an Enteignung polnischer Güter dachte, sich die Polen aller „drei Anteile" bemühten, das Ausland besonders gegen Preußen und das ganze Deutsche Reich aufzureizen und der Unterstützung der polnischen Pläne geneigt zu machen. Unter diesem Beweismaterial fehlt jedoch ein besonders charakteristischer Artikel, der erst ganz neuerdings die Aufmerksamkeit auf sich gelenkt hat und besondre Beachtung deshalb verdient, weil er von dem ehemaligen „Admiralski" und „Freunde des Kaisers", dem Herrenhausmitgliede und Strazvater von Koscielski herrührt und aus einer Zeit vor der Entstehung der Enteignungsvorlage und sogar vor dem großen Schülerstreik und seiner Bekämpfung durch die preußische Staatsregierung stammt. Dieser sehr ausführliche, in der durch ihren Deutschenhaß berüchtigten Londoner Zeitschrift The Natianal Review erschienene Aufsatz geht den Engländern mit Schmeicheleien über ihre kolonisatorischen Erfolge höchst geschmeidig um den Bart, um sie desto empfänglicher für das zu machen, was er den Preußen anhängt. Zu dem gleichen Zwecke beginnt er seine „historische" Schilderung der Preußen und ihrer Schandtaten mit einer Art von Lob und scheut sich nicht einmal, den polnischen Magnaten früherer Zeit recht Unrühmliches nachzusagen. Er führt nämlich aus, wenn man die preußischen Erfolge von 1866 und 1870/71 verstehn wolle, dürfe man nicht vergessen, daß der dürftige Sandbaden der Mark ein an harte Arbeit gewöhntes Geschlecht habe heranbilden müssen, ein Geschlecht von geistig großem moralischen Ernst und körperlich eiserner Stärke, ungleich fähiger als seine minder hart erzognen Gegner, andre zu beherrschen. Das dürfe man auch nicht vergessen, wenn man volles Verständnis des Kampfes um die Existenz zwischen Preußen und Polen gewinnen wolle. In diesem Kampfe verdanke das preußische Volk dem unfruchtbaren Boden seines engern Vaterlands hauptsächlich seinen Sieg über die Polen, die im Genuß der reichen Erträge ihrer fruchtbaren Äcker schwach und endlich durch ihr politisches Streben nach dem Osten nnd durch ihre Vermischung mit den Russen „byzantinischer Trägheit" zugänglich geworden seien, die sich später zu „orientalischer Sinnlichkeit" entwickelt habe. In dieser trägen Sinnlichkeit allgemach der größten Anarchie verfallend, habe das Polentum ganz übersehen, daß ihm ein mächtiger Feind im Westen — der abgerissene Bursche Kazlowskis — erwachse, der dann die „anmaßenden Hände" nach dem Osten gestreckt habe.

Eine der dreistesten Behauptungen wird von Koscielski zu dem Zwecke unternommen, den Fürsten Bismarck wegen seiner Erklärung, die Polen hätten die im Jahre 1815 von Friedrich Wilhelm dem Dritten in seiner bekannten Proklamation abgegebnen Zusagen durch ihren Aufstand im Jahre 1848 verwirkt, der Unwahrheit zu zeihen. Die Behauptung selbst lautet keck und kühn: „Dieser Aufstand war durch die preußische Regierung selbst hervorgerufen." Wir begnügen uns damit, diese Darstellung niedriger zu hängen. Wer über die historischen Vorgänge genaueres zu erfahren wünscht, der nehme das von dem frühern Generalstabsoffizier bei dem Posener Generalkommando, spätern General von Voigts-Rhetz verfaßte aktenmäßige Werk über jenen Aufstand oder die von dem Kreisbürgerausschuß zu Rogasen unter Benutzung der landrätlichen Akten verfaßte Geschichte des Aufstands in der Provinz Posen zur Hand. Dort mag man sich überzeugen, mit welcher — Wahrheitsliebe die heutige polnische Geschichtsdarstellung arbeitet.

In dem Koscielskischen Gemälde spielt natürlich die „eifrige Protestantisierung der östlichen Provinzen“ eine große Rolle. Von Friedrich dem Großen begonnen, sei sie nach kurzer Unterbrechung bis in die neuste Zeit systematisch fortgesetzt worden und stehe in schneidendem Kontrast zu der polnischen Toleranz(?). Wenn wir von Friedrich dem Großen, der nicht auf die Konfession, sondern nur auf die Zuverlässigkeit und Brauchbarkeit sah, ganz absehen, so müssen wir allerdings zugeben, daß die preußischen Regierungen seit den Zeiten, wo die Wahl polnisch gefärbter Katholiken zu ostmärkischen Beamten noch Hand in Hand ging mit blinder Verhätschelung der Polen überhaupt, die Einsetzung solcher Beamten vermieden, und daß die Ansiedlungskommission, auf die sich Herr von Koscielski besonders beruft, mehr Protestanten als Katholiken angesiedelt hat. Aber wer trägt daran die Schuld? Aus eigner Machtvollkommenheit haben die Polen die Gottesmutter zur „himmlischen Königin“ des ungeteilten Königreichs ernannt, die nur polnisch redet und versteht, nur polnisches Gebet erhört; nur Katholiken, die dieses politische Dogma annehmen, gelten ihnen als rechte Katholiken. Selbstverständlich sind die Protestanten diesem Dogma ungleich weniger zugänglich als Katholiken, die, mögen sie woher immer kommen, von der polnischen Geistlichkeit mit allen ihr zu Gebote stehenden Mitteln drangsaliert werden, bis sie sich zur „polnischen Religion“ bekennen. Die vollständige Polonisierung der „Bamberger“ beweist, mit welchem Geschick und Erfolg diese Bekehrungen und national-politischen Umstempelungen betrieben werden. Die preußische Staatsregierung und ihre Organe würden also im höchsten Grade verblendet handeln und die östlichen Provinzen den nach Wiederherstellung des alten Polenreichs trachtenden Elementen förmlich ausliefern, wenn sie diesen Provinzen der Bekehrung zur „polnischen Religion“ besonders zugängliches Menschenmaterial zuführen wollten. Daß sich die deutschen, d. h. die Katholiken, die ihre Religion freihalten von politischer, landesverräterischer Zutat, in keiner Weise hinter die Protestanten zurückgesetzt fühlen, haben sie oft genug dankbar anerkannt. Die Toleranz des preußischen Staates gegen rein religiöse Bekenntnisse steht also himmelhoch über der der Polen, die mit fanatischer Unduldsamkeit die deutschen, sich gegen die polnische Aufsaugung wehrenden Katholiken bekämpfen und gegen diese allmählich die ganze Wut gerichtet haben, mit der sie ehedem den Protestantismus verfolgten. Was dieser von den Polen zu erdulden hatte, ist erst kürzlich in der Kreuzzeitung in einer längern Abhandlung klargelegt worden, die den unanfechtbaren Nachweis liefert, wie unduldsam und gewalttätig das polnische Reich den Bekennern des evangelischen Glaubens wie auch den Anhängern der griechisch-katholischen Kirche innerhalb seiner Grenzen gegenübergetreten ist, und wie es in einer Zeit, wo längst der Grundsatz cujus regio, ejus religio von allen Mächten aufgegeben worden war, doch mit Feuer und Schwert gegen Andersgläubige gewütet hat in einer Weise, die wiederholt den Einspruch andrer Mächte hervorrief.

Daß ein Mann, der so mit der Wahrheit und der preußischen Staatsregierung umspringt, um dieser jenseits des Kanals Gegner zu schaffen, dem Deutschen Ostmarkenverein nichts Gutes nachredet, kann nicht überraschen. Aber daß Herr von Koscielski, der dem „edeln“ Polentum als besondres Verdienst den Beschluß anrechnet, „festzuhalten an den Eroberungen der Väter“, die Führer und die Mitglieder eines deutschen Vereins, der schlechterdings nichts andres will, der krassesten Habsucht, der niedrigsten Ziele, des gröbsten Eigennutzes, ruchloser und schamloser Taten zeiht, sie eine „Maffia des Nordens“ nennt, von der sich alle bessern Elemente abwenden, und ihnen vorwirft, „einen Flecken auf den deutschen Namen gebracht zu haben, wie die Geschichte der ganzen Welt keinen schändlichern kennt“: das würde man diesem Vorkämpfer für Gerechtigkeit und Wahrheit trotz allem, was er schon geleistet hat, doch nicht zutrauen, wenn man es nicht schwarz auf weiß vor sich sähe. Und begreifen kann man es auch nur, wenn man voraussetzt,

daß er ad majorem gloriam Mariae, der himmlischen Königin des ungetrennten Polenreiches, zu handeln glaube, indem er die preußische Staatsregierung als Helfershelferin und Mitschuldige, ja als gefügiges Werkzeug dieses raubsüchtigen Banditenhaufens dem Auslande denunziert.

Und in dieses Mannes Händen laufen alle die Fäden zu dem Netze zusammen, mit dem das Ausland umsponnen werden soll, damit es bei dem großen Kladderadatsch im Jahre 1913 der preußischen Herrschaft „im Posenschen" ein Ende machen hilft! Er leitet, wie gesagt, die Beratungen der polnischen Schriftsteller und Journalisten, lenkt und leitet den Strazverein, sitzt alljährlich in dem bekannten Karpatenbade Zakopane, wo sich die Polen aus den „drei Anteilen" im Sommer wochenlang versammeln, um die Maßnahmen zur Bekämpfung und Schädigung ihres bestgehaßten Feindes, des preußischen Staats, zu beraten, läßt sich bald in Krakau, bald in Lemberg hören und entfaltet sowohl als national-politischer Lyriker, der in tönenden Versen seine Stammesgenossen zu unermüdlicher Arbeit anfeuert, wie als politischer Schriftsteller eine ebenso eifrige wie umfangreiche Tätigkeit, von der der gekennzeichnete Artikel in der National Review nur eine Probe ist. In wie unerhörter Weise er zur Zeit des großen Schülerstreiks im Echo de Paris die preußische Unterrichtsverwaltung, die treuen ostmärkischen Lehrer und das pflichtgetreue Beamtentum im Osten beschimpft hat, ist wohl noch in frischer Erinnerung.

Daß er nun, nachdem das Enteignungsgesetz einen Strich durch die Rechnung, allmählich den überwiegenden Teil des ostmärkischen Grund und Bodens in polnische Hände zu bringen, gemacht hat, mit seinen in- und ausländischen Helfershelfern fanatischer als je das Verhetzungsgeschäft betreiben wird, unterliegt keinem Zweifel. Um so nötiger ist es, diese Arbeit fest im Auge zu behalten. Man unterschätze die Gefahr nicht, die es im Gefolge hat. Wieviele Ausländer sind imstande, zu unterscheiden, ob bei uns ein Gesetz durch eine gefährliche Strömung notwendig geworden ist oder eine solche Strömung erst hervorgerufen hat! Und wie viel offne und geheime Gegner haben wir sogar in solchen Ländern, deren Regierungen im besten Einvernehmen mit der unsrigen stehn, aber doch vielleicht der Stimmung der Bevölkerung in gewissem Maße Rechnung tragen müssen. Die Polen bemühen sich eifrig, jedes Mittel zur Beeinflussung der öffentlichen Meinung des Auslandes zu gebrauchen. Mit welcher Lügenhaftigkeit dabei verfahren wird, das sehen wir zum Beispiel augenblicklich an der aus Rom gemeldeten Tatsache, daß dort in einem Volkstheater in kinematographischen Bildern die Art und Weise, wie das neue Enteignungsgesetz in den Ostmarken gehandhabt wird, den Italienern anschaulich gemacht wird. Diese angeblich aus dem Leben gegriffnen Bilder sind natürlich Phantasieerzeugnisse, denn das Gesetz hat noch nicht den leisesten Anfang der Ausführung erhalten. Hinter der Täuschung aber steht, wie gemeldet wird, der Vertreter eines polnischen Blattes!

Bosnisches Tagebuch.*) In unsern Tagen bekommt man immer mehr Lust, vernachlässigte und von dem Strom des großen Reiseverkehrs wenig berührte Gegenden aufzusuchen und sich an deren ursprünglichen Reizen zu erquicken. Selbst in dem seit alten Zeiten von vielen Tausenden überschwemmten Italien gibt es noch unentdeckte Schönheiten, vereinsamte Städte, weltferne Dörfer, mit wunderbar träumerischen Winkeln und mit köstlichen Erinnerungen an eine größere und bedeutendere Vorzeit. Und wie viel Herrliches mag gar noch auf der griechischen Halbinsel für schönheitsdurstige Augen und Herzen zu entdecken sein. Bernard Wieman schildert uns seine bosnischen Erlebnisse, und ich möchte recht viele auf sein feines und stimmungsvolles Buch aufmerksam machen. Wieman ist, wie er es schon in einem andern Buch bewiesen hatte, ein Dichter, und sein bosnisches Tagebuch

*) Bernard Wieman, Bosnisches Tagebuch. Kempten und München, J. Kösel.

offenbart es uns von neuem. Er hat das Land mit allen seinen Schönheiten in sich aufgenommen und versteht es, seine Eindrücke mit dichterischer Kunst wiederzugeben. Ich bin nur einmal eilig ein Stück Weges durch die Welt, die er schildert, gefahren. Was ich da gesehen und in meinen Gedanken mitgenommen habe, alle die verblaßten Bilder der Erinnerung sind mir beim Lesen des bosnischen Tagebuchs wieder lebendig geworden. Wer die Sehnsucht verspürt, einmal in diesen „schönern, lichten Ländern" eine Weile unterzutauchen, und wer sich ohne die Aussicht zu haben, dorthinaus einmal wandern zu dürfen, doch gern von fremden Ländern und Menschen erzählen läßt, der möge Wiemans Buch lesen. Er wird seine Freude an den farbenvollen Schilderungen haben und am Ende etwas von der Sonne und dem warmen Lichte, worin der Erzähler die Landschaft geschaut hatte, in sich aufnehmen. S.

Uhde. Man liest jetzt bei modern sein wollenden Kunstschriftstellern manchmal den Satz: „Der Naturalismus ist tot." Das ist ein Irrtum. Die naturalistische Kunst ist die Kunst der Naiven; und solange Menschen geboren werden, wird ihre Nachahmungslust zu naturalistischen Kunstwerken führen. Nur das darf man sagen: die Vorherrschaft des Naturalismus ist heute — genauer gesagt seit zwei Jahrzehnten — gebrochen durch zahlreiche verschiedne Bemühungen um einen Stil; der Naturalismus ist bloß noch ein Teil der heutigen Kunst, dem die Jungen überwiegend nicht mehr huldigen. Aber er ist und bleibt der Nährboden auch aller gesunden Stilkunst, das möchten wir zu Uhdes sechzigstem Geburtstag nicht unausgesprochen lassen.

Als Uhde größere Kreise zu erregen begann, ärgerte man sich meist über die naturalistische Sehweise seiner Bilder. Heute ist dieser Kampf vorbei, und man hat die Ruhe gefunden, zu sehen, mit wie großer, nur ihm eigner Herzensfreundlichkeit Uhde stets malt. Sein einzig treues Auge für die Erscheinung unsers Lebens, das auch soviel unbewußten Humor auffließt, im Verein mit seiner großen lichtmalerischen Kunst läßt uns eben doch in ihm den nächsten Verwandten Rembrandts sehen, so verschieden die Persönlichkeiten sind. Und vielleicht hat er mehr Freunde in dem jetzt lebenden höher entwickelten deutschen Bürgertum, als er selbst glaubt. Sein sechzigster Geburtstag gibt ihnen Gelegenheit, ihr Verhältnis zu dem Meister zu prüfen und zu bestätigen. E. A. Seemann bietet eine Uhdemappe mit sechs schönen farbigen Reproduktionen an (2 Mark): zwei Bilder aus dem Volksleben (Trommlerübung, Heimkehr), zwei aus dem Neuen Testament (Heilige Nacht, Die drei Könige) und zwei aus dem Hause des Künstlers (Kinderstube, Am Gartenzaun). Zu einer vollständigen Reproduktionensammlung seiner Gemälde, darunter auch einigen farbigen Wiedergaben, hat sich die Deutsche Verlagsanstalt in ihrer Klassikersammlung entschlossen; H. Rosenhagen hat zu diesem stattlichen Band eine Einführung geschrieben, die namentlich über Uhdes Entwicklung zur Selbständigkeit neues bringt. Vermag die Seemannsche Mappe rasch größere Freude zu stiften, so wird der Klassikerband — auch dank seiner Verzeichnisse und Nachweisungen — in Zukunft für alle ernsthaftere Beschäftigung mit Uhde die wissenschaftliche Grundlage abgeben.

ODOL
Das Mundwasser

Ruſſiſche Briefe

Von George Cleinow*)

12. Rußland, Deutſchland und die Polen

Der Führer des polniſchen Kolo in der ruſſiſchen Reichsduma, Roman Dmowski, hat ſoeben in Krakau eine Schrift in poluiſcher Sprache veröffentlicht, in der er die Polenfrage im Zuſammenhang mit der deutſch-ruſſiſchen Politik behandelt. Dmowski iſt ein durchaus offner und ehrlicher Politiker, dabei eine charakteriſtiſche Perſönlichkeit und in ſeinen Anſichten das Spiegelbild der Anſchauungen der polniſchen Geſellſchaft. Darum dürfte es nicht unintereſſant ſein, ſeine Anſchauungen über die erwähnten Zuſammenhänge vorzutragen.

Nach dem Zuſammenbruch von 1863, ſchreibt Dmowski, ſchien die Polenfrage aufgehört zu haben, eine internationale zu ſein. Dies um ſo mehr, als auf der einen Seite die deutſchen Siege über Frankreich, auf der andern die Wirkungen der großen Reformen in Rußland bei den Polen alle Hoffnungen auf eine Hilfe von außen getötet hatten. In den drei Kongreßmächten blieb die Polenfrage fortab eine innere Frage. Sie hat als ſolche während der erſten zehn Jahre nirgends einen ſo ſcharfen Charakter angenommen, daß ſie eine der Teilungsmächte hätte in Gefahr bringen können. Jede der drei beteiligten Regierungen erledigte die Polenfrage nach eignem Gutdünken. Rußland führte ſeine Ruſſifizierungspolitik durch. Aus der Verwaltung, aus den Schulen und den Gerichten wurde die polniſche Sprache entfernt. Späterhin wurde ſie im Eiſenbahnverkehr und ſchließlich in Privatgeſellſchaften verboten und aus Banken und ſonſtigen privaten Unternehmungen verbannt. Den Beamten wurde verboten, untereinander polniſch zu ſprechen. Der Ausländer, der das Zartum auf der Eiſenbahn durchquerte und nur die ruſſiſche Sprache hörte, der der polniſchen Sprache nicht einmal in privaten Unter-

*) Im Zuſammenhange mit dieſen Ausführungen möchten wir unſre Leſer auf Cleinows demnächſt im Grenzboten-Verlag erſcheinendes Werk „Die Zukunft Polens“ (2 Bände) aufmerkſam machen. Cleinow ſtimmt vielfach mit R. Dmowski überein und begründet ſeine Auffaſſung eingehend. (Anm. d. Red.)

haltungen begegnete, mußte zu dem Glauben kommen, daß die polnische Sache in Rußland vollständig unterlegen sei, usw. Der Leser findet Einzelheiten über die Russifizierung im ersten Bande meines soeben im Verlage von Fr. Wilh. Grunow erschienenen Buches „Die Zukunft Polens". Ich brauche darum die Ausführungen Dmowskis nicht zu wiederholen, sondern darf nur seine zutreffende Auffassung hervorheben, daß die Ergebnisse der Russifizierungspolitik gleich Null geblieben sind, wenn auch die amtlichen Angaben von jährlich wachsenden Erfolgen sprechen.

„In Preußen, so meint Dmowski, wurde das System einer planmäßigen Germanisierung der polnischen Lande fast vom ersten Tage der Teilung Polens an mit nur kurzen Abweichungen durchgeführt." Wie bekannt, ist diese Angabe falsch. Denn Preußen hat bis zum Jahre 1886 gesäumt, ehe es zu einer aggressiven Polenpolitik überging.

In Deutschland stand zwar der Regierung ein mächtiges Werkzeug zur Verfügung, dessen sich die Russen niemals bedienen konnten, die Kolonisation der polnischen Lande, die im Laufe von mehreren Jahrhunderten langsam durchgeführt werden konnte. Die an Preußen gelangten polnischen Lande hatten darum schon zur Zeit der Teilung Polens eine bedeutende Zahl deutscher Bewohner, Posen gegen 20 Prozent, das sogenannte „Königliche Preußen" ungefähr 50 Prozent. Die Kolonisation nahm ihren Fortgang, und bis zu den 1870er Jahren gab es im Großherzogtum Posen schon gegen 45 Prozent Deutsche. Diese Zahl, meint Dmowski, sei zu hoch gegriffen. Damals sei das polnische Selbstbewußtsein noch nicht genügend entwickelt gewesen, und „ein Teil der Polen habe sich selbst für Deutsche gehalten". Angesichts der allgemeinen Lage wagte die öffentliche Meinung der Polen nicht an der Tatsache zu zweifeln, daß die völlige Germanisierung von Preußisch-Polen nur eine Frage der Zeit sei.

„Späterhin trat in der durch das gleiche Übergewicht des Deutschtums bedingten natürlichen Zunahme der Germanisation ein Stillstand und dann ein Rückgang ein. Das geschah, als Bismarck zur Kräftigung des deutschen Übergewichts den Kulturkampf in den Vordergrund rückte, und als späterhin eine Reihe von Maßregeln ergriffen wurde, die nach Dmowskis Meinung die Polen zu einer niedern Kategorie von Bürgern machen sollte. Das hob und schärfte das nationale Selbstbewußtsein sowie die nationale Energie und gab der polnischen Kultur ein moralisches und rechtliches Übergewicht über die deutsche Kultur (!). Die polnische Kultur begann die deutsche unaufhörlich zu besiegen. Im gegenwärtigen Augenblick ist das natürliche Übergewicht der deutschen Kultur unwiderruflich verloren gegangen (!).

Österreich betrat einen andern Weg, als es Galizien der Verwaltung der Polen überließ. Dadurch büßte die polnische Frage innerhalb dieses Reichs den staatsfeindlichen Charakter ein, den sie in den andern Staaten angenommen hat. Die Polen, die in Österreich-Ungarn leitende Posten einnahmen, waren vor allem österreichische Staatsmänner. Ihre Politik diente immer der Groß-

machtstellung der Monarchie, häufig sogar zum Schaden der polnischen Interessen (!). Die polnischen Volksvertreter setzten dem Bündnis mit Deutschland keine Hindernisse entgegen; auch einer Annäherung an Rußland bereiteten sie keinen Widerstand. Die Anerkennung der nationalen Rechte der Polen in Österreich gestaltete sich somit zu einer glücklichen Maßnahme, die polnische Frage zu regeln."

Es konnte somit den Anschein erwecken, als befinde sich die polnische Frage überall auf dem Wege zur völligen Liquidation. „Jedoch nur in dem Falle, wenn man das innere Leben des polnischen Volkes und seiner Gesellschaft vollständig ignorierte." Dieser Satz des polnischen Führers sei ganz besonders Professor Delbrück vorgehalten.

Im Leben der polnischen Gesellschaft begann dann nach dem Jahre 1864 eine neue Periode der patriotischen Arbeit, die unter ganz andern Bedingungen vonstatten ging als zu früherer Zeit. Wegen dieses Teils der Entwicklung möchte ich auf den zweiten Band meines Buches „Die Zukunft Polens" verweisen. Nach Dmowski richtete sich in dieser Periode die nationale Energie nicht mehr nach außen oder nach oben, sondern nach innen hinein, in das Herz des Volkes. „Dadurch wurde die ganze Struktur und der Charakter der Gesellschaft verändert. Der Schwerpunkt des nationalen Lebens wurde immer mehr von den obersten Schichten zu den Volksmassen abgelenkt; zugleich entwickelte sich innerhalb der Massen die nationale Selbsterkenntnis." Dmowski übersieht den stärkenden Einfluß des polonisierten deutschen Elements.

„Auf dem Boden der Demokratisierung der Gesellschaft entwickelte sich ein neuer Begriff der nationalen Stärke. Neue politische Energie verschafft sich Geltung, die das neuheranwachsende Geschlecht vom alten unterscheidet.

Der polnische politische Gedanke erkennt, daß die Zeit des bewaffneten Kampfes um die Unabhängigkeit, die Zeit der Aufstände abgeschlossen sei; er strebt danach, die Polenfrage, indem er sie verschärft, immer mehr zu einer wesentlichen Frage innerhalb der einzelnen Teilungsmächte zu machen und sie auf diese Weise zu einer Tagesfrage der internationalen Beziehungen zu erheben.

Die deutsche Bevölkerung des Großherzogtums Posen ist seit den 1870er Jahren von 45 auf 38,5 Prozent zurückgegangen; die Städte werden polonisiert, sie werden nicht nur von den Deutschen, sondern auch von germanisierten Juden verlassen, deren Zahl unaufhörlich abgenommen hat und zurzeit bis auf 1,5 Prozent gesunken ist." An dieser Stelle überschätzt jedoch Dmowski die Stärke der Polen. Denn er übersieht den Grund für den Abzug des deutschen Elements: die großen wirtschaftlichen Interessen im Westen des Reichs.

Dann heißt es weiter: „Zu derselben Zeit findet eine nationale Wiedergeburt in Polnisch-Schlesien statt. Dies Gebiet schien endgiltig germanisiert. Nicht nur die polnischen obersten Schichten waren geschwunden; die schlesische Bauernschaft selbst hielt sich für durchaus treue Preußen. Der Kulturkampf hat die polnische Bevölkerung erweckt. . . . Die Abonnentenzahl der polnischen Zeitungen in Schlesien übertrifft die der polnischen Zeitungen im Zartum und

in Galizien. Wenn man hierzu noch die Hebung des nationalen Selbstbewußtseins und der Energie der Polen in Westpreußen und die gleichen Erscheinungen unter den protestantischen Masuren in Ostpreußen hinzufügt, so erhalten wir das Bild einer allgemeinen nationalen Wiedergeburt der polnischen Lande in Preußen.*)

In Österreich, wo das Wahlsystem die polnische Vertretung im Wiener Parlament demokratisiert hat, ist die polnische Bewegung noch lebhafter und kühner geworden. Die demokratischen Elemente der polnischen Bevölkerung Österreichs beginnen in den letzten Jahren immer entschiedner gegen die hauptsächlichste Form der Unterdrückung in Galizien vorzugehn, gegen die wirtschaftliche Ausbeutung, die sich für die Großgrundbesitzer nicht so fühlbar gestaltet. Zugleich finden diese Elemente eine starke Unterstützung bei den Volksmassen und stehn infolgedessen nicht in Abhängigkeit von der Regierung wie die Konservativen. Daher sind die demokratischen Elemente mehr geneigt und befähigt, sowohl in der innern wie in der äußern Politik eine selbständige Stellung einzunehmen und zu behaupten.

Die Entwicklung der demokratischen Politik der Polen in Österreich, die zurzeit erst die ersten Gehversuche macht, muß die Polen zu einem Kampf gegen die vorherrschende Stellung der Deutschen in diesem Staat sowie gegen das enge Bündnis zwischen Österreich und Deutschland führen, das zurzeit schon »mehr als ein Bündnis« darstellt. Möglicherweise wird sich diese Richtung der polnischen Politik nur langsam entwickeln. Ansätze sind jedenfalls vorhanden. In dieser neuen Phase wird sich der Rahmen der Polenfrage innerhalb Österreichs ausdehnen, und sie wird gerade dort die internationale Bedeutung erhalten, die ihr bisher abging.

In Rußland kann von einer Russifizierung der Polen nicht mehr die Rede sein. Das wird auch von den Vertretern der Regierung zugegeben. Die Regierung stellte dem polnischen Autonomieentwurf kein Reformprogramm entgegen und fährt fort, das Gebiet nach altem System zu verwalten. Da aber das System nur bei Erhaltung der unbeschränkten Gewalt der Beamten beibehalten werden kann, wurde nach dem Manifest vom 17. Oktober für die Verwaltung des Zartums Polen der Kriegszustand als Grundlage eingeführt. Somit hat die Polenfrage in allen drei Vertragsstaaten den Charakter einer erledigten Frage verloren. Sie ist sogar zu einer wesentlichen Tagesfrage geworden, die überall bei den laufenden Staatsangelegenheiten an der ersten Stelle steht."

Sehr interessant ist nun, wie der anerkannte Führer der russischen Polen diese Sachlage auf internationalem Gebiet auszunutzen denkt.

Seit der Zeit des Wiener Kongresses seien zwar, so schreibt er, die Grenzen der polnischen Gebiete nicht verändert worden, aber die rechtliche Lage dieser Gebiete habe sich geändert oder auch nur die ihrer polnischen Bevölkerung.

*) Es sei hier daran erinnert, was ich vor etwa anderthalb Jahren in den Grenzboten schrieb, als ich darauf hinwies, wie sicher die Polen auf die masurische und litauische Bevölkerung rechnen.

Andrerseits habe sich auch der Stand und der Umfang des polnischen Kulturbesitzes geändert durch die Fortschritte der Entnationalisierungspolitik sowie durch das Entstehn nationaler, gegen die Polen gerichteter Bestrebungen, wie zum Beispiel der litauischen und der ukrainischen. Die polnische Machtsphäre erweitere sich durch das Erwachen des polnischen Geistes und Lebens in Ländern, die schon jahrhundertelang für deutsch gehalten worden waren, wie in Preußisch- und Österreichisch-Schlesien. „Gegenwärtig gibt es eine Polenfrage in einem Gebiet, das größer ist als der polnische Staat vor den Teilungen, das anderthalbmal so groß ist wie das Deutsche Reich."

Herr Dmowski teilt das Gebiet in vier Teile ein: 1. Posen, Westpreußen, Ostpreußen(!) und Oberschlesien, 2. Litauen und Weiß- und Kleinrußland, 3. das Zartum Polen, 4. Galizien und das Fürstentum Teschen.

Mit Bezug auf die Bedeutung, die diese Gebiete für die einzelnen Staaten haben, sind sie nach Dmowski in zwei Kategorien zu teilen. Erstens solche, die eine geographische Notwendigkeit für die Staaten darstellen. Diese Kategorie umfaßt die beiden ersten Teile. Die von Preußen in Besitz genommnen polnischen Gebiete waren für Preußen notwendig, um eine mehr oder weniger normale Ostgrenze zu schaffen, sowie um den deutschen Charakter der Ostseeküste bis zur Mündung des Njemen zu sichern. Ebenso war für Rußland, das das Baltikum mit Riga und das Schwarze Meer mit Odessa erworben hatte, Litauen und Westrußland zur Herstellung einer normalen Westgrenze nötig. Weder Rußland noch Deutschland hätten sich über einen etwaigen Verlust der genannten Gebiete hinwegsetzen können. „Das Streben, diese Gebiete zu sichern, war das Leitmotiv für ihre ununterbrochne Tätigkeit, sich die Bevölkerung der gekennzeichneten Gebiete völlig zu assimilieren."

Der Besitz der zur zweiten Kategorie gehörenden Gebiete — das Zartum Polen und Galizien — sei weder für Rußland noch für Österreich eine Notwendigkeit. Ihre Vereinigung habe sogar im Gegenteil die normalen Grenzen dieser Staaten zerstört und sozusagen geographische Mißgestaltungen hervorgerufen. So sei das Zartum Polen, das nur im Besitz des Mittellaufs der Weichsel ist, sowohl von der Mündung wie von den Quellen abgeschlossen. „Der Besitz dieser Gebiete kann nur dann dauerhaft sein, wenn Rußland und Österreich den Gedanken haben, in Zukunft weitere territoriale Erwerbungen zu machen. Zugleich bilden diese Gegenden den Kern der polnischen Kraft, die durchaus kein leicht zu verdauendes Element ist. In diesen Gegenden ist die Liquidierung der Polenfrage durch Vernichtung der Polen und Zerstörung der polnischen Kultur ganz unmöglich." Diese Ansicht Dmowski ist unbedingt zutreffend.

In der russischen Geschichte ist Dmowski aber nicht ganz zu Hause, wenn er schreibt: „Als Alexander der Erste auf dem Wiener Kongresse die Vereinigung Polens mit Rußland forderte, hielt er dieses Gebiet in keiner Beziehung für einen notwendigen Bestandteil Rußlands." Wie bekannt hat Alexander die Polen seine Avantgarde gegen Europa genannt und damit zum Ausdruck gebracht,

daß er seines großen Vorfahren Peters Pläne bezüglich der Weichsel zu den seinigen machen wollte. Doch auf solche Kleinigkeiten kommt es dem Politiker nicht an, der sich in das Gewand Konrad Wallenrods hüllt, um das berechtigte Mißtrauen der Russen gegen die Polen einzuschläfern.

„Die Polenfrage, schreibt er weiter, ist somit auf zwei große Probleme zurückzuführen: für die Gebiete der ersten Kategorie, für die es schon längst entschieden ist, daß sie entweder deutsch oder russisch werden müssen, konzentriert sich alles auf die Frage, ob es gelingen wird, dort die polnische Kultur und das polnische Leben vollständig zu vernichten. In den Ländern der zweiten Kategorie — im Zartum Polen und in Galizien —, wo man sich mit dem Bestehen und der Vorherrschaft des polnischen Lebens abfinden muß, entsteht ein andres Problem: was mit diesen polnischen Gebieten anzufangen, und auf welchen Grundlagen das politische Leben in ihnen einzurichten sei."

Dmowski gibt darauf folgende Antwort: „Der preußische Staat ist, da er in jedem Falle das polnische Land germanisieren will, gezwungen, die Grundlagen seines Staatsbaus zu untergraben, das rechtliche Bewußtsein seiner eignen Bürger zu erschüttern und den Glauben an die Dauerhaftigkeit der Einrichtungen, auf denen ihr eignes gesellschaftliches und politisches Leben aufgebaut ist, ins Wanken zu bringen. Infolgedessen wird schon in einer nahen Zukunft für das Deutsche Reich eine der beiden Möglichkeiten eintreten: entweder wird der Staat endgiltig den Weg des Rückschritts in der Zivilisation betreten. Alsdann würden ihm in Zukunft große innere Umwälzungen drohen. Oder aber der soziale Instinkt der Selbsterhaltung, den die Deutschen in einem hohen Maße haben, wird die Überhand gewinnen und derartige gefährliche Experimente überwinden und verhindern. Hierbei ist zu bemerken, daß Herr Dmowski zwar die polnischen Gebiete Preußens zurzeit einer großen Gefahr ausgesetzt sieht, aber dennoch behauptet, die Geschichte habe schon ihr Urteil gesprochen. Der preußische Staat habe bisher noch nicht den Beweis erbracht, daß die ihm zur Verfügung stehenden Mittel für die Vernichtung des polnischen Lebens und der polnischen Kultur wirksam und unüberwindlich seien. Es sei im Gegenteil die begründete Hoffnung vorhanden, daß die Polenfrage zum Ausgangspunkt zu bedeutenden innern Verwicklungen werden könnte. Diese Verwicklungen könnten ein Territorium erfassen, das viel größer ist als das, auf dem jetzt in Preußen die polnische Kultur das Übergewicht hat."

Woher schöpft Dmowski die Hoffnung? Hat er bindende Abmachungen mit den Sozialdemokraten oder den Ultramontanen in der Hand? Doch hören wir weiter.

„Die innere Verfassung des russischen Staates, lesen wir in Dmowskis Ausführungen, stützte sich bisher nicht auf das Gesetz. Deshalb wurde das Problem der Russifizierung von Litauen und Westrußland von andern Gesichtspunkten aus betrieben als wie die Germanisierung von Preußisch-Polen. Rußland hatte in seinem Westgebiet fast ausschließlich mit der polnischen Schlachta, zu einem geringen Teil mit dem polnischen Bürgerstand und nur vereinzelt

mit polnischen Bauern zu tun. Den Grundstock der Bevölkerung bilden dort die Weiß- und Kleinrussen. Unter solchen Bedingungen war die Aufgabe der Entnationalisierung viel leichter. Die russische Politik hat die Kulturentwicklung des Gebiets fast um ein halbes Jahrhundert aufgehalten. Wie früher liegt aber das Kulturübergewicht auch jetzt noch auf der Seite der Besiegten.*) Die Polen haben aufgehört, sich als die Herren des Gebiets und das Gebiet selbst als ein polnisches zu bezeichnen. Wenigstens, so sei Dmowski hinzugefügt, in der Öffentlichkeit. Daraus darf jedoch nicht gefolgert werden, daß das russische Leben und die russische Arbeit irgend etwas Positives geschaffen oder den Eckstein für neue Grundlagen gelegt hätte. Nach wie vor hat das Gebiet den Charakter eines eroberten und zu einem großen Teile desorganisierten Landes. Somit ist das Problem der Ausrottung des Polentums in Preußisch-Polen, in Litauen und in Westrußland noch ungelöst geblieben." Der einzige Ausweg aus der gegenwärtigen Lage sei folgender: die Russen und Deutschen müßten sich mit dem Vorhandensein der polnischen Kultur in den genannten Gebieten abfinden und sich bemühen, sie mit der staatlichen Organisation in Einklang zu bringen durch Befriedigung ihrer Bedürfnisse und gesetzlichen Bestrebungen.

Jawohl, Herr Dmowski, der „gesetzlichen", genau so, wie es der preußische Staat getan hat, bis die Polen ihn zwangen, zu erkennen, daß neben den gesetzlichen auch ungesetzliche, nämlich staatsfeindliche Ziele vorhanden sind. Was nun die Lösung des zweiten Problems anlangt, so meint Herr Dmowski, weder sei Galizien Österreich noch Polen Rußland unumgänglich notwendig. Der von Österreich erwählte Weg habe zur Folge gehabt, daß Österreich während der ganzen Zeit seit 1863 nicht nur keinerlei Unannehmlichkeiten in der Polenfrage gehabt habe, sondern daß die polnischen Politiker stets eine ausgleichende Rolle gespielt hätten. Die Verwaltungsform Rußlands in Polen könne als militärische Okkupation gekennzeichnet werden. Deshalb stelle sich dieser Teil der Polenfrage als eine offne Frage dar. Der Staat, der im Besitz des Zartums Polen ist, wisse nicht, was er mit ihm anfangen soll: einerseits habe er keine Möglichkeit, es in ein russisches Gebiet zu verwandeln, und andrerseits wolle er nicht zulassen, daß es ein polnisches Land bleibe.

Bedeutungsvoll seien die Beziehungen Deutschlands zum Zartum Polen. Für Preußen habe es keinen Wert, die Zahl seiner Polen zu vermehren, solange die Germanisierung von Preußisch-Polen nicht klappt. Sobald sie aber ihrem Abschluß nahe käme, würde vor Deutschland die Frage einer neuen Teilung Polens erstehn. Bis dahin sei Preußen sehr interessiert daran, daß das polnische Leben im Zartum Polen keine schnellen Kulturfortschritte macht und dadurch seine Kraft mehrt. . .

Schließlich behauptet Dmowski: „Darum hat Preußen, obwohl es von allen Teilungsmächten den kleinsten Teil der frühern »Rzecz pospolita«

*) Vgl. meine Angaben im ersten Bande der „Zukunft Polens".

besitzt, ein größeres Interesse als die andern Staaten, die Polenfrage in ihrer Gesamtheit mit größter Aufmerksamkeit zu verfolgen, und muß zu verhindern suchen, daß eine Lage eintritt, bei der ein bedeutender Teil des polnischen Volks Fortschritte macht. »Wir kämpfen gegen das gesamte polnische Volk«, dieses Bekenntnis ertönt immer offner in der deutschen offiziösen Presse.“ Die Leser der Grenzboten wissen, daß bisher der preußischen Regierung nur der Vorwurf gemacht werden konnte, sie kümmere sich zu wenig um die Vorgänge außerhalb Preußens. Infolgedessen fallen die von Dmowski erhobnen Beschuldigungen in sich zusammen. „Von Jahr zu Jahr entwickelt sich und befestigt sich bei den Polen die Überzeugung, daß die hauptsächlichste Gefahr für ihr nationales Dasein die Deutschen (das Deutsche Reich) bilden, und daß der Kampf gegen sie das entscheidende Moment des Daseinskampfes des polnischen Volks darstellt.“

Das wäre ein mannhaft Wort, wenn es nicht den Zweck verfolgte, sich in Rußland Bundesgenossen zu suchen, von denen Dmowski in seiner Broschüre „Vom nationalen Egoismus“ noch vor gar nicht langer Zeit gesagt hat, er bedürfe ihrer nicht. Die Schlußfolgerungen, die wir aus diesen Ausführungen des polnischen Führers ziehn, aber lauten: Studium und Aufklärung der Polenfrage auch außerhalb Preußens!

Die preußische Artillerie im Dienste des Küstenrettungswesens

Ein Beitrag zu ihrer Geschichte von Ludwig Kemmer

2. Ein Artillerieoffizier vom Strand

(Schluß)

Nach der Beendigung des Krieges mit Dänemark stellte Hauptmann Trost die zur Ergänzung des Apparattorsos nötigen Arbeiten und Anschaffungen zusammen. Die Kosten beliefen sich auf 1000 Taler. Die Regierung beantragte nun beim Ministerium nicht nur für Glowe, sondern auch für Mönchgut eine Station, da an der Südspitze dieser Halbinsel das Landtief, die belebteste Straße der vorpommerschen Gewässer, liege. Wir erfahren aus diesem Berichte, daß der Mörser für den Apparat schon im Jahre 1832 requiriert wurde, von dem Artilleriedepot aber nicht abgegeben werden konnte, da nur ein siebenpfündiger Mörser vorhanden und als Übungsgeschütz unentbehrlich war.

Das Ministerium wünschte auf den Bericht der Regierung hin die Formation des Strandes und des Vorlandes bei Glowe und Mönchgut kennen zu lernen, da nach einem frühern Berichte der Regierung wegen der großen

Ausdehnung des Vorlandes bei Glowe die Verwendbarkeit eines Mörserapparats zweifelhaft erschien. Der Landrat von Bergen berichtete darauf, was sein Vorgänger schon im Jahre 1833 berichtet hatte: die Entfernung, die die gestrandeten Schiffe vom Ufer trennte, hing, wie die Erfahrung lehrte, weit mehr von der Windstärke und von dem Wasserstande als von der wechselnden Neigung des Vorlandes ab. Und mit einer Ausnahme wären die Schiffe, die während der Amtszeit des Landrats in der Tromper und in der Prorer Wiek strandeten, ungefähr zwanzig an der Zahl, für die Leine des Mörserapparats erreichbar gewesen. Die Beaufsichtigung und Bedienung der Apparate erschien dem Landrat durch die gedienten Artilleristen unter den Ortsvorstehern, Steuerbeamten und Gendarmen gesichert.

Die Regierung beantragte daraufhin nur eine Station an der Nord- oder an der Ostküste Rügens. Vor der Entscheidung der Frage, wo die zweite Station errichtet werden solle, ordnete sie eine Peilung der Küste von Jasmund und des Außenstrandes von Mönchgut an. Der Lotsenkommandeur Wolter zu Kleinzicker auf Mönchgut nahm die Peilung im September 1850 vor und fand, daß die ganze Küste von Jasmund zur Anwendung eines Mörserapparats ungeeignet sei, und daß sich an der Außenseite der Halbinsel Mönchgut und der Schmalen Heide nur einzelne, nicht verbindbare, daher einer besondern Armierung bedürfende Punkte befinden, wo ein Mörserapparat allenfalls mit Erfolg angewandt werden könne. Ein Apparat reiche nicht aus, und Bedienungsmannschaften seien an der spärlich bewohnten Küste schwer zu gewinnen. Er empfahl, an seinem Amtssitze Thiessow auf Mönchgut ein Rettungsboot nach der Konstruktion des Schiffbaumeisters Klawitter aufzustellen. Das Ministerium gab infolge des Berichts der Regierung über die Ergebnisse der Peilung die Absicht, auf Rügen Mörserstationen zu errichten, auf. Wenige Tage danach erklärte die Danziger Regierung auf eine Anfrage der Stralsunder Schwesterbehörde den Manbyschen Apparat für unentbehrlich, auch wenn schon ein Rettungsboot vorhanden sei, da nur das Zusammenwirken der beiden Rettungsmittel den Erfolg einigermaßen sichere. Nun fragte die Stralsunder Regierung die Lotsenkommandeure Eßing und Wolter, ob es außer dem Manbyschen Apparat noch andre wirksame Methoden zur Herstellung einer Verbindung zwischen gestrandeten Schiffen und dem Lande gebe. Eßing konnte neben dem Manbyschen Apparat, der sich in England bewährt habe, nur den weniger verlässigen Raketenapparat Trengrouses nennen. Wolter kannte nur den Mörserapparat und riet dringend, ein Rettungsboot anzuschaffen. Das war im Jahre 1850.

Nun senkte sich wieder der Dornröschenschlummer auf das Unternehmen.

Der stockende, durch zwei Jahrzehnte sich schleppende Gang der Angelegenheit wird gerade in dieser hoffnungslosen Phase durch ein Schreiben Longés scharf beleuchtet. Der geniale Organisator hatte auf dem engen Gebiete des Rettungswesens so wenig Glück wie auf dem weiten der Flottengründung.

Als Oberst a. D. gibt er mit dem erwähnten Schreiben, „da die im Jahre 1832 beabsichtigte Aufstellung des Manbyschen Rettungsapparats bei Glowe auf Jasmund, mithin auch die damit anzustellenden Versuche bis dato zu seinem aufrichtigen Bedauern nicht zur Ausführung gekommen, da er den ihm gewordenen ehrenvollen Auftrag gern vollführt hätte", im März des Jahres 1851 Beuths Abhandlung über Kapitän Manbys und Trengrouses Rettungsapparat, die er im Jahre 1832 zu seiner Information erhalten hatte, der Regierung zurück.

Trost wurde im Jahre 1852 als Chef der 1. Sechspfünderbatterie des 2. Artillerieregiments nach Stettin versetzt. Die Förderung der Rettungseinrichtungen war ihm zur Herzenssache geworden. Er hatte die Erfahrungen, die ihm als Ertrag einer zehnjährigen Beschäftigung mit dem Manbyschen Apparat geblieben waren, zu einer Belehrung für die Schiffsmannschaften über den Gebrauch des Apparats und zu einer Instruktion für die Bedienungsmannschaften verarbeitet. Diese Entwürfe ließ der Handelsminister von der Heydt, der ebenfalls eine Vorliebe für die Rettungseinrichtungen gehabt zu haben scheint, durch den Druck vervielfältigen. Trost benutzte diese Beziehung zu dem Minister zur Förderung des Rettungswesens im Stralsunder Bezirk. Das neue Erwachen des Unternehmens, der frische Schritt, womit es nunmehr der Vollendung entgegenging, ist dem verdienten Offizier zu danken.

Der Minister beauftragte Trost, die Küste von Rügen zu bereisen und die zur Armierung mit Rettungsmörsern geeigneten Punkte auszuwählen, da er „wiederholt die Ansicht ausgesprochen habe, daß an der Küste von Rügen mit Nutzen einige Manbysche Apparate aufzustellen sein möchten".

Trost trat am 29. November 1853 zu Thiessow, wo er seinen Begleiter, den Lotsenkommandeur Wolter abholte, die Reise an, die die Ost- und die Nordostküste von Rügen entlang bis Witte auf Wittow und von da über Hiddensee zunächst nach Stralsund ging. Von Stralsund begaben sich die beiden nach Ribnitz und bereisten von da aus auf den Wunsch der Regierung die Küste des Darsses. Am 11. Dezember war die Fahrt beendigt. Trost beantragte auf Grund der Erfahrungen, die er auf dieser Küstenreise gemacht hatte, im Einverständnis mit Wolter die Errichtung von Mörserstationen zu Göhren auf der Halbinsel Mönchgut, beim Hülsenkrug zu Neu-Mukran auf Jasmund, zu Glowe auf der Schabe, zu Kloster auf Hiddensee und beim Leuchtturm auf Darsserort. Maßgebend für die Wahl dieser Orte war hauptsächlich die Größe der Strandungsgefahr und die Überzeugung, daß der Apparat dort anwendbar sei, die sich auf die Formation des Strandes und auf die bei den bisherigen Strandungen beobachtete Entfernung zwischen den gestrandeten Schiffen und dem Lande gründete. Dann war die Möglichkeit, aus der Zahl der Küstenbediensteten oder Fischer die nötigen Bedienungsmannschaften zu gewinnen, in Betracht gezogen worden. Auffällig ist bei dieser Anordnung der Rettungsstationen die ungleiche Größe der Strandstrecken, die ihnen als Aktionsgebiet zugewiesen waren.

Das Gebiet des für Göhren und Mönchgut beantragten Apparats reichte südwärts bis Thiessow, nordwärts bis zur Granitz, der Station Neu-Mukran war die Schmale Heide und die ganze Küste von Jasmund bis Glowe zugewiesen, während das Gebiet der Station Glowe nordwärts bis zum Leuchtturm von Arkona reichen und ostwärts auf die der Station Neu-Mukran zugedachte Küste von Jasmund übergreifen sollte. Da nur noch für die Insel Hiddensee und für den Darß je ein Apparat beantragt war, blieben die Nord- und die Nordostküste von Wittow und die Halbinsel Zingst ohne Rettungsmittel. Heute sind Zingst und Wittow mit je zwei Doppelstationen ausgerüstet, und von Darsserort bis zur Insel Ruden zieht sich eine Kette von siebzehn Rettungsstationen um den Strand von Pommern und Rügen. Damals aber war es ein großer Fortschritt, als der Minister die fünf Stationen, die Trost beantragt hatte, genehmigte.

Es galt nun zunächst die Abtretung des Baugrundes für die Stationsschuppen zu Neu-Mukran und Glowe sowie zu Kloster auf Hiddensee von den Eigentümern, dem Fürsten zu Putbus und der Stadt Stralsund, zu erreichen. Dies gelang ohne Schwierigkeit, nur wünschte der Fürst zu wissen, in welcher Bauart man den Rettungsschuppen zu errichten gedenke, um sicher zu sein, daß sich nicht unansehnliche Hütten auf seinem Grund und Boden erhöben.

Seinem Wunsche wurde entsprochen. Der Entwurf befriedigte ihn, kam jedoch nicht zur Ausführung. Die Regierung hatte nach dem Anschlage Trosts und des Bauinspektors Khün die Genehmigung der Kosten, die sich für eine Station auf 1240 Taler beliefen, beantragt. Das Ministerium forderte weitgehende Sparsamkeit, und so entschloß man sich, den Apparaten zu Göhren, Neu-Mukran und Glowe keine Boote beizugeben, da an diesen Orten im Notfalle Fischerboote zur Hand waren. Daher erschienen an diesen Orten auch kleinere Schuppen genügend. Man begnügte sich aber nicht mit der Ersparnis, die sich aus der geringern Größe der Schuppen ergab, sondern konstruierte die kleinen Behälter auch noch leichter. Die Baumaterialien waren teuer und der Transport an die Bauplätze schwierig, daher wurde trotz der Schmucklosigkeit der geplanten Bauten bei ihrer Verdingung die Anschlagsumme um 535 Taler überschritten. Nachdem man noch vergeblich in Göhren, Neu-Mukran und Glowe mietbare, zur Unterbringung der Apparate passende Räume gesucht hatte, entstanden endlich im letzten Viertel des Jahres 1855 die Stationsschuppen.

Die Apparate waren schon früher fertig geworden und befanden sich schon an den Stationsorten. Trost hatte, auch nachdem er Major und Abteilungskommandeur im 1. Artillerieregiment zu Danzig geworden war, die Anfertigung der Apparate zu Stettin geleitet. Der alte Stralsunder Apparat war zur Ergänzung und Verbesserung nach Stettin geschickt worden. Die Geschützgießerei zu Spandau hatte fünf neue Mörser geliefert. Trost übernahm die Geschütze mit Zubehör vom Artilleriedepot in Stettin, stellte die Apparate zusammen und sandte sie nach Stralsund und von hier aus an die Stations-

orte. In den Monaten September und Oktober bereiste der Artillerieoffizier vom Strand mit Wolter die Stationsorte. Er brachte die Apparate, so gut es ging, vorläufig unter, wählte die Bauplätze für die Schuppen, vereinbarte mit Pferdebesitzern die Stellung der Bespannung, gewann Lotsen, Leuchtturmwärter, Holzwärter und Kossäten zur Beaufsichtigung und Bedienung der Apparate und unterrichtete die neuen Rettungsmannschaften in ihren Obliegenheiten.

Minister von der Heydt genehmigte die Vorschläge Trosts, die sich auf die Organisation der Stationen bezogen, und bewilligte den Rettungsmannschaften ein Dienstzeichen in Form einer schwarzweißen Armbinde mit einem Messingschild, worauf eine Krone graviert war. Dagegen konnte er sich nicht dazu verstehn, nach dem Antrage Trosts der Station auf dem pferdearmen Darß, deren Mannschaft aus den beiden Leuchtturmwärtern, frühern Artilleristen, bestand, zwei Pferde als Bespannung zu bewilligen. Ein Signal vom Leuchtturm, das mit den Pferdebesitzern zu Prerow vereinbart wurde, und eine Prämie für den, der seine Pferde im Falle der Not zuerst zur Stelle brachte, mußten genügen.

Die Vorschläge Trosts sind für den auf seine Waffe und auf seine Uniform stolzen Offizier charakteristisch. Als ich seine Berichte über die Auswahl der Bedienungsmannschaften, Versuche mit den Apparaten und Bespannungssorgen las, hatte ich oft den Eindruck, als habe ihm eine militärische Organisation des Rettungswesens als Ideal vorgeschwebt. Und freute es ihn wirklich, von Rettungsgeschützen, Rettungsbatterien, einer ganzen Rettungsartillerie mit schwarzen Kragen und Aufschlägen und sich selbst als Inspekteur an ihrer Spitze zu träumen, so durfte man ihm den frischen Ritt durchs Traumland wohl gönnen. Denn ihm, dem unermüdlichen Artillerieoffizier vom Strand, war es hauptsächlich zu danken, daß die erste Einrichtung des Rettungswesens im Stralsunder Bezirk zu Weihnachten 1855 vollendet war.

Aus den Akten der Behörden, die die Rettungsstationen an der preußischen Küste verwalteten, gewinnt man ein anmutiges Bild einer Mörserstation in friedlichen Zeiten, wenn die Stürme ruhten.

In jedem Frühjahr erging an die Hafenbauinspektionen die Weisung, mit den in ihrem Amtsbereich vorhandnen Manbyschen Apparaten die Frühjahrsschießübungen vorzunehmen. Diese Übungen wurden in der Regel von dem Hafenbauinspektor und dem Lotsenkommandeur geleitet.

Im März oder im April, manchmal auch erst im Mai, ging ein lauter Tag durch die Stranddörfer, deren Ruhe sonst die starken Laute der Luft und der See so wenig unterbrachen wie eine tickende Uhr die eines mittagstillen Wohnraums. Es war ein Fest für die Dorfjugend, wenn nach der Musterung der Rettungsgeräte der Leuchtturmwärter oder der Schulze, dem die Wartung des Apparats in stillen Tagen und seine Bedienung im Ernstfalle anvertraut war, in Gegenwart der inspizierenden Beamten, denen sich häufig ein Ab-

gesandter der Regierung beigesellte, Diensternst und Artilleristenstolz im Angesicht, sein Geschütz aus dem Schuppen schaffte. Ein Fischer, mit dem ihn der Stolz auf den schwarzen Kragen, den beide getragen hatten, verband, half ihm den Mörser, das Tauwerk und den Schießbedarf auf den Wagen heben, des Försters Schimmel, das einzige Pferd, das auf der Spitze der Halbinsel wieherte, zog an. Klein war die Truppe, zwei Mann, ein Pferd, ein Geschütz, aber die vier hatten im Wintersturm nicht nur ihre Pflicht getan, sondern auch Glück gehabt und in der dunkeln Januarnacht selbst schon verzweifelnd mit der sechsten Kugel den drei verstummenden Menschen draußen bei dem verglimmenden Lichte die schwanke Brücke zum Leben über das Schiff gelegt. Nun aber dachten sie der Nacht nicht mehr, der Tag war zu hell, der Fischer trug auf dem ergrauenden Kopfe die letzte gute Mütze aus der Stettiner Zeit, und zufrieden musterte der Leuchtturmwärter seine Schar im hellen Lichte, aber der Sonnenschein, der seine Seele füllte und aus seinen Augen leuchtete, war nicht von jenem Tage, sondern aus der schönen Zeit, als er noch bei der ersten Sechspfünderbatterie in Stettin Geschützführer war.

Drüben am Norderstrand ragte schon das Ziel, drei an der Spitze durch ein Tau verbundne Flaggenstangen, die die Takelage eines gestrandeten Schiffes darstellten. Zweihundert, dreihundert Schritt davon fuhr das Geschütz auf. Der Mörser wurde herabgenommen und auf einer Bettung oder auf einem rasch geebneten Strandfleck aufgestellt. Nun galt es noch die Rettungsleine in Schlangenlinien auf dem Boden neben dem Geschütz auszubreiten, die Kugel mit der Leine zu verbinden, zu laden, zu richten, und dann setzte der Leuchtturmwärter die Lunte auf die Stoppine, und der Schuß krachte. Meist traf bei diesen Übungen die Bombe das Ziel, das heißt, sie fiel jenseits der durch die Flaggenstangen bezeichneten Schiffsbreite nieder, sodaß die Leine auf dem Tau liegen blieb, das die Stangen verband. Doch kam es auch vor, daß die Kugel vor dem Ziele niederfiel, dann änderte man die Elevation und die Pulverladung, bis die Kugel die Leine über das Ziel trug. Nicht selten brach auch eine Leine, weil sie trotz der Sorgfalt, womit sie vor dem Gebrauch gebeizt und nach dem Gebrauch getrocknet worden war, zu mürbe war, oder weil sie beim Auffliegen eine Schlinge bildete. Dann fand die Kugel den Weg ins Meer.

Mit der Musterung der Geräte und mit der Schießübung waren die beiden ersten Aufgaben der inspizierenden Beamten erledigt. Nun galt es noch mit Jolltau, Trosse, Steertblock und Kinnbackblock markierte Schiffbrüchige ans Land zu befördern. Diese Übung bildete für die Jugend des Stranddorfes den Höhepunkt des ganzen Tags.

Das Geäst einer Föhre stellte das Takelwerk eines Wracks dar, die Fischerbuben enterten hinauf, zogen an der Rettungsleine die Trosse, das Jolltau und die Blöcke heran und ließen sich, nachdem sie den Apparat kunstgerecht angebracht hatten, in der Schlinge des Kinnbackblocks das Spanntau entlang

an den rettenden Strand befördern. Lustig genug mag diese Fahrt in der Schlinge gewesen sein und den armen Kindern des Stranddorfs einen Ritt auf einem Karussellroß ersetzt haben. Mancher mag dann später die gleiche Fahrt in einer schweren Stunde nicht aus der Krone einer Föhre durch die fröhlich lärmenden Reihen der Spielgenossen, sondern vom Wrack eines Schiffes, vielleicht des eignen einzigen Gutes, durch die tosende Brandung gemacht haben.

Die Gegenstände, die sich bei der Revision des Apparats oder bei der Übung als mangelhaft erwiesen hatten, zeichnete der Hafenbauinspektor auf, um für ihre Erneuerung zu sorgen. Erlaubte es dann noch die Zeit und die Windstärke, so unterwies wohl der alte Lotsenkommandeur die Fischer im Gebrauche des Sperlingschen Rettungsdrachen, von dem er mehr hielt als von dem Manbyschen Apparat. Er hatte sich in jungen Jahren überzeugt, daß die Erfindung des Memeler Veteranen brauchbar sei, und wurde nicht müde, für ihre Anerkennung und Verbreitung zu arbeiten. Hier bei der Fischerjugend fand er Gehör und Aufmerksamkeit. Schade, daß seine Zuhörer den Apparat nur als Spielwerk auffaßten, und daß die erwachsnen Seeleute der Seemannsaberglaube, der Rettungsmittel an Bord als unheilbringend scheut, abhielt, dieses einfache Rettungsgerät an Bord zu nehmen.

Bald schieden die Gäste wieder aus dem Stranddorf, und wenn der Mörser gereinigt, das Tauwerk getrocknet und der ganze Apparat wieder gebrauchsklar gemacht war, schlossen sich die Tore des Rettungsschuppens, bis sie sich beim Eintreffen neuer Geräte oder in einer Sturmnacht, die Schiffe in Not brachte, wieder öffneten.

Das war die Form, in der Schaefers und Manbys Erfindung, von Trost eingerichtet, am Strande des „Landes der dunkeln Haine" zum Helfen bereit war, bis sie durch die Technik weiter gebildet und verbessert wurde.

Trost hatte so wenig wie die andern preußischen Förderer des Rettungswesens von Manby mit der Idee auch den Erfolg überkommen. Der englische Menschenfreund muß eine eigne Gabe gehabt haben, die Leine so wurfbereit zu machen, daß sie, ohne sich zu verwirren und ohne zu zerreißen, der Bombe folgte. Schon vor dem Jahre 1828 bemühte man sich in England, einen Haspel zu konstruieren, der Manbys geschickte und gesegnete Hand nicht allzu schwer vermissen ließ. Im Jahrgang 1828 des Polytechnischen Journals von Dingler, wo über einen Haspel des Engländers Thorold berichtet wird, klagt der Berichterstatter: „Wo Hr. Manby selbst Hand anlegte, ging gewöhnlich alles sehr gut; allein seine Geschicklichkeit im Wickeln des Seiles besaß nicht jeder, und Standort, Wind, Nacht usw. veranlaßten manches Mißlingen des Rettungsversuches." Trotz allem Eifer gelang es den preußischen Offizieren und Küstenbeamten nicht, diese Schwäche des Apparats zu beseitigen, auch Trost nicht. Das materielle Kapital, das er und andre bei den Versuchen und bei der Organisation verbrauchten, war nicht groß. Dennoch mag

manchem die Rente, die es in Geſtalt geretteter Schiffbrüchigen trug, gering erſcheinen.

Ungefähr zwanzig Jahre beſtanden die von Troſt an der preußiſchen und mecklenburgiſchen Küſte errichteten Stationen. Dann wurden ſie durch die Boot- und Raketenſtationen des Neuvorpommerſchen Vereins zur Rettung Schiffbrüchiger abgelöſt. In dieſer langen Zeit wurde nur die Beſatzung des preußiſchen Schiffes Ceres durch den Mörſerapparat der mecklenburgiſchen Station Wuſtrow gerettet. Wie ſtark die Beſatzung war, konnte ich nicht erfahren. Dieſe Rente an Menſchenleben erſcheint auch dann gering, wenn man vor der Zahl geretteter Menſchenleben ein nur überhaupt nicht gelten läßt. Aber in dieſen Einrichtungen ſteckte viel mehr ethiſches Kapital als materielles. Dieſes Kapital war an der preußiſchen Küſte von den Tagen Schaefers und Nettelbecks bis zu dem Auftreten Troſts im Dienſte des Rettungsweſens nie geſpart worden, aber der preußiſche Offizier, der die Rettungseinrichtungen an den Küſten der Heimat Koſegartens und Arndts organiſierte, hat eine beſonders große, deutlich abgrenzbare Summe von Menſchenliebe und Hilfsbereitſchaft beigeſteuert. Ich habe dieſe Summe abgegrenzt. Sie wirft heute eine reiche Rente ab. Einſt lag auf jenen Geſtaden der ſchwere Schatten der böſen Sage vom Strandfegen. Heute beſtehn dort neun Doppelſtationen, vier Raketenſtationen und vier Bootſtationen der Deutſchen Geſellſchaft zur Rettung Schiffbrüchiger. Im Jahre 1906 auf 1907 wurden in dieſem ehemaligen Arbeitsgebiete Troſts durch die Stationen Wuſtrow, Barhöft und Ruden ſiebzehn Menſchenleben gerettet. Dieſem Fortſchritt hat Troſt den Weg gebahnt.

Er war ein Romantiker, Fouqué und Eichendorff nicht an dichteriſcher Begabung, aber im Empfinden verwandt. Das Kapital, das er an der Küſte von Rügen und Vorpommern aufwandte, war Gold von dem lautern Golde, womit der Idealismus des preußiſchen Offiziers auf den Schlachtfeldern weit über die Pflicht hinaus ſeine großen Liturgien geleiſtet hat.

Das geſellige Leben bei den Griechen

Von Arthur Preuß

Der Grieche war von Natur ein geſelliges Menſchenkind, zum Plaudern geneigt und mitteilſam, wie die Kinder des Südens noch heute. Was im Staate vorging, intereſſierte ihn lebhaft, der Menſch als ſolcher und ſeine Erlebniſſe gingen ihn ſchließlich doch noch mehr an als das tote Material, mit dem die Stadt geſchmückt war, wie Solon im „Anacharſis“ des Lukian ſagt: „unter Stadt verſtehen wir nicht Häuſer oder Mauern oder Heiligtümer oder Schiffswerften, ſondern das Wichtigſte ſind für uns die Bürger. Dieſe ſinds, die alles erfüllen

und ordnen und wirken und bewahren, etwa was in einem jeglichen von uns die Seele ist." Und so trieb man sich denn auf den Märkten, in den Läden und Hallen herum, um neues zu erfahren, um sich im lebhaften Verkehr mit dem Freund und Nachbarn auszusprechen und zu lernen. Dieses ἀγοράζειν war es, das wir so schlecht übersetzen können, weil es so viele Begriffe in sich schließt, wie: in den Buden der Händler sich herumtreiben, auf dem Markte verkehren, feilschen, deklamieren, ratschlagen, politisieren, schlendern. Dies war „süßes Leben, schöne, freundliche Gewohnheit des Daseins und des Wirkens!" Namentlich war es die Politik, die von den jungen Athenern eifrig getrieben und verfolgt wurde; zur Zeit der sizilischen Expedition malten junge Herren der Gesellschaft die Karte von Sizilien, Libyen und Karthago in den Sand der Palästren und disputierten eifrig über die bevorstehenden Ereignisse. Wehe dem, der sich als Sonderling von der bunten Menge abschloß, wer dem Beispiele des Misanthropen Timon folgte oder allein speiste und sich ausschloß von dem Interesse für Poesie und Kunst; die Komiker verfolgten ihn mit bitterm Spott, wie Alexis, der den „Alleinesser" oder Phrynichos, der das Lustspiel „Der Sonderling" schrieb.

Die edelste Blüte dieser Geselligkeit war die Männerfreundschaft, die in den guten Zeiten eine Reinheit und ideale Verklärung an sich trug, die wir uns kaum vorstellen können. Das klassische Beispiel war hier Sokrates; auf den außerordentlichen Einfluß, den der Meister mit seiner gewaltigen, faszinierenden Persönlichkeit auf die Jünger ausübte, einzugehn, ist hier nicht der Ort. Die Werke des Platon sind die Denkmäler dieser Freundschaft. Auch im Hauptwunsche des Griechen: „gesund sein, ein schönes, imponierendes Äußere zu haben, sich ehrlich erworbnen Reichtums zu erfreuen", erscheint als letzter Wunsch: „und die Jugend genießen mit lieben Freunden!" Und sie haben ihre Jugend genossen, die Griechen, im Verein mit frohen Gefährten, beim Sport und beim Turnen, in der Palästra und der Rennbahn, aber auch bei ernsten und heiligen Dingen, wie beim Gottesdienst und der Pflege der edeln Künste — und schließlich schlossen sie sich aus praktischen Gründen zusammen. Das darf uns nicht wundernehmen, denn den Griechen haben wir uns nicht nur als idealen, weltentrückten, schönheitsdurstigen Schwärmer vorzustellen, sondern er war auch ein recht schlaues Weltkind, das seinen Vorteil klug zu wahren wußte und recht wohl einsah, daß der Einzelne nicht weit kommt, daß ein enger Zusammenschluß im großen Strom der Menge sehr wichtig sein konnte. Darin sehen wir eine Ähnlichkeit mit dem praktischsten Volke, den Engländern, und fast will es uns scheinen, als weise auch das griechische geradlinige Gesicht Verwandtschaft mit dem englischen Typus auf.

Fragen wir uns nun, wie der Grieche seinen Hang zur Geselligkeit betätigte, so treten uns zahlreiche Vereine entgegen, die die verschiedenste Bestimmung haben können, vom idealen Zwecke des gemeinschaftlichen Gottesdienstes bis zum platten, alltäglichen des Amüsements und des Essens und Trinkens.

Eine Fülle von Vereinen tritt uns gleich bei der ersten Gruppe, den Kultgenossenschaften (θίασοι), entgegen. Die Inschriften fördern ja so reiches Material zutage, daß wir uns nur mit wenigen, besonders charakteristischen Vereinen abgeben können. Gleichwie im Mittelalter die Handwerker ihren himmlischen Schutzpatron verehrten, wie zum Beispiel die Schuster Sankt Crispin, taten sich Griechen zusammen zum Kult einer speziellen Gottheit, die sich als Hausheilige, als Schutzengel erwies. So war es die Aphrodite Uranía, deren heilige Gestalt tief ins Bewußtsein des Volkes eingedrungen war als die lebenschaffende Naturkraft, wie sie, von Blumen und Wasservögeln umgeben, auf Paphos in einem frohen Frühlingsfeste gefeiert wurde. Das Hauptfest der Göttin waren die Adoneia, das glänzende Fest der Aphrodite und ihres Lieblings, des schönen, frühverblichnen Adonis, dessen Feier in Alexandria uns so prächtig von Theokrit in dessen fünfzehntem Idyll geschildert wird. Die beiden buntbemalten Statuen lagen auf silbernem Lager, Früchte und Schirme von grünem Dill umgaben sie, Eroten flatterten darüber, und eine Sängerin pries mit schmetternder Stimme Schicksale und Leiden des Frühgeschiednen, und Liebe und Trauer der Göttin. Daß dieses Fest recht würdig und prunkvoll begangen würde, dafür sorgten eben jene Thiasoten der Aphrodite, und daß man sich wirklich alle mögliche Mühe gab, davon ist uns Kunde auf Stein geblieben: ein Ehrendekret der Kultgenossen für ihren Vorsteher vom Jahre 302 hebt das Verdienst um die πομπή, den Festzug, hervor. Das war aber nicht die einzige Kultgenossenschaft, alle nur denkbaren Gottheiten hatten ihre treue Gemeinde, die sich zu ihnen bekannte, da gab es Asklepiastai, Agathodaimoniastai, Dionysiastai usw., und zwar nicht nur in Athen, sondern diese Verbände zur Verehrung der Götter waren über ganz Griechenland und die Inseln hin verbreitet. So gab es in Milet eine Vereinigung der μολποί, der Tänzer, wieder zum Zwecke des Gottesdienstes. Zwei Klassen unterschied man hier: die στεφανηφόροι (die Kranzträger) und die jüngern Eingeweihten, die ὀνιτάδαι = Eselinge, die beim Opfer, beim Braten, beim Zerlegen des Fleisches als Köche tätig waren. Ein ausgedehntes Vereinslokal nannte der Verein sein eigen, bedacht mit großem Tempelinventar, so mit Ton, Eisen, Erzgeschirr, Tischen, Kienspänen zur Beleuchtung, Matten, auf denen das Fleisch zerteilt wurde, Fesseln für die Opferstiere. Ein herrliches Bild muß die Staatsprozession auf der heiligen Straße zum heiligen Tor hinaus geboten haben, als sich der Festzug nach Didymä bewegte zum gewaltigen Apollotempel, dessen Freilegung von dem Königlichen Museum in Berlin unter Beiträgen deutscher Kunstfreunde 1905 begonnen worden ist. Wie hier, so war es auch überall, von Göttlichem allein lebt der Mensch nicht, und so bot denn der Verein der Kultgenossenschaft mit seinen zahlreichen Festen und Opfern auch reichlich Gelegenheit, die Geselligkeit in unserm Sinne zu pflegen. Die Götter verzehrten nicht die dargebrachten Opfergaben, und so fragte man nicht: warum, die Götter blieben eben stumm, sondern man hielt sich tapfer ans Weil und hielt eine fröhliche Mahlzeit in maiorem

deorum gloriam. Natürlich mußte der Verein völlig organisiert sein, sonst hielt er nicht zusammen. So gab es einen Vorstand, einen Geschäftsführer, einen Schatzmeister, einen Schriftwart, der Vereinskoch und der Vereinsdiener durfte nicht fehlen, auch besaß jeder Verein seine eignen *σύνδικοι*, Rechtsanwälte, das unvermeidliche Stiftungsfest blieb auch nicht aus, ebenso nicht das Klublokal, das wir uns aber nicht als räuchriges Vereinszimmer vorstellen müssen, sondern als anmutiges Grundstück mitten in Gärten gelegen, mit denen Attika übersät war, etwa in dem Stil unsrer Logengebäude. Auch hatte jeder Kultverein seine Statuten; bei dem Thiasos der Jobacchen können wir uns eine nähere Vorstellung von den Paragraphen der Eintrittsstatuten machen.

Paragraph 1: *ἀπογραφή*: die offizielle Anmeldung.

Paragraph 2: jedes Mitglied hat sich einer Prüfung zu unterziehen. Da wurden hochnotpeinliche Fragen gestellt, ob der Aspirant auch ein Ehrenmann sei und dem Verein keine Schande bereiten würde.

Paragraph 3: der Geprüfte hat ein Eintrittsgeld zu zahlen (dem natürlich Monatsbeiträge folgten).

Paragraph 4: der Rezipiend hat einen Eid zu leisten, daß er den Satzungen treu bleiben will.

Paragraph 5: das aufgenommne Mitglied erhält eine Eintrittskarte.

So war der Betreffende aufgenommen in den Thiasos und nahm teil an den Festen, Opfern und Schmäusen des Vereins. Wie es bei einem solchen Mahle herging, können wir aus einem Relief sehen, auf dem die Mitglieder eines solchen Thiasos zu Ehren einer Priesterin des Apollo und der Rhea Kybele, der Stratonike, versammelt sind und unter Flötenmusik schmausen und zechen (am besten bei Schreiber, Kulturhistorischer Bilderatlas, Tafel XV, 1). So bietet denn schon die erste Gruppe der Vereine, die wir besprochen haben, ein deutliches Bild des ganzen griechischen Lebens, das eine glückliche Mischung von zwei Seelen bietet, von denen die eine sich hinaufsehnt zu den Gefilden hoher Ahnen, die andre sich mit derber Liebeslust an die Welt mit klammernden Organen hält. Um sich diese Mischung der Gefühle in einer solchen Kultgenossenschaft klarzumachen, vergegenwärtige man sich einen Tag in Bayreuth, wo sich die Besucher am Nachmittag in ehrfurchtsvollem Schauder vor der Kunst des Meisters und dem Heiligsten unsrer Religion im Parsifal beugen, und wo abends im Künstlerkreise der laute Festjubel zum Ausbruch kommt.

„Beides verstanden die Griechen, am selben Tage zu beten und am selbigen Tag froh sich des Lebens zu freun!"

Schreiten wir nun von den Göttern langsam zur Erde nieder. Das Band zwischen Himmel und Erde knüpft der Dichter und der Philosoph. Auch solche Vereine gab es, in denen Dichtkunst und Wissenschaft getrieben wurde: die literarischen Vereine. Das klassische Beispiel ist die Akademie des Platon, der selbst Dichter und Philosoph in einer Person, in dem Haine, dem Heros Akademos geweiht, ein Museum gründete, eine Art Universität, mit Grundbesitz,

eine juristische Person, einen Verein junger Leute unter seinem Vorsitz, worin Philosophie gepflegt wurde. Aber auch hier war das Ursprüngliche nicht die Wissenschaft, sondern der Gottesdienst, den Musen sollte die Stätte heilig sein. Auch Sophokles soll einen Thiasos der Musen gegründet haben. Das paßt zu dem sonnigen, geselligen Wesen des Meisters, der im Gegensatz zu dem menschenscheuen Euripides gern junge Gesellschaft um sich hatte. Es war vielleicht eine methodische Schule für Schauspieler; wenn die Existenz dieses Instituts bezweifelt wird, so erhebt sich von selber die Frage: warum soll Sophokles nicht seine Theorien von der Bühnenkunst praktisch in jenem Vereine dargelegt haben? Goethe schrieb Regeln für Schauspieler, Wagner „über das Dirigieren", warum soll sich der griechische Meister nicht mit technischen Fragen abgegeben haben, indem er, wie der alte Goethe, Schauspieler um sich sammelte und diesen seine Ideen einprägte? Wir hätten somit die erste Stilbildungsschule in diesem Musenthiasos, wie sie Wagner für Bayreuth plante. Ebenso hatte Epikur in seinen Gärten einen philosophischen Verein etabliert; auch nach seinem Tode sollte das Andenken an den Weisen gefeiert werden, indem er in seinem Testament bestimmte, man solle in seinem Garten weiter philosophieren. Ebenso taten sich andre junge Leute zusammen zum gemeinsamen Studium und zum wissenschaftlichen Vereine, in späterer Zeit finden wir in den großen Universitätsstädten, wie Athen und Alexandreia, Studentenverbindungen vor, sogar der Fuchsmajor (*νεανισκάρχος*) ist durch eine Inschrift unsterblich geworden. Auch Mädchen vom Gymnasium in Pergamon traten zu einer Korporation zusammen und beschlossen — höchst seltsam! — für beliebte Lehrer Belobigungen und Ehrenkränze.

So sind wir denn unvermerkt ganz auf der Erde angelangt und wenden uns zu den beruflichen Vereinen. Ärzte, Schmiede, Töpfer, Fischer, auch Bauarbeiter, wie in Milet, und andre Gewerkschaften taten sich zu Vereinen zusammen, wenn auch richtige Korporationen von Handwerkergenossenschaften erst später in der römischen Kulturperiode auftreten, was man schon daraus sehen kann, daß das religiöse Element, dessen Betonung speziell hellenischen Charakter verrät, zurücktritt und das rein Zunftmäßige im Vordergrunde steht, woran wir vor allem den römischen Rechtsstaat erkennen. Berühmt und in allen Ländern verbreitet war der Bund der Dionysischen Künstler, so in Teos, Argos, Cypern, auch in Ägypten in dem durch seine Papyri so berühmten Oxyrhynchos, ferner in Neapel, Rhegion, ein Verein der wichtigsten Mitwirkenden beim Bühnenspiel als Sänger, Schauspieler, Musiker, Dichter und — echt griechisch! — Garderobiers, die ja, wie bei den Bayreuther Bühnenspielen, einen wichtigen Bestandteil der Bühnengenossenschaft ausmachten. Aber es blieb nicht bei den echten Künstlern, die im Dienste der res severa tätig waren, in späterer Zeit schlossen sich dem Vereine auch allerlei Artisten, wie Jongleure, Zauberkünstler, Spaßmacher, Clowns an, in einer Zeit, wo es möglich war, daß neben der Statue des Äschylus im Theater die Statue eines Bauchredners aufgestellt wurde.

Diese Truppe zog nun von Ort zu Ort; es war dies das beste Mittel, bekannt zu werden in einer Zeit, wo Presse und Reklame noch nicht blühten wie jetzt. In hellenistischer Zeit hatte sich eine Truppe in Jonien niedergelassen, die einen richtigen Staat im Staate bildete, und deren Ansehen so gewachsen war, daß sie stolz wie souveräne Fürsten mit andern Städten durch vornehme Gesandtschaften verhandelte. Selbstverständlich verfügten solche Vereine auch über großes Vermögen, der Grundbesitz wuchs, Erbschaften und Schenkungen vermehrten das Bestehende, wenn sich auch im Budget gar manche Schulden einstellten.

Auch die *ὑμνῳδοί*, die städtischen Musikkapellen, gehören hierher. So waren die Bürger von Smyrna stolz darauf, daß ihnen Kaiser Hadrian eine Kapelle verliehen und dazu einen Beitrag gezahlt hatte. Gerade in diesen Musikvereinen herrschte ein ausgeprägtes Schmausssystem, das trockne Gedeck mit Wein wurde durch die Vereinskasse bezahlt. Aber gewiß trug der ganze Verein auch Sorge beim Todesfall eines Mitglieds, denn nicht alle Musikdirektoren besaßen eine so noble Ader wie der Kapellmeister Ebenos in Ephesos, der einem verstorbnen Mitgliede aus eignen Mitteln einen Grabstein setzen ließ.

Auch Handelsgenossenschaften finden wir schon im Altertume vor. Athen war nach den Perserkriegen die Stadt des Großhandels geworden. Die Anlage der Häfen, die Ausdehnung des Hafenviertels, die Ansiedlung von Ausländern im Piräus, das Emporion mit seinem Riesenquai, die Märkte, Herbergen, Heiligtümer, Markthallen, das *δεῖγμα*, die Börse Athens, in dem Warenproben ausgelegt wurden, die Wechslerbuden und Banken, die Konversationsräume — dies bunte Bild, das sich bei diesen Stichworten vor unsern Blicken entrollt, zeigt die Handelsmacht der sich entwickelnden Stadt. Der blühende Handel lockte selbstverständlich in die Hafengegend viele Fremden, die sich zu Kolonien zusammentaten. Man bat den Staat um die Erlaubnis, ohne weitere Beteiligung am Staatswesen als Schutzbürger zu leben, natürlich war es auch hier die ausländische Gottheit, um die sich dieser kaufmännische Verein gruppierte. Da treten denn namentlich die phrygische Göttermutter oder die kyprische Aphrodite als fremde Gottheit, als Beschützerin des neuen Ausländervereins entgegen, und wenn hier und da als Teilnehmer auch ein Bürger der Metropole erscheint, so erklärt sich dies aus der Sehnsucht nach neuen Göttern, die die Herzen der damaligen Athener erfüllte, denn seit dem Verfalle des Volksglaubens fand man keine Befriedigung mehr im alten Glauben und erwartete das Heil eben von den ausländischen Göttern und schloß sich jenen Kaufmannsvereinen an. Aber auch die eingebornen Bürger taten sich zu Handelsverbänden zusammen. Gesellschaften vereinigten sich, rüsteten gemeinsam ein Kriegsschiff aus und ließen es auf Beute ausgehn. Weil der Kaufmann persönlich sein Geschäft führte und die Ware begleitete, waren solche Gesellschaften von großem Nutzen. Fast nur beim Seehandel verlohnt sich solche Vereinigung, weil bei der Unsicherheit des Landweges der Seehandel immer noch mehr abwarf. Oder es bildeten sich

Handelsgenossenschaften bei größern Unternehmungen, die ein bedeutendes Kapital hatten, wie bei der Pacht von Staatsgefällen, beim Abbau von Bergwerken, denn selten stand einem Manne das nötige Kapital zum Bergbaubetriebe zur Verfügung.

Aber auch die Vereine zur gegenseitigen Unterstützung vergaß das Altertum nicht; wenn freilich das Versicherungswesen heute viel entwickelter ist als damals, so tauchte doch schon in alexandrinischer Zeit der Assekuranzgedanke mit Prämie auf. Es gab ferner Krankenkassen, von der Stadt oder vom Demos eingerichtet, ein Bezirksarzt war angestellt, von den Bürgern wurde eine Ärztesteuer erhoben. Auch Sterbekassen, wie die Fraternität zu Leipzig, finden wir vor, nur daß nicht, wie dort, das Leichentuch über den verstorbnen Konfrater gebreitet, sondern ihm ein Kranz aufgesetzt wird. Auch für den Leichenstein trägt der Verein Sorge. Ferner taten sich Familien zu einem Erbbegräbnis zusammen, namentlich kauften untereinander verwandte Familien solche Begräbnisplätze, und der gemeinsame Leichenstein deckte die Reste der Mitglieder. Überall sehen wir den praktischen Sinn der Griechen: der Einzelne schließt sich an eine Mehrheit an, da er allein in der großen Gesellschaft nicht weiterkommt. Ebenso gehören unter die gemeinnützigen Vereine die Genossenschaften von Junggesellen oder Witwern, die lieber in Gemeinschaft mit Gleichgesinnten als allein im öden Hause ihre Mahlzeiten einnahmen; man tat sich so zu Tischgenossenschaften zusammen und speiste, wie die meisten unsrer Junggesellen aus Bequemlichkeit am Abonnementsmittagstisch, bei einer gemeinsamen Tafel. Hier sind wir schon an den Vereinen angelangt, die ohne ernsten Hintergrund und ohne den Gedanken der gegenseitigen Unterstützung nur dem Vergnügen und dem Scherze gewidmet waren. So gab es in Athen einen Klub von sechzig Mitgliedern, die γελωτοποιοί, kurz „die Sechzig" genannt, unter dem Protektorat des alten Zechers und Schmausbruders Herakles; hier war es gewiß wenig Religiosität, die die fidelen Brüder zusammenhielt, die im Demos Diomeia nahe beim Kynossarkes ihr Klublokal aufgeschlagen hatten. Lief irgendein Bonmot in der Stadt herum, wurde irgendeine heitere Anekdote erzählt, gleich hieß es: „die Sechzig habens gesagt!" So wurden diese lustigen Herren die Meister des Witzes, ja ihre Klubwitze wurden sogar gesammelt, und Philipp von Mazedonien ließ sich die Witzekollektion schicken und honorierte die Geistesblitze mit dem königlichen Geschenke von einem Talent. Weniger harmloser Art war der Klub des Ithyphallikus, über dessen tolle Mitglieder wir aus Demosthenes Rede gegen Konon näheres erfahren und dabei einen tiefen Einblick tun in die korrupten Zustände der attischen jeunesse dorée; eine nächtliche Skandalgeschichte, eine Schlägerei und eine Trunkenheitsszene sind uns dort vortrefflich geschildert. Fast an Frivolität grenzte die Tendenz eines andern Vergnügungsvereins aus der spätesten Zeit: Antonius, der geistvolle Wüstling, gründete mit den Seinen den Verein der „Brüder vom unnachahmlichen Leben", deren Sinn war, jeden Tag seine Kollegen zu bewirten. Später, als es den lustigen Genossen an die

Kehle ging, änderten sie den Titel und nannten den Bund mit furchtbarem Witze: den Verein der Todeskandidaten. Erfreulicher sind andre Vereine, die nur dem Vergnügen dienen, aber einem edeln Vergnügen, die Turnvereine mit Vorturnern oder die Jagdvereine. Auch die harmlosen Vergnügungsvereine von Oxyrhynchos gehören hierher, von deren Mahlzeiten eine Papyrusrechnung berichtet: Essen zu Ehren des Kalatytis. Ein Hexachus Wein 2000 Drachmen, sechs Diners zu 190 Drachmen, macht zusammen 2190 Drachmen, worauf die Namen der Teilnehmer folgen.

So nähern wir uns denn immer mehr dem privaten Vereine, der Gesellschaft, deren ausführlichere Besprechung hier zu weit führen würde.

Wir haben so die Griechen durch ihr geselliges Leben und ihre Vereine begleitet, von der frommen Kultgenossenschaft zum praktischen Berufsverein und von da zum Vergnügen. Freilich, in manchen Stücken haben wir es herrlich weit gebracht, wie zum Beispiel im Versicherungswesen, aber in der Poesie und künstlerischen Gestaltung des Vereinswesens können auch wir großen modernen Übermenschen von jener fröhlichen, seligen Künstlergemeinde viel lernen!

Johann vom Kreuz

Juan de Yepes wurde 1542 zu Fontiveros in Kastilien geboren. Sein Vater Gonzalez war wegen Eingehung einer unebenbürtigen Ehe von seiner vornehmen Familie verstoßen worden und mußte sich und die Seinen als Weber ernähren. Beide Eltern waren sehr fromm, und der kleine Juan wußte bald von Erscheinungen und wunderbaren Lebensrettungen zu berichten. Als er einmal in einen schlammigen Teich gefallen war, reichte ihm eine Dame, in der er die heilige Jungfrau sah, ihre weiße Hand, die er mit seinen schmutzigen Fingern anzufassen sich scheute, und hielt ihn so lange fest, bis ein Mann zu Hilfe kam, der ihn vollends herauszog. Der Vater starb jung, und die Mutter siedelte nach Medina del Campo über. Zwölfjährig sollte er ein Handwerk lernen. Man versuchte es mit mehreren, er erwies sich jedoch zu keinem geschickt. Dagegen war der Vorsteher des Krankenhauses, dem er sich als Helfer anbot, sehr zufrieden mit ihm, und da er Talent in dem Knaben entdeckte, schickte er ihn zu den Jesuiten der Stadt in die Schule, um ihn nach Absolvierung seines Studiums weihen zu lassen und als Hausgeistlichen anzustellen. Johannes trat jedoch in den Karmeliterorden ein, weil ihm offenbart worden war, daß er diesen reformieren solle. Er tat dies, wie schon mitgeteilt worden ist, im Verein mit Teresa. Von seinem Aufenthalt in Avila wissen seine Biographen Wunderdinge zu erzählen. Er hatte oft Verzückungen und wurde manchmal, im

Gespräch mit Teresen begriffen, in die Luft emporgerissen. Man will beide zugleich in der Luft schwebend gesehn haben. Zwei Nonnen befreite er mit seinen überaus kräftigen Exorzismen vom Teufel, der des Heiligen Gestalt annahm, in dieser Gestalt sie besuchte und sie durch schändliche, denen Johanns entgegengesetzte Lehren zu verführen strebte; auch schriftliche Anweisungen überbrachte er ihnen als von ihrem Beichtvater gesandt, indem er dessen Handschrift fälschte. Als 1576 die Karmeliter der milden Observanz beschlossen hatten, die Reform zu unterdrücken, kamen ihre Bevollmächtigten nach Avila, erbrachen die Hütte, in der Johann mit einem Laienbruder wohnte, und führten ihn nach Toledo. In ihrem dortigen Kloster sperrten sie ihn in ein enges, fensterloses stinkendes Kämmerchen, worin er die schönsten seiner Lieder gedichtet hat. Allabendlich wurde er in den Speisesaal befohlen, mußte sich entblößen und an den in Reihe und Glied stehenden Brüdern vorüberschreiten, deren jeder ihm eine vorgeschriebne Zahl von Geißelhieben versetzte. Während dann die übrigen speisten, bekam er seine karge tägliche Brotportion mit Wasser, die er auf dem Fußboden sitzend verzehren mußte. Bei der Mahlzeit, und auch sonst vor der dünnen Bretterwand seines Gefängnisses, setzten die frommen Brüder die Geißelung mit ihren Zungen fort, indem sie einander alle erdenklichen Schändlichkeiten von ihm erzählten. Als man wahrnahm, daß er die tägliche Geißelung nicht länger aushielt, beschränkte man sie auf dreimal in der Woche und dann auf jeden Freitag. Nach zwei Jahren erschien ihm die heilige Jungfrau und verhieß ihm baldige Erlösung; dann erschien Christus selbst mit seiner Mutter, die ihn beide zur Flucht ermunterten, und diese gelang unter wunderbarem himmlischem Beistand. Es waren ihm noch einige Jahre friedlichen Wirkens beschert, aber gegen sein Lebensende, das 1591 eintrat, wiederholte sich die Verfolgung noch einmal.

Seinen Prosaschriften (nebst den Gedichten und einer Biographie deutsch herausgegeben von Gallus Schwab und Magnus Jocham, Regensburg 1859) hat Johann die Form von Kommentarien zu zweien seiner Lieder gegeben. In Diepenbrocks Übersetzung lautet die erste Strophe des ersten:

In einer Nacht gar dunkel,
Da ganz mein liebend Herz vor Inbrunst glühte,
O hochbeglückte Stunde!
Entschlich mit leisem Tritte
Ich meiner tief in Ruh versunknen Hütte.

Und die erste Strophe des zweiten, dem Hohenliede nachgebildeten:

Wo birgst du dich, Geliebter,
Seitdem du meinen Armen dich entwunden?
Du flohest gleich dem Hirsche,
Mir lassend Harm und Wunden;
Ich lief dir nach; doch ach! du warst verschwunden.

Die der Vereinigung mit Gott zustrebende Seele, lehrt Johann, hat zwei Nächte zu durchwandern. Beide erzeugt sie selbst, die erste dadurch, daß sie

alle ſinnlichen Regungen und Vorſtellungen aus ihrem Innern bannt. Im Jahre 1690 wurde es von der philoſophiſchen Welt als eine Revolution empfunden, daß Lockes Essay on human understanding erklärte: es gebe keine angebornen Ideen; die Seele ſei urſprünglich ein weißes Blatt Papier, das erſt von den ſinnlichen Wahrnehmungen einen Inhalt empfange. Reichlich hundert Jahre vorher hatte der ſpaniſche Mönch geſchrieben: „Nach der Lehre der Philoſophen haben wir, ſobald Gott dem Leibe die Seele eingehaucht hat, gleichſam eine leere Tafel, auf die noch gar nichts gezeichnet iſt. Auf natürlichem Wege kann die Seele nur durch die Sinne etwas in ſich aufnehmen. Solange ſie im Leibe iſt, gleicht ſie einem Menſchen, der, in einem finſtern Kerker eingeſchloſſen, nichts wahrnimmt, außer was er durch die Kerkerfenſter ſehn kann. Sieht er durch dieſe nichts, ſo kann er überhaupt nichts ſehn. Ebenſo kann die Seele, wenn nicht durch die Sinne, dieſe Fenſter ihres Kerkers, etwas in ſie eindringt, auf einem andern Wege natürlicherweiſe nichts wahrnehmen. Verſchmäht ſie es [zum Zweck ihrer myſtiſchen Vereinigung mit Gott], durch die Sinne etwas aufzunehmen, ſo können wir ſagen, daß ſie im Finſtern und leer bleibt. Wer die Augen ſchließt, iſt ebenſo im Dunkeln wie der Blinde.“ Aus dieſer erſten Nacht tritt der nach Vollkommenheit ſtrebende in eine zweite noch dunklere ein: in die Nacht des Glaubens. In dieſer wird die Seele erſt vollkommen blind, indem ſie nicht allein auf die ſinnliche Wahrnehmung verzichtet, ſondern auch auf den Gebrauch ihres Erkenntnisvermögens, das aus den ſinnlichen Wahrnehmungen Vorſtellungen, Begriffe, Erinnerungsbilder ſchafft. Dieſer Verzicht iſt notwendig. Denn Gott iſt zwar ſeiner Weſenheit nach wie in jedem andern Geſchöpf ſo auch in jeder Seele, ſelbſt in der des Verdammten gegenwärtig, ohne dieſe erhaltende Gegenwart Gottes würden die Geſchöpfe ins Nichts zurückſinken. Aber die Vereinigung, die hier erſtrebt wird, iſt andrer Art, iſt die Vereinigung in Liebe. Dieſe iſt nur möglich durch Verähnlichung mit dem Geliebten. Gott aber gleicht keinem Geſchöpf, darum kann auch kein Geſchöpf dieſe Vereinigung mit ihm vermitteln. Er hat keine Form, geht in keinen Begriff, darum kann er weder durch Phantaſiebilder noch durch Begriffe erfaßt werden, und darum führt das Denken ebenſowenig zu Gott wie die ſinnliche Wahrnehmung. Es gibt nur zwei Wege, Gott zu erfaſſen: in dieſem Leben den Glauben, der in Beziehung auf das gewöhnliche Seelenleben Nacht iſt, weil er auf begriffliches Erkennen verzichtet, und im Jenſeits die Anſchauung. Um zu dieſer zu gelangen, muß man eben ſterben. Einzelnen Begnadeten wird ſie auf Momente ſchon in dieſem Leben gewährt. Gegen das letzte würde Kant freilich als gegen eine Selbſttäuſchung, einen Aberglauben proteſtiert haben, aber im übrigen iſt ſeine Lehre von der des Spaniers nicht weſentlich verſchieden: weder die ſinnliche Erfahrung noch irgendeine Denkoperation vermittelt die Erkenntnis Gottes. Gott muß einfach geglaubt werden; das ſei ein ſittliches Poſtulat, meint der Königsberger. Nach Johannes gibt es außer dem Wege der natürlichen Erfahrung, der nicht zu

Gott führt, auch noch einen Weg übernatürlicher Erfahrung — allerdings nur für die Vollkommnen; die ungeheure Mehrzahl der Menschen muß sich mit dem schlichten Glauben begnügen. Ich halte es weder ganz mit Kant noch ganz mit Johannes, der die Unähnlichkeit der Geschöpfe mit Gott übertreibt, sondern mit Paulus (Römer 1, 20) und den Scholastikern, die lehren, daß Gott aus seinen Geschöpfen (und wie viele Neuere hinzufügen, aus Lebenserfahrungen) erkannt werden könne; nur hatte Kant gegen die Scholastiker insoweit recht, als er bestritt, daß ein zwingender Beweis für das Dasein Gottes geführt, und daß Gottes Wesen förmlich beschrieben werden könne.

Die Wanderung durch die zwei oder drei Nächte — denn Gott selber, die ewige Sonne, die das natürliche Auge völlig blind macht, ist für dieses die allertiefste Nacht — stellt nur unter einem neuen Bilde dar, was die ältern Mystiker als die via purgitiva, illuminativa und unitiva (Dante als inferno, purgatorio und paradiso) beschrieben hatten. Johanns einzelne Anweisungen decken sich darum im ganzen mit denen der übrigen Lehrer der Askese und Mystik, enthalten jedoch so manches Originelle, namentlich seine psychologische Bemerkungen. So zum Beispiel: die Erhebung der Seele im Gebet könne sinnliche Regungen erzeugen, weil bei der innigen Vereinigung von Leib und Seele das Wohlbehagen des einen Teils immer auch in den andern überfließe. Daß der direkte Kampf gegen die Unkeuschheit die Versuchungen zu ihr mehr hervorrufe als banne, haben auch andre Männer seiner Richtung eingesehn. Der naheliegenden Folgerung, daß die ganze Mönchsaskese in dieser Beziehung zweckwidrig sei, weil Ablenkung der Gedanken und der Phantasie durch stramme Arbeit das beste Bewahrungsmittel ist, entgingen die großen Asketen für ihre Person dadurch, daß sie, wie besonders Peter von Alcantara, von dem in dieser Beziehung schier Unglaubliches aber gut Bezeugtes berichtet wird, die Askese bis zur ununterbrochnen Selbstpeinigung trieben, die jedes sinnliche Wohlbehagen und damit auch die Regungen des Geschlechtstriebs physisch unmöglich machte. Wenn Johann, ganz aristotelisch, alle Extreme für sündhaft erklärt, so verwickelt er sich in Widerspruch mit seiner eignen Askese. An solchen Widersprüchen fehlt es natürlich auch sonst nicht; einem Menschen, der so außerordentliche Wege wandelt, können sie am wenigsten erspart bleiben. Es gehört dazu, daß er mahnt, den von Gott geordneten Weg, der durch die natürliche Erkenntnis hindurch führe, nicht zu verschmähen, und schon das Wort „Anschauung Gottes", also Anschauung des Formlosen, Unanschaubaren, und die Sehnsucht nach der Schönheit, die aus seinen Gedichten spricht, sind Selbstwidersprüche. Auch die Visionen, die den nach Vollkommenheit ringenden zuteil werden, erklärt er für einen — bei aller Übernatürlichkeit — natürlichen Anfang, an dem man jedoch nicht haften bleiben dürfe. Von allen Phantasiebildern müsse sich die Seele reinigen und frei machen. Geradezu gefährlich sei die Wundergabe; sie verleite zur Magie und Gaukelei; wer sie empfangen habe, solle die Freude daran und das Verlangen, sie auszuüben, unterdrücken. Auch soll der

Strebende nicht in dem Verlangen nach seiner persönlichen Heiligung und Beseligung befangen bleiben, denn nur wo zwei oder drei in Jesu Namen vereinigt seien, weile der Herr, nur in der Gemeinschaft der Gläubigen. Er warnt davor, gewissen Sprüchen, Gebeten, Formen, Bräuchen eine besondre Kraft beizulegen, das sei böse, sündhaft und führe zur Teufelsbündelei. Die besten „Zeremonien" seien die zwei, die Christus empfohlen habe, nämlich wenn man beten wolle, entweder in sein Kämmerlein oder in die Wüste zu gehn.

Die christlichen und die indischen Mystiker sind von derselben Erfahrung ausgegangen. Sie wird sehr deutlich beschrieben in einem Gedichte des Johannes, dessen erste Strophe lautet:

Alle Schönheit auf der Welt
Wird mein Herz niemals gewinnen,
Sondern nur — ich weiß nicht was —
Das sich wohl noch einmal findet.

Kein einzelnes Geschöpf, keine Menge von Geschöpfen, kein irdischer Zustand vermag der seiner organisierten Seele volles Genüge zu gewähren. An all das, was unsre heutigen Pessimisten vom Erdenjammer zu erzählen wissen, braucht man dabei gar nicht einmal zu denken; dergleichen schreckt ja den Asketen nicht. Von dieser Erfahrung aus aber haben die indischen und die christlichen Mystiker entgegengesetzte Wege eingeschlagen. Jene wollten sich vor allem von Leiden befreien und fanden als allein wirksames Mittel die „gänzliche Vernichtung des Begehrens", wie Buddha es in der Predigt von Benares nennt; also Lebensverneinung, stumpfsinniges Hinbrüten im Nichtsdenken, solange man lebt, bis man von dem ersehnten Tode völlig erlöst wird, und wofern man nicht durch Sünden eine Wiedergeburt verschuldet hat, ins Nirwana versinkt. Die christlichen Asketen sind vom intensivsten Begehren, vom Begehren der bewußt genossenen Himmelswonne erfüllt, von Liebessehnsucht entflammt, sind die allerentschiedensten Lebensbejaher. Teresa wünscht wie Paulus (Philipper 1, 23) bei Christus im Himmel zu sein, zugleich aber, noch auf Erden zu bleiben und hier zu wirken. Sie will ihr bewußtes, individuelles Leben nicht loswerden, sondern sie wünscht sich tausend solche Leben, um sie alle Gott zu weihen. In Leiden jauchzen diese Menschen vor innerer Freude und Wonne. Aber das von ihnen erstrebte und schon genossene Glück ist ganz geistiger Natur. Sie sind Virtuosen der Vergeistigung. Mit der Vergeistigung, dem Intellektualismus und Moralismus, verbinden sie feines ästhetisches Empfinden. Daß dieses die eine der Wurzeln ihrer Askese ist, habe ich schon einmal hervorgehoben (in dem Bericht über eine Biographie der Katharina Emmerich). Der physiologische Lebensprozeß erfordert ekelhafte Verrichtungen. Teresa bewundert die Güte und Erbarmung Gottes, der sich einem „übelriechenden Erdenwürmlein" mitteile. Vergiftet doch das reinste Kind die Atmosphäre, in der es lebt. Deshalb wünscht der Asket, den Stoffwechsel auf das erreichbare Mindestmaß herabzusetzen. Es ist das ganz dieselbe Empfindung,

die unsrer als Prüderie vielfach verspotteten heutigen Sitte zugrunde liegt. Zu deren Erzeugung haben das Puritanertum mit seiner Angst vor der Sünde und der Reinlichkeitsluxus der vornehmen Engländer zusammengewirkt. Auf dem Kontinent sind nun die Sitten bis ans Ende des achtzehnten Jahrhunderts, in entlegnen Gegenden bis tief ins neunzehnte hinein ungeniert, mitunter unflätig geblieben. Der Unterschied besteht nur darin, daß der heutige Gebildete das Natürliche verbirgt, ohne es zu verabscheuen, der katholische Asket dagegen sowie der Puritaner es loszuwerden sucht. Aber nicht bloß negativ wirkt der feine ästhetische Sinn; er erzeugt ästhetische Bedürfnisse. Dieses Bedürfnis, der Drang, Schönes zu sehn, ist so stark, daß er Visionen hervorruft. Teresa schreibt an einen ihrer Beichtväter, Gott habe ihre Schwäche geschont und ihr, um sie nicht zu töten, seine volle Herrlichkeit nicht auf einmal sondern nach und nach enthüllt. „Hochwürden werden meinen, es könne doch keine Kraft dazu gehören, schöne Hände und ein schönes Antlitz zu beschauen. Aber die verklärten Leiber sind so schön, ihr übernatürlicher Glanz strahlt so blendend, daß bei ihrem Anblick die Seele außer sich gerät. Zuerst überfiel mich heiliges Entsetzen und große Aufregung; allein die Überzeugung von der Gewißheit und Wahrheit der himmlischen Vision sowie ihre gute Wirkung auf mich verwandelten sehr bald die Unruhe in ruhige Zuversicht.... Aber kann nicht die Einbildungskraft solche Visionen erzeugen? Das ist die unmöglichste aller Unmöglichkeiten. Einen solchen Flug hat unsre Einbildungskraft nicht. Geht doch schon die Schönheit und die Weiße einer Hand des Herrn über ihr Vorstellungsvermögen." Schöpferin solcher Visionen ist die Sehnsucht nach der Erlösung von den der irdischen Schönheit anhaftenden Unvollkommenheiten und von allem mit dem leiblichen Leben verbundnen Widerlichen, von dem „Erdenrest, zu tragen peinlich (und wär er von Asbest, er ist nicht reinlich)"; die Sehnsucht nach den „heitern Regionen, wo die reinen Formen wohnen". Für den kritischen Kantianer Schiller waren diese Formen eben reine Formen; Phantasiebilder, die die Kunst zu verkörpern strebt, um sich unter Verzichtleistung auf „des Genusses wandelbare Freuden" durch den schönen Schein über das elende Sein zu erheben oder — hinwegzutäuschen. (Der Schönheit stille Schattenlande nennt er das Reich der Gestalten, Formen, Ideale in seinem philosophischen Lehrgedicht, das er ursprünglich „Das Reich der Schatten" überschrieben hatte.) Den platonisch gearteten Mystikern waren sie Realitäten.

Solche Realitäten inne zu werden, dazu gehört eine abnorme Steigerung der Nerventätigkeit, also, wenn man alles Abnorme krank nennen will, Krankheit, wie denn die meisten Visionäre wirklich krank gewesen sind. Die heutigen Nervenärzte nennen die Krankheit dieser Personen Hysterie. Willy Hellpach schreibt in seinem Büchlein „Die geistigen Epidemien": „Wenn der Jesuitenpater Hahn in einem merkwürdigen, übrigens dem Index verfallnen Buche den Versuch gemacht hat, zu beweisen, daß die Visionen der heiligen Teresa überirdische Offenbarungen gewesen sein müßten, weil sie die Inspirationen zu ihrem

Werke waren, ſie dies Werk mit bewundernswürdiger Energie durchſetzte, und dies nicht zur Hyſterie ſtimme, ſo kann man ihm nur antworten, daß er dann die Hyſterie nicht kennt. Dieſe erlebt, was ſie erſehnt, ſie ſieht, was ſie glaubt. Der Epileptiker glaubt bloß, was er ſieht. Hier die krankhafte geiſtige Schwäche, die den vom kranken Hirn erzeugten Bildern kritiklos gegenüberſteht, und dort die krankhafte ſeeliſche Kraft, die das Hirn die von der Seele erſehnten Bilder geſtalten heißt.“ Die ſpätmittelalterliche Menſchheit befand ſich nach Hellpach in einem Zuſtande ſeeliſcher Erregung, Überſpannung und Erſchöpfung, der ſie hyſteriſch machte. „Darum hat auch die Reformation die Epidemien nicht beſeitigt, ſondern zunächſt geſteigert, denn ſie trug, wie es bei jedem religiöſen Zuſammenbruch unvermeidlich iſt, Anarchie, Haltloſigkeit, grenzenloſe Verwirrung in Tauſende von Gemütern, entfeſſelte nicht bloß den äußern, ſondern auch den innern, religiöſen Kampf aufs wildeſte. Die Balken des alten Glaubens krachten zuſammen, und man klammerte ſich, in ſeiner Hilfloſigkeit Gott allein gegenübergeſtellt, an die Strohhalme, die der neue Glaube ließ: Teufel und Dämonen. [Wir würden den Teufel nicht als einen Strohhalm werten und überhaupt die damalige Revolution ein wenig anders charakteriſieren.] Die Scheiterhaufen der Hexenverfolgung illuminierten den Siegeszug der kirchlichen Befreiung. Ein religiöſer Genius hat ſchon damals den innerſten Kauſalnexus dieſer Verwilderung durchſchaut. Die Exercitia spiritualia des Ignatius von Loyola ſind der grandioſe Verſuch, die Hyſterie zu überwinden und doch den alten Seelenzuſtand zu erhalten. Und der Stifter der Geſellſchaft Jeſu wußte, wo der Punkt lag, aus dem die Krankheit zu kurieren war. Er verbot die Askeſe [richtiger ausgedrückt, er gab ihr ihren urſprünglichen Sinn als Übung, Trainierung wieder], die er durch eine faſt militäriſche Geſundheitspflege, planvolle Tagesordnuug, zweckmäßige Ausfüllung jeder Stunde und Einſchulung der Phantaſie auf die religiöſe Vorſtellungswelt erſetzte. Er ſah, daß Erſchöpfung dem Hirn die Herrſchaft über den Bewegungsapparat raubt, Glieder und Muskeln eine unmoraliſche Ochlokratie an ſich reißen läßt; ſah, daß die Unſicherheit im ſeeliſchen Leben Unordnung und Durcheinander züchtet und die Seele den Viſionen als Spielball ausliefert. In den Übungen wurde eine krankhaft geſteigerte Bilderwelt in die Bande der Lebensaufgaben geſchmiedet. Eine krankhaft geſteigerte — doch dieſe Krankheit war ein Experiment; ſie ſollte dem Willen unterworfen bleiben, und wo die Gefahr der Umkehr dieſes Verhältniſſes drohte, dort gebot die Ordensregel halt. Die wenigſten durften alle Exerzitien abſolvieren.“ (Im dritten vorjährigen Bande S. 511 iſt mitgeteilt worden, daß Max Weber ähnlich nicht bloß über die Exerzitien des Ignatius, ſondern über die ganze katholiſche Askeſe urteilt und zu dieſer die puritaniſche in Parallele ſetzt.) Hellpach will mit ſeiner Erklärung der Viſionen und Ekſtaſen dieſe religiöſen Erſcheinungen keineswegs herabſetzen. „Man muß immer wieder zu dem alten Vergleich ſeine Zuflucht nehmen: die Perle iſt eine Mißbildung der Muſchel, ein Krankheitsprodukt; das hat die Wiſſenſchaft feſt-

geſtellt; aber wer möchte der Wiſſenſchaft das Recht einräumen, daraus zu folgern, daß die Perle nichts Schönes ſein könne?" Daß ſich Gott der Krankheit bedient, um in der Seele gewiſſe Wirkungen hervorzubringen, iſt ja eine bekannte Erfahrung.

Worin beſteht nun der Wert jener Erſcheinungen? Religion iſt bewußter Verkehr mit dem Weltgrunde. Solcher Verkehr ſetzt voraus, daß auch der Weltgrund bewußt, daß er Gott iſt, denn mit dem „König Umſchwung", den die Sophiſten an des Zeus Stelle geſetzt haben, kann man ſich nicht unterhalten; unſre heutigen Sophiſten, die behaupten, man könne Religion haben, ohne einen Gott zu haben, hat ſchon Ariſtophanes durch den Mund ſeines Strepſiades verſpottet. Soll demnach Religion herrſchen, ſo muß die Überzeugung von der Exiſtenz Gottes vorhanden ſein. Die Religionsſtifter und Erneuerer waren Männer, die ſich von der Realität einer jenſeitigen Welt überzeugt hatten und dieſe Überzeugung auf die Maſſen überſtrömen ließen. Paulus wurde bis in den dritten Himmel entrückt — ob mit dem Leibe, ob außer dem Leibe, er wußte es nicht — und vernahm dort Worte, „die auszuſprechen einem Menſchen nicht erlaubt iſt". Luther und Calvin haben die Realität des Jenſeits ebenſo erfahren wie Ignaz, Tereſa und Johannes, wenn gleich die Art, wie Gott ſie dieſe Erfahrung gewinnen läßt, ihrer Eigenart angepaßt und darum von der jener Spanier verſchieden war. Und wenn die Stimme, die den Ekſtatiſchen Befehle erteilt, im Grunde genommen nur die Stimme ihres eignen, ſeiner ſelbſt und des einzuſchlagenden Weges gewiſſen Willens iſt, ſo iſt doch eben dieſe Selbſtgewißheit ihres Willens, die ſie zur Erfüllung einer providentiellen Aufgabe befähigt, eine Wirkung dieſer Providenz, ganz ebenſo wie die unerſchütterliche Feſtigkeit Luthers, der alle Zweifel an ſeiner Berufung durch Gott als teufliſche Verſuchungen verſcheuchte. Die unmittelbare Berührung mit dem Jenſeits hat dann immer auch die ſittliche Energie neu belebt und ihr Schwungkraft verliehen, ſodaß mit der religiöſen Erneuerung die ſittliche Hand in Hand ging. Und wie leidenſchaftlich die Konfeſſionen einander haſſen und bekämpfen mochten — ſie haben das Werk der religiös-ſittlichen Erneuerung Europas in Wechſelwirkung miteinander vollbracht. Die proteſtantiſche Reform rief die katholiſche hervor, die ſich ihren Urhebern als das Streben darſtellte, die durch den „großen Abfall" gefährdeten und ſchon verlornen Seelen zu retten, und die Schriften der katholiſchen Asketen haben lange Zeit hindurch fromme Proteſtanten zur Nachfolge gereizt. Terſteegen, der Begründer der Frömmigkeit im Wuppertale, hatte vorzugsweiſe Schriften katholiſcher Myſtiker auf ſich wirken laſſen, darunter die der heiligen Tereſa. Ein Buch Terſteegens hat den Heinrich von Below auf Seehof im Kreiſe Stolp „erweckt" und durch dieſen jenen ganzen Kreis pommerſcher Junker, aus dem Johanna von Puttkamer in Bismarcks Haus kam. Auf die Katholiken unſrer Zeit wirken die alten Myſtiker und Asketen unmittelbar ein durch ihre Schriften, die noch immer von ihnen fleißig geleſen werden. Solcher

Lektüre hauptsächlich ist es zu danken, daß die katholische Bevölkerung im Glauben an das Übersinnliche feststeht und für neumodische materialistische Evangelien unzugänglich ist.

Personen und Völker, denen eine providentielle Aufgabe zufällt, pflegen in irgendeiner Weise deren Opfer zu werden. Die mystischen Heiligen des sechzehnten Jahrhunderts haben den Hang der Spanier zur Phantastik und ihre Abneigung gegen geordnete, stramme, planmäßige Arbeit verstärkt, zum Klosterleben angelockt, die Zahl der Klosterleute unmäßig gesteigert und dadurch zum Niedergange Spaniens beigetragen, während die calvinische Askese Virtuosen der gewerblichen Arbeit züchtete. Zwar hat Teresa die Gefahren des Klosterlebens gekannt und ihnen vorzubeugen gesucht. Sie fand dieses Leben als Mode vor und wollte die verderbliche, liederliche Möncherei und Nonnerei durch eine heilsame ersetzen, ohne zu Übertreibungen nach der entgegengesetzten Seite zu verleiten. Sie schrieb in den Abtötungen Maß vor, wurde unwirsch, wenn Übereifrige und Skrupulanten alles mögliche verbieten und aus jedem Genuß eine Sünde machen wollten, mahnte zu einer vernünftigen Gesundheitspflege und zur Reinlichkeit in Leib-, Bett- und Tischwäsche. Aus vielen ihrer Äußerungen ist zu schließen, daß sie selbst ziemlich stark, auch Fleisch, gegessen hat, was ja bei ihrer anstrengenden Tätigkeit auch notwendig war. Dem Müßiggang soll in ihren Klöstern nicht gefrönt werden. Wer nicht arbeiten wolle, solle auch nicht essen, heißt es in ihrer Regel; auch sei die körperliche Arbeit notwendig, um Versuchungen fernzuhalten. Neben Almosen, die nicht zu erbetteln, sondern als spontane Gaben zu erhoffen seien, soll der Ertrag verkaufter Arbeitprodukte ihren Nonnen den Lebensunterhalt liefern. Ihren Erwerb sollen sie jedoch „nicht aus zierlichen Arbeiten gewinnen, sondern vom Spinnen oder von [andern dergleichen] Arbeiten, die den Geist nicht so anstrengen, daß sie das Denken ganz in Beschlag nehmen und den Aufblick zu Gott hindern. Es sollen auch nicht Arbeiten von Gold oder Silber sein, und keine verlange eigensinnig, was man ihr für Arbeit zuteilen soll. Alle sollen gutwillig die Arbeit übernehmen, die man ihnen übergibt, und wohl bedenken, daß sie sich auf ihre Arbeit nichts einbilden dürfen." Alles ganz schön, obwohl das zuletzt angeführte nicht als Sporn sondern nur als Dämpfer der Arbeitsluft wirken konnte. Teresa vergaß oder beachtete jedoch nicht, daß ihre eigne Persönlichkeit wenig geeignet war, die Norm für eine zahlreiche Gemeinschaft abzugeben. Daß viele Visionen reine Phantasien sind oder „vom Teufel" stammen (das heißt ins Rationelle übertragen aus Hochmut und Eitelkeit, manchmal auch aus Lüsternheit), hat sie gewußt. Aber sie hat sich nicht vergegenwärtigt, daß auf eine Person, der Visionen als Antriebe zu einer nützlichen Tätigkeit zuteil werden, tausend Personen kommen, bei denen das ganze sogenannte innere Leben, der vermeintliche Weg zur Vollkommenheit, ein nichtiges Spiel der Phantasie, ein gefährliches und verderbliches Brüten bleibt, und daß es darum heißt, die Menschen massenhaft ins Verderben stürzen, wenn man mit der

katholiſchen Lehre von der Verdienſtlichkeit der Kloſtergelübde Tauſende von Unberufnen zum Eintritt verlockt. Und in Beziehung auf die beſchaulichen Orden, deren Leben durchaus unnatürlich iſt, gibt es überhaupt keine Berufnen. Tereſa konnte ſeeliſch geſund bleiben, weil ſie in der Zeit ihrer Beſchaulichkeit mit eifrigem Studium, mit der Verarbeitung ihrer außerordentlichen innern Erfahrungen und deren Niederſchrift beſchäftigt war (nebenbei hat ſie auch fleißig geſponnen), in der zweiten Periode ihrer Kloſterzeit aber, wo ſie die Gründungen in Anſpruch nahmen, gar nicht klöſterlich gelebt hat; aber der großen Maſſe der Karmelitinnen (die männlichen Mitglieder des Ordens können wenigſtens in der Seelſorge aushelfen) iſt keine andre Beſchäftigung übrig geblieben als beten, das heißt brüten (denn kein Menſch kann täglich ſtundenlang beten) und ein bißchen Tändelei wie das Bekleiden und Schmücken von wächſernen Jeſuskindlein und ähnlichen Puppen. Die durch die Ordensregel vorgeſchriebne Handarbeit, die die Seelen noch einigermaßen geſund erhalten könnte, iſt eingegangen, mußte ſchon aus dem Grunde eingehn, weil das Spinnen und die Handweberei überhaupt aufgehört haben. Schon Tereſa klagte einmal, daß die im Kloſter gefertigte Leinwand keinen Abſatz finde. Der Karmeliterorden hat weder Lebensfähigkeit noch Exiſtenzberechtigung mehr; der ganz anders geartete Jeſuitenorden wird ſich noch eine Zeit lang behaupten können.

Carl Jentſch

Neue Lyrik

Von Heinrich Spiero

Heinrich Hart hat einmal in ſeiner friſchen Weiſe feſtgeſtellt, wie immer wieder durch alle literariſchen Zuſtände im Wechſel der Zeit und des Geſchmacks zwei Typen hindurchgehn: der Enthuſiaſt und der Peſſimiſt; jener immer das alte Wort auf den Lippen, daß es eine Luſt ſei zu leben — dieſer immer bereit, die noch ältere Mahnung an die Konſuln auszuſprechen, ſie mögen das Gemeinwohl vor drohendem Schaden bewahren. In Übergangszeiten voll jäher Ereigniſſe, auffälliger Erſcheinungen pflegen dieſe beiden Beherrſcher und Verkünder öffentlicher Meinungen das Feld faſt für ſich allein zu haben; in ruhigern Zeitläufen teilen ſie es immerhin mit Betrachtern, die ſich, von jeder Parteieingenommenheit befreit, bemühen, das Vorhandne und Werdende in der ruhigen Erwartung zu prüfen, daß nach dem Abſchwellen der großen Gegenſätze Tüchtiges und Erfreuliches geleiſtet werden könne. Dabei gebe ich ohne weiteres zu, daß jene nun einmal hinter uns liegenden Tage ſtürmiſcher Erwartung auf der einen, heftiger Verdammung auf der andern Seite auch ihren großen Reiz haben; und wenn wir heute zum Beiſpiel in des nun auch ſchon

verstorbnen Adalbert von Hanstein geschichtlich überaus wertvollem Werk „Das Jüngste Deutschland" die Entstehung und die Anfänge der jüngsten Bewegung verfolgen, so kann uns sogar eine leichte Wehmut befallen (trotz allen Unarten solcher Zeit), daß nun gar so viel des Spiritus verflogen ist. Dafür müssen wir aber immer wieder feststellen, daß, im Gegensatz freilich zum Drama und zur Novelle, der Roman und die Lyrik heut eine Durchschnittshöhe erreicht haben, auf der manches gute Buch schon die Beachtung nicht mehr findet, deren es in ärmern Zeiten gewiß wäre; das Versepos scheide ich aus — es ist durch drei große Dichterpersönlichkeiten zu einer meisterhaften Vollendung gediehen, steht aber mit ihnen auf einem einsamen Gipfel für sich.

In der Lyrik ist der Vers im allgemeinen geschmackvoller, der Reim reiner, der Ausdruck gewählter, oft freilich auch gezierter geworden als früher; die Wirkung Storms und Liliencrons geht noch immer weiter, auf manche Jüngere ist Dehmel von großem Einfluß, auf andre Stefan George, der aber zu schwach ist, als daß er auf den mühsam gezimmerten Balken seiner Kunst auch noch Fremde tragen könnte, und in der Ballade hat neuerdings Spitteler wenigstens einen hochbegabten Nachfolger von eigenartigem Stil, den hier mehrfach charakterisierten Tielo gefunden. Auch Fontanes Balladenart und die Technik Münchhausens sind wirksam. Dabei aber ist nun unsre jüngere Lyrik keineswegs nur ein Sammelbecken von Anregungen, sondern sie zählt auch eine Reihe ganz selbständiger Charakterköpfe, die das Überkommene persönlich weiter verarbeiten und genug Eignes haben, daß sie als Persönlichkeiten erkennbar bestehn bleiben; das schönste Beispiel dieser Art ist Agnes Miegel.

Diese Dichterin wirkte neben anderm auch dadurch so stark, daß sich in ihr am deutlichsten unter allen neuern Dichtern Ostpreußens die herbe Gewalt der eigenartigen Natur dieser Ostmark durch die Kunst ins Leben rang; ihre Kunst ist große Kunst, die mit tausend Fäden an den Boden der Muttererde geknüpft ist. Dem stärksten weiblichen Talent, das mir seitdem begegnet ist — freilich besteht immer noch ein sehr großer Abstand zwischen ihr und Agnes Miegel —, der Holsteinerin Elisabeth Paulsen würde man kaum ihre engere Heimat anmerken. Aber ihr Gedichtband „Jungfrauenbeichte" (J. Bensheimer, Mannheim) ist jedenfalls die Probe einer sehr starken dichterischen Begabung. Elisabeth Paulsen fehlt schon hier, im ersten Buch fast alles Dilettantische, sie ist auf jeder Seite ihrer in einem innern Zusammenhang gewordnen und gegebnen Dichtungen durchaus Künstlerin. Sehr merkwürdig ist ihre Technik: sie hat wenige und sehr einfache Reime, aber einen natürlichen, fein ins Ohr fallenden Rhythmus. Stark beeinflußt erscheint sie von Dehmel, hier und da auch von Nietzsche. Banalitäten fehlen fast völlig, und alle Bilder sind wirklich geschaut und dann von leichtschaffender Hand hingestellt. Und obwohl hier nichts mit Hebeln und mit Schrauben abgewonnen ist, öffnet sich der Eingang

zu dieſer Kunſt nicht ſo leicht. Etwas ſchmerzlich Fremdartiges liegt über vielen dieſer Verſe, hinter denen eine eigne, die Freiheit ſuchende, weibliche Perſönlichkeit ſteht. Und obwohl, wie der für mein Gefühl trotz ſeiner Wahrhaftigkeit nicht ſchöne Titel es ſagt, hier eine volle Beichte abgelegt wird, fehlt dem Buche durchaus jenes ſenſationelle Element, an das eine beſtimmte weibliche Schule uns hat gewöhnen wollen; es iſt die Beichte einer Seele, die ſich, mit ihrem Meiſter Dehmel zu ſprechen, „in alle Tiefen prüfen“ will, aber aus dieſen Tiefen als eine wirkliche Künſtlerin und ein echtes Weib nur Edelgut hervorzuholen weiß. Symboliſch wirkt deshalb der Ausklang des reichen Buches, er trägt wiederum ein Dehmelſches Motto:

Noch ſteigt die Flut

Die Wogen ſtrömen herrlich daher,
Voll Sonnenflut,
Weil auf dem Waſſer
Der Himmel ruht.

Die ſteigende Flut
Will der Sonne nach;
Und den Damm hinan
Springt der Wellenſchlag.

Er zerreißt des Strandes
Steinerne Bruſt
Und ſät im Lande
Werdeluſt.

Noch ſteigt die Flut —:
Und wenn ſie fällt,
Dankt ihr, befruchtet,
Eine Welt.

Wer die erzählenden Schöpfungen von Ricarda Huch liebt, ja einige von ihnen für Meiſterwerke neuerer deutſcher Proſaepik hält, wird nicht ohne leiſe Enttäuſchung ihre Gedichte aus der Hand legen, die in dieſem Jahre in zweiter, vermehrter Auflage (bei H. Haeſſel in Leipzig) zugleich mit einem Bändchen „Neue Gedichte“ (Inſelverlag in Leipzig) erſchienen ſind. Der jungen Lyrikerin mochten ſchiefe Bilder, ſelbſt triviale Tropen hingehn, wie ſie insbeſondre in den kleinen Liebesreimen nur zu oft vorkommen; der reifen Künſtlerin gegenüber täten wir Unrecht, wenn wir nicht beharrlich auf ſolche Mängel, die ihr Werk entſtellen, hinwieſen. Wir haben dazu ein um ſo größeres Recht, da wir auch in der Lyrik hier und da den echten Herzton der Dichterin ſpüren, wie in dem bekannten Gedicht „Sehnſucht“ oder in den prachtvollen Verſen, worin der alte Salomo ſein „Alles iſt eitel“ mit der ganzen, etwas ſtarren Plaſtik variiert, die der Verfaſſerin des „Ludolf Urſleu“ und der „Triumphgaſſe“ eigen iſt.

Mir wurden Freunde; doch die treuſten Herzen
Kann eine Mitternacht in Gift verkehren.
Ich konnte weinen; doch die tiefſten Schmerzen
Sah ich wie Wachs am Lichte ſich verzehren.
Mit überdrüßger Hand verſchwend ich heute,
Was geſtern ich mit Goldeslaſt erhandelt.
Was tät ich, das mich nimmermehr gereute?
Die Zeit nicht wandelt?

Ein befreundeter Lyriker ſchrieb mir einmal, es wäre der Fehler ſo vieler Kritiker, daß ſie beſtändig annähmen, der Dichter müſſe ſich in jedem Bande

mit Haut und Haaren geben, anstatt daß sie herausfühlten, wie ein solcher Reigen von Gedichten nur in geschlossenen Akkorden die Weise eines Lebenskreises ertönen lassen könne. Gerade auch von dieser Anschauung her ist mir der schmale Band der Neuen Gedichte von Ricarda Huch lieber als der umfangreichere alte, worin ohne jede künstlerische Gruppierung ein zu buntes Durcheinander herrscht.

Der Becher klingt; mein Herz ist der Becher;
Trink Liebe, trinke dich satt!

Dieser Auftakt eröffnet das Buch und wird rein durchgehalten, so rein, daß einige Verstiegenheiten, die auch hier nicht fehlen, den Eindruck des Ganzen kaum beeinträchtigen können.

Und wir gewahren nicht, ins Heut versonnen,
Daß jeder Tropfen, den die Zeit vergießt,
Von unsrer Seele löst und so durchglutet
Herniederrinnt in einen dunklen Bronnen,
Der einst in andre Schalen überfließt
Berauschter Becher, die der Tag umflutet.

Es tut mir leid, aber ich kann mir das Wort Verstiegenheit auch nicht ersparen gegenüber den „Neuen Gedichten" von Rainer Maria Rilke (Inselverlag); es tut mir deshalb leid, weil ich Rilke für einen der begabtesten jüngern Lyriker halte, die wir heute haben. Wer Verse gemacht hat, wie sie zum Beispiel der Band „Mir zur Feier" (1900) enthält, hat so viel zu sagen, daß er es nicht nötig hätte, Bilder zu brauchen wie dies:

Und legte seine Stirne voller Staub
Tief in das Staubigsein der heißen Hände.

Das ist nicht Reichtum, sondern aufgezierte Sucht nach unnötig apartem Ausdruck. Wie wenig gerade Rilke so gesuchten Ausdruck nötig hat, auch wenn er Ungewöhnliches schildern will, beweist ein so wundervoll in sich gesättigtes Gedicht wie „Die Erblindende".

Sie saß so wie die anderen beim Tee.
Mir war zuerst, als ob sie ihre Tasse
Ein wenig anders als die andern fasse.
Sie lächelte einmal. Es tat fast weh.

Und als man schließlich sich erhob und sprach
Und langsam und wie es der Zufall brachte
Durch viele Zimmer ging (man sprach und lachte),
Da sah ich sie. Sie ging den andern nach,

Verhalten, so wie eine, welche gleich
Wird singen müssen und vor vielen Leuten;
Auf ihren hellen Augen, die sich freuten,
War Licht von außen wie auf einem Teich.

Sie folgte langsam, und sie brauchte lang,
Als wäre etwas noch nicht überstiegen;
Und doch: als ob, nach einem Übergang,
Sie nicht mehr gehen würde, sondern fliegen.

Und auf gleicher Höhe steht neben manchem andern „Der Panther“:

Sein Blick ist vom Vorübergehn der Stäbe
So müd geworden, daß er nichts mehr hält.
Ihm ist, als ob es tausend Stäbe gäbe
Und hinter tausend Stäben keine Welt.

Der weiche Gang geschmeidig starker Schritte,
Der sich im allerkleinsten Kreise dreht,
Ist wie ein Tanz von Kraft um eine Mitte,
In der betäubt ein großer Wille steht.

Nur manchmal schiebt der Vorhang der Pupille
Sich lautlos auf —. Dann geht ein Bild hinein,
Geht durch der Glieder angespannte Stille —
Und hört im Herzen auf zu sein.

So wird insbesondre der, der die ersten zweiundzwanzig Seiten geruhig überschlägt, bei Rilke auf seine Rechnung kommen; nur daß man als Verehrer dieser seinen Kunst ihrem Schöpfer ein größeres Maß von Selbstkritik wünschen muß, die bei niemand besser zu erlernen ist als bei unsern Größten, mögen sie nun Storm oder Groth oder Liliencron oder Dehmel heißen.

Mehr Selbstkritik würde auch die Wirkung der Versbände von Karl Ernst Knodt erhöhen, von denen wieder einer unter dem Titel „Von Sehnsucht, Schönheit, Wahrheit“ (bei Fritz Eckardt in Leipzig) erschienen ist. Schon in frühern Bänden dieses spät zur Form gelangten Poeten fiel auf, wie Reifes und Unreifes durcheinander stand. In stärkerm Maße noch ist dies hier der Fall. Ich möchte wünschen, daß Knodt aus all seinen bisherigen Dichtungen vielleicht von Freundeshand ein schmales Bändchen ausgewählter Verse zusammenstellen ließe, in denen dann nicht manch natürlich strömendes schönes Gedicht durch benachbarte Augenblickseinfälle beeinträchtigt würde.

Es ist ja überhaupt der Fluch allzu großer Produktivität, daß sie allmählich den Maßstab verliert, und insbesondre, wenn sie einmal Erfolg gehabt hat, selten noch Goldkörner unter der gehäuften Spreu herausbringt. So bin ich denn mit einem gewissen Bangen an den, wenn ich richtig gezählt habe, sechzehnten Gedichtband von Maurice Reinhold von Stern, „Donner und Lerche“ (Leipzig, Literarisches Bulletin) herangegangen, fand mich aber angenehm enttäuscht. Stern ist unbedingt ein geschmackvoller und auch temperamentvoller Lyriker, er holt keine Kristalle heraus, aber er vertritt etwa mit Karl Henckell eine pathetische Tradition, die im Grunde seit Herwegh niemals abgerissen ist, und neben deren Trompetentönen hier und da mit leisen, feinen Klängen der Widerhall eines stillen Abends an der Donau oder in der baltischen Heimat des Dichters festgehalten wird.

Auch sonst darf man nicht übersehn, wie neben den modernen Einflüssen und der immer weiter arbeitenden Entwicklung doch die alte Tradition, etwa auch in der Linie von Geibel her festgehalten wird. Es sind natürlich keine besonders starken Naturen, die unberührt vom Leben um sie her, aber doch mit

echter Empfindung und nicht etwa als bloße Nachtreter einen kleinen Kreis umschreiben. Liebenswertes, wenn auch kaum Dauerndes steckt etwa in dem Bande von Agnes Harder „Vom Rain des Lebens“ (Goslar, F. A. Lattmann), der nach schwachen Liebesgedichten eine Reihe gut geschauter Bilder aus der preußischen Heimat und aus der Fremde bringt. Und über der liebenswürdigen Natur, die sich in den „Neuen Gedichten“ von Frieda Jung (Königsberg i. Pr., Gräse und Unzer) offenbart, vergißt man, daß diese anspruchslosen Verse eben nur Ansätze zur Kunst, aber noch keine Kunst sind.

Wenn ich auch das Buch „Meine Verse“ von Franz Lichtenberger (Leipzig, K. G. Th. Scheffer) nur als Ansätze zur Kunst bezeichnen kann, so hat das freilich ganz andre Gründe. Lichtenberger will Kunst geben, er ist nicht anspruchslos, aber ihm fehlt noch durchaus die Zucht zur Gestaltung. Wenn auch beim Lyriker oft Empfängnis und Schöpfung zusammenfallen, so ist es bei Lichtenberger — ich muß das Paradoxon schon wagen — im Grunde immer bei der Konzeption geblieben. Einfälle sind noch keine Dichtungen, wenn auch der Kreis der Zeitschrift Charon, zu dem Lichtenberger anscheinend gehört, uns das glauben lassen möchte. Es ist nicht einmal aus diesem Buche zu erkennen, ob Lichtenberger einmal weiter kommen wird; die wenigen versuchten Durchkompositionen (etwa das Gedicht an Dehmel) lassen eher das Gegenteil vermuten.

Sehr viel fertiger und ohne sich nutzlos vom Wege zu verlieren, tritt ein andrer Junger, Karl Friedrich Nowak, mit einem ersten Gedichtband „Romantische Fahrt“ (Berlin, Concordia Deutsche Verlagsanstalt) auf. Nowak hat hübsche musikalische Verse, besonders wenn er das Rokoko, die Umwelt seines geliebten Mozart, gestalten will. So klingt es mit dem sehnsüchtigen Ton eines fernen Instruments:

Mozart

So hold ist dieser Wundergarten ...
So lautlos sinkt der Blütenregen ...
In dieser hellen Zaubernacht
Will ich getrost zur Ruh mich legen,
Wenn meiner Geige ich, der zarten,
Das letzte süße Lied gebracht.

Indes ich schlummre, wird ein Reigen
Mir nahn von längst erschauten Zielen,
Wird eine Schar mich froh umspielen
Von Frauen, die sich niederneigen
Und zärtlich meinen Namen nennen —
Ich werde keine Sehnsucht kennen.

Leise Musik ... Ein Wiegenlied
Will mich in diesen Schlummer singen ...
Sang das nicht ich? Seltsam, ich schied
Und immer noch dies Singen, Klingen ...
Hab ich so spät dies noch erdacht?
Laßt mich nur ruhn ... Süß ist die Nacht.

Eine Wehmut, die kaum je spielerisch wird, ruht über den Versen Nowaks, denen seltner Töne eines jugendlichen, jubelnden Glücks entgleiten. Eine Natur, die ihre Grenzen kennt und innerhalb ihres Gebiets Bescheid weiß, spricht aus diesen Gedichten, zu deren Vorzügen sich auch der gesellt, daß Nowak immer aufzuhören weiß, wo sein Stoff es verlangt. Die Verse sind fein gefeilt, ohne daß dem Rhythmus Gewalt getan wäre.

Der Zufall gesellt diesem Bande einen andern, von dessen Gedichten nur zu oft das Entgegengesetzte gilt: sie sind zu lang; und sie sind immer noch nicht zu Ende, wenn das Thema eigentlich längst erschöpft ist. Ich meine das Buch „An das Leben" von Franz Langheinrich (Leipzig, E. A. Seemann). Nirgends blickt uns aus diesen Versen ein scharfes Profil an, und ich empfinde ein gewisses Mißverhältnis zwischen den Bildern, die Max Klinger und Otto Greiner zu dem auch sonst trefflich ausgestatteten Bande beigetragen haben, und seinem eigentlichen Inhalt. Wer sich mit Klinger unter einen Schild stellt, der muß das Leben noch anders zu fassen wissen als nur an der Oberfläche. Es sind gewiß manche hübsche Verse in dem Bande, aber kaum ein Gedicht, das nicht schließlich enttäuschte. Und nur vielleicht die bekannten Verse zu Arnold Böcklins siebzigstem Geburtstag drücken restlos das Gewollte aus:

Lächle dem Lied, das zu zitternder Harfe,
Vater, dir klingt!
Von den Gestaden, die reich du befahren,
Bringen die Fluten dir jubelnde Scharen,
Daß unsern Chören ihr Reigen sich schlingt.
Sie kommen, mit tauigen Rosen zu kränzen
Das Haupt, dem die Firnen der Ewigkeit glänzen.

Es ist bezeichnenderweise das kürzeste Gedicht des Bandes. Und nun schweigt der ruhige Betrachter, der weder Enthusiast noch Pessimist sein will und zu sein braucht. Und er läßt das letzte Wort für heute einem stillen, tiefen Dichter, der also spricht: „Recht eigentlich können auch Künste nur der Seele eine wahre Lebensflamme sein, deren eigne, heiße Flamme sie lodern machen." (Carl Hauptmann, Einhart der Lächler I, 259.) Von seinem neuen Buch soll im Beginn der nächsten Übersicht die Rede sein.

Das Modell der Schmerzen

Von Israel Zangwill

(Schluß)

Als ich nach Hause kam, fand ich ein Telegramm aus dem Pfarrhause. Mein Vater war gefährlich krank. Ich ließ alles im Stiche und eilte, ihn pflegen zu helfen. Mein Bild wurde deshalb nicht auf die Ausstellung gesandt — ich konnte es nicht dahin abgehn lassen, ohne einen letzten prüfenden Blick darauf zu werfen und vielleicht hier und da ein wenig nachzuhelfen. Als ich nach ein paar Monaten in die Stadt zurückkehrte, war das erste, wozu der Anblick meines Bildes mich anregte, der Gedanke, wie es wohl mit Quarriar gehn möge. Ich verließ mein Atelier und telephonierte an Sir Asher Aaronsberg in dem Londoner Bureau seines großen Middletoner Geschäfts.

Der — ich vernahm den verächtlichen Ton deutlich durch das Sprachhorn — hat längst umgeschmissen. Es ist gerade so gekommen, wie ich erwartet habe. Mir schien, als vernähme ich, wie der Philanthrop von Profession triumphierend lachte. Ich war sehr erregt darüber, und ehe ich meine Fassung wiedergefunden hatte, war der Anschluß mit Herrn Asher unterbrochen. Am Abend erhielt ich ein Briefchen von ihm, worin er mir mitteilte, daß Quarriar ein Schuft sei, der aus Rußland habe fliehen müssen, weil er, ohne die Berechtigung zu haben, Spirituosen verkauft hätte. Er hätte nur zwei, höchstens drei ältliche Töchter; die drei jüngern Kinder seien ein Märchen. Für den Augenblick war ich sehr betroffen, dann aber kehrte mein voller Glaube an Israel zurück. Diese drei Kinder sollten eine Erfindung seiner Phantasie sein? Unmöglich! Ich erinnerte mich zahlloser kleiner Anekdoten über diese Kinder, von denen er offenbar mit großem väterlichen Stolze sprach. Er hatte mir sogar die drolligen Bemerkungen wiederholt, die die Jüngste gemacht hatte, nachdem sie zum erstenmal in einer englischen Schule gewesen war. Es war doch ganz unmöglich, solche Dinge zu erfinden. Nein, ich konnte unmöglich an der Wahrheit der Erzählungen meines Modells zweifeln, besonders da er in jenen Tagen, wo er bei mir verkehrte, keinen Grund hatte, das Geringste von mir zu erwarten, und mich jedenfalls niemals um irgend etwas gebeten hatte. Ich erinnerte mich deutlich jener tragischen Episode, wie er beschrieb, daß sich diese drei Kleinen, nachdem sich eine mitleidige Seele ihrer erbarmt hätte, als der eigne Vater sie besuchen kam, ängstlich versteckt hatten, weil sie fürchteten, wenn er sie wieder mitnähme, würden sie Hunger und Kälte erdulden müssen. Wenn Quarriar solche Dinge erfinden konnte, so war er ein Dichter, denn in der ganzen das Elend hungernder Armut schildernden Literatur erinnerte ich mich keiner so packenden Stelle.

Ich ging zu Sir Asher. Er sagte, Quarriar habe, als Conn von ihm gefordert habe, daß er die Kinder vorführe, das verweigert. Ebenso habe er abgeschlagen, darauf bezügliche Fragen zu beantworten. Ich fand, daß er da ganz im Rechte sei. Man sollte den Mann nicht durch so lächerliche Beschuldigungen beleidigen, sagte ich. Sir Asher lächelte fein und verbarrikadierte sich wie gewöhnlich hinter einer undurchdringlichen Mauer von offiziellem Mißtrauen und Pessimismus.

Ich schrieb Quarriar, daß er sofort auf mein Atelier kommen möge. Er kam auch gleich mit gesenktem Haupte zu mir. Seine Züge waren noch bleicher und kummervoller geworden, man sah ihm an, daß er schwer gelitten hatte. Ja, es war die Wahrheit, mit dem Sortieren war es vorbei. Die ersten Wochen war alles sehr gut gegangen. Er hatte selbst die Lumpen aufgekauft und hatte dem ihm von Conn aufgezwungnen Geschäftsteilnehmer verschiednemale Geld gegeben, damit er dasselbe tue. Sie hatten zusammen gearbeitet und zu diesem Zweck einen Keller gemietet, zu dem sein Associé den Schlüssel hatte. Es war im Anfang alles so glatt und gut gegangen, daß er sogar den Reservefonds von sieben Pfund Sterling, den ich ihm gegeben hatte, in das Geschäft gesteckt hatte. Er hatte nicht den kleinsten Verdacht mehr gehegt, da man den Gewinn wöchentlich teilte — jeder bekam gewöhnlich siebzehn Schilling —, der ganze Keller war voller Vorrat, den sie gemeinschaftlich eingekauft hatten. Aber als er dann eines Morgens an die Arbeit gehn wollte, fand er den Arbeitsraum abgeschlossen, und als er nach der Wohnung des Geschäftsteilnehmers ging, um eine Erklärung dafür zu fordern, lachte ihn der Mann aus. Er behauptete, daß der ganze Vorrat im Keller jetzt ihm gehöre, denn Quarriar habe nicht nur das Anlagekapital für sich verbraucht, sondern außerdem auch den ihm zukommenden Anteil des aus dem Verkaufe der Lumpen gezognen Profits.

Außerdem war dieses Geld nicht Ihr Geld, war das fernere Argument dieses Schurken, und warum sollte ich nicht ebensogut wie Sie aus der christlichen Einfalt Nutzen ziehn?

Conn glaubte unbedingt nur seinem Manne, denn man hatte die Bedingungen nicht schriftlich vereinbart, sondern nur mündlich, und die Aussage Quarriars war in direktem Widerspruche mit der von Conns Vertrauensmann. Dieser war es auch, der die elende Beschuldigung aufgebracht hatte, daß die drei jüngern Kinder nicht existierten, und der Conn diese Verleumdung in die Ohren gehängt hatte. Aber Gott sei Dank, die lieben Kleinen waren wohlauf, er hatte sie, sobald es ihm besser ging, natürlich nach Hause geholt. Nun aber, da er wieder aussichtslos in die Zukunft sah und nichts zum Leben hatte, war er froh gewesen, sie wieder seinem gastfreien Landsmann Nathan Beck anvertrauen zu können.

Sie könnten mir die Kleinen ganz entschieden vorführen? fragte ich.

Er sah mich traurig an, mein Mißtrauen kränkte ihn. Mein Glaube an seine Rechtschaffenheit, sagte er, sei das Einzige in dieser Welt, worauf er Wert legte. Ich entließ ihn mit einer Kleinigkeit, nur gerade genug, ihn für die nächste Woche über Wasser zu halten; ich war fest entschlossen, daß der ehrliche Name dieses armen Mannes gerettet werden solle. Der niederträchtige Geschäftsteilnehmer mußte entlarvt und die Augen meines wohltätigen Freundes und Conns endgiltig geöffnet werden; sie mußten davon überzeugt werden, daß man sie getäuscht, und sie sich daher einer Ungerechtigkeit schuldig gemacht hatten. Wieder schrieb ich meinem Freunde. Wie gewöhnlich antwortete Sir Asher freundlich und ohne das geringste Zeichen von Ungeduld. Ob es mir nicht möglich sei, Quarriar zu veranlassen, so deutlich und klar wie möglich schriftlich mitzuteilen, wie sich denn eigentlich die ganze Sache zugetragen habe?

Ich forderte Quarriar also auf, einen solchen Bericht herzustellen, und er sandte mir dann eine in verquicktem Englisch — wahrscheinlich das des Hauswirts — geschriebne Erklärung.

Dieser Erklärung stellte mein philanthropischer Freund die Aussage des Geschäftsteilnehmers gegenüber. Er wäre bereit, in Quarriars Gegenwart die Wahrheit seiner Aussagen zu beweisen und Quarriar der Lüge und des groben Betrugs zu überführen. Was die Angelegenheit mit den Kindern beträfe, so fordre er Quarriar auf, diese vorzuführen.

Vergebens versuchte ich, Licht in diese verworrene Angelegenheit zu bringen. Meine Gedanken schwirrten durcheinander. Mir schien, als ob kein Gerichtshof, und wenn er noch so scharfsichtig sei, bis auf den Grund dieser Sache dringen könne. Die Namen der aufgeführten Zeugen waren ein Beweis dafür, daß zwei feindliche Parteien einander gegenüberstünden, und daß Quarriar ganz gewiß nichts ohne seine Ratgeber unternahm.

Diese ganze Affäre fing an sehr unangenehm für mich zu werden, ich wurde von einander widersprechenden Gefühlen bewegt und schwankte zwischen der Furcht, betrogen zu werden, und der Überzeugung, daß ich Quarriar durchaus vertrauen müsse.

Wie sollte man in einer so verwirrten Angelegenheit das Falsche von dem Wahren erkennen? Doch war mein Interesse für Quarriar so groß, daß ich mich nicht zufriedengeben konnte, bis ich zu erforschen gesucht hatte, ob er ein Apostel oder ein Ananias sei. Ich war also nun selbst ein Lumpensortierer geworden, der in schmutzigen Dingen wühlte! War hier ein schwarzer, dort ein weißer Lumpen, oder waren beide Lumpen gleich unsauber? Was die Kinder betraf, so müßte es doch eigentlich ganz leicht sein, festzustellen, ob ein Mann fünf oder zwei Töchter hatte; aber je mehr ich über die Sache nachdachte, um so verwickelter erschien sie mir. Selbst wenn er mir drei kleine Mädchen vorführte, würde es für mich doch ganz unmöglich sein, darüber zu entscheiden, ob sie wirklich die Kinder meines Modells wären. Das Urteil des Salomo, der das Kind in zwei Stücke wollte

hauen lassen, um zu sehen, wessen Herz dadurch gerührt wurde, konnte ich nicht wohl in Anwendung bringen.

Sogar angenommen, daß Israels Geschichte in diesem Punkte nicht auf Wahrheit beruhe, was sollte man von den andern Dingen denken? War denn Kazelias auch bloß ein Mythos? Ist die zweite Tochter überhaupt nach Hamburg gereist? War es nur ein schlauer Kniff seitens des Hauswirts, mich in seiner guten Stube zu halten, um die nötige Zeit zu gewinnen, aus den Dachstuben alle Spuren von Behäbigkeit wegzuräumen? Wo blieben denn die silbernen Leuchter? Diese und ähnliche Fragen umwogten und quälten mich. Dann tauchte aber vor mir die wundfüßige Gestalt auf dem Pflaster von Brighton auf. Mir kamen die Monate in Erinnerung, die er fast ganz mit mir verlebte, wie auch unsre zahllosen Unterhaltungen. Und als sich der Mann der Schmerzen von meiner eignen grundierten Leinwand vorwurfsvoll vor meinen Blicken erhob, sein edles Haupt niedersenkend, so kehrte mein unerschütterter Glaube an seine Würde und Redlichkeit zurück.

Ich besuchte Sir Asher — ich mußte nach dem Unterhause gehn, um ihn zu treffen. Praktisch, wie er ist, wußte er sofort, was unter diesen Umständen geschehen müsse. Er bestimmte einen Termin, an dem sich alle Beteiligten in seinem Bureau zu versammeln hätten; er selbst, ich, Conn, Quarriar und sein Partner sowie alle Zeugen, die beide Parteien aufbringen wollten. Vor allem aber mußte Quarriar die drei Kinder mitbringen.

Als ich in mein Atelier zurückkam, fand ich dort Quarriar, der auf mich gewartet hatte. Er war gekommen, um mir sein Herz auszuschütten und sich bitterlich darüber zu beklagen, daß gegen ihn intrigiert wurde. Die Luft erschiene ihm so erfüllt von Verräterei, daß er kaum zu atmen wage. Er fürchtete, daß sich sogar seine Freunde, aus Furcht, Sir Asher und Conn zu beleidigen, gegen ihn wenden würden. Selbst sein Hauswirt hatte gedroht, ihn hinauszuwerfen, weil er in den letzten zwei Wochen außerstande gewesen wäre, die Miete zu bezahlen.

Ich sagte ihm, daß er einen Brief erwarten könne, in dem er auf Sir Ashers Bureau bestellt würde, daß er mich da auch finden würde, und daß ihm da Gelegenheit werden sollte, sich zu rechtfertigen und Auge in Auge mit seinem betrügerischen Partner sein gutes Recht festzustellen. Er ging freudig auf diesen Vorschlag ein, versprach zu kommen und die drei Kinder mitzubringen. Ich leerte meine Börse in seine Hand, es waren drei bis vier Pfund darin, und er versprach mir, daß er nun, wenn er ganz aus all diesen Unannehmlichkeiten heraus sei, frisch anfangen wolle. Er verstünde ja jetzt das Geschäft und würde seinen Weg als Lumpensortierer sicher machen. So schied diese königliche Gestalt von mir.

Das nächste Dokument, das ich in dieser cause célèbre erhielt, war ein Brief von Conn, der mir mitteilte, daß er alle Vorbereitungen zu der großen Zusammenkunft getroffen habe.

Sir Ashers Privatzimmer wird Ihnen zu dieser Untersuchung zur Verfügung stehn. Der Fragebogen, den Quarriar deutlich ausgefüllt hat, läßt kaum Zweifel an seiner Schuld. Der Geschäftsteilnehmer wird dort sein, und ich werde Quarriars Hauswirt auffordern, sich ebenfalls einzustellen, wenn Sie dies für notwendig halten. Ich füge hinzu, daß ich Grund habe, ganz gewiß zu sein, daß Quarriar gar nicht vorhat zu erscheinen. Er wird es versuchen, auf irgendeine Weise die Verabredung nicht einzuhalten.

Ich schrieb sofort ein paar Worte an Quarriar und erinnerte ihn daran, daß es absolut notwendig sei, mit den Kindern zu kommen, selbst wenn sie deshalb die Schule versäumen müßten.

Ich gebe seine Antwort wörtlich wieder:

Lieber Herr!

Bezugnehmend auf Ihren werten Brief, so danke ich Ihnen vielmals für die Mühe, die Sie sich meinetwegen gegeben haben. Es tut mir leid, Ihnen sagen zu müssen, daß ich mich weigere, vor dem Komitee zu erscheinen, das Sie zusammengerufen haben, da ich einen anonymen Brief erhalten habe, der mich davor warnt, die Wahrheit zu sagen, und der mich mit Unglück und Leid bedroht, wenn ich es dennoch wagen wollte. Es steht auch ganz fest, daß dieser Herr der Wahrheit nicht bedarf. Er hilft nur, wem er helfen will. Deshalb werde ich nicht kommen und wünsche, daß Sie, mein lieber Herr, sich auch nicht bemühen, hinzugehen. Deshalb, wenn Sie mir zu helfen wünschen, ist es sehr gut und werde ich Ihnen sehr dankbar sein, und wenn nicht, werde ich auch ohne Ihre Hilfe fertig werden und nur auf des Allmächtigen Beistand vertrauen. Bitte also sich nicht weiter meinetwegen zu bemühen, da ich nichts riskieren will. Ich bin Ihr gehorsamer und dankbarer Diener Israel Quarriar

P. S. Am letzten Mittwoch war ein Mann bei meinem Hauswirt, der ihn nach mir ausfragte und ihm zuletzt sagte, daß ich so aussagen müsse, wie man es mir befehlen würde und nicht, wie ich es möchte. Ich füge den Brief bei, den ich erhalten habe, er ist in jidischer Sprache geschrieben. Bitte, zeigen Sie ihn keinem Menschen, sondern zerreißen Sie ihn, sobald Sie ihn gelesen haben, da ich ihn keinem andern anvertrauen möchte. Ich möchte gern auf das Bureau kommen und Ihren Rat befolgen. Aber mein Leben ist mir lieber. Deshalb sollten Sie sich auch nicht bemühen hinzugehen. Ich fürchte, Ihnen für Ihre freundliche Hilfe undankbar zu erscheinen; handeln Sie in Zukunft, wie Sie wünschen.

Fünftes Kapitel

Das letzte Stadium

Dieser Brief erschien mir entscheidend. Ich bemühte Herrn Conn nicht, den in Jidisch geschriebnen Brief für mich zu übersetzen. Ich war überzeugt, daß Quarriar selbst die düster-romantischen Phrasen diktiert hatte. So viel Intrigen, Verwicklungen, Verrätereien und Kriegslisten in einer so einfachen Sache! Wie es nur möglich war, daß Quarriar im Ernste dachte, ich würde seinen Worten glauben! Mit meinem Verdruß über diese Affäre mischte sich ein gewisser Ärger darüber, daß Quarriar mich für so dumm gehalten hatte.

Bei ruhigerm Nachdenken sagte ich mir, daß er wie ein richtiger Russe geschrieben, der noch ganz mittelalterliche Begriffe hatte. In dem ersten Augenblicke hatte ich nur die Empfindung, daß ich hintergangen und meine Güte mißbraucht worden sei. Monate hindurch hatte dieser Mensch mir etwas vorgelogen. Tag für Tag hatte er mich mit Unwahrheiten umsponnen. Ich hatte geglaubt, soviel Menschenkenntnis zu besitzen, daß ich gar nicht daran zweifelte, er würde mit seinen drei jüngern Kindern erscheinen, jeden geforderten Beweis darbringen und vollständig rein und triumphierend aus dieser Affäre hervorgehn. Mein verletzter Stolz, mein Zorn, so niederträchtig betrogen zu sein, regten mich derartig auf, daß ich nahe daran war, das von meiner Leinwand herabblickende königliche Dulderantlitz endgiltig zu zerstören. Aber es sah mich so traurig und mit solcher süßen Würde an, daß ich die schon aufgehobne Hand zurückzog und beinahe geneigt war, trotz alledem den Glauben an Quarriars Rechtschaffenheit nicht sinken zu lassen. Ich fing an, Entschuldigungen für ihn zu suchen, stellte mir vor, wie seine Nachbarn, die besser als er menschenfreundliche Herzen auszunützen verstanden, auf ihn ein-

gedrängt haben mochten. Man hatte ihm zweifellos gesagt, daß nur zwei Töchter keinen Eindruck auf die kieselharten Herzen der Vertreter bureaukratischer Wohltätigkeit machen würden, daß, um sie zu erweichen, er die Zahl seiner Kinder vermehren müsse. So war er allmählich in ein Netz von Unwahrheiten verstrickt worden, aus dem, obwohl seine bessere Natur davor zurückbebte, es doch kein Entweichen gab. Dann fiel mir ein, daß er auch in Rußland einen ungesetzlichen Beruf verfolgt hatte, daß er ferner einem Freunde geholfen hatte, vom Militär freizukommen. Mein Mißtrauen erwachte aufs neue. Aber es war, als sähe das ernste Antlitz mich vorwurfsvoll an, es schien, als wolle es dem, der es geschlagen, auch die andre Wange darreichen. Ungesetzlicher Beruf! Nein; es ist das Gesetz selbst, das grausame, unmögliche Gesetz, das, indem es den Juden alle Erwerbsquellen abschneidet, sie dazu zwingt, es zu übertreten! Es war das Land, wo es illegal zuging — dieses grausame Land, dessen Grenzen man nur durch Beamtenbestechung und Betrug überschreiten konnte, das aus Quarriar einen Betrüger gemacht, wie aus allen schwachen Menschen, wenn sie um das nackte Leben kämpfen müssen. Allmählich lernte ich milder denken. Ich zweifelte nicht daran, daß das, was er mir über seine traurigen Fahrten von Rußland nach Amsterdam und London und dann von dort nach Brighton erzählte, im allgemeinen wahr war. Aber selbst wenn er schuldlos wie eine Taube sein sollte, so erschien die Schlechtigkeit Kazelias, die seines Geschäftspartners, seiner Brüder in Israel und im Exil darum nur um so dunkler und verwerflicher.

So geschah es, daß die Vision des „Mannes der Schmerzen", die mir beim Schaffen meines Bildes vorschwebte, allmählich eine andre Gestalt annahm. Ich ergriff meinen Pinsel, nahm hier und da eine kleine Änderung vor, bis plötzlich das Antlitz des „Mannes der Schmerzen" einen verschlagnen und schuldbewußten Ausdruck annahm. Als ich dann zurücktrat, um mein Werk anzusehen, war ich überrascht von der fast photographischen Ähnlichkeit, die es jetzt mit meinem Modell hatte. Denn dieser Ausdruck der Schuld war immer darin gewesen, obwohl ich ihn nicht zu deuten gewußt und deshalb unbewußt ausgemerzt hatte. Nun, da ich ihn vielleicht etwas übertrieben, hatte ich, wenn ich mich so ausdrücken darf, vielleicht nach der entgegengesetzten Richtung idealisiert. Je länger ich aber grübelnd vor diesem neuen Antlitze stand, um so mehr erkannte ich, daß diese Rückkehr zu größerer Einfachheit und wahrem Realismus mir dazu verhalf, ein vollkommenes Kunstwerk zu schaffen. Denn wahrlich, das ist das Hochtragische des Schicksals der Kinder Israel, daß ein Volk, das in erhabner Weise allen Stürmen getrotzt, dabei zugleich in den Kot gezerrt und tief verdorben worden ist. Es ist König und — Sklave in einer Person! Zweitausend Jahre hat Israel den Verlust des Vaterlandes, den Druck der Verfolgung erlitten, dabei sind seine Kleider zerrissen und seiner Seele ist ein Brandmal aufgedrückt worden.

Volle zweitausend Jahre nur für eine Idee zu leiden, ist ein Privilegium, das der Herr nur den Kindern Israel, dem Volke Gottes, verliehen hat. Das wäre an sich keine Tragödie, sondern ein heroisches Epos, wie der Prophet Jesaias es verkündete. Die wahre Tragödie, der schwerste Kummer liegt in dem Martyrium, daß Israel seiner Leiden unwürdig geworden ist. Ein Sinnbild des Volkes Israel — dieses Tragöden auf den Kothurn des Komödienspielers — ist es, das ich in meinem „Manne der Schmerzen" darzustellen versucht habe.

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Reichsspiegel Berlin, 31. Mai 1908

(Der Wahlkampf in Preußen. Fallières Besuch in London und die internationale Lage.)

Schon in der vorigen Woche hatten wir feststellen müssen, daß der Kampf um die preußischen Landtagswahlen diesmal ein ganz besondres Gesicht hat. Vor einigen Monaten konnte vielleicht der Eindruck bestehn, als werde sich ein lebhafter und spannender Kampf um das Wahlrecht entwickeln. Aber um große Fragen handelt es sich jetzt überhaupt nicht. Von zwei großen Schlachtlinien, die gegeneinander anrücken, um ihren politischen Prinzipien zum Siege zu verhelfen, ist nichts zu spüren. Die Schlacht ist in eine Reihe von Einzelgefechten aufgelöst. Man muß sich, um eine Vorstellung von der wirklichen Lage zu erhalten, jeden Wahlkreis besonders betrachten. Da sucht jede Partei zu erhaschen, was sie bekommen kann. So bekämpfen sich an einer Stelle Konservative und Freikonservative, um anderswo Schulter an Schulter zusammenzustehn gegen einen Nationalliberalen. Dann gibt es wieder Wahlkreise, in denen sich die Konservativen freisinniger Hilfe erfreuen gegen einen Zentrumsmann, während nicht weit davon ein konservativ-klerikales Bündnis einem Freisinnigen gegenübertritt. Es herrscht also ein allgemeines Durcheinander der Parteien, worin als leitender Gedanke nur das Bestreben hervortritt, die zufälligen Aussichten der Parteien in den einzelnen örtlichen Verbänden nach Möglichkeit auszunutzen, um Mandate zu erlangen. Von einer Wahlparole hört man überhaupt wenig. Das Zentrum hat sich allerdings für die Übertragung des Reichstagswahlrechts auf Preußen ausgesprochen, läßt sich aber dadurch nicht hindern, hier und da mit den Konservativen zusammenzugehn, die eine solche Übertragung ganz entschieden ablehnen. Ebenso tritt in dem Verhalten der Nationalliberalen dieser Punkt völlig in den Hintergrund. Die Nationalliberalen verlangen bekanntlich eine durchgreifende Reform des preußischen Wahlrechts, haben sich aber nicht, wie die Freisinnigen, für die Übertragung des Reichstagswahlrechts ausgesprochen. Die zwingende Not, Mandate zu erringen, läßt diese vermittelnde Stellung jedoch in der Wahlrechtsfrage wenig zum Ausdruck kommen. Sie haben sich eben hier mit den Konservativen, dort mit den Freisinnigen verbünden müssen.

Wenn man über die Rolle, die die Wahlrechtsreform in diesem Wahlkampfe spielt, etwas aussagen soll, so kann es nur das eine sein, daß diese Frage einen hemmenden und lähmenden Einfluß auf die Bewegungsfreiheit der Parteien ausübt, die sich darauf eingelassen haben. Daß die Frage auf dem liberalen Programm steht, daß innerhalb der Agitationstätigkeit der Parteien auch dafür gewirkt wird, läßt sich natürlich nicht anfechten. Aber die Angelegenheit so zu unrechter Zeit in den Vordergrund zu schieben, war ein Fehler. Das haben wir schon früher oft genug betont; der jetzige Verlauf des Wahlkampfes in Preußen zeigt, wie sehr wir mit diesem Hinweis Recht hatten. Nach den großen und pomphaften Ankündigungen über die Reformbedürftigkeit des preußischen Wahlrechts kann die Unmöglichkeit, mit dieser Wahlparole praktisch etwas anzufangen, nur einen komischen Eindruck machen. Der einzige praktische Erfolg des ganzen Reformgeschreis besteht nur darin, daß sich die Konservativen trotz den Erfolgen der Blockpolitik im Reiche von jeder Verpflichtung, bei den preußischen Landtagswahlen auf die Liberalen Rücksichten zu nehmen, ganz und gar entbunden fühlen. Auf der andern Seite dient die selbstgeschaffne Verlegenheit der Liberalen den Sozialdemokraten als bequemes Agitationsmittel. Die Sozialdemokratie wirft sich — so soll es aussehen — für das „entrechtete" Volk in die Bresche, die die Liberalen nicht zu benutzen verstanden haben.

Dazu haben sich die Freisinnigen gegen die abtrünnigen Freunde zu wehren, die „Sozioliberalen", die ihnen jetzt unter Führung von Dr. Theodor Barth das Leben sauer machen. Die Versuche dieser Richtung, mit den Sozialdemokraten zusammen für die Freiheit, die sie meinen, zu arbeiten, sind daran gescheitert, daß die Sozialdemokraten selbst von diesen aufdringlichen Freunden nichts wissen wollen. Die Sozialdemokratie will in dem Kampf gegen den Liberalismus überhaupt unbehindert sein; denn für sie fängt die „Reaktion" bereits bei Theodor Barth an. Wenn sie sich aber schon entschließen könnte, mit irgendeiner Gruppe der bürgerlichen Demokratie gemeinsame Sache zu machen, dann würde sie es am allerwenigsten mit den Sozialliberalen tun, die bisher noch jede Sache, an der sie gearbeitet haben, bis in den Grund und Boden ruiniert haben. Da sich die Sozialliberalen von den Genossen auf der äußersten Linken zurückgewiesen sehen, so bleibt ihnen nur das angenehme Geschäft, gegen ihre bisherigen Parteigenossen und besonders gegen die freisinnige Volkspartei zu hetzen und ihnen mit abfälligen Kritiken und Sonderkandidaturen in den Rücken zu fallen. Wir wollen zu ihrer Ehre annehmen, daß sie es ungern tun, aber sie müssen es tun, weil sonst ihr ganzes politisches Dasein keinen Sinn und Zweck hätte. Da die organisierten Freisinnigen nach der Meinung dieser politischen Separatisten mit Leib und Seele der Reaktion verfallen sind, und der Liberalismus allein im Lager Barths zu finden ist, wie einst Österreich im Lager Radetzkys, so stehn die Sozialliberalen nun hinter ihren ehemaligen Freunden wie der böse Geist hinter Gretchen in der Kirche: Wie anders wars auch, als ihr noch voll Unschuld zum Altar der Volksfreiheit tratet und aus dem Parteikatechismus Phrasen lalltet! Aber die Leute von der Freisinnigen Volkspartei sind verstockter als das arme Gretchen; es macht auf sie gar keinen Eindruck, daß ihnen ihre Sünden vorgehalten werden, denn sie wissen, daß sie damit ihrer Sache dienen, während die unzeitigen Mahner immer das Gegenteil erreichen. Immerhin ist es eine große Erschwerung für eine Partei, beständig mit der Disziplinlosigkeit im eignen Lager kämpfen zu müssen.

Unterdessen nutzt das Zentrum auch bei dem Landtagswahlkampf nach Möglichkeit die Idee der Blockpolitik aus, obwohl diese eigentlich bei den Wahlen, wie wir gesehen haben, gar keine Rolle spielt. Aber es ist bequem für die Partei, auch hier an der Idee festzuhalten, daß das Zentrum von den Konservativen und den Liberalen gemeinsam angefeindet werde. Die Stimmung, die der Stellung des Zentrums in der Reichspolitik entspricht, soll allgemein unter den Wählern festgehalten werden. Das Zentrum hat dazu das alte bewährte Rezept, daß es den Gegnern kulturkämpferische Neigungen unterschiebt und die katholische Religion in Gefahr erklärt. Indem die Begriffe Zentrum und Katholizismus einfach als gleichbedeutend angenommen werden, wie das ja auch sonst bei jeder nur möglichen Gelegenheit trotz der Versicherung, das Zentrum sei eine politische Partei, geschieht, wird mit beispiellosem Zynismus das Interesse der Partei über das vaterländische Interesse gestellt. Darum hat sich das Zentrum auch auf der ganzen Linie mit den Polen verständigt. Die rücksichtslosen Vorstöße des polnischen Radikalismus gegen die deutschen Zentrumswähler, namentlich in Oberschlesien, hatten die Verständigung zeitweilig in Frage gestellt. Aber übermäßige nationale Empfindlichkeit, wo sie nicht durch besondre Parteizwecke gefordert wird, ist niemals die schwache Seite des Zentrums gewesen. Was erwartet werden mußte, ist denn auch schnell genug eingetreten. Den Polen wurde alles vergeben und vergessen. Hatte doch das Zentrum schon durch seine Haltung bei der Beratung des Enteignungsgesetzes und des Vereinsgesetzes den Boden für die Versöhnung bereitet. Unter dem Vorwande, daß die Bekämpfung des Polentums nur die geplante Protestantisierung der Ostmarken verschleiern solle, unterstützt das Zentrum jetzt bei den Wahlen offen die Polen gegen die deutschen Landsleute. Leider ist das freilich nichts neues, weil auch bei

frühern Wahlen die Lage die gleiche gewesen ist. Nur werden wohl die Parteiführer die Erfahrung machen müssen, daß die deutsche katholische Bevölkerung der Ostmarken jetzt über das wahre Wesen und die Bestrebungen der Polen sehr viel besser aufgeklärt ist als früher.

In der auswärtigen Politik beherrschen die Erörterungen über das künftige Verhältnis Englands, Frankreichs und Rußlands immer noch das Feld. Während die Vorbereitungen zu der Revaler Zusammenkunft zwischen König Eduard und Kaiser Nikolaus getroffen werden, hat Präsident Fallières zur Eröffnung der englisch-französischen Ausstellung in London seinen ersten offiziellen Besuch auf englischem Boden abgestattet. Er ist von König Eduard und dem englischen Volke mit der Wärme und Herzlichkeit aufgenommen worden, die der bestehenden Entente cordiale zwischen beiden Mächten entspricht. Wir dürfen uns durchaus nicht verhehlen, daß die Temperatur dieses Empfanges um mehrere Grade wärmer war, als es den Gewohnheiten internationaler Gastfreundschaft, die man in England in vorbildlicher Weise zu üben versteht, entspricht. Aber die darauf folgenden Kommentare der öffentlichen Meinung haben einen etwas eigenartigen Verlauf genommen. In Frankreich wurde die Frage aufgeworfen, ob sich die Entente cordiale vielleicht zu einem förmlichen Bündnis umgestalten lasse. Man kann es als ein Zeichen der Zeit betrachten, daß bedeutende Organe der französischen Presse mit der größten Offenheit und Unbefangenheit die Möglichkeit kriegerischer Verwicklungen mit Deutschland als den selbstverständlichen Ausgangspunkt des ganzen Gedankenganges hinstellten. Aber vielleicht ebenso bezeichnend ist, daß dieser Lieblingsgedanke der Franzosen einen großen Teil seines berauschenden Einflusses auf das gallische Blut eingebüßt hat. Besondres Aufsehen haben die Betrachtungen des Temps erregt. Sie bewegen sich ganz in der soeben angedeuteten Richtung. Der erste und nächstliegende Gedanke, an dem jede politische Frage gemessen wird, ist: Welchen Vorteil hat Frankreich davon bei einem Kriege mit Deutschland? So geschieht es auch in diesem Falle. Der Franzose denkt bei einem Bündnis mit England zunächst nicht an die Verhältnisse im Mittelmeer oder in Afrika, wo sich die weltpolitischen Einflußsphären der beiden Mächte berühren, er denkt auch nicht an etwa zu erlangende handelspolitische Vorteile oder ähnliches, sondern ihn beschäftigt nur die Frage, was ihm die Sache in einem Kriege mit Deutschland nützen könnte. Aber er prüft auch diese ihm besonders am Herzen liegende Frage nüchtern und geschäftlich und kommt zu dem Schluß, daß das englische Landheer für die Erfüllung der französischen Wünsche nicht ausreicht. Die Betrachtungen des Temps mündeten geradezu in die Aufforderung an England aus, sein Heer zu reformieren, damit Frankreich ausreichende Unterstützung gegen Deutschland erhalten könne. Die fast einhellige Antwort der englischen Presse auf diese Aufforderung war, wie man erwarten mußte, eine entschiedne Ablehnung. Selbst die konservative und sogar die ausgesprochen deutschfeindliche Presse lehnt es begreiflicherweise ab, sich in der auswärtigen Politik in solcher Art festlegen zu lassen und offen auf eine bestimmte kriegerische Verwicklung hinzuarbeiten. Die englischen Blätter erklärten sich für enge und freundschaftliche Beziehungen zu Frankreich, aber sie wollen auch mit andern Mächten in Frieden und Freundschaft leben. Man möchte freilich bei der Naivität dieser Erörterungen glauben, daß sie nicht ernst zu nehmen sind und einen Nebenzweck decken sollen. Es scheint beinahe, als ob die ungewöhnlich plumpe Art, wie sich ein Blatt von dem Ansehen des Temps von englischer Seite eine Zurückweisung holte, den Zweck verfolgte, kriegerischen Strömungen in Frankreich, die der Regierung unbequem zu werden anfangen, zu einer gewissen Ernüchterung zu verhelfen. Für uns werden alle diese Äußerungen kaum dazu dienen, eine Revision unsrer Auffassungen vorzunehmen. Wahrheit ist, daß das Bedürfnis der gegenwärtigen englischen Politik sehr stark dahin geht, alle Gegensätze, die irgendwie die englische Weltstellung in Mitleidenschaft ziehen könnten, nach Möglichkeit aus-

zugleichen. Überlegt man sich genau, was den Lebensnerv der heutigen englischen Weltstellung am empfindlichsten treffen könnte, so wird man sich sagen müssen, daß dies eine Differenz mit Frankreich wäre. Deshalb ist, seit Amerika zu einer selbständigen Weltpolitik übergegangen ist, und seit sich die Machtverhältnisse im Stillen Ozean so ganz anders als früher gestaltet haben, der Grundzug der englischen Politik auf die Verständigung mit Frankreich gerichtet. Aber England wäre töricht, wenn es dieses für seine weltpolitischen Zwecke heute dringend notwendige Einverständnis so weit triebe, daß es sich zum Handlanger für die kontinentalen Interessen Frankreichs machte. Aus diesem einfachen sachlichen Grunde halten wir die Meinung für falsch, daß England die Freundschaft mit Frankreich pflegt, um feindselige Hintergedanken gegen Deutschland ausführen zu können. Ähnlich sind es Rücksichten der asiatischen Politik, die England veranlaßt haben, eine Verständigung mit Rußland zu suchen. Und daß es, so wie die Dinge nun einmal liegen, die Entente cordiale mit Frankreich als Mittel benutzt, um diesen mühsam hergestellten Beziehungen einige Festigkeit und Sicherheit zu geben, muß als beinahe selbstverständlich erscheinen. So braucht uns die englische Politik allerdings keine unmittelbare Beunruhigung einzuflößen. Aber wir können uns auch nicht in falsche Sicherheit wiegen lassen. Denn in Frankreich und Rußland bestehn feindselige Strömungen gegen uns, und wenn durch diese auch nur die Einbildung genährt wird, daß sie in einer dritten Macht, in England, einen festen Rückhalt gegen Deutschland haben — wenn überdies scharfer wirtschaftlicher Wettbewerb gelegentlich allerlei Verstimmungen zwischen Deutschland und England verschärft, so sind immerhin Verwicklungen nicht ausgeschlossen, gegen die wir auf der Hut sein müssen. Gegenwärtig liegt jedoch zu bestimmten Besorgnissen kein Grund vor.

Höchste Güter. Unter diesem Titel (die Form deutet der Untertitel „Streifzüge eines Wahrheitssuchers“ an; Berlin, Conrad Skapnik, 1906) erörtert Hermann Klingebeil die brennenden Fragen der Zeit ungefähr in unserm Sinne. Er empfiehlt ein vernünftiges Christentum, weist die gegen den Gattglauben und das Christentum gerichteten Angriffe der Haeckelianer und andrer Gegner zurück, erkennt zwar an, was die katholische Kirche in der Vergangenheit Verdienstliches geleistet hat, erklärt aber ihre heutige ultramontane Gestalt für unverträglich mit deutschem Wesen und mit dem Wohle unsers Volkes, preist die Reformation und kritisiert die Sozialdemokratie (der er jedoch mit Schäffle zugesteht, daß sie notwendig gewesen sei, die Sozialreform in Gang zu bringen) nebst dem Anarchismus. Im Schlußkapitel schreibt er: „Und die Republiken! Sind die amerikanischen Zustände und Menschen idealer als die unsrigen? Sind die französischen beneidenswert? Werden gewisse Leute und Parteien nie lernen, daß das rein Theoretische, die von der Wirklichkeit losgelöste Jagd nach dem reinen Ideal am letzten Ende stets ins Absurde ausmündet? Vor allem tüchtige, dem Ideal zustrebende, mit der rauhen Wirklichkeit kämpfende Menschen! Dann aus diesen Kämpfen sich ergebenden allmählichen Fortschritt, langsame Weiterentwicklung vom Mangelhaften zum Bessern! Wers anders versucht, faßts am verkehrten Ende an. ... Rückkehr zum Christentum nicht des Dogmas, sondern des Geistes, mit seinem auch den einfachsten Menschen ergreifenden und tröstenden Gottesglauben, könnte die Grundlage des zu erkämpfenden Neuen werden, in dem sich Katholik und Protestant über verblassendes und verlebtes mittelalterliches Wesen hinweg die Hand reichen.“ Im ganzen ein tüchtiges Buch. Der Verfasser ist sehr belesen, läßt es aber hie und da seinen Gewährsmännern gegenüber an kritischer Vorsicht fehlen. So schreibt er S. 115: „Auf den jährlichen Katholikentagen und bei andern Gelegenheiten wird genug aus der Schule geplaudert, um merken zu können, was dort die Glocke geschlagen

hat; so noch kürzlich von dem Freiburger Professor Buß, der sich also vernehmen ließ: »Die Kirche rastet nicht, und mit den Mauerbrechern der Kirche (Jesuiten) werden wir diese Burg des Protestantismus (Preußen) langsam zerbröckeln müssen. Wir werden in den vorgeschobnen Distrikten die Katholiken sammeln usw.« Buß ist vor dreißig Jahren gestorben. Die von Protestanten unzähligemal angeführte Äußerung, die um 1850 gefallen sein soll (wo die Aussichten der katholischen Kirche glänzend und die Preußens elend waren), ist von den Katholiken ebenso unzähligemal für apokryph erklärt worden. C. J.

Das Geschlecht Bismarck. Als erster Band der unter Mitwirkung hervorragender Gelehrten von Johannes Penzler herausgegebnen „Geschichte des Fürsten Bismarck in Einzeldarstellungen" ist soeben eine auf den umfassendsten Quellenstudien beruhende Arbeit des bekannten Genealogen Dr. Georg Schmidt unter dem Titel „Das Geschlecht von Bismarck" erschienen (Breslau, Eduard Trewendt, geh. 3 Mark 75 Pfennige, geb. 5 Mark). Das Werk behandelt den Ursprung, den Namen und das Wappen des Geschlechts und bietet dann in der ausführlichen Genealogie die Lebensdaten von mehr als fünfhundert Familienmitgliedern von Herbordus de Bismarck, dem Magister der Gewandschneider- (Tuchhändler-) Gilde zu Stendal (geb. um 1200, gest. um 1280), bis auf die allerjüngste Gegenwart. Als Anhang hierzu folgen eine Genealogie der Ruppiner, Prenzlauer und Lübecker Linien, Namensverzeichnisse und Ahnentafeln; den Schluß bilden Nachrichten über den Güterbesitz des Geschlechts und eine Reihe sehr übersichtlicher Stammtafeln. Der Verfasser beschränkt sich keineswegs auf die Wiedergabe trockner Notizen, sondern widmet familiengeschichtlichen Ereignissen von größerer Bedeutung, wichtigen Örtlichkeiten und den biographischen Ausführungen über die interessantesten Sprossen des Geschlechts einen breitern Raum. Ganz besonders wertvoll sind die eingestreuten Äußerungen des Fürsten Bismarck über einzelne Mitglieder seiner Familie und über die nahen, aber nicht immer erfreulichen Beziehungen seiner Vorfahren zu den Hohenzollern. Wir sehen die Bismarcks als Patrizier von Stendal und Prenzlau, als schlichte Landedelleute, als Beamte und Diplomaten, endlich als Helden auf den Schlachtfeldern zahlreicher europäischer Kriege vom vierzehnten Jahrhundert bis in unsre Zeit. Erwähnt sei, daß der Urgroßvater des Fürsten bei der Schlacht von Czaslau im ersten Schlesischen Kriege sein Leben ließ, und daß sämtliche Bismarcks, die die Befreiungskriege mitgemacht haben, entweder gefallen oder mit dem Eisernen Kreuz geschmückt heimgekehrt sind.

Der Raum verbietet uns, auf Charakterköpfe wie Klaus den Ersten, Ludolf den Vierten, Christoph, Ludolf den Siebenten, Augustus den Ersten, August Friedrich den Ersten, Ludolf August und Karl Alexander näher einzugehn; bei ihnen wie bei vielen andern finden wir Eigenschaften und Neigungen, die in potenziertem Maße beim Fürsten wieder zutage treten. Auch das „Skelett im Hause" fehlt nicht: Heinrich Friedrich Wilhelm Achaz von Bismarck, ein Abenteurer und Spieler, unter dessen gewiß nicht uninteressante Selbstbiographie der Fürst in sittlicher Entrüstung die Worte schrieb: „Ein ganz schamloser Lump!"

Der Name des Geschlechts, um auch das noch kurz zu streifen, ist von dem altmärkischen Städtchen Bismark entlehnt. Schmidt leitet das Wort nicht von Biskopesmark (= Grenze eines bischöflichen Sprengels), sondern von dem in der Nähe des Ortes vorbeifließenden Flüßchen Biese ab. Die Niederlassung, nach der das Geschlecht sich nannte, würde also wohl „Biesemark" geheißen haben, woraus nach Analogie andrer Ortsnamen „Bismarck" entstanden ist. Umgekehrt hat das Kirchdorf Bismark im Kreise Randow (Pommern) seinen Namen unzweifelhaft von dem altmärkischen Geschlecht übernommen, von dem sich einzelne Sprossen an der Kolonisation der slawischen Gebiete östlich von der Elbe beteiligt haben. J. K. H.

Leute von ehedem und was ihnen passiert ist. Erlebtes und Erdichtetes von Wilhelm Münch. So ist ein Büchlein überschrieben, das in C. F. Amelangs Verlag in Leipzig erschienen ist (1908, geh. 2 Mark), und das alle Freunde Münchs — und die zählen zu Tausenden — mit Freude aufnehmen werden. Es ist erstaunlich, wie unerschöpflich das Füllhorn des Schönen und Guten ist, das Münch seit Jahren ausschüttet über alle, die eine feine Art des Denkens und Sinnens lieben. Münch ist nicht nur einer unsrer allererſten Pädagogen; wer es noch nicht weiß, könnte es aus dem allerjüngſten Buche — der Neuauflage der Zukunftspädagogik — schon allein ersehen, die gleichsam die Summe aller seiner Erziehungsgrundsätze zieht; er ist auch ein feinsinniger Poet; das bezeugten seine Anmerkungen zum Texte des Lebens, die merkwürdig langsam durchzudringen scheinen; 1904 erschien erst die dritte Auflage (Berlin, Weidmann); sie verdienten, in jedem gebildeten Hause einen Ehrenplatz einzunehmen; so viel Geisteshelle und Herzenswärme schließen sie in sich. Den anspruchslosen, aber drum nicht minder ansprechenden Bildern aus dem Leben, die Münch unter dem Titel Gestalten am Wege 1905 herausgab, folgt jetzt das Bändchen Leute von ehedem. Es sind nicht Novellen im modernen Sinne des Wortes; ich möchte sie zu Erzählungen erweiterte Aphorismen nennen; oftmals schließen die einzelnen Abschnitte mit einer feinen Pointe, einem klugen Weisheitssatz, und oft mischt sich in die lose geschürzte Skizze eine wertvolle Betrachtung ein. Man spürt, diesem Manne mit dem unbezwinglichen Schaffensdrange ist es eine Freude, erworbne Lebenskenntnis auszubreiten; dabei begegnet nichts Aufdringliches, sondern alles ist schlicht, echt, wohlabgewogen, mit Lichtern jenes Humors überstreut, der wohl milde und mitleidig lächelt, aber niemals die sarkastische Schärfe des Überlegnen annimmt. Und wie tief dringt der Blick in die Herzensfalten der Menschen hinein, ob diese im Dorf oder in der Großstadt wandeln, ob sie Geheimer Regierungsrat oder Gymnasiallehrer heißen, ob sie reich an Gold und arm an Innerlichkeit oder reich in ihrem inwendigen Menschen und arm am Geldbeutel sind. Soll ich für die neuen Auflagen einen Wunsch äußern, so ist es der: etliche Fremdwörter zu beseitigen und einige gar zu langatmige Sätze zu vereinfachen. Alfred Biese

Mein Herr!

Sie erweisen sich selbst und Ihrem : Vaterlande einen großen Dienst :

indem Sie dessen wirtschaftliche Entwicklung fördern und deutsche Erzeugnisse bevorzugen, wenn Sie Ihnen größere Vorteile bieten als die ausländischen. Rauchen Sie Salem Aleikum-Cigaretten. Vollwertiger Ersatz für die infolge der Cigarettensteuer erheblich verteuerten ausländischen Cigaretten. Keine Ausstattung, nur Qualität!

Preis:	Nr.	3	4	5	6	8	10
		3½	4	5	6	8	10 Pfg. das Stück.

Die Zukunft Auſtraliens

Von Louis Berner

Die ſchnellſten Dampfer, die den Perſonenverkehr zwiſchen Auſtralien und Europa vermitteln, brauchen immer noch 28 Tage, um die Entfernung von 9280 engliſchen Meilen zwiſchen Brindiſi und Freemantle in Weſtauſtralien zurückzulegen. Dieſe Zeitdauer könnte wohl bedeutend gekürzt werden, wenn der Kohlenverbrauch das zuließe, was natürlich eine Steigerung der Überfahrtspreiſe zur Folge haben würde. Da zwiſchen Weſtauſtralien und den Oſtſtaaten bis jetzt noch keine Bahnverbindung beſteht, ſo iſt der Reiſende gezwungen, ſeine Reiſe wenigſtens bis Adelaide, der Hauptſtadt Südauſtraliens, zu Waſſer fortzuſetzen. Von hier aus kann er dann die Bahn nach Melbourne, Sydney oder bis hinauf nach Brisbane, der Hauptſtadt Queenslands, benutzen. Dieſe Abſonderung Auſtraliens von den übrigen Erdteilen hat einen bedeutenden Einfluß auf die Entwicklung dieſes Landes gehabt, wie ſich im Verlaufe dieſer Schilderung bald zeigen wird. Im folgenden werde ich mich hauptſächlich mit den Verhältniſſen des Feſtlandes Auſtralien beſchäftigen, da ſich die Staaten, in die es eingeteilt iſt (Weſtauſtralien, Südauſtralien, Viktoria, Queensland und die Inſel Tasmanien), ſeit 1900 zu der ſogenannten Commonwealth of Australia vereinigt haben. Neuſeeland iſt dieſer Union nicht beigetreten, und die auſtraliſchen Inſelgruppen kommen hier nicht in Betracht. Angelegenheiten, die die Commonwealth betreffen, werden durch die Beſchlüſſe des Federalparlaments beſtimmt, das ſich aus Abgeordneten aller Staaten zuſammenſetzt und in Melbourne, der Hauptſtadt Viktorias, wo auch der Generalgouverneur reſidiert, tagt. Da nun außerdem jeder Staat ſein eignes Parlament hat, aus Unter- und Oberhaus beſtehend, ſo bietet Auſtralien das merkwürdige Beiſpiel, daß ſeine Geſchicke, bei einer Einwohnerzahl von etwa 4 Millionen, von ſieben Parlamenten und Gouverneuren geleitet werden. Wie ſchon bemerkt, ſind die Fragen, die das Federalparlament

beschäftigen, interkolonialer Art. Gegenwärtig liegen folgende wichtige Vorlagen zur Beratung vor: Küsten- und Landesverteidigung, Revision des neuen Schutzzolltarifs, Übernahme des nördlichen Teils Südaustraliens durch die Commonwealth usw. Jedes Parlamentsmitglied bezieht einen bestimmten Gehalt, der sich bei den Abgeordneten des Federalparlaments auf 240 Mark (12 £) für die Woche beläuft; der Gehalt der Mitglieder der einzelnen Staatsparlamente schwankt, beträgt aber nicht weniger als 80 Mark (4 £) für die Woche. Jeder Staat hat außerdem einen Gouverneur zu unterhalten, der von der englischen Regierung bestimmt wird, ferner steht über allen wieder der Generalgouverneur. Dieser bezieht einen Gehalt von 200000 Mark (10000 £) jährlich, während der der Staatsgouverneure bedeutend geringer ist, keiner bezieht jedoch unter 80000 Mark (4000 £). Diese Gouverneure haben keinen oder nur geringen Einfluß auf die Geschicke der Staaten, sie sind jedoch für alles, was geschieht, der englischen Regierung gegenüber verantwortlich. Wenn man nun bedenkt, daß alle diese Gehalte aus den Staatskassen gedeckt werden müssen, so wird man begreifen, daß das ganze Land niemals aus den Schulden herauskommt.*) Der Mangel an Bevölkerung ist denn auch die Ursache der langsamen Entwicklung des Landes. Infolge der großen Wasserarmut, die fast ganz Australien beherrscht, konnten sich die Einwandrer nur an den Küsten oder in der Nähe der wenigen Flüsse ansiedeln, und größere Niederlassungen konnten nur da entstehn, wo Gelegenheit war, einen guten Seehafen anzulegen, wie Sydney und Melbourne, die allerdings die schönsten und größten der Welt besitzen. Diese beiden Städte haben sich denn auch zu Weltplätzen ersten Ranges entwickelt mit einem mehr amerikanischen als europäischen Gepräge. Die Bevölkerung dieser Städte ist international, das englische Element herrscht vor; jede hat ihr Chinesenviertel. Das Deutschtum ist sehr zahlreich durch ganz Australien vertreten, am stärksten in Südaustralien, mit etwa 30000 unter einer Gesamtbevölkerung von etwa 400000. Deutsche Klubs finden sich in allen größern Städten, zwei deutsche Zeitungen, eine in Südaustralien und eine in Queensland, sorgen für die Erhaltung des nationalen Bewußtseins unter der deutschen Landbevölkerung. Trotzdem ist das Deutschtum im Untergehn begriffen, woran, leider muß es gesagt werden, der Deutsche selbst die Schuld trägt. Er assimiliert sich schneller als die Angehörigen andrer Nationen mit dem englischen Element und sucht einen Stolz darin, für einen Engländer gehalten zu werden, was ihm vielleicht auch gelingt, solange er nicht englisch spricht, der deutsche Accent wird dann zum Verräter. Ich habe Landsleute hier getroffen, die ihre Herkunft absichtlich verleugneten, ja sogar zur Zeit des Burenkriegs erklärte ein solcher ehrenwerter Landsmann öffentlich in der Zeitung, daß er stolz darauf sei, unter den Engländern leben zu können, und daß er auch seine Kinder nicht deutsch lernen lasse. Obgleich sich die Bevölkerung Australiens aus Angehörigen aller

*) Die Schulden pro Kopf der Bevölkerung betrugen 1907: 57 £ 3 sh 4 d (= 1147 Mark).

Nationen zusammensetzt, so ist der hier geborne Australier kein Freund der Ausländer. Er haßt den foreigner, weil dieser meist geschickter als er selbst ist. Um sich dieser Ausländer zu erwehren, hat die Sozialistenpartei, die hier überall am Ruder ist, ein Aliengesetz gegen undesirable emigrants (unerwünschte Einwandrer) erlassen. Das hat denn zu den komischsten Situationen Veranlassung gegeben. Vor einigen Jahren kam in Freemantle ein indischer Nabob an, der Sultan von Johore, der unter englischer Oberherrschaft steht. Man wollte ihn, da er ein Farbiger war, durchaus nicht landen lassen. Da drehte er entrüstet dem zivilisierten Australien den Rücken. Ungefähr zu derselben Zeit wollte ein englischer Großkaufmann, der zufällig blind war, in Melbourne landen; auch hier wurden ihm die größten Schwierigkeiten gemacht, da die Regierung befürchtete, er würde vielleicht dem Lande als Blinder schließlich zur Last fallen. Dieser Fall ist auch von der englischen Presse in einer Australien durchaus nicht schmeichelhaften Weise kommentiert worden. Diese Resultate einer weisen Gesetzgebung können durchaus nicht wundernehmen, wenn man sich die Leute betrachtet, die in den Parlamenten sitzen. Solange einer den nötigen Geldsack hat, um die Wahlunkosten bezahlen zu können, und solange er es versteht, durch phrasenhaftes Geschrei die Massen zu betäuben, so lange hat er die besten Aussichten, gewählt zu werden, aber Bildung und Wissen kommen dabei nicht in Betracht. Das beste Beispiel für diese Behauptung bietet der jetzige Premierminister von Südaustralien, Tom Price, der stolz darauf ist, daß er einst als Steinmetz beim Bau des Gebäudes half, in dem er jetzt die Geschicke des Landes leitet. Er bietet ein Unikum von Unwissenheit und Arroganz. Über sein Englisch machen sich sogar die hiesigen Zeitungen lustig; vor einiger Zeit ist er von dem Prinzen von Wales in London empfangen worden, dem dieser selbstgemachte Premierminister mit seinem unfreiwilligen Humor sicher eine Stunde herzhaften Amusements bereitet hat.

Seit einigen Jahren erregt der ungeheure Zufluß von Einwandrern in Kanada die Eifersucht der australischen Staatsmänner, und mit den dem Australier eignen Größenwahn erklären sie, daß sie nur zu winken brauchen, und die europäischen Staaten werden ihnen gleich ihre besten Kräfte für Ackerbau usw. abtreten. Sie vergessen aber, daß das Reisegeld, das nötig ist, um hierher zu kommen, für den einzelnen Arbeiter ein Vermögen bedeutet, von den Unkosten für den Transport einer ganzen Familie gar nicht zu reden. Um also diese Schwierigkeit zu überwinden, müßten sich schon die Staaten bequemen, erstens das Reisegeld vorzuschießen, ferner gutes ertragfähiges Land den Kolonisten fürs erste unentgeltlich zu überlassen und weitere notwendige Konzessionen zu machen. John Bull ist aber der gemütlichste Mensch, solange man ihm nicht an den Geldsack greift. Also wird es wohl noch eine Zeit lang beim alten bleiben, und das Geschrei nach mehr Bevölkerung wird nicht sobald verstummen. Merkwürdigerweise hat keine nennenswerte Zunahme der Bevölkerung in dem letzten Jahrzehnt stattgefunden, auch die Einwandrung weist sehr niedrige

Zahlen auf. England schickt nur die jungen Leute heraus, die ihm unbequem werden. Hier angelangt, müssen sie dann irgendwelche Arbeit annehmen, die sich ihnen gerade bietet, und wenn sie nicht arbeiten können oder wollen, gehn sie auch nicht zugrunde, da es zu essen überall gibt, denn das Land produziert an Lebensmitteln immer noch mehr, als verbraucht wird.

Ich habe schon vorher erwähnt, daß die größte Kalamität, woran Australien leidet, der Mangel an Wasser oder an regelmäßigen Niederschlägen ist. Da Weizenkultur und Schafzucht neben dem Bergbau die Hauptfaktoren in Australiens wirtschaftlichem Leben bedeuten, so ist der draught (spr. „draut", nicht „draft"), das heißt das Ausbleiben des Regens zu einer bestimmten Zeit, das größte Unglück, das den im Busche lebenden Ansiedler befallen kann.

Alles, was das menschliche Gehirn erdenken konnte, um diesem Übelstande entgegenzuarbeiten, ist versucht worden. Findige Yankees sind unter großen Kosten herübergeholt worden, um künstlichen Regen hervorzurufen, sogar Gebete sind von den Bischöfen in den Kirchen angeordnet worden, den Segen des Himmels anzurufen; artesische Brunnen und künstliche Wasserdämme sind angelegt worden. Aber was bedeutet das in einem so ungeheuer ausgedehnten Lande wie Australien! Das Wichtigste jedoch, die Forstkultur, zu verbessern, ist bis jetzt noch überall vernachlässigt worden. Neuerdings werden hier und da Stimmen laut, die das Aufforsten des Landes befürworten, um regelmäßige Niederschläge zu veranlassen. Unter den größern Städten Australiens, die periodisch an Wassermangel leiden, steht Broken-Hill, das die größten Silber- und Bleibergwerke der Erde enthält, obenan. Es liegt mitten in einer Sandwüste in Neusüdwales an der Grenze von Südaustralien, mit dem es durch Eisenbahn verbunden ist. Die Regierung Südaustraliens versorgt in Zeiten von Wassersnot die Stadt mit Wasser, indem sie spezielle Züge, die nur Wassertanks führen, in regelmäßigen Zwischenräumen hinübergehn läßt. In einzelnen abgelegnen Bergwerksniederlassungen Westaustraliens wird der Liter Wasser sogar mit 2,50 Mark bezahlt. Da wird nicht Seife, sondern Wasser zum Kulturmesser! Das in den Bergwerken hervorquellende Wasser ist nicht zu gebrauchen, da es zu reich an Mineralsalzen ist, die es für den menschlichen Gebrauch ungenießbar machen. Infolge des Mangels an regelmäßigen Niederschlägen ist das Klima mit Ausnahme des tropischen Nordens ziemlich trocken. Der Sommer (vom Dezember bis zum April), wo die Temperatur mitunter auf 36 Grad Réaumur im Schatten steigt, ist gewöhnlich sehr heiß und trocken. Der Witterungswechsel tritt sehr plötzlich und oft mit einem Sandsturm ein, der selten von Regen begleitet ist, sodaß die Temperatur binnen weniger Stunden um 15 bis 20 Grad fällt. Der Winter besteht aus einer monatelangen Regenzeit, die oft das ersehnte Naß in reichlichen Mengen bringt, oft aber auch den dürstenden Farmer enttäuscht, sodaß er mitunter seine Farm verlassen und seinen Viehbestand meilenweit wegtreiben muß, nach Gegenden, wo der Regen saftiges Grün hervorgezaubert hat. Die Unbeständigkeit und Launenhaftigkeit des Wetters

übt natürlich seinen Einfluß auf den Charakter der Bewohner aus. Wir wissen, daß der australische Ureinwohner auf der niedrigsten Stufe aller Menschenrassen steht. Es ist nun interessant, zu beobachten, wie die Nachkommen der hier eingewanderten, intelligenten Europäer schnell entarten. Die Kinder entwickeln sich sehr schnell und genießen vor dem Gesetze unbedingte Freiheit. Diese persönliche Freiheit wird auch in den gut geleiteten staatlichen Volksschulen von den Lehrern respektiert. Infolgedessen ist das Betragen der Kinder gegen Erwachsne nach unsern Begriffen höchst ungebührlich und respektwidrig. Der Vater wird als the old man und die Mutter als the old woman bezeichnet. Von einem Unterordnen des Willens der Kinder unter den der Eltern ist gar keine Rede. Dieser ungezügelte Freiheitsdrang entwickelt sich bei dem jungen Manne zu einem alle Autorität verachtenden Selbstgefühl. Begleitet ist dieses sehr oft von einer gänzlichen Abwesenheit des Bewußtseins von Moral und Ehre. Alles ist erlaubt, solange es sich mit den Gesetzen des Landes vereinbaren läßt. Auf meiner Ausreise hierher traf ich in Colombo einen Engländer, der Australien wiederholt bereist hatte. Im Verlaufe unsers Gesprächs bemerkte er: Australia is the country without water, the trees shed their bark instead their leaves, men are without honour and women without chastity. (Australien ist das Land ohne Wasser, die Bäume verlieren anstatt der Blätter ihre Rinde, die Männer haben keine Ehre und die Frauen keine Keuschheit.) Die Tatsachen bestätigten mir leider späterhin diese traurige Charakteristik eines Landes und seines Volkes. Die Korruption in den öffentlichen Ämtern ist mindestens eben so schlimm wie in Amerika. Der Fall Crick in Sydney (Staatsländereienschwindel) und der Fall Tucker (Zollunterschlagungen bis zu 600000 Mark durch einen Bürgermeister von Adelaide und Parlamentsmitglied) bestätigen dies. Die Geriebenheit (smartness) der australischen Jugend ist schon sprichwörtlich geworden. Das Sydney-Bulletin, die gediegenste australische Zeitung politisch-satirischer Richtung, brachte vor einigen Jahren eine Karikatur betitelt Australias Youth, die einen Fußballspieler mit ungeheuern Händen und Füßen darstellte, der Kopf war aber so klein gezeichnet, daß man erst nach genauem Hinsehn ein Gesicht mit Mütze entdecken konnte. In der Tat konzentriert sich das öffentliche Interesse um weiter nichts als Sport. Fußball, Pferderennen und Kricket sind die Pole, um die sich das australische Leben bewegt. Ein Junge von acht oder neun Jahren kann mir ganz genau sagen, welche Pferde die beste Aussicht haben, in den nächsten Pferderennen zu gewinnen, er kennt sogar die Stammbäume der edeln Tiere auswendig. Ein Footballer oder Criqueter steht höher in der öffentlichen Meinung als irgendein bedeutender Künstler oder Gelehrter. Die Zeitungen bringen spaltenlange Berichte über die wunderbaren Leistungen dieser Fußkünstler. Ein junger Australier versicherte mir neulich ganz ernsthaft, daß ein guter Fußballspieler ein ebenso großer Künstler sei als der Pianist Paderewski. Deshalb stehn auch alle Künste auf einer niedrigen Entwicklungsstufe. Es wimmelt von Charlatans und Impostoren. Da wir hier in dem

gelobten Lande der unbeschränkten Freiheit leben, so zieht sich alles nach diesem Erdteile, das wo anders kein Fortkommen finden kann. Gediegne Fachmänner irgendwelchen Berufs können nur ausnahmsweise eine ihren Fähigkeiten entsprechende Stellung finden, da sie mit einer übermächtigen und unberechtigten Konkurrenz zu kämpfen haben. Die Aristokratie oder besser Plutokratie des Landes setzt sich hauptsächlich aus Schafzüchtern und Minenspekulanten zusammen, aus Leuten, von denen manche kaum ihren Namen schreiben können. Der reichste Mann Australiens, Tyson, war ein Viehzüchter und hinterließ bei seinem Tode mehr Grundbesitz, als mancher regierende Fürst in Deutschland sein eigen nennt. Er repräsentierte einen Gesamtwert von etwa 100 Millionen Mark. Dieser Nabob schlief in einem Zelt mit seinen Viehtreibern und prahlte damit, nie in seinem Leben ein gestärktes, weißes Hemd auf dem Leibe gehabt zu haben. Selbstverständlich gibt es auch Ausnahmen, und es ist erstaunlich, welchen Luxus man mitunter auf einer homestead eines reichen Squatters, Hunderte von Meilen entfernt von der nächsten Stadt, antreffen kann, aber Kunstsinn darf man von diesen Leuten nicht erwarten. Australien wird auch kaum jemals bedeutende Künstler hervorbringen, denn das Land selbst bietet keine Anregung. Ob man fünf oder tausend Meilen hinein in das Land geht, immer zeigt sich mit wenig Ausnahmen dem Auge dasselbe Bild: Gummibäume (Eucalyptus), Salzbusch und Sand. Wie schon bemerkt, zeigt die Jugend auch kein nachhaltiges Interesse für Kunst oder Wissenschaft. Es bestehn zwar überall sogenannte Universitäten, Kunstakademien, Konservatorien usw., aber sie alle produzieren nur oberflächliche Mittelmäßigkeiten. Die jungen Leute wollen in sechs Monaten Künstler oder Gelehrte werden. Einzelne starke Talente verlassen ihre Heimat und setzen ihre Studien in Europa fort, gehn aber nie wieder nach dem Lande ihrer Geburt zurück. Noch ein andrer Faktor, der das ganze öffentliche Leben beeinflußt, kommt hier in Betracht, das ist die allgemein herrschende religiöse Heuchelei der Australier. Australien hat im Verhältnis zu seiner Bevölkerung mehr Kirchen und Bierhäuser (hotels oder public-houses) als irgendein andres Land der Erde. Südaustralien allein hat bei einer Bevölkerung von 392 431 Köpfen 1446 Kirchen und Kapellen. Der australische Sonntag übertrifft den berühmten englischen an Öde und Langweiligkeit. Der Eisenbahn- und Straßenbahnverkehr wird auf das notwendigste beschränkt, und alle öffentlichen Vergnügungslokale werden geschlossen gehalten; nur Sydney macht darin eine Ausnahme von den übrigen Städten des Kontinents.

Wenn man sich auf der Weltkarte den ungeheuern Landklumpen Australien betrachtet und ihn mit den andern Erdteilen vergleicht, so muß die geringe Küstenentwicklung dieses Kontinents auffallen, auch der Mangel an größern Flüssen macht sich überall bemerkbar. Es sind also nicht die Bedingungen vorhanden, die der Entwicklung eines Kulturvolkes günstig wären. Von verschiednen Seiten wird immer wieder darauf hingewiesen, wie gesund das trockne Klima für den Europäer sei, und daß Krankheitsepidemien wie die

asiatische Cholera hier nicht aufkommen können. Diese Behauptung entspricht allerdings den Tatsachen, da die Ausdünstung der Eukalyptuswälder auf epidemische Krankheitskeime zerstörend wirkt, aber die plötzlichen, manchmal zwei- bis dreimal an einem Tage auftretenden Witterungswechsel verursachen organische Beschwerden aller Art, namentlich Lungen- und Verdauungskrankheiten, und besonders sind es feiner organisierte Naturen, die darunter am meisten leiden.

Während dieser Artikel geschrieben wurde, erschien folgender Brief, den ich in der Übersetzung folgen lasse, in den australischen Zeitungen: „Professor Herbert Strong an der Liverpooler Universität hat in einem an den Präsidenten der Immigration-League Dr. Arthur in Sydney gerichteten Briefe folgende Warnung an Australien ergehn lassen: Das freundschaftliche Gefühl der Engländer gegen Australien hat sich bedeutend abgekühlt. Die Kaufleute verhalten sich Ihrem neuen Zolltarif gegenüber sehr ablehnend, und das auswandrungslustige Volk gewinnt die Überzeugung, daß es besser ist, nach dem die günstigsten Bedingungen gewährenden Kanada zu gehn als nach Australien. Ich bin fest davon überzeugt, daß die Australier in kurzer Zeit für ihre Existenz zu kämpfen haben werden, entweder gegen Japan oder Deutschland. Ich bin mir der Verantwortlichkeit dieser Behauptung wohl bewußt; ich habe in Deutschland gelebt, und daher weiß ich, daß die Deutschen beabsichtigen, uns anzugreifen, um uns unsrer Kolonien zu berauben. Die Australier sind die größten Narren, wenn sie nicht die größten Anstrengungen machen, die Frage der »Gelben Gefahr« (Yellow Peril) dadurch zu lösen, indem sie ihr Land mit Weißen bevölkern. Ein großer Teil des englischen Volkes war einst imperialistisch gesinnt, als sie aber hörten, daß die Kolonien nicht gesonnen sind, ihren Teil zur Verteidigung Englands und seiner Besitzungen beizutragen, so haben sie ihre Ansichten wesentlich geändert. Die meisten Leute glauben hier, daß sich Australien bald von England losmachen wird, beunruhigen sich aber weiter nicht darüber. Professor Pearsons Prophezeiungen sind leider nur zu bald eingetroffen. Die Australier haben ihn gekreuzigt, wie andre Propheten vor ihm, aber seine Stimme tönt aus dem Grabe herauf zu denen, die Ohren haben zu hören. Es ist Ihre Pflicht und Schuldigkeit, dem australischen Arbeiter klarzulegen, daß eine große militärische Monarchie für den Egoismus einer kurzsichtigen Demokratie nur Verachtung hat."

Ergänzend möchte ich zu diesem Briefe bemerken, daß die Frage der „Gelben Gefahr" für Australien eine weit größere Bedeutung hat als für Europa. Die einsichtsvollen Politiker hier sind fest davon überzeugt, daß Japan in absehbarer Zeit wenigstens den Norden Australiens besetzen wird. Wer könnte es auch davon abhalten? England sicher nicht, denn ehe es daran denken könnte, dieses zu verhindern, würde die Fahne der aufgehenden Sonne schon über Australien wehen. Eine deutsche Invasion hingegen würde für Deutschland selbst derartige Schwierigkeiten bieten, da es erst England ver-

nichten müßte, sodaß seine Staatsmänner diese Frage wohl noch nicht ernstlich in den Kreis ihrer Betrachtungen gezogen haben werden. Darüber aber sind sich alle Aufgeklärten einig, daß die australischen Staaten in nicht zu ferner Zeit aufhören werden, als englische Kolonien zu bestehn.

Volksrichtertum und Selbstverwaltung

Zu den selbstverständlichen Forderungen des Jahres 1848 und den ebenso selbstverständlichen Zugeständnissen gehörte die Einführung des Geschwornengerichts, nachdem schon in den vorhergegangnen Jahren, zum Beispiel auf der Germanistenversammlung in Lübeck 1847 eifrig dafür gesprochen und geworben worden war. In den nächsten Jahrzehnten wurden denn auch in den deutschen Bundesstaaten Gesetze mit den französisch-rheinischen Grundsätzen über Geschwornengerichte erlassen und blieben in Geltung bis zum 1. Oktober 1879, wo sie durch die deutsche Strafprozeßordnung außer Kraft gesetzt wurden. Diese regelte die Zuständigkeit der Schwurgerichte für das ganze Reich und schuf obendrein noch die Schöffengerichte, sodaß damit der Anspruch des Volksrichtertums auf die Teilnahme an der Rechtsprechung in Strafsachen als befriedigt angesehn werden konnte.

In der Zivilgerichtsbarkeit beschränkte sich die Mitwirkung der Laien auf die Kammern für Handelssachen, die je nach dem Bedürfnis für ganze Landgerichtsbezirke oder abgegrenzte Teile des Bezirks auch außerhalb des Landgerichtssitzes errichtet werden können. Zu solchen Kammern gehören ein rechtsgelehrter Richter als Vorsitzender und zwei Handelsrichter als Beisitzer, die auf Vorschlag der Handelskammern auf drei Jahre aus dem Kaufmannsstande ernannt werden. Die Zahl der Kammern für Handelssachen ist fortwährend im Steigen begriffen, und besonders in den großen Industriebezirken des Westens macht sich das Bedürfnis nach immer weiterer Ausdehnung der Kammern geltend, sodaß auch entsprechend mehr Handelsrichter zu den Sitzungen herangezogen werden müssen.

Als dann durch die Botschaft Kaiser Wilhelms des Ersten vom 27. November 1881 die soziale Gesetzgebung angeregt wurde und als Frucht dieser Anregung die großen Versicherungsgesetze über die Kranken-, die Unfall- und die Invalidenversicherung gegeben wurden, da wurden die Streitigkeiten besondern Gerichten vorbehalten, die im Laufe der Jahre als Schiedsgerichte für Arbeiterversicherung eingesetzt wurden. Es entsprach vollständig den Forderungen und Strömungen der Zeit, daß diese Sondergerichte aus den Kreisen der Beteiligten auch ihre Richter haben wollten, und so besteht jedes Schiedsgericht aus einem ständigen Beamten als Vorsitzenden und aus vier Beisitzern, von denen zwei den Arbeitgebern, zwei den Versicherten angehören müssen. Ebensoviel Ver-

treter aus dem Volke haben bei den Sitzungen des Reichsversicherungsamtes als der obersten Instanz mitzuwirken.

Aus dem vorigen Jahrhundert sind noch die Seeämter zu erwähnen, kollegiale Behörden für die Untersuchung von Seeunfällen. Sie werden von einem richterlichen Beamten geleitet, dem vier Beisitzer zur Seite stehn, von denen mindestens zwei Berufsschiffer sein müssen. Das neue Jahrhundert ist in den eingeschlagnen Bahnen der Sondergerichte weitergeschritten. Seit dem Reichsgesetz vom 29. September 1901 gibt es Gewerbegerichte, die gewerbliche Rechtsstreitigkeiten zwischen den Arbeitern und den Arbeitgebern entscheiden und an die Stelle der ordentlichen Gerichte getreten sind. Sie sind mit einem Vorsitzenden und mindestens zwei Beisitzern besetzt, von denen je einer dem Arbeiter- und dem Arbeitgeberstande angehört. Nach gleichen Grundsätzen endlich sind die seit 1904 bestehenden Kaufmannsgerichte zur Entscheidung von Streitigkeiten aus dem Dienst- und Lehrverhältnis zwischen den Kaufleuten, Handlungsgehilfen und Lehrlingen ins Leben gerufen worden; an den Sitzungen nehmen mindestens vier Beisitzer teil, die zur Hälfte aus Kaufleuten, zur Hälfte aus Handlungsgehilfen gewählt werden.

So hat in wenigen Jahrzehnten in Deutschland die Sondergerichtsbarkeit und das Volksgerichtstum eine Ausdehnung erhalten, an die man früher nie gedacht hat, und es ist keineswegs vorauszusehn, ob uns die Zukunft nicht noch andre Sondergerichte bringen wird. Es ist zum Beispiel sehr wohl denkbar, daß die so rührigen Landwirtschaftskammern Lohn- und Gesindestreitigkeiten oder Klagen zwischen den Landwirten und den verschiedenartigsten Vieh- und Maschinenlieferanten, den Feuer-, Hagel- und Unfallversicherungsanstalten für sich in Anspruch nähmen und Schiedsgerichte bilden wollten, die mit Landwirten und Gewerbetreibenden besetzt werden. In gleicher Weise könnten die Handwerkskammern vorgehn und die Streitigkeiten ihrer Berufsgenossen den ordentlichen Gerichten entziehn, sodaß diese schließlich mehr und mehr von ihrer Bedeutung verlieren und überflüssig werden. Erst im Februar dieses Jahres war im Reichstage bei dem Etat des Reichsjustizamts von Sondergerichten für Bureauangestellte, Landarbeiter und Gesinde sowie von Jugendgerichten die Rede, und zwar in derselben Sitzung, wo von sozialdemokratischer Seite wieder einmal über Klassenjustiz geklagt und sogar von einem Redner der nationalliberalen Partei diesen Beschwerden über den Klassencharakter mancher Richtersprüche eine gewisse Berechtigung zugesprochen wurde. Die Bewegung zugunsten eines ausgedehnten Volksrichtertums ist also noch nicht am Ende; man ist ja eben bei der Arbeit, den ordentlichen Gerichten in Strafsachen noch mehr Schöffen beizugeben und kleine, mittlere und große Schöffengerichte einzuführen, die in allen Instanzen mit Berufs- und Volksrichtern besetzt werden sollen. Die Einzelheiten sind noch nicht bekannt geworden, doch werden von juristischer Seite die verschiedensten Vorschläge gemacht, die alle darauf hinauslaufen, das Vertrauen des Volks zur Strafrechtspflege zu heben und zu stärken.

Es ist schwer zu sagen, ob die weitere Heranziehung des Laientums zur Rechtsprechung dieser bei den verwickelten Rechtsverhältnissen unsrer Zeit tatsächlich zum Vorteil gereicht; es ist dabei wohl zu erwägen, daß die vollständig unvorbereitet in die Sitzung kommenden Schöffen durch die mündliche Verhandlung allein nicht in jedem Falle in den Stoff einzudringen vermögen, der vielleicht monatelang in den Akten vorbereitet worden ist. Eins steht aber fest: je mehr das Volk an der Rechtsprechung teilnimmt, um so weniger kann dann noch von Klassenjustiz gesprochen werden. Die Berufsrichter könnten damit zufrieden sein; sie werden von der Verantwortung für Fehlsprüche, die in den Zeitungen jetzt eine gewisse Rolle spielen, zum guten Teil entlastet und könnten einfach darauf hinweisen, daß das Volk selbst gerichtet hat, daß dessen Rechtsanschauung zum Ausdruck gekommen ist.

Doch die Ausdehnung des Volksrichtertums hat noch eine andre Seite, die zu berücksichtigen ist. Anfangs betrachtete man die Beteiligung der Laien an der Rechtsprechung als eins der Grundrechte, das man sich unter keinen Umständen verkürzen lassen durfte: es fragt sich, ob eben dieses Recht unter den heutigen Verhältnissen nicht zu einer Pflicht, zu einer drückenden Last zu werden droht, die man nur ungern erfüllt und mit Widerstreben auf sich nimmt, mit andern Worten, ob der einzelne herangezogne Mensch wirklich mit dem stolzen Bewußtsein, ein wohlerworbnes Recht auszuüben, in die Sitzung geht und gern die Opfer bringt, die damit verbunden sind, um nur dem Vaterlande dienen zu können. Wenn man den Zeitungschreibern und manchen Berufsrednern in den Parlamenten glaubt, so muß man annehmen, daß das Volk förmlich danach lechzt, sich an der Rechtsprechung zu betätigen, und daß es mit Freuden alle Unbequemlichkeiten auf sich nimmt. Wer aber genauer hinsieht oder von Berufs wegen damit zu tun hat, wird die Beobachtung machen können, daß eine große Zahl von Schöffen und Geschwornen ihre Einberufung zu den Sitzungen als eine unbequeme Last, als eine unangenehme Unterbrechung ihrer Berufspflichten ansieht. Die kleinern Landwirte und die Handwerker sowie die Geschäftsleute verlieren nicht gern einen Arbeitstag, der obendrein noch Kosten verursacht; sie sind froh, wenn ihre Sitzungstage vorüber sind, und nicht selten drängen sich die Geschwornen an den Staatsanwalt oder den Verteidiger in den Schwurgerichtssitzungen heran und bitten um Ablehnung oder reichen beim Vorsitzenden Gesuche ein, um von der Sitzung befreit zu werden. Die Berufsfreudigkeit der Volksrichter ist nicht so groß, wie man gemeinhin glauben machen möchte, und es ist deshalb sehr die Frage, ob sie größer wird, wenn erst noch mehr von ihnen in den mittlern und großen Schöffengerichten verlangt wird, wenn die Zahl der Sitzungstage erweitert und die Zuständigkeit erhöht wird.

Nun hat man zwar, um die Zahl der Schöffen zu heben, auch schon vorgeschlagen, ihnen Tagegelder zuzubilligen und auf diese Weise die Arbeiterkreise zu beteiligen, aber ob dieses Mittel verfangen wird, ist sehr zweifelhaft: denn im tiefsten Grunde wollen die meisten Menschen mit dem Gericht über-

haupt nichts zu tun haben. Die gebotne Entschädigung für Arbeits- und Zeitverlust wird nicht sehr locken, besonders wenn nach den Sitzungen, wie es sich die Zeugen gefallen lassen müssen, in den Gerichtsschreibereien um die Höhe der Entschädigung gefeilscht werden muß: gleiche Sätze, wie bei den Abgeordneten, können doch wohl kaum angenommen werden, da für die Schöffen vielfach Reisekosten dazu kommen, die für jeden einzelnen besonders berechnet werden. Vielen würde mit einem dürftigen Entgelt trotzdem nicht gedient sein; sie versäumen in ihrer Wirtschaft immer noch mehr, als ihnen vom Staate geboten werden kann, und die Arbeiter vollends, mögen sie in Fabriken oder in der Landwirtschaft beschäftigt sein, werden keine große Lust haben, sich in ihren Sonntagsstaat zu werfen und in die Stadt zu laufen, um an Schöffensitzungen teilzunehmen, die ihnen im Grunde genommen höchst gleichgiltig sind. Die Führer der Sozialdemokraten sind in diesem Punkte zwar andrer Meinung und erwarten alles Heil von der Beteiligung der Genossen an der Rechtsprechung: wer jedoch die arbeitende Bevölkerung einigermaßen kennt, wird sich sagen, daß sie sich nach der Ausübung eines solchen Rechts herzlich wenig sehnt.

Um die Probe aufs Exempel zu machen, braucht man nur einmal die Zustände in der Selbstverwaltung heranzuziehn.

Am 19. November 1909 sind in Preußen hundert Jahre verflossen, seitdem Freiherr vom Stein die Städteordnung schuf und dadurch die Bürgerschaft zur tätigen Mitwirkung an der Gemeindeverwaltung veranlaßte. Durch spätere Gesetze ist dann diese Verwaltungstätigkeit des Volkes erweitert und ausgebaut worden, und in gleicher Weise hat die Kirche eine synodale Verfassung bekommen, wodurch die Vertretung der Laiengemeinde an der kirchlichen Verwaltung gewährleistet worden ist. Man kann also mit Recht sagen, daß die politischen Rechte des Volkes in jeder Weise anerkannt und verwirklicht worden sind, da grundsätzlich auch die unbemittelten Volksschichten von der Ausübung dieser Rechte nicht ausgeschlossen werden.

Und doch hören die Klagen über schlechte Wahrung der wohlerworbnen Volksrechte nicht auf, zumal auf dem Gebiete der kirchlichen Verwaltung. Es finden sich zuweilen kaum so viel Männer zu den Kirchenwahlen ein, daß die nötige Zahl der zu wählenden Mitglieder für die Gemeindekirchenvertretung herauskommt; wer zur Wahl erscheint, kann beinahe sicher sein, gewählt zu werden. Aus dem Arbeiterstande erscheint überhaupt niemand, wenn er nicht etwa von der Dienstherrschaft mit sanfter Gewalt zur Eintragung in die Wählerliste und zur Wahl genötigt worden ist. Die Geistlichen wissen, wie schwierig es unter Umständen ist, eine beschlußfähige Mehrheit für die Sitzung zusammenzubringen und müssen dazu oft genug im letzten Augenblick die säumigen Mitglieder herbeiholen lassen oder eine neue Sitzung anberaumen, in der ohne Mehrheit beschlossen werden kann. Nun mag allerdings dieser Übelstand bei den Kirchenwahlen auf die bedauernswerte Gleichgiltigkeit so vieler Männer, namentlich auch in den höhern Kreisen, in kirchlichen Angelegenheiten

überhaupt zurückzuführen ſein: aber der Mangel an Gemeinſinn tritt faſt ebenſo ſtark bei der Beteiligung an den kommunalen Angelegenheiten zutage, trotzdem da in allererſter Linie über den eignen Geldbeutel der Wähler verfügt wird. In neuerer Zeit erſt, ſeitdem die Sozialdemokraten ihre Leute in die ſtädtiſchen Körperſchaften hineinzubringen beſtrebt ſind, regt ſich in der Bürgerſchaft ſelbſt das Gewiſſen etwas mehr, und es iſt dann meiſt auch leicht genug, Stimmen für bürgerlich und national geſinnte Männer zu bekommen. Daß es bei den Wahlen zum Reichstage nicht anders iſt, hat ja die letzte Aufmunterung in den Dezembertagen 1906 deutlich gezeigt.

Es fehlt bei uns — das ſollte hier einmal kurz zum Ausdruck gebracht werden — an der rechten Freudigkeit für die allgemeinen öffentlichen Angelegenheiten des geſamten Volkes. An Männern ſelbſt, die zur Betätigung auf dieſen Gebieten berufen ſind, iſt kein Mangel: nach einer von maßgebender Seite veranlaßten Aufſtellung enthielten zum Beiſpiel die berichtigten deutſchen Urliſten für Schöffen und Geſchworne im Jahre 1904 zuſammen mit Ausnahme des Landgerichtsbezirks Bremen 5552514 Perſonen; die Zahl der erwählten Hauptſchöffen belief ſich auf 48238, die der Hilfsſchöffen auf 18271, und in der Vorſchlagsliſte der Geſchwornen waren 80566 Perſonen verzeichnet.*) Für beide Gerichte aber werden im Jahre zuſammen etwa 45000 bis 50000 Laienrichter gebraucht; es ergibt ſich alſo, daß das Volksrichtertum ſehr wohl noch einer Ausdehnung fähig iſt, auch wenn man für die angeführten Sondergerichte ebenſoviel Perſonen rechnen will. Von den $5^1/_2$ Millionen an ſich zum Gerichtsdienſt fähigen deutſchen Reichsangehörigen werden dann immer erſt höchſtens 100000 in einem Jahre tätig ſein, ſei es an ordentlichen oder Sondergerichten als Schöffen, Geſchworne oder Beiſitzer. Die Belaſtung für den einzelnen iſt mithin nicht unerträglich und muß in Kauf genommen werden, wenn dadurch die Rechtſprechung gehoben wird.

K. Krieg

Blücher und Gneiſenau

Dem erſten Bande ſeiner Blücherbiographie**) hat Generalleutnant von Unger den zweiten (Schluß-)Band in kurzer Friſt***) folgen laſſen. Er umfaßt den Zeitraum vom Jahre 1812 bis zum Tode des Helden im Jahre 1819 und iſt in gleicher Weiſe wie der erſte Band reich und gediegen von der Verlagsbuchhandlung ausgeſtattet worden. Vermochten wir an der Hand des erſten Bandes die ſtufenweiſe Entwicklung Blüchers als Truppenführer zu verfolgen, ſo gilt der zweite

*) Deutſche Juriſten-Zeitung 1905, Nr. 7.

**) Vgl. den Aufſatz „Eine neue Blücherbiographie“ in Nr. 33 der Grenzboten 1907.

***) Berlin, E. S. Mittler und Sohn, Königliche Hofbuchhandlung, 1908.

recht eigentlich dem Feldherrn Blücher. Wurde in der vorjährigen Besprechung erwähnt, daß man gespannt sein dürfe, wie der Verfasser gerade diese Aufgabe lösen würde, weil wir uns die Feldherrntätigkeit Blüchers kaum anders als gemeinsam mit Gneisenau ausgeübt denken können, so mag hier vorweg bemerkt werden, daß die Lösung dieser Aufgabe im vorliegenden Bande in glücklichster Weise erfolgt ist, und das bedeutet nicht wenig, da das Urteil über Gneisenau längst feststand.

Im allgemeinen läßt sich sagen, daß Blüchers Bedeutung wohl von den Zeitgenossen richtig gewürdigt worden ist, weniger jedoch von den Nachlebenden. Ihnen schien es, zumal seit Delbrück uns das Bild Gneisenaus so anziehend gezeichnet hat, als ob dem Generalstabschef der Schlesischen Armee doch das Hauptverdienst an ihren Erfolgen gebühre. Nicht als ob Delbrück Blücher auf Kosten Gneisenaus herabgesetzt hätte, aber es liegt in der Natur der Sache, daß der Biograph, will er sein Ziel im Auge behalten, seinen Helden den übrigen Zeitgenossen, sogar den bedeutendsten gegenüber bevorzugt. General von Unger rückt die Person des Marschalls Vorwärts wieder in das rechte Licht, und er tut es, ohne im geringsten die Verdienste Gneisenaus zu schmälern. Es konnte nicht anders sein, denn kaum jemals hat ein Feldherr die Verdienste seines Generalstabschefs so offen anerkannt wie Blücher die Gneisenaus. So hat er einst ein allzu lautes Lob seiner Taten mit den Worten abgewehrt: „Was ists, was ihr rühmt? Es war meine Verwegenheit, Gneisenaus Besonnenheit und des großen Gottes Barmherzigkeit.“ Die Art und Weise aber, wie der Verfasser in das Verhältnis Blüchers zu Gneisenau Licht zu bringen sucht, ist nicht nur anziehend, sondern für die Beziehung zwischen Truppenführer und Generalstabschef auch für unsre Zeit belehrend. Hier spricht überall aus dem Buche nicht nur der Historiker, sondern vor allem der erfahrne hohe Offizier, der selbst auf eine langjährige Generalstabstätigkeit zurückblickt.

Bei der Schilderung der Persönlichkeiten des Hauptquartiers der Schlesischen Armee heißt es: „Alles kam darauf an, wie sich das Verhältnis zwischen dem Feldherrn und seinem Stabschef gestaltete. Gneisenau hatte schon das 52. Lebensjahr überschritten; aber seine von der Natur mit körperlichen und geistigen Gaben reich ausgestattete Persönlichkeit hatte noch nichts von ihrem Zauber verloren. Sein gewinnendes Äußere, seine unverwüstliche Frische, sein liebenswürdiges, geistreiches Wesen, sein reiner Charakter, seine glänzende Beredsamkeit, sein feuriger Optimismus, seine aufopferungsvolle Vaterlandsliebe ließen sein Selbstbewußtsein und sein sicheres Auftreten berechtigt erscheinen. Aus den kümmerlichen Verhältnissen seiner Jugend, der Ungebundenheit seiner Studentenzeit, den Enttäuschungen seiner militärischen Wanderjahre, aus dem Zusammenbruch von 1806 war sein glühender Ehrgeiz geläutert hervorgegangen. ... Bei der Arbeit zur Wiedergenesung des preußischen Heerwesens hatten sich seine Arbeitskraft, seine vorurteilsfreie Einsicht, die Lauterkeit seines Charakters hervorragend bewährt. ... Blüchers gute Beziehungen zu Gneisenau aus dessen

Kolberger Zeit hatten ſich in den Jahren der Fremdherrſchaft immer freundſchaftlicher geſtaltet und ſich während des Frühjahrsfeldzuges 1813 im gemeinſamen Zuſammenwirken bewährt; mit dem Wachſen ihrer Aufgaben wuchſen die beiden Helden immer inniger zuſammen."

Es wird nur in einzelnen Fällen gelingen, aus den Feldzugsakten nachträglich mit Sicherheit feſtzuſtellen, inwieweit an den einzelnen Entſchlüſſen der Feldherr oder ſeine Umgebung beteiligt geweſen iſt. Zuweilen iſt die Anregung von einem jüngern Offizier des eignen oder einem Nachrichtenoffizier eines benachbarten oder unterſtellten Stabes auf Grund einer von dieſem Offizier gemachten Wahrnehmung oder gewonnenen Auffaſſung ausgegangen. Das Verdienſt, dieſer Anregung gefolgt zu ſein, den Gedanken in den Entſchluß umgeſetzt und an deſſen Durchführung, unbeirrt durch Nebenumſtände, feſtgehalten zu haben, gebührt gleichwohl dem verantwortlichen Führer. So hat denn auch Gneiſenau, wie Generalleutnant von Unger hervorhebt, die Perſönlichkeit ſeines Feldherrn immer in den Vordergrund treten laſſen. „Raumer beſtätigt das Wort Arndts, daß Gneiſenau ſeinem General mit voller Anerkennung und Hingebung gedient habe. »Dies Dienen wird jeder bezeugen, der Gelegenheit hatte, Gneiſenau in ſeinem Verhältnis zu Blücher zu ſehen; es äußerte ſich bei jeder Gelegenheit.«" Hierbei aber konnte es bei einer Perſönlichkeit wie Gneiſenau nicht ausbleiben, daß ſich ſein Einfluß auf Blücher mit der Zeit immer mehr ſteigerte. „Gneiſenau hatte, wie Müffling, der Oberquartiermeiſter der Armee, bezeugt, die beſondre Neigung für alles, was gewagt oder auf Mut gegründet war, und mit daraus entſpringenden Vorſchlägen konnte er bei Blücher immer auf Zuſtimmung rechnen." Ähnlich ſagt Friedjung*) vom Feldzeugmeiſter von John, dem Generalſtabschef des Erzherzogs Albrecht von Öſterreich, auch bei ihm ſei die Kühnheit der kriegeriſchen Entwürfe das Ergebnis der Einſicht geweſen, daß im Kampfe der mutigſte Mann auch der klügſte ſei. Bei aller Übereinſtimmung der Geſinnung zwiſchen Führer und Generalſtabschef des Schleſiſchen Heeres aber ſpricht ſich General von Unger dahin aus, daß von einem willenloſen Sichlenkenlaſſen bei Blücher keine Rede ſein könne. In den Briefen an ſeine Frau und an ſeine Freunde haben wir das vollgiltige Zeugnis, daß er nicht allein die Aufgabe ſeiner Armee mit voller Klarheit erfaßte, ſondern auch den Gang des Krieges im großen mit Sicherheit überſchaute. Mit Recht heißt es an andrer Stelle: „Wenn man früher Gneiſenaus Unentbehrlichkeit damit ſchlagend nachzuweiſen gemeint hat, daß man Blücher für vollſtändig unfähig erklärte, einen Feldzugsplan aufzuſtellen, ſo ſtehen wir heute doch etwas anders zu dieſer Frage. Allerdings, bei Feldzugsplänen, wie ſie Langenau und Kneſebeck ausklügelten, ſchüttelte er den Kopf: das ſei ihm zu hoch. Daß es aber aufs Schlagen des Feindes ankomme, wußte er beſſer als jene. Moltke hat Feldzugspläne,

*) Der Kampf um die Vorherrſchaft in Deutſchland, I.

die über den erſten Zuſammenſtoß mit dem Feinde hinausgehn, als unſinnig verworfen, und Napoleon hat in ähnlichem Sinne geſagt, er habe überhaupt niemals einen Feldzugsplan gehabt. Der Tadel von damals wird in dieſer Beleuchtung für Blücher zum Lob."

Seine ganze Bedeutung als Feldherr offenbarte ſich im Feldzuge 1814 in den Tagen von Laon, als er durch Krankheit verhindert war, bei den Truppen zu erſcheinen und den Befehl nur mittelbar durch Gneiſenau fortführte. Hier zeigte ſich, daß der Chef des Generalſtabs ihn wohl zu ergänzen, aber nicht eigentlich zu erſetzen vermochte. Freilich haben bei dem gerade damals übertrieben vorſichtigen Handeln der Schleſiſchen Armee auch noch andre Umſtände mitgeſprochen: ſo das Beſtreben, erneute Rückſchläge, wie man ſie im Februar erlitten hatte, zu vermeiden, das Bedürfnis, die preußiſchen Truppen vor weitern ſtarken Einbußen zu bewahren, die Schwierigkeiten, die Gneiſenau als Chef des Generalſtabs ſchon an ſich, beſonders aber bei einem Bundesheer erwuchſen. Die Stellung eines Chefs des Generalſtabes war zu jener Zeit noch nicht ſo feſt umgrenzt wie heute. Die damalige Fechtweiſe ermöglichte, ja forderte unter Umſtänden die Betätigung des Feldherrn in der vordern Linie, während er jetzt ſein Amt mit mehr Entſagung unter weit größerer Zurückhaltung ausübt und zur Übermittlung ſeiner Befehle techniſche Hilfsmittel in Anſpruch nimmt. Um die Schleſiſche Armee vorwärts zu bringen, bedurfte es damals des Zaubers, den die Erſcheinung des alten Feldherrn auf die Truppen übte.

Damit ſoll nicht geſagt ſein, daß Gneiſenau der eigentlichen Feldherrngaben ermangelt hätte. Das Gegenteil iſt der Fall, und er war ſich deſſen voll bewußt. So iſt er dann namentlich in der Zeit nach dem erſten Pariſer Frieden nicht frei von Verſtimmungen geweſen, wenn Blücher ſich „in ſeiner unbefangnen Art gelegentlich Verdienſte zuſprach, die Gneiſenau ganz oder doch teilweiſe für ſich in Anſpruch nahm". Dringend erbat ſich Gneiſenau für den Feldzug 1815 ein höheres Truppenkommando, zumal da er ſich in den eigentlichen Generalſtabsgeſchäften nicht gründlich durchgebildet fühlte. Boyen, Grolman, Müffling waren ihm darin überlegen; auch die durchdringende Klarheit ſeines Freundes Clauſewitz hatte er nicht. Es kennzeichnet die Lauterkeit ſeiner Geſinnung und ſeine große Beſcheidenheit, daß er 1815 den Kriegsminiſter Boyen bittet, ihm „einen Generalquartiermeiſter, ſeine beſſere Hälfte, auszuſuchen", und fortfährt: „Sie wiſſen ſo gut wie ich, daß mir einige weſentliche Eigenſchaften eines Chefs des Generalſtabs abgehen; ich bin weder dem Gemüt noch der wiſſenſchaftlichen Bildung nach für dieſe Stelle hinlänglich ausgerüſtet. In meiner Zuſammenſtellung mit dem Fürſten Blücher wirke ich nur hauptſächlich durch meinen Charakter auf ihn und auf die Begebenheiten durch eine entſchloſſene Anſicht des Krieges, die durch einiges Studium der Geſchichte und durch aufmerkſame Erwägung der Begebenheiten in mir ſich entwickelt hat." Freimütig bekennt er: „Ich bin nicht aufgeblaſen genug, um

zu glauben, daß ich der Hilfe genialer Männer entbehren könne; guter Rat ist mir stets willkommen."

Männern der Tat, die in sich den Beruf zum Truppenführer fühlen und doch immer hinter dem Feldherrn zurückzutreten haben, werden gelegentliche Enttäuschungen und Mißstimmungen niemals erspart bleiben. Aus diesem Gefühl heraus schrieb Scharnhorst 1813: „Mein Leben gäbe ich für das Kommando eines Tages." Da kann es nicht wundernehmen, wenn der tapfere Verteidiger von Kolberg ebenso dachte. Bei ihm kam damals allerdings noch hinzu, daß König Friedrich Wilhelm der Dritte, wenn er auch äußerlich seine Verdienste ehrte, doch innere Sympathie zu ihm niemals hegte, wie überhaupt geistig überragende Persönlichkeiten auf dem Könige lasteten. Auch für Blüchers Wesen hat der König wirkliches Verständnis kaum gehabt. Gneisenau kennzeichnet es, daß er sich mit Beginn des Krieges 1815 alsbald wieder in seine Rolle neben dem alten Feldherrn hineinfand, und wie hoch er dessen Verdienste schätzte, beweist eine spätere Äußerung von ihm. Als des Feldmarschalls Sturz bei Ligny und die Gefahr seiner Gefangennahme vor Gneisenau besprochen und von jemand zu ihm gesagt wurde: „Na, dann hätten wir Sie ja gehabt", sagte Gneisenau entschieden: „Glauben Sie denn, daß einer von uns den Alten im Heere hätten ersetzen können? Sein Vorwärts! blitzt in seinen Augen und ist in die Herzen unsrer Soldaten eingegraben."

Wenn Generalleutnant von Unger bei Erwähnung der fehlenden Generalstabsschulung Gneisenaus sagt: „Im Betrieb des Generalstabshandwerks beim Oberkommando treten häufig bedenkliche Nachlässigkeiten zutage", so geben ihm die Tatsachen an sich unzweifelhaft recht. Namentlich bei Eröffnung des Herbstfeldzuges 1813 trat das hervor. Immerhin ist zu bedenken, daß eine eigentliche Generalstabsschulung in unserm Sinne damals überhaupt kaum bestand. Was man so nannte, fiel mehr in das Gebiet phantastischer Kriegspläne und unfruchtbarer Abstraktionen, nicht in das praktischer Truppenführung wie heute. Mit welchen veralteten Begriffen nach dieser Richtung noch Moltke zu kämpfen hatte, erkennt man ganz besonders beim Durcharbeiten der von ihm vor dem Jahre 1870 geleiteten, vor kurzem veröffentlichten Generalstabsreisen, auf denen er den Grund für jene Schulung der höhern Truppenführer und ältern Generalstabsoffiziere legte, der ein wesentlicher Anteil an unsern kriegerischen Erfolgen gebührt. Sodann darf nicht übersehen werden, daß die Art der Kriegführung, wie sie das Schlesische Hauptquartier anwandte, damals noch etwas neues war. Blücher und Gneisenau begegneten Napoleon mit seinen eignen Mitteln, sie übten schon damals die Kunst des Getrenntmarschierens, um vereint zu schlagen; daß hierbei Mißgriffe und Reibungen nicht ausbleiben konnten, wo man noch 1806 in den starren Fesseln der Lineartaktik gesteckt hatte, kann nicht wundernehmen. Auch beim Gegner fehlten solche Reibungen nicht. Trotz zwanzigjähriger Kriegspraxis ist Napoleon nur selten von seinen Generalen ganz verstanden worden. Seine Korrespondenz enthält

eine Fülle von Kriegslehren, und aus der Art, wie er sie entwickelt, erkennt man, daß er seinen Marschällen, auch den bedeutendern unter ihnen, doch für sie bisher neues sagt. Es ist das unvergängliche Verdienst der leitenden Männer des Schlesischen Hauptquartiers, daß sie die Grundzüge Napoleonischer Kriegführung klar erkannten und in die Wirklichkeit übertrugen. Damit fand der gesunde, jeder Künstelei und strategischen Überfeinerung abgeneigte Naturalismus in der preußischen Armee Eingang. In den spätern langen Friedensjahren ist nicht immer an ihm festgehalten worden, aber die Verarbeitung der Erfahrungen der Napoleonischen Kriegszeit durch Clausewitz hat diese schließlich zu einem Gemeingut unsrer Armee werden lassen. Moltke hat an Clausewitz angeknüpft und dahin gewirkt, daß bei uns 1870 napoleonische Grundsätze in der Heerführung zutage traten, während sie den Franzosen völlig entschwunden waren.

Es konnte nicht ausbleiben, daß die rücksichtslose Kriegführung, wie sie Blücher und Gneisenau übten, den Widerspruch der Korpsführer weckte. Bekanntlich hat Yorck, dem, so sehr er es verstand, beim Angriff alle Kräfte an den Sieg zu setzen, die Schonung seines Armeekorps am Herzen lag, der Armeeführung heftig widerstrebt, und von den beiden russischen Korpsführern hat Langeron der Armeeführung häufig wenigstens passiven Widerstand entgegengesetzt, wenn auch, wie Generalleutnant von Unger zutreffend betont, ausgesprochner böser Wille, wie öfter behauptet worden ist, bei ihm nicht nachzuweisen ist. Unter diesen Umständen waren Blüchers fortreißende Persönlichkeit und Gneisenaus frische Tatkraft von höchstem Wert und allein imstande, die zahlreichen Reibungen, die sich innerhalb der Armee ergaben, zu überwinden. Hielten beide Männer unbeirrt an ihren großen Zielen fest, kannten sie keine Schonung der Truppe, wo ihnen der Kriegszweck solche nicht zuzulassen schien, so waren sie doch immer bereit, ihrer persönlichen Empfindlichkeit ein Opfer zu bringen, wo das Interesse des Vaterlandes es forderte. Blücher kannte den hohen soldatischen Wert Yorcks und hat die Ausbrüche von dessen galliger Natur immer wieder gelassen hingenommen. Als sich Yorck im März 1814 krank meldete und die Armee zu verlassen gedachte, waren es einige herzliche Zeilen Blüchers, die ihn zur Rückkehr bewogen. Trotz heftiger Augenschmerzen fügte der Feldmarschall einem begütigenden Dienstschreiben eigenhändig die Worte hinzu: „Alter Waffengefährte, verlassen Sie die Armee nicht, da wir am Ziel sind; ich bin sehr krank und gehe selbst, sobald der Kampf beendet.“ Yorck antwortete hierauf: „Euer Exzellenz eigenhändiges Schreiben ist der Abdruck Ihres biederen Herzens, welches ich immer schätzte und schätzen werde.“

Die Mißstimmung Yorcks war seit den Niederlagen, die Napoleon im Februar 1814 den getrennten Korps der Schlesischen Armee zwischen Seine und Marne bereitet hatte, nicht geringer als einst in den Tagen der Katzbachschlacht. Dazwischen aber lagen Wartenburg und Möckern, die schönsten

Ruhmesblätter der Schleſiſchen Armee und des Korps Yorcks im beſondern. Am 26. September 1813 ſchrieb Gneiſenau an Clauſewitz: „Wir wollen die Szene eröffnen und die Hauptrolle übernehmen, da die andern es nicht wollen. . . . Bei der Großen Armee entwirft man ſtets neue Pläne und kommt nie zur Ausführung; und nach zwei Siegen treibt ſich der Kronprinz van Schweden zwiſchen Ruthe und Elbe herum.“ Die Initiative, die die Schleſiſche Armee mit dem Rechtsabmarſch nach Wartenburg an ſich riß, hat ſie fortan behalten. Die Schwierigkeiten und Gefahren, die das Unternehmen in ſich barg, waren Blücher nicht verborgen, aber in ſeiner Geiſtesfriſche ging er ſofort auf Gneiſenaus Vorſchlag ein. „Die Tat von Wartenburg zeigte alsdann in beſonders ausgeſprochner Weiſe das Zuſammenwirken der drei beſten Männer der Schleſiſchen Armee: der Gedanke gehört Gneiſenau, der Entſchluß Blücher, die Tat aber hauptſächlich Yorck. Man weiß nicht, ob man die Kühnheit des Entſchluſſes oder die Tatkraft bei der Ausführung mehr bewundern ſoll.“

Auf Blücher und Gneiſenau paſſen in gleichem Maße die Worte van Clauſewitz*): „Die Kühnheit iſt vom Troßknecht und Tambour bis zum Feldherrn hinauf die edelſte Tugend, der rechte Stahl, welcher der Waffe ihre Schärfe und ihren Glanz gibt.“ Daß ſie vom rechten Stahl waren, haben ſie auch im Unglück bewährt, wie einſt ſchon auf dem Zuge nach Lübeck und bei Kolberg. Ihre Zuverſicht teilte ſich nach unten mit, und ſo haben ſie das Schwerſte vollbracht, das im Kriege der Führung beſchieden ſein kann: die Truppen nach Niederlagen zu neuen Siegen zu führen. So war es nach den Februartagen van 1814, ſo in der entſcheidenden Stunde von Belle-Alliance.

Der neueſte Blücher-Biograph hat es in ſehr geſchickter Weiſe verſtanden, die Rolle ſeines Helden und alles auf ihn bezügliche in die großen weltgeſchichtlichen Ereigniſſe einzupaſſen. Dieſe ſelbſt werden klar und gut ſkizziert, und es iſt glücklich vermieden, Bekanntes zu wiederholen oder, wozu der Stoff leicht verführen konnte, von dem eigentlichen Gegenſtande abzuſchweifen. Nicht nur der Soldat findet in dem Buche, was ihm frommt, es iſt vielmehr bei der Friſche und Lebendigkeit ſeiner Darſtellung echt volkstümlich. In ſolchem Sinne iſt es ein nicht zu unterſchätzendes Verdienſt des Generalleutnants von Unger, dieſen vaterländiſchen Helden dem heutigen Geſchlecht wieder näher gebracht zu haben. Wie packend wirkt nicht die Schilderung von Blüchers Zuſammentreffen mit Wellington am 16. Juni 1815 an der Windmühle van Brye: „Wohl mochte man ſtreiten, ob Blüchers Hünengeſtalt die achtunggebietende Hoheit ſeines britiſchen Mitfeldherrn erreiche; aber welches Herz wäre nicht durch einen Blick aus dem offnen Antlitz des Deutſchen gewonnen geweſen! Wahl wieſen die gealterten Züge um Augen und Mundwinkel Spuren von liſtiger Verſchlagenheit, von leicht aufflammendem Ingrimm und tiefer Verachtung für das Schlechte auf, aber alles überſtrahlte der Aus-

*) Vom Kriege, III. Buch, 6. Kapitel.

druck herzlicher Freundlichkeit, selbstverständlicher Kühnheit, unwandelbarer Treue; aus den Augen loderte noch das Feuer einer Begeisterung, die ihre Kraft aus dem Himmel holt und sich das Höchste zum Ziel setzt. Unter der Schirmmütze quillt noch das volle weiße Haar; der offne Überrock läßt auf weißer Weste das breite Orangeband des Schwarzen Adlerordens sehen. Die Rechte hält mundgerecht die kurze Tabakspfeife, die bestimmt scheint, die Seelenkräfte des gewaltigen Mannes durch beruhigende Beschäftigung so lange im Gleichgewicht zu halten, bis der Augenblick gekommen ist, wo die Faust den Säbel zu blutiger Arbeit aus der Scheide reißt."

Und doch danken wir Blücher sehr viel mehr als nur diese „blutige Arbeit". Im Schlußwort unsers Buches heißt es: „Es ist merkwürdig, mit welcher zweifellosen Sicherheit sich Blücher berufen fühlte den »Tyrannen« zu stürzen. Er sah nicht wie Goethe die Bürgschaft für Napoleons Unbezwingbarkeit in der Größe seines Geistes, er sah mit Stein in der Verderbtheit seines Tuns die Notwendigkeit seines Untergangs. Von den Ahnen überkommen, steckte ihm tief im Blut das Bewußtsein eines angebornen Rechts auf Freiheit. Fremdes Wesen in Deutschland herrschen zu sehen, empörte ihn leidenschaftlich; der Gedanke, auch Fesseln tragen zu müssen, machte ihn rasend. Ihm war der Befreiungskampf ein heiliger Kampf um die hehrsten Menschenrechte. Er schöpfte in der Religion die Zuversicht auf einen glücklichen Ausgang. . . . Blücher hatte aus dem Zusammenbruch Preußens durch alle Prüfungen und Enttäuschungen hindurch sich den leidenschaftlichen Willen bewahrt, an dem Sturz der Fremdherrschaft mitzuwirken; und ihm war es nicht um Preußen allein, ihm war es um Deutschland zu tun. Er sprach das herrliche Wort, daß durch Preußen dem ganzen deutschen Vaterlande aufgeholfen werden müsse, daß der König und Preußen ihre Existenz und Macht nur gemeinschaftlich mit dem deutschen Vaterlande aufrechterhalten könnten."

Möchte auch dieses schöne, einigende Wort des Helden in unsrer Zeit des Parteihaders und erneut auflebender partikularistischer Strömungen nicht ungehört in deutschen Landen verklingen!

Studien über die Romantik

Im 38. vorjährigen Hefte ist die Art und Weise kritisiert worden, wie Ernest Seillière das Wort Imperialismus gebraucht oder vielmehr mißbraucht. Er hat mir darauf geschrieben, er habe deutlich machen wollen, was jetzt in Frankreich en philosophie unter diesem Worte verstanden werde; worauf zu erwidern ist, daß das Wort in die Politik und in die Geschichte gehört und in der Philosophie überhaupt keinen Sinn haben kann. Seillière beruft sich auf das Journal

des Debats, in deſſen philoſophiſchen Artikeln es ſehr oft vorkomme, pour caractériser l'utilitarisme, couronné et perfectionné par la préparation de la puissance. Wenn man dieſe Phraſe überſetzen darf: auf politiſche Machterweiterung gerichtete nationale Selbſtſucht, ſo kommt ſie dem richtigen Begriff von Imperialismus wenigſtens nahe, zu dem allerdings noch gehört, daß die Machterweiterung nicht in der Einfügung neuer Gebiete in den Staatsverband, ſondern in der Unterjochung mehrerer Nationen durch eine herrſchende Nation beſtehe. In den Betrachtungen Seillières aber iſt von Politik überhaupt keine Rede mehr; er nennt höchſt überflüſſigerweiſe demokratiſchen, individualiſtiſchen, romantiſchen Imperialismus, was wir gewöhnliche Menſchen Demokratie, Individualismus und Romantik nennen und ſo zu nennen fortfahren werden. Herr Seillière ſchreibt, er hoffe, der vierte Band ſeiner „Philoſophie des Imperialismus" werde mir hoffentlich beſſer gefallen als der dritte. Gefallen hat mir ja auch der dritte, denn Seillière ſchreibt immer gefällig, und wenn mir die letzten beiden weniger gefallen als die erſten beiden, die von Gobineau und Nietzſche handelten, ſo liegt das an dem weniger intereſſanten Stoff. Aber das Gefallen an der Darſtellung darf den Rezenſenten nicht abhalten, dagegen zu proteſtieren, wenn mit einer falſchen Terminologie Verwirrung angerichtet und einem konſtruierten Schema zuliebe den Tatſachen Gewalt angetan wird.

Vom vierten Bande iſt voriges Jahr die deutſche Überſetzung von Fr. von Oppeln-Bronikowski bei H. Barsdorf in Berlin unter dem Titel erſchienen: Die romantiſche Krankheit. Fourier — Beyle-Stendhal. Das Buch beſteht im weſentlichen aus zwei Monographien über die beiden genannten Männer; die zweite iſt vorher in der Revue des Deux Mondes veröffentlicht worden. Sie ſollen als Typen die beiden „Imperialismen" — jetzt nennt er ſie Romantismen — illuſtrieren, die er im dritten Bande behandelt hat: den Romantismus der Armen, der ſich auf den „ſozialen Myſtizismus" — ſoll heißen auf die Theorie von — der natürlichen Güte des Menſchen ſtützt, wie ſie Rouſſeau gepredigt hat, und den Romantismus der Reichen. Dieſer ſtütze ſich auf einen (ſoll heißen: beſtehe in einem) äſthetiſchen Myſtizismus (ich finde ſchlechterdings nichts Myſtiſches darin), „auf den Dilettantismus in ſeinen verſchiednen Äußerungen, die geniale Ironie der deutſchen Romantiker, das Dandytum, das l'art pour l'art-Prinzip, den Perſönlichkeitskultus, das Nietzſchiſche Übermenſchentum in ſeiner dionyſiſchen Form." Daß Fourier von dem Glauben an die natürliche Güte der Menſchen ausgeht, iſt richtig; ob er es jedoch verdient hat, noch einmal ausführlich dargeſtellt zu werden, das iſt eine andre Frage. Amüſant iſt ja die Darſtellung; denn Fourier iſt ein kompletter Narr, und ſeine Narrheit hat nicht allein Methode, ſondern auch einen ſolchen Mut der Folgerichtigkeit, daß ſie die tollſte aller Utopien geſchaffen hat, die ebenſogut das Werk eines Dichters wie das eines Weltverbeſſerers ſein könnte. Und eben darum irrt Seillière, wenn er dieſen Narren den „gemeinſamen Vater des

heutigen Anarchismus und Sozialismus" nennt und mit ihm die Sozialdemokratie abgetan zu haben glaubt. Diese ist nur eine der Formen der modernen Arbeiterbewegung, die aus der ökonomischen und sozialen Umwälzung des neunzehnten Jahrhunderts mit Notwendigkeit hervorgegangen ist und nicht anders verlaufen sein würde, wenn Fourier niemals geschrieben, niemals gelebt hätte; aus ihrer Geschichte kann dieser Phantast ausgeschaltet werden, ohne eine Lücke zu lassen. Daß die moderne Arbeiterbewegung hie und da utopische Hoffnungen erzeugt hat, und daß sich die Führer der Erregung solcher Hoffnungen als eines zugkräftigen Agitationsmittels bedient haben, das hat sie mit allen sozialen Bewegungen gemein. Weit mehr Berechtigung hat die Monographie über Henri Beyle, denn dieser ist weniger bekannt; und er ist in neuerer Zeit Mode geworden. „Die Moderne" verehrt in ihm einen Vorläufer Nietzsches, womit diesem eigentlich unrecht geschieht; denn Nietzsche hat seine Welt-, Menschen- und Religionskritik furchtbar ernst genommen, jener französische Literat aber hat nie etwas ernst genommen; man würde ihm sogar noch zu viel Ehre erweisen, wenn man ihn einen kleinen Heine nennte. Aber eine interessante, wenn auch nichts weniger als anziehende Erscheinung bleibt er. Seillière charakterisiert ihn als einen Menschen von ererbter krankhafter Erregbarkeit, getrübter Urteilskraft, unmäßiger Eitelkeit, schwachem Willen, großer Unbeständigkeit, abnormer Phantasie, galliger Bosheit und ungezügeltem „Egotismus". Dieses Wort ist Beyles Schöpfung, und Seillière gebraucht es zur Bezeichnung der ungezügelten Eigenliebe im Unterschiede vom berechtigten Egoismus. Sein Leben war eine beständige Maskerade. „Er gab selbst zu, daß er jedermann etwas vorlog. Niemand wußte genau, mit welchen Menschen er verkehrte, welche Bücher er geschrieben, welche Reisen er gemacht hatte. Seine zahllosen Pseudonymen waren noch seine verzeihlichsten Fälschungen. Auguste Bussière, der ihn persönlich gekannt hatte, schrieb am Tage nach seinem Tode in der Revue des Deux Mondes: „Bald Kavallerieoffizier, bald Eisenhändler, bald eine Frau Marquise, de Stendhal, Lisio Visconti, Salviati, Birbeck, Strombeck, Baron Botmer, Sir William R..., Théodose Bernard, César Alexander Bombet, Lagenevais — so hat er sich selbst sein Leben lang Komödie vorgespielt. Es macht Spaß, zuzusehen, wie er unter seiner Vermummung innerlich lacht und die Lippen zusammenkneift. Dann ergreift ihn plötzlich ein panischer Schrecken vor diesem phantastischen Theater unter seiner Nachtmütze, und er läuft, Stühle und Kulissen umwerfend, davon. Der Augenblick, wo er entdeckt zu werden fürchtet, kehrt für ihn fast täglich wieder, namentlich aber dann, wenn er ein neues Buch veröffentlicht hat [er scheint sich der in seinen Büchern enthaltenen Offenbarungen seines Innern geschämt zu haben]. Dann ist er plötzlich verreist; vergebens sucht man ihn. Er flieht vor seinen der Öffentlichkeit preisgegebnen Gedanken." Während er alle andern Erlebnisse und Nichterlebnisse, die er erzählt, „epische auszuschmücken" pflegte, hat er es nur gerade mit dem größten anders gehalten: dem russischen Feldzuge, den er als Intendanturbeamter mitmachte. Dessen Bedeutung und

die Schrecken des Rückzuges war er herabzumindern beflissen, teils aus Liebe zum Paradoxen, teils um seine Kaltblütigkeit glänzen zu lassen, die ihn „diese titanische Episode wie ein Glas Limonade genießen ließ“. Von den Qualen der hungernden und frierenden Soldaten hat er freilich selbst nichts empfunden. „Er reiste im Wagen, war freier Herr seiner Entschließungen, und an Lebensmitteln kann es ihm nicht gefehlt haben, da es ja seine amtliche Obliegenheit war, diese den andern zu verschaffen. Als er seine Energie nachlassen fühlte, schützte er Unwohlsein vor, nahm die Post und fuhr in einem Zuge bis nach Königsberg, wo er sich am Abend seiner Ankunft »die Milde des Titus« anhörte.“

Wie sind die beiden wunderlichen Käuze in eine „Philosophie des Imperialismus“ geraten? Für den zweiten könnte man im Scherz geltend machen, daß er Beamter eines Imperators gewesen ist. Und romantisch kann man sie nur nennen, wenn man alles zur Romantik rechnet, was jenseits der Grenzen spießbürgerlicher Ordnung liegt. Um den Titel seines Buches einigermaßen gerechtfertigt erscheinen zu lassen, hat Seillière den beiden Monographien eine Einleitung vorausgeschickt, die eine Verbindung zwischen ihnen herstellen soll. Die drei Kapitel dieser Einleitung sind überschrieben: Die dreifache Wurzel des romantischen Seelenzustandes, Die fünf Generationen des Romantismus, Die Heilung der romantischen Krankheit. Auf eine kritische Analyse dieser Abhandlung muß ich verzichten, weil sie sich zu einem ganzen Buche auswachsen würde. Ein paar Bemerkungen mögen zu einiger Klärung der darin angerichteten Verwicklung von Tatsachen und Theorien einiges beitragen. Seillière wird von einer sehr achtungswerten Tendenz beseelt. Was er Romantismus nennt, das ist der Inbegriff alles Krankhaften im heutigen Seelen- und Völkerleben: das Überwuchern der Vernunft durch Gefühle, Phantasien und sinnliche Triebe, die Ertötung des Pflichtgefühls durch das Betonen des Rechts auf Genuß, das Streben der gierigen ungebildeten Massen nach der Gewalt im Staate, das Schwelgen der fein organisierten Geister im ästhetischen Genuß ohne Rücksicht auf ihre Pflichten gegen das Gemeinwesen. Er steht diesem „Romantismus“ gegenüber, etwa so wie bei uns die Männer des kategorischen Imperativs einerseits den Sozialdemokraten, andrerseits den um die „Jugend“ und den „Simplicissimus“ oder um das Berliner Theater sich scharenden literarischen Feinschmeckern gegenüberstehn; man mag auch an die vernichtende Kritik denken, die Schiller an Bürger geübt hat, und an die Entrüstung, die in frommen Kreisen Schlegels Lucinde hervorrief. Natürlich sind wir darin mit ihm einverstanden. Besonders da er dabei augenscheinlich einen patriotischen Zweck im Auge hat, den er freilich nicht offen auszusprechen wagt — wir werden ihn sogleich andeuten. Aber wenn er alle diese von ihm bekämpften Krankheitserscheinungen in die Kategorie „Romantik“ zusammenpreßt, so gibt er einen falschen Begriff von dem, was wir in Deutschland unter diesem Worte verstehn. Außerdem verteilt er die geschichtlichen Tatsachen falsch in die beiden Kategorien

Rationalismus (oder Enzyklopädismus) und Romantik und verkennt er die Berechtigung einiger der von ihm verworfnen Bestrebungen. Daß eine Reaktion gegen die vom Kalvinismus und vom Jansenismus verbreitete düstere Vorstellung von der Verderbnis der Menschennatur notwendig gewesen ist, erkennt er an; wenn er aber meint, die katholische Kirche halte mit ihrem Erbsündedogma die richtige Mitte inne, so ist zwar einzuräumen, daß sich einzelne ihrer Lehrer, wie der von Seillière gelobte Franz von Sales, dieser Mäßigung befleißigt haben, zugleich aber daran zu erinnern, daß gerade das Papsttum es gewesen ist, das durch die Dogmatisierung des Hexenaberglaubens mehrmals drei Generationen der europäischen Menschheit recht eigentlich dem Teufel überliefert hat, und daß die „Romantiker" im Bunde mit den Rationalisten die „Christen" aus verrückten Fanatikern wieder zu Menschen gemacht und damit der wirklich vorhandnen natürlichen Güte der Menschennatur zu erneutem Dasein verholfen haben. Und wenn es Seillière als „ästhetischen Mystizismus" verurteilt, daß sich im modernen Deutschland viele Stimmen gegen die Dressur in der Kindererziehung (z. B. gegen die zierlichen Knickse der kleinen Mädchen und die artigen Verbeugungen der kleinen Jungen) wenden und wiederum wie Rousseau und Basedow Rückkehr zur Natur fordern, so erinnert uns das daran, daß Rousseau, mögen seine Charakterfehler und seine Irrtümer so groß sein, wie sie wollen, mit seinem Emil der Jugend und der ganzen Menschheit eine ungeheure Wohltat erwiesen hat. Daß er die kleinen Mädchen von Schnürmieder und Reifrock, die kleinen Jungen vom Zopf, die Kinder beider Geschlechter vom Puder erlöst hat, ist schon an sich etwas Großes, und es ist doch nur das Symbol des Übergangs zu den vernünftigen Erziehungs- und Unterrichtsgrundsätzen und Methoden, die seitdem allmählich zur Herrschaft gelangt sind. Einen ganz falschen Zusammenhang zwischen den geistigen Bewegungen des achtzehnten Jahrhunderts konstruiert Seillière, wenn er von den „Orgien des praktischen Romantismus" spricht, „die dem Revolutionszeitalter den Stempel aufgedrückt" hätten. Nicht praktischer Romantismus, sondern praktischer Rationalismus ist die Terreur gewesen: Wirkung der Einbildung, es lasse sich ein vollkommner Staat, eine vollkommne Gesellschaft im Kopfe konstruieren und — wenn man nur den Mut habe, alle Widerstrebenden zu köpfen — in der Wirklichkeit herstellen. Dieselbe rationalistische Einbildung liegt allem Utopismus zugrunde. Wenn Rousseau für diesen Gang der Dinge verantwortlich gemacht werden soll, so muß man nicht seinen „Romantismus", seinen Glauben an die Güte der Menschennatur, sondern seinen Rationalismus heranziehn, seinen Begriff von Staat und Gesellschaft als Willkürgebilden, die durch einen Kontrakt hergestellt würden; θέσει, durch Satzung, nicht φύσει, sagten die alten Sophisten, im Gegensatz zu den wahren Philosophen, die erkannten, daß Familie und Staat Schöpfungen der Natur oder Gottes seien. Hier wäre auch richtiger, als es Seillière tut, zu zeigen, was die „Mystik des Unbewußten", wie sie sich bei Hartmann findet, mit diesem Gegensatze zu schaffen hat und nicht zu schaffen hat. Dieses

„Unbewußte", worin er die Gesamtheit der biologisch erworbnen gesunden Instinkte sieht, unter die Herrschaft der bewußten Vernunft bringen und von dieser benutzen lassen, darin sieht er das letzte der drei Heilmittel der romantischen Krankheit. Das zweite ist ihm die kirchliche Erziehung, die den Menschen gut zu disziplinieren vermöge (wobei er hervorhebt, daß die Kirche schwärmerische Ausschreitungen im Meinen und im Gefühlsleben, wie die der Nonnen von Port Royal, zu bekämpfen pflege). Als erstes aber nennt er „das enzyklopädische". Dieses sei das vom Staate abgestempelte offizielle. Die enzyklopädische Lehre, mit der offenbar die Lehre der Enzyklopädisten gemeint ist, werde jetzt den Gesetzen und Verordnungen gemäß dazu angewandt, „die Demokratie aufzuklären und den moralischen Fortschritt der künftigen Staatsbürger in den höhern Schulen vorzubereiten. Man hat mit Recht gesagt, Diderots Schatten schwebe über unserm jetzigen französischen Erziehungswesen. Leider aber droht dies Heilmittel, sowie es die Praktiker anwenden, die das Monopol darauf besitzen, die Jugendkrankheit, die es heilen soll, zur dauernden zu machen." Schade, daß er sich nicht deutlicher ausdrückt; seine Klagen darüber, daß auch die Enzyklopädisten, trotz ihrer entschiednen Feindschaft gegen Rousseau, von dessen Geist angekränkelt gewesen seien, deuten immerhin an, was er zu meinen scheint. Ohne Zweifel macht es ihn unglücklich, zu sehen, wie die französischen Volksschullehrer, weit entfernt davon, den Sozialismus energisch zu bekämpfen, selbst in hellen Haufen ins sozialdemokratische Lager überlaufen.

Bei uns in Deutschland hat man niemals einem so uferlosen Begriffe des Wortes Romantik gehuldigt; vielmehr haben es Literarhistoriker wie Otto von Leixner schon bedenklich gefunden, daß eine bekannte Gruppe von Dichtern und Denkern als romantische Schule bezeichnet wird, da es doch sehr verschiedne Richtungen, Strömungen und Bestrebungen seien, die sich in ihren literarischen Schöpfungen offenbaren. Zwei dieser Strömungen, die historische und die naturphilosophische, haben in Wechselwirkung miteinander ein tüchtiges Stück Weltgeschichte gemacht; zu ihren Früchten gehören: die Stärkung der durchaus irrationalen dynastischen und Nationalgefühle und — der kräftige deutsche Katholizismus unsrer Tage, wenn man es drastisch ausdrücken will: das Zentrum. Die rationalistische Aufklärung war notwendig gewesen, den dogmatischen Fanatismus und den Aberglauben in seiner scheußlichsten und verderblichsten Form zu überwinden, und als Vorläuferin des politischen und wirtschaftlichen Liberalismus des neunzehnten Jahrhunderts hat sie die Staatsmänner der absoluten Monarchie befähigt, veraltete Einrichtungen zu beseitigen und die Verwaltung den sich immer rascher wandelnden Bedürfnissen besser anzupassen. Aber der Rationalismus litt an Einseitigkeit. Die Geringschätzung der Herzensbedürfnisse, der Volksarten und Volksgewohnheiten beleidigte die Massen. Und man verstrickte sich in verhängnisvolle Irrtümer. Weil man vieles zu erklären vermochte, glaubte man alles erklären zu können; weil der im Monarchen oder im gebietenden Minister verkörperte vernünftige Wille mächtig waltete, hielt er

sich für allmächtig. Man huldigte der Sophistenansicht, daß alle gesellschaftlichen Einrichtungen und Zustände willkürliche Schöpfungen entweder einmütiger Bürgerschaften oder überlegner Einzelgeister oder Aristokratien seien, und hielt insbesondre die Religionen, aus denen alles Übernatürliche hinweginterpretiert wurde, für klug berechnete Erfindungen selbstsüchtiger Priesterschaften. Auch die Philosophie kam dieser Richtung zu Hilfe: sie war selbst mathematisch gerichtet. Die großen Denker des siebzehnten Jahrhunderts und der ersten Hälfte des achtzehnten waren Mathematiker, Mechaniker, Astronomen. Sie hatten es mit durchsichtigen Gebilden, mit streng berechenbaren Größen zu tun und förderten durch die Schulung, die sie der vornehmen Jugend angedeihen ließen, die Neigung, Staat und Gesellschaft als Maschinen aufzufassen, die sich künstlich konstruieren, von einem Punkte aus bewegen und regulieren ließen. Die Keime einer organischen Auffassung der Welt und der Menschheit, die in Leibnizens Schriften lagen, blieben vorläufig unentwickelt. Es ist klar, daß diese Denkweise, je mehr sie sich durchzusetzen versuchte, an der Natur der Dinge und der Menschen unüberwindliche Hindernisse finden mußte. Die Massen leisteten passiven Widerstand, die Gemüter bäumten sich auf, in der Französischen Revolution führte sich der Rationalismus selbst ad absurdum. Mittlerweile waren Denker und Forscher längst in einer der rationalistischen Richtung entgegengesetzten tätig gewesen. Herder hatte erkannt, daß die Sitten und Einrichtungen der Völker nicht ersonnen und gemacht werden, sondern gleich den Naturdingen werden und wachsen unter geographischen und klimatischen Einflüssen. Und er fand, wenn man sich die Sitten und die Schöpfungen der verschiednen Völker und Zeiten genauer beschaue, so seien sie schön und liebenswert, während der rationalistische Geist alles von seiner verstandesmäßig konstruierten Norm abweichende für häßlich, fratzenhaft, barbarisch erklärte, namentlich im ganzen europäischen Mittelalter, das er nach den noch vorhandnen Resten von Aberglauben beurteilte, nur einen wertlosen Wust fratzenhaften Unsinns sah. In Herders und seiner Geistesverwandten Einsicht lag ein doppelter Gewinn; der historische Sinn war erwacht und erleuchtete die mit wachsendem Eifer tätige historische Forschung; das klassische Altertum erschien nicht mehr als die allein berechtigte Mustergestalt echten Menschendaseins; man überzeugte sich, daß auch im Mittelalter die Menschen in Kunst und Gewerbe, in sozialen Ordnungen und im wissenschaftlichen Denken Achtungswertes geleistet hätten, daß das Mittelalter eine Zeit ganz normaler Entwicklung gewesen sei. Man fand die gotischen Bauten schön, schön auch die alten Dichtungen, die Volkslieder und Volkssagen, ja sogar die Legenden von den „lieben Heiligen“. Der andre Fortschritt bestand in der Wendung von der mechanischen zur organischen Auffassung der Natur und des Menschenlebens. Die Naturforscher wandten sich der Chemie zu, die eine erstaunliche Verwandlungsfähigkeit der Stoffe offenbarte und damit bewies (diesen Beweis vervollständigt die heutige Radiumforschung), daß die Alchimisten der Wahrheit auf der Spur gewesen waren, und zugleich der Erforschung des

organiſchen Lebens, bei der man mit mechaniſtiſchen Erklärungsverſuchen nicht auskommt, wie die vergeblichen Anſtrengungen unſrer heutigen Biologen zeigen. In beiden Gebieten hatte man es mit geheimnisvollen Kräften zu tun, mit der „heiligen Naturkraft innerm Wirken", wie Alexander von Humboldt es einmal nennt. Von der heiligen Naturkraft aber hatte man nicht weit zu Gott, und als der tieriſche Magnetismus entdeckt, die Aufmerkſamkeit auf gewiſſe außergewöhnliche Erſcheinungen des Nervenlebens gelenkt worden war, befand man ſich plötzlich wieder mitten drin im myſtiſchen Dunkel, aus dem der Rationalismus die Menſchheit für immer herausgeführt zu haben glaubte; Kant muß ſich mit einem Geiſterſeher auseinanderſetzen, und einem Nicolai zum Trotz ſpukts in Tegel.

Es bedarf keiner langen Auseinanderſetzung, um klar zu machen, wie dieſe geiſtigen Strömungen dem religiöſen Sinn Nahrung zuführen mußten. Auf die mannigfaltigſte Weiſe geſchah es: durch hiſtoriſche Einſicht, durch eine poetiſche Stimmung, die von der geſchichtlichen, der Mythen- und Sagenforſchung mit Stoffen reichlich befruchtet wurde, durch halb poetiſche, halb philoſophiſche naturwiſſenſchaftliche Analogien. Die proteſtantiſche Frömmigkeit iſt dabei nicht leer ausgegangen, wie der religiöſe Zug in den Freiheitskämpfen von 1813 beweiſt (wobei denn auch des ſtarken hiſtoriſchen Sinns zu gedenken iſt, der in Staatsmännern von der Art eines Juſtus Möſer, eines Freiherrn vom Stein waltete), aber den Hauptvorteil zog doch der Katholizismus, der an der Jahrhundertwende in den Kreiſen des vortrefflichen Miniſters Fürſtenberg und der Fürſtin Gallitzin in Münſter, des Profeſſors, ſpätern Regensburger Biſchofs Sailer, der Münchner, Tübinger, Mainzer, Straßburger Theologen eifrige, geiſt- und gemütvolle Pfleger fand. Das im engern Sinne romantiſche Element vertraten in dieſen Kreiſen Görres und Clemens Brentano, jener den proteſtantiſchen Hiſtorikern und Altertumsforſchern, dieſer den Dichtern die Hand reichend, während Sailer mit den meiſten bedeutenden Menſchen des damaligen Deutſchland in regem Gedankenaustauſch gelebt hat.

Was die Philoſophen von Fach betrifft, die der Romantik zugerechnet zu werden pflegen, ſo war es urſprünglich keineswegs ihre Abſicht, den Kirchenglauben zu fördern. Der eine, Fichte, wurde des Atheismus angeklagt, und der andre, Schelling, bewies, daß der überlieferte Gottesglaube unmoraliſch ſei. (Fr. Wilh. Schelling: Schöpferiſches Handeln. Herausgegeben und eingeleitet von Emil Fuchs, mit Porträt. Jena und Leipzig, Eugen Diederichs, 1907. In demſelben Verlag iſt das literariſche Selbſtbildnis eines dem ſchellingſchen verwandten Geiſtes erſchienen, der freilich auf andern Gebieten tätig geweſen iſt: Wilhelm von Humboldt. Univerſalität. Ausgewählt und eingeleitet von Johannes Schubert, mit Porträt.) Freilich iſt Schelling zuletzt dem poſitiven Glauben ſehr nahe gekommen, wenn er ſich auch nicht, gleich ſeinem Freunde Friedrich Schlegel, entſchließen konnte, in die katholiſche Kirche zurückzukehren. Das Katholiſieren dieſer Geiſter mag ſchuld geweſen ſein, daß die

Romantiker lange Zeit in den Literaturgeschichten schlecht weggekommen sind, und daß man ihre literarischen und tatsächlichen Eheirrungen strenger beurteilt hat als die andrer berühmter Leute. Ein besondres Buch hat Erwin Kircher der Philosophie der Romantik gewidmet, ist aber durch Krankheit und Tod an der Vollendung verhindert worden. Was vorhanden war, haben Margarete Susman und Dr. Heinrich Simon 1906 im Diederichsschen Verlag herausgegeben. Es werden darin Hemsterhuis, Friedrich Schlegel (dieser am ausführlichsten), Novalis (sehr kurz) und Schelling behandelt. Von Kirchers Ergebnissen sollen zwei wenigstens andeutungsweise erwähnt werden: das Verhältnis der Romantiker zum Kritizismus und der Begriff der Romantik in der Poesie. Der Kritizismus hatte den Menschen durch eine unüberschreitbare Kluft von den Dingen getrennt, die „Dinge an sich" für der Erkenntnis unzugänglich erklärt und das Ich ebenso wie Gott zu einer „regulativen Idee", einer bloßen Hilfsvorstellung oder Hypothese verflüchtigt. Der spottende Schiller läßt den Philosophen dozieren:

Vorstellung wenigstens ist! Ein Vorgestelltes ist also;
Ein Vorstellendes auch, macht mit der Vorstellung drei.

Und was der Dichter den Lehrling erwidern läßt:

Damit lock ich, ihr Herrn, noch keinen Hund aus dem Ofen.
Einen erklecklichen Satz will ich, und der auch was setzt,

das eben erwiderten die Romantiker. Sie waren Menschen von einem heißen, starken Lebensdrange. Sie wollten keine logischen Gespenster, sondern wirkliche Wesen, Substanzen sein, sich als solche fühlen, genießen und handelnd betätigen; wollten auch zu den Dingen gelangen, diese erkennen und gestalten. Mit Heißhunger umschlangen sie das Universum, es zu verschlingen; ihre Naturphilosophie, der Eifer, mit dem sie die indische Literatur, Shakespeare, Calderon durch Übersetzungen dem deutschen Geistesleben einverleibten, dieses zur Universalität auszubreiten, die Kulturen aller Völker und Zeiten hineinzuziehn strebten, bekundeten diesen Lebensdrang und Wirklichkeitssinn. Man versteht, daß solchem Sinn zuletzt auch Gott wieder aus einer Hypothese eine Realität werden mußte. Was sodann das Wort romantisch betrifft, so hat Friedrich Schlegel anfangs weiter nichts darunter verstanden als die Poesie in der Form des Romans. Diese Form schätzte er sehr hoch, weil sie ihm als dem modernen Geiste und Leben durchaus angemessen erschien. Das Wesen des modernen Daseins glaubte er als Fortschritt und Entwicklung ins Unbegrenzte, Unendliche zu erkennen (auch die Philosophie Schellings und Hegels ist wesentlich Entwicklungsphilosophie), während die antike Welt als eine in sich abgeschlossene, fertige hinter uns liege. Der Gegensatz von romantisch ist demnach nicht klassisch, sondern antik; beide Ausdrücke bezeichnen geschichtsphilosophische Kategorien. Klassisch dagegen ist eine ästhetische Kategorie und bezeichnet das künstlerisch Vollendete im Gegensatz zum Formlosen oder Mißgestalteten, zum Barbarischen. Nach Klassizität soll

auch der moderne, also der romantische Künstler streben, obwohl sie unter den verwickelten Lebensbedingungen und in der Unfertigkeit einer vorwärts schreitenden Zeit schwieriger zu verwirklichen ist, als sie es in der antiken Welt war. Der Roman aber schien ihm, wie schon bemerkt wurde, die dem modernen Dasein entsprechende Form zu sein, weil dieses Dasein ein beständiges sich Entwickeln und Wachsen ist, das Werk eines innern Bildungstriebes, und weil der Roman das Walten dieses allgemeinen Triebes an einer einzelnen Persönlichkeit zeigt. Darum verehrte er über alles Wilhelm Meister, der erzählt, „wie die Bildung eines strebenden Geistes sich still entfaltet, und wie die werdende Welt aus seinem Innern leise emporsteigt". Wie in den mittelalterlichen Mystikern, so finden auch in den Romantikern viele der Seelen, die heute Gott, die Wahrheit und das Leben suchen, sich selbst wieder. Carl Jentsch

Siena

Eine Reiseerinnerung von Mathilde Fleischer

1

Paul Bourget, der die verschiedensten Gegenden der Alten und der Neuen Welt bereist und beschrieben hat, gibt vor allen Ländern Italien den Vorzug. Besonders liebt er Toskana, und in diesem anmutigen Lande ist es das „rote Siena", das ihn so entzückt, daß er sagt, manchmal habe er den Gedanken gehabt, man möchte doch einst auf sein Grab schreiben: Senese. Sein Herz schlägt höher bei dem Zauberklang des Wortes: Siena. Es steigen ihm dabei Erinnerungen auf an Tage des reinsten Glückes, wo alles sich zu vereinigen schien, seine Seele bis zum höchsten Grade glücklichster Erregung emporzutragen.

Das ist ja nun nicht maßgebend für alle, denn die Glückseligkeit der Menschen besteht je nach Charakter und Erziehung, nach Stand und Lebenslage in den verschiedensten Dingen. Für die pommerschen und ostpreußischen Rittergutsbesitzer ist der Ort der Sehnsucht Berlin mit Theater, Wertheim und Kempinsky. Die meisten von ihnen würden wohl Siena ein ledernes Nest schelten. Auch nicht alle Reisenden, die im Frühling oder im Herbst über die Alpen fahren, würden Bourgets Entzücken begreiflich finden, wenn sie es der Mühe wert erachteten, zwischen Florenz und Rom die Stadt der heiligen Katharina zu besuchen. Denen aber, die Verständnis für sie haben, bietet sie viel: der Maler, der Kunsthistoriker, der Geschichtsforscher, der Dantefreund, alle finden in ihren Mauern ein reiches Feld. Und jeder gewöhnliche Sterbliche kann dort unvergeßliche Stunden des reinsten Genusses verleben, wenn er nur Augen hat, die empfänglich sind für alles Malerische in Natur und mittelalterlicher Architektur und ein Herz, das nicht zu spröde ist, die innigen Gefühle der alten senesischen Meister mitzufühlen, deren liebreizende Madonnen und Heilige auf verblichnem Goldgrunde die Kirchen und Museen zieren.

Es war in den letzten Septembertagen, als ich von Florenz über Empoli nach Siena fuhr. Es kann kaum etwas Köstlicheres geben als eine Fahrt durch

das toskanische Land, zumal abends bei Sonnenuntergang. Wer das einmal erlebt hat, wird nie eine Sehnsucht nach den entzückenden Farbentönen los werden, die ihn damals berauschten, nach dem feurig glühenden Westen, dem weichen Blau des übrigen Himmels, nach dem warmen Violett der sanft geschwungnen Höhen, dem saftigen Grün der Vignen, die nach dem Scheiden der Sonne ganz besonders grün erscheinen, und dem düstern der Pinien und Zypressen. Der malerische Reiz der Landschaft wird dadurch erhöht, daß die Ortschaften fast alle auf Hügeln erbaut sind. Teils sind sie aus etruskischen Ansiedlungen, teils aus mittelalterlichen Burgen entstanden. Ganz besonders gefielen mir immer Montelupo und Capraia, die sich so trotzig am Arno gegenüber liegen. Schon die Namen deuten auf ihre Feindschaft, und in der Tat wurde Montelupo von den Florentinern erbaut, um dem pisanischen Capraia die Spitze zu bieten. Jedenfalls ist es aber dem Wolfe nicht gelungen, die Ziege mit Haut und Haar zu verschlingen, denn sie liegt noch immer ganz behaglich auf ihrer Höhe.

Nach Empoli zieht sich die Bahnlinie durch das Tal der Elsa, wo Castelfiorentino und Poggibonsi thronen, und führt uns schließlich nach unserm Ziel.

Siena erhebt sich auf drei Bergen. Sein Grundriß hat davon die Gestalt eines Kleeblatts, und es ist ganz besonders reizvoll, von einer dieser Höhen über Olivengärten und Vignen hin nach einem der andern Stadtteile hinüberzuschauen. Immer sieht man den berühmten schwarzweiß gestreiften Marmordom mit seinem Campanile, der, ungefähr im Mittelpunkt der Stadt, auf einer der höchsten Erhebungen steht.

Als es noch keine Eisenbahnen gab, hatte jeder den besondern Genuß, zu Fuß oder zu Wagen durch eins der hübschen alten Tore in die Stadt zu gelangen. Sehr malerisch sind die Porta Pispina und die Porta Romana im Süden, beide zinnengekrönt und mit verblichnen Fresken geschmückt. Am stimmungsvollsten wäre es aber, von Norden her zu kommen, denn dort begrüßen den Wandrer an der Porta Camollia die liebreichen Worte: Cor magis tibi Siena pandit! Weit öffnet Siena dir sein Herz!

Ich mußte leider mit der Eisenbahn einfahren, denn ich bin nicht in der Lage, Verwandte oder Bekannte mit Autos zu haben; zu einer Fußreise fehlte mir die Zeit, zu einer Wagenfahrt das Geld, die leidigen quattrini! Aber einmal in der Stadt, schüttelte ich die Erinnerung an meine prosaische Ankunft schnell von mir, und ich lebte nur noch in der Vergangenheit. Ich wurde nicht müde, durch die engen hohen Straßen zu wandern, die sich oft gar merkwürdig winden, oft auch durch steinerne Rundbogen malerisch überbrückt sind. Ihr Schmuck sind die Paläste der alten Adelsgeschlechter, der Tolomei, Piccolomini, Salimbeni, Buonsignori, Saracini und wie sie alle heißen. Ich selbst wohnte in einem Palazzo der Bandini, die, der Not gehorchend, einen Teil ihres alten Familienhauses vermieten müssen.

Welcher überraschende Anblick bot sich mir, als ich aus einer dieser düstern schmalen Schlangenstraßen des dreizehnten und des vierzehnten Jahrhunderts plötzlich auf die weite, helle Piazza del Campo trat! In Form eines Fächers senkt sie sich amphitheatralisch zu dem eigenartigen gotischen Palazzo Pubblico hinab, dessen überaus hoher, schlanker Turm, der Mangia, einen Teil der Stadt beherrscht. Dieser Platz allein weckte mir eine Flut von Gedanken und Erinnerungen! Die Säule mit der kapitolinischen Wölfin rief mir die Sage von Sienas Entstehung ins Gedächtnis zurück, die erzählt, Senus, ein Sohn des Remus, habe die Stadt gegründet und ihr seinen Namen gegeben. Beim Anblick des großen Marmorbrunnens, der Fonte Gaia, die auf dem geräumigen Campo

allerdings recht verschwindet, gedachte ich des größten senesischen Bildhauers Jacopa della Quercia. Das Original ist es freilich nicht mehr; dessen Trümmer sah ich später im Palazza Pubblico. An diesem Gebäude fiel mir aben in der Mtte der Front ein graßes, blaues, rundes Etwas mit goldnen, strahlenumgebnen Zeichen in die Augen. Ich hatte es schan auf religiösen Bildern in den Händen des heiligen Bernardino gesehen, der in Siena graße Verehrung genießt. Er trat im fünfzehnten Jahrhundert in der Stadt als Bußprediger auf, wie etwas später Savanarola in Firenze. Die galdnen Zeichen bedeuten ein Kreuz und die Buchstaben C (Christus), J (Jesus) und S (Salvator), das habe ich irgendwa gelesen; ich selbst hätte es, offen gestanden, nicht herausgefunden. Die kunstreiche Kapelle am Fuße des Mangia ist 1348 zum Danke gestiftet worden, nachdem der Schwarze Tad glücklich weitergezagen war.

Und auch Dante kam mir in den Sinn, als ich dort stand. Er läßt den stolzen Salvani kürzere Zeit im Fegefeuer büßen, weil er einst auf diesem Campa wie ein Bettler gestanden hat, um das Lösegeld für einen Freund aufzubringen, den Karl von Anjau in Fesseln hielt:

Quando vivea più glorioso, disse, (Virgilio)
Liberamente nel Campo di Siena,
Ogni vergogna deposta, s'affisse.
E lì, per trar l'amico suo di pena,
Che sostenea nella prigion di Carlo,
Si condusse a tremar per ogni vena.
— — — — — — — — — — —
Quest' opera gli tolse quei confini! —

Ich sah im Geiste die würdigen Väter der stolzen Republik die kaiserliche Majestät feierlich in den Stadtpalast geleiten, zu deren Begrüßung sie vors Tor gezagen waren. Da Siena an der Straße nach Rom liegt, haben viele römische Kaiser deutscher Natian hier geweilt, var allen die Hohenstaufen, die van den varwiegend ghibellinisch gesinnten Senesen meist gut aufgenammen wurden. Der Glanzpunkt tn Sienas Geschichte, der Sieg über die Flarentiner bei Montaperti im Arbiatale 1260, war ein Sieg der Ghibellinen über die Guelfen. Auch der junge Conradino ist in der Stadt eingezagen.

Die Piazza bei Campo tst van alters her der Schauplatz des Palia, des alljährlichen Pferderennens, bei dem siebzehn junge Leute in historischer Pagentracht die Reiter sind. Die ganze Stadt ist seit uralter Zeit tn siebzehn Contrade eingeteilt, die sich nach ihrem Feldzeichen nennen, und jede hat ihren Pagen, einen Bürgerssahn, der sie beim Palio vertritt. Die eine hat die berühmte Wölfin, die lupa, zum Wappentier; die andern heißen: Montone, Draga, Pantera, Leocorno (Einhorn), Aquila, Giraffa, Civetta, Tarre, Selva, Onda, Tartuca (Schildkröte), Istrice, Oca, Bruca, Nichia und Chiocciola (Schnecke). Ist der graße Tag gekommen, dann werden die Pferde in der Kirche eingesegnet und nach dem Campo geführt, der sich ganz mit Menschen gefüllt hat. Ringsum ist die Rennbahn freigelassen worden. Alle Fenster der ehrwürdigen Palazzi und Häuser sind mit neugierigen, aufgeregten Zuschauern besetzt, die in atemloser Spannung die phantastisch bunten Gestalten verfolgen, die auf den feurigen Tieren um den Platz sausen. Böse Zungen behaupten zwar, man wüßte immer vorher, wer der Sieger sein würde. E chi lo sa?

Während meines Aufenthalts feierte die Cantrada des Bruco (Raupe) ihren Sieg und ihren sieghaften Pagen. Sie bewohnt den Stadtteil an der Porta Ovile, und ich mußte hindurch, als ich an jenem Nachmittag van San Francesco nach

der Fonte Ovile, einem malerischen alten Brunnen vor dem Tore, ging. Ich kam kaum vorwärts in dem lärmenden, geschäftigen Gewühl. Aber es war ein äußerst fesselndes Bild: die steilansteigenden mittelalterlichen Straßen waren wie für den Einzug eines Fürsten geschmückt. Leuchtendrote Decken und bunte Teppiche hingen aus den hohen schmalen Fenstern und bildeten einen eigentümlichen Kontrast zu dem düstern Ton der Gebäude. Die Fahne mit der Raupe flatterte überall, aber auch solche mit der Gans, dem Igel und anderm Getier waren viel vertreten; man nahm das eben nicht so genau. Und gewiß dachten die übrigen Contrade: Helfen wir dir jetzt schmücken, so hilfst du uns ein andres Jahr, wenn die Reihe an uns kommt. Einige spannten Girlanden von natürlichen und künstlichen Blumen über die Straßen. Andre befestigten bunte Glaslämpchen, die ja zu jeder „Notte di Venezia" gehören. All diese dunkeln Gesichter trugen den unbezahlbaren Ausdruck von Stolz und kindlicher Freude, der mich bei den Italienern immer so amüsiert hat. Am Abend speisten sie dann im Freien, und noch spät in der Nacht zogen an „meinem Palazzo" singende Burschen vorbei. Sie sangen stornelli, obwohl sie schon ganz heiser waren. Der Chianti ließ ihnen wohl keine Ruhe. Jeder, der längere Zeit in Toskana war, kennt die Melodie dieser stornelli, dieser Wechselgesänge, die an die Schnadahüpfl erinnern, und wozu immer neue Texte improvisiert werden. Einer pflegt mit der Gitarre zu begleiten, oder was noch origineller ist, dieses Instrument mit der Stimme zu imitieren. Da singt zum Beispiel einer betrübt:

E l'acqua dello mare
Com'è turchina!
La casa dell' amor mio com'è
Lontana!

Da findet der andre Trost für ihn in der glücklichern Zukunft und singt:

La casa dell' amor mio
Com'è lontana!
Ma un giorno mi verrà, sarà
Vicina!

Neben den vielen sentimentalen gibt es auch humoristisch-ironische:

O quanto son vanesi
I Fiorentini!
Cantano gli stornelli alla
Pisana!

Und der zweite steigert noch den Hohn:

In tasca loro non o'hanno
Punto quattrini.
Portan le scarpe rotte e la
Prussiana!

(vanese = eitel, albern — quattrini = Geld — scarpe rotte = zerrissene Stiefel — prussiana = Art Wettermantel)

Die Melodie behauptet sich zum Glück neben allen zeitweiligen Gassenhauern, und ich habe ihren glänzenden Sieg über den länderüberflutenden Mattchiche miterlebt. Eine Sommernacht in Toskana, und mag sie noch so schön sein, ist nicht vollkommen ohne einen solchen Zwiegesang.

Ich sprach vorhin von der Fonte Ovile. Für mich ist dieses kleine gotische Gewölbe mit der einfachen anmutigen Säule weit romantischer gelegen als die berühmte Fontebranda, die außer andern Dichtern auch Dante im Inferno erwähnt. Freilich kann die Fonte Ovile sich nicht rühmen, daß die kleine Caterina Benincasa an ihr Wasser geschöpft habe. Diesen Ruhm muß sie der Fontebranda lassen, und

zwar aus dem einfachen Grunde, daß niemand mit seinem Wasserkruge eine Viertelstunde weit läuft, wenn er einen andern Brunnen nahe beim Hause hat. Diese Extravaganz traue ich nicht einmal der heiligen Caterina zu, wenn sie ja auch vieles anders machte als die übrige Menschheit.

Die Fontebranda liegt am Fuße des Berges, der San Domenico, die Klosterkirche der Heiligen, trägt. Fast alle Kirchen Sienas sind dunkelrötliche Backsteinbauten. Einige zeigen innen die schwarzen und weißen Marmorquerstreifen wie der Dom. San Domenico, San Francesco, San Agostino und Santa Maria dei Servi liegen an der Stadtmauer, hoch, weithin sichtbar, jede auf einem steilen Bergvorsprung. Ich habe sie alle besucht und mich an den Fresken und Altarbildern der alten sienesischen Meister erfreut, die so ganz anders sind als die kräftigen florentinischen. Höchstens die Freude an stilvollem Schmuck haben sie mit Botticelli und Ghirlandajo gemein. Die schwärmerische, beinahe zu süße Innigkeit des Ausdrucks in den lieblichen, etwas schiefgeneigten Gesichtern läßt eher einen Vergleich mit der umbrischen Schule zu, aber die Senesen bewahren doch ihre Eigenart. Es herrscht auf ihren Bildern ein hellblondlockiger Typus vor, während die Umbrier im allgemeinen einem dunkiern Schönheitsideal nachstreben. Man erkennt die Maler von Siena leicht an ihren gedämpften, milden Farben, die schon Duccio auf seinem bekannten Dombilde angewandt hat.

Ich wage nicht zu behaupten, daß ich alle die Meister mit den umständlichen Namen gründlich kennen gelernt habe. Giovanni di Paolo, Sano di Pietro, Taddeo und Domenico di Bartolo, Francesco di Giorgio, Balduccio, das sind so die wichtigsten unter den Alten, die man in der Accademia delle belle Arti bewundern kann. Auch Matteo di Giovanni gehört dazu, der eine merkwürdige Vorliebe für den bethlehemitischen Kindermord gehabt haben muß. Es ist ihm aber nicht so recht gelungen, die Affekte der Wut und des Schmerzes darzustellen. Er hätte ruhig bei seinen sanften Existenzheiligenbildern bleiben sollen. Die heilige Barbara in San Domenico ist eine entzückende Schöpfung. Sehr sympathisch ist mir auch Neroccio, der zugleich Bildhauer gewesen ist. Aber mein Liebling ist doch Simone Martini, den ich schon in Florenz und besonders in Pisa kennen gelernt hatte. Wenn auch sein umfangreichstes Werk in Siena, die große Madonna in trono im Ratssaal des Palazzo Pubblico, leider viel von seinem Glanz eingebüßt hat, so fand ich das Fresko doch noch immer sehr ansprechend und bewunderungswert und trotz aller Regelmäßigkeit lebendiger als Duccios Dombild. Als ich mich nun aber umkehrte, erblickte ich an der gegenüberliegenden Wand ein andres Fresko des Simone, ganz weltlich und sehr originell: durch eine hüglige Landschaft mit Burgen im Hintergrunde reitet stolz und gemächlich ein wohlbeleibter Feldherr, den Kommandostab in der Rechten. Auf dem runden bartlosen Kopf mit dicken Backen und seltsamem Profil sitzt ein ebenso seltsames Barett, und Reiter und Schimmel sind in weißen Stoff mit großen blauen Rauten gehüllt. Der Held hat etwas so Drolliges und dabei doch so Imposantes, daß ich ihn immer wieder betrachten mußte. Es ist der Feldherr Guidoriccio dei Fogliani, dessen Bild zum Dank für seine der Stadt geleisteten Dienste von Simone Martinis Hand der Nachwelt überliefert werden sollte. Vielleicht haben übrigens Paolo Uccello und Andrea del Castagno an dieses Porträt gedacht, als sie ihre Reiterbilder in Santa Maria del Fiore zu Florenz schufen?

Und im Saale nebenan lernte ich noch einen andern Freskomaler kennen: Ambrogio Lorenzetti, der in dem großen Gemälde vom guten und vom schlechten Regiment seiner Vaterstadt eine Lehre geben wollte. Freilich hat er tauben Ohren gepredigt, und die anmutige Pax mit dem Ölkranz im lichten Haar, die so friedlich

auf ihrem Diwan ruht, muß in jenen Zeiten der unaufhörlichen Parteikämpfe und Scharmützel wie eine traurige Ironie erschienen sein.

In San Francesco konnte ich einige Bruchstücke seines Bilderzyklus aus dem Leben der Franziskanermönche studieren. Es ist leider herzlich wenig. Eine redselige alte Frau, die mir in dieser Kirche die Honneurs machte, fand das auch. Sie sprach nur von il mio Ambrogio Lorenzetti, den sie für den größten Maler Italiens hielt, und der unheilbare Schmerz ihres Lebens war der Brand im Jahre 1655, der so viel von den Kunstwerken ihres Lieblings vernichtet hat. Mit Schauern der Ehrfurcht zeigte sie mir nachher die Kapellen der noch lebenden Adelsfamilien, deren „Hühner und Gänse" sie mir auftischte. Zum Schluß führte sie mich an die Grabplatte der armen Pia Tolomei, die der Danteleser aus dem fünften Gesange des Purgatorio kennt. Sie ist unter der Schar der eines gewaltsamen, daher unbußfertigen Todes Gestorbnen, da ihr Gemahl Nello della Pietra sie in einem seiner Schlösser in der Maremma heimlich hatte töten lassen; man weiß nicht genau, ob aus Eifersucht oder um eine andre heiraten zu können. Darum sagt sie zu Dante:

Deh, quando tu sarai tornato al mondo,
E riposato della lunga via,
Ricordati di me che son la Pia;
Siena mi fe, disfecemi Maremma;
Salsi colui, che, inanellata, pria
Disposata, m'avea con la sua gemma.

Der alte Burckhardt

Eine Skizze aus dem Erzgebirge von Otto Eduard Schmidt

Aus dem Warmbach des Bärsgründels und dem Riesengrundbächlein strömt ein wenig oberhalb der Ladenmühle in tiefster Waldeinsamkeit ein etwas größerer Bach, die Biela, zusammen. Über rotgrünes Porphyrgestein, unter überhängenden Moospolstern hindurch, aus denen die rote Heide blüht, murmelt sie munter dahin; einen Augenblick sich besinnend und sammelnd bildet sie an der Grenze zwischen dem Wald- und dem Wiesengelände einen träumerischen, dunkelgrünen Weiher, durcheilt die schmalen Wiesen des untern Hirschsprunger Tales und stürzt sich dann in jäherm Gefälle über die Granitblöcke eines hochstämmigen Buchenwaldes der größern Müglitz entgegen, die sie unterhalb der altersgrauen Feste Bärenstein ereilt. Ungefähr in der Mitte ihres Laufs bespült sie ein wundersames Erdenstück. Eine aus dem Bielatal links zur Falkenhainer Höhe emporkletternde Bergschlucht bildet an ihrem sich verbreiternden untern Ende einen spitzwinkligen, sammetgrünen Wiesengrund, dessen sonnige Heiterkeit durch den ringsum in gewaltigen grauen Stämmen ansteigenden Buchenwald nur wenig gedämpft wird. Gerade der Gegensatz zwischen dem feierlichen Ernst der hohen Baumriesen, die rechts und links das schmale Tal umsäumen, und der sanften Lieblichkeit des grünen Flecks zwischen ihnen macht diesen Erdenwinkel so reizvoll, besonders für den, der zur Frühlingszeit von der Falkenhainer Höhe kommend wie in einem Zaubertrichter unten in der Tiefe einen grünweißen dreieckigen Teppich für Elfen und Sylphen ausgebreitet sieht.

In diesen Winkel entsendet die Bicla einen wasserreichen Graben, der ein Mühlrad zu treiben vermag — und wirklich, fast versteckt unter ragenden Wipfeln und von der rechts vorbeiführenden Straße kaum sichtbar steht dort ein schlichtes Haus: die Angermannmühle, oder wie sie der Volksmund nach dem letzten Besitzer nennt: die Burckhardtsmühle. Es ist aber keine Mühle mehr. Die letzten Trümmer des Rades liegen seitwärts im Grase, die Radstube ist ein luftiges Speisezimmer geworden, und in den Stuben und Kammern haust im Sommer ein vornehmer Großstädter mit seinen Buben und Mädchen, um sich von den Strapazen der Stadt, des Amts und der Gesellschaft zu erholen. Noch vor einem Dutzend von Jahren war es anders hier. Da hörte man noch in der stillen Sommernacht die Tropfen von den Speichen des Mühlrads fallen, da sah man noch auf dem Rasen einen Haufen von Klötzern liegen, und auch durch die klare Winterluft stieg der blaue Rauch des Holzfeuers zu den schneebefiederten Zweigen der alten Buchen empor. Aber ein eigentliches Leben und Treiben, wie es sonst an einer Sägemühle vernommen wird, das starke, schmerzweckende Rauschen der Eisenzähne, die den ächzenden Stamm durchziehn, das Stampfen der Pferde, die die Bretterladung erwarten, mitsamt dem halb grimmigen, halb lustigen Fluch des Fuhrmanns, das dumpfe Rollen der Klötzer, die der Müller für seine Säge heranholt — alles das wurde hier nicht gehört. Mit spöttischem Lächeln wanderte der Waldarbeiter, der zu seiner Arbeitsstätte ging, an dem stillen Anwesen vorüber, auf dem nicht einmal ein Hahn oder eine Henne gackerte, mit scheuem Seitenblick musterte es der Bauersmann, der aus dem benachbarten Falkenhain nach Bärenstein fuhr; nur der städtische Wandrer, der durch die grünen Baumwipfel den unsichern Schein eines Hausgiebels wahrgenommen hatte, bog neugierig die Zweige auseinander und trat wohl auch über den verwachsnen Weg in den grünen Bezirk der Waldwiese hinein, in deren Mitte die stille Mühle lag. Wen der Forschungseifer oder das Verlangen nach Speise und Trank weiter ins Haus trieb, der fand kahle Wände mit schlichtem altväterischem Mobiliar; die hohe Staubkruste erweckte den Anschein des Unbewohnten. Aber in der eigentlichen Mühlstube neben der stillstehenden Säge auf der hölzernen Pritsche, auf der die Mühlburschen ihre Nachtwachen abzuhalten pflegen, saß oder lag ein hochgewachsner Sechziger von rüstigem, kräftigem Körperbau, das starkknochige, ausdrucksvolle Gesicht glatt rasiert, und sonnte sich die mächtigen Glieder. Auf freundlichen Anruf war er — obwohl sein Anwesen keine eigentliche Schenkberechtigung besaß — bereit, ein Glas Bier und einen schlichten Imbiß aufzutragen, und wer den staubigen Rand des Tellers übersah, dem konnte es wohl schmecken in dieser Idylle unter den interessanten Erzählungen des einsamen Wirts. Denn der alte Burckhardt war ein sehr unterrichteter, weitgereister Mann. In den dreißiger Jahren des vorigen Jahrhunderts als Sohn eines Müllers im Gottleubatal geboren, war auch er zu der Zeit, wo man Schuberts Müllerlieder sang, ein flotter Müllerbursch geworden. Abwechselnd hatte ihm das weiße Mehl der Brotfrucht und das gelbe Mehl des Holzstaubes den blonden Schnurrbart gepudert, bald hatte ihn eine der lauschigen Talmühlen des Gebirges, bald einer der großen Mühlbetriebe der Elbgegenden beherbergt — dann hatte ihn eine unbezähmbare Wanderlust gepackt. Sie führte ihn aus der sächsischen Heimat unter die dunkeln Tannen des Schwarzwalds und über die Vogesen hinüber nach Frankreich. Aber nicht immer war er ein Mühlknappe geblieben. Er hatte als solcher auch mit dem „Zeug", das heißt mit Maschinen und Werkzeug hantieren gelernt, und so fand er oft auch in

einer Maschinenfabrik oder bei einem Eisenbahnbau als Zeugarbeiter sein Brot. Den sonnigen Süden der Provence hatte er allmählich durchwandert und sich dabei auch eine gewisse Kenntnis der französischen Sprache erworben. Schließlich war er sogar über den Gebirgswall der Pyrenäen hinüber nach Spanien gestiegen. Er hatte den Ebro gesehn, den süßen Wein von Tarragona gekostet und mit feurigen Andalusierinnen gescherzt. Dabei hatte er schlicht und sparsam gelebt und als geschickter Handwerker ein schönes Stück Geld vor sich gebracht, das er sorgsam hütete und mehrte. Endlich, etwa zwei Jahre vor dem Ausbruch des deutschen Volkskrieges gegen Frankreich war er als gereifter Mann, von der südlichen Sonne gebräunt heimgekehrt in die grünen Wiesentäler des sächsischen Waldlandes, nach denen er auch in der Fremde eine gewisse Sehnsucht trug. Zufällig war gerade die lauschige Angermannmühle verkäuflich; er brachte das kleine Anwesen mit dem in der Fremde ersparten Gelde an sich, er nahm sich — etwa vierzig Jahre alt — eine Frau und begann unter glücklichen Aussichten seinen Hausstand. Bald wurde ihm ein Sohn und im folgenden Jahre ein zweiter geboren. Nun arbeitete er rüstig für Weib und Kind, indem er um Lohn Bretter schnitt, einen kleinen Holzhandel betrieb; seine Frau versorgte einen Viehstand von zwei Kühen und zwei Schweinen. Aber seine Weise war anders als die seiner Nachbarn. Die Hirschsprunger und Falkenhainer waren von jeher ein anspruchsloses, zähes, fleißiges Geschlecht, echte und rechte Arbeitsteufel. Der Waldarbeiter steht hier in der guten Jahreszeit des Morgens um vier Uhr auf und geht um fünf Uhr in den „Busch". Dort arbeitet er bis zur sinkenden Sonne, ohne zur Mittagsrast heimzukehren; ein Krüglein im wilden Holzfeuer gewärmter Kaffee und ein dickleibiges Butterbrot, das er am Feuer verzehrt, genügt ihm als Mittagessen; schwer bepackt mit Sägen und Äxten, eine Kraxel zusammengeraffte Äste auf dem Rücken kehrt er am Abend heim und ißt mit den Seinen die meist fleischlose Mahlzeit, die aus Kartoffeln mit wenig Butter oder aus den beliebten in Fett gebacknen „Quarkkeilchen" besteht. Auch die Bauern, die Kistenmacher und Brettmüller führen so ihr Tagewerk. Nicht ganz so der Burckhardt.

Auch er war nüchtern und einfach wie die Landesart, aber sein langer Aufenthalt unter den behäbigern Rheinländern, in der Provence und in Spanien hatte ihm ein größeres Bedürfnis nach Ruhe und Beschaulichkeit anerzogen als das, was unter dieser emsigen Bevölkerung des sächsischen Erzgebirges gestattet zu sein schien. Er liebte es, wie er es in Spanien als Vorarbeiter in einer großen Lokomotivenbauwerkstätte getan hatte, bis in den Tag hinein zu schlafen, und wenn er dann auch einige Stunden Klötzer rückte und in das Gatter einspannte, so brauchte er doch auch am Nachmittag eine Stunde der Siesta und Beschaulichkeit, um in Erinnerungen an den geliebten Süden zu schwelgen. Da aber auf diese Weise zu wenig Bretter fertig wurden, so suchte er durch Einstellung eines Müllerburschen, der nun die grobe Arbeit machen sollte, vorwärts zu kommen. Er hatte indes für einen solchen bei der Kleinheit des ganzen Betriebs nur den knappsten Lohn und die knappste Kost, und so entlief ihm einer nach dem andern, und die Brettschneiderstellung in der Burckhardtsmühle kam so in Verruf, daß sie niemand mehr haben wollte. Geschäftlicher Mißerfolg kam hinzu, Burckhardts Besitzstand zu schädigen: er erlitt mehrmals im Tauschhandel mit Kühen Einbuße, ebenso trafen ihn kleine Verluste im Holzhandel. Es war Ortssitte, dergleichen durch vermehrte Rührigkeit und gesteigerte Arbeitsleistungen auszugleichen. Aber Burckhardt versteifte sich gegen solche Anforderungen, die die Frau an ihn stellte, immer

trotziger auf sein Herrenrecht und arbeitete von Jahr zu Jahr weniger. Das ursprünglich schuldenfreie Anwesen mußte mit Hypotheken belastet werden, und wenn zwar nicht die Frau Sorge, aber doch der grobe Mangel noch immer an der Schwelle der Burckhardtsmühle vorüberging, so war das einzig und allein das Verdienst der Frau, einer kreuzbraven Schlesierin, die die kleine Feldwirtschaft und das Vieh mit ängstlicher Emsigkeit besorgte. Die Buben wuchsen dabei munter empor, der eine lernte im nahen Städtchen Bärenstein die Bierbrauerei, der andre wurde Tischler, aber auch ihnen war der Wandertrieb des Vaters eigen. Sie gingen nach Amerika, kamen in auskömmliche Stellungen und bestürmten nun in ihren Briefen die Mutter, daß sie die verfallende Wirtschaft des Vaters verlasse und zu ihnen übers Meer hinüber komme. Sie schickten ihr sogar heimlich das Reisegeld. Eine Zeit lang kämpfte die Frau mit dem Reste der Treue, den sie vom Traualtar her dem arbeitsscheuen Gatten bewahrte, gegen die lockende Stimme, die sie zu ihren Kindern rief — aber eines Morgens war sie verschwunden. Nach Monaten erfuhr man, daß sie glücklich drüben angelangt sei. Der Burckhardt war jetzt ein angehender Sechziger, aber noch immer eine stattliche, aufrechte Gestalt von großer Körperkraft. Kein Mensch hat je von ihm erfahren, was die Flucht der Frau für einen Eindruck auf ihn gemacht hat. Niemand besaß sein Vertrauen, denn er verachtete im Grunde dieses Geschlecht von Holzhackern und Kleinbauern, das an der Scholle klebend nie den Fuß über die Grenzen der deutschen Zunge hinausgesetzt hatte, dem als Sonntagsvergnügen der abendliche „Schafkopf“ in der Ladenmühle genügte, und dem es der Gipfel der Herrlichkeit war, einmal mit der neumodischen Kleinbahn oder mit einem Altenberger Heuwagen oder Bretterfuhrwerk die von der Sonne vergoldeten, vom Elbstrom gespiegelten Türme und Kuppeln von Dresden zu sehn. Parbleu, was wußten sie in der Enge ihrer heimatlichen Waldtäler von der ewigen Pracht der Gletscher und Firnen der Schweiz, was wußten sie von den Orangenhainen und Rebgeländen der Provence, vom Schiffsgewimmel zu Marseille, von den im Vollmond gleißenden Palästen von Madrid und Granada und gar von dem sinnenberückenden Taumel des spanischen Stiergefechts! Er, der in der Lokomotivenfabrik der spanischen Hauptstadt Werkführer gewesen war, sollte sich mit diesen Groschenknechten um die Wette schinden und plagen? Nimmermehr, lieber verhungern! Er reckte sich hoch auf bei solchen Gedanken, daß die starken Knochen knackten, trat auf die Schwelle der Haustür, durch die schüchtern und versuchsweise die ersten Grashälmchen ihre Spitzen zeigten, und blinzelte mit verschränkten Armen in den warmen Sonnenschein. Da fuhr der Voglerbauer aus Falkenhain mit den muntern Braunen vor die Tür und begehrte die Pfosten und Bretter, die aus den vor sechs Wochen angefahrnen Buchenstämmen geschnitten werden sollten. Es war all die Zeit her reichlich Wasser zum Brettschneiden gewesen, aber das Gatter hatte still gestanden Tag und Nacht, und unberührt lagen die wuchtigen Klötzer im Grünen. Auf Voglers erregte Frage, was daraus werden solle, zuckte der Burckhardt verächtlich die Achseln und suchte ihn auf weitere sechs Wochen zu vertrösten. Ingrimmig lud der Bauer seine Klötzer auf den Wagen, um sie in die nahe Ladenmühle zu fahren, die Braunen zogen an, und mit einem unzweideutigen Fluche verließ er den grünen Plan. So wandten sich schließlich alle Bauern, die früher dem alten Burckhardt durch Lohnschneiden immerhin noch etwas zu verdienen gegeben hatten, von ihm, und schließlich stellte er seine Tätigkeit in dem einsamen Hause so gänzlich ein, daß die letzten, ihm selbst gehörenden Stämme, aus

denen er noch etwas hätte lösen können, auf dem feuchten Rasengrund verfaulten. Dafür fanden sich sonderbare Nachtgäste in der einsamen Mühle zusammen. Der alte Burckhardt hatte erst einmal aus Mitleid einem mit Mausefallen wandernden Slowaken über Nacht Unterschlupf gewährt, weil er mit ihm etwas vom Süden zu plaudern hoffte, dann einem Rastelbinder, und schließlich fand sich das ganze dort im Gebirge hausierende Völklein der Drahtstricker und Topfeinbinder, der Scherenschleifer und Messerhändler in ihren braunen Filzmänteln, schmierigen Hüten und Filzhosen von zweifelhafter Weiße nächtlicherweise in der billigen Herberge zusammen, und der Alte machte mit süßsauerm Anstande den Herbergsvater, unbekümmert um die mangelhaften Begriffe seiner Gäste von dein und mein, denn wo nichts ist, da hat auch der Teufel sein Recht verloren.

Unterdessen fraßen die Hypotheken und Hypothekenzinsen auch den letzten Rest dessen, was ihm noch von der Mühle gehört hatte. Und als im Frühling 1896 der erste grüne Schimmer über die hellgrauen glatten Äste der Buchen des Ottertellenwegs dahin lief, war der alte Burckhardt mit allem fertig, was er besaß. Der Konkurs nahm seinen Gang: im Herbst wurde die Burckhardtsmühle in der Auktion einem hohen Beamten aus der Residenz zugeschlagen, und der alte Burckhardt siedelte mit den ihm verbliebnen Habseligkeiten, dem Bette und dem Kleiderschrank, der buntgemalten Truhe und seinem Handwerkszeug in eine freistehende Stube des Gemeindehauses von Hirschsprung über.

Man kann nicht sagen, daß diese äußere Veränderung einen großen Eindruck auf ihn gemacht hätte; wenigstens ließ er sich nichts davon merken. Dazu war er viel zu stolz und selbstbewußt, und dann hielt ihn auch eine unbestimmte Hoffnung aufrecht, daß es wieder besser mit ihm werden könne, daß er durch Erbschaft oder eine andre günstige Fügung wieder in die Lage kommen könne, sich ein eignes Anwesen zu erwerben, groß genug, um außer ihm selbst auch den Knecht mit zu ernähren, der die grobe Arbeit tun sollte. Außerdem ist das Hirschsprunger Gemeindehaus kein Haus des Schreckens, sondern ein massives, weiß getünchtes Bauwerk, das so anmutig am Rande des großen Bergwalds liegt, daß es schon einmal ein begeisterter Sommerfrischler für sich kaufen wollte. Die Bewohnerschaft war trotz ihrer geringen Kopfzahl verschieden genug. In der Stube links vom Flur haust der Julius, ein glücklicher Unglücklicher. Ein schwerer Holzwagen hatte dem Achtzehnjährigen das Rückgrat so zerfahren, daß er zwar äußerlich wiederhergestellt wurde, aber die Bewegungsfähigkeit der Beine dauernd verlor. So wurde er in jugendlichem Alter zum Invaliden, aber zugleich auch ein Rentner, der täglich seine Mark zu verzehren hatte. Diese Summe reicht in Hirschsprung nicht nur für das Notdürftige, sondern gestattet auch ein wenig Behagen und Schmuck des Lebens. Und da Julius nicht nur eine peinliche Sauberkeit und Ordnungsliebe hat, sondern auch einen heitern, zufriednen Sinn, der die Verkrüppelung ohne Murren erträgt, so gestaltete er sich sein Stübchen mitsamt dem kleinen Gärtchen vor den Fenstern im Laufe der Zeit zu einem kleinen Paradiese aus, das von jedermann bewundert wird und namentlich zum Sammelpunkt der Hirschsprunger Jugend geworden ist. Hier flechten die Burschen und Mädchen in den langen Winternächten Stroh, wozu der Julius auf der Ziehharmonika spielt, hier tönt fast allabendlich heiterer Gesang, zuweilen wird sogar getanzt, und wenn das junge Volk einen Ausflug unternimmt, so wird der Julius als unentbehrliche Person auf dem besonders konstruierten Fahrrade, das er sich angeschafft hat, mit-

genommen; auf ebner Straße bewegt er es selbst mit den Armen, die Berge hinauf schieben es die Kameraden. Die andre Stube bewohnten Lohsens, ein Waldarbeiterehepaar mit schwieligen Händen und runzligen Gesichtern, von Alter, Arbeit und Schicksal gebeugt, aber von rührendem Fleiße. Die Frau suchte trotz ihrer Kränklichkeit das kleine Hauswesen in Ordnung zu halten, der Mann verdiente mit seinen zitternden Händen noch jeden Tag ein paar Groschen durch Rindenschneiden. Die dritte Stube bezog der alte Burckhardt. Er war vom ersten Tage an bemüht, jede Gemeinschaft mit den Hausgenossen, die er als tief unter ihm stehend ansah, zu meiden, noch weniger ließ er sich durch ihr Vorbild zu irgendwelcher Arbeit verführen. Er lebte demnach von dem wöchentlichen Kostgelde von einer Mark sechzig Pfennigen, das ihm die Gemeinde ausgesetzt hatte, und von gelegentlichen Spenden der Nachbarn und der Sommerfrischler. Doch vermied er es ängstlich zu betteln: jede Gabe, die ihm zuteil wurde, nahm er mit einer gewissen Gleichgiltigkeit, ja mit Würde entgegen und suchte den Geber dadurch zu entschädigen, daß er ihm etwas von seinen Wanderungen erzählte. Namentlich einige gespendete Apfelsinen weckten seine Lust zum Erzählen; sie erinnerten ihn immer an die Zeiten, wo er die goldfarbnen Früchte noch selbst vom Baume brach. Um diese Zeit lernte ich ihn persönlich kennen. Meine Nachbarin wollte das Schindeldach des Stalles erneuern, und zugleich sollte in meinem Waldhäuschen die Bodendiele ausgebessert werden. Der Zimmermann des Dorfes, auch sonst mit Aufträgen überhäuft, war in Verlegenheit um eine Hilfskraft, die ihm Schindeln und Bretter zurichten und festnageln helfen sollte. Da wurde der alte Burckhardt, an dessen Nichtstun die Hirschsprunger schon längst Anstoß genommen hatten, aus dem Gemeindehause herbeigeholt. Mit hochgezognen Achseln, die Hosen in die Stiefel gesteckt, kam er in langgesetzten gravitätischen Schritten daher wie ein Bauersmann, der am Sonntagnachmittag mit prüfenden Blicken den Acker umwandelt, und verschwand mit feierlicher Miene im Hause der Nachbarin. Als er mit dem Zimmermann gefrühstückt hatte, ging er mit einem vornehmen Lächeln und der Versicherung, daß er es nur aus besondrer Gefälligkeit tue, an die Arbeit. Er sollte zunächst die alten Schindeln vom Stallboden heruterholen: er tat es, indem er immer zehn bis fünfzehn Schindeln auf die Achseln lud, die er zuvor, damit sie nicht gedrückt oder beschmutzt würden, durch einen dicken Kornsack geschützt hatte. So trieb er es etwa zwei Stunden bis zu Mittag. Auch das Mittagessen nahm er noch bei der Nachbarin ein, dann aber zog er in großen feierlichen Schritten von der Arbeitsstätte nach Hause und legte sich nieder, indem er erklärte, er habe keine Zeit mehr.

Es wurde noch der und jener Versuch gemacht, den Alten zu irgendwelcher Arbeit zu bringen, da sein kräftiger Körperbau eine solche nicht nur zu leisten, sondern fast zu fordern schien; alles war jedoch vergeblich. Dafür unternahm er weite Ausflüge und Wanderungen, über deren Zweck er tiefes Stillschweigen beobachtete. Wenn die Holzarbeiter im Bergwalde bei der Mittagsrast oder der Kaffeepause am Feuer saßen, stand der Alte oft plötzlich, wie aus der Erde hervorgewachsen, unter ihnen. Sie waren mitleidig genug, ihm Speise und Trank zu spenden, und er nahm es ohne weitere Umstände an, als ob er ein Recht darauf hätte. Und wenn dann unter dem Brausen des Novembersturmes die eintönige Axt die dunkelgrünen Baumriesen erzittern machte, und die Säge durch das harzige Fleisch der Stämme kreischte, dann erzählte der alte Burckhardt von der milden Wärme des Landes, aus dem das Provenceröl kommt, und von der Gluthitze der Straßen von Madrid. Sah man ihn dann

heimkommen, wie er im alten weiten grünen Tuchmantel, den hohen Bergstock in der Hand, vom Abendwinde zerzaust die steile Straße niederstieg und ohne sich um die Begegnenden zu kümmern leise Melodien vor sich hinraunte, so glich er wohl dem Wandrer der altgermanischen Götterwelt, dem im Sturm einherschreitenden Wuotan. Er hatte mit ihm noch etwas andres gemein: die Einäugigkeit. Der Alte sammelte zwar aus dem nahen Walde dürre Äste für den Winter, war aber zu bequem, auch Reisig aufzulesen oder Späne zu schneiden; er pflegte das Feuer im Ofen mit Petroleum zu entzünden, und dabei war es vorgekommen, daß die aus dem Ofen zurückschlagende Flamme ihm das linke Auge verbrannt hatte. Oft litt er bittern Mangel, wenn das geringe Wochengeld verzehrt war; dann riet ihm wohl einer der Nachbarn, sein noch immer wertvolles Handwerkszeug, da er es doch einmal nicht verwende, zu verkaufen; aber da lächelte der Alte überlegen und versicherte, er werde die Äxte, die Meißel und Sägen wohl brauchen, wenn er ein neues, größeres Besitztum erworben habe. Auch bei seinen Wanderungen fragte er überall herum, wo etwa eine Schneidemühle oder etwas ähnliches zu verkaufen sei. Dabei wurde er in der Besorgung seiner kleinen Hauswirtschaft immer nachlässiger. Er benutzte weder die Betten, die ihm der Konkursverwalter gelassen hatte, noch die neue Bettstelle, die ihm die Gemeinde geschenkt hatte, sondern schlief eigensinnig, als ob er noch den Dienst des Brettmüllers versehe, auf einer hölzernen Pritsche unter einer alten zerlöcherten Decke. An seinem Körper war er sauber, aber nie wurde das Zimmer gefegt oder ein Fenster geputzt; und so überzog den ganzen kleinen Haushalt allmählich eine Kruste von Verkommenheit, die den an einen stattlichen Seifenverbrauch gewöhnten Hirschsprungern ein Greuel war. Es war dieser überaus saubern Bevölkerung wie ein die ganze Gemeinde verunzierender Schandfleck, daß so etwas in ihrer Gemarkung vorkomme. Es ergingen von den Nachbarn und dem Gemeindevorstande die dringendsten Mahnungen an den alten Burckhardt, aber er setzte ihnen einen unerschütterlichen Trotz entgegen. Endlich beschloß der Gemeinderat, die Hirschsprunger Männer aufzubieten — die Frauen erklärten es für unter ihrer Würde, an ein so vernachlässigtes Hauswesen die bessernde Hand anzulegen —, um den Schandfleck auszutilgen. Eines schönen Augustmorgens rückten sie mit Besen und Bürsten, mit Seife, Soda und Scheuerhadern bewaffnet an und räucherten den Dachs aus seiner Höhle. Als er sah, worauf es abgesehn war, trollte er sich mit seinem Wanderstabe in den Wald und ließ sie gewähren. Am Abend schlief er in der frisch gescheuerten, mit reinlicher Wäsche versehenen Stube, während der Mond verwundert durch die blanken Scheiben guckte, mit nicht größerm Behagen als zuvor im Schmutze.

Aber durch die Opferwilligkeit der Leute war seine Begehrlichkeit geweckt worden. Nicht viel später richtete er an den Gemeindevorstand das Ersuchen, ihm ein Paar neue hohe Stiefel machen zu lassen, da die alten nicht mehr brauchbar seien, und er sich von seinem kargen Wochengelde keine ersparen könne. Man beschloß, ihm ein Paar gute rindslederne Schaftstiefel von gewöhnlicher Höhe machen zu lassen; hohe Stiefel, wie sie die Brettmüller und Waldarbeiter trügen, brauche er nicht, da er nicht arbeite. Aber der Alte blieb hartnäckig auf seinem Verlangen und verhieß der Gemeinde, wenn er wieder bei Geld sei, alles wieder zu erstatten. Es entbrannte ein erbitterter Kampf im Gemeinderate, aber der alte Burckhardt siegte, und nach acht Tagen schauten unter seinem grünen Tuchmantel die neuen hohen Wasserstiefel triumphierend hervor.

Noch war der Neid manches fleißigen Familienvaters darüber nicht zur Ruhe gekommen, da durchlief das Dorf die Kunde: der alte Burckhardt hat geerbt. Es war wirklich so. Eine Schwester von ihm war in Berlin gestorben und hatte ihm die für seine Verhältnisse stattliche Summe von 539 Mark hinterlassen. Mit Stolz und Genugtuung hörte er die Kunde, er hatte es ja immer gesagt, daß er wieder in die Höhe kommen werde, und große Pläne von Reisen und Ankäufen wurden in seiner Seele erwogen. Aber der Gemeinderat dämpfte gar bald die stolze Freude des Alten, indem er ihm mit Hilfe des Amtsgerichts die freie Verfügung über das Geld entzog; nur der Betrag seines Wochengeldes wurde auf zwei Mark erhöht. In dieser Zeit stieg der Alte öfters aus seinem Waldtal nach Altenberg hinauf, um sich bei einigen ihm von früher her bekannten Bürgern Rats zu erholen, wie er in den vollen Besitz seines Geldes gelangen könne. So auch an einem kalten Februartage des Jahres 1905. Als am andern Morgen die Hirschsprunger Kinder bei tiefem Neuschnee zur Schule gingen, sahen sie etwas abseits vom Wege einen grünen Mantel aus einem Schneehaufen hervorgucken. Erschreckt flüchteten sie, anstatt zu helfen. Erst der Briefträger entdeckte, daß dort der alte Burckhardt halb erstarrt an einem Steinhaufen lag. Beim nächtlichen Niederstieg von Altenberg hatte ihn eine Schwäche angewandelt. Mit Hilfe des Straßenwärters trug ihn der Briefbote in die nahe Rauschermühle; dort erholte sich der Alte auffallend rasch am großen Kachelofen, trank mit der Familie des Müllers Kaffee und tat danach in der Hölle hinterm Ofen einen tiefen Schlaf. Am Nachmittag konnte er, wenn auch noch etwas schwach auf den Füßen, in seine Behausung gehn. Als ihn der Gemeindevorstand teilnehmend besuchte, äußerte er selbstbewußt: „Das mag mir emal eener von eich nachmachen, su ene kalte Nacht in Freien zuzubringen.“ Aber der Wurm des Todes saß doch in ihm. Nach wenigen Tagen fing er infolge der Erkältung an zu fiebern; des Brettmüllers Frau aus der Ladenmühle pflegte ihn ab und zu und heizte ihm das Zimmer. So ging es etwa drei Wochen. Als sie eines Morgens wieder ins Zimmer trat, lag er mit friedlichem Antlitz tot auf seinem Lager. Am dritten Tage wurde er aufgebahrt, und der Gemeindevorstand selbst half der Leichenfrau beim Waschen des starken Körpers. Und obwohl er im Gemeindehaus gestorben war, ging doch fast die ganze männliche Bewohnerschaft des Dorfes mit zu Grabe. Der alte Burckhardt war auch der erste, der auf dem neuen Leichenwagen der Stadt Altenberg zum Friedhof gefahren wurde. Sein Begräbnis war schlicht und würdig.

Vier Wochen später fand die Auktion seiner Sachen statt: das noch brauchbare Werkzeug und das Hausgerät ergab etwa neunzig Mark. Dieses Geld im Verein mit dem Reste seiner Erbschaft deckte nicht nur alle Kosten, die die Gemeinde gehabt hatte, sondern lieferte auch noch einen Überschuß von etwa zweihundert Mark, den die Gemeinde erbte. So hatte der Alte doch recht behalten, wenn er sagte, daß er in guten Verhältnissen sterben werde. Als die Versteigerung vorüber war, lag noch seine alte Hausbibel auf dem Tische. Es war eine Wittenberger Bibel großen Formats von 1768 in etwas wurmstichigem schwarzem Lederbande mit messingnen Schließen. Niemand hatte auf das ehrwürdige Buch geboten, es war wohl eine gewisse Scheu vorhanden; auch dem Wirt, der sonst viel in der Bibel liest, war diese unheimlich. Er ließ sie liegen und schenkte sie später mir. Ob wohl der alte Burckhardt viel in seiner Bibel gelesen hatte? Ich glaube es kaum, wenn er auch in der bekannten Stelle der Bergpredigt: „Sehet die Vögel unter dem Himmel an: sie säen nicht, sie ernten nicht, sie sammeln nicht in die Scheuern, und euer himmlischer Vater nähret

sie doch" eine gewisse Rechtfertigung seiner Art hätte finden können. Er hielt seine Bibel wohl mehr äußerlich in Ehren, weil die auf dem innern Einbande mit groben Händen gekritzelten alten Besitzvermerke ihm seine gut bäuerliche Abkunft — er stammte aus der Haselberger Mühle bei Gottleuba — verbürgten. Und Stolz und Selbstbewußtsein waren nun einmal die Grundlagen seines Wesens und Lebens, das er, je älter er wurde, um so mehr zu einem Protest gegen die erzgebirgische Rastlosigkeit und gegen die moderne, ihm verächtlich und sündlich erscheinende Betriebsamkeit ausgestaltete. Der romanische Süden hatte ihm eine große Bedürfnislosigkeit, aber auch einen starken Trieb zur Beschaulichkeit und Erinnerungsseligkeit verliehen. So war er mitten in der Unrast unsrer Zeit ein Untätiger geworden, von dem noch lange nach seinem Tode gesprochen werden wird, weil er anders war als alle die andern. Und schon beginnt sich sein Bild in den Köpfen der Waldleute, die einst seine Widersacher waren, zu verklären und in gewissem Sinne Schule zu machen. Im wilden Rosenstrauch aber, der über seinem Grabe wächst, pfeift nicht nur die Amsel des heimischen Bergwaldes, nein, hier rastet auch der Zugvogel aus dem fernen Süden und grüßt den stillgewordnen Wandrer da drunten, der den Manzanares nicht vergessen konnte.

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Reichsspiegel Berlin, 7. Juni 1908

(Die Ergebnisse der Wahlmännerwahlen in Preußen. Zur auswärtigen Lage.)

Die Urwahlen zum preußischen Abgeordnetenhause sind vorüber. Ihr Ergebnis entscheidet zwar noch nicht mit völliger Sicherheit über die Abstimmungen bei den am 16. folgenden Abgeordnetenwahlen, aber da sich nun einmal der Brauch eingebürgert hat, daß die Wahlmänner bei ihrer Aufstellung den Urwählern gegenüber, soweit irgend möglich, die ausdrückliche Verpflichtung übernehmen, für die im voraus bestimmten Kandidaten zu stimmen, so läßt sich die künftige Zusammensetzung des Abgeordnetenhauses schon jetzt ziemlich genau übersehen.

Das am meisten besprochene Ergebnis der Wahlen ist die Tatsache, daß mindestens sieben Sozialdemokraten ihren Einzug in den preußischen Landtag halten werden, in dieselbe Körperschaft, die bisher keinen einzigen Vertreter der Sozialdemokratie in ihren Reihen zählte, und die deshalb von den Anhängern dieser Partei immer als das Zerrbild einer Volksvertretung bezeichnet wurde. Jetzt stimmen die „Genossen" ein Triumphlied nach dem andern an, daß es ihnen gelungen ist, die erste Bresche in die feste Mauer zu legen, mit der das preußische Parlament bisher gegen das Eindringen der Sozialdemokratie gesichert schien. Diese Siegesfreude ist verständlich; keine Partei würde es im gleichen Falle anders machen. Wichtiger ist die Frage, ob die bürgerlichen Parteien Ursache haben, über diesen Erfolg der Sozialdemokratie besonders niedergeschlagen und schmerzlich überrascht zu sein, oder ob es ein leicht vorauszusehendes Ereignis war, mit dem man sich doch über kurz oder lang abfinden mußte.

Die Wirkung, die von diesem ersten Einzug der Sozialdemokraten in die ihnen bisher verschlossenen Räume der preußischen Volksvertretung ausgeht, wird ja zweifellos darin bestehn, daß die Meinung von einem neuen Aufschwung der bei

den letzten Reichstagswahlen gründlich niedergeworfnen Partei Boden findet. Die bürgerlichen Parteien werden auf der Hut sein und energisch arbeiten müssen, um bei der nächsten Gelegenheit den Beweis zu liefern, daß die Umstände, deren Fügung für die Sozialdemokratie diesesmal den Schein eines großen Erfolges herbeiführte, keine Bürgschaft für weitere Fortschritte bieten. Irgendeinen Einfluß auf die Abstimmungen des Abgeordnetenhauses wird das kleine Häuflein der sieben Genossen natürlich nicht haben; sie müssen sich einstweilen mit dem moralischen Eindruck ihrer Wahl begnügen. Aber man wird in der Arbeit des Hauses und im Ton der Debatten sehr bald ihren Einfluß spüren. Die Beratungen werden länger und unbedeutender werden. Denn je weniger die sozialdemokratischen Mitglieder des neuen Abgeordnetenhauses auf die Abstimmung einwirken können, desto mehr werden sie das Bedürfnis haben, sich durch Reden bemerkbar zu machen. Die zum Fenster hinaus gehaltnen Dauerreden, die bis jetzt eigentlich nur im Reichstage heimisch waren, werden jetzt auch im Abgeordnetenhause gehört werden, und das wird natürlich der Erledigung der gesetzgeberischen Arbeiten nicht zum Vorteil dienen. Aber es hat auch wieder sein Gutes, daß eine Partei, die im Lande doch nun einmal vorhanden ist, nicht länger von den parlamentarischen Beratungen ganz ausgeschlossen erscheint. Das wird wohl allgemein erkannt, und deshalb hat man sich in bürgerlichen Kreisen mit der vollendeten Tatsache sehr schnell abgefunden. Bisher hatten die Sozialdemokraten bei ihrer Agitation gegen das Wahlrecht das sehr wirkungsvolle Argument für sich, daß das „elendeste aller Wahlsysteme“ — dieses einmal hingeworfne Wort Bismarcks wurde bekanntlich aus dem Zusammenhange gerissen und zu Tode gehetzt — die Ursache sei, weshalb eine der stärksten Parteien im Lande keine Vertretung im Landtage habe. Das Argument hat sich als falsch erwiesen; auch das Dreiklassenwahlrecht ist kein Hindernis für die Wahl von Sozialdemokraten.

Wenn die roten Genossen bei den frühern Wahlen nicht in den Landtag kommen konnten, jetzt aber dieses Ziel erreicht haben, so hängt das zunächst mit der Neueinteilung verschiedner Wahlkreise zusammen, die diesmal zuerst praktisch erprobt worden ist. Die Hauptstadt Berlin ist in zwölf Wahlkreise geteilt worden, die je einen Abgeordneten zu wählen haben. Die Verkleinerung der Wahlkreise hat die natürliche Folge, daß der proletarische Bruchteil der Bevölkerung in verschiednen dieser Kreise stärker zur Geltung kommt. Von den sieben Sozialdemokraten, deren Wahl zu erwarten ist, sind sechs in Berlin aufgestellt. Aus dieser Erfahrung wird wohl bei den Oppositionsparteien das verstärkte Bestreben hervorgehn, eine radikale Neueinteilung der Wahlkreise durchzusetzen, wobei die Zahl der Abgeordneten noch mehr der Bevölkerungsziffer angepaßt wird. Das würde darauf hinauslaufen, daß die Vertretung der großen Städte die der ländlichen Bezirke im Abgeordnetenhause vollständig erdrücken würde, ein Verhältnis, das den Aufgaben des preußischen Landtags wenig entspräche.

Man hat es immer als besonders widersinnig bezeichnet, daß die Dreiteilung in Wählerklassen innerhalb der einzelnen Wahlbezirke erfolgt. Vor fünf Jahren wurde es als ein besondres Kuriosum in den Zeitungen behandelt, daß der Reichskanzler in der dritten Klasse gewählt hatte, weil seine Dienstwohnung in einem Bezirke lag, in dem einige besonders hohe Steuerbeträge gezahlt wurden. Man kann ja nun die theoretische Berechtigung dieser Kritik an der Dreiklasseneinteilung vollkommen zugestehn — obwohl seinerzeit ein so bedeutender liberaler Rechtslehrer wie Rudolf von Gneist andrer Meinung war und dies eingehend begründet hat —, aber die Gegner des Wahlrechts sollten auch ihrerseits zugeben, daß in der gesonderten Bestimmung der Wählerklassen in den einzelnen Urwahlbezirken ein sehr

bemerkenswertes Korrektiv gegen den plutokratischen Charakter des Wahlrechts liegt, daß also gerade das gemildert wird, was diesem Wahlsystem als Hauptfehler vorgeworfen zu werden pflegt. Das Übergewicht, das angeblich durch das preußische Wahlrecht den Besitzenden allgemein gegeben werden soll, wird in Wahrheit nur innerhalb sehr eng gezogner Grenzen zur Geltung gebracht. Wenn auch in jedem dieser kleinen Bezirke der Besitz ein relatives Mehrgewicht verschafft, so kommt es doch tatsächlich darauf hinaus, daß — um uns kurz auszudrücken — arme Bezirke auch arme Wahlmänner stellen. Natürlich kommt dadurch, daß die Körperschaft der Wahlmänner, die schließlich die wirkliche Abgeordnetenwahl vollziehen, in ihrer Zusammensetzung wesentlich durch den Vermögensstand der Wählerverbände in den einzelnen Bezirken bestimmt wird, ein plutokratisches Element in das ganze Wahlsystem. Aber die Behauptung, daß dieses Wahlsystem den minder vermögenden „entrechte", ist eine agitatorische Redensart, die durch die letzten Wahlen entschieden widerlegt worden ist. Man muß nur bedenken, wie lange sich die Sozialdemokratie aus doktrinärem Trotz gegen das von ihr theoretisch verworfne preußische Wahlrecht freiwillig „entrechtet" hat, indem sie den Beschluß der Nichtbeteiligung an den Landtagswahlen bis zu den Wahlen des Jahres 1903 aufrecht erhalten hat.

Und dann gehört weiter auch zur richtigen Handhabung des preußischen Wahlrechts, daß sich nicht Leute freiwillig zu „Proletariern" machen, die es nicht sind. Die preußische Gesetzgebung hat bekanntlich neuerdings die Mittel zu einer schärfern Kontrolle der Einkommensverhältnisse der Lohnarbeiter gefunden, indem die Steuerbehörde von den Arbeitgebern Lohnlisten einfordert. Das ist schon im Interesse der Gerechtigkeit gegenüber den Beamten notwendig, denen der Staat, wie man scherzhaft zu sagen pflegt, bis in den Magen sehen kann, und deren Einkünfte auf Heller und Pfennig nachzurechnen sind. Da hat sich nun herausgestellt, daß viele vermeintliche „Besitzlose" ein recht hübsches Einkommen zu verzeichnen haben, und so ist denn eine beträchtliche Anzahl von „Proletariern" bei diesen letzten Wahlen in die zweite Wählerklasse eingerückt. Der daraus entstehende Nachteil einer größern Zahl sozialdemokratischer Wahlmänner, wodurch eben in Berlin die Wahl von sechs sozialdemokratischen Abgeordneten gesichert erscheint, muß dabei freilich als unvermeidlich nach Recht und Billigkeit in den Kauf genommen werden.

Wie erwartet werden konnte, haben die Sozialdemokraten auch daraus Nutzen gezogen, daß die Liberalen durch den mißglückten, nach der ganzen politischen Lage höchst unbesonnenen Versuch, die Wahlrechtsreform zur Wahlparole zu machen, ihnen in die Hände arbeiteten. Die vernünftigen, politisch veranlagten Liberalen sahen sich durch das Wahlreformgeschrei an allen Ecken und Enden behindert, ihren eignen Wählern gegenüber diskreditiert, und die Sozialdemokraten, unterstützt von den Sozialliberalen, hatten leichtes Spiel, sie nun als Feinde der Volksfreiheit, als rückgratlose Verräter hinzustellen. Die Sozialliberalen haben wenigstens dabei ihren redlich verdienten Lohn eingeheimst: ihr Fiasko konnte nicht vollständiger sein, und nicht einmal zu einem Achtungserfolg haben sie es gebracht.

Das Bild der letzten Wahlen in Preußen und die Betrachtung der Ursachen der sozialdemokratischen Erfolge würde jedoch nicht vollständig sein, wenn wir nicht auch des beispiellosen Terrorismus gedächten, mit dem diese Partei gearbeitet hat. Die kleinen Geschäftsleute, Handwerker, Gastwirte usw. wurden mit so brutalen Boykottandrohungen verfolgt, daß sich eine auffallend große Zahl von ihnen, soweit sie sich nicht dem Terrorismus fügten, der Wahlpflicht direkt entzog. Viele wagten es nicht einmal, einfach der Wahlhandlung fernzubleiben; sie fingierten Reisen, Krankheit oder dergleichen oder gingen auch wirklich weg. Noch niemals ist der sozialdemokratische Terrorismus, der sich bisher in den Kreisen der Arbeiter hielt,

ja brutal auch nach außen hin aufgetreten. Die offne Einschüchterung von Kreisen, die bisher diesen Einflüssen gar nicht oder nur wenig unterworfen waren, die direkte Bedrohung der politischen Meinungsfreiheit ist in solchem Umfange zum erstenmale versucht worden.

Die andre bedeutungsvolle Erscheinung in diesem Wahlkampf, das Bündnis zwischen Zentrum und Polen, hat den Beteiligten nicht die Befriedigung gebracht, auf die sie gerechnet hatten. Die deutschen Katholiken im Osten sind, soweit sich die Lage bis jetzt übersehen läßt, der Aufforderung der Zentrumspartei, die Verbindung mit ihren deutschen Landsleuten zu lösen und zu den Polen überzugehn, im allgemeinen nicht gefolgt. Sie haben sich offenbar nicht überzeugen können, daß ihr Glaube in Gefahr ist, aber sie kennen die Polen und die Ziele ihrer Bestrebungen gut genug, um die Schmach zu empfinden, die ihnen von der Zentrumspartei zugemutet wird. Den Polen ist durch die Einigkeit der Deutschen der Wahlkreis Gnesen-Witkowo entrissen worden. Dieser Wahlkreis umfaßt die Bezirke, in denen das Ansiedlungswerk in der Provinz Posen bisher am weitesten vorgeschritten ist. Der erfreuliche Wahlerfolg dient also auch zugleich zur Beleuchtung der oft aufgestellten Behauptung, daß die Ansiedlungspolitik keine Erfolge aufzuweisen habe, sondern nur den Widerstand der Polen zu größern Leistungen anspome.

In der auswärtigen Politik dienen die Beziehungen zwischen England, Rußland und Frankreich und die Stellung dieser drei Mächte zu Deutschland fortgesetzt als Grundlage lebhafter Erörterungen in der Presse. König Eduard hat seine Reise nach Reval angetreten, nicht ohne vorher eine scharfe Kritik dieses Unternehmens in einer lebhaften Debatte des Unterhauses erfahren zu haben. Der Ansturm dieser parlamentarischen Kritiker, deren Kern die Arbeiterpartei bildete, wurde, wie zu erwarten war, abgeschlagen. Man pflegt sich in England bei Fragen der auswärtigen Politik nicht auf Unmögliches zu verbeißen und sich nicht in unhaltbaren Pasitionen festzulegen. Sir Edward Grey hatte bei dieser Erörterung die volle Überlegenheit auf seiner Seite und benutzte die Anregung dieser Frage hauptsächlich, um die Befürchtungen oder Haffnungen zu widerlegen, die durch die Vorstellung eines neuen europäischen Dreibunds erregt worden waren. Wir brauchen auf diesen Punkt nicht noch einmal zurückzukommen, denn an den bestehenden Auffassungen werden die Ausführungen des englischen Staatsmanns nicht viel ändern. Unser eigner Standpunkt ist den Lesern bekannt. Wir gehören nicht zu denen, in deren politischer Vorstellung König Eduard ungefähr dieselbe Rolle spielt, wie für die Franzosen lange Zeit die trouée de Belfort. Wir starren nicht wie hypnotisiert auf diese eine Stelle und wissen bei aller Hochachtung vor der staatsmännischen Bedeutung des britischen Herrschers, welche Grenzen ihm gesteckt sind. Nicht seine persönlichen Wünsche, sondern die vielfach verschlungnen Interessen der Völker bestimmen den Gang der Politik. Es ist wahr, daß die Richtung dieser Interessen nicht überall und immer so klar zutage liegt, daß es einer überlegnen staatsmännischen Intelligenz nicht gelingen könnte, sie vorübergehend und in bestimmter Ausdehnung in ihrem Sinne zu leiten. Aber es ist unschwer einzusehn, daß eine solche Möglichkeit um so eher vorliegt, je mehr auf der Gegenseite der Vorstellung Raum gegeben wird, daß die Interessen der Völker wirklich die Richtung nehmen, wie es jener Staatsmann gern glauben machen möchte. Es gibt immer Gegenströmungen, die zu unserm Vorteil laufen; unsre Staatsmäner müssen sie natürlich in jedem Falle kennen und sehn, aber man erschwert ihnen die Arbeit, wenn die öffentliche Meinung gewissermaßen angeleitet wird, die Dinge immer nur so zu sehen, wie sie die Gegner unsrer Interessen gern gesehen haben möchten. Das ist durchaus kein sarglofer Optimismus. Wir wissen sehr genau, daß die durch die persönliche Tätigkeit

und die persönlichen Beziehungen des Königs jetzt so stark unterstützte Politik der englischen Regierung — so muß man korrekt nennen, was gewöhnlich die Politik des Königs Eduard heißt — schwerlich in dem Maße erfolgreich gewesen wäre, wenn sie nicht durch den Eindruck, als sei es vor allem auf Deutschland abgesehen, in den deutschfeindlichen Kreisen verschiedner Länder gewisse Hoffnungen geweckt hätte. Wir bestreiten nur, daß diese „Einkreisung", die jedenfalls nicht der leitende Gedanke der englischen Politik ist, sondern nur ein nebenbei abfallender Erfolg, der erst durch die Anerkennung unsrer öffentlichen Meinung ein solcher geworden ist, mit Recht zum Ausgangspunkt genommen werden kann, um die Behauptung von unsrer völligen Isolierung in alle Welt hinauszuschreien. In Wirklichkeit liegen die Dinge nicht so einfach, daß der König von Großbritannien die Mächte Europas nur mit einiger Liebenswürdigkeit und Schlauheit zu einem kriegerischen Kesseltreiben gegen Deutschlond zusammenbringen könnte, so wie ein Gutsbesitzer die Nachbarn zu einer Hasenjagd einladet. Die Zeiten sind denn doch vorüber. Kürzlich brachte eine französische Zeitung eine angeblich aus England stammende Zuschrift, wonach der Vorteil eines großen, rings um Deutschland gebildeten Mächtekonzerns darin liegen sollte, daß Deutschland dann dem „friedlichen" (!) Druck dieser Mächte nachgeben und sich dem Abrüstungsgedanken anbequemen müßte. Woher dieser große Gedanke wirklich stammt, lohnt sich nicht zu erörtern. Jedenfalls enthält er eine erstaunliche Fülle von reiner Torheit. Eine Aktion der Mächte gegen Deutschland müßte doch die natürliche Folge haben, daß es seine Rüstung verstärkt. Daß deutschfeindliche Politiker im Auslande darüber im unklaren sein können, erklärt sich nur daraus, daß sie in einem großen Teil der deutschen Presse nicht der selbstbewußten Festigkeit begegnet sind, die der richtige Ausdruck unsrer öffentlichen Meinung hätte sein müssen, sondern dem würdelosen Modegeschrei über die Anschläge des Königs Eduard. Dadurch mußten sie zu der Meinung kommen, Deutschland lasse sich in der Tat durch jeden bloßen Schein einer Bedrohung nervös machen und einschüchtern. Hoffentlich wird diese Stimmung bald — nicht durch den „rosenfarbnen Optimismus", von dem in manchen Kreisen oft tadelnd gesprochen wird —, wohl aber durch eine kältere und sachlichere Beurteilung der Wirklichkeit ersetzt.

Vom Zeitunglesen. Ich muß bekennen, daß ich so unmodern bin, höchst ungern Zeitungen zu lesen. Und wenn ich bei andern sehe, daß sie mehrere Stunden des Tages mit dieser nervenangreifenden Arbeit verbringen, dann empfinde ich ein großes Vergnügen über meine Kraft- und Zeitersparnis. Wenn ich aber merke, wie sehr der Gewohnheitszeitungsleser auch innerlich Schaden leidet, dann empöre ich mich dagegen! Es ist gar nicht anders möglich, als daß das viele Zeitunglesen schädigend auf den Geist einwirkt. Einmal untergräbt es die klare, selbständige Urteilskraft; man kann häufig genug beobachten, daß bei auftauchenden Fragen erst nach dem Studium der Zeitung ein Urteil abgegeben werden kann. Oder daß sich das Urteil sofort ändert, je nach dem Leitartikel, der erst später erschien. Vor allem andern aber: es stumpft ab. Wie ein Narkotikum reizen die täglichen Nachrichten und Beschreibungen aller denkbaren Morde, Verbrechen und Unglücksfälle momentan die Phantasie auf. Es sind keine schönen Vorstellungen, die sich unwillkürlich auf diesen Anreiz einstellen! Und die tägliche Übung in solchen häßlichen, niedrigen Bildern ist eine sehr ernste Sache im Nerven- und Seelenleben. Unbegreiflich, wie man diesen Schaden am eignen Ich so gering anschlagen kann, heute, wo alle über schlechte Nerven zu klagen haben! Die weitere unausweichliche Folge des geistigen Narkotikums ist die Erschlaffung, die Abstumpfung. Wenn man jeden Tag mindestens von einem halben Dutzend Mord- und Untaten liest, dann stellt sich kein Grauen

mehr ein, sondern das gelangweilte Gefühl „schon wieder einer?“, oder gar das sensationshungrige, das mit einer gewissen Spannung die gräßlichsten Dinge sucht. Nicht bloß in den untern Schichten besteht dieses unästhetischste aller Gefühle: das Vergnügen am Sensationellen, am Grauenhaften. Man kann sich ja schließlich auch unmöglich Tag für Tag auf Mitleid, auf wirkliches Entsetzen über tägliche Abscheulichkeiten einstellen, worauf übrigens die lebendige Wirklichkeit genügend Anspruch macht. Aber es geht einem doch durch und durch, wenn gebildete Menschen auf die Notiz von Mord und Selbstmord eines gequälten Familienvaters nur noch mit einem — Witz reagieren. Wo bleibt da das Gefühl für den Mitmenschen, das Verständnis der Zeit? Wo bleibt endlich unsre eigne seelische und ästhetische Vertiefung?

Natürlich soll keineswegs gesagt sein, daß man überhaupt keine Zeitungen lesen sollte! Das ist nicht zu umgehn. Aber man sollte nur das wirklich notwendige lesen, das für den Politiker selbstverständlich sehr anders aussieht als etwa für die Frauen. Und die vielen Greueltaten und Sensationsprozesse kann man in der Regel unbeschadet völlig überschlagen, sie nützen keinem und schaden allen. Von allen meinen Bekannten lese ich am wenigsten Zeitungen; merkwürdigerweise aber halte ich die allermeisten Zeitschriften. Nämlich die Zeit und Frische, die man durch mäßiges Zeitungslesen erspart, ermöglicht die genußreichere Lektüre von guten, nicht im hetzenden Feuilletonstil geschriebnen Aufsätzen über Zeit- und andre Themata. Ich habe eine reine Freude empfunden, als ich kürzlich in einem Briefe Goethes die weisen Worte fand: „Hierbey werd' ich veranlaßt, dir etwas Wunderliches — zu vertrauen, daß ich nämlich, nach einer strengen schnellen Resolution alles Zeitungslesen abgeschafft habe und mich mit dem begnüge, was mir das gesellige Leben überliefern will. Dieses ist von der größten Wichtigkeit: denn genau besehen ist es, von Privatleuten, noch nur Philisterey wenn wir demjenigen zuviel Antheil schenken, was uns nichts angeht. Seit den 6 Wochen daß ich die sämmtlichen Zeitungen liegen lasse, ist es unsäglich, was ich für Zeit gewann und was ich alles wegschaffte!“

B. Göring

Zur Seelenkunde. Gustav Theodor Fechners Weltanschauung hat Friedrich Ratzel ein paar Jahre vor seinem Tode in den Grenzboten dargelegt. Seitdem sind Fechners Werke durch Neuausgaben verbreitet worden, und zuletzt ist eine kleine Schrift des Forschers, die seine Weltanschauung kurz zusammenfaßt, auf Paulsens Veranlassung von Dr. Eduard Spranger neu herausgegeben und von Paulsen mit einem Geleitwort versehen worden: „Über die Seelenfrage; ein Gang durch die sichtbare Welt, um die unsichtbare zu finden.“ (Hamburg und Leipzig, Leopold Voß, 1907.) Paulsen meint, von dem Doppelgestirn Lotze-Fechner habe lange Zeit hindurch Lotze den hellern Schein gehabt, in der Zukunft aber werde ihn Fechner überstrahlen. Ich für meinen Teil werde jedoch immer Lotze als den verständlichern und brauchbarern vorziehn; Fechners Pflanzen- und Gestirnseelen erscheinen mir in mehr als einer Hinsicht bedenklich. Aber seine Schriften sind voll schöner, anregender und erhebender Gedanken; als wirksamer Vorkämpfer gegen den Materialismus wird er immer seine Bedeutung behaupten. Seine poetische Begabung läßt ihn namentlich viel fruchtbare Analogien finden, so in dieser Schrift die zwischen Weib und Pflanze, Mann und Tier. Seinen Glauben bekennt er mit den Worten: „Es lebt ein Gott, und was besteht, besteht durch Gott; es besteht ein jenseitiges Leben, des diesseitigen Lebens Strafe, Lohn und höhere Stufe; es besteht eine heilige Weltordnung, im Sinne eines endlichen Sieges des Guten über das Böse.“ Auch dem Christentum verleihe seine Seelenlehre Stützen; statt zu sagen, Christus sei nicht der Weg des Heils und Lebens, „erfaßt sie seine Hand,

den Weg zu gehen. Rechnet man freilich zum Christentum als wesentlich den Glauben an den Apfelbiß im Paradiese mit seinen mystischen Folgen, an die unwiderbringliche Verdammnis der nicht Auserwählten, an die Wunder gegen die Gesetze der Natur, an das Abgerissensein Gottes von seiner Welt, an all das Unerbauliche, womit die Theologen gemeinhin das Christentum ausbauen, so ist die Lehre, die hier vorgetragen wird, nicht christlich. Ich aber rechne alles das, wovon in Christi eigner Lehre nichts zu finden ist, was die Menschheit nicht besser, nicht glücklicher, nicht weiser macht, was sich selbst, der Natur der Dinge und des Menschen widerspricht, was den Geist verdüstert, die Wissenschaft verstört, ein trübes Wesen in das Leben mischt, zu dem, was fallen muß, damit die Lehre Christi stehe." — Von Merciers Psychologie (siehe das 20. Heft) ist (bei Jos. Kösel in Kempten und München, 1907) die Übersetzung des zweiten Bandes: das Verstandes- und Vernunftleben, erschienen. Man überzeugt sich bei der Lektüre mit Interesse davon, daß die Lehren der Scholastiker gar nicht so weit abliegen von denen unsrer modernen Philosophen, und daß z. B. der Satz: nihil est in intellectu, quod non prius fuerit in sensu, schon von Thomas von Aquin begründet, wenn auch nicht mit denselben Worten ausgesprochen wird; der Darstellung jedoch gereicht die Verwendung der scholastischen Kategorien und Kunstausdrücke nicht zum Vorteil, obwohl die Ergebnisse stellenweise, z. B. bei der Behandlung des Problems der Willensfreiheit, recht befriedigend ausfallen. Studierenden das Buch als Leitfaden zu empfehlen, verbieten die letzten Kapitel. Da wird vom Ursprung der Seele und des Menschengeschlechts gehandelt, was nicht in die Psychologie, sondern in die Anthropologie gehört. Die Unsterblichkeitsfrage darf zwar in der Psychologie erörtert, aber nicht, wie es von Mercier geschieht, mit scholastisch-theologischen „Beweisen" entschieden werden. Und zuletzt wird gar die Ewigkeit der Höllenstrafen „philosophisch" begründet, indem sie Mercier als eine psychologische Notwendigkeit darstellt. — Heinrich Gomperz behandelt Das Problem der Willensfreiheit (Jena, Eugen Diederichs, 1907) und schlägt dabei neue Wege ein. Die heutige Naturwissenschaft verfechte den Determinismus gegen die Kirche, aber vor ein paar hundert Jahren sei das ganz anders gewesen: „Eine Frömmigkeit, die sich nicht vermaß, mit unsern Begriffen von Gut und Schlecht die Welt zu richten, schöpfte gerade aus der Überzeugung, daß, wie alles Geschehen, so auch das menschliche Wollen von Gott bestimmt sei, die Zuversicht, daß wir uns in einer guten, demütig zu bejahenden Welt befinden. Und ihr gegenüber verfocht ein Freisinn, den die Abhängigkeit von Gott entwürdigend dünkte, unsre schrankenlose Herrschaft über unser Tun und Lassen: die Freiheit des Willens." Daraus folge zunächst, „daß Determinismus und Indeterminismus nicht eine eindeutige Beziehung zu Aufklärung und Aberglauben haben können". Der Verfasser unterwirft die Auffassung und Lösung des Problems in den verschiednen Philosophenschulen und bei den einzelnen Denkern einer kritischen Beleuchtung und prüft besonders gründlich Kants Freiheitslehre. Dann zeigt er, daß beide entgegengesetzten Theorien unbefriedigend sind, und zwar die deterministische in höherm Grade; denn durch Motive gezwungen werden sei ein Leiden, Leiden aber das Gegenteil der gewollten und darum freien Tätigkeit, die uns unser Bewußtsein bezeuge: der Indeterminismus erkläre wenigstens die Freiheit durch sich selbst, der Determinismus aber erkläre sie durch ihr Gegenteil, den Zwang. Sehr schön wird der Widerspruch hervorgehoben, in den sich die Naturforscher verwickeln, indem sie den Kausalitätszwang für die menschlichen Handlungen behaupten in dem gegenwärtigen Augenblicke, wo ihnen die Kausalität selbst in dem hergebrachten Sinne zweifelhaft geworden ist, und wird das mythologische Wesen abgetan, das die Naturforscher aus dem Gesetz und der Gesetzmäßigkeit

gemacht haben. Das Dilemma, das aus der Verflechtung des menschlichen Handelns mit dem Naturgeschehen entspringt, so wird am Schluß das Ergebnis der Untersuchung zusammengefaßt, „glaubten wir zu überwinden durch die Einsicht, daß außer den passiven Bewegungen der Organismen überhaupt kein Vorgang in der Welt notwendig, d. h. erzwungen ist, und wurden so in den Stand gesetzt, den menschlichen Willensakten den Notwendigkeits- und Zwangscharakter abzusprechen, ohne sie doch von allen andern Vorgängen grundsätzlich zu trennen". In einem Anhange wird untersucht, wie weit sich die Psychologie mathematisch behandeln lasse. Diese Untersuchung hat Ernst Mach zur Begutachtung vorgelegen, dem das Buch gewidmet ist. — Hugo Marcus zeigt in seiner Philosophie des Monopluralismus, daß die Vielheit der Weltelemente eine Tatsache ist, der Drang aber, die Vielheit auf eine Einheit zurückzuführen, aus der Enge unsers Bewußtseins entspringt, die in jedem Moment immer nur eine Vorstellung zuläßt. Der Gegensatz zwischen Einheit und Vielheit ist die Urantinomie, aus der auf allen Gebieten des Lebens unzählige einzelne Antinomien hervorgehen; eine Anzahl dieser werden recht hübsch dargestellt, z. B. die zwischen Nationalismus und Kosmopolitismus. Jener treibt zur Konkurrenz auf dem Weltmarkte, amerikanisiert, egalisiert dadurch die Völker; dieser wendet seine Liebe gleichmäßig allen Völkern zu und führt dadurch, wie Herder und die Romantiker beweisen, zum Verständnis und zur Pflege der Eigenart der Völker. Wenn der Verfasser den Monismus als philosophisch falsch bekämpft, will er sich damit nicht etwa als Gegner „der Bestrebungen des freien Denkens für eine undogmatische, natürliche Weltanschauung und Entwicklungslehre" bekennen. — Ein Nietzsche zweiter oder dritter Güte, Wilhelm Doms, veröffentlicht (bei Piper u. Co. in München und Leipzig, 1907) Tagebuchblätter unter dem Titel Die Odyssee der Seele. Er bekennt, daß er sehr wenig gelesen habe, nicht einmal die Dichter, die er doch so hoch schätze, und meint, man werde es ihm verübeln, daß er über die Philosophie urteile, ohne die philosophische Literatur zu kennen; aber man möge nur sein Opus bis zu Ende lesen, so werde man andrer Ansicht werden. Den Namen eines Philosophen mache ich ihm nicht streitig; denn er ist ein selbständiger Denker. Eben der Drang zum selbständigen Denken macht ihm das Lesen zu einem Greuel: er vermag nicht längere Zeit hindurch den Gedankengängen andrer zu folgen. Die Charakteristik als eines kleinen Nietzsche wird er entrüstet ablehnen, denn seine Sympathie gehört nicht Nietzsche sondern Goethe; aber er gesteht selbst, daß er mehrere seiner Gedanken bei Nietzsche wiedergefunden hat, und seine aphoristische Darstellungsweise, seine ungelösten Widersprüche, sein Haß gegen das Christentum sind durchaus nietzschisch. Obwohl er sich leidenschaftlicher Liebe zur Schönheit rühmt, hat er sein Buch mit überaus häßlichen Tierfratzen „geschmückt". Vielleicht erklärt sich das aus seiner Definition von Genie und Talent. Genie ist nach ihm die produktive Kraft, Talent die Anlage zum Technischen. Jedes von beiden kann gesondert vorkommen; besitzt aber das Genie kein Talent, so ist es unglücklich, denn es kann sich dann nicht in Schöpfungen offenbaren. Doms scheint sich nun für ein Malergenie ohne Talent zu halten, das die es erfüllende Welt von Schönheit nicht in Kunstwerken offenbaren kann und sich aufs Stümpern, auf Fratzen beschränken muß. Aber wenn man die Schönheit wirklich liebt, sündigt man nicht gegen sie durch Fratzen. Die Definition von Genie wird wohl falsch, ein Genie ohne Talent nicht ein unglückliches, sondern bloß ein eingebildetes Genie sein, das wirkliche Genie das zu seiner Offenbarung erforderliche Talent einschließen. C. J.

Chineſiſche Parteien und Zeitungen

Rund fünfzig bekanntere moderne chineſiſche Zeitungen ſind es, die im Reiche der Mitte die Organe der Preſſe ausmachen. Ihre Zahl war früher bedeutend größer, ſie ſoll ſogar mehr als 250 betragen haben. Es war zu Anfang der achtziger Jahre, als das erſte, den abendländiſchen Grundſätzen entſprechende Blatt im ſüdlichen China erſchien, die Anzahl der Zeitungen wuchs dann ſchnell zu der oben genannten Zahl an, aber ebenſo ſchnell ſank ſie wieder dank dem energiſchen Vorgehen der Regierung, die die ihr entgegenarbeitenden Blätter mit „Feuer und Schwert“ verfolgte. Das iſt nicht zuviel geſagt, fand doch im Jahre 1903 zu Peking noch die grauſame Hinrichtung eines fortſchrittlichen unbequemen Redakteurs ſtatt, der buchſtäblich zu Tode gepeitſcht wurde. Der Arme erlag ſeinen Qualen, nachdem ſich die Henkersknechte mehr als zwei Stunden mit Lederpeitſchen abgemüht hatten, ihm das Lebenslicht auszublaſen. Er ging, wie ſo viele Propheten, in den Märtyrertod und ſtarb für ſeine Überzeugung, aber mit ihm lebten und nach ihm kamen viele, die — ſo wie er — den Geiſt des Fortſchritts vertreten, und vor denen ſogar eine ſo konſervative Regierung wie die chineſiſche allmählich mehr und mehr kapitulieren muß. Beim Einblick in die chineſiſchen Zeitungen vergegenwärtige man ſich, daß ſie nur von einem engern Kreiſe geleſen werden, da das „große Publikum“ im Sonnenreiche überhaupt keine Zeitungen leſen kann. Denn dieſe ſind in der Gelehrtenſprache geſchrieben, und es wird uns deshalb weiter nicht wundernehmen, daß es unter Millionen nur einige Tauſend ſind, die ſich mit Politik und Tagesneuigkeiten beſchäftigen.

Selbſtverſtändlich geht die Tendenz der einzelnen Blätter mit der Richtung der „Partei“, zu der ihre Leſer gehören, zuſammen. Nur die Partei, aus der die Oberhäupter der Boxer 1900 hervorgegangen ſind — die ſogenannte „alte Partei“ —, alſo die fremdenfeindliche, kann ſich, dank der allmählich immer fremdenfreundlicher werdenden allmächtigen Regierung, keines beſtimmten Organs erfreuen. Anders die „neue Partei“. Sie ſtrebt vorwärts, natürlich

unter der Devise „China für die Chinesen", und schwimmt im Fahrwasser der Zeitung Schuntien-schi-pau (das bedeutet etwa „Blatt für einen bestimmten Teil Pekings") am Schlepptau des klugen Japans. Diese Zeitung, die in Peking erscheint und von Japanern begründet worden ist, bemüht sich, der Reform von Osten her bei der chinesischen Geschäftswelt Eingang zu verschaffen. Natürlich lassen es die Japaner nicht fehlen, sich selbst auf Kosten des Abendlandes zu verherrlichen, und machen in dieser — chinesischen — Zeitung den Chinesen ihre eignen, japanischen Absichten mit Erfolg möglichst mundgerecht. Eine ähnliche Tendenz verfolgt ein in Tientsin erscheinendes „Das Neueste bringende" Organ, das, allerdings ebenfalls von Japanern redigiert, die Interessen der chinesischen Börse vertritt. Das Hauptblatt aber für die chinesische Hochfinanz ist die Hsin-wen-pau, die in Schanghai herauskommt.

Von der oben genannten „neuen Partei" haben sich zwei Linien abgezweigt. Die eine, die „westliche", legt Wert darauf, sich geradeswegs durch Europa direkt zu modernisieren, während die „östliche" wiederum zu Japan hinneigt, aber zunächst von dem Gedanken des allgemeinen Herrschens der ganzen gelben Rasse durchdrungen ist. Dieser Partei mag namentlich eine in Schanghai vom Kaiser von Japan begründete Zeitung, die Tung-wen-hu-pau, als Richtschnur dienen. Das Blatt basiert auf der gemeinsamen Schriftsprache der Chinesen und Japaner, beruft sich demnach auf die gelbe Stammverwandtschaft beider Länder, bringt kühne fortschrittliche Artikel und ist der genannten Partei höchst willkommen. Die „westliche" Partei dagegen liest die Schenn-pau, die auch in Schanghai erscheint, und deren Richtung europafreundlich ist, ihre Gründer waren Engländer, ferner eine von französischen Missionaren und chinesischen Christen gegründete unparteiische in Tientin erscheinende Zeitung, die mit Maß, besonders in religiöser Beziehung, aufklärend wirkt.

Weiterhin erschien in Tientsin die Chi-pau, die ein wenig klatsch- und sensationslüstern war, aber guten Nachrichtendienst brachte. Als sie aber eine Soldaten- und Offizierskandalgeschichte über Tschilis beste Truppen veröffentlichte, ließ sie der Generalgouverneur von Tschili, Yuan-schi-kai, von der Bildfläche verschwinden. An ihre Stelle ist jetzt eine Handelszeitung getreten, die die guten Beziehungen zwischen den europäischen und den chinesischen Interessen pflegen soll. Das in Schanghai erscheinende Blatt für In- und Ausland, die Tschung-wei-ji-pau, ist, wie die zu vorletzt genannte jetzt verschwundne Chi-pau, ein sehr gutes Nachrichtenblatt, als das sie sich besonders während der Wirren 1900 hervortat, trotz der großen Entfernung von Petschili, dem Schauplatze der Unruhen, bis Schanghai.

Erklärlich ist es, daß sich eine weitere Partei, die sich offen „Partei der Veränderung" nennt, und die die jetzige, regierende Dynastie der Mandschus stürzen möchte, keines öffentlichen Organs bedienen darf. Den Redakteuren eines solchen Blattes würde es ergehn wie dem zu Anfang erwähnten unglücklichen Schriftgelehrten.

Die von dieser Partei, denen der Boden in China zu heiß geworden ist, sind nach Japan übergesiedelt und agitieren von dort gegen den Despotismus und die Trägheit ihres Vaterlandes. Durch eine in Japan erscheinende Volkszeitung, die Hin-ming-tung-pau (tung heißt „Osten", d. i. Japan), verbreiten sie ihre Ideen, mit denen sie hauptsächlich für moderne Einrichtungen wie Volkserziehung, Reorganisation der Strafgesetze, Wehrpflicht u. a. m. eintreten, ja sogar eine hervorragende zur Redaktion gehörende Chinesin beginnt den Samen der Frauenbewegung zu säen. Vergegenwärtigt man sich die schreckliche dienende Stellung des chinesischen Weibes, so kann man sich dieser Frauenrechtlerin nur freuen.

In China selbst finden wir außer den erwähnten Parteien eine Anzahl von Vereinen, darunter zunächst den „Verein der Soliden", die sich des Opiums, Tabaks und Weins enthalten. Ferner ist erwähnenswert der Verein der Leute, die sich für fähig halten, durch Weihrauch und allen möglichen Hokuspokus die Leidenden gesund oder unverwundbar zu machen. Dieser Verein hatte 1900 in den Boxern die größten Anhänger. Die Boxer, von deren verschiednen bekannten Geheimbünden hier nicht die Rede sein soll, glaubten sich tatsächlich unverwundbar, wie gehörnte Siegfriede. Viele behaupteten auch, daß sie, wenn sie getötet würden, nach drei Tagen wieder aufleben würden. Der kluge Yuan-schi-kai stellte sie einst auf die Probe und ließ eine Anzahl hinrichten mit dem Bemerken, wenn ihr Glaube der richtige wäre, würden sie ja wieder lebendig werden, es käme also nicht darauf an. Die Köpfe, an einem Pfahl aufgehängt, belehrten dann die überlebenden Fanatiker, daß das Recht doch nicht auf ihrer Seite wäre.

Das Organ des großen Yuan-schi-kai ist ein in Tientsin erscheinendes amtliches Blatt, Pei-yang-kwan-pau. Es klärt die Beamten auf und nimmt sie in Schutz, verurteilt die fortschrittlichen Attacken, ist aber leider „antichristlich" und hält sich in strenger Reserve gegen das Überhandnehmen der europäischen Wünsche. Bei alledem vertritt es einen gesunden Fortschritt, der mit Maß geht, es erkennt zum Beispiel immer die Notwendigkeit der Anschaffung von Kanonen, Schiffen usw. an. Mit ihr arbeitet parallel die Tsinanfu-Zeitung in Schantung, also in Deutschlands Interessensphäre.

Ein andres amtliches Blatt ist der „Pekinger Reichsanzeiger", King-pau. In ihm finden wir Edikte, Bestimmungen von Allerhöchster Stelle, Thronberichte usw.

Leider hat eine andre Pekinger, nicht amtliche Zeitung, die in hervorragender und patriotischer Weise das gewöhnliche Volk aufklärte und von jedem gewöhnlichen Manne verstanden wurde, seit etwa vier Jahren ihr Erscheinen einstellen müssen.

Als besonders interessantes Pekinger Organ ist noch eine illustrierte chinesische Zeitung für „Wissenschaft und alte und neue Geschichte" hervorzuheben. Sie ist hauptsächlich ein Fortbildungsblatt für die reifere gebildete Jugend. Ähnlich

arbeitet ein sogar in der Provinz Szetschuen herauskommendes Jugendblatt, das viel über die abendländische Kultur bringt.

Der bei Chinesen bedeutend mehr als bei andern Völkern ausgesprochne Heimatsinn erklärt die in größern Städten bestehenden Vereinshäuser, in denen sich die Leute, die aus derselben Provinz sind, zusammenfinden, um miteinander im heimischen Dialekte zu reden, heimische Gebräuche zu üben, wohl auch Geschäfte abzuschließen. Die in China fast alles beherrschende Ahnenverehrung sorgt auch zum Teil für den Zusammenhalt solcher Vereine, denn von der Gesellschaft wird die Überführung der Verstorbnen in die Heimatprovinz sowie die Beerdigung für Dahingegangne geregelt. Die Mitglieder dieser Vereine finden bei ihren Zusammenkünften natürlich ihr Heimatsblatt, das im „Klub" gehalten wird.

Neben den genannten hauptsächlichen und maßgebenden Zeitungen besteht im Reich der Mitte, namentlich in Schanghai, der Zeitungsmetropole, eine ganze Reihe besserer und schlechterer moralischer und unmoralischer Blätter und Blättchen. Es gibt Monatsschriften, landwirtschaftliche Blätter, ferner sogar ein Blatt, das sich offiziell fremdenfreundlich nennt, dann eine diesem in die Hand arbeitende chinesische christliche Jugendschrift, endlich Witz- und Theaterblätter und last not least ein recht gepfeffertes Blättlein für die elegante Herrenlebewelt, das wohl kaum ein „gesitteter Chinese seiner Schwiegermutter" zeigen wird. Es hat in der Übersetzung den schönen Namen „Frühlingsstrom-Blumen-Mondscheinblatt" und redet von „Lust und Liebe"!

Die sozialdemokratische Bewegung in England

Von Brix Förster

Die deutschen Anglophilen, seien es Männer der Wissenschaft oder praktischer Berufe, haben bisher an der Behauptung festgehalten, daß nur der Kontinent und vor allem das vom Bureaukratismus durchseuchte und zu theoretisch-politischen Extravaganzen immer geneigte Deutschland der einzige Nährboden für sozialdemokratische Ideen sei. Nun auf einmal, im Spätsommer vorigen Jahres zeigte es sich, daß auch in dem nüchternen, vom freien Volkswillen allein regierten England eine mächtige Bewegung entstanden ist, die ebenso nach unerreichbaren Zielen strebt und die seit Jahrhunderten entwickelte und erstarkte Staats- und Wirtschaftsform umzustürzen droht. Das war eine gewaltige Überraschung für den reichbegüterten und an gesicherten lukrativen Erwerb gewohnten Teil der Bevölkerung. Wer sich in England der Mühe unterzog, die sozialistischen Gärungen auf dem Kontinent zu verfolgen, hatte bisher wegen der weiten Entfernung

und im Vertrauen auf den isolierenden Schutz des Kanals mit einem gewissen schadenfrohen Behagen das Umsichgreifen „der verrannten Theorien" betrachtet und schrieb dies der angebornen Neigung der festländischen Nationen für ideale, unpraktische Schwärmereien zu. Da plötzlich vernimmt man in England selbst die wildesten Brandreden: sie ertönen in den sozialdemokratischen Klubs und von den improvisierten Rednerbühnen an den Straßenecken von London. Massenhaft strömt hier das Publikum zusammen, Leute aus allen Ständen. Zu Gewalttaten wird harangiert, die Armee und namentlich die Offiziere werden verspottet, die Kapitalisten verdammt; auf die Philanthropen wird geschimpft; die gingen nur darauf aus, mit religiösen Sprüchen die Armen und Elenden zu chloroformieren und mit ihren Wohltätigkeitsanstalten die Arbeiter zu Sklaven zu degradieren. Ein Irländer im Hydepark ruft aus: „Wo immer die englische Flagge weht, da herrscht Armut, Elend und Sklaverei. Die Aristokraten sind der Fluch des Landes — an den Galgen mit ihnen!" Die überall anwesenden Konstabler stören nicht im geringsten; sie dürfen nicht einschreiten, solange das Volk nicht dem Ruf zur offnen Revolte folgt. Das Volk aber geht, nachdem es seine Neugier befriedigt hat, ohne viel Lärm wieder seiner Wege. Je nach der Zuhörerschaft schlagen die Agitatoren auch einen andern Ton an; sie hetzen nicht, sie wollen aber mit besserm Wissen überzeugen. Das sind sehr gewandte und intelligente Redner; sie prunken mit statistischen Tabellen, beantworten mit Geschick und Witz dazwischen geworfne Fragen. Sie verstehn es, namentlich die Jugend der gebildeten Mittelklasse für die sozialdemokratischen Umsturzpläne zu begeistern.

Wie kommt es, so muß man sich fragen, daß solche revolutionäre Tendenzen gerade jetzt in England zum stürmischen Ausbruch gelangen? Kein außerordentliches Ereignis ist daran schuld, sondern allein der Umstand, daß das seit Jahrzehnten anschwellende Elend der Arbeiterbevölkerung schließlich das Maß des Erträglichen überschritten hat: die Löhne sind niedrig, sogar bei gefährlicher oder gesundheitschädlicher Arbeit, die Wohnungsnot ist entsetzlich, und zeitweise herrscht ein solcher Mangel an Verdienst, daß zehn Millionen Menschen an der Grenze des Verhungerns sind. Aus der offiziellen, Mitte Oktober erschienenen Schrift Abstract of Labour Statistic of the United Kingdom ist zu ersehen, daß seit 1900 die Löhne gesunken, die Wohnungsmieten dagegen gestiegen sind, und daß sich die Auswandrung verdoppelt hat.

Dazu kommt als schreiendster Kontrast: der goldstrotzende Reichtum und das üppigste Wohlleben der obern Zehntausend! Kein Wunder ist es da, daß die Deklamationen der Demagogen willige Gläubige finden, und daß sich die Zahl der Sozialdemokraten täglich vermehrt. Was diese wollen, mit welchen Mitteln sie die Lage des Volkes umzugestalten hoffen und versprechen, das steht nicht in klaren Umrissen fest. Sie bilden keine einheitliche Korporation mit einem einheitlichen Programm. Sie spalten sich in drei Gruppen von

verschiedenartiger Schattierung: in die Socialdemocratic Federation, die Independent Labour Party und die Fabian Society. Am radikalsten verfährt die Federation, deren Führer Blatchford, Bernard Shaw, Ramsay Macdonald, Phil. Snowden und Wells und deren Organ die Blätter Clarion, Justice und Labour Leader sind: sie verwirft persönliches Eigentum und individuellen Erwerb; sie will alle Staatsangehörigen zu gemeinsamer Arbeit verpflichten und zu gleichen Teilen am Gewinn teilnehmen lassen. Das Programm der Labour Party lautet ähnlich, fordert aber noch außerdem: Alterspensionen vom fünfzigsten Lebensjahre an, Versorgung von Witwen und Waisen, freien Unterricht mit freiem Lebensunterhalt für alle Schüler, mit Einschluß der Universitätsstudien, Abschaffung der indirekten Steuern und des Erbrechts. Gemäßigter in ihren Forderungen sind die Fabianer. Sie wollen zwar auch den Kollektivismus, aber nicht einen unbeschränkten und zwangsweisen; sie verlangen, daß der von den Stadtgemeinden ausgeübte Monopolismus in bezug auf Gasfabrikation, Wasserleitung usw. auf alle industriellen Unternehmungen, die dem Gemeinwohl förderlich sind, ausgedehnt werde. Dieser munizipale Sozialismus soll die individualistische merkantile Konkurrenz — ein Dorn im Auge aller Sozialdemokraten — aus der Welt schaffen.

Es gibt also jetzt in dem Lande der praktischen Vernunft eine Menge Leute, die ebenso windige Luftschlösser aufbauen, ebenso die Festigkeit der tatsächlichen Verhältnisse und die unvertilgbaren egoistischen Triebe der Menschennatur verkennen wie die deutschen Sozialdemokraten vor etwa dreißig Jahren. Demnach befindet sich der englische Sozialismus noch in den von den kontinentalen Genossen längst ausgetretnen Kinderschuhen. Im übrigen gleicht er ihnen aufs Haar: er strebt ebenfalls mit allen möglichen Mitteln nach bestimmendem Einfluß in der Volksvertretung, er sucht ebenfalls die militärische Disziplin zu untergraben und verzichtet sogar in noch höherm Grade als der deutsche auf nationales Ansehen. Bemerkte doch Lord Milner in einer öffentlichen Rede ausdrücklich, die englischen Sozialdemokraten bekunden ihre kosmopolitische Gesinnung, die sie als Unparteilichkeit ausgeben, dadurch, daß sie bei internationalen Streitigkeiten jederzeit auf die Seite der Feinde von England treten.

Dagegen ist das Verhalten der englischen Regierung und der staatserhaltenden Parteien weit verschieden von dem Benehmen beider in Deutschland. Die Regierung greift gegenwärtig in keiner Weise ein, sodaß Lord Aldwyn so weit ging, die Minister zu beschuldigen, sie leisteten durch ihre Passivität absichtlich der revolutionären Bewegung Vorschub. Tatsächlich überläßt die Regierung der bürgerlichen Gesellschaft allein den Kampf. Diese, im vollen Bewußtsein ihrer Verantwortlichkeit, hat sich sofort aufgerafft in den Hauptparteien des Landes, in den Whigs und Tories, und den Feldzug begonnen. Beide sind einig in dem offnen Zugeständnis der Notlage der Arbeiter und in dem Willen, sie möglichst zu lindern, aber zugleich auch in

dem festen Entschluß, dem Umsichgreifen der sozialistischen Irrlehren energisch entgegenzuwirken. Sie sammelten ein Freikorps jugendlicher schlagfertiger Redner und schickten diese in die Klubs und zu den Volksversammlungen auf der Straße. Beide Parteien werden einer Gesetzesvorlage zustimmen, die Alterspensionen gewährt, den kleinbäuerlichen Grundbesitz noch weiter vermehrt, den Ackerbau fördert, die Säuberung und die Verbesserung der Arbeiterquartiere bezweckt, gegen die Hungerlöhne einschreitet, Schutzmaßregeln bei gesundheitschädlichen Betrieben einführt und den höhern Schulunterricht für Minderbemittelte erleichtert. Aber wenn auch ihr Marsch auf einen gemeinsamen Feind gerichtet ist, ihre Taktik ist verschieden.

Die Liberalen möchten sich — wie aus einer Rede Asquiths vom 20. Oktober hervorgeht — gern den Anschein geben, als ob sie besonders von der Berechtigung der sozialistischen Forderungen überzeugt wären; sie rühmen es als ein gutes Zeichen der Zeit, daß „das soziale Gewissen erwacht sei". Sie verkünden, das einzige Heil liege in der Befreiung des wirtschaftlichen Lebens von allen lähmenden Eingriffen des Staates und der privilegierten Gesellschaftsklassen, und sie allein hätten die Befähigung, dieses Prinzip zu verwirklichen, da sie weder durch Sonderinteressen noch durch engherzigen Kastengeist bestimmt würden. Sie schmeicheln der Arbeiterpartei, in der Hoffung, sie auf ihre Seite herüberzuziehen, und wollen nicht merken, daß sie allmählich zu deren Werkzeug werden.

Dem entgegen stellte Lord Milner auf einer Unionistenversammlung am 29. Oktober das Programm der Tories auf. Sie seien nicht nachsichtige, sondern entschiedne Feinde der Sozialisten. Aber sie beanspruchten ebenfalls, als Freunde einer gründlichen Sozialreform angesehen zu werden, die jedoch nicht so leicht und ohne weiteres durchzuführen sei. Man habe vor allem die Kosten zu bedenken und ferner, wer diese zu tragen habe. Belaste man mit diesen die Reichen allein, so werde das zu allen Neuerungen und industriellen Unternehmungen absolut notwendige Kapital aus dem Lande vertrieben werden. Auf das ganze Volk müßten die vermehrten Staatslasten übertragen werden, wie es sich bei einer demokratischen Verfassung, wie der englischen, gehört, also auf möglichst viele Schultern, wodurch sie am wenigsten drückend würden, und das geschähe am besten und sichersten durch eine Tarifreform, d. h. durch Einführung des Schutzzolls, was außerdem den Vorteil habe, die einheimische Fabriktätigkeit zu steigern, den Preis der Waren und dadurch den der Arbeit zu erhöhen und jedenfalls die Arbeitslosigkeit zu vermindern. Schutzzoll ist demnach das Endziel der Tories im Kampfe gegen die Sozialdemokratie, während die Liberalen unter dem Banner des Freihandels zu Felde ziehen.

An die beiden großen Parteien reihen sich als Antisozialisten an: die hauptsächlich für die Arbeiterinteressen populär tätige Constitutional Speakers League, ferner die religiös gesinnte und verfassungs- und reichstreue Primrose League und endlich die Free Labour Association mit 680000 Arbeitern, die

jede Beschränkung der persönlichen Freiheit, auch die durch die Trade Union bekämpft.

Alle Parteien, auch die sozialdemokratische, die zunächst nur mit gesetzlich erlaubten Mitteln zur Herrschaft gelangen will, richten gegenwärtig ihr Streben auf die Erhaltung oder die Gewinnung der Majorität im Parlament und in dem Gemeinderat der Städte. Die Wahlen zu dem Gemeinderat fanden am 1. November in 326 Städten und 7 Vorstädten von London statt. Das Resultat war ein entscheidender Sieg der Konservativen, nicht nur über die Sozialisten, sondern auch über die Liberalen. Als ein Zeichen des Umschwungs muß es betrachtet werden, daß gerade in jenen Städten, die im Parlament durch Liberale und Sozialdemokraten vertreten sind, diesesmal Tories in den Gemeinderat gewählt wurden. Im ganzen gewannen diese 144 Sitze, die demokratischen Gruppen 31 und die Liberalen, die durch ihre unentschiedne Haltung fast allerseits das Vertrauen verloren zu haben scheinen, sogar nur 23.

Übrigens darf man diesen Sieg bei den Stadtratwahlen nicht mit voreiliger Sicherheit als den Ausdruck der allgemeinen Volksstimmung ansehen, da hier die Wahlberechtigung zum größten Teil auf die wohlhabende Mittelklasse beschränkt ist. Erst wenn es zu neuen Parlamentswahlen kommen sollte und dann genügende Zeit zu energischer Bearbeitung der Massen gegeben sein wird, wird es sich zeigen, ob die sozialdemokratische Bewegung alle noch schwankenden Volksschichten in bedenklicher Weise ergriffen hat.

Die preußische Artillerie im Dienste des Küstenrettungswesens

Ein Beitrag zu ihrer Geschichte von Ludwig Kemmer

3. Die Entstehung der deutschen Rettungsrakete

Ein Geschoß hat eine so reiche, wechselvolle Geschichte wie die Rakete. Zur Vernichtung und zur Rettung hat sie gedient, Fluch und Segen hat sie geerntet.

Mit dem Schwärmer der feuerwerkskundigen Asiaten zerstörten die Engländer im Jahre 1807 einen großen Teil Kopenhagens. In ihren Kämpfen gegen Tipu Sahib hatten sie das Zerstörungsmittel im Jahre 1799 kennen gelernt, wieder kennen gelernt, denn wenn man auch annimmt, daß die uralte europäische Spreng- und Zündkunst der Prometheusenkel, der Griechen, nur in ihrem wirksamsten Erzeugnisse, dem πῦρ θαλάσσιον, den Abendländern des Mittelalters bekannt geworden war, so ist es doch sehr wahrscheinlich, daß der Araberſturm und der Mongolensturm die asiatische

Feuerkunst schon früh weit in den Westen Europas getragen haben. Im vierzehnten Jahrhundert wurden „steigende Feuer“ in Kriegen europäischer Völker verwandt. Bis zum Jahre 1630 bemühte man sich, diese Feuerwerkskörper zu Kriegsgeschossen auszubilden, dann wichen sie den Kugeln der Geschütze und gerieten als Geschoß in Vergessenheit. Nun brachten sie die Engländer am Ende des achtzehnten Jahrhunderts als technische Beute aus einem Kolonialkriege wieder nach Europa. Der englische Artilleriegeneral Congreve verbesserte das orientalische Geschoß durch die Errungenschaften der europäischen Waffentechnik. Seinen Namen trugen die Projektile, unter denen dreihundert Häuser Kopenhagens in Asche sanken. Auch Napoleon eignete sich die alte Waffe an und verwandte sie im Jahre 1811 bei der Belagerung von Cadiz. In demselben Jahre wurden in Preußen Versuche mit Kriegsraketen gemacht. Zwei Jahre später nahmen englische Raketenbatterien an den Belagerungen von Danzig und Wittenberg teil. In Dänemark wurde um das Jahr 1820 ein eignes Artilleriekorps zur Anwendung von Raketen errichtet. Die Congreveschen Raketen der Engländer trugen im Jahre 1816 wieder Verderben in eine Stadt, diesmal in eine afrikanische — Algier. Die Russen und die Polen bedienten sich der Rakete in den Kämpfen des Jahres 1831. Als Erzeugnis der europäischen Waffentechnik verwandte sie der Pascha von Ägypten gegen Saint Jean d'Acre und gegen die türkische Kavallerie. Mit Gewehrraketen schossen die Rastatter Insurgenten im Jahre 1849 das Dorf Niederbühl in Brand. Endlich verwandten die Franzosen im Jahre 1855 eine neue Kriegsrakete mit Erfolg gegen Sebastopol. Das dürften die Hauptdaten der Kriegsgeschichte dieses Geschosses sein.

Ein preußischer Militärschriftsteller, Hauptmann Bröcker, hat im Jahrgang 1857 des Archivs für die preußischen Artillerie- und Ingenieur-Offiziere die Rakete ein unglückliches Geschoß genannt, „weil einmal ihre Brauchbarkeit für den Ernstgebrauch, namentlich durch ihre sogenannten Erfinder über die Maßen herausgestrichen worden ist, so daß gerechtes Mißtrauen erweckt wurde, dann, weil dieses Mißtrauen, welches durch eklatante Beispiele aus der Kriegsgeschichte nicht gründlich gehoben werden konnte, Beurteilungen nach sich zog, die der weitern Fortbildung der Kriegsrakete hemmend in den Weg traten“.

Unglücklich ist das Geschoß nicht, eher glücklich. Es ist zwar schwach, und andre Erzeugnisse der Waffentechnik haben es an Zerstörungskraft weit überholt, aber gerade seine Schwäche, sein weicher, launiger Insektenflug wurde von dem Menschengeiste so nutzbar gemacht, daß es, anstatt neue Wunden zu schlagen, durch die Rettung von Menschenleben die Wunden heilt, die es als Kriegsgeschoß der Menschheit geschlagen hat, wie die Lanze Achills das Orakel ὁ τρώσας ἰάσεται erfüllte und die Wunde des Telephos heilte.

Schon früh, gleich nachdem die Rakete wieder im Abendlande bekannt geworden war, ging man in England daran, den Schwärmer zu zähmen, womit die spielende Technik der Chinesen schon vor siebenhundert Jahren die Chocs

der Tatarenhorden gebrochen haben soll, indem sie ihn an Pfeile band und mit dem nun wehrhaften und lenkbaren Insekt die Pferde der Angreifer schreckte. Nun sollte seine seine, weiche Zugkraft die Dienste leisten, die die rohe der Mörsergranate so oft nur unvollkommen tat oder versagte.

Kapitän Trengrouse zu Helston in Cornwall konstruierte im Jahre 1807, als Manby seinen Mörserapparat zusammenstellte, und als sich die Rakete bei der Beschießung von Kopenhagen als Zündgeschoß so furchtbar bewährte, den ersten Raketenapparat zur Rettung Schiffbrüchiger. Er brachte an einem Gewehr einen Halbzylinder an, wie ein Bajonett, in diesen legte er die Rakete, an deren Stock die Rettungsleine befestigt war. Das Geschoß wurde durch den Gewehrschuß gezündet. Trengrouses Konstruktion erinnert in ihrer Einfachheit an den Vorschlag des Kolberger Erfinders, die Leine von Gewehr- und Pistolenbolzen über das gestrandete Schiff tragen zu lassen. Es gelang ihm, eine Leine mit einer achtlötigen Rakete 160 Meter, mit einer zweipfündigen 400 Meter weit zu werfen. Eine einpfündige Rakete, die von einem hölzernen Gestell mit fünfzig Grad Elevation abgeschossen wurde, flog 190 Meter weit, eine vierlötige, aus der freien Hand geworfen, 100 Meter.

Diese Flugweiten wären groß genug gewesen, den 67 Schiffbrüchigen, die Manby am 18. Februar 1807 mit der Kutterbrigg Snipe nur 200 Fuß vom Lande entfernt untergehn sah, Hilfe zu bringen, und hätten es Trengrouse ermöglicht, mit dem glücklichern Erfinder des Mörserrettungsverfahrens zu konkurrieren. Ob ihm allerdings derselbe Erfolg beschieden gewesen wäre, ist bei der Unsicherheit der launigen Raketenflugbahn zweifelhaft. Die Rakete zieht weich an, das ist die Eigenschaft, wodurch sie allen, die Rettungsgeschosse konstruierten, als Leinenträger besonders geeignet erschien, aber sie kann nur leichte und dünne Leinen schleppen. Diesen Mangel verminderte John Dennett, Ingenieur in New Village auf Wight, indem er im Rettungsdienste Congrevesche Kriegsraketen verwandte, die durch ihre größere Flugkraft als Schlepppraketen geeigneter erschienen als die schwachen Signalraketen Trengrouses. Die Kriegsraketen vermochten stärkere Leinen zu tragen, die nicht so leicht rissen wie die des Trengrouseschen Apparats. Dennett arbeitete an dem Problem der Rettungsrakete weiter. Er konstruierte im Jahre 1838 eine Doppelrakete, die durch ihre Flugkraft eine leichte Leine nach einem ungewöhnlich weit entfernten Wrack bringen oder schwere an Bord eines in normaler Entfernung gestrandeten Schiffes befördern sollte. Die Gefahr des Zerreißens der Leine schränkte ein dritter englischer Ingenieur, Carte, noch mehr ein, indem er einen Haspel erfand, von dem die Leine sogar bei starkem Sturm, ohne Schlingen zu bilden, dem Geschoß folgen konnte.

In einem Artikel des Repertory of Patent-Inventions, der in dem Polytechnischen Journal von Dingler wiedergegeben ist, berichtet Dennett über seine „Verbesserungen an den für den Kriegsdienst bestimmten Raketen, an den Apparaten zur Communication mit gestrandeten Schiffen mittelst Raketen und

an den Vorrichtungen zum Richten der Mörser und anderer Wurfgeschütze". Er beschreibt hier drei Perkussionszünder für Sprengraketen und einen eisernen Raketenstab mit einem zylinderförmigen, mit Sprengstoffen und Kugeln geladnen Gegengewicht. Von dieser Konstruktion verspricht er sich viel: „Dergleichen Raketen müssen, wenn sie unter Menschenhaufen oder Pferde geworfen werden, offenbar großes Unheil und große Unordnung hervorbringen; denn nachdem die Rakete geplatzt ist, wird auch noch aus dem anderen Ende derselben ein ganzer Schwarm von Kugeln ausgetrieben werden." So bemühten sich die englischen Geschoßkonstrukteure in Erinnerung an Kopenhagen, die Zerstörungskraft der Rakete zu steigern und aus dem launigen Geschoß eine verläßige Waffe für ihre Flotte und ihr Heer zu machen. Sie fanden keine Gelegenheit, ihre Konstruktionen im Ernstfalle zu erproben, und schließlich wurden diese von den Sprenggeschossen der Geschütze weit überholt. Dagegen gelang es ihnen, der Strandungswehr ihrer Insel in Gestalt gezähmter Kriegsraketen ein wirksames Rettungsmittel zu geben. Die von Carte verbesserten Dennettschen Rettungsraketen erreichten schließlich eine Schußweite von 950 Fuß. So weit war man in England um die Mitte der fünfziger Jahre des vorigen Jahrhunderts gekommen.

Fast ebenso rasch wie Manbys Idee wurde die Trengrouses an der preußischen Küste aufgenommen.

In Preußen ließen sich Angehörige des Heeres die Verbesserung der Rettungsmittel angelegen sein, nicht Waffenkonstrukteure, die sich ihre Erfindungen durch Patente sicherten. Die preußischen Offiziere und Unteroffiziere, die sich bemühten, den Mörser und die Rakete für den Rettungsdienst zu zähmen, hatten nicht wie die Engländer die Hoffnung, durch eine Erfindung, die an der belebten Küste eines Inselreichs überall willkommen geheißen und verwandt werden mußte, Gewinn und Ruhm zu ernten. Dazu waren die Küsten des Binnenmeers, an dem ihre Heimat lag, zu wenig belebt und die Seeinteressen ihres Volkes zu gering. Die Teilnahme der ganzen Nation, das Bewußtsein, für die Seegeltung ihres Volkes zu arbeiten, an der Heerstraße des Meeres die Würde des ersten Seevolks aufrecht zu erhalten, diese Quellen der Ermutigung und Begeisterung, aus denen die englischen Ingenieure immer neue Energie zu ihren Konstruktionsversuchen gewannen, fehlte den preußischen Artilleristen an ihrer abgelegnen, verkehrsarmen und doch wrackreichen Küste gänzlich. Sie schöpften nur aus der Freude an ihrer Waffe und an ihrem Dienst und aus einer keuschen, nur in ihren Bemühungen, nie in ihren Worten sich äußernden Nächstenliebe vier Jahrzehnte lang die Begeisterung zu dem unermüdlichen Streben, aus Waffen Werkzeuge zur Rettung Schiffbrüchiger zu machen. Weil dieses Streben ein besonders schöner Zug im Bilde des preußischen Heeres ist und weil in einem tief in die Zeit reichenden Frieden eine Flut von Zerrbildern das wahre Bild dieses Heeres fast in Vergessenheit bringt, verweile ich gern dabei und zeichne diesen Zug in allen Einzelheiten nach.

Auch in Preußen versuchte man, die Rakete schon im ersten Drittel des neunzehnten Jahrhunderts im Rettungsdienste zu verwenden, nicht als Schleppgeschoß, sondern als Leuchtgeschoß.

Im November des Jahres 1827 beschloß die Hafenpolizeikommission in Memel, in deren Verwaltung sich seit kurzem ein Manbyscher Mörser befand, bei Rettungsversuchen zur Rekognoszierung des Ziels Leuchtgeschosse zu verwenden. Der Kommandeur der 1. Artilleriebrigade in Königsberg, Major Stieler, nahm den Gedanken mit großer Teilnahme auf. Die Bitte der Behörde, ihr einige Leuchtkugeln und Raketen zu überlassen und sie über die Anwendung dieser Geschosse zu belehren, erwiderte er mit der Versicherung, daß er „sehr gern bereit sei, alles was in seinen Kräften stehe, zur Erreichung des menschenfreundlichen Zwecks beizutragen". Er schlug, wie ich schon oben erzählt habe, an Stelle der Leuchtkugeln, die zur Rekognoszierung eines Ziels in See ungeeignet seien, Raketen vor, deren Leuchtsatz sich bei der Kulmination entzünde und langsam fallend die Gegend auf mehrere hundert Schritt in der Runde so hell und so lange erleuchte, daß man den schußfertigen Mörser genau richten könne. Aus den Aptierungsversuchen „würden gar keine oder nur sehr geringe Kosten entspringen, da er gerne von den Materialien, die er besitze, besonders Pulver und Papier, das erforderliche hergeben werde, indem ihn die Sache selbst zu sehr interessiere, und er wünschte sie zu einer Vollkommenheit bringen zu können, die nichts zu wünschen übrig ließe".

Wie die beiden Unteroffiziere, denen der menschenfreundliche Offizier wegen der Last seiner Dienstgeschäfte diese Versuche überlassen mußte, ihre Aufgabe lösten, habe ich ebenfalls schon oben erzählt. Die Feststellung, daß die Leuchtkraft und die Leuchtdauer der von ihnen angefertigten Raketen ausreichte, auch bei sehr dunkelm Wetter ein gestrandetes Schiff aufzusuchen und die Schußrichtung durch Feuermarken festzulegen, war ein Nebenergebnis ihrer Tätigkeit am Strande, die hauptsächlich die Instandsetzung und Erprobung des Manbyschen Apparats und die Instruktion der Bedienungsmannschaft zum Zwecke hatte.

Im Jahre 1826 waren einige Punkte der Insel Wight mit Dennettschen Raketenapparaten ausgerüstet worden. Bei Bembridge gelang es im Jahre 1832 zum erstenmal, mit einem solchen Apparat Menschenleben zu retten. Dieser Erfolg mag das Vorsteheramt der Memeler Kaufmannschaft veranlaßt haben, die Regierung um die Anordnung von Versuchen mit Schlepppraketen zu bitten.

Damals veranstaltete diese Behörde in Neutief und in Memel Leinenwerfversuche mit preußischen Siebenpfündern und Zehnpfündern, um festzustellen, welches von den beiden Geschützen im Rettungsdienste verwendbarer sei. Mit diesen Versuchen war in Memel der Ballastinspektor Müller, ein ehemaliger Oberfeuerwerker, beauftragt. Er berichtete darüber mit der grübelnden Gründlichkeit, die mir bei allen schriftlichen Äußerungen von Artillerieoffizieren und -unteroffizieren jener Zeit aufgefallen ist.

Die Versuche in Memel hatten hauptsächlich den Zweck, festzustellen, ob die Raketen nicht die Leine über ein gestrandetes Schiff tragen könnten, das für die Bombe nicht erreichbar war. Daneben sollten, wie im Jahre 1828, die Raketen als Leuchtkörper erprobt werden. Auffällig ist, daß man sich weder die Erfindungen und Erfahrungen, die in England seit dem Jahre 1807 durch Trengrouse und Dennett gemacht worden waren, noch die Ergebnisse der Versuche des Oberfeuerwerkers Kohler zunutze machte, sondern die Idee, als sei sie neugeboren, den Weg über die ersten entmutigenden Schwierigkeiten nochmals antreten ließ.

Müller verwandte zuerst eine hölzerne 15 Zoll lange Rakete — sie war zu kurz und zu schwer. Eine zweite, aus mehreren Stücken verzinnten Eisenblechs zusammengesetzte hielt das Einschlagen des Brennsatzes nicht aus. Eine dritte aus Messingblech erlag der Brennkraft des Satzes, sie erreichte mit der Leine nur eine Flugweite von 292 Schritt und verbrannte. Die vierte aus rohem Eisenblech trug die Leine nur 30 Schritt weit, da der Draht, der die Leine mit der Rakete verband, verbrannte. Auch der Boden der Rakete widerstand nicht der Brennkraft des Satzes, die eiserne Balancierstange wurde kreisförmig verzogen und zersprang beim Aufschlagen des Geschosses. Die fünfte, nach diesen Erfahrungen verstärkte Rakete flog bei gutem Wetter 695 Schritt weit und hatte nur neun Fuß Seitenabweichung, aber sie zerriß die Leine. Erst die sechste, die ganz so wie die fünfte konstruiert war, trug die Leine gegen starken Sturm 425 Schritt weit ans Ziel. Dieses Raketenmodell wurde noch mit einem stärkern Brennsatze gefüllt und mit einem schwerern Stab versehen und dann wieder probiert. Dabei zerriß die erste Rakete eine fünf Linien dicke Leine in mehrere Stücke und flog in guter Richtung 641 Schritt weit, die zweite zerriß die fast sieben Linien starke Leine, flog nur 40 Schritt weit und platzte. Die dritte erreichte eine Flugweite von 346 Schritt und traf das Ziel, die Leine blieb an einer Zielstange hängen. Die vierte zerriß die Leine, zerbrach den Stab, schlug 63 Schritt vor dem Schießstand auf die Erde und krepierte. Die fünfte zersprang beim Abfeuern. Die sechste verlor Leine und Spitzkappe und flog 673 Schritt weit.

Müller bemerkt zu diesen Versuchen, daß nach den Ergebnissen die Raketen ihrem Zweck nicht entfernt entsprächen, daß aber das verfolgte Ziel durch Geld, unermüdlichen Fleiß und große Aufmerksamkeit erreicht werden könne, und bot seine Dienste und damit das geistige Betriebskapital der Regierung an. Den bisherigen Gewinn an technischen Erfahrungen und die sich daraus ergebenden Aufgaben faßte er in folgenden Sätzen zusammen: Die Eisenblechhülsen dürften brauchbar sein, doch erfordre dieses Material die sorgfältigste Bearbeitung, da die daraus gefertigten Geschosse sonst für die Bedienungsmannschaft gefährlich werden könnten. Die Sorgfalt müsse sich auch auf die Auswahl des Rohmaterials erstrecken, da offenbar infolge der Sprödigkeit des verwandten Eisens neue Hülsen beim Abfeuern zersprungen seien, während eine schon zweimal gebrauchte zum drittenmal habe verwandt werden können. Die Form und der

Leuchtsatz der Spitzkappe, überhaupt das Raketenmodell, die Befestigungsart der Leine, die Balancierung, endlich die Werkzeuge zur Herstellung der Raketen bedürften noch der Verbesserung. Mit verbesserten Raketenmodellen, die mittels verbesserter Werkzeuge hergestellt seien, werde die Stärke des Satzes zu ermitteln sein, die hinreiche, eine 30 Pfund schwere Leine gegen Sturm bis an die äußere Grenze der Strandungszone zu tragen.

Müller gibt uns auch mit außerordentlicher Klarheit und Gründlichkeit Aufschluß über die Erfahrungen, die man in Preußen bei der Anwendung des Manbyschen Apparats gemacht hatte, und über die Wünsche und Verbesserungsvorschläge, die dabei laut geworden waren. Die Verwendbarkeit der Schlepp-raketen hat er kaum gefördert. Er hat wohl nur längst Gesundnes mit der Gründlichkeit eines preußischen Artillerieunteroffiziers neuerdings gesucht und gefunden. Aber der ehemalige Oberfeuerwerker erscheint nach seinen Ausführungen als ein Geschütz- und Geschoßtechniker, der berufen war, im Verein mit andern Artilleristen und Seeleuten das artilleristische Rettungsverfahren so zu vervollkommnen, daß es mit sicherer Aussicht auf Erfolg an der ganzen preußischen Küste hätte organisiert werden können. Allein seine Tätigkeit blieb auf den Königsberger Bezirk beschränkt. Am 29. Juni 1832 fand unter seiner Leitung in Anwesenheit des Regierungschefpräsidenten Grafen Dohna-Wundlacken ein Probeschießen mit den beiden Mörsern statt. Mit welchem Erfolg, ist nicht erwähnt. Am 3. August gab Müller in Gegenwart des Oberpräsidenten von Schön je zwei Schüsse mit dem Sieben- und mit dem Zehnpfünder ab. Alle vier Schüsse waren Treffer.

Ob der große Staatsmann und sein Freund Eichendorff, der vom Jahre 1821 bis zum Jahre 1823 Regierungsrat in Danzig und vom Jahre 1824 bis zum Jahre 1831 Oberpräsidialrat in Königsberg war, diesen Bestrebungen, in Gottes Dienst „den Schiffer zu wahren, der bei Nacht vorüber zieht", tiefere Teilnahme entgegengebracht haben, konnte ich leider nicht erfahren. Ich hätte so gern eine Beziehung zwischen dem Dichter und dem Strandgottesdienst des Rettungswesens gefunden. Aber der Spruch des Danziger Türmers ist fast der einzige Anklang an die Strandnot, der in Eichendorffs Dichtungen festzustellen ist. Nur in dem Gedicht vom braven Schiffer, worin er die Verdienste seines Freundes Schön feiert, verrät er noch seine Stranderfahrungen und kleidet den Freund ins Ölzeug eines Schiffers:

So zwischen Schrecken, träger Ruh
Und Sandbank des Gemeinen
Dem ritterlichen König zu
Führt er getreu die Seinen.

Es enttäuscht mich, daß der Dichter mit seinem hellen Gesicht nicht sah, was dem Verwaltungsbeamten fremd blieb. Es hat überhaupt etwas Enttäuschendes, daß sich von all den Bestrebungen der Küstenartillerie und der Behörden, die Strandungsgefahr an unsern Küsten einzuschränken, keine Spur

in den Werken der am Meere gebornen und groß gewordnen Dichter, Gelehrten und Staatsmänner jener Zeit findet. Die Waffe der Nothelferin Barbara, am Meere im Dienste der Nächstenliebe geführt — dieses Bild hätte wenigstens Dichteraugen fesseln müssen. Liegt doch schon in der rein militärischen Tätigkeit der Küstenartillerie viel Poesie. Ich wundre mich, daß dieses Gold erst in der jüngsten Zeit von dem Lauenburger Ernst Johann Groth entdeckt und in seinem Buche: „Die drei Kanoniere und andre Geschichten" dichterisch verwertet worden ist.

Ballastinspektor Müller konnte die Aufgabe nicht lösen, die er sich gestellt hatte, obwohl ihn seine zähe, grübelnde und doch nicht unfrei an Einzelheiten haftende Tüchtigkeit dazu außerordentlich befähigte. Auch im Bezirk Königsberg legte sich um diese Zeit ein tiefer Schlummer auf das Rettungswesen. Aber nicht Teilnahmlosigkeit, nicht „träge Ruh" hemmte das Gedeihen der Blume der Menschlichkeit, die dort am Strande Wurzel gefaßt hatte, sondern die Sorge um etwas Wichtigeres, die Schärfung der Wehr zur Erfüllung künftiger großer Aufgaben. Der Mörser am Strande von Memel versank wie der Manbysche Apparat im Artilleriedepot zu Stralsund in tiefen Schlaf, als von den Gewappneten im Kyffhäuser der Schlummer allmählich wich.

Zehn Jahre gingen ins Land, bis die Rakete wieder in ihrem Werte für das Rettungswesen gewürdigt wurde. Wieder sah man in ihr zunächst ein Mittel zum Aufsuchen des Wracks und zur Erleichterung und Verbesserung des Zielens. Auch hier brach Trost, der Artillerieoffizier vom Strand, den Bann des Schlummers und der Vergessenheit, der die Idee des artilleristischen Rettungsverfahrens gefesselt hielt. In der Instruktion für den Gebrauch des Manbyschen Rettungsapparats bei Strandungen, die er im Jahre 1842 als Premierleutnant und Adjutant der 1. Artillerie-Inspektion ausarbeitete, brachte er die Rakete wieder zu Ehren, indem er schrieb: „Da Strandungen am häufigsten bei finsterer Nacht geschehen und man daher nicht im Stande sein wird, das Wrack zu sehen und dem Mörser die Richtung dorthin zu geben, so sind zur Erleuchtung des Horizonts 1pfündige Signal-Raketen mit Fallschirm angewendet. Dieselben haben einen solchen Erleuchtungskreis, daß man über 300 Schritt weit in See große Gegenstände ziemlich deutlich sehen konnte. Das Aufsteigen einer ¼pfündigen Rakete gleich nach der Ankunft an dem Orte, wo man den Rettungsversuch machen will, wird bei finsterer Nacht und heulender See den edeln Zweck erfüllen, der in großen Nöten schwebenden Schiffsbesatzung ein Zeichen zu geben, daß man ihre Not wahrgenommen und ihre Rettung versuchen wird. Diese Hoffnung wird die Unglücklichen mit neuem Lebensmut erfüllen und sie selbst werden zu ihrer Rettung um so mehr in Bereitschaft sein ... wenn sie durch die steigende Rakete von der Nähe ihrer Retter benachrichtigt sind." So beschrieb dem Romantiker in Uniform seine Phantasie beredt die Lage und die Gefühle der Schiffbrüchigen, und sein Geist sann auf Mittel zu helfen und sah nach Hilfsmitteln aus. Dennetts Raketenapparat war ihm nicht unbekannt

geblieben. Eine Beschreibung dieses Apparats, die er im Jahre 1843 verfaßte, befindet sich bei den Akten der Regierung zu Köslin. Ob er sich von der Erfindung des Engländers Erfolg versprach, ist aus der Beschreibung nicht ersichtlich. Er gibt sie ohne jeden Zusatz, sodaß man den Eindruck gewinnt, daß er der launigen Rakete die Fähigkeit, mit dem Mörser zu konkurrieren, nicht zuerkannte. Im Jahre 1847 wurde er zum Artillerieoffizier des Platzes in Stralsund ernannt. Während der Tätigkeit, die er in den folgenden Jahren am Strande von Vorpommern und Rügen entfaltete, erwähnte er die Rakete nicht mehr.

Nicht lange nachdem der Artillerieoffizier vom Strand die Stationen in Vorpommern und auf Rügen unter Dach gebracht hatte, hemmte wieder ein drohender Krieg die Entwicklung des Rettungswesens. Seit dem Jahre 1857 war die Ausrüstung der Stationen Hiddensee, Zingst und Darßerort mit Rettungsbooten nach dem Muster des Peakeschen Boots projektiert. Die Boote waren schon bei einem Schiffbaumeister in Swinemünde in Bau gegeben. Im Frühling des Jahres 1859, einige Wochen vor den Schlachten bei Magenta und bei Solferino suspendierte die Regierung „alle Bauausführungen und Verwendung der zur Disposition gestellten extraordinären Baufonds“ ..., „um diese Fonds zu Bedürfnissen des Heeres verwenden zu können“. Der Bau der Rettungsboote, der dazu gehörenden Wagen und des Schuppens zu Zingst mußte eingestellt werden. In den folgenden Jahren verschärfte sich die schleswig-holsteinische Frage. Trotzdem nahm man die friedliche Armierung des Strandes mit Rettungsgeräten wieder auf. Im Spätherbst des Jahres 1860 brachte das Dampfkanonenboot Sperber ein Francisboot, das in Swinemünde aufgestellt war, nach Stralsund. Dieses Wellblechboot erschien durch seine Leichtigkeit und seine breite Kielsohle für die flache und sandige Küste Preußens von vornherein besonders geeignet. Durch eingehende Versuche sollte aber der Francistyp noch sorgfältig dem vorpommerschen und rügischen Strande angepaßt werden. Der Hafenbauinspektor Khün nahm diese Versuche mit Mannschaften der Seeartillerie vor. Marineoffiziere waren als Sachverständige beigezogen. Man entschied sich für die Beibehaltung der Swinemünder Form, und im Jahre 1861 wurden die Stationen Hiddensee, Zingst und Darßerort mit solchen Booten ausgerüstet.

Die Fürsorge für die Schiffbrüchigen, das Dornröschen, das immer wieder in tiefen Schlummer versenkt worden war, brauchte die Spindel der bösen Fee Finanz nicht mehr zu fürchten. Die große Zeit, die nun anbrach, nahm den Schlummer ganz von ihm und ließ das wache Dornröschen auch nicht zum Aschenbrödel werden.

Gustav Freytag weist im vierten Bande seiner Bilder aus der deutschen Vergangenheit auf die Gründungen der Nachfolger Speners, die ersten Waisenhäuser, und auf die Anfänge einer geordneten städtischen Armenpflege, die wir ebenfalls den Pietisten verdanken, mit großer Wärme hin: „— für alle Zeit

soll unser Volk mit besonderem Interesse auf diese Stiftungen unserer frommen Vorfahren sehen. Denn sie sind die ersten gemeinnützigen Unternehmungen, welche durch freie Privatbeiträge Einzelner aus ganz Deutschland gegründet werden. Zum ersten Mal wurde durch sie dem Volke in das Bewußtsein gebracht, wie Großes durch das Zusammenwirken vieler Kleinen geschaffen werden könne. Daß diese Erfahrung dem Volke damals wie ein Märchen erschien, ist nicht auffallend, wenn man erwägt, daß durch die Stillen in den Jahrzehnten vor und nach 1700 aus den Ländern deutscher Zunge weit mehr als eine Million Thaler für Waisenhäuser und ähnliche wohlthätige Institute zusammengebracht worden sein muß, — allerdings nicht nur aus Privatkassen; — aber in dem armen noch dünn bevölkerten Lande haben solche Summen eine Bedeutung." An diese Schilderung des Wirkens der ersten Wohltätigkeitsvereine mußte ich denken, als ich in den Akten der Regierung zu Stralsund die Entstehung des Neuvorpommersch-Rügenschen Vereins zur Rettung Schiffbrüchiger verfolgte.

Im Jahre 1862 riet der Handelsminister Graf Itzenplitz dem Oberpräsidenten der Provinz Pommern, „die Sorge für die Bedienung der Rettungsboote und für angemessene Belohnung der Bedienungsmannschaften zur Aufgabe für den Gemeinsinn von Privatvereinen und Privatpersonen zu machen". Vermutlich stützte sich die Rechnung des Ministers auf die Entwicklung der Vereine zur Rettung Schiffbrüchiger in England und an der deutschen Nordseeküste. Das Vorbild der englischen Royal National Life Boat Institution, die seit dem Jahre 1851 unter der Leitung des Herzogs von Northumberland mächtig aufblühte, der Untergang der Besatzung eines hannoverschen Schiffs bei Borkum und die Rettung einer Schiffsmannschaft bei Wangerooge — Tod und Leben — hatten in dem kleinen Weserhafen Vegesack zwei Apostel des neuen Glaubens an die Möglichkeit und die Pflicht, den Schiffbrüchigen zu helfen, geweckt. Navigationslehrer Bermpohl und Advokat Dr. Kuhlmay brachen durch einen „Aufruf zu Beiträgen für die Errichtung von Rettungsstationen auf den deutschen Inseln der Nordsee" den Bann des Fatalismus, der an der deutschen Nordseeküste das Bestreben, den Schiffbrüchigen zu helfen, lähmte: am 2. März 1861 wurde zu Emden der erste deutsche Verein zur Rettung Schiffbrüchiger gegründet.

Diese Entwicklung der Rettungsbestrebungen gab dem preußischen Handelsminister den Gedanken ein, das Küstenrettungswesen aus einer Nebenaufgabe der Hafenbaubeamten und Lotsen zur Hauptaufgabe eines Vereins zu machen. Aber den Behörden, die er mit der Verwirklichung seines Gedankens beauftragte, erschien ein Verein zur Gründung und Unterhaltung von Rettungsstationen so unerreichbar wie dem armen deutschen Volke nach dem Dreißigjährigen Kriege die Gründung von Waisenhäusern. Der Minister hatte den äußern Behörden vorgeschlagen, die Teilnahme der Seeversicherungsgesellschaften für die Sache zu wecken. Der Versuch schlug fehl. Diese Versicherungsgesellschaften mußten

wünschen, daß die Mannschaft eines gestrandeten Schiffs bis zum letzten Augenblick auf dem Wrack ausharre. Einem Verein, der seinen Bootsmannschaften voraussichtlich nach dem Beispiel des englischen Vereins die einzige Aufgabe stellte, Menschenleben zu retten, und die Weisung gab, das Gepäck der Schiffbrüchigen, wenn es irgendwie die Rettung erschwerte, über Bord zu werfen, konnten die Vertreter der Versicherungsgesellschaften nur als Menschen, nicht als Geschäftsleute Teilnahme entgegenbringen.

Die Regierung hielt den Gedanken des Ministers nicht für ausführbar. Sie unterschätzte die sittliche und die politische Kultur der preußischen Küstenbevölkerung, indem sie urteilte: „Das Publikum hat sich bei uns nur zu sehr gewöhnt, die Hülfe und die Anordnungen des Staats zu gewärtigen. Auch dürfte bei uns das in England so durchgängig geweckte, wahrhaft nationale Interesse für alles, was mit der Schiffahrt zusammenhängt, fehlen, wie denn auch der Reichthum und werktätiges Christenthum in England selbstredend die erforderlichen Mittel viel leichter flüssig machen, als dies bei uns gelingen würde." Der Hafenbauinspektor hielt eine militärische Organisation des Rettungsdienstes für geboten: „Wenn die Rettungsboote ihrem Zweck entsprechen sollen, dann ist es allerdings erforderlich, daß dieselben mit einer Mannschaft versehen werden, welche nicht allein mit der Bewegung des Bootes völlig vertraut ist, sondern auch jederzeit bereit steht, den Dienst auf diesem Boot zu übernehmen und in bezug auf die Ausführung des Rettungsdienstes lediglich dem Kommando des Führers gehorcht, der unerschrocken keine Gefahr scheut, wenn er nicht sichern Untergang vor Augen sieht. Von diesem Gesichtspunkt aus, muß die Organisation militairisch, also es muß eine Mannschaft sein, welche keinen freien Willen mehr besitzt, sondern nur eine übernommene Pflicht auf Kommando des Vorgesetzten ausübt. Kein andrer freier Mann wird eine solche Pflicht übernehmen, und so lang man auf die freiwillige Gestellung der Mannschaft angewiesen ist, bleibt der Rettungsdienst immer von allerlei Zufälligkeiten abhängig. Will der Staat eine bestimmte Besatzungsmannschaft des Rettungsboots nicht löhnen und weist auf Privatvereine hin, so muß ich nach meinen Erfahrungen ... erklären, daß ich keine Hoffnung habe eine solche Anbahnung verwirklicht zu sehen. Ich kann die Ansicht wohl theilen, daß es eigentümlich ist, grade im schiffahrttreibenden Publikum so wenig Sinn für derartige segensreiche Institutionen zu finden, aber es ist einmal so, und ob der Sinn geweckt werden kann, bleibt sehr zu bezweifeln, da der Schlußpunkt aller dieser Vereine immer Geldausgaben bleiben, bei denen mit wenigem nicht viel getan. Dazu kommt, daß die jetzt bestehenden Rettungsanstalten im Publikum kein Vertrauen genießen, man fühlt, daß in denselben dasjenige fehlt, was ihnen erst Leben giebt, eine jederzeit bereite, mit dem Ganzen völlig vertraute Mannschaft. ..." Die Regierung in Stralsund beantragte im Einvernehmen mit einem Vertreter der Stralsunder Kaufmannschaft zur Förderung des Rettungswesens die Einführung einer Abgabe von den Seeschiffen. Sie erwartete von dieser Abgabe

im Stralsunder Bezirk einen jährlichen Ertrag von 180 Talern. Damit sollten Lokalkomitees die Bedienungsmannschaft der Rettungsgeräte bezahlen. „Auf eine Aufbringung der nöthigen Geldmittel durch Privatbeiträge könne nicht gerechnet werden." Der Minister wies diesen Vorschlag ab und suchte bei den äußern Behörden die Überschätzung der Schwierigkeiten der geplanten Organisation dadurch zu mäßigen, daß er Lokalkomitees nur an Orten, wo keine Lotsen stationiert seien, als notwendig bezeichnete und ihre Aufgabe auf die Bestreitung des Jahreslohns für den Bootsführer und des Tagelohns für die Ruderer einschränkte. Den Vereinen die Instandhaltung der Stationen zuzumuten, daran dachte der Minister nicht. Dennoch mußte sein Optimismus drei Jahre lang mit dem Pessimismus der äußern Behörden kämpfen, bis ihm die Gründung des Neupommersch-Rügenschen Vereins zur Rettung Schiffbrüchiger recht gab. Dieser Verein wurde am 24. Januar 1866 gegründet. Damit war die Grundlage für eine kräftige Entwicklung der preußischen Rettungseinrichtungen geschaffen.

(Schluß folgt)

Probleme der Kunstindustrie

Von Joseph Aug. Lux in Dresden-Blasewitz

Das künstlerische Problem unsrer Zeit liegt nicht im Kunsthandwerk, es liegt in der Industrie. Die kunsthandwerkliche Disziplin steht fest, wenn es sich darum handelt, ein vollendetes Stück Treibarbeit, ein köstliches Geschmeide, eine ausgezeichnete Töpferarbeit, einen erlesenen Bucheinband mit Handvergoldung, edle Spitzen oder Stickereien, feine Möbel mit Schnitz- oder Einlegearbeit zu liefern. Es sind Arbeiten, die von Liebhabern verlangt und bezahlt werden, und die wieder reichlicher auftreten werden, wenn die Kultur fortschreitet. Es ist Handarbeit im künstlerischen Sinn und verkörpert die viel begehrte und so selten gebotne Qualität. Die moderne Bewegung hat diesen kunsthandwerklichen Leistungen den gebührenden Rang neben den sogenannten hohen Künsten zurückerobert und ihnen namentlich unter der Einwirkung der englischen Bewegung eine Seele eingehaucht, die sie den hohen Leistungen des alten Kunsthandwerks ebenbürtig macht. Aber das sind kunsthandwerkliche Arbeiten, die persönlich bestimmt sind und wieder nur dem Kunstbedürfnis der Persönlichkeit dienen. Sie sind nicht für die Masse da.

Für die Masse sorgt die Industrie. Sie ist aus der Masse hervorgegangen und nur durch sie gerechtfertigt. Einer unbegreiflichen Lebenslüge zufolge möchte die Masse auch Kunst haben. Also das, was sie niemals

verstanden hat und niemals verstehn wird. Die Folge ist, daß sie ein wertloses Surrogat hinnimmt, und daß die Industrie diese Art von Kunst für die Masse hervorbringt. Kunstindustrie. In Wahrheit aber kann die Industrie niemals Kunst hervorbringen. Kunstindustrie ist ein Unding. Der hohe menschliche Begriff der bildenden und handwerklichen Künste ist lediglich bestimmt von der persönlich geadelten Handarbeit, durch die sich die seelische Inspiration stofflich ausdrückt. In der Reproduktion eines Meisterwerkes der Malerei oder in der Galvanoplastik, und wiederholte sie auch ein Werk Michelangelos, haben wir nicht das Kunstwerk, nicht einmal ein Bruchstück davon, sondern nur eine schwache Andeutung einiger Linien und Flächen. Ebensowenig haben wir in der industriellen Nachbildung der kunstgewerblichen Handarbeit einen Ersatz für das, was wir an jener Handarbeit künstlerisch schätzen und empfinden. Alle Geschmacklosigkeiten, ein großer Teil der Qualitätsmängel und der Übel, die im Gefolge der modernen Zivilisation aufgetreten sind, kommen aus dem Glauben, daß die Industrie Kunst machen und das wichtigste künstlerische Moment der Seelenfreude und der persönlich differenzierten Handarbeit durch die Arbeitsteilung und durch die Maschine ersetzen könne.

Das künstlerische Problem der Industrie kann nur gelöst werden, wenn die Industrie entschlossen ist, nicht mehr einer falschen Kunst sondern dem guten Geschmack zu dienen. Die Kunst ist eine persönliche Angelegenheit, zu der man nicht verpflichtet werden kann; verpflichtet kann man nur zum guten Geschmack werden. Diese Verbindlichkeit nötigt die Industrie nun erst recht, sich der besten künstlerischen Kraft zu bedienen, die den Zusammenhang der Erscheinungen beherrscht und imstande ist, den Industrieprodukten den Stempel des guten Geschmacks zu geben, durch den sie sich dem Lebensbild harmonisch einfügen. Ein Beispiel von großer Tragweite in dieser Beziehung bietet die Berufung Behrens zum künstlerischen Beirat an die Berliner Allgemeine Elektrizitäts-Gesellschaft. Nicht die elektrotechnischen Installationen zu Kunstwerken zu machen, die sie niemals sein können, sondern ihnen die logische Form zu geben, ist die von diesem Künstler erkannte Aufgabe. Streng genommen kann auch ein Maschinenmöbel niemals Kunst sein. Es ist so wenig ein Kunstwerk wie ein anständiger Lederkoffer, ein Fahrrad, ein Automobil. Ebensowenig sind die vorzüglich durchdachten modernen Landhäuser, die nach den Entwürfen unsrer besten Architekten entstehen, Kunstwerke. Sie haben gar nicht die Aufgabe, es zu sein, sie haben nur die Aufgabe, in menschlicher Angemessenheit zweckvoll, sachlich und schön zu sein. Der Geist des Schönen soll auch über der Alltagsproduktion und der Massenherstellung herrschen. Nur der Künstler kann ihn bestimmen, der die Zusammenhänge überschaut, eine ganze Welt, und Einheit an Stelle des Chaos stellt. Aber die Kunst beginnt ganz wo anders.

Wer für die Masse arbeitet, muß billig sein. Die Industrie muß billig sein. Ich begreife, daß van de Velde den Thüringer Töpfern gepreßte

OF CALIFORNIA

Formen gibt, die industriell herzustellen sind, und die bei den niedrigen Marktpreisen den Leuten wenigstens durch eine schnellere Produktionsart die Existenz ermöglichen. Van de Velde war von einem ganz richtigen wirtschaftlichen Instinkt geleitet. So sehr das Schwinden der alten Töpferkunst zu bedauern ist (sie wird wieder erstehn!), so ist der Vorgang doch ganz gerecht. Die Leute wollen leben und lassen von selber die Drehscheibe im Stich. Sie sind nicht dabei zu erhalten. Ganz abgesehen davon, daß von diesen Handwerkern für die Kunst nichts zu erwarten ist, weil sie nicht zu heben sind. Das Kunsthandwerk wird von Persönlichkeiten ergriffen werden, die die Bildung ihrer Zeit mit der Sache verbinden. Dem gewöhnlichen Handwerker ist nicht zu helfen, er drängt zur Industrie, wenn auch im kleinen Umfang, um überhaupt zu existieren. Und die Industrie kann mit den an die Handwerkstechniken gebundnen Kunstformen nichts anfangen. Wenn also die Töpfer schon die Drehscheibe verlassen und gepreßte Formen machen, dann sollen sie wenigstens von dem überlegnen Geschmack eines Künstlers bestimmt werden, damit überhaupt etwas ordentliches daraus werden kann. Für die Töpferindustrie kann zum Alltagsgebrauch nur die zweckmäßige, praktische Form, die schöne farbige oder leuchtende Glasur oder die schöne Proportionen betonende einfache Linie in Betracht kommen. Alle andern persönlichen Reize, die Unwillkürlichkeiten und Vibrationen der gestaltenden Hand, die jedes Einzelstück mit einem individuellen Leben begabt, sind dahin. Die Masse braucht diese Feinheiten nicht und versteht sie auch gar nicht. Es ist alles ganz in Ordnung. Was sich hier vollzieht, ist in der Holz- und Metallbearbeitung längst Tatsache geworden. Das Tischlergewerbe ist vollkommen industrialisiert, und für den Möbelbau sind ganz neue Grundsätze maßgebend. Möbelstücke, die den Rang eines Kunstwerkes einnehmen und alle Vorzüge der alten handwerklichen Herstellung haben, selbst bis auf die handgehobelten Flächen, die deshalb eine unnachahmliche Weichheit und ein bestimmtes Leben aufweisen, gehören zu den Ausnahmen. Gewöhnlich aber ist auch das prunkhafte Stück von heute Industrieerzeugnis und kein Kunstwerk. Für den guten Geschmack ist auch bei dem modernen Möbel nicht der Prunk entscheidend, sondern die schlichte Form und die gute Proportion. Intarsien und gelegentliches Schnitzwerk geben hier noch einen kleinen Spielraum für die persönliche Arbeit. Nur die Qualität der Form hängt vom Künstler ab. Die Arbeits- und Materialqualität wird von andern Dingen bestimmt, die nicht in seiner Gewalt sind.

Die Goldschmiedekunst ist vollends in der Industrie untergegangen. Es gibt rühmliche aber seltne Ausnahmen, wie die englischen Arts and Crafts-Unternehmungen und die Wiener Werkstätte. Die Originalität des Entwurfs muß uns über die maschinenmäßige Härte und uninteressante Ausführung hinweghelfen. Die Qualität des Entwurfs, die ebenfalls nur von einem hohen Kulturgeschmack bestimmt werden kann, ist das einzige, was die Goldschmiedeindustrie zurzeit anzustreben vermag, wenn sie wirklich hoch hinaus

will, was leider bei den Fabrikanten noch allzu selten der Fall ist. Ebenso sind das Buchgewerbe und der Bucheinband vollkommen Industrie geworden, was sich durch das Lese- und Bildungsbedürfnis der Masse vollkommen erklärt. Die wenigsten wissen, wie ein persönliches Buch aussieht, was ein guter, kunsthandwerklicher Einband oder eine echte Handvergoldung bedeutet. Aber auf den neuen Grundlagen hat sich unter dem Einfluß Englands ein guter industrieller Geschmack geltend gemacht, der von den Künstlern durchgesetzt werden konnte. Hochstrebende Schriftgießereien wie jene von Klingspor, Druckereien wie Poeschel und Trepte, neuerdings in Verbindung mit dem Schriftkünstler Tiemann haben typographisch außerordentlich geschmackveredelnd gewirkt. Aus den individuellen Künstlerschriften haben sich nach und nach sehr geschmackvolle und gut leserliche Gebrauchsschriften für die Buchindustrie entwickelt. Endlich haben sich die Buchverleger wie Eugen Diederichs in Jena, Schuster und Löffler in Berlin, Julius Zeitler in Leipzig u. a. um die deutsche Buchausstattung große Verdienste erworben. Der klischeemäßige Aufdruck der Buchdeckelverzierung gewährt der Graphik einen größern Spielraum, wenn auch hier der gute Geschmack einer undisziplinierten Überkunst aus dem Wege geht. In der Lederindustrie- und Kofferfabrikation sind keine andern Grundsätze im Interesse der schönen Form maßgebend als anständiges Material, sachliche und sinnreiche Formgebung, Forderungen, die im Interesse des guten Geschmacks in der Wagen-, Automobil-, Waggon- und sonstigen Verkehrsindustrie durchaus selbstverständlich und überliefert sind.

In den industriell bestimmten Kunstgewerben, wie in der Holz-, Leder-, Glas-, Metallbearbeitung, in der Textilbranche und der technischen Installation, in allen diesen einst handwerklichen und heute industriellen Produktionsgebieten, die im Umkreise der Architektur liegen und von ihr bestimmt sind, betrifft das künstlerische Problem nicht die Schaffung von individuellen, interessanten und in der Massenherstellung niemals auf die Dauer erträglichen Künstlervisionen, sondern die Verbreitung der typischen Formen des guten Geschmacks, von Typen, die nicht stören, die als sachlich und anständig empfunden werden können und in dieser Kultivierung nur von einem überlegnen, baukünstlerisch disziplinierten Geist geleitet werden können. Der Künstler verbindet sich nicht mit der Industrie, um Kunst hervorzubringen, sondern um die Kultur des guten Geschmacks zu verbreiten. Nochmals sei es gesagt, daß die Kunst mit der Industrie nichts zu tun hat.

Das sogenannte künstlerische Problem der Industrie ist zugleich das Problem der Qualität. Dieses Wort hat gerade in diesen Tagen eine hypnotisierende Gewalt erlangt. Es scheint das Programm der Zukunft zu enthalten. Aber gerade hier liegt die Sache viel problematischer, als viele denken, die sich dieses Worts als Reklametitel bedienen. Ohne Zweifel bedeutet der Qualitätsbegriff einen Höhepunkt in der künstlerisch geleiteten modernen Bewegung, einen Abschluß und zugleich einen Anfang. Aber hier wirken soziale, wirtschaftliche und sogar ethisch gerichtete Lebensmächte bestimmend mit, die der Künstler nicht in

der Hand hat. Wenn der Künstler nur Entwerfer ist, dann hat er bloß die Zeichnung in seiner Gewalt und kann in der Industrie an leitender Stelle die Prägung der Form bestimmen. Ist der Künstler aber Handwerker zugleich und mithin Ausführender, dann hat er jene Qualität in der Hand, die das Ergebnis der liebevollsten, von intimer Materialkenntnis beherrschten hingebenden persönlichen Arbeit ist, eine Qualität, die von der Seelenfreude und dem Arbeitsgeist des Schöpfers zeugt und zugleich ein wesentliches Merkmal des Kunstwerks ist. Die Qualität schwebt einem vor, wenn das Wort genannt wird. Für die Industrie ist sie aus vielen Gründen nicht erreichbar. Zunächst weil die Industrie das Persönliche der unmittelbaren, fertigmachenden menschlichen Handleistung ausschaltet. Dann aber weil sie mit Arbeitskräften schaffen muß, die bei der bestehenden sozialen Ordnung unmöglich die unerläßliche Voraussetzung aller edeln Arbeit, die opferfreudige seelische Hingabe an das Werk mitbringen können. Die ganze Industriearbeit ist naturgemäß auf Geschäftsmäßigkeit zugeschnitten. Zum Teil liegt es an den Lohnverhältnissen. Die Arbeitskraft hat aufgehört, einen unmittelbaren seelischen Anteil an dem Geschaffnen zu nehmen; das ganze Arbeitsverhältnis in der Industrie ist eine bloße Lohnfrage geworden. Die Daseinsbedingungen der Industrie sind auf Masse und Schnelligkeit gestellt. Je größer der Betrieb, desto weniger kann es in allen Stücken mit den Grundsätzen der Qualität genau genommen werden. Häufen sich die Bestellungen zum Beispiel in der Möbelbranche zu gewissen Zeiten, dann legt die kapitalistische Verantwortung der Leitung die Pflicht auf, die Quantität zu bewältigen. Der Akkordlohn ist ein Mittel, der menschlichen Arbeitskraft eine quantitative Mehrleistung abzuringen. Die natürliche Folge ist eine größere Flüchtigkeit auf Kosten der Qualität. Wenn es der Bedarf verlangt, muß der Arbeiter lieber zehn Stück eines gewissen Erzeugnisses an einem Tag machen, wenn sie auch etwas minderwertig sind, als an einem Tag ein gutes Stück. Die Pflicht, schnell zu liefern, die vom Käufer und von der Konkurrenz auferlegt wird, verhindert es zum Beispiel in der Möbelbranche, den Erzeugnissen die nötige Herstellungszeit einzuräumen, die von der Qualität bedingt würde. Wer weiß, daß furnierte Möbel, feine Polituren monatelang in Arbeit stehn müssen (jahrelang getrocknetes Holz vorausgesetzt), wenn sie gediegen sein sollen, der wird bei der durchschnittlichen Lieferzeit von vier bis sechs Wochen kein hohes Maß an Qualität erwarten dürfen. Den üblichen Qualitätsversicherungen gegenüber ist einige Skepsis am Platz, wenn man bedenkt, daß ein so umfangreiches Gebäude wie „Rheingold“ in Berlin mit allen Inneneinrichtungen in einem Zeitraum von nicht mehr als zwölf Monaten fertiggestellt wurde. Je größer der Betrieb, desto weniger hat er es in der Macht, Aufträge, die sich den elementaren Qualitätsbedingungen widersetzen, abzuweisen. Das kann der kleine Tischler tun oder der Kunsthandwerker, der seine Arbeit nur nach hohen menschlichen Gesichtspunkten vollbringt und einen gleichgestimmten Interessentenkreis hat. Das kann von den modernen Produktionsstätten größern Stils nur die Wiener Werkstätte tun, die sich von vornherein auf den Grundsatz

gestellt hat, lieber soll der Arbeiter zehn Tage an einem Stück arbeiten, als an einem Tag zehn Stücke auf Kosten der Qualität machen.

Ein weiterer Widersacher der Qualität ist die verlangte Billigkeit. Die Forderung der Billigkeit ist durch die allgemeine wirtschaftliche Verfassung bedingt und im Kapitalismus begründet. Für die Masse wenigstens. Es ist aber ein Irrtum, anzunehmen, daß der kunstgewerbliche Großbetrieb unter allen Umständen billiger liefern könne als der möglicherweise höher qualifizierte kleinmeisterliche Handwerksbetrieb. Der Großbetrieb kann nur rascher liefern und den Markt versorgen. Das ist alles. Er hat zwar die Rohmaterialien billig in der Hand, weil er als der größere Käufer auftritt, und er kann durch die Arbeitsteilung und Maschinen in derselben Zeit mehr liefern. Er hat aber andrerseits mit enormen Reklame- und sonstigen Regiekosten zu rechnen, die ihn mit Rücksicht auf die Konkurrenz zu weitern Qualitätsherabminderungen zwingen können.

Die Industrie hat es bewirkt, daß die zahlreichen Kunsthandwerke, die früher das Lebensbild bestimmten und die hohe Qualität der überlieferten kunsthandwerklichen Gegenstände erzeugten, nahezu gänzlich vom Schauplatz verschwunden sind und bestenfalls im Winkel da und dort vegetieren. Aber die Industrie hat es auch bewirkt, daß das Verlangen nach jener hohen Qualitätsmarke wieder lebendig geworden ist, und daß kunsthandwerkliche Betriebe nach künstlerischen Grundsätzen auf Grund der alten Techniken wieder möglich sind. Von den alten Handwerkern, die sich als Kleinmeister noch hinfristen, ist nichts zu erwarten; es sind neue Menschen nötig, die das Erbe in die Hand nehmen und pflegen werden. Aber der Hauptsache nach beruht die moderne Kulturentwicklung doch auf der Industrie. Sie ist die Macht, die, was die Form betrifft, den guten Geschmack mit entscheidendem Erfolg verbreiten und die Physiognomie des Alltags mit einem Schlag verbessern kann, wenn sie bedeutende und führende Künstler in die technische Leitung beruft. Die Masse künstlerisch machen, ist ein aussichtsloses Geschäft. Von Mann zu Mann darüber zu debattieren, was schön oder nicht schön ist, würde zu keinem Ende führen. Die Masse kann nur erträglich gemacht werden, wenn ihr schlechte Produkte vorenthalten und ausschließlich Gutes gereicht wird. Sie darf nicht befragt werden, denn sie hat kein Urteil. Den Markt zu bestimmen und die Sachlage zugunsten der Kultur zu ändern, diese Macht hat lediglich die große Industrie. In der Qualität kann sie ein anständiges Durchschnittsniveau halten, was vielfach schon erreicht ist. Wenn darüber Einigkeit herrscht, daß das Industrieprodukt niemals mit dem Kunsthandwerk wetteifern kann, daß aber beide an ihrem Platze gut sind, das eine der Nützlichkeit und das andre der Schönheit und des Kunstbedürfnisses wegen, dann ist viel geschehn, um die Lage zu klären und den rechten Weg zu finden.

Sozialpsychologische Eindrücke aus deutschen Großstädten

Von Karl Dieterich

München

1

Von der protestantischen Bürger- und Kaufmannsstadt Leipzig in die katholische Bauern- und Königsstadt München ist auf den ersten Blick ein starker Sprung. Doch es ist schon dafür gesorgt, daß es nicht an mildernden Übergängen fehlt. Wir sahen ja schon, daß Leipzig manches vom Süden angenommen hat, und suchten das an mehreren kleinen Zügen festzustellen, die wir in der bayrischen Hauptstadt wiederfinden. Der Bayrische Bahnhof in Leipzig ist ja auch schon ein Vorposten des deutschen Südens. Und doch, welch eine andre Welt steigt vor einem auf, wenn statt des stolzen Leipziger Rathausturms das dickköpfige, untersetzte Zwillingspaar der Frauentürme aus der Ferne herübergrüßt! Jener ein Sinnbild trotzigen Bürgertums, diese ein Sinnbild für die Vereinigung kirchlicher Macht und bäuerlich-urwüchsiger Kraft; denn nicht nur, daß die Frauenkirche, wie jede katholische, im Zentrum der Stadt liegt, auch die runden Kappen ihrer Türme erinnern an die zwiebelförmigen Turmdächer der bayrischen Dorfkirchen. So sehen wir denn in der Frauenkirche den Katholizismus als echte Bauernreligion verkörpert vor uns, und so sehen wir auch in München und dem Münchner vor allem das in die Stadt verpflanzte, verbürgerte Bauerntum, das dem Münchner Leben die Struktur gibt, das soziale Kalkplateau bildet, auf dem sich erst die dünne Humusschicht der höhern Stände abgelagert hat. Diese aber, die eigentlichen Träger des geistigen Lebens in München, verdanken ihr Dasein nicht so sehr der Triebkraft des bäurischen Volkstums als der bewußten Kulturarbeit des bayrischen Königtums und dem durch dieses geschaffnen Kulturboden; München als Zentrale der bayrischen Volkskultur ist etwas andres denn als Zentrale einer modernen Geisteskultur; nur jene ist bodenständig, diese dagegen importiert oder besser okuliert. Indem man das volkstümliche München und das künstlerisch-literarische München oft nicht genügend voneinander geschieden hat, ist man ungerecht gegen beide geworden. Die Münchner Kultur ist noch nicht so alt wie die Leipziger — deshalb haben sich ihre verschiednen Schichten noch nicht so stark

durchdrungen; sie ist aber auch nicht so jung wie die Berliner — darum hat die feinere Geisteskultur die derbere Volkskultur weder so stark paralysiert wie in Berlin noch so stark assimiliert wie in Leipzig. Wer die Elite des Münchner Lebens sucht, wird nicht ins Hofbräuhaus gehn, und wer den Spießbürger sucht, nicht ins Café Luitpold. Wer von München erwartet, daß es ein großes Atelier oder ein großes Museum sei, in dem es von Farbentöpfen noch mehr wimmelt als von Bierkrügen, wird sich ebenso enttäuscht fühlen, als wenn er von ihm erwartet, ein Paradies von Bier und Weißwürsten zu finden. Wer aber zwischen Kunst- und Biergenuß das rechte Maß zu halten weiß, wer den Kunstphilister nicht einseitig und selbstgefällig herausbeißt und auch für die hausbackne Herzenspoesie des echten Münchner Philistertums etwas übrig hat, der wird nicht in den Fehler des Herrn Joseph Rüderer verfallen,*) der trotz allen Rühmens mit seiner Münchner Abstammung doch nur wenig hat von dem warmen Gemüt seines kernigen Volkstums. Es ist der moderne Literat, der, aus dem Boden seiner Heimatstadt herausgewachsen, nur mit dem irrlichtelierenden Scheinwerfer seines Geistes blendende Schlaglichter auf das Treiben dieser Stadt wirft, die aber nur einzelne Bilder aus der höhern Gesellschaft im scharfen Lichte der Satire, oft auch im verzerrenden Spiegel der Karikatur zeigen, nicht mit der hellen Klarheit sachlicher Kritik die Seelenwinkel des Münchners durchleuchten. Es ist die Ausgeburt einer tollen Künstlerlaune, nicht die Schöpfung eines ordnenden Künstlergeistes, was Rüderer hier bietet. Seiner Vaterstadt aber soll man mit einer gewissen Ehrfurcht gegenübertreten, wenn man vor Fremden ihr Bild festhalten will.

Demgegenüber erscheint es mir als eine Pflicht der Dankbarkeit für glückliche, in der Isarstadt verbrachte Jahre, einige Charakterzüge ihres Wesens zu einem wenn auch noch so anspruchslosen Bilde zusammenzufügen.

Das bäuerliche, ja zuweilen bäurische Element im Wesen des Münchner Bürgers kann sich nicht verleugnen, weder im geselligen noch im amtlichen Verkehr. Wie der echte Bauer, so ist auch der echte Münchner stockkonservativ, freilich nicht im preußischen politischen Sinne, sondern im sozialen. Wie der Bauer hält er noch an seinem herzlichen „Grüß Gott" fest, wie der Bauer trägt er noch sein Brotmesser hinten in der Hosentasche, in einer Scheide steckend wie ein Hirschfänger; wie ein Bauer raucht er seine Pfeife im Hofbräuhaus und unterhält sich mit seinem „Herrn Nachbar", ohne zu wissen, mit wem er es zu tun hat. Etwas bäuerlich-patriarchalisches hat auch die Art, wie der Bürger an schönen Sommerabenden in den zahlreichen Biergärten, „Keller" genannt, sein Abendbrot verzehrt: er bringt sich seinen Schinken, sein „Gselchtes" oder sein „Durcheinander" (gemischter Ausschnitt) in Papier gewickelt mit, breitet es mit seinem Papier offen vor sich aus und beginnt es mit seinem Dolchmesser zu bearbeiten, nachdem er sich von der Kellnerin nur

*) J. Rüderer, München (Städte und Landschaften, Bd. 1). Stuttgart und München, 1907.

ein „Hausbrot“ und eine Maß Bier „gekauft“ hat. Das Papier fliegt dann unter den Tisch, und man kann an der Menge der umherliegenden Papierstücke ziemlich genau berechnen, wieviel Personen an dem betreffenden Tische „gespeist“ haben.

Aber nicht nur wie er ißt, sondern auch was er ißt, kennzeichnet sofort den bäuerlichen Ursprung des Münchners und seiner Küche. Wie der oberbayrische Bauer ist auch der echte Münchner Bürger ein Anhänger derber, kunstlos zubereiteter Fleischkost. Eine Kalbshaxe oder ein Schlegel ist ihm am liebsten, aber auch die edlern Eingeweide findet man auf den Speisekarten in zahllosen Variationen: Herz gedünstet, Milzwurst, saure Nieren und Tiroler Leber. Von Gemüse und Mehlspeise mag er aber nicht viel wissen, wenn man etwa absieht von dem unvermeidlichen Sauerkraut und den traditionellen Dampfnudeln und dem wohl von Österreich herübergekommnen Kaiserschmarren. Und Suppe ißt der Münchner wohl nur, wenn sein Nationalgericht, die Leberknödl, darin schwimmen. So ist hier alles auf derben Bauerngeschmack zugeschnitten, und der an feine Küche gewöhnte Österreicher hat nicht so unrecht, wenn er von bayrischem „Gsroaß“ spricht. Alle Süßigkeiten hat das Bier verdrängt, weil es für den Münchner der Inbegriff alles Süßen ist. Deshalb hat er nicht nur eine Abneigung gegen süße und schwere Kuchen — die wenigen Konditoreien in München werden fast nur von Damen besucht —, sondern auch gegen süßlich schmeckende Fleischspeisen wie Geflügelleber, besonders Gänseleber, die man darum für einen unerhört billigen Preis kaufen kann. Andrerseits ist aber der Münchner allzu pikanten Gewürzen abgeneigt, und so findet man in volkstümlichern Lokalen statt unsers scharfen Senfs einen süß schmeckenden, statt des Kümmels tut er Anis ans Brot, und die Butter ißt er nur ungesalzen. Auch der Paprika hat sich von Österreich her nicht einbürgern können.

So verleugnet der Münchner auch in seiner Küche den echten Oberbayern nicht, und kräftig, einfach, ohne Süße, aber auch ohne Schärfe ist seine Sprache. Wie man dem Berliner beim Sprechen anmerkt, daß er gern scharfe Speisen, dem Leipziger, daß er gern Süßigkeiten ißt, so klingt des echten Münchners Rede angenehm und doch kernig, sie hat etwas von dem Brot- und Biergeschmack seiner Heimat; die Laute tönen voll und energisch und doch behaglich und behäbig, mit bäuerlich starkem Selbstbewußtsein hält er an seinem Dialekt fest, und auch in der Ferne schleift er ihn ebensowenig ab wie im Salon. Münchnerisch ist eben ein Stück Oberbayrisch, nur in die Stadt verpflanzt, wie der Lodenrock und der Jägerhut mit der Spielhahnfeder, und von einem eigentlichen Münchner Dialekt kann man deshalb nicht reden; dazu hat München eine zu geringe bürgerliche Kultur aus sich selbst heraus entwickelt, dazu hat auch der Münchner zu wenig Schliff und Politur, zu wenig Fühlung mit den Zentren deutscher Geistesbildung. Darum ist Münchnerisch ebensowenig ein veredeltes wie ein verblaßtes Oberbayrisch, es ist mehr ein ländlicher

als ein städtischer Dialekt, weil er im Bauern-, nicht im Bürgertum wurzelt. Das kann man besonders beobachten, wenn man ihn mit dem abgeschliffnern Wiener Dialekt vergleicht.

Eine gewisse schwerfällige Behaglichkeit wie in seiner Sprache zeigt der Münchner auch in seiner Lebensbetätigung. Er geht langsam und würdevoll einher, er übereilt sich nie und bewahrt immer seine Ruhe. Das Hetzen und Jagen wie in andern Großstädten kennt man in München nicht. Darum ist aber der Münchner kein Geschäftsmann, er rührt sich nicht leicht, auch wenn es seinen Vorteil gilt, und läßt sich deshalb leicht von unternehmenden Fremden aus dem Felde schlagen. Was München als moderne Großstadt ist, verdankt es sicher nicht den Münchnern. Manche kleine Rückständigkeiten in öffentlichen Einrichtungen zeigen noch, was München wäre, wenn es nur ein oberbayrisches München wäre. Da gilt zum Beispiel noch die Bestimmung, daß sich der Empfänger einer Geldsendung diese selbst von der Post abholen muß, was für Publikum und Beamte sehr lästig ist, zumal weil die kleinern Postämter wenig geräumig und oft stark überlastet sind. Etwas veraltet ist auch das Prinzip, wonach bestimmte Züge an Sonntagen „nur bei gutem Wetter" abgelassen werden. Im letzten Sommer wurde auch über die unerträglichen Zustände im Hauptbahnhof wiederholt (vgl. z. B. die Grenzboten 1907, Nr. 34) öffentlich Klage erhoben, die dem gesteigerten Reiseverkehr offenbar nicht mehr genügen.

Angenehmer für den einzelnen sind in diesem sorglosen Sichgehenlassen die geringern Anforderungen, die an die physische Kraft der Beamten und an den Geldbeutel des Steuerzahlers gestellt werden. Die Lehrer an den Münchner Schulen haben zum Beispiel weniger Pflichtstunden als ihre Kollegen in Leipzig, Berlin oder Hamburg, werden freilich auch schlechter besoldet, was jedoch durch die langen Sommerferien (Mitte Juli bis Ende September) wieder ausgeglichen wird. Auch die Steuerschraube wird bei weitem nicht so stark angezogen wie in andern Großstädten, z. B. Berlin oder Leipzig.

Leben und leben lassen, sich und seinen Mitmenschen das Leben nicht unnütz sauer machen — das ist die Losung des bayrischen Beamten und des Münchner obenan. So auch in dem persönlichen Verkehr mit dem Publikum; nicht als ob er nicht auch grob sein könnte, er kann sogar recht grob werden, saugrob. Aber auch in dieser Grobheit liegt eine gewisse derbe Biederkeit, die sich schon darin äußert, daß der Grobwerdende seinem Erguß fast immer die Anrede: „Mei Liaba" hinzusetzt. Es ist etwas wie eine Grobheit unter Brüdern, im grimmigen, aber doch wohlgeölten Bierbaßton voll und breit herausquellend, nicht wie die dem schneidenden Nordwind gleichende, im schrillen Diskant herabsausende, mit militärischem Unfehlbarkeitsdünkel gemischte Grobheit des preußischen Beamten. Jene wirkt etwa so, als würde man etwas derb massiert, diese dagegen, als würde man geohrfeigt. Beamtentum und Menschentum vermag der Bayer überhaupt nicht scharf zu trennen. Will er

einmal den streng korrekten Beamten spielen, so fällt er leicht aus der Rolle. Als ich einmal zwei Minuten zu spät bei der Bücherausleihstelle der Staatsbibliothek angekommen war, wies mich der Beamte darauf hin und erklärte, es gäbe keine Bücher mehr. Auf einige Entschuldigungsworte von mir sagte er plötzlich in ganz verändertem Tone: „Nu, ich wollt Ihnen ja nur einen Schreck einjagen!" Ein preußischer Beamter würde das mit seiner Würde nicht vereinbar finden. Aber an diese denkt der bayrische Beamte wohl gar nicht so sehr als an seine menschliche Gemütlichkeit. Ein Bekannter von mir ließ sich in München naturalisieren. Nachdem die üblichen Formalitäten erledigt waren, überreichte ihm der Beamte den neuen Heimatschein mit den Worten: „Sooo, nu seins Bayer — und zwanzig Pfenning kosts!"

Dieselbe bequeme Behaglichkeit findet man auch im Geschäftsverkehr: „Guten Tag, was wünscht der Herr?" „Das und das." „Das ist nun grad nit da. Aber gehens nur da hinüber, dort drüben am Eck, dort bekommens ganz gewiß, was Sie wünschen." Solche Gespräche kann man oft hören, zum Beweis, daß auch in Geschäftssachen die Gemütlichkeit beim Münchner noch lange nicht aufhört. Manche deuten dieses Verfahren als Gutmütigkeit dem Konkurrenten gegenüber, doch ist wohl eher Bequemlichkeit im Spiele, vielleicht auch Höflichkeit gegen den Käufer. Aber kaufmännisch ist es darum doch nicht. Das ist es auch nicht, wenn der kleinere Ladenbesitzer an warmen Sommertagen um 12 Uhr mittags ein Schild an seine Ladentür hängt mit der Aufschrift: „Von 12—2 Uhr geschlossen." Das schmeckt schon etwas nach dem Süden, wo das Carpe diem nicht mehr seine volle Giltigkeit hat.

Ich möchte hier eine Frage zu beantworten suchen, die ich einmal in einem Münchner Sommerlokal von einer norddeutschen Gesellschaft erörtern hörte, die Frage nämlich, wie es denn komme, daß der Münchner weniger rührig sei als andre Großstädter, da doch der „Kampf ums Dasein" überall seine Rechte fordere. Die guten Leute übersahen aber dabei eins, daß nämlich München die einzige deutsche Großstadt ist, die weder einen bedeutenden Handel noch eine bedeutende Industrie entwickelt hat; denn soweit sie beides hat, liegt es in den Händen von Nichtbayern. Der echte Münchner ist in die moderne Industriekultur noch viel zu wenig hineingewachsen, und das bemerkt man auch gleich in seinem außergeschäftlichen Verhalten. Wer hätte je die Münchner Trambahnwagen in den Morgenstunden in Lesekabinette oder Münchner Biergärten des Abends in Strickschulen verwandelt gesehen wie in unsern mittel- und norddeutschen Großstädten? Dazu ist der Münchner und die Münchnerin nicht nur viel zu gesellig, sondern auch viel zu beschaulich veranlagt, sie haben viel zu viel Interesse für das, was um sie her vorgeht.

Die Kehrseite dieser geringen Geschäftigkeit ist freilich auch eine geringere geistige Regsamkeit, ein Mangel an rein intellektuellen Interessen. München hat schöne und gute Volksschulen, große und prächtige Volksbäder, aber keine

entsprechenden Volksbibliotheken und Lesehallen.*) Der Drang nach Wißbegierde und geistigem Fortschritt ist eben noch nicht so groß in den Massen. Das literarische Interesse geht bei diesen nicht weit hinaus über die Fliegenden Blätter und das Bayrische Vaterland: lachen und kannegießern bilden ihre Lieblingsbeschäftigung. Darum ist es bezeichnend, daß in München bis vor kurzem keine ernste literarische Zeitschrift erschien, wenn man von der literarischen Beilage der leider nun auch dahingegangnen Allgemeinen Zeitung absieht. Erst in den letzten Jahren ist das besser geworden, wie die kurz hintereinander entstandnen Süddeutschen Monatshefte, Das Hochland und Der März beweisen. Für den Mittelstand sind auch diese nicht berechnet, und so fehlt es für diesen auch jetzt noch an einem guten literarischen Familienorgan.**)

Aber selbst wenn er wollte, wann sollte der gute Münchner auch lesen? Im Sommer fällt es ihm nicht ein; dazu ist er ein viel zu großer Naturfreund, und den Liebeswerbungen der in der Ferne winkenden Gebirgsfee kann er nicht widerstehn. Der Herbst und Winter aber ist für ihn ein förmliches Karussell von Lustbarkeiten. Mit dem Oktoberfeste beginnt es, erst langsam, dann von Weihnachten an mit rasender Schnelle: erst die wilden Bacchanalien des Karnevals, dann die Katerstimmung der Bockbierzeit, hierauf die Frühlingsfeier auf Münchens heiligem Berge — dem wahrhaftigen mount Salvation —, dem Nockherberg, weiter im Mai die sogenannte Auer Dult (ein Trödelmarkt in der Vorstadt Au), bis das Oktoberfest die holde Kette schließt, eine Kette bunt durcheinander wirbelnden Wechselspiels weltlicher und kirchlicher Feste, wie es ja im Wesen der katholischen Bauernreligion liegt, beides unbefangen zu vereinigen.

Diese unerschöpfliche Genußfreudigkeit des Münchners ist es also, die auch auf seine geistige Regsamkeit zweifellos nachteilig eingewirkt hat — es ist hier natürlich immer nur von dem Münchner der mittlern Stände die Rede — und in ihm jene behäbig-behagliche Stimmung erzeugt, die mehr den Kleinstädter kennzeichnet als den Großstädter und offenbar wieder ein Residuum ist von der patriarchalischen Bauernkultur Oberbayerns, die im städtischen Rahmen weiterlebt und gerade in diesem Rahmen jenen entzückenden Reiz ausübt, den zumal der norddeutsche Großstadtmensch so stark empfindet.

Was hier als trotziger Stammesindividualismus so wohltuend wirkt, das wird freilich bedenklicher, wenn es sich in die Formen des Partikularismus hüllt. Doch habe ich immer den Eindruck gehabt, daß es sich im Grunde weniger um politischen als um Kulturpartikularismus handelt, hervorgegangen aus dem Überwiegen des bäuerlich-stammestümlichen gegenüber dem bürgerlich-städtischen

*) Städtisch ist nur eine, dazu kommen aber fünf des Münchner Volksbildungsvereins, ferner fünf konfessionelle (zwei katholische und drei evangelische).

**) Treffend sagt M. Haushofer: „Der Münchner liebt es nicht, Bücher zu lesen oder zu kaufen ... Und es gibt, selbst unter den Angehörigen der gebildeten Klassen Münchens, genug Leute, die von einem oder dem andern der hervorragendsten Münchner Autoren niemals etwas gelesen haben."

Wesen. So ist es auch zu verstehn, wenn Riehl sagt, Bayern habe das achtzehnte Jahrhundert verschlafen. Es fehlte ihm eben damals das starke und freie Bürgertum, das die Verbindung mit dem übrigen Deutschland hätte herstellen können. So ist es fast dahin gekommen, daß sich die Bayern als eine eigne Nation fühlen, und der Mann aus dem Volke noch heute von Deutschland mit seiner preußischen Spitze wenig wissen will. Manche bezeichnenden Proben dieses Kulturpartikularismus kann man noch in der bayrischen Hauptstadt finden. Sie sind durchaus nicht auf die Briefmarken allein beschränkt. Da ist als vornehmster Ausdruck dieser Auffassung das bayrische Nationalmuseum und das Königliche Hof- und Nationaltheater. Man muß sich doch also wohl als eigne Nation fühlen und nicht als ein deutscher Stamm neben andern, wenn man mit dem Worte national so um sich wirft, wie man es selbst in der Reichshauptstadt nicht tut (dort gibt es nur eine Nationalgalerie). Da ist ferner der eigentümliche Nationalfarbenkultus, der mit dem bayrischen Blau getrieben wird: nicht nur die Uniformen der Militärs, Post- und Bahnbeamten zeigen diese übrigens sehr wohltuende Farbe, sondern auch die Wagen der elektrischen Straßenbahnen und die Fähren in der Nähe der Stadt, die den Verkehr über die Isar vermitteln, sind blau und weiß gestrichen, sogar der Streusand in den Postämtern hat blaue Farbe. Nicht zu vergessen ist hier das berühmte oder berüchtigte „Bayrische Vaterland", die echte Ausgeburt des oberbayrischen Bauern- und Münchner Kleinbürgertums, das freilich nach dem Tode seines Begründers Sigl viel von seiner derben Originalität eingebüßt hat. Immerhin ist es mit seiner gut bayrischen Grobheit noch sympathischer als der Simplicissimus mit seiner versteckten hämischen Bosheit. Sigl blieb wenigstens immer im heimatlichen Blau, während es im Simplicissimus stark mit krassem Rot wechselt, wenn nicht gar mit giftigem Grün.

Auch in offiziellen Einrichtungen zeigt sich eine partikularistische Tendenz, wie in gewissen eigenständigen Bezeichnungen des höhern Schulwesens (in Bayern spricht man vielmehr von Mittelschulwesen) und seiner Organisation. Was man sonst als Gymnasium bezeichnet, zerfällt in Bayern in Lateinschule und Gymnasium; jene umfaßt die drei untersten, dieses die sechs obern Klassen, die man bezeichnet als 1. bis 6. Gymnasialklasse. Die lateinischen Bezeichnungen Sexta bis Prima kennt man also in Bayern nicht. Abweichend ist auch die Rangstufenbezeichnung der Lehrer: dem preußischen Hilfslehrer entspricht der Gymnasialassistent, dem (frühern) ordentlichen Lehrer der Studienlehrer, dem Oberlehrer der Professor. Manches ist auch für den Nichtbayern geradezu unverständlich. So erhielt ich einmal auf der Staatsbibliothek einen Bestellzettel zurück mit der Bemerkung, das Buch sei beim — Staatskonkurs. Als ich verwundert einen Bekannten fragte, was das zu bedeuten habe, und ob Bayern bankerott sei, gab er mir die bezeichnende Erklärung, daß das Wort soviel bedeute wie Staatsexamen!

Hand in Hand mit dem Partikularismus geht der Klerikalismus. Ist auch München als Gemeinde ganz in liberalen Händen — das Wort ohne den übeln Beigeſchmack, den es im Norden hat —, ſo merkt man doch bald, daß man in einer katholiſchen Stadt iſt. Mit der tyranniſchen Macht der Kirche im öffentlichen Leben iſt es freilich für immer vorbei, und nur mit Erſtaunen vernimmt man, daß ſich noch bis vor etwas mehr als hundert Jahren kein Proteſtant in München niederlaſſen durfte, eine Folge des Zwanges, den im achtzehnten Jahrhundert die Jeſuiten ausübten. Leider hat aber noch jetzt in einem ſo hoch entwickelten Schulweſen wie dem Münchner der Klerus den ganzen Religionsunterricht in Händen; ſowohl in den Volksſchulen wie in den Gymnaſien wird er nur von Prieſtern erteilt. Dieſes Privileg hat man der Kirche bisher noch nicht entreißen können, ebenſowenig wie es gelungen iſt, die Einführung der Feuerbeſtattung durchzuſetzen, obwohl der Münchner Feuerbeſtattungsverein relativ der größte in Deutſchland iſt (3000 Mitglieder). Hierin zieht Bayern mit dem ſonſt ſo verhaßten Preußen an einem Strange.

Reifezeit

Roman von Charlotte Niese

1

Heute habe ich alles wieder geſehen, alles, wonach ich mich lange ſehnte, und von dem ich träumte.

Die kleine Stadt, in der ich meine erſten Kinderjahre verbrachte, den ſchiefen Kirchturm, von dem die Glocken ſo beſonders klingen, und den kleinen Friedhof, auf dem die Menſchen Platz finden, die ſich nicht zur römiſch-katholiſchen Kirche halten.

Harald hat ſich ſehr gewundert. Er hat die Ranken von den Grabſteinen weggeſchnitten und dann die Namen geleſen.

Annaluiſe Pankow, geborne von Falkenberg, und Harald Pankow.

Mutterlieb, das ſind ja unſre Namen, rief er. Du heißeſt Annaluiſe, und ich Harald, und du biſt eine geborne Pankow.

Es ſind meine Eltern, die hier ihre Ruheſtätte haben, belehrte ich ihn. Sie ſinde beide jung geſtorben.

Meine Stimme klingt ruhig. Als ob das, was ich hier ſage, mich nichts anginge. Und dennoch habe ich oft mein Herzblut verweint nach dem ſanften, milden Vater, der hier unter Ranken und Dornen ſchläft.

Die Amſeln ſingen kurz und ſüß, von der Stadt her läuten die Glocken.

Mein Junge kletterte auf die Mauer, die den großen katholiſchen Kirchhof von dieſem armen Eckchen trennt. Er blickte auf den großen Cruciferus, der ſeine Arme weit über die Welt ſtreckt, auch zu uns her; er betrachtete die kleinen Täubchen, die auf den Kindergräbern aus der Erde wuchſen, die häßlichen Perlkränze, die der Wind leiſe hin und her bewegte; dann horchte er wieder auf den

Amſelſchlag und ſah einem Falter nach, der von unſern Gräbern zu den andern ſchwebte. Ich aber blickte auf die kleine Stadt, die da unten zwiſchen den Bergen lag. Es ruht ſo oft wie ein Schleier auf ihr. Das ſind vielleicht die Rauchwolken, die aus den Eſſen ſteigen, und bei deren Feuer die Abendſuppen gekocht werden. Ich aber haſſe es, an ſolche Proſa zu denken. Für mich ſind dieſe grauen Schleier der Vorhang über allem Geheimnisvollen, Zarten, das in jedes Menſchen Bruſt ruht. Solch ein Städtchen hat ſein Geheimnis wie jede Seele. Viel hat es geſehen und erlebt, aber es plaudert nichts aus. Schweigend liegt es zwiſchen den runden Kuppeln der Eifelberge; und ſelbſt wenn der Teufel einmal wieder zu ihm käme, wie in alten Zeiten, es würde ſeinen Mund nicht auftun.

Ja, einſtmals iſt der Teufel über Virneburg dahingefahren und hat den Kirchturm ausreißen wollen. Es iſt ihm aber nicht geglückt; nur ſchief iſt das Türmchen geworden und alſo eine Art Sehenswürdigkeit. Nur der Teufel tat ſich weh. Die Hand verrenkte er ſich, und in den Eifelwäldern hat es hinterher viel Stöhnen und Geſchrei gegeben. Bis der Teufel wieder geſund war und anderswo ſein Unheil verſuchte.

Glaubſt du die Geſchichte, Mutterlieb? Harald und ich gingen vom Friedhof zur Stadt hinunter, und ich erzählte ihm vom Teufel. Auch wie er ſich doch manchmal wieder nach Virneburg wagte.

Mein Junge macht dann ſo verſonnene Augen und horcht mir zu, als wollte er mir die Worte von den Lippen nehmen.

Es iſt eine Sage, Harald. Du weißt, Sagen ſind Geſchichten, die man nicht gerade zu glauben braucht, die —

Hier ſtockte ich. Wie ich immer zu tun pflege, wenn meine Rede einen ſchulmeiſterlichen Anſtrich erhält. Außerdem weiß ich nicht ſo recht weiter und freue mich, daß Walter, mein Ehemann, ſichtbar wird. Iſt er nicht gerade ordentlicher Profeſſor geworden und muß alles wiſſen? Der Ordinarius hat lange genug auf ſich warten laſſen. Da war ein alter Vorgänger, der nicht abgehn und auch nicht ſterben wollte. Nun hat er ſich zu dem erſten entſchloſſen, und Walter Weinberg iſt an ſeine Stelle getreten.

Alſo ich überantwortete Harald meinem guten Manne, ließ die beiden zum Gaſthaus am Markt gehn und wanderte ſelbſt eine ſchmale Gaſſe hinunter, die ich ſeit mehr als zwanzig Jahren nicht gegangen war. Und ich entſann mich ihrer doch noch ſo gut, als ich weinend und im elenden, ſchwarzen Kleide von der Frau Bäckermeiſterin in ihr Haus geführt wurde. Mein Vater war meiner Mutter im Tode gefolgt, und ich ſollte nicht allein in dem kahlen Zimmer bleiben, in deſſen Mitte ein Sarg ſtand.

Die Straße hat nicht viel Änderung erfahren. An dem einen Hauſe ſteht noch die Mutter Gottes mit dem Jeſukindlein aus Porzellan auf dem Arm. Das Kindlein habe ich damals ſehr bewundert und hätte ſo gern damit geſpielt. Das aber ging nicht an. Nur aus der Ferne durfte ich es anſtaunen.

Und der Florian vor dem Wolladen war auch noch da, und die heilige Anna, die den Mädchen zum Manne verhilft. Vor ihrem kleinen Schrein lagen heute ganz friſche Blumen. Sind ſie ihr von einer dankbaren Seele gebracht worden, oder von einer, die das Hoffen nicht laſſen kann?

Am Ende der Straße liegt der Laden mit der goldnen Brezel davor, und in ihm hantiert eine ſtarke Frau. Sie hat Silberfäden im Haar und ein freundlich-ruhiges Geſicht.

Ich erkannte ſie gleich. Sie iſt alt geworden, aber ihre gütigen Augen ſind dieſelben geblieben.

Es war niemand außer ihr im Laden, und ich trat ein.

Frau Bäckermeisterin, ich bin Anneli Pankow, und ich muß Ihnen die Hand drücken. Sie sind damals so gut mit mir gewesen, so sehr gut —

Die Frau ließ mir die Hand; aber ihr freundliches Gesicht wurde verlegen.

Anneli Pankow? Ich weiß doch nit!

Dann fiel es ihr ein.

Ach, das klein Dingelchen, wo die Mutter sterben mußt, und der Vater auch! Jesus Maria Josepp! so ein armes Kind. Wie gehts Ihnen denn?

Ich saß mit ihr in der kleinen Hinterstube des Ladens und erzählte von mir. Wie ich verheiratet wäre, und es mir gut ginge. Aber ich hätte sie nicht vergessen. Ihre Güte, ihren „Platz“*), ihre Trostworte. Ich sprach verworren; aber sie hörte mir freundlich zu, sah mit ihren klaren Augen in mein Gesicht und wiederholte immer wieder:

Ei, da freue ich mich!

Es war ein hübsches Wiedersehen. Die Frau so einfach würdig, ohne falsche Bescheidenheit, innerlich frei von allen Äußerlichkeiten. Ohne sie wäre das arme verwahrloste Kind vielleicht verkommen; davon aber sagte sie kein Wort. Sie freute sich nur, daß ich an sie dachte. Sie hatte mich halb vergessen: nach mir waren wohl andre gekommen, denen sie helfen mußte, denn sie hatte eine offne Hand, und jedermann wußte es. Aber daß ich kam und sie nicht vergessen hatte, freute sie.

Tue Gutes, wirf es ins Meer:
Siehts nicht der Fisch, siehts doch der Herr.

Als ich nachher von der Frau Bäckermeisterin wegging, mußte ich an dieses Verslein denken. Meine damalige Wohltäterin kennt den Spruch nicht; aber sie handelt danach. Morgen will ich sie noch einmal besuchen und mich dann umsehen, was ich ihr schenken könnte. Eine Freude muß ich ihr doch machen; schon deswegen, damit sie Anneli Pankow nicht wieder vergißt. Walter und Harald hatten sich unterdessen gezankt. Sie tun es oft, wenn sie allein sind, und es kommt vom Lateinischen. Walter ist immer so ein Musterknabe gewesen: Primus in allen Klassen, und die alten Sprachen sind ihm nicht schwer geworden. Daß sein Sohn jetzt Mühe hat, die Sprache der alten Römer zu begreifen, ist ihm unfaßlich. Harald ist eben mein Sohn. Er hat meine Augen, mein Haar, meine träumerische Art, meine Anfälle von Faulheit. Walter ist entrüstet, wenn ich mich faul nenne; er sagt, daß ich eine tätige, sparsame Hausfrau wäre, und daß es für mich überflüssig sei, den ernsten Wissenschaften Gedanken zu widmen. Aber ich habe nie gern lernen mögen. Schon damals nicht, als Onkel Willi mich zur Strafe französische Vokabeln und Gesangbuchverse lernen ließ, und ich lieber den kleinen Vögeln lauschte oder meinen eignen versponnenen Gedanken nachhing. Männer sind ein wunderliches Geschlecht. Walter haßt es, wenn ich meine Fehler bekenne. Nach seiner Ansicht habe ich keine, weil ich seine Frau bin. Aber mein Junge, der auch sein Kind ist, sitzt voll von denselben Fehlern, und der Vater sieht sie mit einer gewissen Erbarmungslosigkeit.

Als ich also in den Gasthof kam, war Walter verstimmt, und Harald sollte gerade zu Bett geschickt werden. Um sieben Uhr, an einem warmen Augustabend, wo der Mond langsam über den Bergen aufging, und eine träumerisch-weiche Luft die Stadt einhüllte.

Ich sagte einige begütigende Worte; da erlaubte Walter, daß der Junge noch ein Weilchen neben uns vor der Tür sitzen durfte. Der arme Schelm hatte Tränen

*) Süßes Backwerk.

in den Augen und eine belegte Stimme. Alles von wegen einer lateinischen Regel, die er als Sextaner hätte wissen müssen und nicht wußte. Auf dem Marktplatz plätscherte ein Brünnlein, und die Leute saßen auf seinem steinernen Rand, unterhielten und neckten sich. Neben uns hatten ein paar Handlungsreisende Platz genommen, die sich abgestandne Witze erzählten und dabei so herzlich lachten, daß man mitlachen mußte. Und dann sang eine junge Stimme irgendein Volkslied.

Solche Stunden liebe ich. Wenn nichts von mir verlangt wird, wenn ich still sitzen und auf das horchen darf, was um mich hergeht, wenn mein Junge seine Hand in die meine schiebt, und wenn mein Mann durch seine stille Gegenwart mir sagt, daß auch er nicht mehr unzufrieden ist mit der Welt.

Aber diese Stunden dauern niemals lange. Gerade als wir prosaisch wurden und vom Abendbrot sprachen, stürzte Bernd Falkenberg auf mich zu und schüttelte mir die Hand, als sollte sie abfliegen.

Bernd Falkenburg ist mein richtiger Vetter. Sein Vater und meine arme Mutter, die hier auf dem Friedhof schläft, sind Geschwister gewesen. Meine Mutter war ein eigenwilliges Kind. Sie lief mit einem armen Studenten, Harald Pankow, davon, heiratete ihn und ist dann jung und im Elend gestorben. Wenige Monate vor meinem Vater, der in dieser Stadt als Advokatenschreiber sein Leben fristete, bis es aufhörte.

Für die Freiherren von Falkenberg war diese Verwandtschaft nicht gerade erhebend, und zuerst haben sie sich auch wohl nur ungern um mich bekümmert. Meines Vaters älterer Bruder, Willi Pankow, nahm mich vorläufig zu sich, war gut zu mir in seiner stillen, verträumten Art und hatte zuerst gewiß die Absicht, mich immer bei sich zu behalten. Aber daraus ist dann doch nichts geworden. Wie es gekommen ist, weiß ich nicht mehr; aber Onkel Willi entdeckte plötzlich, daß er ein Dichter und Schriftsteller war, und hat sich als solcher einen Namen gemacht.

Damals, als der innere Ruf an ihn erging, ist er aus dem alten Schloß gezogen, worin man ihm eine Freiwohnung gewährte; mich aber nahmen die Falkenbergs auf ihr Gut Falkenhorst, und mit Bernd, dem einzigen Sohn und Erben, habe ich auch immer wie mit meinem Bruder gestanden.

Bernd hat eine Pensionsfreundin von mir geheiratet: Doraline, Freifräulein von Degen. Wir nannten sie Dolly Degen, und wir lachten oft über sie, weil sie so hochmütig war und auch etwas dumm. Meine wirkliche Freundin, Bodild Rosen, und ich hielten uns selbst für sehr viel klüger als Dolly. Aber vielleicht ist sie doch nicht so dumm gewesen; denn jetzt macht sie einen recht verständigen Eindruck, und die Unterhaltung über Stammbaum und Ahnen, die sie einst so liebte, wird nicht mehr geführt. Walter sagt, Dolly mußte erzogen werden, und das Leben hat diesen Auftrag besorgt.

Ach ja, sie tut mir bitterlich leid! Zwei Jungen hatte sie, und die sind ihr beide an der Diphtheritis gestorben. Nun ist ihr nur ein kleines schwächliches, weinerliches Mädchen verblieben, und die Aussichten auf einen andern Erben sollen gering sein.

Vielleicht kommt es davon, daß Dolly jetzt immer verstimmt ist und keine rechte Freude mehr am Leben hat. Aber sie vergißt dabei ihren Mann, der es auch nötig hat, gut behandelt zu werden. So ein armer Kerl will doch auch noch seine Freude haben nach all dem Leid.

Bernd hat sich in den Reichstag wählen lassen, um nicht immer auf Falkenhorst zu sitzen; und wenn es ihm im Sommer zu langweilig wird mit Dolly oder Lita, dann reist er umher, hält Reden in irgendeinem Verein und studiert Land und Leute andrer Gegenden. So war er denn dieses Jahr mit Frau und Tochter in die Eifel gekommen, und in der kleinen, hinter der großen gelegnen Gaststube

saßen wir zusammen, tranken Bernkastler Doktor, aßen Forellen und Kramtsvögel dazu und plauderten von alten und von neuen Zeiten.

Walter war ehemals Bernds Lehrer; deshalb kennen sich die zwei so gut und haben sich immer viel zu sagen. Jetzt steckten sie auch gleich die Köpfe zusammen und tauschten ihre politischen Ansichten aus. Bernd ist konservativ; Walter etwas nach links; das geht gut zusammen, und sie werden sich nicht langweilig. Dolly nahm mich natürlich gleich in Beschlag, und Harald mußte Lita unterhalten. Er tat es nicht gern; kleine Mädchen sind ihm oft sehr langweilig, und wenn ich ihm rührend vorzustellen suche, daß seine Mutter ebenfalls ein kleines Mädchen war, dann wird er nicht bewegt.

Dich hätte ich schon gern gehabt, Mutterlieb, erklärt er. Aber die andern Mädchen sind mies!

Ich weiß gar nicht, was „mies" ist; aber wenn ich mir heute abend Lita betrachtete, ein kleines blasses Ding mit roten Augen, dann konnte ich mir ungefähr denken, was er meinte. Die zwei Kinder ließ ich aber doch miteinander fertig zu werden versuchen und horchte auf Dolly Degen und ihre vielen Klagen. Es ist wirklich schade, Dolly hat regelrecht Jagd auf meinen Vetter Bernd gemacht; jetzt, wo sie ihn hat, ist sie nicht zufrieden.

Ach, Anneli, das Leben ist doch schwer! seufzte sie. Bist du eigentlich ganz zufrieden?

Ganz zufrieden? Ich wiederholte das Wort und stutzte ein wenig. War ich ganz zufrieden?

Dolly sprach schon weiter.

Ich habe mir den Ehestand ganz anders vorgestellt. Viel lustiger und mit viel mehr Freuden. Aber Bernd spricht nur von meinen Pflichten. Auf dem Lande ist auch immer soviel zu tun; und man hat beständig Verdruß mit den Leuten. Und dann die Schlachtereien und die Weihnachtsschenkerei. Und dann Litas Gouvernanten, die sich nicht mit dem Kinde stellen können. Und dann meine eigne schlechte Gesundheit. Eigentlich müßte ich auf ein Jahr mal ganz heraus; aber Bernd sagt, dazu habe er kein Geld; dabei geht er ein paarmal im Jahre nach Berlin. Ach ja, der Ehestand ist nicht so, wie man sich ihn in der Pension denkt!

Ich habe mir damals eigentlich gar nichts gedacht, erwiderte ich.

Nein, du machtest nicht viel Pläne; aber weißt du nicht, was Bodild Rosen alles vom Ehestande verlangte? Eine Fürstenkrone zum wenigsten und einen schönen dunkeln Mann dazu. Eine Fürstenkrone hat sie allerdings erhalten; aber der alte Fürst Monreal, dessen Gemahlin sie geworden ist, ist alt und immer krank. Weshalb sie den genommen hat, ist mir ein Rätsel. Aber vielleicht wollte sie von zu Haus weg, wo sich ihr Bruder mit einer reichen Amerikanerin vermählt hatte. Die Stellung als Hofdame verlor sie ja nach dem Tode der Großherzogin-Mutter. Aber ich möchte Bodild gern einmal wiedersehn. Weißt du noch, damals in Luzern, wo wir als Pensionskinder deinen Onkel Willi besuchten, wie sich Bodild in ihn verliebte? Sie hätte ihn vom Fleck weg geheiratet, wenn er gewollt hätte. Aber er sah den Unsinn ein und ließ sie abreisen. Er war eigentlich ein reizender Herr, und ich denke noch oft an ihn. Schreibt er noch viel? Sein Name wird kaum mehr genannt.

Ich wollte antworten, daß Onkel Willi, soviel ich wußte, nur seiner stillen Beschaulichkeit lebte, als Bernd meinen Namen rief.

Anneli, so höre doch auch gefälligst, wenn ich mit dir reden will! Ich soll dir einen schönen Gruß von Fred Roland bestellen, du erinnerst dich doch noch seiner? Er paukte mich zum Abiturium ein und besuchte mich damals in Luzern. Damals, als sich Doktor Weinberg hoffnungslos in dich verliebte!

Walter lachte und sah mich freundlich an.

Aber Anneli Pankow verliebte sich nicht in den armen Doktor Weinberg.

Ich war zu jung zu solchen Dingen, entgegnete ich.

Von der Liebe wollte ich auch nicht reden, fuhr mein Vetter fort. Von Fred Roland, der lange schon Doktor der Medizin und der Chirurgie ist, und der jetzt nach Bärenburg ziehn wird, um eine kleine Privatklinik zu übernehmen. Sehr gut scheint es ihm bis dahin nicht ergangen zu sein. Er hat schrecklich früh geheiratet, hat drei Töchter und muß streben, um weiterzukommen. Er freut sich, euch zwei Weinbergs in Bärenburg zu treffen.

Wo haben Sie ihn gesehn? fragte mein Mann.

Hier irgendwo in der Eifel. Er lief mit dem Rucksack umher und wollte sich erholen. Hat irgendwo eine Hoheit zu Tode gepflegt und dabei eine Bekanntschaft gemacht, die es ihm ermöglicht, die Klinik zu übernehmen. Man sieht ihm den Tatendurst am Gesicht an, aber bis dahin scheint er nur zum unsteten Wandern, zum ewigen Wohnortswechsel geführt zu haben.

Die kleine Privatklinik ist ehemals gut gewesen, erzählte mein Mann. Aber dann übernahm sie ein Arzt, dessen Frau nichts von der Hauswirtschaft verstand. Da ist denn das Ganze heruntergekommen. Hoffentlich ist die Doktorin Roland eine gute Hausfrau?

Bernd zuckte die Achseln. Davon weiß ich natürlich nichts. Sie ist eine Pastorentochter aus der Kleinstadt, in der auch Anneli einen Teil ihrer Kindheit verlebte, und sie heißt Rosa. Weißt du noch, Anneli, daß unsre alte Teckelhündin auf Falkenhorst ebenfalls Rosa hieß? Sie hatte, wenn ich nicht irre, vierundvierzig Kinder, und eins davon hieß Cäsar. Und dieser Cäsar —

Ich stand auf.

Morgen wollen wir weiter plaudern, Bernd. Ich bin sehr müde, und mein Junge ist schon mehr bewußtlos.

So trennten wir uns also, trotz Bernds Sträuben. Aber mein Mann war es auch zufrieden. Er ist denn auch sofort eingeschlafen, und Harald hatte ich im Nebenzimmerchen kaum aufs Bett gelegt, als er schon friedlich atmete.

Nur ich habe noch lange das Wasser des alten Brunnens rauschen hören.

* * *

Fred Roland ist meine Jugendliebe gewesen. Damals, als ich auf dem Schloß bei Onkel Willi wohnte, und Fred mein Freund, mein Ideal war. Er war ein hübscher Junge mit herrischen Augen und Bewegungen, ganz anders als seine Mutter, die demütig ihre Straße ging. Sie arbeitete Hauben und Hüte für die Bewohnerinnen der kleinen Stadt, und wenn sie sich auch Frau nannte, so war dieser Titel ihr weder durch Standesamt noch Kirche verbrieft und versiegelt. Damals habe ich Frau Roland sehr lieb gehabt; und ich würde sie noch lieben. Sie hatte Verständnis für das einsame Kind mit seinem Liebesbedürfnis, und man mußte zu ihr Vertrauen haben.

Fred liebte seine Mutter über alle Maßen; ich merkte es, als ich in ihrem Hause krank war. Denn einmal, an einem bösen Wintertage, brach ich auf dem Eis ein und wäre ertrunken, wenn nicht Fred mich gerettet hätte. Damals brachte er mich zu seiner Mutter; und in dem kleinen behaglichen Wohnzimmerchen bin ich wieder zurechtgepflegt worden.

War es von der Zeit her, daß ich mir einbildete, Fred Roland müßte eines Tages kommen und mich zu seiner Frau machen? Ich weiß es nicht mehr. Nach meinem Unfall kam ich bald zu den Falkenbergs, lernte mich beherrschen und benehmen, wurde aus einem Wildfang ein ganz gewöhnlicher Backfisch und bildete

mir bald ein, sehr vornehm heiraten zu müssen. Aber als ich dann Fred in Luzern wiedersah, wo ich mit meinen Pensionsfreundinnen Onkel Willi besuchte, da hoffte, da wünschte ich — Es war ein Irrtum. Fred, der eben erst Student war, hatte sich schon gebunden. Er vertraute mir an, daß er sich mit Pfarrers Röschen verlobt habe.

Von meiner Kindheit her kannte ich das Röschen. Sie war blond und sanft und immer artig. Sie war zwei Jahre älter als Fred und hatte ihn sich sanft auf einem Abiturientenball erobert.

Von diesem Bekenntnis starb ich natürlich nicht, weiß auch nicht, ob ich zum Sterben unglücklich war. Aber ich weiß doch, daß die Welt, selbst die lachende Schweiz, für mich nicht mehr so strahlend lächelte. Damals war es, daß Bodild Rosen, meine Herzensfreundin, ebenfalls ihren ersten Schmerz erduldete, sie hatte sich in meinen Onkel, den fast sechzigjährigen Mann verliebt und wollte ihn heiraten, um ihn zu pflegen. Er aber war zu edel und verständig, dieses Opfer anzunehmen. So haben wir Jungen zu der Zeit alle unsre Schmerzen gehabt, denn auch Bernd begann der Liebe Gluten zu empfinden und ließ sich von Onkels Hausfräulein beinahe dingfest machen. Diese Sache ging bald vorüber; aber es war immerhin ein Erlebnis, über das Bernd gelegentlich noch spricht. Die einzige, die nichts erlebte, war Dolly Degen. Dafür hat sie dann jetzt den Majoratsherrn von Falkenhorst geheiratet und seufzt über die Enttäuschungen des Ehestandes.

Und ich? Nun, ich habe meinen guten Walter und meinen heißgeliebten Jungen. Walter hat mich immer sehr geliebt, vielleicht zu sehr; aber er kann nicht anders. Seine Natur ist weich; er muß lieben. Nur beim Lateinischen wird er hart. Mein armer Harald, was soll doch aus dir werden, wenn du keine Neigung verspürst, Professor und ein gelehrtes Haus zu werden!

* * *

Wir werden noch zwei Tage in Birneburg bleiben. Walter hat entdeckt, daß sich hier in der Nähe eine römische Niederlassung befindet, an der jetzt Ausgrabungen gemacht werden. Ein Steuerbeamter, der sich für diese Sachen interessiert, hat sich erboten, ihn zu begleiten, und beide Herren sind schon in der Frühe abmarschiert. Harald sollte eigentlich mit; aber ich habe ihn frei gebeten. Er soll mit mir durch die alten, engen Gassen zur Frau Bäckermeisterin gehn, und wir wollen zwei Kränze aus Rosen auf meine Gräber legen, und dann will ich ihm von meinen Eltern erzählen, die alten Geschichten, die er lange weiß, und die er immer wieder anhört. Daß sie arm, krank und einsam waren, daß sie nun friedlich schlafen, und daß sie weiter leben im Herzen ihrer Tochter.

Ja, Sie habens besser als die armen Verstorbnen! sagte nachher die Frau Bäckermeisterin zu mir. Da saßen wir zusammen in dem kleinen Hinterstübchen, und sie hatte mir erzählt, wie alles gewesen war. Armut, Krankheit, Tod und zu allem das Leid, das Unglück selbst verschuldet zu haben. Die junge Frau war so eigenwillig gewesen; sie wollte nicht warten, bis der Mann Amt und Brot hatte, sie heiratete ihn, den Eltern zum Trotz.

Ach, ich kannte die Geschichte. Sie war mir auf Falkenhorst noch deutlicher berichtet worden als hier in der behutsamen Sprechart der Frau Bäckermeisterin. Aber ich mochte sie doch nicht hören. Unsre Eltern dürfen keine Fehler haben; unser Gefühl sträubt sich gegen diesen Gedanken. Die Bäckermeisterin sah mich an und legte dann leicht ihre verarbeitete Hand auf die meine.

Der Herrgott und der Heiland nehmen alle Sünd weg! sagte sie tröstend. Danach gingen Harald und ich auf den Kirchhof. Er trug die Kränze, und ich schritt in Gedanken, bis mein Junge mich am Arme zupfte.

Mutterlieb, die Frau Bäckermeisterin hab ich gern! Wenn ich einmol in Not sein werde, dann gehe ich zu der!

Hoffentlich wirst du niemals in Not kommen, Horald!

Man konns nicht wissen, Mutter. Die Not kommt schnell; Lita sogts ouch. Sie sogt, koum ist die eine Gouvernante ous dem Houfe, dann kommt die andre hinterdrein, und bei jeder gibts eine neue Rede von Tonte Dolly.

Lita sollte sich recht Mühe mit dem Lernen geben, sogte ich. Als Kind habe ich es gehaßt, wenn die Erwochsnen solche weise Sätze zu mir sprochen; ober jetzt greife ouch ich zu diesem Mittel. Kinder verlangen eine kleine Dosis Moral, über die sie nochdenken können.

Lito möchte ouch wohl lernen; ober sie sogt, es ist mühsom. Und Mühe mog sie sich nicht geben.

An uns vorüber zieht ein alter Goul einen mit Steinen belodnen Karren bergon. Der Treiber geht lässig nebenher, knollt mit der Peitsche und flucht.

Do legt mein Junge seine Kränze auf den Korren und schiebt hinterher, doß er dem Pferd die Arbeit erleichtere. Es gelingt ihm nicht, die Ladung ist zu schwer; ober der Treiber schämt sich plötzlich, ruft nicht mehr Hott und hüh, sondern stemmt sich in die Räder. Und dabei locht er und schlägt Horold ermunternd und zufrieden auf den Rücken.

Wir standen nachher ouf dem Kirchhof, legten die Kränze auf ihre Plätze und sahen wieder in den Sonnenschein und ouf die stillen Berge. Der olte müde Goul war seine Stroße weitergezogen, und sein Treiber half ihm noch, aus der Ferne konnten wir es sehn. Ich aber dochte, ob meine Eltern mich geliebt hätten, wie ich meinen Knaben liebe. Wie entsetzlich schwer muß es ihnen geworden sein, ihr Kind einsom zurückzulassen.

Ach, wir wissen nicht, wieviel Leid die Welt schon trug! Und wieviel sie weiter trogen muß!

(Fortsetzung folgt)

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Reichsspiegel Berlin, 15. Juni 1908

(Die Ergebnisse von Revol. England und Rußland und die Westminster Gozette. Die Deutsche Kolonialgesellschoft und der Deutsche Flottenverein.)

Zwischen König Eduord von Englond und Koiser Nikolous von Rußlond sind bei der Zusammenkunft in Reval Trinksprüche gewechselt worden, die in den Wein der Kombinotionspolitiker und Propheten des neuen Dreibunds viel Wasser geschüttet hoben. Zugleich hot ouch die ernsthafte politische Presse der beiden nächstbeteiligten Länder nach Möglichkeit das Ihrige geton, um zu versichern, daß die Zusommenkunft von Revol der Erholtung des Weltfriedens dienen solle und keine Spitze gegen irgendeine dritte Mocht kehre. In Rußlond hat die Rossijo besonders die Hetzereien der russischen Presse gegen Deutschlond scharf verurteilt, und in Englond hot sogor die konservotive Presse, die sonst uns gegenüber gern eine kühle und mißtrouische Haltung bewohrt, mit bemerkenswerter Offenheit erklärt, es solle England gor nicht ein, sich durch die ollerdings wertvolle und hochgeschätzte Freundschaft mit Frankreich in einen Krieg gegen Deutschlond hineinhetzen zu lossen.

Nun wird natürlich ein großer Staat seine politischen Maßnahmen und seine Auffassung der Weltlage niemals auf Trinksprüchen und Preßstimmen aufbauen können, selbst wenn ihnen die Umstände ein besondres Gewicht verleihen. Nur kühle, sachliche Prüfung aller realen Verhältnisse und Interessen, auch solcher, die nicht an der Oberfläche sichtbar sind, kann eine zuverlässige Unterlage des Urteils geben. Aber es ist doch unter den gegebnen Umständen nicht ohne Bedeutung, daß die dreisten Versuche deutschfeindlicher Strömungen, die gegenwärtige Lage offen in ihrem Sinne auszunutzen, ebenso offen und klar zurückgewiesen werden. Wäre das nämlich nicht ausdrücklich geschehen, so hätten zum mindesten in Frankreich die Treibereien des revancheluftigen Chauvinismus sehr leicht eine Ausdehnung gewinnen können, die alle Berechnungen besonnener Politiker über den Haufen geworfen hätte. Man muß wissen, daß sich kaum jemals seit der Zeit des brav' général auch ernsthafte französische Blätter in der Bekundung ihrer Feindschaft gegen uns so sehr haben gehn lassen wie jetzt. Eine kühle Dusche war darum sehr notwendig, und es war gut, daß sie ohne Zutun Deutschlands von englischer und russischer Seite kam.

Die politische Bedeutung des Besuches von König Eduard in Reval ist natürlich von niemand bezweifelt worden; die Trinksprüche haben es außerdem öffentlich bestätigt, daß es sich um ganz bestimmte Besprechungen und Abmachungen handelte. Auch das ist kein Geheimnis, daß diese Verständigung an das schon bestehende englisch-russische Abkommen anknüpfte. Es sind also die Verhältnisse in Mittelasien und im nahen Orient zur Sprache gekommen. Nahe genug lag die Gefahr, daß die Lage in Persien trotz dem englisch-russischen Abkommen einen Konflikt zwischen beiden Mächten herbeiführte. Die innern Wirren, denen das persische Reich jetzt preisgegeben ist, und die durch das Experiment einer Verfassung in diesem an den Folgen von Willkürherrschaft und Mißwirtschaft so tief darniederliegenden Lande eher ermutigt als beschwichtigt worden sind, spielen sich vornehmlich in dem Gebiete ab, in dem England das Überwiegen des russischen Einflusses als berechtigt anerkannt hat, aber doch immer unter der Voraussetzung, daß die Unabhängigkeit des Schahs geachtet wird. Nun hat der böse Zwischenfall an der russisch-persischen Grenze, der Überfall einer russischen Militärpatrouille auf russischem Gebiete durch persische Räuber, wobei unter andern der führende russische Offizier getötet wurde, vor einiger Zeit eine neue Verwicklung geschaffen, die das Einschreiten Rußlands und die Stellung eines Ultimatums an Persien veranlaßte. Ob aber die neuen russisch-englischen Abmachungen den Erschütterungen standhalten würden, die ein kriegerisches Vorgehn Rußlands gegen Persien vielleicht nach sich ziehen würde, das konnte doch bei allen guten Absichten auf beiden Seiten zweifelhaft erscheinen, und so hat man mit Freuden die sich bietende gute Gelegenheit ergriffen, um durch die Besprechungen in Reval diesen Konfliktstaff rechtzeitig aus der Welt zu schaffen. Daß über den besondern Inhalt dieser Verständigung nichts verlautet, ist selbstverständlich. Man wird vielleicht erst aus den Ereignissen selbst gewisse Schlüsse ziehen können.

Noch weniger kann vorläufig über die Ergebnisse der Revaler Besprechungen, soweit sie die mazedonische Frage betrafen, gesagt werden. Jedenfalls werden England und Rußland über bestimmte Vorschläge einig geworden sein, mit denen sie wohl sehr bald an die Öffentlichkeit treten werden. In welcher Form dieses geschieht, muß abgewartet werden. Haben die Abmachungen den friedlichen und loyalen Charakter, den man nach den Revaler Trinksprüchen und sonstigen maßgebenden Veröffentlichungen zu erwarten berechtigt wäre, so werden sich England und Rußland mit den andern Großmächten ins Einvernehmen setzen. Aber über Form und Verlauf dieser Verhandlungen läßt sich offenbar nichts voraussagen, nicht

einmal von denen, die den Inhalt der in Reval gepflognen vertraulichen Gespräche genau kennen.

Von dem Verlauf der Ereignisse in den bestimmten, gegenwärtig schwebenden Fragen, die wir hier erwähnt haben, wird es abhängen, wie sich die politischen Folgen der Revaler Zusammenkunft weiter gestalten. Wir haben oft genug festgestellt, daß die Richtung der englischen Politik, die ihre letzte Betätigung in Reval gefunden hat, die natürliche Folgerung aus der politischen Lage Englands ist und durchaus keine Spitze gegen Deutschland zu kehren braucht, daß es deshalb weder zweckmäßig noch unser würdig ist, wenn die Sprachrohre unsrer öffentlichen Meinung aus einem oberflächlichen Eindruck heraus alles, was von Angstmeierei, Nervosität und Nörgelsucht bei uns vorhanden ist, zusammenrufen, und ohne auch nur einigermaßen ausreichend orientiert zu sein, die Leitung unsrer auswärtigen Politik öffentlich der Unfähigkeit zeihen. Wenn als Scheinbeweis für die Berechtigung solcher Auffassung triumphierend die Frage gestellt wird, warum denn Deutschland die einzige Großmacht sei, mit der England neuerdings keine besondern politischen Abmachungen — das Nordseeabkommen zählt hier wohl nicht mit — getroffen habe, so kann man die Antwort darauf sehr kurz und prägnant fassen: „Weil Deutschland weder Mittelmeermacht noch asiatische Macht ist.“ Deutschland ist gar nicht in der Lage, mit England einen Vertrag abzuschließen, der direkt zur Sicherung der Stellung Englands in Indien oder auf dem Wege nach Indien dienen könnte. Das ist aber gerade das, was für die weltpolitischen Maßnahmen Englands entscheidend ist.

Andrerseits haben wir wiederholt betont, daß diese Politik Englands allerdings, um zu ihrem Ziel zu kommen, in den verschiednen Ländern die Bundesgenossenschaft von Strömungen hat benutzen können, die von starker Feindseligkeit gegen Deutschland erfüllt sind, und die, wenn auch zunächst nur aus Liebhaberei und auf eigne Verantwortung, den Traum weiterspinnen, man könne einen Ring sämtlicher Mächte um Deutschland bilden und diese große Zentralmacht Europas einschüchtern und niederhalten. Eine weitere Ermutigung und ein Scheinerfolg dieser Richtungen könnte sehr wohl die Meinung unterstützen, daß die Demütigung Deutschlands eine Frucht sei, die England bei der Verfolgung seiner Hauptziele ganz bequem nebenbei einheimsen könne. Eine solche Ermutigung sehen wir nun freilich darin, daß die öffentliche Meinung Deutschlands, so wie sie sich dem Auslande in der Mehrheit seiner Presse darstellt, bei jedem Schritt des Königs von England die Rolle des Gekränkten, Geschädigten und Beiseitegeschobnen spielt und in beständiger Verärgerung dem Auslande die Versicherung in die Ohren schreit, unsre Diplomatie tauge gar nichts, und alles, was sie tue, sei eine Kette von Niederlagen der deutschen Politik. Es ist doch klar, daß ein Heer, das sich selbst beständig für geschlagen erklärt, zuletzt wirklich geschlagen wird. Dürfen wir uns wundern, wenn im Auslande die Meinung aufkommt, die verschiednen internationalen Abmachungen der letzten Zeit könnten vielleicht doch die Einschüchterung Deutschlands gelingen lassen? Unsre Sicherheit und die Erfolge unsrer Politik beruhen darauf, daß wir dem Auslande die Überzeugung beibringen, daß eine solche Einschüchterung schlechterdings unmöglich ist, weil wir an unsrer Rüstung ohne Unterlaß pflichttreu gearbeitet haben und uns darum mit einiger Ruhe auf unsre Kraft verlassen können. Um gegen eine solche gesammelte Kraft eine feindliche Koalition zusammenzubringen und wirksam zu machen, dazu gehört eine ganz andre Einheit der Interessen, als sie bei den an unsrer „Einkreisung“ tätigen Mächten günstigstenfalls vorhanden sein kann. Das dem Auslande überall zum Bewußtsein zu bringen, ist eine Aufgabe unsrer Diplomatie, die durch das törichte Geschrei unsrer eignen Presse über angebliche Fehler in der auswärtigen Politik nur erschwert wird.

Wie schematisch und oberflächlich oft in Fragen der auswärtigen Politik sogar von Leuten, denen man eine bessere Kenntnis zutrauen sollte, geurteilt wird, zeigt unter anderm ein in der ganzen europäischen Presse viel beachteter Artikel der Westminster Gazette, also eines der angesehensten Organe der jetzigen englischen Regierungspartei. Der Artikel stammt von Bernard Pares, der als tüchtiger politischer Schriftsteller bekannt ist, und spricht die Meinung aus, die deutsche Diplomatie habe in Rußland eine Schlacht verloren, weil dort der Übergang zum Verfassungsleben die Liberalen an das Ruder gebracht habe, und diese sähen in Deutschland den Hort der Reaktion. Deshalb sei das moderne Rußland, das Rußland der Zukunft, Deutschland abgeneigt und wende sich England zu, in dem es den Hort der politischen Freiheit erkenne. Dieses Schema entspricht einem Gedankenkreise, der in der Westminster Gazette früher schon oft in andrer Form und in anderm Zusammenhang ausgedrückt worden ist, und der, wie jeder mit englischer Denkweise einigermaßen vertraute zugeben wird, unter den englischen Liberalen viel Anklang findet. Es scheint ja auch — objektiv betrachtet — sehr einleuchtend und hat, wie wir sehen können, auch in der deutschen Presse hier und da Eindruck gemacht. Nur schade, daß der Gedanke in dieser besondern Anwendung auf einer völligen Unkenntnis der osteuropäischen Verhältnisse beruht. Wir Deutschen sind uns vollständig darüber klar, daß, wenn sich jetzt Deutschland in eine demokratische Republik verwandelte, in der auch der kritische Blick des radikalsten Engländers nicht mehr ein Stäubchen von „Reaktion“ entdecken könnte, das sogenannte liberale Rußland uns dennoch mit derselben Abneigung beehren würde wie jetzt. Und wenn dieses neue Deutschland mit Engländern kolonisiert würde, so würde sich die Abneigung der Russen auch auf die Engländer übertragen, sobald sich die germanische Art der Engländer etwas deutlicher fühlbar machte. Der Rasseninstinkt des Slawen fragt nicht nach den politischen Freiheiten, wie sie der Germane versteht; er sträubt sich gegen die deutsche Eigenart als solche, weil sie seinem innersten Wesen zuwider ist. Nun stehn freilich diesen Regungen des Rassengeistes, die im einzelnen durch die weiche, gutherzige, nicht gerade zu starker Tätigkeit hindrängende Art des russischen Volkes gemildert werden, andre sehr stark wirkende Momente als Gegengewicht gegenüber. Wirtschaftlicher Vorteil und Bildungsbedürfnis weisen den vorwärtsstrebenden Russen doch immer wieder auf das Deutschtum als Stützpunkt und Bundesgenossen hin, sodaß sich das Ergebnis ungefähr dahin zusammenfassen läßt, daß die volkstümliche Grundstimmung in Rußland immer deutschfeindlich sein wird, daß sich aber die selbständig denkenden Elemente von einigem Verantwortungsgefühl, wirklicher politischer Bildung und einiger Kenntnis in wirtschaftlichen Dingen solange als möglich hüten werden, es zu einem wirklichen Bruch mit Deutschland kommen zu lassen. Daß diese Elemente seit dem Beginn des konstitutionellen Lebens in Rußland etwas zurückgedrängt sind, die volkstümlichen Stimmungen mehr Oberwasser haben, ist richtig; das hat bei uns keinen Kenner Rußlands überrascht. Auch glauben wir gern, daß sich der russische Liberalismus gelegentlich in das Gewand einer theoretischen Schwärmerei für das ihm sonst wohl recht wesensfremde Mutterland des Parlamentarismus kleidet. Aber wer uns glauben machen will, daß das irgend etwas mit unsern innerpolitischen Zuständen und dem reaktionären Charakter unsers Regiments zu tun habe, der muß uns gestatten, daß wir ihn — auslachen. Die russischen Reaktionäre, die gegen die englandfreundliche Politik ihres Vaterlands und die Verständigung mit England kürzlich öffentlich protestiert haben, sind darum nicht um ein Atom freundlicher gegen uns gesinnt. Der englische Publizist übersieht außerdem, daß gerade die Leute, denen König Eduard in Reval die Hand gereicht hat, gar keine besonders eifrigen und begeisterten Anhänger einer

Richtung sind, die die Volksfreiheit nach englischem Muster auf russischen Boden übertragen will. Es fällt ihnen gar nicht ein, auch nur so weit gehn zu wollen, wie wir in Deutschland längst gegangen sind. Also die herrschende Richtung in Rußland, auf deren Dauer und Festigkeit die englische Regierung doch wohl ein starkes Vertrauen setzt — denn sonst würde sie sich wohl nicht so viel Mühe gegeben haben, die Einigung in eine feste Form zu bringen —, diese herrschende Richtung gilt in ihrem eignen Lande als ziemlich reaktionär und ist es jedenfalls in stärkerm Maße als die deutsche Regierung. Und nun kommt eine gewichtige englische Preßstimme von der Regierungspartei und spricht öffentlich aus, daß das Motiv der englischen Freundschaft wesentlich in der Hoffnung besteht, daß die Freiheitsbestrebungen des russischen Liberalismus als des Trägers der Sympathien für England weiter Boden gewinnen werden. Ob das an den leitenden Stellen der russischen Politik sehr angenehm berühren wird? Man wird sich gewiß nicht darüber aufregen, aber doch bei sich denken, daß eine auswärtige Macht, die mit Rußland zusammen Politik machen will, ihre Wünsche nicht von der Gestaltung der innern Angelegenheiten Rußlands abhängig machen, sondern lieber auf dem Boden der gemeinsamen realen Interessen bleiben sollte. Von uns aber wird man nicht verlangen dürfen, daß uns solche Betrachtungen imponieren.

Die große Politik nimmt jetzt, wie es nach dem Schluß der Parlamente und unter dem Zeichen der Monarchenbegegnungen und der mancherlei schwebenden Fragen natürlich ist, das Hauptinteresse in Anspruch. Auf dem Gebiete der innern Politik aber sind wir jetzt wieder in eine Zeit der Kongresse und Tagungen geraten, die in gewissen Zeitabschnitten über den politischen Himmel ziehen wie die Sternschnuppenfälle über den Himmel des Astronomen. Es würde unmöglich sein, an dieser Stelle auf Einzelheiten einzugehn. Hervorgehoben werden müssen jedoch die Tagungen zweier großer nationaler Organisationen, der Deutschen Kolonialgesellschaft und des Deutschen Flottenvereins.

Die Kolonialgesellschaft tagte in Bremen. Die Entwicklung unsrer Kolonialpolitik nötigte diesesmal zu einer entschiednern Stellungnahme in wichtigen Fragen, als der bisherigen Gewöhnung entsprach. Und das war gut so. Denn es ist die höchste Zeit, daß der Deutschen Kolonialgesellschaft ein etwas regeres Leben eingehaucht wird. Das größte Interesse beanspruchte diesesmal die Eingebornenfrage, und das Ergebnis war ein Protest einer starken Mehrheit gegen den hauptsächlich vom Konsul Vohsen vertretnen Standpunkt, der in überhumaner Weise die Rechtsgleichheit zwischen Eingebornen und Weißen herstellen will. Demgegenüber wollten alle erfahrnen Kolonialkenner die Herrenstellung der Weißen durchgeführt wissen; die Kolonien sind, auch wenn den Eingebornen ihr Recht werden soll, für uns da. Diese Stellungnahme bedeutet einen gewissen Gegensatz gegen die im vorigen Jahre vom Staatssekretär Dernburg verfochtnen Grundsätze, aber diese werden vielleicht nach mancher Korrektur unterworfen werden. Wir glauben mit dem Unterstaatssekretär von Lindequist, der Dernburg nach Möglichkeit verteidigte, daß die Äußerungen des Staatssekretärs damals nicht die buchstäbliche und allgemeine Bedeutung hatten, die ihnen beigelegt wurde.

Der Deutsche Flottenverein hat seine Hauptversammlung in Danzig abgehalten, und hierbei ist es erfreulicherweise zu einer Einigung und einem Friedensschluß gekommen, der hoffentlich nun von Dauer sein wird. Das Hauptverdienst an diesem Erfolge fällt zweifellos dem Vertreter der Staatsregierung zu, dem Oberpräsidenten von Westpreußen, Herrn von Jagow. Die geschickte Art, in der er seinerseits den Hauptstreitpunkten nicht etwa aus dem Wege ging, sondern sie im Gegenteil hervorhob und ihnen nur alles Gehässige und Unsachliche nahm, trug wesentlich dazu

bei, daß den beiden sich gegenüberstehenden Extremen jede Gelegenheit genommen wurde, sich aneinander zu reiben. So wurde der Verein ausdrücklich als „nationalpolitischer" bezeichnet; die Bedenken derer, die einen solchen Zusatz als gefährlich empfanden, wurden durch den geschickt formulierten Hinweis beschwichtigt, daß dieser Zusatz ja im Grunde gleichgiltig sei, da in Streitfällen ja doch die Behörden und Gerichte allein nach dem Inhalte der Satzungen über den Charakter des Vereins zu entscheiden hätten. Der Flottenverein soll sich in Zukunft von politischer Agitation fernhalten — womit den Bayern und ihren Freunden eine Beruhigung gegeben wurde —, aber es wurde auch festgestellt, daß der Verein nicht ein Appendix des Reichsmarineamts sein dürfe, sondern seine Unabhängigkeit bewahren müsse. Es muß dem Verein, so hieß es, freistehn, seine eignen Ansichten über die Frage der Beschleunigung des Flottenbaus und ähnliche zu vertreten. Auf dieser Grundlage hat der Verein sein neues Präsidium gewählt, worin Vertreter verschiedner Anschauungsweisen sitzen. Als Präsident wurde Fürst Salm wiedergewählt, aber es ist leider sehr zu bezweifeln, daß er die Wahl annehmen wird. General Keim hatte seinerseits auf die Wiederwahl ausdrücklich verzichtet, und der Verein dankte ihm für diese vornehme und patriotische Entsagung durch die wärmste Anerkennung seiner geleisteten Dienste und den Vorschlag, ihn zum Ehrenmitglied zu ernennen. Nur eine sehr merkwürdige Entschließung ist zu verzeichnen. Man muß, wie erwähnt, leider damit rechnen, daß Fürst Salm die Wahl nicht annimmt, und so entschloß man sich, für diesen Fall gleich den Mann zu bestimmen, der dann an seine Stelle treten soll. Es ist der Großadmiral von Köster, der auf diese Weise unter recht sonderbaren, für ihn und den Fürsten Salm peinlichen Umständen für die bedeutungsvolle Würde nur designiert, nicht gewählt wurde und infolge dieser manchen wohl bedenklich scheinenden Form eine geringere Mehrheit erhielt, als es bei einer normalen Wahl wahrscheinlich der Fall gewesen wäre. Der harmonische Abschluß der Tagung jedoch, die Erhaltung der Einheit des Flottenvereins in einer für seine nationale Wirksamkeit ersprießlichen Form bleibt die Hauptsache, und daran kann man seine Freude haben.

Koloniale Rundschau Berlin, 15. Juni 1908

Von Dernburgs Fahrt nach Südwest nichts neues von Wichtigkeit. Dernburg ist mittlerweile in Britisch-Südafrika eingetroffen. Was er mit den dortigen maßgebenden Persönlichkeiten verhandelt hat, ist noch nicht bekannt. Ob es bei gegenwärtigen unverbindlichen Versicherungen guter Beziehungen zwischen Deutsch- und Britisch-Südafrika bleibt, oder ob sich aus dem Besuch praktisch brauchbare Maßnahmen ergeben, werden wir ohnehin wohl erst im Herbst im Reichstag erfahren. Das Reiseprogramm des Staatssekretärs steht auch heute erst in großen Zügen fest. Er will die Haupteingangshäfen von Südafrika, Kapstadt, Port Elizabeth, East London, Durban, besuchen, dann die Mineninduſtrie in Johannesburg und Kimberley kennen lernen. Begreiflich ist, daß ihn im besondern Maße die Eisenbahnen von Britisch-Südafrika interessieren, und daß er namentlich die Kap—Kairobahn, jenes gewaltige Projekt von Cecil Rhodes, das heute schon bis über den Sambesi hinaus verwirklicht ist, mit eignen Augen sehen will. Seine Fahrt wird deshalb bis zu den Viktoriafällen des Sambesi, die durch eine Riesenbrücke überspannt werden, führen. Dann geht es zurück nach Kimberley und von dort westwärts über Prieska, Upington und bei Ukamas hinein ins deutsche Land. Man kann nicht sagen, daß das Programm einseitig gewählt wäre, wie dies bis zu einem gewissen Grade bei der letztjährigen Ostafrikafahrt der Fall gewesen ist.

Im Gegensatz zur damaligen Reise kann Dernburg auf britischem Boden für unsre Zwecke sehr viel lernen. Seine Fahrt führt ihm nicht nur den dortigen Bergbau und die in Südafrika möglichen Industrien vor Augen, sondern auch die landwirtschaftliche Produktion in ihrer Vielgestalt: Kleinsiedlung und Farmbetrieb, Garten-, Obst- und Weinbau, Getreidebau, Tabakbau und das Rückgrat der südafrikanischen Wirtschaft, die Viehzucht im extensiven wie im intensiven Betriebe. Britisch-Südafrika sieht schon auf eine hundertjährige Entwicklung zurück, und wenn wir uns die dort gemachten Erfahrungen in verständiger Weise zunutze machen, so können wir viel Lehrgeld sparen. Die politische und wirtschaftliche Entwicklung dieser Kolonien zeigt uns, wie wir es machen, in mancher Beziehung aber auch, wie wir es nicht machen sollen. Dieses Kapitel kann mit wenigen Worten nicht abgetan werden, sondern muß einer besondern Abhandlung vorbehalten bleiben. Eins nur sei nochmals mit allem Nachdruck betont: in der Eingebornenpolitik ist das englische Vorbild entschieden schädlich, und Dernburg hat unrecht, wenn er in einer Rede in Kapstadt erklärte, wir könnten gerade in der Eingebornenbehandlung an der Erfahrung der Engländer profitieren. Wohin man in den englischen Kolonien blickt, steht es mit den Eingebornen mehr oder minder faul, namentlich in Südafrika und in Indien. Also die Finger von der englischen Eingebornenpolitik!

In Verbindung mit dieser Erwähnung der Eingebornenfrage muß der soeben in der ehrwürdigen Hansestadt Bremen abgehaltnen Hauptversammlung der Deutschen Kolonialgesellschaft gedacht werden, bei deren Verhandlungen die Eingebornenpolitik eine Hauptrolle spielte und von einer Reihe berufner und unberufner Redner in zum Teil vortrefflichen Reden erörtert wurde. Besonders treffend wurde die Frage von zwei Kolonialpraktikern und einem Volkswirt, nämlich von Stabsarzt Arning, Direktor Hupfeld und Professor Paasche dargestellt. Die Ausführungen dieser Redner gipfeln im großen und ganzen in denselben Forderungen, die auch ich in Nummer 9 vom 27. Februar aufgestellt habe: unbedingte Hochhaltung des Herrenstandpunkts, aber menschenwürdige Behandlung der Eingebornen und Sicherung ihrer Rechte durch bestimmte amtliche Einrichtungen, auf der andern Seite ihre planmäßige Heranziehung zur Arbeit, wo nötig unter Anwendung leisen Zwangs. Die „kulturelle Hebung", das Schlagwort von heute, ergibt sich hieraus von selbst. Denn was ist unsre Kultur denn anders als das Ergebnis unsrer in Arbeit umgesetzten und infolgedessen weiterentwickelten geistigen Fähigkeiten? Ist der Neger überhaupt bildungsfähig, so muß er sich unter solcher Politik glänzend entwickeln. Wir habens nicht so gut gehabt. Die frühern Jahrhunderte unsrer Entwicklung waren alles, nur nicht sozialpolitisch angehaucht. Mit Gefühlsduselei kommen wir nicht weiter, sondern nur mit einer Politik der festen Hand und einem gesunden Egoismus, denn wir kolonisieren doch wohl für uns und nicht nur für die Neger, was durchaus nicht ausschließt, daß wir mit der kulturellen Hebung und menschenwürdigen Behandlung der Neger unsre eigne Sache fördern. Aber alles zu seiner Zeit, und das „englische System" ist noch verfrüht, das haben bei den Verhandlungen der Kolonialgesellschaft sogar zwei Vertreter der Mission betont. Auch sie haben den Herrenstandpunkt für notwendig und richtig erklärt. Ziehen wir daraus die Hoffnung, daß die Mission durch die Irrungen und Wirrungen der letzten Jahre zu der Erkenntnis von der Notwendigkeit der Solidarität aller Weißen gegenüber den Schwarzen durchgedrungen ist und diese Erkenntnis in die Tat umsetzen wird. Erst wenn dem Neger das Verständnis für unsre Kultur der Arbeit aufgegangen ist, wird er fähig sein, die Lehren des Christentums wirklich zu begreifen. Also planmäßige Erziehung des Negers zur Arbeit muß die Losung

sein auf der ganzen Linie. Die Mittel und Wege müssen aber mit unsern nationalen Interessen im Einklang stehn. Und darum muß der kolonisale Boden, soweit irgend möglich, dem deutschen Auswandrer gehören. Doch davon ein andermal. Bei dieser Gelegenheit soll auch auf die andern von der Kolonialgesellschaft erörterten Fragen: Errichtung eines Bodenkreditinstituts und eines Landamts für Südwestafrika und Erwerb und Verlust der Staatsangehörigkeit, näher eingegangen werden.

Zum Schluß noch zwei erfreuliche Neuigkeiten aus den Kolonien, deren Bedeutung für die wirtschaftliche Entwicklung nicht unterschätzt werden darf.

Erstens: Gold in Deutsch-Ostafrika. Zum erstenmal ist es in wirklich abbauwürdiger Menge festgestellt. Die Fundstellen liegen in der Wembereesteppe zwischen Tanga und Tabora. Die ersten Maschinen zur rationellen Ausbeutung sind bereits unterwegs. Welchen Umfang der Goldreichtum in unsrer Kolonie hat, wird sich jetzt erst allmählich feststellen lassen. In der illustrierten Zeitschrift Kolonie und Heimat ist das jetzt in Bearbeitung genommne Goldvorkommen eingehend von fachmännischer Seite unter Zuhilfenahme von guten Bildern und eines Plans interessant und anschaulich geschildert. Der Verfasser des Aufsatzes hält es für sehr aussichtsvoll, wenn unabhängige kleine Leute als Prospektoren draußen ihr Glück versuchen würden in der Art, wie es in Australien und Nordamerika geschehn ist. Es ist dies so ziemlich die einzige Möglichkeit zur gründlichen Durchforschung eines Landes auf Edelmetalle. Wenn sich übrigens das Goldvorkommen in der Wembereesteppe als ausgedehnt und reich erweist, so würde dies für den Eisenbahnbau ein starker Antrieb sein und manche Ausgabe rechtfertigen, an die man bisher nur mit Zagen herangegangen ist.

Zweitens: Gold in Deutsch-Neuguinea. An der Südostgrenze des deutschen Gebiets sind von englischen Prospektoren ziemlich bedeutende Goldlager gefunden worden. Es war ja zwar schon lange bekannt, daß es im Innern Neuguineas Gold geben muß, denn fast alle Flüsse führen Gold. Die Engländer wollen uns natürlich jetzt das fragliche Gebiet streitig machen, wir werden es aber hoffentlich festzuhalten wissen. Der Forschungsreisende W. C. Dammkoehler, der im letzten Winter von dem erwähnten Gebiet ausgehend das zwischen dem Huangalf und der Astralabebai gelegne Bergland und das Stromsystem des Markham- oder Wussiflusses und des Ramuflusses unter gewaltigen Schwierigkeiten als erster erforschte, ist von dem Goldreichtum des Landes, den er an verschiednen Stellen feststellen konnte, überzeugt. Auch er empfiehlt, daß unabhängige Prospektoren ins Land hineingehn, und ist der Ansicht, daß sich ihre Arbeit reichlich lohnen wird. Außerdem hat Dammkaehler die erfreuliche Gewißheit geschaffen, daß das Innere von Neuguinea auch für die landwirtschaftliche Produktion vorzügliche Aussichten bietet. Er hat ausgedehnte Kokospalmenbestände und Pflanzungen der seiner Ansicht nach anstelligen und brauchbaren Eingebornen gefunden und glaubt als alter Praktiker, daß sich der Boden und das Klima ganz besonders für den Baumwollbau eignen würden. Seine für die geographische Wissenschaft wie für die Kolonialwirtschaft gleich bedeutsame Reise ist bis jetzt nur in der schon erwähnten Zeitschrift Kolonie und Heimat geschildert. Die diesem Aufsatz beigegebnen Bilder und eine Karte scheinen die Feststellungen Dammkaehlers voll zu bestätigen, und man kann ihm nur beistimmen, wenn er zum Schluß sagt, daß sich hier für uns eine seltne Gelegenheit bietet, durch den Bau einer Eisenbahn — eine einfache Feldbahn würde bei der günstigen Art des Geländes vollauf genügen — ein neuerforschtes Gebiet sofort nutzbar zu machen. Diese Bahn, durch das Markhamtal bis zur Wasserscheide nur etwa 200 Kilometer lang, würde einen großen Teil unsrer zweifellos reichen Kolonie erschließen und sich wahrscheinlich schon allein durch die rationelle Ausbeutung der

Kokospalmenbestände im Innern bezahlt machen. Diese Ratschläge eines alterfahrnen Tropenpraktikers sollten hier Beachtung finden!

Alles in allem genommen: es geht vorwärts mit unsern Kolonien. Die Hauptsache ist, daß die energische Arbeit und die Erfahrung unsrer alten Kolonialpioniere auch genügend anerkannt und bei der Beurteilung der wirtschaftlichen Erschließungsmaßnahmen zunutze gemacht werden. Rudolf Wagner

---

Die Lande Lauenburg und Bütow. Am 18. Juni dieses Jahres feiern die in der äußersten Ecke von Hinterpommern liegenden Kreise Lauenburg und Bütow die 250jährige Zugehörigkeit zum brandenburgisch-preußischen Staate. Schon nach dem Schwedisch-polnischen Kriege hatte der Große Kurfürst durch den Vertrag zu Bromberg im Jahre 1657 die Lande Lauenburg und Bütow als abgabenfreies Lehen von Polen erhalten; aber erst im nächsten Jahre nach dem Abzug der Schweden konnten die Bürgerschaft und der Adel dem neuen Herrn huldigen. Der Große Kurfürst hatte schon damals erkannt, daß diese kleinen Lande für Brandenburg ein wertvoller Besitz sein würden, denn seit 1310 hatte hier der Deutsche Ritterorden durch geschickte Kolonisation und durch Heranziehung tüchtiger Ansiedler aus Sachsen und Westfalen ein gesichertes deutsches Kulturgebiet geschaffen, das auch nach dem Untergange des Ritterordens und unter polnischer Oberhoheit seinen durch und durch germanischen Charakter wacker behauptet hatte. Von dem vorgeschobnen festen Posten aus, den die Lauenburg bildete, war es für die brandenburgische Expansionspolitik, die schon damals auf die Marienburg gerichtet war, möglich, die Herrschaft auf das für die Konsolidierung der Ostmark notwendige Weichselgebiet auszudehnen. Die knapp gehaltne aber lehrreiche Festschrift von Gerlach gibt einen vortrefflichen Überblick über die wirtschaftliche Entwicklung der Lande. Die Fortschritte sind in den letzten Jahrzehnten in der Tat staunenswert; im Jahre 1867 betrugen zum Beispiel die Einlagen der Kreissparkasse 634 987 Mark, im Jahre 1907 dagegen 8 107 395 Mark, der Wohlstand ist also in diesem als arm verschrienen Hinterpommern während der letzten vier Jahrzehnte um das Zehnfache gestiegen. „Wäre nicht die Leutenot, so könnte sich die Landwirtschaft bessere Zeiten kaum wünschen." Die einst unter polnischer Herrschaft wirtschaftlich verwahrlosten Lande verdanken ihren ganzen Aufschwung den Hohenzollern und sind jetzt tatsächlich im blühenden Zustande. Wer mit der Bahn nach Zoppot durch das Lauenburger Ländchen fährt, den fesselt nicht nur das wechselnde Landschaftsbild, sondern auch das fruchtbare, vortrefflich bewirtschaftete Gelände, die üppigen Getreidefelder und die saftigen Wiesen, die von den sich kulissenartig vorschiebenden Höhenzügen mit prächtigen Laub- und Nadelwäldern begrenzt werden. Es ist, als wäre hier ein Stück Thüringen an die Ostseeküste verpflanzt worden.

In der Bewohnerschaft herrscht Schlichtheit, aber auch Tatkraft und Intelligenz; Deutschland verdankt diesem fernliegenden Ländchen an der Ostsee, von dem der in Lauenburg 1881 gestorbne pessimistische Philosoph Julius Bahnsen in nervöser Übertreibung klagt, es sei ein geistiges Sibirien, eine große Zahl tüchtiger und gediegner Männer. Lauenburg ist in akademischen Kreisen in den letzten Jahren hauptsächlich durch Bahnsen bekannt geworden, aber der Groll, den dieser ausgezeichnete originelle Denker gegen die Lauenburger hatte, und der wohl auch mit zu seinem „Widerspruch im Wissen und Wesen der Welt" gehört, wird gegenwärtig von seinen Anhängern zuweilen ins maßlose gesteigert. Soeben bringt die Juninummer der Revue germanique (Paris, 1908) eine Studie über den Lauenburger Philosophen aus der Feder des Professors J. Talayrach, worin es heißt: Bahnsen, ce penseur

profond, cet homme de combat, n'avait-il pas été condamné à passer sa vie dans un horrible trou de province, dans un milieu hostile à toute velléité d'indépendance intellectuelle. Oui, Bahnsen, cet esprit d'élite fut, pendant trente-cinq ans, systématiquement oublié par ses hauts chefs dans son „trou d'araignée".

Bahnsens frühere Schüler, die dieses ungemein geistvollen und anregenden Lehrers ja stets mit großer Dankbarkeit gedenken, und auch seine frühern Amtsgenossen und Mitbürger werden die temperamentvollen Übertreibungen des französischen Schriftstellers auf das richtige Maß zurückzuführen wissen. Mit der alten Wahrheit, daß der Prophet nichts in seinem Vaterlande gilt, muß auch der Philosoph rechnen, besonders wenn er seine Spekulationen in einer so geheimnisvollen Sprache vorträgt, daß sich nur der Eingeweihte aus dem Labyrinth der Gedankengänge herauszufinden vermag. Da aber die ausländische Kritik den Lauenburger Philosophen neben Schopenhauer und Nietzsche, einige Kritiker ihn sogar über Nietzsche stellen, so wird sich das pommersche Städtchen wohl darauf gefaßt machen müssen, daß es bald zum Wallfahrtsort der Bahnsengemeinde wird; die Jünger werden dann aber wohl mit Staunen erkennen, daß Lauenburg kein pauvre bourg ist, sondern eine freundliche, schön gelegne Stadt mit einer intelligenten, arbeitsfreudigen und lebensfrohen Bewohnerschaft, daß die Stadt jahrhundertelang inmitten der polnischen Bestrebungen eine nationale Kulturaufgabe ersten Ranges erfüllt hat, und daß man auch jetzt noch in vielen Zügen die Nachwirkungen verspürt von dem reichen Erbteil der alten Ordensritter aus der Marienburg und von dem brandenburgischen strammen Geiste, den der Große Kurfürst diesen pommerschen Landen eingeflößt hat.

Ernst Groth

Wippermanns Deutscher Geschichtskalender. Der zweite Band des in Grunows Verlag erscheinenden Geschichtskalenders für das Jahr 1907 behandelt einen sehr merkwürdigen Zeitabschnitt, dessen Ereignisse noch oft die Gemüter, die Redner und die Federn beschäftigen und darum nötigen werden, zu diesem Nachschlagebuche zu greifen. Wir sehn die Reichsregierung an der Arbeit, die zwei in das Joch des Blocks gespannten ungleichen Pferde einzufahren, und finden bei Wippermann das Urteil der Organe aller Parteien über dieses denkwürdige und zukunftschwangere Experiment mit musterhafter Unparteilichkeit zusammengestellt. Und wir sehn den römischen Ritter von der traurigen Gestalt zur Erheiterung, freilich auch zum Ärger der Welt, ausziehn, den Drachen des Modernismus zu erlegen, und vermissen keines der zur Beurteilung dieses Unternehmens und seiner bisherigen Erfolge erforderlichen Aktenstücke. In der auswärtigen Politik sind besonders die Vorkommnisse wichtig, die auf das Verhältnis Deutschlands zu England und den Vereinigten Staaten, auf die Beziehungen der Vereinigten Staaten und Englands zu den übrigen Großmächten Licht werfen, und auch darüber werden wir vollständig unterrichtet. Von den unzähligen Kongressen und „Tagen", die getagt und genächtigt haben, sind besonders beachtenswert der Sozialistenkongreß in Stuttgart als Etappe auf dem Rückzug der Sozialdemokratie und die zweite Friedenskonferenz im Haag als Etappe auf dem Vormarsch einer zwar vielfach noch verspotteten aber heute nicht mehr ganz ohnmächtigen Idee. Unentbehrlich ist der Wippermann ja immer, aber, wenn ihm das Halbjahr so interessanten Stoff geliefert hat, zugleich auch erfreulich.

Die Grenzvölker im Nordwesten Indiens und die Expedition gegen die Zakka Khels

Mitte Februar dieses Jahres wurde von den Engländern mit einer Streitmacht von fast drei Brigaden ein Kriegszug gegen die Zakka Khels, einen Afridistamm an der afghanischen Grenze, unternommen und in wenigen Tagen mit der Einnahme und der Zerstörung ihrer drei größten Ortschaften zu Ende geführt. So glänzend dieser schnelle Siegeszug auf den ersten Augenblick auch erscheinen mag, so wenig kann er trotz aller Tapferkeit der Truppen als eine glänzende Waffentat oder als Bürgschaft für einen dauernden Erfolg angesehn werden. Dafür hat er aber, ebenso wie der kurz darauf folgende Feldzug gegen die Mohmands und das Zurückwerfen afghanischer Stämme über die Grenze, wieder einmal die Achillesferse des indischen Kaiserreichs, denn das ist die Nordwestgrenze trotz des englisch-russischen Vertrags geblieben, offen zutage gelegt und bietet schon aus diesem Grunde ein allgemeines Interesse; vermehrt wird dieses noch durch den eigenartigen Kriegsschauplatz, die mittelalterlichen Völkerschaften, gegen die der Zug gerichtet war, die gegenwärtigen besondern Verhältnisse nach dem Vertrage und schließlich durch die Art der Behandlung der ganzen Angelegenheit im Parlament, die bei der ältesten Kolonialmacht schon an sich von Interesse ist.

Bekanntlich wird Indien im Nordwesten durch eine Kette von steilen unwirtlichen Gebirgszügen als Grenzwall gegen Afghanistan abgeschlossen und geschützt. Das Gebirge ist nur von einigen wenigen Pässen durchschnitten, und von diesen bildet der größte, der Khaibarpaß, das natürliche Einfalltor nach Indien, durch das seit uralten Zeiten immer neue Völkerwogen die indischen Ebenen überschwemmt haben, um hier bald zu erschlaffen und allmählich von den indischen Völkerschaften aufgesogen zu werden. Während nun im Innern Indiens die Spuren der Eroberer trotz allen Kastenwesens mehr oder weniger

verwischt sind, hat sich im Nordwesten aus ihnen ein eignes Volk, mit dem Kollektivnamen Parther bezeichnet, herausgebildet, das ein Gemisch aus Afghanen, Tataren, Persern, Arabern und Indiern darstellt. Splitter dieses Volks sind die verschiednen Stämme, die das Grenzgebirge bewohnen. Ihre Namen sind allen, die die indische Geschichte im letzten Jahrhundert verfolgt haben, aus einer Reihe von Kämpfen mit den Engländern bekannt; es sind die Afridis mit den Zakka Khels und Kombu Khels, die Mohmands, Waziris, Swatis usw.

Der Volkscharakter dieser Völkerschaften läßt sich schon aus der Art ihrer Niederlassungen erkennen. Die Wohnungen der einzelnen Familien, die mit ihrem Anhang den alten schottischen Clans vergleichbar sind, sind kleine Festungen mit hohem Wall, in dessen Mittelpunkt ein Turm als letzte Zuflucht und Verteidigungsstätte dient. Krieg zwischen den einzelnen Stämmen, zwischen den Familien nach dem Gesetz der Blutrache, die hier viel mehr als je in Korsika oder in Albanien wie ein Bann auf dem Volke liegt, ist die Regel.

Eine vorzügliche Charakteristik des Volks gab vor kurzem einer der besten Kenner Indiens, Lord Curzon, in seiner Rede im Oberhaus über den Zakka-Khel-Feldzug. Er sagte dort: „An der Nordwestgrenze haben wir es mit Volksstämmen zu tun, die nach Rasse und persönlichen Charaktereigenschaften sehr verschieden sind, ebenso in bezug auf den Grad der erreichten Zivilisation oder vielmehr Nichtzivilisation; einige Charakterzüge haben sie aber alle gemein. Jeder ist tief durchdrungen von gewissen Gebräuchen wie Blutrache, Raub, Mord und Gesetzlosigkeit. Raubzüge sind gewöhnliche Unternehmen und sind bei der unfruchtbaren Beschaffenheit ihres Bodens häufig eine ökonomische Notwendigkeit. Kaum einer der Stämme ist fähig, einer entstehenden leidenschaftlichen Aufwallung oder dem Einfluß des religiösen Fanatismus zu widerstehn, die für uns vorauszusehn oder zu kontrollieren völlig unmöglich sind. Sie bewohnen nicht nur ein Land, das eigentümlich schwierig und beinahe unzugänglich ist, sondern sie sind auch in der eigenartigen Lage, sowohl innerhalb wie außerhalb der Grenze des Reiches zu leben; außerhalb, weil sie frei und unbehelligt durch unsre Verwaltung leben, innerhalb, weil sie noch innerhalb unsrer politischen Grenzen wohnen."

Dieser letzte Satz illustriert das Verhältnis der indischen Regierung zu den Bergbewohnern vorzüglich. Es ist dem nur noch hinzuzufügen, daß die Regierung nicht nur davon absteht, sie mit den geringsten Regierungsmaßnahmen, die nach Oberhoheit schmecken, zu belästigen, sondern daß sie den einzelnen Stämmen auch noch Subsidien zahlt, nach englischer Auffassung zum Lebensunterhalt und zur Belohnung für gutes Verhalten, nach Auffassung der Stämme wahrscheinlich als eine Art Tributzahlung.

Berücksichtigt man, daß trotz der Subsidien die angrenzenden Gebiete keinen Augenblick vor Räubereien sicher sind, und es schon ganz besonders frecher

Raubzüge bedarf, die eine Vergeltung unbedingt erheischen, bevor die Regierung wie jetzt bei den Zakka Khels einschreitet, so müssen sicherlich sehr gewichtige Gründe vorliegen, die sie zu einer solchen schwächlichen Politik veranlassen.

Der Hauptgrund ist in der unmittelbaren Nähe des unheimlichen Nachbarn Afghanistan zu suchen, von dem bisher alle Invasionen Indiens, im ganzen 21 ausgegangen sind. Über die mögliche 22. Invasion aber erklärte Lord Roberts vor einiger Zeit, daß sie ein viel weniger schwieriges Unternehmen sein würde als irgendeine der frühern, wenn nicht entsprechende Vorsichtsmaßregeln getroffen würden. An diesen Vorsichtsmaßregeln arbeitet aber England schon seit mehr als einem halben Jahrhundert. Zu ihnen gehört zum Teil auch der englisch-russische Vertrag sowie die eigenartige Politik gegen die Grenzstämme.

In dem Vertrage verpflichtet sich Rußland, Afghanistan als außerhalb seines Einflusses liegend anzusehn, seine Beziehungen zu ihm nur durch die englische Regierung gehn zu lassen sowie keine Agenten nach dort zu senden. Trotzdem bleibt Afghanistan für England eine achtunggebietende Macht. Es verfügt über eine gute Armee, und sein jetziger Emir hat sich bisher als ein ebenso tüchtiger Herrscher wie geschickter Diplomat gezeigt.

Die Grenzstämme des englischen Gebiets fühlen sich seit alter Zeit durch Religion, Sitten und staatliche Beziehungen mit Afghanistan verbunden. Die Grenze, die sie von Afghanistan trennt, ist seinerzeit willkürlich gezogen und geht durch ihre zerklüfteten Berge mitten hindurch; sie ist deshalb auch nur von geringer Bedeutung, denn während sich Afghanistan gegen England hermetisch abschließt, und kein Engländer das Land betreten darf, können die Angehörigen der Grenzstämme sie jederzeit überschreiten und haben hiervon bei ihren Kämpfen gegen die Engländer immer, so auch bei der Zakka-Khel-Expedition, den ausgiebigsten Gebrauch gemacht. Es ist klar, daß bei derartigen Verhältnissen jede Unternehmung gegen die Grenzstämme die guten Beziehungen zu Afghanistan auf eine harte Probe stellen, in dessen Interesse es liegt, sich die Anhänglichkeit der Grenzstämme als Schutz- und Trutzmittel gegen England zu erhalten. Daß in dieser Beziehung geheime Abmachungen mit ihnen bestehn, wird als sicher angenommen.

Der letzte große, unter dem Namen Tirah-Feldzug bekannte Aufstand fand vor zehn Jahren statt. Er begann mit dem Überfall und der Vernichtung einer kleinen britischen Truppe und verbreitete sich mit Riesengeschwindigkeit über alle Grenzstämme. Der Khaibarpaß wurde von den Aufständischen okkupiert, und es bedurfte des Aufgebots großer Truppenmassen, um ihn zurückzuerobern und den Aufstand niederzuwerfen. Zu den letzten und hartnäckigsten Gegnern gehörten damals die Zakka Khels, die überhaupt als der kriegerischste und räuberischste Stamm bekannt sind. Als der Feldzug schließlich beendet war, das heißt als der Paß zurückerobert, ein Teil des Gebiets der Aufständischen durchwandert, ihre Ortschaften niedergebrannt waren, und die Truppen unter den steten Angriffen des geschlagnen Gegners das feindliche Gebiet wieder

verlassen hatten, ging man daran, mit ebenso eigenartigen wie bis vor kurzem erfolgreichen Mitteln der Wiederholung von Aufständen entgegenzuarbeiten.

Das ganze Grenzgebiet wurde zu einer besondern Provinz, der Nordwestprovinz, gemacht und einem erfahrnen Gouverneur unterstellt, die Truppen wurden aus dem Gebiete der Grenzstämme, das sie an einzelnen wenigen Stellen besetzt gehalten hatten, ganz zurückgezogen und die Stämme noch mehr als zuvor sich selbst überlassen; dazu erhalten sie Subsidien. Die regulären indischen Truppen, die bisher den Paß und die Grenze gegen die Stämme besetzt hatten, wurden nach und nach durch eine Art Miliz, die aus den Stämmen selbst entnommen wird, ersetzt, ein anscheinend sehr gefährliches Mittel; selbst von Kennern der dortigen Völkerschaften wurde es für unmöglich gehalten, daß sich junge Leute, die in der unbändigsten Freiheit mit den wildesten Instinkten aufgewachsen sind, jemals in den Kasernenzwang würden hineinfinden können. Die Probe hat das Gegenteil bewiesen.

Die Leute dienen zwar des Geldes wegen, sie fügen sich aber schnell in die geordneten Verhältnisse ein. Ihr Subordinationsgefühl ist nur rein persönlicher Natur; sie gehorchen dem ihnen sympathischen Offizier bis in den Tod, dem unbeliebten sind sie eine furchtbare Gefahr, und deshalb sind Ermordungen von Offizieren durch ihre Untergebnen nicht selten. Da für eine solche Truppe nur Offiziere mit vorzüglichen Charaktereigenschaften, starkem Willen und großer Menschenkenntnis verwendbar sind, gilt es als eine große Auszeichnung, zu den betreffenden Regimentern, den Khaibar-Rifles, kommandiert zu werden. Lord Curzon sagte kürzlich im Parlament, daß nur die besten jungen Offiziere dazu genommen würden, und daß auch deren Leben vor der Kugel irgendeines Fanatikers nicht sicher wäre. Die Truppe zählt schon über 10000 Mann und ist auch in der Zakka-Khel-Expedition zur Verwendung gelangt. Ob sich die Hoffnung, daß die alten ausgedienten Soldaten auch in ihrem spätern Leben englandfreundlich sein werden, erfüllen wird, wird vielfach bezweifelt. Es heißt von den Leuten, daß sie mit dem Moment, wo sie ihre Uniform ausgezogen und in ihrer altgewohnten Kleidung von dannen ziehn, auch wieder Halbwilde seien und schon deshalb nicht an Frieden denken, weil sie den Krieg einfach des Krieges wegen lieben.

Ein weiteres Mittel, die Grenzstämme im Zaum zu halten, hat man in dem Ausbau guter Anmarschstraßen und dem Bereithalten von Kommunikationsmitteln gefunden. Bis Peshawar, das nur einige Meilen von dem Gebiete der Stämme abliegt, geht die Eisenbahn, von da führt der 34 englische Meilen lange Khaibarpaß durch das Gebiet gerade der gefährlichsten Stämme. Der Paß ist, abgesehn von den großen Forts gegen Afghanistan, Jamrud am Eingang, Ali Masjid in der Mitte und Lundi Kotal am Ausgang, an vielen Stellen durch kleine Forts und Blockhäuser befestigt und gilt seit Jahren als vollkommen sicher, sodaß von ihm überall in das Eingebornengebiet eingedrungen werden kann. Der Paß wird auch von den Eingebornen bei ihren

Fehden unter sich als sakrosankt angesehn. Wer sich auf die Straße geflüchtet hat, ist unverletzlich. Die Polizei wird ausschließlich von den Khaibar-Rifles ausgeübt.

Wir können jetzt nach Beleuchtung der allgemeinen politischen Verhältnisse zu dem letzten Zakka-Khel-Feldzug übergehn. Der Staatssekretär für Indien zählte im Parlament eine lange Reihe von Räubereien und Ausschreitungen auf, die sich die Zakka Khels seit Jahren haben zuschulden kommen lassen, darunter Plünderungen ganzer Dörfer, Wegtreiben des Viehs, Angriffe auf Polizeistationen usw. Alle Warnungen hatten nichts gefruchtet, ebenso nicht die Entziehung der Subsidien. Noch Anfang Januar, kurz vor der Strafexpedition, überfielen sie ein Regierungsdepot östlich von Peshawar und führten eine Anzahl Maulesel fort, die ihnen später allerdings wieder abgejagt worden sind. Die Strafexpedition war von langer Hand sorgfältig vorbereitet und sollte bis zum letzten Augenblick geheim gehalten werden, da ein Erfolg erfahrungsmäßig nur von einem überraschenden Angriff erwartet werden kann.

Am 13. Februar rückten zwei Brigaden unter General Willcocks von Peshawar von Osten her in das Bazartal, den Winteraufenthalt der Zakka Khels. Das Tal zieht sich, einige Meilen südlich vom Khaibarpaß, von Westen nach Osten und berührt im Westen die Grenze von Afghanistan. Um den Feind an einem Überschreiten der Grenze zu hindern, rückte zu derselben Zeit von dem Fort Lundi Kotal eine Truppenabteilung von Norden her in das Tal. Keine der beiden Kolonnen traf auf ernstlichen Widerstand, die Zakka Khels hatten trotz aller Geheimhaltung vorher Wind bekommen, eine Überraschung konnte nicht stattfinden, und damit war ein nachhaltiger Erfolg ausgeschlossen.

Die Expedition nahm jetzt den Verlauf ihrer meisten Vorgängerinnen. Der Feind hatte seine Weiber und Kinder und Habseligkeiten in Sicherheit gebracht, teils in ein andres, südlicher gelegnes Tal, teils über die Grenze zu den Shiuwaris, einem verwandten afghanischen Volksstamm. Nachdem sich die beiden englischen Truppenabteilungen vereinigt und zwei Ortschaften, Walai und Chora, zerstört hatten, rückten sie gegen den Hauptort Chinar vor, Tag und Nacht beunruhigt von dem zu beiden Seiten sich anhängenden Gegner, der von Mitgliedern befreundeter Stämme jenseits der Grenze noch verstärkt gewesen sein soll. Die Dispositionen für den Marsch, die Einrichtung der rückwärtigen Verbindungen waren verhältnismäßig leicht, da die Gegend den Engländern aus frühern Expeditionen, die jetzige war die vierte, genau bekannt ist. Nachdem Chinar eingenommen und zerstört war, kam es am 21. Februar im westlichen Teile des Tals unweit der Grenze zu einem größern Gefecht, das mit dem Zurückweichen des Feindes endete, den Engländern aber eine Anzahl Toter und Verwundeter kostete, unter den Toten einen Bataillonskommandeur, Major Forbes Sempill.

Mit der Eroberung des Tals war die Aufgabe der Expedition erledigt, und schon wenige Tage darauf erfolgte der sogenannte Friedensschluß, über den der Staatssekretär Morley am 2. März dem Parlament das Nähere berichtete. Danach hatte am 27. Februar eine Versammlung der Häuptlinge aller Afridistämme samt den Zakka Khels stattgefunden und hatte durch Abgesandte dem General Willcocks eine Petition überreichen lassen. In der Petition erklärten die Häuptlinge, daß sie sich für das zukünftige gute Verhalten der Zakka Khels verbürgten. Sie würden, wenn aufgefordert, einander helfen, diese schlechten Charaktere zu strafen, und wenn sie es nicht täten, möge die Regierung sie dafür mit Geld bestrafen oder vom britischen Territorium ausschließen. In bezug auf die Vergangenheit bäten sie, daß die Regierung die Lage der Zakka Khels in Rücksicht ziehen möge, ihre Verluste durch die Entziehung der Subsidien sowie durch den Krieg und sie nicht wegen der Verbrechen eines Teiles von ihnen sämtlich ruinieren möge. Sie würden im Verein mit den Ältesten der Zakka Khels dafür sorgen, daß die Führer der Diebe, die in britisches Gebiet eingefallen wären, bestraft würden. Zur Genugtuung der Regierung und als Pfand deponierten sie 53 Gewehre. Die Häuptlinge der Zakka Khels fügten dann noch ihr Einverständnis hinzu sowie ihre Hoffnung auf Gnade und Gunst der Regierung.

Diese eigenartige Erledigung des Feldzugs, insbesondre die Versprechungen wurden im Parlament mit ironischem Gelächter aufgenommen, hingegen der Abmarsch der Truppen mit Hochrufen begrüßt. Daß ein ähnliches Gefühl des Mißtrauens gegen die Versprechungen der Häuptlinge auch an Ort und Stelle vorhanden war, geht daraus hervor, daß trotz des sogenannten Friedensschlusses die Truppen bei Nacht und Nebel abgezogen sind. Bisher hatten nämlich alle noch so siegreichen Expeditionen damit geendet, daß die abmarschierenden Truppen jedesmal von Schwärmen des besiegten Feindes besonders in der Nacht beunruhigt, nach Ansicht des Feindes verfolgt, worden waren. Um sich dieser gefürchteten Situation zu entziehen, hatten die Engländer am Tage vor dem Abmarsch noch Verschanzungen aufzuwerfen begonnen, die den Feind glauben machen sollten, daß sie sich auf einen längern Aufenthalt einzurichten beabsichtigten. Die List soll auch gelungen sein. Die Army and Navy Gazette bemerkte dazu sehr richtig, daß die Maßnahme nicht den Eindruck mache, als ob die Expedition das gewünschte Ergebnis gehabt hätte.

Wir sehen aus alledem, wie bescheiden die Engländer sein können, sobald sie sich in einer Zwangslage befinden. Wie bei den frühern lokalen Aufständen oder Strafexpeditionen hatte auch in diesem Falle die eminente Gefahr vorgelegen, daß sich eine allgemeine Erhebung aus der Expedition entwickeln würde, anstatt dessen ist eine Loyalitätserklärung der Stämme erfolgt. Da dieses gegen früher immerhin einen Fortschritt bedeutet, so war die Freude über den glücklichen Abschluß wohl erklärlich. Man schreibt ihn übrigens

hauptsächlich dem außerordentlich starken Truppenaufgebot und ihren schnellen Operationen zu, die auch deshalb für notwendig erklärt wurden, weil man Komplikationen mit Afghanistan vermeiden wollte. Wie zart man diesen Nachbarn auch nach dem englisch-russischen Vertrag, vielleicht wegen seiner noch nicht erfolgten Zustimmung dazu, behandelt, geht daraus hervor, daß die indische Regierung vor der Expedition mit einer Bitte um Schließung der Pässe an den Emir nicht herangetreten ist.

Wer die Geschichte der frühern Kriege in diesen Grenzgebieten liest und in Betracht zieht, daß die beschriebnen Zustände schon viele Jahrzehnte bestehn, muß sich unwillkürlich die Frage vorlegen, weshalb man nicht längst den unerträglichen Verhältnissen dadurch ein Ende gemacht hat, daß man das Gebiet der Grenzstämme militärisch besetzt oder es wenigstens durch einzelne Forts teilweise zu beherrschen versucht.

Diese Frage ist in der Tat mehrfach, anscheinend auch jetzt wieder von dem Oberstkommandierenden in Indien angeregt worden, wurde aber im Parlament von der Regierung sowohl wie von der Opposition energisch zurückgewiesen. Der Redner der Opposition, Lord Curzon, führte in seiner Rede aus, daß mit einem derartigen Versuch die ganze Grenze auf viele Jahre in Flammen gesetzt würde. Die Armee müßte bedeutend verstärkt werden, und England würde sich dieselben Verhältnisse in den Grenzgebirgen schaffen, wie sie Rußland im Kaukasus hätte, dessen Unterwerfung zwei Jahrzehnte gedauert hätte. Dazu käme die Gefahr von Kollisionen mit Afghanistan zu einer Zeit, in der auch im Innern Indiens aufrührerische Tendenzen zutage treten. Der gegenwärtige Zustand müßte beibehalten werden. Eine Okkupation käme vielleicht dereinst in Frage, wäre aber solange wie möglich hinauszuschieben. Ähnlich sprach sich der Vertreter der Regierung aus, ohne aber auf die Zukunft anzuspielen.

Diese Zustände machen ohne Zweifel einen einer Großmacht unwürdigen Eindruck; trotzdem trägt England, dessen Herrschaft in Asien doch eigentlich nur auf seinem Prestige beruht, kein Bedenken, sie weiter bestehn zu lassen. Wir haben in unserm Südwestafrika im Norden die Ovambos sitzen, an denen ebenfalls Ausschreitungen, wie der Überfall auf die Station Namatoni, zu rächen sind. Wenn wir mit deren Unterwerfung warten, bis es uns opportun erscheint und ohne große Opfer ausgeführt werden kann, so ist dies eben praktische Kolonialpolitik, wie sie von England nicht nur in Afrika, sondern, wie wir gesehen haben, auch in Asien seit jeher betrieben wird; zudem haben wir in unsrer Kolonie weder mit den übeln Eindrücken auf benachbarte Völkerschaften noch mit religiösem Fanatismus zu rechnen.

Es gibt in Indien ein altes Sprichwort der Eingebornen: „Der Parther ist in dem einen Augenblick ein Heiliger, in dem nächsten ein Teufel.“ An dieses Sprichwort erinnert unwillkürlich die Tatsache, daß sich kurze Zeit nach dem glänzenden Abschluß der Expedition gegen die Zakka Khels ein diesen

benachbarter und befreundeter Volksstamm, die Mohmands, erhoben hat, und daß fast zugleich etwa 15000 Afghanen mitten im Frieden die Grenze überschreiten und das Fort Lundi Khotal angreifen konnten. Die Mohmands sind erwiesnermaßen durch afghanische Mollahs aufgehetzt worden, die Beweggründe der Afghanen sind noch nicht ganz klar. Die afghanische Regierung will nichts davon gewußt, vielmehr sofort Schritte getan haben, die Angreifer zurückzurufen.

Die Schlacht bei Pavia

Der fast drei Jahrzehnte mitteleuropäischer Geschichte umfassende Kampf zwischen Karl dem Fünften und Franz dem Ersten ist schon durch den Gegensatz in den Persönlichkeiten der zwei bedeutendsten Fürsten ihrer Zeit merkwürdig. Auf der einen Seite der körperlich schwache und zeitlebens von Kränklichkeit geplagte Habsburger, der doch schon als Knabe die stolze und gnädige Würde des gebornen Herrschers zeigte, der schmächtige Carlos mit dem bleichen, melancholischen Antlitz, sechzehnjährig der erste König des geeinten Spaniens, neunzehnjährig Gebieter eines Riesenreichs, der seine weltumspannenden Pläne in „schweigsamer Seele" barg, im Kabinett wie im Felde bald allen Fürsten seiner Zeit überlegen, stets bedächtig, umsichtig, unermüdlich tätig und von unergründlicher Feinheit des Geistes, dem andern Geschlechte nichts weniger als abhold, aber nie dessen Sklave — daneben und ihm gegenüber der schöne, kraftstrotzende und tatendurstige Valois, der in ungebundner Wildheit aufgewachsen, ein Meister war im Lanzenbrechen und Hürdenspringen, in Jagd und Ballspiel, ein Meister auch in der Liebe, der Roy-chevalier, elegant, galant, brillant, ein König, wie die Franzosen ihn träumten. Aber hinter seinem liebenswürdigen Leichtsinn stak gewiß ebenso viel skrupellose Selbstsucht wie hinter Karls gemessener Würde; und ganz im Gegensatz zu Karl war Franzens Politik und seine Art, den Krieg zu führen, oft von Unbesonnenheit und ritterlicher Eitelkeit regiert. Seinem Schwiegervater, Oheim und Vorgänger Ludwig (den die Ritter geizig nannten, während ihn Bürger und Bauern als den Vater des Vaterlandes anbeteten) war Franz, der Verschwender und Lebemann, recht unähnlich; er, dessen Finanzwirtschaft so schlecht war, und der der eigentliche Vater französisch-königlicher Maitressenwirtschaft geworden ist. Nur in zwei Punkten glichen sich Ludwig der Zwölfte und Franz der Erste: zunächst arbeiteten beide, wenn auch in verschiednem Stile, am Bau des absoluten Königtums, den der elfte Ludwig begonnen hatte, weiter; gemeinsam war beiden auch die von jedem Bedenken des Rechts und des Gewissens freie italienische Eroberungspolitik,

an der Frankreichs Könige seit dem unglücklichen, tragikomischen Zuge Karls des Achten nach Neapel festgehalten hatten.

Franz, um sechs Jahre älter als Karl, war schon ein gefeierter Kriegsheld, als der Erzherzog-Infant fast noch in den Kinderschuhen steckte. Kaum zum Throne gelangt, war Franz durch den Sieg von Marignano Herr von Mailand und Genua sowie eines großen Teils der Lombardei geworden. Als dann am 12. Januar 1519 der alte Maximilian sein an Taten und Plänen, an Enttäuschungen aber auch an Erfolgen reiches Leben schloß, hub ein Ringen um die Kaiserkrone an, wie es Deutschland weder vor- noch nachher je gesehen hatte. Die schmählichsten Ränke, ein Hin und Her schnöder Geldgeschäfte, die Einmischung der fremden Mächte, die doppelzüngige Politik des Papstes Leos des Zehnten, ein Markten und Feilschen in der Sache, die sich als die wichtigste der Christenheit gab: alles das war wahrhaftig kein Ruhmesblatt deutscher Geschichte. Der geachtetste Fürst des Reiches, Friedrich der Weise von Sachsen, hatte das Diadem Karls des Großen standhaft abgelehnt. Franz von Frankreich, der schon seit Jahren seine Netze ausgeworfen hatte, soll drei Millionen Taler auf die Bestechung der Kurfürsten verwandt haben. Das Geld spielt eine ähnliche Rolle wie bei manchen Papstwahlen des Mittelalters und der Renaissancezeit. Gewiß kämpften auch Maxens Enkel Karl und sein Hof mit denselben Mitteln, soweit die perennierende Geldnot des Hauses Habsburg es gestattete, oder soweit die Fuggers und andre Kredit gaben. Merkwürdig genug ist, daß die Eidgenossen, die sich tatsächlich schon vom Reiche losgerissen hatten, eine Abordnung an die Kurfürsten schickten, mit der Bitte, „ein houpt von der Tütschen vnd nitt von der Wällschen Nation zu wählen“. Aber der in den Niederlanden geborne und aufgewachsne Karl, obwohl urdeutschem Stamme entsprossen, galt damals kaum als ein Deutscher. Es war der König von Spanien, der mit dem von Frankreich um die römische Kaiserkrone rang. Und nicht etwa ein Erwachen des Nationalgefühls, sondern Karls geschicktere Diplomatie und seine Unterwerfung unter die Wahlkapitulation haben verhindert, daß die Krone der Salier und der Staufen an Deutschlands Erbfeind fiel. Als sich endlich nach monatelangem Verhandeln und Handeln am 28. Juni 1519 die Stimmen der Kurfürsten auf Karl vereinigten, und Franz den berückendsten Traum seines Ehrgeizes zerronnen sah, da trat zum politischen Antagonismus zwischen den zwei jungen Fürsten ein persönlicher, der nie mehr zur Ruhe kam.

Karl machte alsbald das alte Recht des Reichs auf Oberitalien geltend, und schon 1521 brach der offne Kampf aus. Wir sehen, wie Franz, bei Bicocca durch das Feldherrntalent Frundsbergs und Pescaras geschlagen, Mailand verliert, wie 1523 die Franzosen neuerlich in Italien eindringen und neuerlich geschlagen werden, diesmal von einem Franzosen und königlichen Prinzen. Der Abfall des Connetable von Bourbon, des ersten Reichsbeamten und ersten Reichsvasallen der Krone Frankreichs, der von Franz vielfach gekränkt

und vermögensrechtlich bedroht, zum Kaiser überging, ist eine interessante Geschichte für sich. Karl von Bourbon, ein gefeierter Kriegsmann, ein Herr von imposanter Person, schlug seine Landsleute 1524 in Italien, drang in die Provence vor, nahm Toulon, fand aber vor Marseille tapfersten Widerstand. Die Nachricht, daß König Franz im Oktober 1524 mit einem auserlesnen, glänzenden, reichlich versorgten Heere über die Alpen gegangen sei, nötigte den Connetable, die Belagerung Marseilles aufzuheben und auch seine Truppen schleunigst wieder in die Lombardei zurückzuführen.

Damit begann ein Feldzug, der nur kurz währte, aber zu den merkwürdigsten des kriegereichen sechzehnten Jahrhunderts zählt. Ein jüngst erschienenes, auf gründlichem Quellenstudium fußendes Buch*) gibt uns den Anlaß, die Kampagne von 1524 auf 1525, die sich in der Belagerung und in der Schlacht von Pavia erschöpft, in ihren Hauptumrissen zu betrachten, hierbei aber auch einige Punkte zu betonen, die das erwähnte treffliche Buch nur kurz streift oder (von seinem Standpunkte mit Recht) übergeht.

Ein kaiserliches Heer sei in den Alpen verloren gegangen, spottete im Herbst 1524 der römische Straßenwitz, der redliche Finder wird gebeten, es gegen gute Belohnung abzugeben. Während sich die Kaiserlichen, aus Frankreich zurückgeeilt, um Lodi sammelten, hielt Franz das ganze Land bis zum Tessin besetzt; er war schon am 24. Oktober in Mailand eingezogen, hatte sich aber dann gegen das militärisch weit wichtigere Pavia gewandt. Dies gegen den Rat seiner erfahrnen, alten Generale, die ihm empfohlen hatten, das geschwächte kaiserliche Heer bei Lodi anzugreifen.

In Pavia, das am 25. November von den Franzosen völlig eingeschlossen war, lag unter dem Oberbefehl des kriegstüchtigen Antonio de Leyva eine Besatzung, nicht stark an der Zahl, aber entschlossen und kaisertreu: 200 schwere und 200 leichte Reiter, 400 spanische Arkebusiere und 5000 deutsche Landsknechte, jene Kerntruppe, deren Rolle in den italienischen Kriegen immer wichtiger wurde. Die Landsknechte waren von Eitelfriedrich von Hohenzollern und unter ihm von Eck Reischach (der sich nachmals in den ersten Wiener Türkenbelagerung hervortat), von Graf Lodron, dem dreiundzwanzigjährigen Sohne Frundsbergs u. a. befehligt. Auch der typisch gewordne Landsknechtführer Sebastian Schärtlein von Burtenbach verdiente sich, wie er in seiner Selbstbiographie sagt, zu Pavia die Sporen.

Die viermonatige Belageruug der festen lombardischen Stadt, die zu hoher kriegsgeschichtlicher Berühmtheit gelangt ist, ist in einem 1525 zu Pavia erschienenen Buche des Franciscus Taegius mit der anschaulichen, schlichten Kraft des echten Chronisten beschrieben worden. Leyva leitete die Verteidigung mit umsichtiger Verschlagenheit; Besatzung und Bürgerschaft wetteiferten in Tapferkeit und Ausdauer. Zumal die alte Ghibellinenfamilie der Beccaria und die

*) R. Thom, Die Schlacht bei Pavia (24. Februar 1525). Berlin, Georg Rauch, 1907.

mutige Hippolita Malaspina, Marchesa von Scaldasole, werden namentlich erwähnt. Schon wenige Tage nach der Einschließung begann man in Pavia Pferde- und Eselfleisch zu verkaufen; aus Mangel an Brennholz wurden die Hausdächer abgetragen; aus Mangel an Geldzirkulationsmitteln Notmünzen geprägt, die Kirchenschätze in Anspruch genommen usw. Vergeblich unternahmen die Franzosen Sturm auf Sturm; vergeblich war auch der ungeheure Kosten verschlingende Versuch, den Tessin in das Bett seines Nebenflusses Gravellone abzuleiten.

König Franz sah ein, daß er Pavia aushungern müsse. Die politische Lage gestaltete sich übrigens eben damals günstig für ihn. Der Papst, Venedig und andre italienische Fürsten schlossen Frieden mit ihm, ja gingen teilweise vom Kaiser zu ihm über. „Desto besser", schrieb der Abt von Najera damals an Karl den Fünften, dem er eine lange Liste abgefallner Bundesgenossen mitteilte. Wenigstens sah man jetzt klar. „Bald sollten Truppen einlangen, kriegstüchtiger als die, welche die kleinen Fürsten Italiens aufstellen konnten."

Mit systematischem Eifer war nämlich inzwischen an der Ergänzung und Verstärkung des aus Frankreich zurückgezognen und um Lodi gesammelten kaiserlichen Heeres gearbeitet worden. Ein so einträchtiges Zusammenwirken, wie es in Habsburgs Lager nicht immer die Regel gewesen, hatte Erfolg. Bourbon war nach Deutschland gegangen, um neue Truppen zu holen. Georg von Frundsberg und Marx Sittich von Embs warben für den Kaiser zwei Landsknechtregimenter mit dem Musterplatze Meran. Zumal Frundsberg, der alte „Landsknechtvater", der berühmte „Leutefresser", trat mit allem Eifer wieder für seinen kaiserlichen Herrn ein. Der biedre Schwabe, der kein Kondottiere im vulgären Sinne, sondern ein theoretisch und praktisch hochgebildeter Kriegsmann, neben Pescara wohl der beste Stratege seiner Zeit war, ließ von neuem den oft bewährten Zauber seines Namens wirken. Und die „frommen Landsknechte" eilten herbei; auch mancher deutsche Junker, dem es daheim zu enge und zu armselig geworden, war darunter. Am 26. Dezember brachen Frundsberg und Marx Sittich von Meran auf, Mitte Januar trafen sie um Lodi ein, 12000 Mann stark, „ausgezeichnete Soldaten", wie der Abt von Najera tröstlich an den Kaiser schreibt „entschlossen, lieber zu sterben, als zurückzukehren, ohne Pavia entsetzt zu haben". Auch des Kaisers Bruder, Erzherzog Ferdinand (der seit den Brüsseler Verträgen von 1522 in der kleinern österreichischen Hälfte des Habsburgischen Erbes gebot), hatte auf seine Kosten 2000 Landsknechte und 200 Reisige ausgerüstet und nach der Lombardei gesandt. Ein bewährter Krieger befehligte sie: Niklas Graf zu Salm aus der Linie Obersalm des berühmten Hauses, damals schon fünfundsechzig Jahre alt, ein Mann von goldner Treue und unermüdlicher Tatkraft, viel erfahren schon in den Kriegen Maximilians, ausgezeichnet als Feldhauptmann wider die Türken, nachmals zu weltgeschichtlichem Ruhme gelangt durch die Verteidigung Wiens, 1529. Auch aus Schwaben, Burgund und den österreichischen Erblanden strömten Reisige zu. Und allmählich

ſammelte ſich ſo um Lodi eine kaiſerliche Streitmacht, recht anſehnlich nach den Begriffen jener Zeit. In Franz Ferdinand von Avalos, Marcheſe von Pescara, hatte Karl den richtigen Führer eines ſo vorzüglichen Heeres. Pescara, der am Siege von Bicocca hervorragenden Anteil genommen hatte, war, damals erſt fünfunddreißigjährig, wohl der bedeutendſte General ſeiner Zeit, der „unbeſtritten überlegne Kopf im Heere", wie Thom ſagt, dabei „ein fein wägender Geiſt, der wie kein andrer Feldherr Karls des Fünften der Welt und Zeit eines Macchiavell anzugehören ſcheint".

König Franz hatte ſein Hauptquartier von San Lanfranco nach dem Kloſter San Paolo verlegt und konzentrierte ſeine Hauptmacht auf der Hügelreihe öſtlich von Pavia bis an den Teſſin hinab. Das kaiſerliche Heer aber brach am 24. Januar von Lodi auf und ſchien auf Mailand loszugehn, um Franz zur Aufhebung der Belagerung zu veranlaſſen. Da dies vergebens war, wandte ſich Pescara plötzlich gegen Süden und nahm nach zwei Stürmen das etwa zwanzig Kilometer öſtlich von Pavia liegende Kaſtell San Angelo (wobei er ſich perſönlich durch Tapferkeit hervortat); am 3. Februar nahmen die Kaiſerlichen bei Prado und Lardirago, nur noch wenige Kilometer nordöſtlich von Pavia Stellung, faſt unmittelbar an den feindlichen Verſchanzungen.

Schon damals machte ſich im Heere Karls der Geldmangel auf das empfindlichſte geltend. Das war ja die Erbkrankheit des Hauſes Habsburg. Sie hatte dem langlebigen Kaiſer Friedrich Demütigung auf Demütigung gebracht; ſie hatte ſo manchen kühnen Plan ſeines Sohnes Maximilian zerſtört. An den jungen Kaiſer aber hatte der Vizekönig von Neapel, Karl von Muukenwall, Marquis von Lanoy, der auch beim Heere war, ſchon im Dezember 1524 geſchrieben, man brauche mindeſtens hunderttauſend Dukaten, um der Armee den rückſtändigen und laufenden Sold zu bezahlen. Aber Geld kam keins, und es koſtete Pescara und Frundsberg Mühe genug, die Söldner wenigſtens noch auf kurze Zeit zu verpflichten.

In Franzens Kriegsrat drängten die alten, erfahrnen Generale, die zum Teil noch unter Ludwig dem Elften ihre Sporen verdient hatten, der König möge die Belagerung aufheben, ein feſtes Lager nördlich von der Stadt beziehn und einer Schlacht ausweichen. Sie wieſen darauf hin, daß das kaiſerliche Heer dem franzöſiſchen überlegen ſei, ſich aber, falls es nicht zum Schlagen käme, dank der Geldknappheit bald ſelbſt auflöſen würde. Auch Papſt Clemens ſoll dem König einen ähnlichen Rat erteilt haben. Franz aber folgte zu ſeinem Verderben, wie ſchon früher öfter, dem Rate des jungen Admirals Bonnivet, der, ein glatter Hofmann, wie es ſcheint, ſeinem Herrn das empfahl, was dieſer in ſeinem ritterlichen Tatendurſt ſelbſt wollte. So beſchloß Franz, den Feind in ſeinem Lager vor Pavia zu erwarten. Beide Teile, in ihren Verſchanzungen einander nahe gegenüberliegend, lieferten ſich einige kleine Gefechte ohne Bedeutung. Aber die Kaiſerlichen konnten bald nicht länger zuwarten. In Pavia war die Not der Belagerten aufs höchſte geſtiegen, und Leyva bat durch

geheime Botschaften immer dringlicher um Entsatz. Nur mit Anstrengung war es gelungen, die spanischen Arkebusiere und die deutschen Landsknechte neuerlich auf einige Tage zu verpflichten, wohl mit Hinweis auf das mit allem versehene Lager der Franzosen, das die reichste Beute versprach. Bemerkt sei noch, daß sich hier (wie es heißt) an Pescara französische Bestechungsversuche heranwagten, die der Marchese mit den verächtlich-stolzen Worten abwies, der König solle sein Geld behalten, er werde es bald zu seiner Freilösung brauchen. Von Frundsberg aber wird erzählt, daß er schon im Lager von Lodi einen päpstlichen Legaten, der zu unterhandeln kam, mit „bloßem Schwerdt abgefertiget und ja auß dem läger getrieben" habe.

So entschloß sich endlich Pescara, hauptsächlich durch die Geldnot gezwungen, den Tag des Apostels Matthias — 24. März — zum Losschlagen zu bestimmen. Fünfundzwanzig Jahre vorher, genau auf den Tag, war die Gattin des Erzherzogs Philipp, Johanna, zu Gent plötzlich von Geburtswehen überfallen worden und hatte — auf dem geheimen Gemache — einem Knaben das Leben geschenkt, der nun Kaiser Karl hieß und nach dem hyperbolischen Worte des persischen Gesandten „die Sonne zum Hut" hatte.

Die Schlacht unter den Mauern Pavias, die weder zu den ganz großen noch zu den Länder- und Völkergeschicke bestimmenden gehört, ist gleichwohl eine der berühmtesten aller Zeiten geworden. Sie ist eben nach der militärischen, nach der politischen und nach der menschlichen Seite hin interessant, reich an ritterlichen Episoden und an die Einbildungskraft packenden Wendungen; merkwürdig auch durch die Zahl der Nationen (Deutsche, Franzosen, Spanier, Italiener), die an ihr teilnahmen, und daß, wie leider so oft, auch hier Deutsche gegen Deutsche fochten und den altbewährten Kriegsruhm ihres Volkes im Bruderkampf gegeneinander maßen. Merkwürdig endlich ist auch die Mischung zwischen ritterlicher und moderner Kampfesart und die Rolle, die der Feuerwaffe nun beschieden war. Die Quellen über die Schlacht und ihre Literatur hat Reinhard Thom in dem obenerwähnten Buche sorgfältig zusammengestellt. Wichtig ist besonders der Schlachtbericht Frundsbergs, der in zahlreichen Flugschriften verbreitet wurde und trotz seines ungelenken Stils den Eindruck der größten Vertrauenswürdigkeit macht; ferner der Bericht Pescaras, der allerdings speziell für den Kaiser geschrieben und auf diesen berechnet ist; die Briefe des Abts von Najera, der Schatzmeister des kaiserlichen Heeres und dessen erster Verwaltungsbeamter war, wie es scheint, ein ergebner Diener Karls und dessen eifriger Korrespondent, sowie Berichte andrer Teilnehmer oder Zuseher am Kampfe. Von spätern Darstellungen ist die Adam Reißners in seiner „Historia Herrn Georgen und Herrn Kasparn von Frundsberg" (Frankfurt am Main, 1568) bemerkenswert und reich an Einzelheiten, endlich von neuern Arbeiten die von Konrad Häbler und Max Jähns; gegen diesen letzten polemisiert Thom in mehreren Punkten. Die zeitgenössischen Darstellungen der Schlacht weichen, wie dies ja in ähnlichen Fällen fast immer vorkommt, im einzelnen vielfach

voneinander ab. So schon in den Zahlenangaben über die Streitkräfte. Sieger wie Besiegte hatten nach dem Kampfe ein Interesse, sich selbst numerisch schwächer und den Gegner stärker zu machen: Zahlen wie 60000 oder gar 100000, die auch genannt werden, kommen (wie Thom bemerkt) für diese Zeit überhaupt nicht in Betracht. So dürfte man, unter Erwägung aller Umstände, das kaiserliche Heer zwischen 20 und 24000 Mann, das französische zwischen 26 und 30000 Mann stark annehmen. Unter Karls Fahnen dienten, wie eine Quelle sagt, tutti veterani di Spagna e di Germania, erlesne Truppen unter erlesnen Führern. Pescara hatte die Leitung des Ganzen, und Pavia wurde der große Tag seines kurzen, aber glanzvollen Feldherrnlebens; Frundsberg und Marx Sittich führten ihre Landsknechtregimenter; die Reisigen des Erzherzogs Ferdinand standen unter Salm, dem sich auch der Connetable von Bourbon, ohne ein spezielles Kommando zu führen, anschloß.

Den Kern van Franzens Heer bildeten etwa 2000 hommes d'armes oder Gendarms, schwere, gepanzerte Reiter, die Blüte des französischen Adels, geführt von den Trägern der glänzendsten Namen des Reiches, eine Reitertruppe alten Stils, deren tragisches Geschick bei Pavia wie ein Symbol der untergehenden alten Feudalmacht erscheint. Dann 8000 schweizerische Söldlinge unter Dießbach; endlich die bande naire, eine einzig merkwürdige Truppe, 6000 Deutsche unter französischen Fahnen! Im Jahre 1512 kommt diese Schar zuerst vor. Nun war ihr Führer Richard von Suffolk aus dem Hause York, meist nur „der Herr von der weißen Rose" genannt. Unter ihm fachten bei Pavia ein Herzog van Württemberg, ein Graf von Nassau, ein Franz van Lothringen, der Bruder des regierenden Herzogs, und viele andre deutsche Edelleute, jüngere Söhne, vertriebne Prätendenten aber auch verzweifelte Abenteurer, denen der heimatliche Baden zu arm, zu eng oder — zu heiß geworden war. Da war aber auch ein Georg Langenmantel, Sohn des von Kaiser Max hochgeehrten und von den Augsburgern vierzehnmal zum Bürgermeister gewählten Herrn Johann Langenmantel, und mancher andre verunglückte Patriziersſohn; endlich geradezu katilinarische Existenzen. Auf der größten Zahl der genannten Fürsten und Edeln, überhaupt auf den adlichen Herren, die in der bande naire standen, ruhte des Reiches Acht. Nur auf ihren Spießen sahen sie Ehre und Güter, hinter sich Tad und Schmach. König Franz der Erste hätte in der weiten Welt nicht tadesentschlossenere Männer gefunden. Unter ihren schwarzen Fahnen, vom Kapf bis zum Fuß schwarz geharnischt oder schwarz gekleidet, sahen die riesigen Gesellen mit Verachtung jedem Feinde entgegen. Sie waren bis zum Tage von Pavia das gefürchtetste Kriegsvolk ihrer Zeit.*)

Franzens Heer war nicht nur an Zahl, sondern auch in der Qualität seiner Reiterei und Artillerie dem kaiserlichen überlegen. Und doch lag auf dieser Seite das moralische Mehrgewicht, schon ob der Siegeszuversicht und

*) Vgl. Johann Newald, Niklas Graf zu Salm, eine historische Studie.

Kampfesluſt bei Karls Scharen. Auch waren hier die beſſern Führer. „Stand doch an der Spitze der Landsknechte Frundsberg ſelbſt, der ſeine Landsknechte taktiſch ſo weit ausgebildet hatte, daß ſie an die Stelle der bis dahin für unüberwindlich geltenden Schweizer traten. Führte doch Pescara in eigner Perſon die Spanier.“

An der Nordſeite der alten langobardiſchen Krönungsſtadt lag das von mächtigen Ecktürmen verſtärkte Kaſtell, die einſtige Reſidenz der Visconti. Und nördlich davor der Tiergarten, auch aus der Zeit der Visconti ſtammend, ein mächtiger, fünfzehn Kilometer im Umfang meſſender Wildpark, das Gelände ſanft wellenförmig mit weiten Grasflächen und einigen Wäldchen. Er war von einer ſtarken Backſteinmauer umſchloſſen. Etwa in der Mitte des Tiergartens lag das Jagdſchlößchen (oder der Meierhof) Mirabell. Durch den Park floß von Norden nach Süden der ſchmale Vernacula- oder Vernavolabach. Öſtlich von Pavia lagerten, wie ſchon erwähnt worden iſt, die Franzoſen, nordöſtlich Pescaras beuteluſtige und fichesſichere Armee. Da ein direkter Angriff auf das ſtarke Lager des Königs ausſichtslos ſchien, beſchloß Pescara in der Nacht vom 23. auf den 24. März die Tiergartenmauer zu durchbrechen, das kaiſerliche Heer in den Park eindringen zu laſſen und den König entweder zum Verlaſſen ſeines feſten Lagers oder zum Rückzug über den Teſſin gegen Süden zu zwingen. Zugleich wurde Leyva durch Boten verſtändigt, falls er in der Morgenfrühe drei Kanonenſchüſſe hören würde, mit voller Macht aus Pavia zu brechen und gegen Mirabell vorzudringen. Pescara gab die Loſung mala guerra aus, will ſagen, es ſolle kein Pardon gegeben werden, eine grauſame, von den Schweizern in Übung gebrachte Kriegsſitte. So war von kaiſerlicher Seite alles wohl überlegt und vorbereitet, während die Franzoſen, ſorglos gemacht durch die lange Untätigkeit des Feindes, von dem bevorſtehenden Entſcheidungskampfe nichts ahnten.

Die Nacht vom 23. auf den 24. war mondlos ſternenhell. Spanier und Landsknechte erhielten, um im Dunkel der Nacht Freund und Feind zu unterſcheiden, Befehl, Hemden über ihre Rüſtungen zu ziehen. „Eine Forderung, die manchen frommen Landsknecht in Verlegenheit ſetzte. Weißes Papier mußte dann aushelfen.“ Frundsberg ſoll nach einer Quelle in der Schlacht eine Mönchskutte getragen haben.

In der Nacht warfen alſo Schanzarbeiter der Kaiſerlichen die Tiergartenmauer an drei Stellen ihrer Nordſeite ein. Geſchütze wagte man des Lärmes wegen nicht zu verwenden. Es war faſt Tag, als man damit fertig wurde. Im Morgennebel rückten dann zunächſt etwa 3000 Mann in den Wildpark ein. Nun wurden auch die drei Kanonenſchüſſe gelöſt, und von Pavia her dröhnte die Antwort. Schloß Mirabell wurde zunächſt beſetzt. Dann rückte das Haupttreffen des kaiſerlichen Heeres durch die drei Breſchen nach. Daß dies ſo unbehindert möglich war, erklärt ſich daraus, daß König Franz der Stärke der Tiergartenmauer allzuſehr vertraut hatte, daß wohl franzöſiſche

Posten aufgestellt waren, deren Wachsamkeit aber im Laufe der langen Belagerung nachgelassen haben mag.

Die Franzosen, die anfangs meinten, es handle sich wieder nur um eines der gewöhnlichen nächtlichen Scharmützel, mußten die Gefahr ihrer Situation bald einsehen. Im Westen hatten sie Pavia, im Osten die eignen Schanzen, die einen Rückzug hinderten, im Süden den Tessin, im Norden den Feind. Als sich die Morgennebel hoben, konnte König Franz von seinem Standorte San Paolo das ununterbrochne Eindringen der Kaiserlichen in den Tiergarten beobachten. Er ließ nun zunächst durch dreißig Geschütze den linken Flügel des Feindes beschießen. Karls Artillerie hat in der ganzen Schlacht überhaupt keinen Schuß abgegeben. Dann rückte der König persönlich an der Spitze seiner hommes d'armes vor. „Dieser Angriff nötigte die französischen Geschütze sofort zum Einstellen des Feuers. Der König hatte sich somit selbst um den Einfluß jener Waffe gebracht, in welcher er den Kaiserlichen außerordentlich überlegen war, ja diese ihm gar nichts entgegensetzen konnten."

Der Anprall von Franzens schwerer Reiterei scheint furchtbar gewesen zu sein. „Es war ein schwerer angriff, schreibt Reißner, zu beyden seit waren alte Kriegsleut, die nicht allein umb Ehr sondern umb das Italisch Imperium kriegten." Salm hat, wie dieselbe Quelle meldet, mit seinen Reisigen „tapffer nachgedruckt", wurde aber zurückgedrängt. Es war ein kritischer Augenblick. Der König ließ ein wenig halten, um die Pferde verschnaufen zu lassen. Zu dem neben ihm reitenden Herrn von Lescu soll er gesagt haben: „Herr, heute will ich mich Gebieter von Mailand nennen."

Nun ließ der im Zentrum der Kaiserlichen stehende Pescara etwa 1500 spanische Arkebusiere wider die siegreich vordringende französische Reiterei los. Gedeckt durch das wellige Terrain, durch die Wäldchen und Büsche, teilweise auch durch den Bach, eröffneten die Scharfschützen ein mörderisches Feuer auf die Ritter, die in ihren schweren Rüstungen gegen eine so leichtbewegliche Kampfart schutzlos waren. Bald bedeckten zahlreiche Glieder des vornehmsten französischen Adels mit ihren prächtigen Streitrossen das Schlachtfeld.

Nun trafen auch die auf dem linken Flügel der Kaiserlichen stehenden Landsknechtregimenter des Frundsberg und Marx Sittich mit der bande noire zusammen, der sie an Zahl wohl um das Doppelte überlegen waren. Hier fochten Deutsche gegen Deutsche; vielleicht war gerade dies der Grund, warum hier der Kampf am erbittertsten und erbarmungslosesten wütete. Frundsberg ließ keinen Pardon geben; der biedere Schwabe sah in den Schwarzen Verräter an der Sache seines deutschen Vaterlands. So fielen Franz von Lothringen, der Graf von Nassau, mehr als fünfzig deutsche Grafen und Herren. Die bande noire, bis dahin so gefürchtet, wurde nach löwentapferer Gegenwehr vernichtet, schier bis auf den letzten Mann aufgerieben. Nun fielen auch die dreiundfünfzig französischen Geschütze in die Hände der Kaiserlichen.

Da der 400 hommes d'armes als Nachhut befehligende Herzog von

Alençon, von Salms Reisigen angegriffen, in wilder Flucht das Schlachtfeld verließ — eine schmähliche Episode inmitten so vieler Proben von Heldenmut —, waren alle Teile des französischen Heeres bis auf die noch nicht ins Gefecht gekommnen 8000 Schweizer kampfunfähig gemacht. Aber gerade diese berühmte Truppe, auf die König Franz seine stärkste Hoffnung gesetzt hatte, versagte bei Pavia vollständig. Von 12000 Landsknechten in der Front angegriffen (auch hier wieder Deutsche gegen Deutsche!), von dem inzwischen aus Pavia ausgefallnen und nach Besiegung der Italiener Medicis vordringenden Leyva im Rücken angefallen, schienen sie ihren alten Ruf zu vergessen und flohen in Masse. Ihr Anführer Johann von Dießbach und andre Hauptleute fanden den Tod. Viele Tausende von Eidgenossen ertranken im Tessin, viele wurden von den Landsknechten gerettet.

So war jeder Widerstand des prächtigen französischen Heeres gebrochen. Überall wilde Flucht oder vereinzeltes Morden. Um dem Gemetzel Einhalt zu tun, ließ Pescara den „guten Krieg" verkünden. Es war aber schon zu spät.

Die interessanteste Episode der Schlacht von Pavia ist unstreitig die Gefangennahme des Königs. R. Thom streift sie in seinem Buche, das hauptsächlich einer Darstellung der militärischen Bewegungen gewidmet ist, nur kurz. Die verläßlichste Quelle für diese echt ritterlich-romantische Szene dürfte Reißner sein. Es kann nicht zweifelhaft erscheinen, daß sich der Valois noch mit äußerstem persönlichem Mute wehrte, als schon sein Heer geflohen, die meisten Edeln um ihn gefallen oder gefangen waren. Da stach Niklas Salm des Königs Hengst nieder und verwundete Franz — der schon vorher einige unbedeutende Verletzungen erlitten hatte — an der Hand. Der König aber stach Salm durch den Schenkel und wehrte sich tapfer. Da kam Motta Anarrius, der Hofmeister des Herzogs von Bourbon, hinzu und forderte den König auf, sich dem Herzog, der nicht weit sei, zu ergeben. Reißners Schilderung ist so kräftig, daß wir am besten ihm selber das Wort geben. „Der König war ob diesem Namen unwirß vnd sprach: Ich kenne keinen Hertzogen von Bourbon, denn mich selbß vnd wil mich niemandt gefangen geben, denn dem Römischen Keyser, ehe will ich sterben. Da ist ein Hispanier hinzugeruckt, hat jn beym Helmlin erwüscht, vnd vom Pferd wöllen reissen, den hat der König von jm gestochen, daß dem Hispanier eins theils von des Königs Ermel vnd Feder vom Haupthelm in der Hand blieben. Der König befahl, man solte den Vice-Roi heißen kommen, Carl de La Noy. Der Vice-Roi kam bald, hat die reysigen, die vm den König stunden, abweichen heißen, vnd den König mit der rechten Hand vom Pferd gezogen vnd auffgericht, dem hat der König an statt des Römischen Keysers Gefängknuß gelobt und hat den rechten Harnischhändschuch zum zeichen der Gefängknuß geben." Nach andern Berichten empfing Lanoy kniend den Degen des Königs.

Es ist begreiflich, daß später mehrere Personen den Ruhm für sich in Anspruch nahmen, den gefeierten König der Franzosen gefangen genommen zu

haben. Entscheidend dürfte aber doch sein, daß es der in Österreichs Geschichte so glorreich bekannte Graf Salm war, der dem König das Pferd unter dem Leibe niederstach und ihn so kampfunfähig machte. In der geschilderten Weise sieht man auch den geschichtlichen Vorgang auf einem der Reliefs des herrlichen Grabmonuments Salms in der Votivkirche zu Wien.

Spanier und Italiener haben in ihren Schlachtberichten und spätern Darstellungen den Ruhm des Tages von Pavia oft in einer Weise für sich reklamiert, daß für die Deutschen nichts übrig blieb. Gewiß waren es die spanischen Arkebusiere, die durch ihren Angriff auf die hommes d'armes das Schicksal der Schlacht wandten. Damit war diese aber noch nicht gewonnen. Man darf nicht vergessen, daß zwei Drittel von Pescaras Heer und fünf Sechstel der heldenmütigen Besatzung Pavias deutsch waren; daß deutsche zum großen Teil in Österreich geworbne Landsknechte erst die Schwarze Bande vernichteten, dann die Schweizer in die Flucht schlugen; daß endlich Salms Reisige, von Erzherzog Ferdinand ausgerüstet, eine hervorragende Rolle gespielt haben.

Über die Verluste auf beiden Seiten gehen die Berichte weit auseinander. Frundsberg bezifferte die der Franzosen auf 10000 Mann, andre Berichte auf 20000, Lanoy gar auf 25000 Mann. Die Kaiserlichen scheinen kaum mehr als etwa 500 Mann eingebüßt zu haben. Von ihren Anführern waren nur wenige gefallen, Salm und Pescara verwundet. Der hochbegabte spanische General starb übrigens noch im Dezember desselben Jahres an den Anstrengungen des Feldzugs. Beide Teile hatten sich im großen und ganzen unstreitig mit hohem Mute geschlagen. Freilich wenn man in einer neuern Darstellung liest: „Gleichsam berauscht von heroischer Trunkenheit starb der Adel von Frankreich mit Freuden und wetteifernd um seinen König", so ist das ein wenig Rhetorik. Es zeigte, wie Thom sagt, die lange Liste der auf französischer Seite Gefallnen und Gefangnen, daß diese bei weitem überwogen, besonders in der jüngern Generation. Tot waren der fünfundsiebzigjährige Louis Seigneur de la Tremoille, der vergeblich von der Schlacht abgeraten hatte, der Marschall von Chabannes, Louis d'Ars, Bussy d'Amboise, Clermont-Tonnerre, St. Pol, der Marschall von Foix und manches andre Glied des vornehmsten französischen Adels.

Die Schlacht von Pavia hat nach dem Berichte Wintzerers und Politianos nicht länger als anderthalb Stunden gedauert. Der Sieg der Kaiserlichen war vollständig. Militär- und weltgeschichtlich zählt der kurze Kampf aus manchem Grunde zu den merkwürdigen. „Diese Schlacht, sagte Thom sehr richtig, führte die deutschen Landsknechte auf die Höhe ihres Ruhmes. Es ist die letzte glänzende Waffentat des alten Frundsberg. Die Schweizer haben die führende Rolle ausgespielt. An ihre Stelle treten die Deutschen. Auch das Ritterheer hat einen zu empfindlichen Stoß erhalten, als daß es sich wieder zu erholen vermag."

Im übrigen hat die Schlacht aber weder das Schicksal Mailands, um das es sich zunächst handelte, noch den Kampf um das „Italisch-Imperium", der dahinter

ſtand, dauernd entſchieden. Um zunächſt auf Franzens Perſon zurückzukommen, ſei erwähnt, daß ſein unzähligemal zitiertes und zu einem geflügelten gewordnes Wort: „Alles iſt verloren, nur die Ehre nicht“, der geſchichtlichen Beglaubigung entbehrt. Der angebliche Brief des Königs an ſeine Mutter, worin die illuſtre Phraſe vorkommen ſoll, liegt in Urſchrift nicht vor; auch ſonſt ſprechen Gründe dafür, daß das berühmte Mot ebenſo eine ſpätere Erfindung ſei wie Koſciuskos (von dieſem ſelbſt dementiertes) finis Poloniae! und wie ſo mancher andre „Treppenwitz der Weltgeſchichte“.

Der gefangne König wurde erſt nach San Paolo gebracht, wo eben die verſammelten Mönche (wie man lieſt) Pſalm 119 Vers 71 ſangen: „Es iſt mir gut, daß du mich erniedriget haſt, damit ich deine Gerechtigkeit kennen lerne“, was den König tief ergriff. Dann wurde er nach Pizzighetone und hierauf, ſehr gegen den Willen Pescaras nnd Bourbons, nach Spanien gebracht. Es war zu befürchten, heißt es, daß ſich ſonſt die Söldner des Königs als Pfand für ihren rückſtändigen Sold bemächtigt hätten. Faſt ein Jahr wurde Franz zu Madrid in enger, wenn auch ſtandesgemäßer Haft gehalten. Vor Verdruß und Langeweile wurde der heißblütige junge Mann krank und verſtand ſich endlich am 14. Januar 1526 zu einem Frieden, worin er auf ſeine Anſprüche auf Mailand, Genua und Neapel verzichtete, die Oberherrſchaft über Flandern und Artois aufzugeben, das Herzogtum Burgund abzutreten und des Kaiſers Schweſter Eleonore zu heiraten verſprach. Zugleich mußte er ſeine zwei Söhne als Geiſeln für die Erfüllung des Vertrages ſtellen. Die Knaben wurden in der Tat am Grenzflüßchen Bidaſſoa gegen den königlichen Vater ausgetauſcht. Aber Franz hatte ganz im Geiſte Macchiavells am Tage vor Unterfertigung des Friedens eine geheime Proteſtation verfaßt, worin er im vorhinein all ſeine zu machenden Verſprechungen für null erklärte. Und unmittelbar nach der Unterfertigung des Friedens ließ er die Franzoſen ſeines Gefolges auf ſein Zimmer kommen und proteſtierte vor ihnen gegen den erzwungnen Vertrag.

In der Tat verweigerte der König, kaum in Freiheit, die Erfüllung der Friedensbedingungen. Der Kampf ging in Bälde wieder an und erneuerte ſich noch zweimal, ſodaß die Rivalität zwiſchen Karl und Franz erſt mit dem Tode des Valois endete. Der Habsburger blieb zuletzt Sieger in dieſem Ringen, das die erſte Periode der Kämpfe zwiſchen Öſterreich und Frankreich darſtellt, die durch drei Jahrhunderte ein Angelpunkt europäiſcher Geſchichte waren und erſt mit dem Sturze Napoleons einen Abſchluß gefunden haben. J. N.

Die preußiſche Artillerie im Dienſte des Küſtenrettungsweſens

Ein Beitrag zu ihrer Geſchichte von Ludwig Kemmer

3. Die Entſtehung der deutſchen Rettungsrakete

(Schluß)

Wie anders die Zeit geworden war, zeigt der im April 1867 veröffentlichte erſte Jahresbericht des Vereins. Die Einnahmen betrugen 3595 Taler. Das Verzeichnis der Beiträge zeigte das anmutige Bild, wie Freude und Schmerz und die Geſelligkeit der Arbeit und der Erholung den Menſchen die Hand zum Wohltun öffnen. 2170 Taler hatte der Verein ausgegeben, eine Bootsſtation war mit 1987 Talern zu Putgarten auf Wittow errichtet worden. Sein Vermögen hätte ihm auch die Anſchaffung eines Raketenapparats erlaubt, aber damit wollte man warten, bis die Verſuche, die damals in Spandau und in Swinemünde mit Schießapparaten angeſtellt wurden, abgeſchloſſen waren.

Alles war anders geworden, die Menſchen und ihre Mittel: es gingen nicht mehr Jahre ins Land, bis eine Rettungsſtation ſtückweiſe errichtet war und doch Stückwerk blieb. Ein Jahr reichte zur Errichtung einer Station aus. Kriegsgefahr und Kriegsnot hemmten nicht mehr die Entwicklung des Rettungsweſens. Der preußiſch-öſterreichiſche Krieg verurſachte zwar eine Störung im Bau des Bootes, dafür ging der Bau des Bootswagens und des Bootsſchuppens während dieſer Zeit vonſtatten. Im Jahre 1832 übernahm ein Kolberger Schiffer am 30. Auguſt in Danzig den für Stralſund beſtimmten Manbyſchen Apparat und lieferte ihn am 4. Oktober in Stralſund ab, im Jahre 1860 wurde das Francisboot von Swinemünde durch S. M. Dampfkanonenboot Sperber nach Stralſund befördert, im Jahre 1866 transportierten die Eiſenbahngeſellſchaften das Rettungsboot des Vereins unentgeltlich von Hamburg nach Stettin. Ein Rettungsverein arbeitete jetzt erfolgreich da, wo zwiſchen 1819 und 1860 nur die Kader des Vereins in Geſtalt von Artillerieoffizieren und Küſtenbeamten eine Danaidenarbeit geleiſtet hatten.

Eines war ſich gleich geblieben: der Eifer, womit die Artillerie das Rettungsweſen förderte.

Der Fortſchritt im Rettungsweſen, der mit den oben erwähnten Raketenſchießverſuchen in Spandau und in Swinemünde begann, war wieder von der pommerſchen und von der preußiſchen Küſte ausgegangen. Diesmal hatte ein

Marineoffizier, der Korvettenkapitän Werner, Kommandant des Artillerieschulschiffs Gefion, den Anstoß gegeben. Werner setzte damit die Bemühungen fort, die der erste preußische Marineoffizier des neunzehnten Jahrhunderts, Major Longé, im Jahre 1832 hoffnungsvoll, so hoffnungsvoll wie seinen Kampf für die Gründung einer preußischen Marine, aufgenommen und, bald enttäuscht und gelähmt, erst im Jahre 1851 aufgegeben hatte. Als Vorsitzender des technischen Komitees im Danziger Verein zur Rettung Schiffbrüchiger hatte Werner, angeregt durch die Leistungen der englischen Raketenapparate von Dennett und Boxer, Versuche mit ein- und zweipfündigen Raketen angestellt, die ungenügende Flugweiten und allzu unsichere Flugbahnen ergaben. Er bat nun den Kriegsminister, dem Feuerwerkslaboratorium in Spandau zu gestatten, daß es für den Danziger Verein Raketenapparate herstelle. Der Kriegsminister genehmigte das Gesuch und wies Werner an die Direktion des Feuerwerkslaboratoriums. Dieser stellte nun den Konstrukteuren des Laboratoriums folgende Aufgabe: Die Leine soll durch das Geschoß mindestens 600 Schritt weit getragen werden, sie wiegt pro Rute in nassem Zustande 0,65 Pfund. Fehlschüsse, überhaupt Zeitverlust, haben leicht Menschenverluste zur Folge. Die Unsicherheit der Flugbahn der Rakete muß deshalb auf ein Minimum beschränkt werden. Es muß festgestellt werden, wie die Leine am zweckmäßigsten mit der Rakete verbunden wird. Das Raketengestell muß möglichst leicht und beweglich konstruiert werden, da der Apparat mit den Leinen an unbewohnten, pferdearmen Küstenstrecken oft meilenweit von wenigen Menschen durch tiefen Dünensand transportiert werden muß. Die Konstruktion des ganzen Apparats muß einfach sein, da die Bedienung und Pflege der Rettungsgeräte in den meisten Fällen gewöhnlichen Fischern anvertraut werden muß. Endlich muß die Brennsatzsäule so zusammengesetzt sein, daß das Geschoß möglichst weich anzieht. — Leinen und eine Egge zum Aufwickeln stellte der Verein dem Laboratorium zur Verfügung.

Gegeben war wenig, der Zusammenhang mit den Raketenschießversuchen, die man an der preußischen Küste in den dreißiger Jahren angestellt hatte, war ganz verloren. Kapitän Werner hatte wieder von vorn angefangen, bevor er sich an das Feuerwerkslaboratorium wandte. Daß ein preußischer Oberfeuerwerker schon dreißig Jahre früher mit Schlepppraketen Flugweiten von 346 und 425 Schritt und Treffer auf diese Entfernungen erzielt hatte, wußte niemand mehr. So konnte man sich seine Erfahrungen nicht zunutze machen, und das Feuerwerkslaboratorium stand vor einer neuen Aufgabe. Aber es hat sie glänzend gelöst.

Im Jahre 1865 lieferte es der Schiffahrtskommission in Swinemünde zehn zweizöllige Festungseitenstabraketen. Nach einem Schreiben der Kommission an das Feuerwerkslaboratorium bewährten sich diese Festungraketen bei den Versuchen so, „daß es keinem Zweifel unterlag, daß dieselben die Mörserapparate zur Rettung Schiffbrüchiger mehr als vollständig ersetzen und die

Mängel dieser Apparate, darin bestehend, daß die Wurfleine leicht zerreißt, die Wurfweiten zu klein und namentlich die Apparate zu unbehilflich sind, um schnell nach entlegenen Orten transportiert zu werden, beseitigen".

Auf Wunsch des Handelsministers Grafen Itzenplitz beauftragte Roon im Januar des Jahres 1866 die Direktion des Laboratoriums, für weitere Werfversuche der Schiffahrtskommission in Swinemünde noch zehn dreizöllige Kriegsraketen anzufertigen. Im Februar schloß das Laboratorium die Versuche ab. Am 2. März schrieb die Direktion an die Besteller, „es gereiche ihr zu großer Freude, ihnen anzeigen zu können, daß die Versuche zur Herstellung von Rettungsraketen, Raketengestellen und Abwickelungsapparaten zu einem recht günstigen Abschluß gekommen seien". Am 3. März erstattete der Direktor seiner vorgesetzten Behörde, der General-Inspektion der technischen Institute der Artillerie, folgende Meldung:

„Der Königlichen General-Inspektion melde ich ganz gehorsamst, daß die Versuche mit Raketen behufs Rettung Schiffbrüchiger am 28. v. Mts. zu einem günstigen Abschluß gekommen sind. Die Rakete hat folgende Einrichtung: Hülsen 3", Bohrung 0,8", Vorderbeschwerung massiv, ca. 15$^3/_8$ Pfund; geradarmige, verstärkte Stabgabeln; 3' lange und 2,3" starke Stäbe, unten mit einer eisernen Endkappe zur Befestigung der Leine.

Das Raketengestell ist ein Bockgestell, dessen Rinne bis an das Ende des Raketenstabes reicht, um die Kette zwischen Stab und Gestell sicher zu führen. Die Leine, $^3/_8$" stark, wiegt bei einer Länge von 700 Schritt ca. 38 Pfund; sie wird an eine 10 Fuß lange Kette gebunden, und die Kette wird mit dem Stabe durch ein Gelenkband verbunden (die Befestigung am Balancepunkte macht die Rakete komplicirter und hat sich weniger bewährt). Der Abwickelungsapparat besteht aus 4 Rahmenstücken, wovon die beiden horizontalen mit einer Reihe fast konisch geformter Knaggen versehen sind. Er funktioniert unter 45 Grad am besten. Die Knaggen werden von oben nach unten in ca. 15 Lagen mit der Leine bewickelt, diese geht dann direkt zum Raketengestell, welches ca. 6 Schritt hinter dem Apparat steht. Die größte Wurfweite erreicht man ungefähr bei 35°, weil das Stabende durch die Leine nach unten gezogen wird. Bei der Bohrung von 1 Zoll ist die Abgangsgeschwindigkeit noch so groß, daß die Leine öfter reißt, die Bohrung von 0,8" giebt etwas größere Wurfweiten. ... Der Korvetten-Kapitän Werner hatte von der ursprünglichen Aufgabe, 600 Schritt zu erreichen, Abstand genommen und 450 Schritt als Minimum angegeben. 600 Schritt sind für die 3"gen Raketen unerreichbar, weil eine leichtere Vorderbeschwerung die Abgangsgeschwindigkeit vermehren und hierdurch die Leine zerreißen würde. Die Bohrungsweite läßt sich nicht mehr vermindern. Den Gesellschaften in Bremen und Danzig ist davon Kenntniß gegeben worden, daß die Versuche abgeschlossen sind, und daß jetzt die Ausführung der Bestellungen nach Kräften beschleunigt werden wird. gez. Bartsch, Major und Direktor."

Einen Tag bevor diese Meldung erstattet wurde, hatten die Österreicher ihre Rüstungen begonnen. Am 27. März beschloß der preußische Ministerrat die Armierung der Festungen Kosel, Neiße, Glatz, Torgau und Wittenberg. Das 6., das 1. und das Gardekorps sollten marschfertig gemacht, für diese drei Korps und für die 9., 6. und 7. Division die Artilleriebespannung beschafft werden. Am 3. Mai befahl der König die Kriegsbereitschaft der Kavallerie und der Artillerie und die Einziehung der Reserven bei den Fußtruppen. Österreich hatte also in seinen Rüstungen einen Vorsprung von sechs Wochen. Am 16. Juni begann der Einmarsch der preußischen Heere in Sachsen, Hannover und Hessen. Am 22. Juni wurde der Einmarsch in Böhmen befohlen, am 24. stieß die preußische Kavallerie mit der österreichischen zusammen. Am 25. Juni, am 27. Juni war das Treffen von Langensalza, schrieb die Direktion des Feuerwerkslaboratoriums an die Deutsche Gesellschaft zur Rettung Schiffbrüchiger, die im November des Jahres 1865 nach dem Vorgange des Danziger Vereins ebenfalls Raketenapparate bestellt hatte: „Die Direktion hat es sich angelegen sein lassen, den uns vom Kriegsministerium, Allgemeinen Kriegs-Departement gestellten Auftrag betreffend die Herstellung 3"ger Raketen zum Werfen von Rettungsleinen nach gestrandeten Schiffen so schnell als möglich zu erledigen. Da auf diese Raketen-Construktion und namentlich auf die Form der Leinentrage (Egge) recht zahlreiche Elemente von Einfluß sind, so haben zeitraubende und umfangreiche Versuche stattfinden müssen, ehe die Feststellung der Construktion der einzelnen Theile des ganzen Apparates in befriedigender Weise erfolgt ist.

Die Direktion hatte sich gerade der Leistung dieser Aufgabe mit besonderer Vorliebe unterzogen, weshalb es uns äußerst peinlich war, wenn immer neue Hindernisse zur Erfüllung bereits gegebener Zusagen eintraten, und es gereichte uns deshalb zur besonderen Befriedigung, dem Königlichen Preußischen Corvetten-Capitain Herrn Werner am 27. April anzeigen zu können, daß nunmehr sicher die Erledigung des Auftrages in einigen Tagen erfolgen werde.

Es war nur noch nöthig, der vom damaligen Dirigenten des Raketenbetriebes bereits entworfenen Instruktion über die Einrichtung und den Gebrauch des Raketenwurfapparates eine andre Eintheilung und mehr populäre Fassung zu geben und die zugehörigen Zeichnungen theils zu ergänzen, theils zu ändern.

Diese Umarbeitung war in wenigen Tagen beendet, sodaß die Instruktion schon am 5. Mai der Königlichen General-Inspektion der technischen Institute der Artillerie vorgelegt worden ist. Letztere Behörde verfügte die in der Instruktion roth angegebenen Abänderungen vom 18. Mai, hier präsentirt am 21. Schon am 25. erfolgte die erneuerte Einsendung, und gestern Abend ging gleichzeitig mit Ihrem sehr geehrten Schreiben die Instruktion mit einer Anerkennung vom Kriegsministerium, Allgemeinen Kriegs-Departement für die sorgfältige Erledigung hier ein.

Eine frühere Absendung von Raketen ohne diese Instruktion wäre zwecklos gewesen. Es gereicht der Direktion deshalb zur hohen Freude, den sehr geehrten Herren im Vorstande der Deutschen Gesellschaft zur Rettung Schiffbrüchiger in der Anlage endlich folgende Papiere ergebenst zuzufertigen: a) die Instruktion über die Einrichtung und den Gebrauch eines Raketen-Wurfapparates zur Rettung aus Seegefahr. b) Sechs Blatt Zeichnungen dazu. Wir bitten ergebenst, die erforderlichen Abschriften — namentlich auch für den Danziger Verein — fertigen zu lassen und die Originale dann gefl. zurückzusenden.

Außerdem wollen Sie gefälligst angeben, wohin die bereit liegenden Raketen und Gestelle zu senden sind. Es waren in Summa bestellt von 12/7 resp. 9/11 pr. a) vom Danziger Verein 5 Schießgestelle und 125 Raketen, b) von Bremen 5 Schießgestelle und 75 Raketen. Da die Bremer Deutsche Gesellschaft den Hauptverein bildet, dem sich Danzig und Königsberg als Bezirksvereine angeschlossen haben, so beabsichtigen wir zur Vereinfachung des Schreibwesens nur mit Bremen zu korrespondieren, und wollen Sie die Güte haben, den übrigen Vereinen die erforderliche Eröffnung zugehen zu lassen.

Obige Raketen mit Verbindungsketten und die Schießgestelle werden von hier aus fertig geliefert. An Leinentragen und Leinenklammern sind 2 Musterstücke exkl. Beschlag zur Versendung bereit. Die Rettungsleinen sind von den Vereinen zu beschaffen, die Reste der hergesendeten werden Ihnen zugeschickt werden.

Die Einrichtung der Stationskarre ist in den wesentlichsten Theilen in der Instruktion beschrieben und durch die Zeichnung anschaulich gemacht. Es ist selbstredend, daß hierdurch eine endgültige Konstruktion nicht festgestellt werden sollte, sondern man wollte nur die beachtungswerten Hauptmomente hervorheben. An Zubehör zum Apparat erfolgen von hier aus der Raketenkasten, Zündlichte, 3 Lichtklemmen, 3 Zündschlösser, Richtloth und Quadranten. Die übrigen Stücke sind dort leicht zu beschaffen. Die Kostenberechnung wird später erfolgen, und wollen Sie nur noch gefälligst angeben, was mit einigen unbrauchbaren Abwickelungsapparaten geschehen soll, d. h. einer Trommel, einem Ständer, einem Konus und einer Egge pp., alles in Holz mit einigem Eisenbeschlag.

Der Herr Corvetten-Capitän Werner hatte am 18. März die Absicht ausgesprochen, in der »Hansa« einen Bericht zu veröffentlichen und deshalb die Zusendung einer Beschreibung und Zeichnung des Apparates gewünscht. Da diese von hier aus nicht erfolgt ist, so ersuchen wir den geehrten Vorstand ergebenst, das Erforderliche sehr gefälligst veranlassen zu wollen."

Die Direktion spricht in diesem Schreiben bescheiden und fast euphemistisch von immer neuen „Hindernissen", die die Herstellung der Rettungsraketen verzögerten. Ich habe diese Hindernisse, die zwischen dem 2. März und dem 25. Juni des Kriegsjahres 1866 eintraten, oben angedeutet. Aber nicht nur die Herstellung, sondern auch die Konstruktion der Rettungsraketen fiel in die Zeit der Vorbereitung auf einen schweren Kampf. Jähns hat recht: „Der

Krieg zwischen Preußen und Österreich, zunächst der diplomatische, begann eigentlich bereits in demselben Augenblicke, da Dänemark den beiden deutschen Großmächten die Herzogtümer zu gemeinsamer Hand abtrat."

Und in dieser Zeit der Rüstungen, der Mobilmachung, des Aufmarsches, der ersten Zusammenstöße fand eine technische Militärbehörde, deren Produkte die Feuerwaffen des Heeres erst wirksam machen und in Massen verbraucht werden, Zeit und Ruhe, ein Kriegsgeschoß zu einem Rettungsmittel umzuschaffen und damit den deutschen Küstenbewohnern eine Wehr zum Schutze der Küstenschiffer in die Hand zu geben. Daraus spricht eine große, sichere Ruhe, so groß und so sicher wie die Moltkes. Am 14. Juni 1866 vereinbarte der geniale Heerführer mit Bismarck die Beschleunigung des Einmarsches in Sachsen, Hannover und Hessen. Als er sich verabschiedete, fragte er, wie Bismarck in seinen Gedanken und Erinnerungen erzählt: „Wissen Sie, daß die Sachsen die Dresdner Brücke gesprengt haben?" und demaskierte den Scherz mit dem Zusatze: „Aber mit Wasser, wegen Staub." Ich habe die Briefe, worin die Direktion des Feuerwerkslaboratoriums am 3. März und am 25. Juni 1866, mit ihrem Werk zufrieden wie Wieland am Feierabend, ihrer vorgesetzten Behörde und dem Bremer Verein die Vollendung der Rettungsraketen mitteilt, fast ungekürzt wiedergegeben, weil sie in ihrer idyllischen Breite ein schönes Gegenstück zu dem Scherze des Generalstabschefs sind.

Die Leistungen der Spandauer Rettungsraketen „wurden in allen, dem Meere und Strande naheliegenden, mit ihren Anforderungen vertrauten Kreisen ... mit großer Freude begrüßt".

Die Bedeutung der Flugweite dieser Geschosse, die durchschnittlich 1375 preußische Fuß betrug, kann man an den offiziellen Aufstellungen des englischen Handelsamts messen, wonach ein Manbyscher Apparat das Geschoß durchschnittlich 370 preußische Fuß weit schleuderte, eine gewöhnliche Dennettsche Rakete 800, eine Boxersche 990 und eine doppelte Dennettsche 1050.

Am 28. August veranstaltete Korvettenkapitän Werner in Bremerhaven Versuche mit den Spandauer Raketen. Dabei ergab es sich, daß die Egge der Verbesserung und der Karren einer Vergrößerung bedurfte.

Aber die Geschosse bewährten sich. Ihre Feuerprobe bestanden sie im Jahre 1867. In diesem Jahre wurden durch die Raketenstationen Stolpmünde 6, Koppalin im Bezirk Danzig 3, Neufahrwasser 22, Pillau 6 — zusammen 37 Menschenleben gerettet.

Trotzdem arbeitete das Feuerwerkslaboratorium unermüdlich an der Verbesserung der Rettungsgeschosse weiter. Bis zum Oktober 1865 hatte unter der Direktion des Kommandeurs der Feuerwerksabteilung, Majors Wille, Premierleutnant Mende als stellvertretender Vorsteher des Betriebszweiges für Raketenanfertigung die Versuche auf dem Tegeler Schießplatze bei Berlin geleitet. An seiner Stelle setzte sie Premierleutnant Wenzel im Oktober und November fort. Dann übernahm unter der Direktion des Majors Bartsch der Vorsteher

des Raketenbetriebs, Hauptmann Schmolke, diese Aufgabe und schloß sie im Februar 1866 ab. Von Hauptmann Schmolke rühren wahrscheinlich auch die Zeichnungen des Transportkarrens, der Egge, der dreizölligen Rettungsrakete und des Zubehörs dieser Rakete sowie der erste Entwurf der Instruktion her, da diese Zeichnungen und Schriftstücke von ihm unterschrieben sind.

Seit dem Jahre 1869 werden die Raketen zur Abhaltung der Feuchtigkeit, durch die ein Aufquellen der Ladung und eine Zerreißung der Raketenhülsen verursacht werden kann, mit einer Schellacklösung überzogen. Im Oktober 1869 fanden unter dem stellvertretenden Direktor Hauptmann Bauch auf dem Schießplatz Tegel Versuche mit einer Ankerrakete statt, bei der die Vorderbeschwerung durch ein vierarmiges Ankergeschoß gebildet wird. Premierleutnant Steinhardt leitete diese Versuche. Die Ankerraketen erschienen dem Generalsekretär der Deutschen Rettungsgesellschaft Dr. Schuhmacher geeignet, die Mitwirkung der Schiffbrüchigen bei der Rettung überflüssig zu machen. Er sah in diesem Geschoß ein Mittel, das Boot durch die Brandung an das Wrack zu bringen. Das Geschoß sollte in der Nähe des Wracks im Meeresgrunde haften, und an dem damit verbundnen Tau sollte die Bootsmannschaft sich mit dem Fahrzeug an das Wrack ziehen. Im Spätherbst leiteten der Direktor des Laboratoriums und Premierleutnant Steinhardt in Bremen Versuche mit Ankerraketen. Die Geschosse bestanden die Probe, doch machten sie die andern Raketen nicht überflüssig. Sie dienen dazu, den Rettungsbooten das Abkommen vom Strande und die Überwindung der Brandung zu erleichtern. Man schießt die Rakete über die Brandung hinaus, und dann ziehen einige Leute der Besatzung das Boot an der Raketenleine durch die Brandung, während die andern rudern.

Im Februar, März, April und Mai 1870 wurde durch Premierleutnant Pietsch, Hauptmann Küster und Zeugfeuerwerksleutnant Kulbe eine kleinere Rettungsrakete konstruiert, die der Rettungsgesellschaft für den Sylter Strand und für manche Ostseeküstenstrecken genügend und erwünscht erschien. Diese zweizölligen Raketen trugen eine Leine von 0,30 Zoll Stärke durchschnittlich 300 Schritt weit. Im September 1870, wieder in einer großen Zeit, in der man alle militärischen Kräfte auf ein Ziel konzentriert wähnt, wurden die ersten fertig gestellt und abgeliefert — wieder eine Widerlegung des Vorwurfs der Unproduktivität unsrer Heereseinrichtungen.

Im Jahre 1871 wurde die Ankerrakete dadurch verbessert, daß der Schraubenschaft an dem Stabe verlängert und so das Abschrauben des Stabes beim Anholen des Bootes verhindert wurde. Im Jahre 1887 wurde die Brennlänge der Sicherheitszünder, die man zum Abfeuern der Rettungsraketen verwendet, von acht auf zehn Sekunden erhöht, damit die Bedienungsmannschaft weiter zurücktreten konnte. Zur Vermeidung von Krepierern wurden seit dem Jahre 1888 anstatt schmiedeeiserner genieteter und gelöteter Hülsen geschweißte stählerne verwandt. Seit dem Jahre 1890 werden die Raketen in luftdichten

Kasten mit Wachsabdichtung auf Lagern verpackt, die mit Filz gefüttert sind. Die Hülsen und die Ladung werden so gegen die Stöße beim Transport gesichert und lagerbeständiger. Seit dem Jahre 1892 werden zur weitern Erhöhung der Lagerbeständigkeit kupferne Hülsen anstatt der stählernen verwandt.

So arbeitet das Feuerwerkslaboratorium still aber stetig an der Verbesserung der Rettungsgeschosse.

Die deutschen Rettungsraketen werden in ihren Leistungen von keinem andern Rettungsgeschoß übertroffen. Bis zum 1. Januar 1907 sind 506 Personen durch deutsche Raketenapparate aus Seenot gerettet worden. Das Rettungsgeschoß dürfte längst den Schaden wieder ausgeglichen haben, den es in seiner wilden Zeit als Spreng- und Zündgeschoß der Menschheit gebracht hat. Mit Genehmigung des Kriegsministeriums wurden im Laufe der Jahre Rettungsraketen nach Rußland, Spanien, Portugal, Frankreich, Rumänien und nach den Vereinigten Staaten von Amerika geliefert.

Der Lakonismus, womit ich die Entwicklung der Rettungsrakete seit dem Jahre 1866 schildern mußte, verrät die lautere und bescheidne Quelle, aus der ich schöpfte: die Mitteilungen der Direktion des militärischen Instituts, das sich durch diese Arbeiten um die Menschheit verdient gemacht hat.

* * *

Der preußische Küstenstrich von der Heimat Arndts bis zur Heimat Kants ist dem Süddeutschen fremd, auch jetzt noch fremd, obwohl zur Sommerzeit Ströme von Süddeutschen auf dem Wege zum Meer und Ströme von Norddeutschen auf dem Wege zu den Bergen aneinander vorüberrauschen. Schwere Mühe macht es dem Lehrer in Quinta, seine Schüler mit dem Kartenbilde jener Gegenden vertraut zu machen, das sie so kalt ansieht, Unbehagen erfaßt den Leutnant, den das Kriegsspiel an jene einförmig erscheinende Küste führt, und wenn dem singenden Wandrer bei den Worten: „Es gibt so manche Straße, da ich noch nicht marschiert, es gibt so manchen Wein, den ich nimmer noch probiert", überhaupt ein geographischer Begriff vorschwebt — preußische oder pommersche Straßen und Heidekrüge sind es sicher nicht, an die er dabei denkt. Fremd klingen dem Süddeutschen die Ortsnamen jener Küste, wie aus düstern Märchen weht es ihn an, wenn er von Arkona, von der Tromper oder der Prorer Wiek, von Mönchgut, Jershöft, Leba und Hela hört, der Name Vineta wird in ihm wach, das volle Tageslicht, das auf Namen wie Stettin und Varzin ruht, verhindert nicht, daß sich, vom Klange geweckt, in seiner Phantasie graue Schatten erheben.

Dichter wuchsen dort dem deutschen Volke: Simon Dach sang an der Bernsteinküste sein Anke von Tharau, bei Stralsund verlebte Arndt seine frohe Jugend, Swinemünde ist die Jugendheimat Fontanes, Löwes Orgelspiel füllte die Stiftskirche zu Stettin, Eichendorff brachte das Jahrzehnt, das die Jahre

1821 und 1831 begrenzen, in Danzig und in Königsberg zu. Viele seiner süßesten Lieder, deren Heimat man im grünsten Wald, im heimlichsten Grund, am hellsten, heitersten Mühlbach sucht, sind an jener ernsten Küste zuerst erklungen. Das befremdet selbst den, dem jenes Land als die Heimat großer Männer, als die Zuflucht einer vom Feinde verfolgten Königsfamilie und als die Pforte, durch die die Freiheit ins geknechtete Vaterland kam, lieb und vertraut ist.

Aber fremder noch und unerwarteter ist vielen Süddeutschen und Norddeutschen die Tätigkeit, die die preußische Artillerie dort im Dienste der Nächstenliebe entfaltet hat. Und so hell der Glanz ist, der von der Sonne manches Dichterlebens auf jenem Strande liegt, heller ist der Glanz und höher die Weihe, die er im verflossnen Jahrhundert als Schauplatz der zähen, unverdrossnen Arbeit an einer die Menschheit adelnden wunderschönen Einrichtung erhalten hat.

„Menschenliebe läßt sich nicht befehlen", mit diesem Wort hat man bei der Gründung der Privatvereine zur Rettung Schiffbrüchiger die geringen Erfolge der staatlichen Rettungsstationen erklären wollen. Das Wort war nicht gerecht. Es urteilte zu rasch und zu hart über die Fürsorge der Regierung für die Schiffbrüchigen. Die preußische Regierung hat auf alle Fälle das Verdienst, zuerst von allen Regierungen des Festlandes ihre Küste mit Rettungseinrichtungen versehen zu haben. Menschenliebe läßt sich nicht befehlen, nein, aber ihre Übung kann man erleichtern, wenn man ausreichende Geldmittel zur Verfügung hat.

Die Erleichterung der Nächstenliebe durch Sammlung eines Fonds, aus dem nicht nur Rettungsstationen gegründet und mit den besten Rettungswerkzeugen ausgestattet werden können, sondern auch das Leben der Rettungsmannschaften versichert, ihre Sorge um ihre Familien gemildert, ihr Opfermut erleichtert und gesteigert werden kann, — das war eine Aufgabe, die der preußische Staat in jener schweren Zeit der unbewußten und bewußten Vorbereitung für die Einigungskriege nicht erfüllen konnte. Aber das Verdienst bleibt ihm, die ersten Rettungsstationen auf dem Festlande gegründet zu haben, weit vor allen andern Festlandstaaten. Daß diese Einrichtungen dem Militarismus zum Opfer gefallen seien, wird man nicht behaupten können, wenn man sieht, wie sie gerade durch den Militarismus ins Leben gerufen und gefördert worden sind. Hier versagt auch die Phrase von der Unproduktivität des Militarismus. Menschenliebe wurde nicht befohlen, aber sie wurde auf diesem Gebiete geübt, ohne Befehl, aus warmem Herzensdrang, in erster Linie von preußischen Soldaten. Sie blieb arm an Erfolgen, weil sie arm an Mitteln war, und weil sie keine auffallenden Erfolge hatte, wurde sie vergessen.

Ich habe als Kind eine tiefe Liebe zu Friedrich dem Großen gefaßt, als ich las, daß er in seinem Staate zuerst die Tortur, den furchtbarsten Schrecken

meiner kindlichen Phantasie, abgeschafft hat. Seine Teilnahme für das artilleristische Rettungsverfahren, die leider durch das Mißlingen der Versuche enttäuscht wurde, zeigte ihn mir auf dem Wege zu einer Kulturerrungenschaft unsrer Tage. Und einige Jahrzehnte später sah ich Tellheimenkel, preußische Artillerieoffiziere und -unteroffiziere, freudig dieses Weges gehn und das Ziel erreichen. Das Barrengold ihrer Verdienste kann leider nicht in knappe Zahlen geretteter Menschenleben geprägt werden. Dennoch kann man sich an seinem edeln Glanze freuen. Wie eine kostbare Gegengabe für das Pflanzengold, das das Meer in den Dünensand der preußischen Küste wirft, wurde das Gold dieser Verdienste lange unbeachtet von dem Strande in das Meer geworfen.

Was ich davon bergen konnte, habe ich hier verzeichnet.

Ein Lied von den braven Männern zu singen fehlt mir die Kraft, so habe ich wenigstens auf diesen Blättern die Namen und die Arbeit der preußischen Artilleristen aufbewahrt, die begeisterungsfähig wie Fouqué und hilfreich wie Tellheim und sein Wachtmeister ihre ritterliche Waffe im Dienste der Nächstenliebe führten und adelten.

David Friedrich Strauß

Wenn man das schöne Antlitz betrachtet, mit dessen Abbild Theobald Ziegler sein Buch über den theologischen Revolutionär geschmückt hat,*) so sagt man sich: das ist ein geistig bedeutender und zugleich ein liebenswerter Mensch; mit dem sich zu beschäftigen, muß die Mühe lohnen. Am 27. Januar 1808 ward Strauß geboren. Seine Säkularfeier mit einer Biographie zu begehn, fühlte sich Ziegler berufen als Schwabe — nur als ein Gewächs des schwäbischen Bodens sei er ganz zu verstehn —, als Sohn und Schwiegersohn zweier Studiengenossen des zu Feiernden und als sein dankbarer Verehrer. Nicht allein habe er ihn selbst noch gekannt und als junger Mann Briefe mit ihm gewechselt, sondern er müsse ihn zu seinen Erziehern, Führern und Befreiern rechnen: an seinen Schriften, bekennt er, „habe ich mich in die Theologie hinein und aus der Theologie heraus zu Hegel und zur Philosophie, ins Weite und ins Freie durchgearbeitet". Dazu kamen noch zwei besondre Beweggründe. Strauß sei bei Lebzeiten und nach seinem Tode schlecht behandelt worden. „Die ersten, die ihm sein Leben zerstört und es zu einem vielfach so unglücklichen und tragischen gemacht haben, waren die Theologen. Sie haben ihm den großen Dienst, den er ihnen und

*) David Friedrich Strauß von Theobald Ziegler. Erster Teil: 1808 bis 1839. Mit einem Jugendbildnis von Strauß. Straßburg, Karl J. Trübner, 1908.

ihrer Wissenschaft mit seinem Leben Jesu geleistet hat, aufs übelste gelohnt. Nicht bloß wurde er von ihrem Haß verfolgt, solange er lebte, auch nach seinem Tode sind sie ihm in keiner Weise gerecht geworden. Die einen sehen in ihm noch heute den Herostratus, der die Brandfackel in ihr sorgsam gehütetes Heiligtum geworfen hat, und fluchen ihm deshalb wirklich mit haßerfüllter Seele. Andre, die sachlich vielleicht gar nicht so weit von ihm abstehn, rücken nur um so geflissentlicher zur Seite und danken Gott, daß sie nicht sind wie dieser schlimmste aller Ungläubigen und Ketzer. Ja es hat Zeiten gegeben, wo es in allen deutschen Staaten als die beste Empfehlung für den Staats- und Kirchendienst galt, wenn sich einer recht ostentativ gegen die Straußischen Ansichten verwahrte und sich möglichst brüsk von Strauß lossagte; daraufhin konnte er dann schon eher selbst ein freies Wörtlein wagen." Seine meisten Biographen seien nun Theologen gewesen, und so sei denn sein Bild — von Zellers kleiner Skizze abgesehen — „noch immer nicht objektiv und nicht hell genug herausgekommen". Zudem haben die frühern Biographen mit Einschluß Hausraths seine Briefe teils noch gar nicht, teils nicht vollständig gekannt; diese aber „zeigen einen ganz andern Menschen, als seine Schriften allein bis dahin hatten vermuten lassen".

Nach einer trotz manchen Nöten der Eltern im Vaterhause glücklich und froh verlaufnen Kindheit kam Strauß nach Blaubeuren, in die eine der vier württembergischen Klosterschulen. Die Nachteile und der Zwang dieser Anstalten, über die Ziegler ausführlich handelt, hat Strauß bei seiner vorwiegenden Neigung fürs Bücherstudium, für das dort vortrefflich gesorgt war, keineswegs schmerzlich empfunden. Er lebte heiter und zu Scherzen aufgelegt unter seinen Kameraden, mit deren mehreren ihn innige Freundschaft verband. Friedrich Vischer hat seinem Freunde Strauß aus der Seele gesprochen, wenn er in seinem Aufsatz „Dr. Strauß und die Württemberger" schreibt: „Ich möchte die Erinnerung an dies Zusammenleben, ich möchte die geistige Verbindung mit einer enggeschlossenen Zahl von Freunden, die eine gemeinschaftliche Überzeugung zusammenhält, ich möchte diesen fürs Leben gewonnenen Schatz des Geistes um keinen Preis hergeben. Einer größern Anzahl junger Leute, die sich in diesen Anstalten zusammenfinden, fehlt es nie an originellen Individualitäten, die entweder selbst witzig oder Ursache sind, daß andre witzig werden; ein eigentümlicher Lokalhumor, ein komischer Sagenkreis, ein Lexikon von Spitznamen, eine Reibung erfinderischer Neckereien bildet sich, eine Jugendlust, die mancher hinter den grauen Klostermauern nicht gesucht hätte. Hier wirkt die Friktion mit dem bitter empfundnen Zwange als mächtiger Hebel mit; die List umgeht in heitern Maskeraden das Gesetz und parodiert den bittern Ernst grämlicher Vorgesetzten durch joviale Satire." Dafür, daß nicht Krethi und Plethi in den Klosterschulen zusammenströmten, war durch strenge Vorschriften gesorgt; so eine „Promotion" — so heißt dort ein Jahrgang — war durch drei Prüfungen

gesiebt, ehe sie in die Schule Aufnahme fand, und Straußens Jahrgang, zu dem auch Vischer gehörte, war sogar als „Genie-promotion" berühmt.

Über die wissenschaftlichen Zustände in Blaubeuren und in dem für das schwäbische Geistesleben so wichtigen Tübinger Stift empfangen wir in dem Buche dankenswerte Aufschlüsse. Strauß geriet als Stiftler zunächst in den Bannkreis der Romantik und Mystik. Mit gleichgestimmten Freunden pilgerte er fleißig nach Weinsberg, in Kerners Hause den Orakelsprüchen der Seherin von Prevorst zu lauschen. Eine Zeit lang huldigte er dem gröbsten Wunderglauben. Als er kritischer zu werden anfing, erklärte er zunächst die Geistererscheinungen aus der Einbildung, ließ aber die Kraftäußerungen noch als tatsächliche Erfahrungen gelten. Manche dieser Kraftäußerungen, z. B. nächtliches Zusammenschlagen der Kirchenglocken, hatte Kerners loses Söhnlein Theobald zum Urheber, wie dieser unserm Theobald Ziegler erzählt hat. Aus der Mystik und auch aus Schleiermachers Gefühlsreligion führte ihn Hegel heraus, dessen Phänomenologie er vier Semester hindurch mit vier Kameraden (Binder, Märklin, Gauß und Seeger) gemeinsam studierte; auf Binders Stube kamen sie zu diesem Zweck jede Woche zweimal zusammen. Dabei schwand denn — ihnen selbst fast unbemerkt — der orthodoxe Glaube allmählich. Strauß wurde es gelegentlich einer Preisaufgabe gewahr. Er löste zwei solche Aufgaben: eine homiletische der evangelischen theologischen Fakultät und eine über die Auferstehung der Toten, die von der katholischen gestellt worden war. Zwei Arbeiten über die zweite wurden des Preises würdig befunden; um diesen hatten die Verfasser zu losen, und Strauß zog die Niete. Wichtiger als dieses Mißgeschick ist sein späteres Bekenntnis, daß, als er die Arbeit vollendet hatte, ihr Inhalt seiner damaligen Überzeugung nicht mehr entsprochen habe. Die Hegelsche Philosophie leistete ihm den Dienst, ihn nicht allein aus der Orthodoxie herauszuführen, sondern dies auch zu tun, ohne daß er es merkte, und ihm dann, als er es merkte, über die daraus entspringende Pflichtenkollision hinwegzuhelfen. Vom Hegelschen Standpunkt aus hat er als Vikar in dem Dorfe Klein-Ingersheim die Gewissensbedenken seines Freundes Märklin zu beschwichtigen versucht. Der Kern seiner Argumentation besteht in der Ansicht: Der philosophisch Gebildete denkt in Begriffen, die Masse vermag nur in Vorstellungen zu denken. Wir Philosophen meinen im Grunde genommen dasselbe wie das glaubende Kind und das fromme Volk, nur unsre Auffassung ist eine andre. Wir müssen das Volk zum begrifflichen Denken zu erheben suchen, dürfen darin aber nichts übereilen. Wir müssen in der Predigt die Sprache des Volkes reden, jedoch durch die Vorstellungen und Bilder, durch die historischen oder für historisch gehaltnen Erzählungen die Idee durchscheinen lassen. Kommt einer aus der Gemeinde mit Zweifeln zu uns, so müssen wir uns den Mann ansehen und ihn je nach der Stufe seiner Erkenntnis behandeln. Übrigens, meint Strauß, kämen solche Fälle nicht leicht vor, „wir plagen uns da nur mit Schatten-

bildern". Nachdem Strauß noch einige Monate in Maulbronn als Repetent zugebracht und sich durch die Promotion den Doktortitel erworben hatte, ging er im Herbst 1831 nach Berlin, um seinen großen Meister zu hören. Hegel nahm den jungen Landsmann freundlich auf, starb aber nach wenigen Tagen an der Cholera. Strauß blieb trotzdem ein halbes Jahr, lebhaft angeregt von Schleiermachers Predigten und intimem Verkehr mit dem Hegelianer Vatke, einem Bibelkritiker seiner Richtung, der ihm stundenlang Bach, Mozart und Beethoven vorspielen mußte. Im Mai 1832 wurde er als Repetent ins Tübinger Stift berufen.

Hier nun schrieb er von 1833 bis 1835 sein Leben Jesu. Der erste Band von 732 Seiten erschien Anfang Juni, der zweite, 752 Seiten starke Ende 1835. „Nicht bloß dem Umfange nach war die Leistung groß; noch viel staunenswerter war die Gelehrsamkeit des siebenundzwanzigjährigen Mannes. Denn das ist der erste Eindruck: es ist das Werk eines wissenschaftlich vollkommen auf der Höhe stehenden, durch und durch gelehrten Theologen, der mit dem damaligen Stande der neutestamentlichen Forschung bis ins einzelnste vertraut und auch im Alten Testament wohlbewandert ist." Und das Buch „liest sich gut; das Interesse wächst; die Spannung nimmt beständig zu". Ich habe das Werk nicht gelesen. Nach all den Unmassen, die seitdem über den Gegenstand geschrieben worden sind, darf man die darin enthaltnen Einzelforschungen wohl für überholt ansehen, die Grundgedanken aber, die Epoche gemacht haben, lernt man zur Genüge aus Analysen kennen; natürlich gibt auch Ziegler eine solche. Diesem stimme ich darin bei, daß Strauß in der Tat der Theologie einen unschätzbaren Dienst erwiesen hat. Von den beiden Standpunkten der Exegese, die Strauß vorfand, war keiner haltbar. Daß ein moderner Mensch nicht sämtliche Erzählungen der Evangelien für buchstäblich wahr im geschichtlichen Sinne zu halten vermag, wie die Orthodoxen fordern, darüber ist heute kein Wort weiter zu verlieren. Aber auch die rationalistische Wegdeutung des Wunderbaren erscheint schon ihrer unwürdigen Abgeschmacktheit wegen unannehmbar. Das heiligste der Bücher wird dem Spott preisgegeben und ins Triviale herabgezogen, wenn so ein Exeget uns glauben machen will, Christus habe nach Schluß seiner Predigt in der Graswüste ein Picknick veranstaltet, da ja doch die meisten einen Eßkober auf den Ausflug mitgenommen haben würden, und dieses Picknick hätten die Wundersüchtigen in eine wunderbare Speisung umgestaltet. Gegenüber dem Rationalismus hatte sich damals der historische Sinn Bahn gebrochen; man wußte, wie sich große historische Veränderungen vollziehen, und Hegel hatte dem Verständnis des historischen Prozesses ein philosophisches Schema dargeboten. Man verstand nun, wie sich eine zeitgemäße Idee in einer großen Persönlichkeit verkörpern kann, wie diese Idee von den Jüngern ihres Verkündigers verschiedentlich verstanden und mißverstanden wird, wie die Person des Verkündigers in den Phantasien der Gläubigen die mannig-

faltigſten Geſtalten annimmt, wie die neue Idee den mancherlei Zeitmeinungen verähnlicht und mit ihnen vermiſcht wird, wie ſie aber auf den wunderlichſten Irr- und Umwegen nach und nach zu immer reinerer Ausgeſtaltung, zu immer wirkſamerer Verkörperung gelangt in zahlreichen Individuen und in großen geſellſchaftlichen Bildungen. Die jüngere Tübinger Schule, deren Haupt Straußens Lehrer Chriſtian Baur war, verfolgte damals mit ſolchem hiſtoriſchen Verſtändnis die in den Apoſtelbriefen und der Apoſtelgeſchichte enthaltnen geſchichtlichen Spuren, um aus ihnen Schlüſſe zu ziehen auf die Art und Weiſe, wie in der apoſtoliſchen und der nachapoſtoliſchen Periode aus Zeitideen und Zeitſtrömungen unter der Nachwirkung der von Jeſus ausgegangnen Anregungen die alte Kirche entſtanden ſein möge; Strauß wagte es, Jeſu Perſönlichkeit ſelbſt zum Gegenſtande hiſtoriſcher Unterſuchung zu machen: dieſe Perſönlichkeit ſelbſt, nicht die Evangelien, die Quellen ſeiner Geſchichte, deren literariſche Kritik er der Hauptſache nach andern überließ. In Beziehung auf Jeſu Perſon nun hat er das erlöſende Wort geſprochen. Es ſoll und kann hier nicht unterſucht werden, ob Wunder heute noch für möglich gehalten werden können. Ausdrücklich hebe ich hervor, daß mehrere der Wunder, die von Jeſus erzählt werden, eine ſymboliſche Bedeutung haben, deren reicher Inhalt noch lange nicht vollſtändig ausgeſchöpft iſt; ſo das Speiſungswunder, das in Verbindung mit der Rede vom Lebensbrote erwogen werden will, als deren Anlaß es im ſechſten Kapitel des vierten Evangeliums erzählt wird. Es ſoll nur konſtatiert werden, daß in den Evangelien Erzählungen vorkommen, die für wahr zu halten ſchlechthin unmöglich iſt, z. B. von den Leichnamen, die nach Matthäus 27, 52 nach Jeſu Tode ihre Gräber verlaſſen haben und vielen erſchienen ſein ſollen. Da iſt denn die von Strauß aufgeſtellte Mythenhypotheſe — heute werden wir ſie kaum noch eine Hypotheſe nennen dürfen — der einfachſte und würdigſte Ausweg. Mythen ſind abſichtsloſe Dichtungen, mit denen das Volk die Geſtalten ſeiner Helden ſchmückt, ſind dieſe Geſtalten ſelbſt, wie ſie dem Volke erſcheinen. Damit wird weder der hiſtoriſche Kern der Evangelien vernichtet — Strauß hat niemals, gleich manchen neuern, die Exiſtenz Jeſu geleugnet —, noch wird die Perſon Jeſu herabgewürdigt; auch auf die Ehrlichkeit der Berichterſtatter, die Kinder ihres Volkes waren und in deſſen Vorſtellungen dachten, fällt kein Schatten; beſonders da etwa vierzig Jahre nach Jeſu Tode vergangen ſind, ehe die erſten der uns erhaltnen Berichte niedergeſchrieben wurden. Anders als in deren der Auffaſſungsweiſe des Volkes angemeſſener Form, meint Strauß ganz richtig, hätten die Ideen Jeſu gar nicht erhalten bleiben, gar nicht verbreitet und fortgepflanzt werden können.

Aber auch die zweite, echt hegelſche Grundidee des Straußiſchen Werkes enthält Wahrheit und bedeutet einen gewaltigen Fortſchritt der Erkenntnis. Grundlehre des Chriſtentums ſei die Einheit der göttlichen und der Menſchennatur. Dieſe Einheit könne jedoch nicht in einem einzelnen Individuum, ſondern

nur in der gesamten Menschheit verwirklicht werden. Der Christus der Kirchenlehre sei unmöglich, weil er widersprechende Eigenschaften und Funktionen umfasse. Der Widerspruch schwinde, wenn man einsieht, daß der Gottmensch die Menschheit ist. „Die Menschheit ist die Vereinigung der beiden Naturen, der menschgewordne Gott, der zur Endlichkeit entäußerte unendliche und der seiner Unendlichkeit sich erinnernde endliche Geist; sie ist das Kind der sichtbaren Mutter und des unsichtbaren Vaters, des Geistes und der Natur; sie ist der Wundertäter: sofern im Verlauf der Menschengeschichte der Geist sich immer vollständiger der Natur bemächtigt, diese ihm gegenüber zum machtlosen Material seiner Tätigkeit heruntergesetzt wird; sie ist der Unsündliche: sofern der Gang ihrer Entwicklung ein tadelloser ist, die Verunreinigung immer nur am Individuum klebt, in der Gattung aber und ihrer Geschichte aufgehoben ist; sie ist der Sterbende, Auferstehende und gen Himmel Fahrende: sofern ihr aus der Negation ihrer Natürlichkeit immer höheres geistiges Leben, aus der Aufhebung ihrer Endlichkeit als persönlichen, nationalen und weltlichen Geistes ihre Einheit mit dem unendlichen Geiste des Himmels hervorgeht." Die Vergottung des Menschen haben Paulus, Johannes und manche liturgische Gebete der alten Kirche als die Frucht der Erlösung gepriesen, und alle Mystiker haben sie erstrebt. Auch wird von allen frommen Betrachtern das Leben und Leiden und die Verherrlichung Christi als das Vorbild der Geschichte der Menschheit, das Drama des Evangeliums als die Konzentration des Dramas der Weltgeschichte angesehen. Trotzdem läßt sich die Straußische Auffassung nicht ohne weiteres mit der kirchlichen identifizieren. Soll sie sich mit dieser, sie erweiternd und aufhellend, vertragen, so bedarf sie zweier Ergänzungen. Zu der einen hat sich Strauß selbst in einem seiner besten Augenblicke verstanden. In seinen Verteidigungsschriften gibt er einmal zu, es sei ein Individuum denkbar, das die Einheit des Menschlichen mit dem Göttlichen in seinem Selbstbewußtsein vollzogen habe. Mit diesem Zugeständnis ist das Wesentliche des christologischen Dogmas und der Offenbarungscharakter des Christentums gerettet. Die andre Ergänzung besteht in der Ablehnung des Hegelschen reinen Intellektualismus, der allen echten Hegelianern, auch Strauß, den Glauben an einen persönlichen Gott und an die Fortdauer der Menschenseele nach dem Tode unmöglich gemacht hat. Hegel definiert das Absolute als die Idee, und diese Idee als ein sich durch Gegensätze hindurch bewegendes und entfaltendes System von Begriffen. In den menschlichen Individuen soll diese Idee ihrer selbst bewußt werden. Ein Begriff ist aber keine Wesenheit, keine Substanz, sondern nur eine Spiegelung von Dingen. Zur Substantialität, zur wirklichen Existenz gehört, daß das Existierende fühle und wolle. So verflüchtigt sich im hegelschen System Gott zu einem bloßen Schatten — Schatten von was? — und die Menschenseele zum Schatten dieses Schattens, zu einem vergänglichen Bewußtseinsakte des schattenhaften Absoluten. Ziegler hat in einem andern Buche (Jahrgang 1907 der Grenzboten, 2. Band S. 535) für das wichtigste Ergebnis

der Erkenntniskritik die Einsicht erklärt, daß die logischen Operationen nicht Funktionen des Ich, sondern des „überichlichen" unbewußten Geistes seien. Einem Philosophieprofessor, dessen Leben in logischen Operationen verläuft, mag die Empfindung seiner eignen lebendigen und selbständigen Existenz abhanden kommen können; der Kranke oder Gefolterte, der entsetzliche leibliche Qualen erleidet, der Liebende, der ein Weib begehrt oder genießt, der Mann, der sich mit Überwindung harter Widerstände durchs Leben hindurchkämpfen muß, der Künstler, der den Marmor, der Staatsmann, der die Gesellschaft gestaltet, diese alle empfinden ihr eignes seelisches Dasein auf das lebhafteste; sie sind sich bewußt, Wesenheiten, Substanzen zu sein, und es erscheint ihnen ungereimt, daß dieses ihr substantielles Sein beim Zerfall der irdischen Hülle ins Nichts verduften sollte. Und wie sie sich selbst als Substanzen empfinden, so erscheint es ihnen auch selbstverständlich, daß es ein substantielles, fühlendes, wollendes, also seiner selbst bewußtes Wesen, das allerwirklichste Wesen, nicht ein unbewußter Schatten sein müsse, aus dem die Fülle geschöpflicher Wirklichkeiten hervorgegangen ist. Sollte es nicht das Grauen vor der Schattenhaftigkeit des hegelschen Universums gewesen sein, was Strauß zuletzt bestimmt hat, sich von dieser Art Idealismus ab- und dem Materialismus zuzuwenden, da er zum Platonismus und zum Christentum nicht mehr zurückzufinden vermochte? Sein Liebesleben, seine Kämpfe, sein lebhaftes Interesse für die Künste verraten einen starken Wirklichkeitssinn. Was Ziegler darüber denkt, werden wir ja aus dem zweiten Bande erfahren.

Wie Strauß einige Jahre ganz verlassen und vereinsamt den Ansturm der Feinde von rechts und links allein ausgehalten und abgewehrt hat, liest man in diesem ersten Bande mit Teilnahme an dem Schicksale des Helden. Die Züricher Episode ist nach Ziegler bisher falsch dargestellt worden. Der wirkliche Verlauf sei folgender gewesen. Die liberale Regierung Zürichs hatte sich durch eine Reform des jämmerlich bestellten Schulwesens drei einflußreiche Stände zu Feinden gemacht: die abgesetzten unfähigen Schullehrer, die Fabrikanten, die Schulkinder ausnützten, und die Kleinbauern, die ihre Kinder lieber Geld verdienen als etwas lernen lassen wollten. Das neue Gesetz verfügte, daß Kinder erst vom zwölften Jahre an und nicht bei Nacht beschäftigt werden dürften; die Fabrikanten hatten Kinder bis zu neun Jahren hinunter eingestellt und auch im Nachtbetrieb verwandt. Diese „konservativen" Elemente beschlossen, die verhaßte liberale Regierung zu stürzen, und die Berufung Straußens gab ihnen den willkommnen Vorwand, die Geistlichkeit und die Frommen gegen die gottlose Regierung mobil zu machen. Die falsche Darstellung rühre von dem mit Bunsen befreundeten Heinrich Gelzer her. Im Kreise dieser Männer habe das Dogma gegolten, daß alle Revolution Sünde und Auflehnung gegen Gottes Ordnung sei. „Nun hatten in Zürich die Konservativen und die Frommen aus sehr irdischen Beweggründen Revolution gemacht. Das mußte erklärt, gerechtfertigt und — verschleiert werden; und das war nur so möglich,

daß man dieſe Revolution für eine Art heiligen Krieg, für die Notwehr eines frommen, in ſeinen heiligſten Gefühlen verletzten und bedrohten Volkes ausgab.“ Zu den entſchiedenſten Gegnern des liberalen Stadtregiments und Bekämpfern der Berufung Straußens hat auch der ſpäter ſo liberale Bluntſchli gehört; Ziegler nennt ihn den giftigſten. Carl Jentſch

Siena

Eine Reiſeerinnerung von Mathilde Fleiſcher

2

Wie in San Francesco fand ich in jeder Kirche etwas Schönes und Intereſſantes. Von Rechts wegen hätte ich mit dem Dom beginnen müſſen, mit dem herrlichen, weltberühmten geſtreiften Marmordom! Daß er geſtreift iſt, beeinträchtigt ſeine Schönheit, aber ohne die Zebrahaut wäre er eben nicht der Dom von Siena. Wenn die ſchimmernd weiße gotiſche Faſſade auch nicht die erhabne Harmonie ihres Vorbildes in Orvieto erreicht hat, ſo iſt ſie doch wunderſchön und in den Einzelheiten geradezu vollkommen. Das Innere fand ich trotz der Streifen überraſchend groß und feierlich. Ungehindert fiel mein Blick zwiſchen den mächtigen Pfeilern hindurch bis in den Chor. Sehr originell ſind die langen Reihen von tönernen Papſtköpfen, die das Geſims über den Pfeilern beleben, und die großen Moſaikbilder auf dem Fußboden. Auf dem Boden der Seitenſchiffe ſind es Sybillen, die ſich in abenteuerlicher Gewandung als weiße Geſpenſter vom ſchwarzen Grunde abheben. Die übrigen Bodenmoſaike ſtellen bibliſche und allegoriſche Szenen dar. Dazwiſchen thront Kaiſer Sigismund auf kunſtvollem Renaiſſanceſitz, von ſeinen Treuen umgeben.

Außer der achteckigen weißen Marmorkanzel von Niccolo Piſano, die, wie die in Piſa, auf zierlichen dunkeln Säulen und teilweiſe durch dieſe auf ſtehenden Löwen ruht, waren es beſonders die Fresken des Pinturicchio, die mich feſſelten. Der kleine taube Umbrier, der mit ſolcher Geſchicklichkeit die größten Flächen zu überwinden verſtand, hatte mich ſchon lange intereſſiert. Und hier bekam ich eine ſeiner vornehmſten Leiſtungen zu Geſicht. Wie ſein künſtleriſches Wirken eng mit der Geſchichte der Päpſte jener Zeit verknüpft war (er malte bekanntlich in der Sixtina und ſchmückte für Alexander den Sechſten die Borgiazimmer aus), ſo hat er auch in der berühmten Dombibliothek von Siena im Auftrage eines Papſtes das Leben eines andern Papſtes in heitern, farbenfrohen Fresken verherrlicht. Es iſt Pius der Zweite, Enea Silvio, der größte Piccolomini, der dichtende und bücherſammelnde Humaniſt, der als Held in all den prächtigen Szenen wiederkehrt. Wir ſehn ihn als jungen Mann zu Pferde, in der Abreiſe zum Basler Konzil begriffen und als kaiſerlichen Geſandten am ſchottiſchen Königshofe. Wir wohnen ſeiner Dichterkrönung in Frankfurt bei und ſeiner Weihe zum Erzbiſchof von Siena. Auf der Eingangswand iſt dann dargeſtellt, wie er bei der Begegnung Friedrichs des Dritten mit ſeiner Braut Eleonore von Portugal zugegen iſt. Dies iſt für mich das ſympathiſchſte Bild, denn die Hauptperſonen ſcheinen wirklich ſeeliſch bewegt, und Siena mit der Porta Camollia, die hohen ſeltſamen Palmen und pinienförmigen Laubbäume, die alte Wegſäule, die noch jetzt an der Strada Fiorentina ſteht, geben einen reizvollen Hintergrund. Auf dem Bilde daneben kniet Enea Silvio im roten Mantel vor Calixtus dem Dritten, der

ihm den Kardinalshut aufsetzt. Dann sehn wir ihn zum Papst gekrönt, dann in einem Konzil, bei dem im Hintergrunde wieder so ein merkwürdiger Baum neben einer Zypresse emporragt. Das folgende Bild ist vielleicht das steifste in der Komposition, aber stofflich bedeutet es einen Glanzpunkt in Sienas Geschichte: die Heiligsprechung der Katharina, der Verlobten Christi, die als Friedensstifterin so günstigen Einfluß auf die Kirchenpolitik ihrer Zeit gehabt hat. Sienas größte Tochter heilig gesprochen durch Sienas größten Sohn! Ein erhebender Gedanke! (Enea Silvio ist nicht in Siena selbst geboren, aber ganz in der Nähe in einem Flecken Corsignano, dem nach ihm genannten heutigen Pienza, wo noch jetzt Piccolomini in ihrem alten Palaste wohnen.) Und schließlich sehn wir den Heiligen Vater am Ziel seiner Wünsche und am Ende seines Lebens angelangt. Er ist in Ancona, um den solange von ihm geplanten Kreuzzug gegen die Türken zu beschleunigen. Im Hafen wartet schon die Flotte. Auch der Wind ist bereit, denn wir sehn die Zweige einer hohen Zypresse lebhaft bewegt, eine jener „langstieligen" Zypressen, die mich selbst in der poetischsten Stimmung an Pinsel oder gar an Lampenputzer erinnern konnten. Und doch wie fehlen sie mir schon, die schlanken, dunkeln Kinder jener glücklichern Gefilde! Wie Julius der Zweite bei der Bestrafung des Heliodor wird Pius in einer Sänfte getragen, von schönen Jünglingen, die würdig wären, aus der Phantasie des Perugino entsprungen zu sein. Der weißbärtige Doge von Venedig im faltigen pelzverbrämten Mantel kniet vor ihm wie der älteste der heiligen drei Könige auf so vielen adorazioni dei magi. Prächtige Orientalen im Turban erscheinen wie Gestalten aus Tausend und einer Nacht.

Wenn die Sonne in den hochgewölbten Raum hineinflutet, weckt sie rings an den Wänden den strahlendsten Festesglanz. Das wimmelt von Rittern, Mönchen, Bischöfen, Pagen und Edeldamen, die in die kostbarsten Stoffe gekleidet sind. Es blitzt das Gold der Königskronen und der päpstlichen Tiaren. Es blitzen die Sporen an den Schnabelschuhen und die Geschmeide an Menschen und Pferden. Es ist, als habe man kurz vor dem gänzlichen Verfall des Rittertums einige seiner letzten Vertreter hier eingeschlossen und durch einen Zauberspruch an die Wände versetzt.

Die Statisten in diesem Festspiel führen ihre Rolle nicht allzu geschickt durch. Manche zeigen in ihrer Stellung eine fatale Ähnlichkeit mit dem Coeurbuben oder der Trèfledame in einem Kartenspiel. Mir fiel diese Verwandtschaft plötzlich bei einer gewissen mehrmals wiederkehrenden Handhaltung auf, die ich nie bei lebenden Menschen, sondern nur auf Spielkarten gesehn habe. Es wird nämlich bei sonst geschlossener Hand der Zeigefinger ausgestreckt, ohne daß man auf etwas zeigen will, und die Hand ist zu tief gehalten, als daß man eine Geste des Lauschens damit andeuten könne. Das glänzendste Beispiel hierfür bietet der Dominikaner im Vordergrund auf der „Heiligsprechung Katharinens". Auch kümmern sich die Nebenpersonen herzlich wenig umeinander, und sie sehn aus, als vergäßen sie vollständig das berühmte Volksgemurmel in Szene zu setzen. Doch sind prächtige Köpfe und Gestalten darunter, und das Ganze feiert durch seine träumerische Pracht.

Es ist sehr wohltuend, daß der Custode sich zurückzieht. So bleibt man in dem kleinen Sanktuarium sich selbst überlassen, und wenn man, wie ich, der einzige Fremde ist, kann man sich ungestört seinen Betrachtungen hingeben. Von der Decke, die mit reizenden Grotesken belebt ist, und von den Wänden grüßen die goldnen Halbmonde der Piccolomini auf blauem Kreuze, die hier mit dem Schlüssel Petri vereinigt sind. In der Mitte steht eine hübsche antike, leider recht beschädigte Gruppe der drei Grazien, ein Geschenk des Stifters der Bibliothek, des Francesco Todeschini, des Neffen Pius des Zweiten, der als Pius der Dritte sehr kurz die Kirche regiert hat. Seine Krönung hat Pinturicchio im Innern des Domes über dem Eingang zur Libreria dargestellt.

Wenn ich aus dem Hauptportal heraustrat und den Platz vor mir sah, der sich rechts bis zum bischöflichen Palaste ausdehnt, dann fiel mir immer die hübsche Episode ein, die uns in den Fioretti di San Francesco berichtet wird, und der zufolge der liebenswürdige Mystiker auch nach Siena gekommen ist. Selbst auf die Gefahr hin, daß manche sie vielleicht schon kennen, möchte ich mir nicht versagen, sie hier einzuflechten, weil sie gleich charakteristisch ist für den originellen umbrischen Heiligen wie für die lebhaften streitsüchtigen Sienesen:

Als St. Franziskus eines Tages mit Bruder Masseo zusammen wanderte und Bruder Masseo ein Stück vorneweg ging, kamen sie an einen Kreuzweg, von wo man nach drei Seiten gehn konnte, nach Florenz, nach Siena und nach Arezzo. Da sprach Bruder Masseo: Vater, welche Straße sollen wir gehn? St. Franziskus antwortete: Welche Gott will. Da sagte Bruder Masseo: Wie sollen wir aber Gottes Willen erfahren? St. Franziskus erwiderte: Am Zeichen, das ich dir geben werde: ich befehle dir nun bei dem heiligen Gehorsam, daß du an diesem Kreuzwege auf diesem Fleck, da du eben stehest, dich immer rundum drehest, wie es die Kinder zu tun pflegen, und nicht eher dich zu drehen aufhörest, als bis ich es dir sage. Da fing Bruder Masseo sich zu drehen an und drehte sich so lange herum, daß es ihm im Kopfe schwindlig ward, wie es zu kommen pflegt, wenn man sich so dreht, und daß er mehreremale umfiel; aber da ihn St. Franziskus nicht aufhören ließ, und er getreulich folgen wollte, stand er immer wieder auf. Endlich, als er sich ganz unbändig drehte, sprach St. Franziskus: Bleibe nun stehn und rühre dich nicht. Und er blieb stehn, und St. Franziskus fragte ihn: Wohinwärts steht dir das Antlitz? Antwortete Bruder Masseo: Gen Siena. Da sagte St. Franziskus: Das ist der Weg, den Gott will, daß wir gehn sollen. Während sie nun auf dieser Straße dahin zogen, fand das Bruder Masseo höchst sonderbar, was St. Franziskus ihn hatte tun lassen, ganz wie die Kinder, und vor Laien, die vorüberkamen. Doch aus Ehrfurcht wagte er nicht, dem heiligen Vater etwas zu sagen. Als sie sich nun Siena näherten, hörte das Volk von dem Kommen des Heiligen und zog hinaus ihm entgegen; und aus Verehrung trugen sie ihn mit seinem Gefährten bis zu dem Palaste des Bischofs, also daß ihre Füße die Erde nicht berührten. Um dieselbe Stunde hatten einige Männer von Siena Streit miteinander angefangen, und schon waren ihrer zwei gefallen. Doch da kam St. Franziskus hinzu und predigte vor ihnen so fromm und heilig, daß er sie alle untereinander zum Frieden brachte und zu Einverständnis und großer Einigkeit. Als der Bischof von Siena von dieser heiligen Tat hörte, die St. Franziskus vollbracht hatte, lud er ihn zu sich ein und nahm ihn mit hohen Ehren auf für jenen Tag und auch für die Nacht. St. Franziskus aber, der wahrhaftig demütig war und in seinen Werken nur nach Gottes Ehre trachtete, stand an dem folgenden Morgen in aller Frühe auf und ging mit seinem Gefährten ohne Wissen des Bischofs davon.

Er muß eine ungeheure Gewalt gehabt haben über die menschlichen Gemüter, dieser schlichte, reine, gottbegeisterte heilige Franz! Die Sienesen jener Tage durch Worte zum Frieden zu bringen erscheint fast ebenso unmöglich und wunderbar wie die anmutige Legende von der Bekehrung des grimmigen Wolfes von Gubbio, der nachher ein sanfter Frate Lupo wurde.

Sehr gern erinnere ich mich einer Wanderung vom Domplatz aus durch die Stadt nach Norden hin. Da kam ich schließlich über einen von kräftigen Bäumen beschatteten Rasenplatz nach San Domenico, wo in einer Sakristei das Porträt der heiligen Katharina von Andrea Vanni hängt. Es ist rührend in seiner noch etwas unbeholfnen befangnen Art, rührend in seiner Einfachheit und Anspruchslosigkeit. Katharina ist als Dominikanerin dargestellt und trägt einen Lilienstengel, während sie mit der freien Hand einer vor ihr knienden Frau Trost zu spenden scheint. So

ſteht ſie vor uns als ein Bild der Unſchuld und der Nächſtenliebe, trotz ihrer krankhaften Ekſtaſen eine anziehende Erſcheinung in wilder friedloſer Zeit. Gerade jene Verzückungen und Ohnmachten werden ja freilich von fanatiſchen Katholiken in den Vordergrund geſtellt, und ſie ſind es auch, die der kunſtfertige Sodoma in einer Kapelle derſelben Kirche affresco gemalt hat.

Sodama iſt wohl der einzige unter Sienas Malern (Pinturicchio weilte ja nur ſehr vorübergehend in dieſer Stadt), der in den weiteſten Kreiſen bekannt geworden iſt. Ein Licht flackert noch einmal hell auf, ehe es verliſcht. Ehe Siena in der Geſchichte der Kunſt jede Bedeutung verlor, durfte es ſich in der erſten Hälfte des ſechzehnten Jahrhunderts noch einmal eines großen Meiſters rühmen. Und das war der Lombarde Giovanni Bazzi, genannt Sodoma, deſſen unglaubliche Schöpfungskraft als Maler ebenſoviel von ſich reden machte wie ſeine tollen Einfälle und die Zügelloſigkeit ſeiner Lebensführung. Ein ganz roher Menſch kann er im Grunde nicht geweſen ſein. Zeigen auch ſeine herrlichſten Leiſtungen: Chriſtus an der Säule, Eva im Limbus und die verſchiednen Sebaſtiansgeſtalten auf den erſten Blick nur Freude an der Schönheit der menſchlichen Geſtalt, ſo verrät doch der Ausdruck der Geſichter, der Augen vor allem, eine tiefe Traurigkeit über die Unzulänglichkeit alles Irdiſchen und ein Sehnen nach Frieden und Harmonie.

Van San Domenico führt der Weg oben an der Stadtmauer entlang zur Lizza, dem kleinen Stadtpark mit mächtigen Bäumen, üppigen Blumenbeeten und einem ſtattlichen Garibaldireiterſtandbild. Dahinter ſpringt die Feſtung Santa Barbara ins Land vor. Ihre Wälle werden der Ausſicht wegen von Spaziergängern, namentlich van Fremden, viel beſucht. Zwiſchen der Lizza aber und der Parta Camallia liegt das reizende Renaiſſancekirchlein Fantegiuſta. Es beherbergt zwiſchen andern Schätzen das ausgezeichnete Gemälde „Auguſtus und die Sybille“ von Peruzzi, Sodomas Zeitgenoſſen. Was mir dieſe Kirche beſonders intereſſant machte, das war die Tatſache, daß Criſtoforo Colombo mit Vorliebe in ihr ſeine Andachten verrichtet hat. Er ſtudierte bekanntlich einſt an der Univerſität von Siena. Als der große Genueſe ſchon eine oder mehrere Entdeckungsreiſen gemacht hatte, ſchickte er für die Kirche Fontegiuſta allerlei Waffen und ein Walfiſchbein. Wenigſtens ſind dieſe Dinge im Innern über dem Portal angebracht und werden jedem Beſucher voll Stolz gezeigt.

Man hat Siena wegen ſeiner Altertümlichkeit häufig mit Nürnberg verglichen und hat es ſogar das italieniſche Nürnberg genannt. So ſehr ich die bayriſche Feſte liebe, und obgleich mir die deutſche Gotik mindeſtens ebenſo ſympathiſch iſt wie die italieniſche, muß ich doch ſagen, daß Siena harmoniſcher und darum ſtimmungsvoller wirkt. Um Nürnbergs alte Mauern wächſt nach allen Seiten hin eine moderne Induſtrieſtadt. Steht man aber an Sienas Wällen, dann ſchaut man hinunter in die liebliche, fruchtbare Campagna, die nach genau ſo ausſieht wie vor Jahrhunderten: zwiſchen Wein- und Olivengärten ſchlängeln ſich Wege zu weißſchimmernden Villen und Klöſtern. Sie ſind von Landleuten belebt. Die Frauen tragen alle jene großen leichten Strohhüte, die man bei uns „Florentiner“ nennt. Helle ſchwerhinwandelnde Ochſen ziehn karbartige baroccini zur Weinernte. Blaue Bergzüge begrenzen in der duftigen Ferne das ſonnigwarme, lachende Bild.

Gegrüßt, Italia, Licht und Luft!
Du biſt an unſrer Erde Bruſt
Die Roſe, ja die Roſe!

Reifezeit

Roman von Charlotte Niese

(Fortsetzung)

2

Jetzt sind wir wieder in Bärenburg eingezogen. Es ist keine große Residenz, sondern ein winkliges Universitätlein. Hier ein leeres Schloß mit historischer Vergangenheit; dort einige holprige Gassen; recht ansehnliche Universitätsbauten und dazwischen der Student und der Philister.

Wir gehören natürlich zu den Philistern. Unser Häuschen liegt etwas vor der Stadt; wir haben ein nettes Gärtchen und einen Ausblick auf hübsche Waldberge. Im Sommer sind diese Berge lebendig. Da singt und spielt der Student tagtäglich in ihnen; aber jetzt liegen sie in tiefem Schweigen da. Denn wir haben noch nicht den fünfzehnten Oktober; noch ist kein Student herbeigekommen, der Bärenburger Philister seufzt über seine leeren Zimmer, und manches hübsches Kind über ihr leeres Herz.

Wir sind zeitig heimgekommen. Erstens Haralds wegen, dessen Schule schon lange begonnen hat, und dann hat Walter viel zu arbeiten. Er will populäre Vorträge in mehreren süddeutschen Städten halten, die dann später als Buch erscheinen sollen. Früher hat er immer über die populäre Wissenschaft gelacht, gerade wie Professor Müller, der gefürchtete Kritiker der Fachblätter; aber jetzt will Walter Geld verdienen. Ein wenig nötig hätten wirs schon; als Außerordentlicher war Walter nicht gerade glänzend gestellt, und mein Kapital, das mir von meinem Onkel, Bodo Falkenberg, vermacht wurde, ist allmählich darauf gegangen. Mir macht es nichts aus; aber Walter will anfangen zu sparen für mich und für Harald. Er sagt, wenn er aus der Welt ginge, dann hätten wir nichts. Aber warum sollte er gehn? Er ist noch jung und hat eine gute Gesundheit. Weshalb also die populäre Wissenschaft anrufen, damit unsre Sparkassenbücher inhaltsvoller werden? Walter lächelt zerstreut, wenn ich so mit ihm spreche; und er sitzt hinter seinen dicken Büchern und destilliert einen feinen Tee für höhere Töchter und ernstdenkende Frauen.

Mir ists natürlich recht, wieder daheim zu sein. In meinem Häuschen und im Garten, der voll von Herbstblumen steht. In meinem Wohnzimmerchen, das den Namen Salon nicht ertragen würde, und wo ich hinter Mullvorhängen gerade so glücklich bin wie manche Geheimrätin hinter ihren Spitzenstores. Wir sind sehr einfach eingerichtet; aber jedermann findet es behaglich, sogar die neue Magnifika, die aus einem reichen Fabrikantenhaus ist und sich kaum vorstellen kann, daß man ohne Smyrnateppiche glücklich sein kann. Ich freue mich immer, wenn die Menschen gern zu uns kommen; aber Gesellschaften geben wir nicht. Wir haben nicht die Mittel dazu und verkehren darum nur freundschaftlich in einigen gleichgesinnten Familien. Niemals entbehre ich Mittagsgesellschaften und Abendessen; aber es tut mir leid,

daß unsre hiesige Geselligkeit eigentlich nur aus beiden besteht — man ist doch halbwegs ausgeschlossen, wenn man diese Feste nicht mitmacht. Die deutsche Wissenschaft scheint sich gern gut nähren zu wollen.

* * *

Heute saß ich in der Laube hinterm Hause, hatte mein letztes Pflaumenmus eingekocht und wollte den Duft der letzten matten Rosen auf mich einströmen lassen, während ich dazu ein Stückchen Shakespeare las. Da erschien Frau Doktor Roland und machte mir ihren Antrittsbesuch. Sie hätte mit ihrem Manne kommen wollen, aber er war heute verhindert; und es drängte sie, mir zu sagen, daß sie mich nicht vergessen hätte. Ich wäre ein so komisches Kind gewesen.

Daß des Pfarrers Röschen mich ein komisches Kind nannte, verdroß mich; aber ich ließ mir nichts merken.

Von Ihnen weiß ich allerdings nichts mehr, Frau Roland, sagte ich freundlich. Nur daß Sie sehr blond waren und sehr artig. Sie waren auch immer viel älter als ich!

Frau Roland errötete. Sie war nicht mehr hübsch und sehr kleinstädtisch gekleidet; die leise Anspielung auf ihr Alter mißfiel ihr. Es war auch häßlich von mir, und ich beschloß, sehr nett zu werden. Aber unsre guten Vorsätze fliegen schnell davon, wenn die andern Menschen eklig werden. Ich habe Sie wenig gekannt, Frau Professor, fuhr Pfarrers Röschen fort. Gesprochen ist manchmal von Ihnen in unsrer Stadt, damals, als mein Mann Ihnen das Leben rettete —

Waren Sie schon damals mit Fred Roland verheiratet? erkundigte ich mich lachend, und die kleine Frau sah mich unsicher an.

Gewiß nicht, aber ich sage doch immer mein Mann, wenn ich an Fred Roland denke. Er ist doch jetzt schon lange mein Mann. Und wir wohnen hier in Bärenburg, in der Klinik am Schwanenweg, und ich bin fremd hier und möchte gern etwas Rat haben. Sieben Jahre lang sind wir schon herumgezogen, bald hier, bald dort; nirgends ist es uns recht geglückt. Fred ist zu tüchtig: er kann nicht recht in die Höhe kommen!

Frau Rosa Roland war in ihrem Element; sie konnte unbehindert von dem sprechen, was sie am meisten beschäftigte, und ich unterbrach sie nicht mehr.

Fred hat leider oft Streit, fuhr sie klagend fort. Er sagt seine Meinung offen und ärgert damit die andern, die sich mehr als er dünken. Aber wenn er doch Recht hat —

Sie sah mich fragend mit ihren matten Augen an, und ich nickte zustimmend. Da erzählte sie mir noch mehr. Von dem vornehmen Chirurgen, der bei einer Operation einen großen Fehler gemacht hatte und von Fred darauf aufmerksam gemacht worden war. Der Mann war sein Feind geworden und würde ihn vernichtet haben, wenn nicht plötzlich ein freundlicher Zufall eingegriffen hätte.

Fred war in Thüringen, um einen kranken Arzt zu vertreten. Da wurde er aufs Schloß zum Fürsten Monreal gerufen, der sich das Knie verletzt hatte. Fred hat ihn zuerst massiert und einem alten Baron Birkstein, der dort zum Besuch war, ebenfalls geholfen. Und dieser alte Herr — er steht allein in der Welt — hat Fred in den Stand gesetzt, die Klinik hier zu übernehmen. Glauben Sie, daß sie gehn wird, Frau Weinberg?

Wenn Sie gute Dienerschaft haben, antwortete ich halb mechanisch.

Die werde ich schon finden. Eine Frau Päpke bringe ich mit. Eine sehr nette, tüchtige Person, die ich durch Zufall in Friedrichroda entdeckte. Sie scheint sparsam und tüchtig. Wir fangen mit sechs Betten an, und dann will Fred eine tägliche Sprechstunde abhalten. Ein Landschullehrer, dem er half, hat ihm dazu geraten.

Frau Roland war noch nicht fertig. Sie saß in meiner Laube, riß die Blätter von den Rosensträuchen, verrieb sie zwischen den Fingern und berichtete weiter. Ich weiß nicht mehr, was sie sagte: sie war so sehr strebsam und wollte so sehr viel Geld verdienen.

Sie haben wohl keine Kinder? erkundigte ich mich in einer Gesprächspause.

O gewiß, drei Mädchen. Die Antwort klang kühl.

Da freut sich Ihre Frau Schwiegermutter sicher über die Mädelchens.

Meine Schwiegermutter — Pfarrers Röschen stand auf und kniff die Lippen zusammen, als unterdrückte sie den Nachsatz. Ich muß jetzt gehn, Frau Professor. Nehmen Sie herzlichen Dank für Ihre gütigen Ratschläge. Vielleicht darf ich einmal wiederkommen!

Ich brachte sie durch den Garten, und sie ging steif und gemessen wie eine Dahlie am Stengel. Kleinstadtwürde, mit einer gewissen Furcht vermischt, die ich nicht verstand.

Nachher hatte ich meine Laube dann wieder für mich. Aber es lagen so viel abgerissene Blätter umher, die mich störten, und dann kam Harald, der in der Schule eine schlechte Zensur erhalten hatte. Da war mir die Stimmung verdorben.

* * *

Das Semester hat begonnen, der Student ist reichlich eingetroffen, singt nachts auf der Straße und schwänzt tags das Kolleg. Aber die Professoren breiten ihre ganze Wissenschaft vor ihm aus, und abends tanzt er mit den Professorentöchtern oder spielt Komödie oder macht sonst etwas Lustiges.

Meine Magnifika hat mich wieder besucht. Ich soll Theater spielen. Sie machte mir einige Komplimente über mein Aussehen, und Walter lächelt dazu sein gutes Lächeln. Er ist immer so stolz auf mich, daß ich mich für ihn fürchte, wenn ich mich blamieren sollte.

Die Magnifika setzt natürlich ihren Willen durch. Ich muß ihr versprechen, in irgendeinem Stücklein eine junge Frau zu spielen, die mehrere Liebhaber hat. Von hoher Moral ist das Lustspiel also nicht, aber es wird moralisch enden, und das ist die Hauptsache.

Gestern war schon die erste Leseprobe, und ich fand es ganz behaglich in dem kleinen, mit Teppichen belegten Salon der Frau Rektor, umgeben von fröhlichen Menschen, zu sitzen und zu plaudern. Ich bin wenig in diese Welt gekommen, nun macht sie mir Freude. Aber es ist hier wie überall. Zuerst spricht man von hohen Dingen, dann kommen die kleinen an die Reihe.

Nach dem Durchlesen der Rollen sprach ein kleiner hübscher Privatdozent über Michelangelo, über den er eine Arbeit verfaßt hat; dann kam die Unterhaltung auf ein Liebespaar, das sich hier nicht ganz passend beträgt; und dann wurde gefragt: Wer ist eigentlich Doktor Roland, und was bedeutet seine neue Klinik?

Niemand antwortete, nur die Magnifika wußte Bescheid. Ihr Mann ist der erste Chirurg hier; ein vornehmer Herr, der viel auf die Jagd geht, seine Assistenten arbeiten läßt und sich nicht allzusehr überarbeitet. Doktor Roland soll recht geschickt sein, und die kleine Privatklinik hat immer neben den öffentlichen Anstalten bestanden. Es gibt ja immer Leute, die die großen Krankenhäuser scheuen. Außerdem sind sie oft überfüllt.

Die Magnifika sprach gleichgiltig und etwas von oben herab. Jedermann sollte es merken, daß sie keine Konkurrenz fürchtete. Wie sollte sie auch?

Der Privatdozent, der sich mit Michelangelo beschäftigt, mischte sich jetzt in die Unterhaltung.

Doktor Roland hat am ersten Tage seines Hierseins eine so brillante Heilung ausgeführt. Irgendein armes Schulmeisterlein vom Lande, das anscheinend hoffnungslos dahinsiechte, ist durch ihn wieder gesund gemacht worden. Die Einzelheiten weiß ich nicht, aber da ich am Schwanenweg wohne, sehe ich täglich Hilfesuchende in das kleine häßliche, gelbe Haus gehn, in dem Doktor Roland wohnt.

Die Sache mit der Heilung wird wohl anders zusammenhängen, entgegnete die Frau Rektor gelassen. Aber ich würde mich freuen, wenn Doktor Roland zu tun bekäme. Mein Mann ist sehr überbürdet. Aber wollen wir nicht einen kleinen Imbiß einnehmen?

Der kleine Imbiß bestand aus feinen Butterbroten, Salat und so viel Champagner, daß ich fast wie ein Student gesungen hätte, als mich der kleine Privatdozent nachher heimgeleitete. Aber ich nahm mich zusammen, versuchte über Michelangelo zu sprechen und horchte andächtig auf seine weisen Gegenreden. Er ist sehr jung und deshalb über alle Maßen klug.

Walter saß natürlich noch am Schreibtisch und arbeitete an seinen populären Vorträgen. Für jeden erhält er in jeder Stadt dreihundert Mark. Fünf Städte wollen drei haben, also gibt es einen hübschen Batzen Geld. Dann können wir auch einmal Champagner geben und die Leute für uns Theater spielen lassen. Soweit sind wir noch nicht. Vorderhand muß ich meine Rolle spielen und mir natürlich viel Mühe geben. Rektors sind sehr freundlich gegen mich, auch die andern Herrschaften. Sie freuen sich, wie sie sagen, daß wir etwas aus unsrer Zurückgezogenheit herauskommen. Aber gestern und heute ist Harald wieder mit einer schlechten Zensur nach Hause gekommen. Er kann es nicht vertragen, wenn ich nicht mit ihm arbeite, und ich mußte meine Rolle lernen und mir einiges für mein Kostüm besorgen. Ich habe nur ein Dienstmädchen und ein ganzes Haus zu versorgen; wenn das Geld für die Vorträge einkommt, will ich mir lieber etwas Hilfe nehmen, als andre Menschen bei mir Champagner trinken lassen.

* * *

Die Gesellschaft beim Rektor ist gewesen und verlief zur Zufriedenheit. Walter sagte mir nachher, daß ich alles am besten gemacht hätte, das Theaterspiel und was sonst mit dem Fest zusammenhing. Er ist immer zufrieden mit mir, ich kenne es schon nicht anders, aber daß sogar der Herr Rektor geruhte, mir einige anerkennende Worte zu sagen, wurde als große Auszeichnung für mich betrachtet; früher war ich nur Luft für den Geheimen Medizinalrat, und ich verdiente es nicht anders. Mein Mann war nur Außerordentlicher, hatte keine Verbindungen und suchte sich keine. Nun, wo er in die Reihe der Ordentlichen eingetreten ist, ist er natürlich mehr Mensch geworden, und ich, als seine Frau, darf mich huldvoller Ansprache rühmen.

Der Geheimrat war in der Tat sehr liebenswürdig.

Man hat Sie immer so wenig gesehen, Gnädigste! Sind Sie wirklich ganz Hausfrau und Mutter?

Ob ich beides ganz bin, Herr Geheimrat, weiß ich nicht. Ich möchte es schon.

Er lächelte freundlich. Wie die Männer es an sich haben, wenn sie auf ihr Lieblingsthema kommen.

Der schönste Beruf einer Frau! begann er. — Da fiel sein Blick auf seinen ersten Assistenten, der mit einem fremden Herrn auf ihn zukam. Doktor Roland, stellte er vor und zog sich dann zurück, während sich mein alter Jugendgenosse vor dem Magnifikus verbeugte.

Ich muß um Entschuldigung bitten, zu spät gekommen zu sein. Aber eine eilige Sache —

Der Geheimrat unterbrach ihn lächelnd:

Ich weiß schon, mein Lieber. Als Anfänger muß man immer zu spät erscheinen, um sich den nötigen Nimbus zu geben. Also, meine liebe gnädige Frau —

Da aber war der Assistent schon wieder neben dem Gastgeber.

Ihre Durchlauchten, Fürst und Fürstin Monreal betreten gerade den Saal.

Mein Geheimrat machte mir eine eilige Verbeugung und ging dann seinen hohen Gästen entgegen. Ich aber mußte mir Fred Roland betrachten, den ich noch nie in Frack und weißer Halsbinde gesehen hatte, und dem beides sehr gut stand. Er hatte das Gesicht seiner Jugendjahre behalten und sich nur einen dunkeln, spitzen Bart zugelegt. Aber er war doch auch älter und sein Ausdruck viel unruhiger geworden. Von einem Fuß trat er auf den andern und sah sich in der Gesellschaft um, zwischen den fremden Gesichtern, die ihm nichts sagten, und deren Besitzer sich dorthin wandten, wo die Durchlauchten zu erwarten waren.

Guten Tag, Doktor Roland! sagte ich, ihm die Hand hinhaltend, und der also Angeredete richtete seine dunkeln Augen erstaunt auf mich. Und dann leuchteten sie auf.

Anneli Pankow! Wahrhaftig! Wie nett, Sie begrüßen zu können.

Heiter schüttelte er mir die Hand und sprach dann, als hätte er mich gestern zum letztenmal gesehen, während doch fünfzehn Jahre vergangen sind.

Ich wollte Sie schon immer besuchen, Frau Anneli. Vielen Dank, daß Sie meine Frau so freundlich aufnahmen, sie hat Ihnen wohl viel vorgeklagt? Ach ja, aller Anfang ist schwer, und Röschen muß die Augen hier über allem offen halten. Aber ich glaube, daß alles gut gehn wird. Meine sechs Betten sind so sehr besetzt, daß ich mir noch drei dazu kaufen werde. Und jeden Tag drei oder vier Operationen!

Seine Augen strahlten mich zufrieden an. Wie in alten Zeiten, wenn er mir von seinen Zukunftsplänen oder davon erzählte, wie gut er für seine Mutter sorgen wollte; deshalb dachte ich jetzt an sie.

Kommt Ihre Mutter nicht einmal her? Ich würde mich über alle Maßen freuen, sie wiederzusehen!

Doktor Rolands Gesicht wurde dunkel. Dann schüttelte er den Kopf und schien etwas sagen zu wollen; aber der schreckliche erste Assistent stand jetzt an meiner Seite.

Gnädige Frau, Ihre Durchlaucht, die Fürstin Monreal sucht schon lange nach Ihnen!

Ach, ich hatte wirklich vergessen, daß meine gute Freundin Bodild Rosen jetzt die Fürstin Monreal ist. Aber da kam sie auf mich zu, vor aller Welt schüttelten wir uns nicht allein die Hände, sondern sie küßte mich herzlich.

Anneli, ich freue mich unbändig, dich zu sehen. Lieber Manfred, dies ist Frau Professor Weinberg, die beste Freundin meiner Jugend!

Manfred verbeugte sich und sagte einige artige Worte. Er ist ein alter Mann mit einem Raubvogelgesicht und eingesunknen Schläfen. Seine Brust flimmerte von Orden, und er trug eine kleine Perücke.

Bodild war sehr heiter. Viel heitrer, als ich sie in Erinnerung hatte. Sie plauderte mit mir von alten guten Zeiten, ließ ihre Hand nicht aus meinem Arm und ging auf diese Weise mit mir durch die Gesellschaft. Jedermann erhielt von ihr ein freundliches Wort, vor allem auch mein Mann, der sich natürlich bescheiden im hintersten Hintergrund hielt. Aber ich mußte ihn suchen, und Bodild lud uns beide ein, sie auf ihrem Schloß zu besuchen. Es liegt in der Nähe von Bärenburg, und ihr Mann hat es vor kurzem von irgendeinem Vetter geerbt. Es ist nichts Wertvolles; ein alter Kasten aus irgendeinem entlegnen Jahrhundert. Aber natürlich schrecklich historisch und für einen Professor sehr interessant. Walters Augen begannen zu leuchten, als er von der alten Burg Weiden hörte, und der Fürst sah ihn wohlwollend an.

Natürlich müssen Sie kommen, lieber Professor. Ich habe alte Bilder und Waffen, die zu studieren Ihnen vielleicht Freude machen wird!

Es war ein hübsches Fest. Als ich mitten in der Nacht mit Walter nach Hause ging, waren wir beide recht befriedigt. Es war alles sehr schön gewesen; aber es tat mir doch leid, nichts mehr von Doktor Roland gesehen zu haben.

* * *

Die Magnifika erkundigte sich schon heute morgen in höchsteigner Person nach meinem Befinden.

Es ist Ihnen doch gut bekommen? Sie haben reizend gespielt! Und wie eigenartig, daß Sie eine Freundin der Fürstin Monreal sind.

Sie setzte sich mir gegenüber und sah mich so fragend an, daß ich natürlich antworten mußte.

Solche Sachen sind nicht so wunderbar, wie sie wohl zuerst scheinen. Die Komtesse Rosen und ich trafen uns in einem Pensionat am Genfer See. Sie hat dann mit mir zusammen meinen Onkel Wilhelm Pankow besucht, der in Luzern wohnt, und später ist sie auf dem Gut meiner Verwandten gewesen. Seit ihrer Heirat habe ich allerdings nichts von ihr gesehen.

Der Fürst ist schon zweimal verheiratet gewesen, erzählte jetzt mein Besuch. Mein Mann kennt ihn recht gut von einer Orientreise her und ist dann öfters von ihm zur Jagd eingeladen worden. Da wir wußten, daß sie augenblicklich in der Nähe von Bärenburg leben, mußten wir sie einladen. Im übrigen bin ich nicht für so vornehmen Verkehr. Die Leute sehen doch auf uns herab.

Auf diese Bemerkung erwiderte ich nichts. Ich habe Bodild früher sehr lieb gehabt und werde sie weiter lieben. Einerlei, ob sie Fürstin ist oder Gräfin. Ich liebe den treuen, wahrhaftigen, edeln Menschen in ihr. Und aufdrängen werde ich mich ihr nicht.

Haben Sie länger mit Doktor Roland gesprochen? fragte mich die Magnifika weiter, und ich hatte auf der Zunge, mich zu erkundigen, ob sie so zu jedem ihrer Gäste ginge, um sie einer scharfen Prüfung zu unterwerfen. Doch meine artige Natur siegte.

Ich sprach nur kurz mit dem Doktor, wir kennen uns auch von früher her.

Und wie ist seine Frau?

Sie kenne ich fast gar nicht, kann also nichts sagen.

Sie ist vielleicht nicht ganz präsentabel. Wir hatten sie natürlich beide eingeladen, aber er kam allein und entschuldigte sie kaum. Seine Klinik soll übrigens schon gefüllt sein. Und haben Sie gehört, daß Fürst Monreal gestern bei ihm vorgefahren ist?

Ich wußte es natürlich nicht, obgleich ich mich entsann, von Röschen Roland etwas vom Fürsten Monreal gehört zu haben. Aber ich sagte es nicht. Der Geheime Medizinalrat klagt zwar über Überbürdung, aber einen Fürsten läßt er sich als Patienten gewiß ungern entgehn. Die Magnifika rauschte davon. Sie war reizend mit mir, sagte etwas über meine Augen, und daß wir uns lieb haben wollten, und winkte mir nach, als sie schon auf der Straße war. Ich aber ging zu meinem Jungen und fand ihn in Tränen. Sein Extemporale war wieder schlecht, und der Lehrer droht ihm mit Nachhilfestunden.

Morgen will ich diesen Lehrer einmal besuchen.

(Fortsetzung folgt)

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Reichsspiegel Berlin, 21. Juni 1908

(Die preußischen Landtagswahlen. Die Döberitzer Kaiserrede. Der Fall Bernhard.)

Den Urwahlen für das preußische Abgeordnetenhaus sind am 16. Juni die Abgeordnetenwahlen gefolgt, sodaß die Zusammensetzung des neuen Hauses nun endgiltig feststeht. Da das Ergebnis der Wahlmännerwahlen schon eine annähernd richtige Schätzung gestattet, so hat der entscheidende Tag in der letzten Woche keine eigentlichen Überraschungen gebracht. Das Ganze ist nur etwas leichter zu übersehen, und Behauptungen, die neulich noch eine hypothetische Färbung hatten, können jetzt in bestimmter Form aufgestellt werden.

Wir haben das Ergebnis der Wahlen schon so weit besprochen, daß nur wenig noch nachgetragen zu werden braucht. Wir kommen deshalb auch nicht nach einmal auf die Frage zurück, was der Ausgang des sozialdemokratischen Siebengestirns am parlamentarischen Himmel des Königreichs Preußen bedeutet. Aber gewannen hat außerdem auch das Zentrum, und so kann man sich denken, wie dieser Erfolg der „Antiblockleute“ glossiert wird. Solche Glossen machen natürlich auch den gewünschten Eindruck, obwohl nüchternes Nachdenken sogleich zeigen müßte, daß genau dieselbe Erscheinung eingetreten sein würde, wenn in der Reichspolitik niemals von einem Block die Rede gewesen wäre. Schon aus diesem Grunde hätte richtige Taktik die Blockparteien veranlassen müssen, den Gedanken der Blockpolitik nicht ohne weiteres auf die preußische Politik zu übertragen. Es spricht sich darin derselbe Grundfehler aus, der auch in der Wahlrechtsfrage eine so seltsame Rolle gespielt hat. Die Einrichtungen und die politischen Grundsätze in den Einzelstaaten sollen nach dieser Auffassung nur das verkleinerte Abbild der Verhältnisse im Reiche sein, und die kommunalen Verbände sollen wieder das verkleinerte Bild des Staates geben. So wird mechanisch alles nach einem Schema aufgebaut; welcher Zweck damit verbunden wird, danach scheint niemand zu fragen. So erregte sich der Liberalismus seinerzeit darüber, daß in Hamburg ein „reaktionäres“ Wahlrecht eingeführt wurde, und verlangte, daß der Bundesstaat Hamburg sich möglichst den Verhältnissen im Reiche anpasse, am besten womöglich das Reichstagswahlrecht auf seinen Staatsverband übertrage. Man wollte nicht sehen, daß Hamburg nach seiner staatsrechtlichen Stellung im Reiche zwar ein Bundesstaat, aber in bezug auf die Zwecke seiner innern Verwaltung doch vor allem eine städtische Gemeinde ist. Nur um einer innerlich ganz und gar unbegründeten Doktrin willen sollte sich Hamburg eine ganz widersinnige Verfassung geben; der ersten Seehandelsstadt des Reichs wurde zugemutet, über die wichtigsten Angelegenheiten ihrer kommunalen Verwaltung die Masse der Abhängigen und Vermögenslosen entscheiden zu lassen, die Träger der eigentlichen Lebensinteressen des großen Handelsplatzes aber möglichst auszuschalten. Wir erinnern an das Beispiel von Hamburg, weil es am deutlichsten zeigt, wie das ganz willkürlich verkündete, vollkommen unhaltbare Prinzip von der Notwendigkeit der Übereinstimmung zwischen Reichseinrichtungen und einzelstaatlichen Verhältnissen in seinen Konsequenzen zum handgreiflichen Unsinn wird. Die Frage, warum denn die Volksvertretung des Königreichs Preußen nach denselben Grundsätzen zusammengesetzt sein muß wie der deutsche Reichstag, ist bisher noch nie wirklich befriedigend beantwortet worden, und sie kann auch überhaupt niemals überzeugend beantwortet werden, denn diesem Grundsatz fehlt ebenso die innere Begründung, wie etwa der Behauptung: weil in einem Ort ein Haus ein rotes

Ziegeldach hat, müssen auch alle andern Häuser mit roten Ziegeln gedeckt sein, auch wenn ein Schieferdach in der Gegend billiger und bequemer zu haben ist.

Der einzelstaatlichen Gesetzgebung sind Aufgaben vorbehalten, bei deren Lösung die verschiednen Parteianschauungen mit viel mehr Recht als in der Reichsgesetzgebung in die Wagschale fallen. Die Blockpolitik im Reiche will ja auch durchaus nicht die Parteiunterschiede verwischen, die Parteigrundsätze durchbrechen, sie will die Parteien vielmehr nur für bestimmte nationale Fragen vereinigen. Die Fragen, die dabei in Betracht kommen, gehören durchweg zu denen, die der Reichsgesetzgebung unterliegen. Für die preußische Landesgesetzgebung kommt es also gar nicht so sehr darauf an, daß Konservative und Liberale durchaus zusammengehn.

Nun hat allerdings auch Preußen eine Frage von besondrer nationaler Bedeutung zu lösen, die Polenfrage. Sie erfordert einen Kampf, in dem sich der Staat die Waffen nicht leichtfertig aus der Hand winden lassen darf. Wenn das Zentrum in nationalen Fragen der Reichspolitik der Regierung früher eine zwar eigennützige, immerhin aber doch tatsächliche Unterstützung gewährt hat und nun zuletzt dem verblendeten Übermut des Parteigeistes die Zügel schießen ließ, so hat es sich einer nationalen deutschen Politik in der Polenfrage stets entschieden versagt und sich offen auf die Seite der Feinde des Deutschtums gestellt. Das ist um so bedenklicher, als in der Polenfrage auch ein großer Bruchteil der Liberalen unzuverlässig ist und unter vollständiger Verkennung der Natur des Polentums und der polnischen Ziele doktrinäre Schrullen über realpolitische Notwendigkeiten stellt. Unter solchen Umständen muß der preußische Staat Bedenken tragen, den Schwerpunkt seiner gesetzgebenden Körperschaft ohne zwingende Not verrücken zu lassen und durch Demokratisierung des Wahlsystems das Gewicht der Elemente zu verstärken, die ihn in einer wichtigen Lebens- und Kulturfrage im Stich zu lassen fähig sind. Erst müssen wenigstens die Grundlagen einer wirksamen und stetigen Polenpolitik für längere Zeit gesetzlich gesichert seien, ehe ein solches Experiment gemacht werden kann.

Interessant ist die Frage, auf Kosten welcher Partei Zentrum und Sozialdemokraten hauptsächlich ihre Wahlerfolge errungen haben. Es sind die Nationalliberalen, die verhältnismäßig am schlechtesten abgeschnitten haben. Sie haben in diesem Feldzuge unglücklich operiert. Im Grunde mochte wohl die Mehrzahl der einsichtigen Nationalliberalen erkennen, daß der Augenblick, für die Wahlreform in Preußen zu wirken, schlecht gewählt war, weil in den Volkskreisen, auf die man sich stützen mußte, für ein lebhaftes Drängen in dieser Richtung gar keine Stimmung war. Außerdem mußte ihnen die Rücksicht auf die nationalen Aufgaben, die ihnen nach Überzeugung und Parteitradition am Herzen liegen mußten, vor allem die Rücksicht auf die Polenfrage, sagen, daß die Erhaltung einer aus Deutschkonservativen, Freikonservativen und Nationalliberalen nötigenfalls zu bildenden Mehrheit im preußischen Abgeordnetenhause eine dringende Notwendigkeit sei. Eine Partei, die einen festen Boden im Lande hatte und ihrer selbst sicher war, mußte in solchem Falle den Mut haben, ihren Wählern klar zu machen, daß sie sich im Prinzip für die Reform des Wahlrechts erkläre, aber entschlossen sei, sich aus nationalen Gründen gegenwärtig an dieser Reformbewegung nicht zu beteiligen. Aber es scheint, daß wir für eine solche Art von Politik, die z. B. den Parteien in England und Amerika ganz geläufig ist, in Deutschland noch nicht reif sind. Ein Versuch, die Wähler dazu zu erziehen, daß sie sich für die Mittel interessieren, die wirklich zu dem Parteiziel führen, wird niemals unternommen. Voller Resignation nehmen die Parteileitungen als selbstverständlich an, daß sich der Wähler nur von dem der Parteidoktrin entnommnen Schlagwort leiten läßt, auch wenn es

ouf der Hand liegt, daß dadurch das Gegenteil von dem erreicht wird, was man erreichen will. So hot auch in der nationalliberalen Partei, deren führende Kreise schon seit langer Zeit in den eignen Reihen mit sträflicher Indolenz auf der einen und vollkommner Rat- und Hilflosigkeit auf der ondern Seite zu kämpfen haben, der ongstvolle Wunsch, nur so vor der von Schlogworten geleiteten Menge das nötige Maß von Liberalismus zur Schau zu tragen, die politische Vernunft einmol wieder totgeschlogen. Man proklamierte gerode so viel Wohlreformgedanken, wie nötig waren, um die rechtsstehenden Parteien nutzlos zu verärgern und mit Mißtrauen zu erfüllen, und doch auch wieder so wenig, daß man der sozialliberalen und sozialdemokratischen Agitation, die man so ohnehin gegen sich hatte, ein poor weitere Handhaben zum Vorwurf der Holbheit und Zweideutigkeit on die Hand gob. Trotz dieser mangelhaften Rüstung bildete mon sich ein, den freisinnigen Parteien, die nicht nur von den Sozialdemokroten wütend bekämpft, sondern ouch von den Sozialliberalen und querköpfigen „Freunden“ ous den eignen Reihen im Rücken angesollen wurden, einen wertvollen Sukkurs zum Vorteil der liberalen Soche bieten zu können. Der Mißerfolg war wenigstens ehrlich verdient.

In die Beurteilung unsrer auswärtigen Lage scheint jetzt etwas mehr Klarheit und Ruhe zu kommen. Es war eine etwos seltsome Veranlassung, die diese Selbstbesinnung herbeiführte. Nachdem schon vorher allerlei gemunkelt worden war, daß der Kaiser bei der Frühjahrsporode ouf dem Tempelhofer Feld eine bedeutungsvolle Ansproche gehalten habe, erschten vor einer Woche in einem Provinzblatt eine Berliner Korrespondenz ous bekannter Quelle, wonach der Kaiser noch einer Besichtigung in Döberitz eine politische Rede gehalten haben sollte, und zwar in Gegenwort „der fremden Militärattachés“, wie es in der Mitteilung hieß. Es wurde ouch ein Stück darous im Wortlaut mitgeteilt; der Kaiser sollte ouf die „Einkreisung“ Deutschlonds Bezug genommen und dovon gesprochen haben, daß man anscheinend „uns stellen“ und „herausfordern“ wolle, ober sie sollten nur kommen, die Deutschen hätten sich nie besser geschlagen, als wenn sie von ollen Seiten ongegriffen worden wären.

Die Meldung war in der verbreiteten Form falsch und beruhte auf ungenouen Erzählungen indiskreter Ohrenzeugen, die ollerdings wohl nicht ahnen mochten, was für Mißbrouch mit den ous ihren unbedachten Worten zurechtgezimmerten Sensationsnochrichten getrieben werden würde. Ein englischer Berichterstotter, dem sich ondre Kollegen anschlossen, meldete die Soche nach London, noch dozu in einer Form, die — obgesehen von der Verschiebung des Datums — den Eindruck erwecken mußte, ols habe der Kaiser ousdrücklich die fremden Attachés eingeladen, um vor ihnen gewissermaßen mit dem Säbel zu rasseln, und als sei diese Mitteilung den Berichterstattern selbst von beteiligten Attachés gemacht worden.

Das olles war unrichtig. Was wirklich geschehn war, wor ein harmloser, rein militärischer Vorgong, der vor ollem die Öffentlichkeit überhaupt nichts anging. Es ist deshalb auch mit Recht obsichtlich und grundsätzlich vermieden worden, etwo eine amtliche Dorstellung des Geschehenen und eine omtliche Mitteilung des Wortlouts der kaiserlichen Ansproche zu geben. Der Kaiser hotte die Ansprache an die Offiziere nach einer Übung gehalten, die er olljährlich am 29. Mai mit den Truppenteilen abhält, die er einst ols Kronprinz vor zwonzig Jahren on diesem Tage seinem todkronken Voter vorführte — zu seiner letzten Heerschau. Fremde Militärottochés waren zu dieser militärischen Gedenkfeier, die stets intimen Chorokter trägt, nicht eingeladen worden; nur besond sich, wie immer bei solchen besondern Gelegenheiten, im Gesolge des Kaisers der russische Militärbevollmächtigte, der nach olter Tradition, die nur unter der Regierung Alexonders des Dritten eine Zeit lang unterbrochen

war, nicht zum diplomatischen Korps gehört, sondern der Person des Deutschen Kaisers zugeteilt ist. Der Kaiser hatte vor seinen Offizieren nicht anders gesprochen, wie jeder Kriegsherr der deutschen Heere jederzeit sprechen kann und wird. Er hatte der Zuversicht Ausdruck gegeben, daß die Armee auch den ernstesten Proben gewachsen sein werde. Darin liegt nichts von Drohung und Ruhmredigkeit, nichts von Angriffslust; im Gegenteil liegt in dem Hinweis, daß die gewissenhafte Wahrung des Friedens von unsrer Seite zusammentrifft mit der ernsten Entschlossenheit, gegen jede Friedensstörung von andrer Seite gerüstet zu sein — in dem Bewußtsein, auch vor einem Angriff von allen Seiten nicht zurückweichen zu müssen —, eine große Beruhigung aller erregten Gemüter und eine Stärkung des Bewußtseins, daß es wirklichen Gefahren gegenüber bei uns Deutschen keine Meinungsverschiedenheiten geben kann. Es gehörte ein schlechtes Gewissen, eine wirkliche Absicht der Friedensstörung dazu, den Worten des Kaisers die Absicht der Drohung unterzuschieben. Als Warnung konnten sie gelten, wo es vielleicht nötig schien, zu warnen. Denn auch ohne den Wortlaut der Ansprache zu kennen, darf man sich klar machen, daß der Kaiser zu seinen Offizieren, zu gebildeten Männern, die Zeitungen lesen, sprach. Er mußte annehmen, daß die Offiziere, auch wenn sie keine tätige Parteipolitik treiben, sich doch ihre bestimmten Ansichten und Eindrücke von den Weltereignissen bilden und von den Vorstellungen, die in so vielen Blättern öffentlich erörtert wurden, nicht unberührt bleiben konnten. Und wenn der Kaiser den Ausdruck seiner Zuversicht und seine Mahnung zur entschlossenen Pflichterfüllung an die ihm bekannten Vorstellungen seiner Zuhörer von der jetzigen Lage als etwas immerhin im Bereich der Möglichkeit liegendes anknüpfte, so ist weder vom politischen noch vom militärischen Standpunkt etwas dagegen einzuwenden. Es ist zu bedauern, daß die Sache an die Öffentlichkeit kam, vor allem des Prinzips wegen — militärische Ansprachen im Kreise deutscher Offiziere sollten unter allen Umständen vor Veröffentlichung geschützt sein —; weiter aber, weil die unkorrekte Form dieser Meldung falsche Vorstellungen erwecken mußte. Aber die Angelegenheit hat dadurch eine erfreuliche Wendung genommen, daß die überwältigende Mehrheit der deutschen Blätter — die einen sofort, die andern allmählich folgend — sich von allen nebensächlichen Betrachtungen losgemacht und anerkannt hat, daß alles, was dem Kaiser in den Mund gelegt wurde, die Herzensmeinung jedes Deutschen sei. Einem guten Instinkt folgend hat dann auch die Presse des Auslandes, namentlich die französische, die Mitteilung sehr ruhig aufgenommen und besprochen und die Berechtigung des Kaisers, so zu sprechen, sowie die friedliche Absicht vollkommen richtig gewürdigt.

In den Zeitungen wird gegenwärtig der „Fall Bernhard“ viel besprochen. Professor Ludwig Bernhard in Kiel, der bekannte Verfasser des verdienstvollen Werks über „das polnische Gemeinwesen im preußischen Staat“, ist kürzlich unter eigenartigen Verhältnissen an die Universität Berlin berufen worden. Die Regierung legte Wert darauf, ihn in Berlin festzuhalten, um ihm Gelegenheit zu geben, seine ganze Kraft auf die Fortsetzung seiner Studien zur Polenfrage zu verwenden und durch diese wissenschaftlichen Forschungen auf einem bisher leider nur zu sehr vernachlässigten Felde die Tätigkeit der Regierung in einer sehr wertvollen und notwendigen Weise zu unterstützen. An diesem Entschluß ist natürlich nichts auszusetzen, im Gegenteil kann man sich nur freuen, daß in dieser Richtung endlich einmal ernste Schritte getan werden. Aber die Art, wie das Kultusministerium die Sache ins Werk setzte, verriet nicht viel Geschicklichkeit. Professor Bernhard sollte durchaus eine Dozentenstelle an der Berliner Universität erhalten, obwohl eine Professur der Volkswirtschaft nicht frei war. Er war in Kiel schon Ordinarius

und stand im Begriff, einem ehrenvollen Ruf an eine andre außerpreußische Universität zu folgen. Um diesen Schwierigkeiten zu begegnen, wurde ihm Hals über Kopf eine außerordentliche Professur eingerichtet, die ihm als einem „persönlichen Ordinarius“ übertragen wurde, was natürlich nach außen hin dieselbe Wirkung hatte, als ob ein neues Ordinariat errichtet worden wäre. In diesem Zusammenhange machte es überall einen verblüffenden Eindruck, daß die Fakultät bei dieser Berufung gar nicht befragt worden war. Zwar nach dem formellen Recht war die Regierung nicht direkt verpflichtet, die Fakultät vorher zu hören; außerdem glaubte sich das Ministerium durch die Eile der Entscheidung entschuldigt, aber man hätte erkennen müssen, daß in diesem Falle eine solche formalistische Behandlung einen sehr übeln Eindruck machen mußte. Denn der noch sehr junge Kieler Gelehrte wurde hier zufällig als vierter neben drei Senioren und Koryphäen der nationalökonomischen Wissenschaft, Adolf Wagner, Schmoller und Sehring, gestellt, sodaß die Nichtbefragung der Fakultät gerade in diesem Falle einer Brüskierung der drei berühmten Gelehrten verzweifelt ähnlich sah. Man darf sich nicht wundern, daß niemand recht glauben wollte, daß die Entscheidung wirklich so eilig gewesen sei. Vor allem aber hatte ja das Kultusministerium eine ganze Anzahl andrer Mittel zur Verfügung, um einen Gelehrten in Berlin zu fesseln und ihm eine Entschädigung für andre, ihm entgangne akademische Ehrenstellen zu sichern. So hat die Maßnahme des Kultusministeriums die Folge gehabt, daß dieses Verfahren als eine grundsätzliche Beeinträchtigung der Selbständigkeit der Fakultäten aufgefaßt und der alte Streit um die Rechte der Fakultäten wieder aufs neue entfacht wurde.

Unterdessen hat Professor Bernhard einen klugen Schritt getan. Er hat sich persönlich einem nachträglichen Votum der Fakultät unterworfen und will, wenn es gegen ihn fällt, seinen Abschied erbitten. Ihn persönlich trifft ja keine Schuld an der unerquicklichen Entwicklung der Angelegenheit. Es wäre aber zu wünschen, daß die Rechte der Fakultäten und des Staats allgemein in einer klaren, beide Teile befriedigenden Weise geregelt würden, damit die Wiederholung dieser für unsre Hochschulen nicht angenehmen Zwischenfälle möglichst vermieden wird.

Eine Warnung an Bruder Jonathan. Der amerikanische Historiker Brooks Adams weist in seinem Buche: Das Gesetz der Zivilisation und des Verfalls (Akademischer Verlag in Wien und Leipzig, 1907) nach, wie im Laufe der weltgeschichtlichen Entwicklung immer und überall der ursprüngliche, der emotionelle und ritterliche Menschentypus vom ökonomischen (military and industrial type, sagen Buckle und Spencer, die aber den zweiten lieben) zurückgedrängt und zuletzt vernichtet wird, wie diesem dabei im Hartgelde, im Edelmetall, ein mächtiger Bundesgenosse entsteht, und wie der Wucher- und Schachergeist heute daran ist, alle höhere Kultur zu vernichten. Am interessantesten ist der Abschnitt über die wenig bekannte byzantinische Geschichte. Die mittelalterlich deutsche und die Reformationsgeschichte ist nicht nach guten deutschen sondern nach französischen Quellen dargestellt und darum, wie wegen der oberflächlichen Betrachtungsweise des Verfassers, teils karikiert, teils unwahr ausgefallen. In der Abneigung gegen die Auswüchse des Kapitalismus und in der Schätzung der „emotionellen“ Natur — wir Deutschen sagen: des Gemüts — sympathisieren wir natürlich mit dem Verfasser, aber unser ganzes heutiges Wirtschaftsleben als einen Sieg der Wucherer über die Ritter darstellen, das kann man nicht einmal Karikatur mehr nennen, das ist reine Phantasie. Könnte man doch eine Disputation zwischen Brooks Adams und Friedrich Naumann veranstalten! Das wäre ein Schau- oder vielmehr Hörspiel für Götter. Aber freilich, Grund genug zu seinen Übertreibungen findet der Amerikaner in

seinem Vaterlande. Als patriotischen Schmerzensschrei und als patriotische Warnung, nicht als geschichtsphilosophische Studie, meint ein Rezensent, müsse man das Buch auffassen. In diesem Sinne kann man es in der Tat gerechtfertigt finden, und das hat denn auch den Präsidenten Roosevelt bewogen, eine lange Einleitung dazu zu schreiben. Eben lese ich eine greuliche Schilderung des angeblich aus lauter Korruption, Schwindel, Raub und Diebstahl, sinnlosem Luxus und verbrecherischem Genuß bestehenden Newyorker Lebens in dem Buche The Metropolis von Upton Sinclair.

Hygiene der geistigen Arbeit. Von Dr. med. Otto Dornblüth, Nervenarzt in Frankfurt a. M. Zweite, völlig umgearbeitete und bedeutend erweiterte Auflage. (Deutscher Verlag für Volkswohlfahrt, Berlin, 1907. 258 Seiten, geb. 4 Mark.) Durch seine medizinischen Werke, namentlich durch sein Kompendium der innern Medizin, hat sich der Verfasser unter den Fachgenossen einen geachteten Namen gemacht. Mit dem vorliegenden Buche wendet er sich an weitere Kreise, an die gebildete Laienwelt, an alle Freunde der Volkswohlfahrt, vor allem an die Eltern und an die Erzieher; und wir müssen gestehn, daß er es vortrefflich versteht, den Leser in die Hygiene der geistigen Arbeit einzuführen, ihn mit den Bedingungen für die gesunde Leistungsfähigkeit des Körpers und des Geistes bekannt zu machen und ihn von den schweren Nachteilen gewisser gedankenlos übernommner Gewohnheiten und Einrichtungen unsers Kulturlebens zu überzeugen. Er behandelt in kurzen, anregend geschriebnen Kapiteln einzelne Elemente des geistigen Lebens: das Gedächtnis, das Gefühls- und Gemütsleben und die Willenskraft, geht dann auf das Verhältnis zwischen Arbeit und Ermüdung ein, zwischen Arbeit und Stimmung und zwischen Arbeit und Erholung und hebt überall das Nachteilige und das Vorteilhafte in unsern Gewohnheiten hervor. Er wendet sich nachdrücklich gegen die noch bei vielen Pädagogen ältern Schlages zu findende Ansicht, daß körperliche Arbeit eine Erholung von geistiger Arbeit sei; durch diesen beklagenswerten Irrtum hätten sich schon viele durch Geistesarbeit angegriffne in ihrer Gesundheit und Leistungsfähigkeit schwer geschädigt.

Ausführlich spricht der Verfasser von den Bedingungen eines normalen gesunden Schlafes, von der Ernährung des geistig Arbeitenden, von den Genußmitteln und von der Erziehung zur geistigen Gesundheit im Kindesalter. Sich gehn zu lassen hält er für die Quelle mancher Störungen. „Die Kinder, sagt er, müssen vielmehr dazu angehalten werden, nicht jeder körperlichen Mißempfindung gleich starken Ausdruck zu geben. Es gibt Kinder, die bei jedem Hustenreiz, bei dem einfachen Verschlucken usw. gleich tun, als müßten sie vor Husten ersticken oder sich die Seele aus dem Leibe husten.“ Wenn man ihnen aber sagt, daß das unnötig und unschicklich sei, daß vielmehr ein vernünftiger Mensch den Husten möglichst unterdrücke, so gewöhnen sie sich daran und sehen schnell ein, daß es auch ohne soviel Geräusch geht. Höchst auffallend ist der Einfluß einer solchen Erziehung zum Beispiel bei einem später auftretenden Keuchhusten. Die Kinder, die gewohnt waren, sich zu beherrschen, bekommen entschieden viel leichtere Anfälle, während unerzogne regelmäßig bei den Hustenanfällen zum Erbrechen kommen. Allein schon das Vorbild der Eltern macht sehr viel aus. Wo die Kinder täglich sehn, daß der Vater jeden Reiz im Rachen mit endlosem, geräuschvollem Räuspern und Husten beantwortet, wo die Schüler einen Lehrer aller Augenblicke zum Spucknapf laufen sehen, um mit großer Umständlichkeit jeden Auswurf zu entleeren, gewöhnen sie sich leicht auch solche Unschönheit an. Ich erinnere mich einer ganzen Schulklasse, die von einem Lehrer die Gewohnheit angenommen hatte, fortwährend ganz leicht zu spucken, etwa so, als ob man ein auf den Lippen sitzendes Teilchen wegblasen wollte.“

Besonders ans Herz legen möchten wir den Lehrern das Kapitel: Hygiene des Geistes im Schulalter, wo er über die Ziele der Schulbildung spricht, über die Überbürdung, die Schulkrankheiten, die Stundenzahl, den Lehrplan, die Einheitsschule, die Schulferien und die Schulprüfungen. „Es ist wohl nicht zu bezweifeln, sagt der Verfasser, daß das übliche »Bummeln« in den ersten Semestern auf der Universität vielfach die Reaktion auf die Überbürdung vor dem Examen darstellt. Der Zeitverlust und die moralische Entgleisung, die in solchem Verhalten liegt, sind schon schlimm genug, aber viele der so ins Bummeln geratnen erreichen nie mehr den Anschluß an wirkliche Arbeit. Andre haben durch das gewaltsame Büffeln ihr Gedächtnis so geschädigt, daß es nie wieder ordentlich leistungsfähig wird. Noch andre verlieren die Willenskraft oder werden von dauernden nervösen und deprimierten Zuständen heimgesucht, und sehr viele Studenten werden durch diese oder jene Veranlassung dem Alkoholismus in die Arme getrieben, der sie vollends zugrunde richtet... Die Abschaffung des Abiturientenexamens ist vom gesundheitlichen Standpunkt aus dringend zu fordern.“ Mit einem Kapitel über Unfähigkeit zu geistiger Arbeit schließt der Verfasser seine Ausführungen; wir können das gediegne Buch unsern Lesern nur angelegentlich empfehlen. E. G.

Taschenbuch für Südwestafrika 1908, herausgegeben von Dr. Philalethes Kuhn, Stabsarzt beim Kommando der Schutztruppen, und Kurd Schwabe, Hauptmann. (Verlag von Wilhelm Weicher, Leipzig. 351 Seiten, 3 Mark 50 Pf.) Diesen ersten Versuch, der weißen Bevölkerung des Schutzgebiets einen praktischen Taschenkalender zu liefern, können wir nur mit Freuden begrüßen. Die Herausgeber haben mit Unterstützung zahlreicher erfahrner Männer hiermit den nach Südwestafrika gehenden Offizieren, Beamten, Kaufleuten und Kolonisten ein Hilfsmittel geschaffen, das wir unsern Lesern nicht warm genug empfehlen können; denn das Buch ist eine solche Fundgrube von Belehrung und Anregung, daß jeder Freund unsrer Kolonien, besonders auch die jungen Kaufleute und die Lehrer der Geographie, das Buch mit dem größten Nutzen lesen werden. Der Inhalt ist überaus reich und die Darstellung allgemein verständlich und anregend. Außer den statistischen Angaben sind besonders wertvoll die Artikel über Handel und Verkehr mit eingehenden Berichten über die Schiffahrt, über die Eisenbahnen, über Post und Telegraphie, über Geld-, Bank- und Kreditverhältnisse, über die im Schutzgebiet tätigen Gesellschaften. Eine gründliche Kenntnis der geographischen Verhältnisse zeigen die knappen aber inhaltreichen Aufsätze über das Bergwesen, die Bewässerung, die Brunnenanlage, über Landwirtschaft und Viehzucht. In diesem Kapitel wird über die Grundsätze und die Rentabilität des Gemüse- und Ackerbaus berichtet, über Wein und Südfrüchte, über Bekämpfung der Heuschrecken, über die Verwertung des Staudammwassers zur Fischzucht. Hier finden wir auch vortreffliche Belehrungen über Tierzucht und Tierkrankheiten, über Instrumente und Medikamente, über Operationen und Epidemien.

Besonders interessant ist die Abhandlung über Jagd und Wild. „Die Jagd in Südwestafrika, sagt der Verfasser Ph. Kuhn, hat einen großen Reiz, weil jeder Zweig des edeln Weidwerks ausgeübt wird, weil trotz mannigfachen und reichen Wildstandes doch stets Eifer, Geschick und Ausdauer dazu gehören, um mit Erfolg zu jagen, und weil die Jagdbeute dem eignen Tische zugute kommt. Die körperliche Anstrengung und die Anspannung der Sinne wirken belebend und kräftigend auf Körper und Geist. Die Tafel bietet nicht Tag für Tag Rindfleisch oder Konservenspeisen, sondern ist häufig bedeckt mit schmackhaftem Wildbret. Daher ist die Ausübung der Jagd im Schutzgebiet ein hervorragendes Mittel zur Er-

holtung der Gesundheit." Und nun gibt der Verfosser eine onregende Schilderung der verschiednen Jogdarten, ouf dem Anstande, ouf der Pirsche, der Hetzjagd, des Fanges in Fallen, und er belehrt den Jäger, wie er seine Beute richtig zu verwerten habe. Nicht nur für den Former, sondern ouch für den Botaniker höchst wertvoll ist der Artikel über die Pflonzenwelt Deutsch-Südwestafrikos. „Dringend notwendig, sogt Professor Schinz, ist die Aufforstung. Die mehr oder minder wertlosen Akozien sollten verschwinden und an deren Stelle Bauholz liefernde Laubhölzer eingeführt werden. Zu diesem Behufe wäre es zweckmäßig, wenn ouf Stootskosten von geschulten Forstmännern — und solcher bedorf es — Studienreisen in Nordafrika ausgeführt würden, damit dann deren Erfohrungen in Südwestafriko unter ihrer Leitung direkt verwertet werden könnten. All dies kostet Geld, ober was würde mon von einem Privotmonne sagen, der sein teuer erworbnes Grundstück broch liegen lossen und nicht einen Versuch wagen würde, es nutzbringend zu gestolten?" Vor ollen Dingen verlongt der Verfosser, daß die Regierung möglichst bold Versuchsinstitute begründe, in denen praktisch erprobt würde, welche Nutz- und Kulturpflonzen für unsre Kolonie verwertbor seien.

Den Schluß des Buches mocht eine Reihe von Angaben, in denen über die Vergünstigungen für Ansiedler und Schutztruppenangehörige berichtet wird, ferner über das Versorgungswesen der Militärpersonen, über Gesetze und Verordnungen, die sich auf das Schutzgebiet und auf die Eingebornen beziehen. Es ist gar kein Zweifel, daß dieses wertvolle und handliche Buch von allen Freunden unsers Kolonialwesens mit großer Anerkennung ousgenommen werden wird. Jedenfalls verdient es die weiteste Verbreitung.

Ein Theoterobend in Louchstedt. Mitten zwischen Ackerlond, Getreide-, Kortoffel- und Rübenfeldern, die nur hier und do von einer Boumreihe an einem kleinen Wasserlaufe oder einem in Grün versteckten Dorfe unterbrochen werden, in einer flochwelligen, fruchtboren Ebene, deren Reize frühere Geschlechter besser würdigten als wir, liegt etwa zwei Stunden von Merseburg im Westen der Soole das ehemals weitbekannte, jetzt vergeßne Louchstedt. Es ist heute wieder ein Ackerstädtchen, das fast ganz von der Landwirtschoft lebt, wenige Gossen um einen ansehnlichen Markt und eine olte romanische Kirche, kleine niedrige Häuser, große Höfe und grüne Gärten, heute wie eingeschlafen und seitwärts von ollen großen Verbindungen, obwohl seit einigen Jahren durch eine Sekundärbahn mit Merseburg verknüpft. Aber am 13. Juni dieses Jahres schien sich ouf einige Stunden das alte bunte Leben zu erneuern, das sich im ochtzehnten Jahrhundert seit der Entdeckung der Stahlquelle um 1710 hier allsommerlich entfoltet hotte. Golt es doch die Einweihung des wiederhergestellten kleinen bescheidnen olten Theaters zu vollziehen, das an Stelle des olten Bretterhouses von 1785, wo seit 1791 die Weimarischen Hofschouspieler unter Goethes Leitung einige Wochen hindurch spielten, 1802 erbaut worden war. Diese Aufführungen bildeten damols unter Schillers häufiger Teilnohme den Mittelpunkt für die kleine aber ouserlesene Bodegesellschaft, die sich hier ous weiterm Umkreise, ous Sochsen und Thüringen sammelte, nicht selten seit 1775 verstärkt durch den kursächsischen Hof und regelmäßig durch die Hallischen Studenten. Ein teilnehmendes, verständnisvolles, feinsinniges Publikum, wie es damals selten irgendwo sonst in Deutschland zu finden wor, sonnte sich domals hier in einem Abglanze des Weimorischen Musenhofes, so gonz hingegeben der Verehrung für seine großen Dichter und ihre Schöpfungen, doß es mit dem bescheidensten Komfort in den kleinen Häusern des onspruchslosen Londstädtchens zufrieden war, während droußen die Staatenwelt erbebte und aus den Fugen ging. Nur in einem so unpolitischen, so

ganz ästhetisch-litterarischen Interessen hingegebnen Volke, wie es damals die Deutschen waren, konnte eine solche Idylle gedeihen. Jetzt, in einer Zeit, die innerlich von der damaligen so unendlich verschieden ist, hat ein hochherziger Gönner, der Geheime Kommerzienrat Lehmann in Halle, die Mittel zur Wiederherstellung des alten, verlaßnen und verfallnen Theatergebäudes, das schon vom Abbruch bedroht war, hergegeben, nachdem das Bad Lauchstedt 1905 in den Besitz der Provinz Sachsen übergegangen war, und der Provinzialausschuß, an seiner Spitze der Landeshauptmann Freiherr von Wilmowski, hatte für den 13. Juni an einige hundert Personen in Halle, Merseburg und Leipzig Einladungen zu der Einweihungsaufführung erlassen.

Es war ein herrlicher warmer und doch nicht allzuheißer Sommertag, als ein langer Extrazug von Halle aus diese geladnen Gäste über Merseburg in etwa dreiviertel Stunden nach Lauchstedt brachte. Im bunten Gewimmel zogen sie, Damen und Herren, durch das beflaggte Städtchen über den Markt nach dem Bade und betraten, angenehm überrascht, den geweihten Bezirk, eine kleine reizvolle Oase in der einförmigen Ackerlandschaft. Den dunkeln stillen Spiegel eines kleinen Teichs, dessen Fläche nur einige Schwäne beleben, umgeben prächtige alte Linden und Kastanien; in ihrem Schatten steht etwas rückwärts an der einen Langseite das stattliche Kurhaus, das 1780 Kurfürst Friedrich August der Dritte errichten ließ, ein ansehnlicher Bau mit hohem, gebrochnem Dache, davor, zwischen ihm und dem Rande des Teichs zwei kleine Pavillons in demselben Stile, zwischen beiden die tieferliegende, von einer Steinbalustrade eingefaßte Quelle, zu der Treppen hinabführen, links eine bescheidne hölzerne Kolonnade mit kleinen Läden, die ehemals gewiß alle möglichen Waren feilboten, heute nicht mehr benutzt werden und deshalb geschlossen sind bis auf einige wenige, wo man Ansichtskarten u. dgl. erhalten konnte; daran schließt sich die Konditorei. Unter den schattigen Bäumen waren heute für die Gäste die Kaffeetische gedeckt, und heiter angeregt unter dem anmutenden Eindrucke dieser Umgebung, die jene Zeit um 1800 so getreu und unverfälscht zum Ausdruck bringt, verplauderte man behaglich ein Stündchen, während eine Regimentskapelle aus Halle klassische Weisen von Haydn, Mozart u. a. spielte, ohne mit Blechgetöse die Unterhaltung zu stören. Noch blieb Zeit zur Besichtigung des in der „Schillerstraße“ nicht weit vom Kurhause gelegnen Schillerhauses, das jetzt einem Glasermeister gehört und durch eine Marmortafel bezeichnet ist. Bereitwillig führt er uns die steile enge Holztreppe hinauf, deren Pfeilerköpfe weiße Vasen tragen. Dort oben hat Schiller ein kleines, einfenstriges Zimmer nach der Straße zu bewohnt. Die einfach gemalte, nicht sehr hohe Decke, die holzvertäfelten, weißgemalten Wände, die durch schmale, gerieste Pilaster mit Rosetten unter den zierlichen Kapitälen gegliedert werden, wirken fast vornehm, entsprechen jedenfalls dem Geschmacke seiner Zeit. Das Goethehaus, ebenfalls durch eine Gedenktafel kenntlich, liegt ganz in der Nähe des Theaters, am Ende einer schönen Lindenallee, ein einstöckiges, fast quadratisches Haus mit vier Fenstern Front zwischen zwei Höfen; zwischen den Fenstern rankt sich ein Weinstock empor, und anmutig genug muß von dort der Blick in das grüne Laubwerk des Kurparks sein.

Nach alter Sitte war der Beginn der Festvorstellung auf 5 Uhr festgesetzt, aber schon seit ½5 Uhr füllte das Publikum wie einst die kurze Allee mächtiger alter Linden, die vom Kurplatze nach dem Theater führt. Rechts davon liegt das „Schlößchen“ der ehemaligen Bischöfe von Merseburg, wo der kursächsische Hof und gelegentlich auch andre Fürstlichkeiten zu wohnen pflegten, ein bescheidner Renaissancebau um einen Hof; an ihn hat man in demselben Stile als einen Flügel die neue Bürgerschule angelehnt, die durch einen großen Spielplatz von der Allee nach dem Theater getrennt ist. Malerisch liegt dieser unendlich schlichte Bau im Schatten der

Linden, höher das eigentliche Bühnengebäude, etwas niedriger der Zuschauerraum, schon früher wegen der Baufälligkeit durch starke Strebepfeiler gestützt, daran anschließend die Nebenräume, namentlich die altertümlich engen und schwach beleuchteten Garderoben. Aber das Innere ist doch ein ansehnlicher, nach hinten zu etwas ansteigender Saal, rechts und links die von einem schlichten Geländer aus gekreuzten Stäben eingefaßte Galerie, gegenüber der Bühne in gleicher Höhe das Amphitheater, alles einfach in weiß gehalten und von einer weißen Decke in Form eines flachen Tonnengewölbes überspannt, dessen einzige Verzierung eine rote Mäanderkante am untern Rande bildet. Von dessen Mitte hängt ein hölzerner, mit Kerzen besteckter Kronleuchter herab, noch immer der alte; doch hatte man der modernen Zeit eine Konzession gemacht, indem elektrische Beleuchtungskörper längs der Galerien den Raum erhellten; auch hatten die rot gepolsterten Bänke Lehnen erhalten. Aber die altertümlich gehaltnen Theaterzettel teilten Theaterdiener in der alten Tracht aus.

Eine erwartungsvolle Menge erfüllte den Raum, vor dem neben der leichten Ware der Lustspiele und Operetten („Singspiele") unter Goethes Leitung und oft in Schillers Gegenwart alle die großen Dramen beider Klassiker über die Bühne gegangen sind und 1805 die Totenfeier für Schiller mit der „Glocke" und Goethes Epilog veranstaltet worden war. Weihevoll klang die Ouvertüre zu Glucks „Iphigenie"; dann rauschte der rote, leicht mit Gold verzierte Vorhang auseinander, und in einem sonnendurchleuchteten deutschen Buchenwalde erschien ein weißbärtiger Sänger mit der Harfe. Sein Prolog (Ernst von Wildenbruchs) wies unter scharfer Ablehnung des französischen, skandinavischen und russischen Vorbildes (das kein Wollen und kein Hoffen und keine Persönlichkeit kenne) auf unsre Klassiker und ihre hohen Ideale hin. Dann schloß sich der Vorhang wieder; als er nach einem melodischen Glockensignal abermals auseinanderging, zeigte sich das Bild des „ewigen alten dichtbelaubten Haines", im Vordergrunde der Altar Dianas, im Mittelgrunde rechts der Tempel, ein wuchtiger Bau, nicht griechischen, sondern eher ägyptischen Charakters, im Hintergrunde das dunkelblaue Meer bis zu einer fernen Küste, darüber der Wolkenhimmel, im Anfange durchbrochen von der roten Glut der aufgehenden Sonne. Und nun trat Iphigenie (Amanda Lindner) hervor, die Stufen herabschreitend, jeder Zoll die hoheitsvolle Priesterin, und majestätisch flossen die klangvollen Verse des einleitenden Monologs von ihren Lippen. Auch alle andern Spieler waren ihrer Aufgabe völlig gewachsen und bildeten, obwohl von vier verschiednen Theatern stammend, ein musterhaftes Ensemble. So spielte sich die äußerlich so einfache, innerlich so reiche und bewegte Handlung ab mit erschütternder Gewalt, bald in abgeklärter gehaltner Ruhe, bald im dritten Akt anschwellend zu mächtiger Leidenschaft; sogar die schwere Aufgabe, erst den Wahnsinn, dann die Erlösung Orests (Rudolf Christians) glaubhaft zu machen, gelang vorzüglich, und trefflich war auch König Thoas (Wilhelm Diegelmann), dessen tiefe, mühsam gezügelte Leidenschaft den Barbaren nicht verleugnete. Zugleich plastisch und symbolisch wirkte es, als Iphigenie, am Altar stehend, den vor ihr zusammengesunknen Orest, den Pylades (Hermann Böttcher) stützend umschlang, mit ihrem weißen Schleier wie schützend deckte. Die ganze Wucht der antiken und doch so ganz deutsch empfundnen Tragödie, der edelsten Frucht des Klassizismus, deren Menschen nicht alte Griechen sind, sondern idealisierte Gestalten aus der Goethezeit, schritt hier über die enge Bühne, in diesem kleinen intimen Hause, in dem jede Feinheit des Dialogs und des Spiels unendlich besser zur Geltung kam als in einem großen modernen Theater. Es entsprach dem allgemeinen Bedürfnis, daß nach dem dritten Akt eine längere Pause eintrat. Goldnes Sonnenlicht flutete durch die Wipfel der hohen Linden auf das bunte Gewimmel der sich in freier Luft ergehenden Zu-

schauer; mit dem schwarzen Rock der Herren kontrastierten die hellen Toiletten der Damen, einige Uniformen und die bunten Farben der Hallischen Verbindungsstudenten, die hier zu erscheinen gewissermaßen ein historisches Recht hatten. Noch erfüllt von dem mächtigen Eindrucke der bisherigen Aufführung sah man dann dem Abschlusse der Handlung entgegen, die im fünften Akt, in der Szene zwischen der schwer geängstigten, doch nie ihre Hoheit vergessenden Priesterin und dem grollenden, sich mühsam beherrschenden Thoas noch einmal einen Höhepunkt erstieg, dann mit der ergreifend gespielten Abschiedsszene schloß. Rauschender Beifall erfüllte das Haus noch einmal, wie nach jedem Akte, die weihevolle Stimmung eher störend als steigernd.

Ein einfaches gemeinsames Abendessen vereinigte nochmals die Zuschauer in dem Kursaale, dessen Dekoration noch ganz den Geist des Klassizismus atmet. Als wir wieder ins Freie traten, stieg der Vollmond über den dunkeln Laubmassen des Parks empor, und in langen Ketten umgaben matt leuchtende rote Lampions den stillen Teich. Die wunderbare Einheit des historischen Lokaltons unterstützte die Wirkung dieses merkwürdigen Theaterabends, dessen bestes Ergebnis doch die Überzeugung war, daß die Kunst ihre tiefsten Wirkungen mit den einfachsten Mitteln erreicht. Hoffentlich befestigt sich diese Auffassung, deren Ideal die „edle Einfalt und stille Größe" ist, auch in weiterm Kreise, wenn die Absicht, während des Sommers regelmäßige Aufführungen klassischer Stücke zu veranstalten, ausgeführt wird. Es wäre ein Segen für unsre verwildernde Bühne. *

Zur Beachtung

Mit dem nächsten Hefte beginnt diese Zeitschrift das 3. Vierteljahr ihres 67. Jahrganges. Sie ist durch alle Buchhandlungen und Postanstalten des In- und Auslandes zu beziehen. Preis für das Vierteljahr 6 Mark. Wir bitten, die Bestellung schleunig zu erneuern.

Unsre Leser machen wir noch besonders darauf aufmerksam, daß die Grenzboten regelmäßig jeden Donnerstag erscheinen. Wenn Unregelmäßigkeiten in der Lieferung, besonders beim Quartalwechsel, vorkommen, so bitten wir dringend, uns dies sofort mitzuteilen, damit wir für Abhilfe sorgen können.

Leipzig, im Juni 1908 **Die Verlagshandlung**

Cigaretten

Cigaretten sind wie Edelsteine, je höher der wirkliche Wert ist, desto bescheidener muß die Aufmachung und Fassung sein. Beweis: Salem Aleikum - Cigaretten. Preis: 3½ bis 10 Pfg. das Stück. Nur echt mit Firma: Orientalische Tabak- und Cigarettenfabrik „YENIDZE", Inhaber: Huga Zietz, Dresden. Über 1500 Arbeiter.

Edelsteine

YD 11455

AP30
G7
v.67:2
183886